CURIOSITÄTEN-
und
Memorabilien-Lexicon
von
WIEN.

Ein belehrendes und unterhaltendes Nachschlag- und Lesebuch in anekdotischer, artistischer, biographischer, geschichtlicher, lexikalischer, pittoresker, romantischer u. topographischer Beziehung.

Von
Realis.

Herausgegeben von ANTON KÖHLER.
I. Band
Wien, 1846.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenfi.

Vorwort.

O edles Wien, selbst zu mir sprach,
Du bist die Pfort und zu alzeit
Befestigung der Christenheit, —
— — — — — — — — — —
Das ich Dich nun beuchten sol,
Dank ich mein Gott, dir freuden vol.

Wolfgang Schmeltzl.

Man hat die Stadt Wien eine Welt in einer Nuß genannt; man kann sie aber richtiger Österreich in einer Nuß nennen, und von dieser wollen wir uns bemühen, den edlen, saftigen Kern, und nicht bloß die trockene todte Schale wiederzugeben.

Unser Zweck ist, dahin zu wirken, daß Wien's Bewohner keine Fremdlinge in ihrer schönen Geburts- und die Bewohner der ganzen Monarchie keine Fremdlinge in der Hauptstadt ihres Vaterlandes seien. Diese Blätter haben auch den Nebenzweck, die blühende Gegenwart mit der merkwürdigen Vorzeit und mit beiden die heranrollende Zukunft bekannt zu machen.

Diese Mittheilungen sollen der österreichischen National-Encyclopädie besonders in jenen Fächern zur Ergänzung dienen, welche dort gar nicht oder nur wenig berücksichtigt wurden. Wo es der Stoff gestattet, sind geschätzte Lokalschriftsteller benutzt worden.

Biographische Skizzen lebender Personen sind in der Regel von diesen Blättern ausgeschlossen, weil wir eine doppelte Klippe vermeiden wollen; denn Viele wollen entweder nicht besprochen, oder es auf eine Art werden, welche mit der Wahrheit nicht im Einklange steht.

Obgleich die Stadt und die Vorstädte der eigentliche Vorwurf unserer Schilderung ist, so sind davon die Umgebungen im Umkreise einiger Meilen nicht ausgeschlossen, denn diese sind gleichsam integrirende Theile des großen Zentralpunktes der Monarchie. Das Werk dürfte dadurch an Brauchbarkeit, Interesse und Vielseitigkeit wesentlich gewinnen.

Auch für Erheiterung und Erholung des Geistes ist gesorgt worden. „Darum soll der freundliche Scherz hier als eine farbige duftende Blüthe er-

scheinen, die auf dem geweihten Stamme des sinnvollen Ernstes emporwächst. Wenn sich diese bisweilen durch Beimischung satyrischer Säfte in eine wohlriechende Brennnessel verwandelt, so wird auch wieder häufig die Nelke daraus entstehen, welche Blumisten in manchen Gegenden den Harlekin zu nennen pflegen — oder wohl gar eine aromatische Nießwurz zum Vorschein kommen, deren Geruch alle Falten des Zwerchfells durch fröhliches Lachen zu erschüttern im Stande ist."

Es bedarf wohl der Versicherung nicht, daß diese Schrift die Frucht einer mehr als dreißigjährigen Forschung ist. Die Bescheidenheit, womit sie sich ankündigt, dürfte ihr Anspruch auf die Milde der Kritik geben.

Von achtbaren Männern, besonders von dem Herausgeber, wurden interessante Mittheilungen gemacht, um deren Fortsetzung Jedermann gebeten wird. Was nach dem Drucke der einzelnen Buchstaben einlangt, wird in einem Anhange, — ohne welchen nun einmal ein ähnliches Werk nicht bestehen kann, aufgenommen werden.

Der Verfasser.

Abkürzungen.

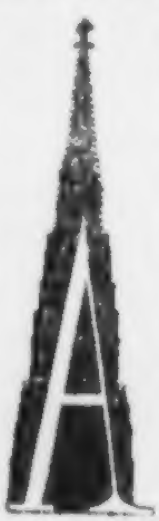
S. d. bedeutet: Sieh daselbst.
v. „ vormals.
— g. „ — gasse.
— gr. „ — grund.
— m. „ — markt.
— str. „ — straße.
— vorst. „ — vorstadt.
— i. St. „ innern Stadt.
— u. z. „ und zwar.

Die eingeklammerten Zahlen bei den Häusern bezeichnen die Nummer derselben.

A.

A.

Wenn man eine große Stadt von der Ferne beschaut, so lehren uns die vielen in die Wolken ragenden Thürme die ewige Wahrheit, daß auf Erden nicht Alles gleich sein kann. Ein geistreicher Schriftsteller (Friedr. A. Kanne) gloſſirte in dieſer Beziehung, daß man dieß ſogar an den verſchiedenen Anfangsbuchſtaben der Schrift ſehe, welche auch in ungleichem Verhältniſſe immer eine gewiſſe Zahl niedriger Häuſer oder Buchſtaben um ihre hohen Thurmſpitzen verſammeln. So habe die Hauptſtadt des Kaiſerthums Öſterreich, das alte herrliche Wien aber vor allen ihren Schweſtern einen recht ordentlichen Anfangsbuchſtaben oder hohen Thurm aufzuweiſen, der wie das große A im Alphabet über die andern Selbſt- und Mitlauter hinausragt in die Wolken, und auf die niedern Häuſer herabſchaut, — den Stephansthurm. — Daß er ein Selbſtlauter iſt, beweiſe der helle Klang ſeiner Glocken, mit welchen er über die tief unter ihm ſtehenden Thürme, Paläſte und Häuſer bald mit ſtarker Donnerſtimme, bald mit feinem Geklingel hinwegruft. — In



ſeiner Spitze throne der Bothe, welcher die Ankunft des von dieſer Erde ſcheidenden Erdenſohnes ſchnell den Himmeln zu melden pflegt, — das Zügenglöckel. — Aus ſeinen Hallen töne der wahre Grundton der alten dauerhaften, öſterreichiſchen Macht und Herrlichkeit.

»Ich nenne ihn ein unſchätzbares Edelgeſtein, einen Solitär. Steht er nicht da, einzig und allein in der Luft, und erſcheint wie ein Rieſe, der die andern Thürme und Paläſte niederdruckt, daß ſie ſich kaum zu ihm hinaufzuſchauen wagen. Er iſt ſogar ein à jour gefaßter Solitär; man kann ihn ja von allen vier Himmelsgegenden durch eine gleiche Öffnung durchſchauen, und das Blau des Himmels erblicken — wie bei einem à jour gefaßten Brillanten. — Ich nenne ihn einen für die Ewigkeit inſtallirten Kreiswächter, der ſchon manche ſchlafloſe Nacht zubrachte, weil er auf ſein unter ihm liegendes, trautes Unter-Öſterreich Acht gibt. Ich nenne ihn ſogar den erſten, größten und tapferſten Landwehrmann; denn ſeine Bruſt war unerſchütterlich, und um ihn herum wollte die Treue noch niemals wanken, wenn gleich viele Pfeile des Unglücks an ſein gepanzertes Herz prallten.«

Wir glaubten unſer Alphabet nicht würdiger, als mit dieſer Apoſtrophe an die äußerſte Spitze des Stephansthurmes, als des am höchſten in die Wolken ragenden Punktes der Hauptſtadt, welche der Gegenſtand unſeres Werkes iſt, eröffnen zu können.

ABCHäuser.

Es gereicht dem gesunden Sinne der Bewohner Wiens zur Ehre, daß man daselbst mehrere Häuser findet, welche diese drei ersten Buchstaben des Alphabets, dieses Inbegriffes alles Wissens, an der Stirne tragen, ohne sich davon durch die Verrufung, worin die dreißigjährigen ABCschützen stehen, abhalten zu lassen. — Das merkwürdigste dieser ABChäuser ist jenes in der Rauhensteingasse der innern Stadt (936), welches früher das Haus zur goldenen Kugel genannt wurde, und wo man die bedeutungsvollen drei Buchstaben sogar vergoldet sieht. Seit mehr als Menschengedenken ist hier eine der besuchtesten Branntweinschenken, in welcher manchem ABCbeflissenen ein X für ein U vergemacht wurde, und wo noch täglich das Fuselliedertönt:

Also Freunde laßt uns trinken,
Weil noch volle Gläser winken,
Trinken nach dem ABC! —
Atzgersdorfer soll beginnen,
Bisamberger dann uns rinnen,
Schnaps und Cognak gibt den Thee!

Bedeutender ist dieses Haus durch seine alterthümliche Bauform. Von der Gasse aus kann nicht angegeben werden, ob es zwei- oder dreistockig ist, und das Spitzdach ruht auf dem Giebel, wie vormals die dreieckigen Herrnhütchen sich auf einer Allonge-Perrücke ausnahmen. Die kahle Fläche seiner dreifensterigen Façade wird durch ein antikes Versprungfenster unterbrochen, worunter ein niedriges, gedrücktes Thor in eine gewölbte Einfahrt führt, dessen Decke ein mittelgroßer Mann mit der Hand berühren kann. Der Hof ist schmal, lang und irregulär; auch hier sind alle Fenster ohne Symmetrie und sonderbarer Weise findet man auch im ersten Steckwerke ein Versprungfenster, welches aber kaum eine klafterweite Aussicht gewährt. Die Treppe gleicht der Leiter eines Hühnerstalles, sie bricht im ersten Steckwerke ab, und im zweiten mündet sie in einen jener hölzernen Gänge aus, welche die Bauordnung unserer Zeit mit Recht verbannt hat. Dieser äußern Form entspricht auch die winkelige innere Abtheilung der Gemächer, und es ist dabei auf Gemächlichkeit und Ebenmaß so wenig Rücksicht genommen worden, daß man daraus noch deutlich erkennt, unsere Verfahren seien in der edlen Baukunst wahre ABCschützen gewesen.

Auch in der Hauptstraße der Vorstadt Neu-Wieden erblickt man ein Haus, zum goldenen ABC genannt; es führt die Nummer 690, ist ein Gasthaus und besitzt die Eigenheit, außer dem Eingange in die Trinkstube kein Hausthor zu besitzen. Wir sehen hieraus, daß es noch heute Leute gibt, welche das ABC der Baukunst nicht verstehen. Außer diesem hat dieselbe Vorstadt noch ein zweites goldenes ABChaus (458); eben so findet man eines auf der Laimgrube (89), im Lichtenthal (24, Salzergasse), zu Mariahilf (106, Mondscheingasse), am Spitelberge (11, breite Gasse), im Schottenfelde (25), in der Leopoldstadt (228) und deren zwei im Alt-Lerchenfelde (72 u. 229).

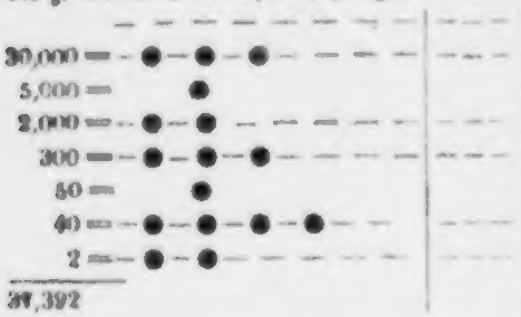
Die Sage, im ABCHause in der Rauhensteing. sei das alte peinliche Gericht gehalten worden, ist ungegründet, wie beim Amthause vorkommt.

Abacus.

Der Abacus ist ein Bret oder Tisch, worauf vormals, da die Kopfrechner noch seltener als heut zu Tage waren, die Kaufleute in ihren Läden mittels Rechen- oder Zahlpfennige rechneten. Sein Gebrauch war auch in Wien sehr häufig; man findet deren hie und da noch in alten Rumpelkammern. Die größte Geläufigkeit in dieser Art zu rechnen, besaß man in Frankreich. Das Wesen dieser Rechnungsart bestand darin, daß auf einem Tische (abacus) einige wagrechte Striche nach Belieben so weit von einander

gezogen wurden, als zum wenigsten zwei Rechenpfennige breit sind. Der erste Strich von unten gilt eins, der zweite zehn, der dritte hundert, der vierte tausend u. s. w., und die Pfennige, welche in die Mitte zwischen zwei Striche gelegt werden, gelten halbsoviel als der Strich zunächst darüber.

Dem zu Folge bedeuten die untenstehenden Pfennige 37,392. Zur Seite ist noch ein Strich quer durch die andern gezogen, um das Fach abzusondern, in welches die Zahlen, die von den ersten unterschieden sind, als z. B. im Subtrahiren, gelegt werden.



Abensperg- und Traun'sche (Gräflich-) Fideicommißhäuser.

Diese in der Herrngasse liegenden Häuser (240 und 241) gehören zu den ältesten Gebäuden der Stadt, wie denn auch ihre Besitzer den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes beigezählt werden, da sie von dem berühmten Grafen Babo von Abensberg und Rohr abstammen. Ernst Graf von A. und T. (geb. 1608, gestorben als Stadtcommandant von Wien, den 18. November 1668) ist der Stifter des Primogenitur-Fideicommisses, wozu diese Häuser und die Herrschaft Petronell in Nied. Östr. mit Traun gehören. — Hiezu gründete sein Sohn, Graf Otto Ehrenreich (geb. 1644, gest. 18. Sept. 1715) aus seinen Allodial-Herrschaften Bisamberg, Weckflüß, Meissau, Kapottenstein und Groß-Schweinbarth in N. Östr. ein Sekundogenitur-Fideicommiß, dessen Wohnsitz sich in der Johannesgasse (970) befindet.

Urkundlich waren die Traune schen im 11. Jahrhundert in der Herrngasse seßhaft. Berühmt war damals der Kampfesheld Hanns von Traun, Pfleger zu Freistadt, der wider Preußen und Polen gestritten, einen russischen Herzog erschlagen, der Einnahme von Calais beigewohnt und bei Peitiers den 19. Sept. 1356 so wacker mitwirkte, daß der schwarze Prinz von Wallis ihn zwischen sich und den gefangenen König Johann von Frankreich an die Tafel setzte. Traun begab sich dreimal nach England, enterte das letzte Mal in seinem hohen Alter ein französisches Schiff und brachte es dem König Eduard zum Geschenke mit.

Das die Zahl 241 tragende Haus bildet die Ecke der Stranchgasse und nimmt die Stelle des uralten Kohlhofes ein. Es ist nur ein Stockwerk hoch, umfaßt aber einen bedeutenden Flächenraum und ist älter als das andere Haus (240), mit welchem es innerlich zusammenhängt. Was dem ersten Hause an Großartigkeit abgeht, das besitzt der Haupttrakt des zweiten in der Herrngasse in vollem Maße. Dieses ist ein imposantes Bauwerk, welches mit seinem hintern, auf die Freiung stehenden mittelalterigen Theile einen auffallenden Kontrast bildet.

Die schöne Fronte dieses herrschaftlichen Hauses gegen die Herrngasse besitzt in seinen, den Balkon tragenden Atlanten oder lastragenden Simsfiguren eine artistische Merkwürdigkeit und Kuriosität, die unseres Erachtens die geringe Beachtung, welche die Vorübergehenden ihnen erweisen, nicht verdienen. Diese Atlanten sind sechs kräftige, alte, orientalische Männer in mehr als natürlicher Größe, mit kahlen Köpfen und tüchtigen Zwickelbärten und in halber oberer Körpergestalt. Sie sind in zwei Gruppen, je zu drei Figuren, symmetrisch vertheilt, und enden in zwei Fußsäulen. Die Stellung der Köpfe und ihrer mit Polstern belegten Hälfte ist der Situation gemäß gebückt, und

Mienen und Muskeln zeigen die Schwere der Last, welche sie ewig zu tragen verurtheilt sind. Der Künstler, welcher die Steinfiguren verfertigte, hat sich wahrlich seines Werkes nicht zu schämen und die Bekanntmachung seines Namens ist sehr zu wünschen. Der Haarbüschel, der den Scheitel eines jeden dieser übrigens kahlköpfigen Simsträger ziert, gab bei ihrer Aufdeckung im Anfange des 18. Jahrhunderts dem stets regen Wiener Volkswitze Gelegenheit, sie die „sechs alten Schuppel“ zu nennen; wir erinnern uns auch noch unlängst ein einziges Mal diese Bezeichnung gehört zu haben, und zwar ebenfalls von einem alten Schüppel, der aber für die tausenderlei Schönheiten seiner Vaterstadt Wien mehr Sinn hatte, als eine Heerde bocksbärtiger Pflastertreter unserer Zeit.

Auch die Sage macht uns das Grafenhaus der Traun interessant. Zur Zeit als Ungarn von den Türken bedrängt wurde, befand sich ein edler Ungar zu Wien als Gast im Hause Traun. Eines Abends kreisten an der Tafel fröhlich die Becher, wobei das Gespräch auf ein unheimliches Gemach der Burg Rapottenstein und auf einen gespenstigen Zweikampf der längst verstorbenen, nicht einmal den Namen nach mehr bekannten Brüder von Kuenring, der frühern Besitzer des Schlosses, kam.

Im Stamme der Kuenringer soll der Sage nach die Liebe zwei Brüder zu unversöhnlichen Feinden gemacht haben, von welchen einer im ritterlichen Kampfe durch das Schwert des andern blieb. Seit jener Zeit sollen in gewissen Nächten in einem der obern unbewohnten Gemächer polternde Tritte, Schwerthiebe und Waffenklang, wie in erbittertem Kampfe, sich hören lassen. Dieses Getöse währe eine Stunde und dann trete die vorige Todtenstille ein.

Der muthige Ungar belächelte diese Spuckgeschichte und bat, ihn in die Waldeinsamkeit des siebenthorigen Felsenschlosses hinzuführen, ihm in dem unheimlichen Gemache ein Nachtmal zu bereiten und das Weitere ihm zu überlassen. So geschah es auch. Die ganze gräfliche Familie begab sich nach Rapottenstein, und nach einem vergnügten Abend betrat der Ungar die schauervolle Schlafkammer. Als am folgenden Tage Alles erwachte, blieb der Fremde allein unsichtbar. Im Spuckgemache herrschte tiefe Stille. Auf öfteres Anpochen erfolgte keine Antwort. Der Schlossherr ließ die Thür gewaltsam aufbrechen und fand den edlen Ungar kalt und unbeweglich wie eine Bildsäule, die Hand am Säbel, den Blick starr auf die Mitte des Zimmers gerichtet, auf dem Bette liegen.

Mit Mühe brachte man ihn zu sich. Als er sich erholt hatte, schritt er stumm mit den Geberden eines eiligen Abschiedes hinaus, und eilte von dannen. Er soll kein Wort gesprochen haben, bis er ins kaiserliche Lager angekommen war. Hier kämpfte er mit vieler Verwegenheit, allein der Tod schien ihn zu fliehen, wie Alles, was einmal das Reich der Geister berührt hat.

Nach Herstellung des Friedens vernahm der edle Ungar, daß sich sein Freund im Schlosse Petronell befände, weil das Haus Traun den Rapottenstein verlassen und sich mit allen geschichtlichen Erinnerungen und Seltenheiten in das auf den Trümmern des alten Carnuntums erbaute Schloß begeben hatte. Er beschloß daher dasselbe mit einem zweiten Besuche zu überraschen. Nach den ersten Stunden des Willkomms durchwandelten die Freunde die weiten Säle Petronells und kamen in die Halle, wo von Rapottenstein die Ahnentafel und Familienbilder der Kuenringer aufgestellt worden waren. Hier rief der Magyar plötzlich aus, „Sie sind's! — Diese Beide sind's!“ —

Und nun offenbarte sich, was durch Jahrhunderte unbekannt geblieben war, nämlich welches Paar vom Hause Kuenring die feindlichen Brüder waren.

Der Edelmann erzählte, er sei damals nach einem kurzen Schlafe wie von einem heftigen Stoß aufgerüttelt, von seinem Bette aufgefahren, und habe näher kommende schwere Fußtritte vernommen. Plötzlich sei die Thür aus ihren Angeln gefahren, und ein Ritter — dieser Hadmar von Kuenring, den er im Bilde wieder erkenne, sei in einem pechschwarzen Harnisch, mit offenem Visier und blankem Schwerte herein getreten; und ihm auf der Ferse folgend dieser Andere, Namens Albero. Beide hätten sich zum Kampfe gestellt und mit Erbitterung geschlagen, bis Hadmar gefallen und verzweifelnd an seinem künftigen Heile, weil er den Bruder zum Kampfe gezwungen, seine Seele ausgehaucht habe. Mit dem nächsten Glockenschlage sei die Erscheinung verschwunden — ihn aber, den verwitzigen Zuschauer, hätten die geheimnißvollen Schauer der Geisterwelt berührt, seine Zunge sei gelähmt gewesen, kein Lächeln mehr über seine Lippen gekommen — und dieser Zustand habe so lange gewährt, bis in dem heiligen Kampfe für Fürst und Vaterland sein Blut geflossen sei.

Abgebrannte Haus (Das)

in der Vorstadt Wieden (447) ist ein architektonisches Monstrum, welches in vielerlei Betrachtung eine besondere Erwähnung verdient.

Schon der Name enthält einen albernen Widerspruch; ein abgebranntes Haus ist eine Brandstätte, und ist diese wieder aufgebaut, so ist der neue Bau nicht mehr abgebrannt. Selbst die Annahme, man habe diesem Hause zum Andenken seiner einstigen Einäscherung diesen Namen gegeben, ist seicht; denn es gibt nicht nur der Häuser, sondern auch ganzer Gassen und Plätze und selbst der Städte viele, welche dieses traurige Loos getroffen hat, ohne daß man sie deßhalb die abgebrannte Gasse oder die abgebrannte Stadt genannt hat.

Eben so unrichtig ist die Bezeichnung dieses Theils der Vorstadt Wieden als „Haus," denn es handelt sich hier außer den zahlreichen Magazinen und Remisen, welche sich in seinem Umkreise befinden, um mehr als ein Dutzend Häuser, die ordnungslos, wie vom Zufall dahin geworfen, theils an einander und theils von einander entfernt liegen.

Diese kunterbunte Anhäufung ebenerdiger, ein-, zwei-, drei- und vierstockiger, unansehnlicher und altersgelber Gebäude bedeckt einen so großen Bodenraum, daß das abgebrannte Haus in dieser Hinsicht einer herrschenden Sage nach den Vorzug behauptet, das größte Privathaus Wiens zu sein; es soll um eine Quadratklafter mehr Fläche besitzen, als das Starhemberg'sche Freihaus in derselben Vorstadt, welches gewöhnlich für das umfangreichste Privathaus Wiens gehalten wird. Das abgebrannte Haus erstreckt sich von der Wiedener Hauptstraße durch einen Theil der großen neuen Gasse den Mittersteig hinauf, wo mehrere andere Häuser angrenzen, und tritt gegen die obere Hauptstraße in der Klagbaumgasse wieder sichtbar hervor. Schon seine Fronte auf der Hauptstraße besteht aus drei verschiedenen Gebäuden, welche sich stufenartig zwei, drei und vier Stockwerke hoch erheben, und kein Merkmal an sich haben, aus welchem sich schließen ließe, daß sie den Eingang eines Besitzthums bilden, das ungeachtet seiner vernachlässigten Benützung noch immer die Einkünfte einer Herrschaft abwirft. Es bedarf keiner Berechnung, um das Facit herauszubringen, daß ein spekulativer Anbau der unermeßlichen, hier öde und in Unreinlichkeit liegenden Erdräume sich zwanzigfach rentiren würde; denn manches Städtchen mag mit seinem Baustande auf einen engern Raum beschränkt sein. Sein Besitzer ist der Freiherr von Geusau. — Den Mitteltheil des Terrains nehmen

die weitläufigen Ruderа eines Gartens ein, der einst in stolzer Pracht sich hier entfaltet haben mag und noch Kunde gibt, daß seinem Verfalle eine Blüthezeit vorangegangen ist. Auffallend ist die dem Hauptgebäude angebaute, schöne Stiege, die sich mit ihrem grandiosen Treppenhause zwischen diesen unsymmetrischen Bauwerken ausnimmt, wie ein zierlicher Denkstein auf einem Schutthaufen, oder wie eine frische Rose zwischen dürrem Gesträuche. Entweder ist dieser gelungene Theilbau der Anfang eines größeren, projektirt gewesenen, aber ins Stocken gerathenen Werkes, oder die Laune eines der vorigen Besitzer des Hauses, in beiden Fällen aber kann man das daran verwendete Geld für verloren erklären.

Von den drei Eingängen des Hauses steht das Hauptthor auf der Wiedener Hauptstraße zwischen einer Apotheke und einem Gasthause, was an den alten Spruch erinnert:

„Zwischen Bacchus und Äskulap
Geht der Sensenmann auf und ab."

Abgesehen hievon mag aber jeden Falls sich hier eine sonderbare Nasenweide ergeben, wenn die Dämpfe des Schweinebratens aus der Wirthshausküche sich mit dem Medikamenten-Geruche der lateinischen Küche vereinigen, — eine Nasenweide, die nicht selten den Wunsch nach dem Brandgeruche eines „abgebrannten Hauses" zurückwünschen lassen.

Abnahme des Mondes und Sternes vom Stephansthurme 1686.

Am 12. Juli 1686 um 11 Uhr Vormittags, begann der Ziegeldecker Ressytko an der Seite des Thurmes, dem Curathause gegenüber, oder der Uhr auf dem Gange auswendig das Gerüst zu machen. Es war sehr einfach und kostete nur 11 Gulden. Es bestand aus etlichen Pfosten und 11 Leitern, die er auf einander stellte und mit Stricken befestigte, wobei er manche Ceremonien machte.

Den 14. um 9 Uhr Vormittags zog er aus des Bürgermeisters, Simon Schuster's, Behausung mit einer großen Fahne, welche gelbe und schwarze Streifen hatte, unter dem Trommelschlage seines Sohnes, um den die Domkirche damals umgebenden Friedhof herum, schwang diese Fahne auf der Rose des Thurmes gegen alle vier Seiten und band sie an die höchste Leiter. Ihm folgte sein Sohn mit der Trommel bis unter die Rose nach.

Nachmittags machte er mit seinen zwei Söhnen den Stern sammt dem Monde los und legte ihn an die Rose. Nachdem er eine Weile die Trommel geschlagen hatte, trank er dem Volke die Gesundheit aus sechs blechernen Bechern, die er nebst einem Sack voll Obst herabwarf. Das Ende seiner Ceremonien war ein Pistolenschuß und ein Trunk. Hierauf ließ er den Stern und den Mond an den Ort, wo er aus- und einzusteigen pflegte, und von da durch die große Öffnung des Gewölbes, wo das Primglöckel geläutet wird, in die Kirche herab. Der Stern sammt dem Monde wurde in die Behausung des Grafen Leopold v. Kollonitsch überbracht, welcher den folgenden Tag dem Volke diesen Stern zur Beschau aufstellen und neues Geld auswerfen ließ; von da ist er Abends von dem Thurmsteiger selbst nach Hofe getragen worden.

Ressytko bekam von dem Stadtrathe den Rathspfennig von 10 Ducaten, welche sammt dem Agio damals 36 Gulden ausmachten. Man ließ von dem Kupferstecher Martin Lerch auf den Mond eine Hand, die eine Feige zeigt, nebst den Worten stechen: Hoc Solimane memoria tua. 1529. (Dieß Soliman zu deinem Andenken. 1529.) Diese Jahrzahl deutet die Zeit der ersten türkischen Belagerung, nicht aber die Zeit der Errichtung des Mondes an.

Dieser Mond und Stern ist aus Mes-

fing gemacht und hat sammt dem Stingelheim 95 Pfund Gewicht. Er war mit zwei messingenen Ringen befestiget, auf dem obern standen die Worte: „Dum spiro, spero, Valentinus Sebaldt.“ (So lange ich athme, hoffe ich. Valentin Sebaldt, der Name des Künstlers.) In der Mitte ist ein Schild, worin ein laufender Löwe als das Zeichen des Monats Juli, in welchen dieser Stern verfertiget worden, mit der Jahrzahl 1591 gestochen. In dem untern Ringe las man: Wolfgangus Eglauer; spes mea Christus, aetatis 24. Anno 1591, 31. Juli. (Wolfgang Eglauer; Christus ist meine Hoffnung, meines Alters 24. im J. 1591 den 31. Juli.) Das bedeutet den Monat, den Tag und Namen, wann und von wem dieser Stern aufgesetzt worden ist.

Die Meinung ist irrig, dieses Zeichen sei auf Begehren des türkischen Kaisers Soliman, der 1529 Wien belagerte, aufgesetzt worden, um den Thurm von der Beschießung zu befreien. Die daran befindliche Jahreszahl 1591 beweiset, daß die Aufsetzung dieses Zeichens erst 62 Jahre nach der Belagerung geschehen ist. Überdieß findet man in den Beschreibungen dieser Belagerung nicht die geringste Meldung von diesem Begehren des Feindes, wohl aber zeigen die Stadturkunden, daß während dieser Belagerung nicht nur das Kirchendach, sondern auch der große Thurm, so beschädigt worden, daß man mit Ausbesserung desselben viele Jahre zugebracht hat.

Dieser Stern und Mond werden gegenwärtig noch in dem bürgerlichen Zeughause aufbewahret.

Abschnalzer (Der).

Herr v. Trumpf ist ein seltenes Exemplar von Anmaßung und Grobheit, wie es deren noch viele gibt.

Herr von Trumpf will ein Allwisser sein, der Alles besser als Andere weiß, und jeden einen Esel und Ochsen nennt, der nicht seiner Meinung ist. Hr. v. Trumpf geht aber noch weiter, er hält sich für die höchste Instanz in Beurtheilung aller öffentlichen Unternehmungen, u. man hört den ganzen Tag von ihm nichts, als dieser oder jener Rath ist ein Esel, dieser oder jener Kaufmann ist ein Ochs,

Ist von einer neuen Einrichtung die Rede, so kommt sie vom Thiere mit langen Ohren her, und von einem neuen Buche, so hat es ein Thier mit langen Hörnern gemacht.

Am ärgsten kommen aber junge Leute bei ihm an; diese macht er alle zu Hauptesel und Kapitalochsen, wenn sie es wagen, ihm zu widersprechen. Nach jeder solchen Exekutirung brüstet sich Herr von Trumpf mit der Äußerung, er habe diesen oder jenen derb abgeschnalzt, und dieser sein Lieblingsausdruck verschaffte ihm den Namen des Abschnalzers.

Vor einiger Zeit war in einem Kaffehause von einem unserer witzigsten Köpfe die Rede, über dessen Werth die Stimmen

getheilt waren. Nachdem der Wortstreit eine Zeit lang gewährt hatte, that endlich Herr v. Trumpf mit der ihm eigenen Arroganz den Ausspruch: „Was braucht's da viel Wesens, er ist ein Erzesel; den wir haben ja zusammen studirt.“

So schnalzte der Abschnalzer zuweilen auch sich selbst ab. Ein von ihm Abgeschnalzter ließ sich es nicht nehmen, auf Hrn. v. Trumpf das nebenstehende Spottbild zu machen.

Academien.

Wien zählt der wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten, die als Academien bezeichnet werden, fünf:

1. jene der bildenden Künste in der Annagasse (980);

2. die k. k. Ingenieur-Acad. auf der Laimgrube (186);

3. die k. k. medicinisch-chirurgische Josephs-Acad. oder das Josephinum in der Alservorstadt, Währingergasse (221);

4. die orientalische Acad. in der Stadt, Jakobergasse (799);

5. die theresianische Ritteracad. oder das Theresianum auf der Wieden (306), von welchen allen besonders gesprochen wird;

6. die ehemalige Real-Acad. bei St. Anna hat durch die Entstehung des großartigen k. k. polytechnischen Institutes als eine überflüssig gewordene Lehranstalt aufgehört; von ihr hat sich noch die Realschule, als Vorbereitungsschule für die kommerzielle und technische Abtheilung des polytechnischen Institutes erhalten.

Achau.

Dieser Ort wird in alten Urkunden Aichowe und Eichau genannt. Er liegt von Wien zwei Stunden südwestlich entfernt in der großen Ebene zwischen Lanzendorf und Laxenburg. Außer dem Schlosse, das der Feuchtigkeit wegen auf Bürsten steht und das feste Haus genannt wird, der alten Lorenzkirche und dem Pfarrhofe ist nichts bemerkenswerth.

Eine halbe Stunde davon befindet sich der Riedenhof, ehemals Roudeniche; ein Hartwick dieses Namens kommt 1136 in Leopold des Heiligen Bestätigungsbriefe von Klosterneuburg als Zeuge vor. Dieser Hof wurde wahrscheinlich erst von Ferdinand I. Achau zugetheilt, und von Carl von Moser mit dieser Herrschaft erkauft.

Achau war von jeher ein Bestandtheil der landesf. Burg Lichtenstein. Es blühte wahrscheinlich früher als Laxenburg auf und war ein Unterhaltungsort zum Jagen und Fischen. Den großen, bis Guntramsdorf gestandenen, von Albrecht III. (mit dem Zopfe) angelegten und erst seit Maria Theresia ausgetrockneten Teich, besaß 1529 Conrad von Königsberg, als Lehen Ferdinands I. Durch diesen Teich zogen die Bergwässer von Mödling und Baden, die Triesting, der kalte Gang und der Krottenbach nach der Schwechat, und überschwemmten nicht nur die ganze Gegend, sondern erfüllten sie auch mit schädlichen Dünsten.

Die ältesten Nachrichten von Achau reichen bis ans Ende des 12. Jahrhunderts, wo Wolfker de Aichowe, Schenke des Herzogs Heinrich, eines Sohnes Jasomirgotts vorkommt. Als erste Besitzer kennt man die Herrn von Hintberg (Himberg), von Ebersdorf und dann die Thürnstein, Kämmerer von Österreich. — Von diesen traten Johann und Albrecht um 1395 die ganze Gegend von Achau, Guntramsdorf und Laxenburg an den Herzog Albrecht III. ab. Im Jahre 1400 kaufte es Rudolf v. Wallsee von Katharina, Witwe Conrads des Schweinbarts, und 1447 brachte Heinrich Haiden Guntramsdorf und bald darauf Achau von einem Herrn von Rappach durch Kauf an sich.

Von Lorenz v. Haiden ſtehet aus dem Jahre 1485 ein Grabſtein in der Kirche. Auch ein Ritter Karl v. Haiden, † 1582, hat an der Seitenwand ein Monument von Marmor. Ernest v. Haiden, der letzte ſeines Hauſes, † 1613 — 1618, verkaufte Achau 1599 an Chriſtoph von Wellzogen.

Während des Bruderzwiſtes zwiſchen Albrecht VI. und Friedrich III. hat Achau viel gelitten. Das Schloß, welches der Kaiſer dem Ritter Simon Pött von Wien anvertraut hatte, wurde 1462 durch den Herrn von Pettau aus Mähren von Berchtoldsdorf aus, zum Raubneſte gemacht, und bald darauf von den Räubern, die ungariſchen Brüder genannt, verwüſtet.

Eine Folge der erſten türkiſchen Invaſion 1529 war für Achau, daß die dortige Pfarre ihre Selbſtſtändigkeit verlor, welchen Verluſt der Pfleger in Lichtenſtein und die Reformation über 200 Jahre begünſtigten. Später wurde die Pfarre mit Biedermannsdorf vereinigt. Aus einer Bittſchrift des dortigen Pfarrers, Chriſtoph Aigner, an den Erzherzog Mathias im Jahre 1609 zeigt ſich, daß der Pfleger von Lichtenſtein mehrere Jahre einen lutheriſchen Prädikanten in Achau gehalten hat, der dieſen Ort erſt verließ, als er des Landes verwieſen wurde.

So mußte das Lutherthum daſelbſt überhand nehmen. Bald kehrten aber die Achauer zur katholiſchen Kirche zurück, und um 1627 war von 50 Häuſern nur noch der Schaffler und ſeine Familie lutheriſch.

Bemerkenswerth iſt, daß zu dieſer Zeit auch Juden in Achau anſäßig geworden waren; ſie hatten ſich ſo vermehrt, daß ſie im unteren Theile des Ortes ſogar eine Synagoge hatten, wovon noch jetzt ein Theil in einem Bauernhauſe im unteren Orte, den ſie ganz inne hatten, gezeigt wird. In der Seelenbeſchreibung von 1650 kommen noch zehn Häuſer mit Juden vor, welche ſich derſelben förmlich widerſetzten.

Die Pfarre Achau wurde von Joſeph II. 1783 wieder hergeſtellt. Die erſte Wirkung davon war eine große Reparation der Kirche. Vermuthlich iſt die Kapelle im Schloſſe, dem heiligen Fabian und Sebaſtian gewidmet, älter als die Ortskirche. Ihr Eingang iſt unten am Schloßthore und ſie dürfte mit der Erbauung des Schloſſes gleichzeitig ſein. Die Pfarrkirche war 1783 des waſſerreichen Grundes wegen geſunken, und mußte von Außen mit vier Strebepfeilern unterſtützt werden; der Haupteingang wurde erhöht, der Boden mit Kehlhammerplatten belegt und die hölzernen, vermoderten Altäre weggeſchafft. Der Thurm erhielt 1764 ſeine heutige Geſtalt. Das Innere des Gotteshauſes, die zwei Seitenaltäre, der heiligen Anna und dem heiligen Sebaſtian geweiht, die Wände, der Tabernakel, Alles wird vom Salpeter angegriffen.

Acht (Die).

Da Wien der Sitz beinahe aller deutſchen Kaiſer aus dem Hauſe Öſterreich war, ſo iſt es auch der Centralpunkt, von welchem die Achts-Erklärungen ausgingen.

Dieſe vormals in Deutſchland ſehr gebräuchliche Rechtspflege kam ſeit der Einſetzung des Reichskammergerichtes immer mehr außer Gebrauch. Der Angeklagte ward gewöhnlich öffentlich drei Mal vorgeladen, bei Strafe für überführt geachtet zu werden; erſchien er nicht, ſo erfolgte die einfache Acht, bei welcher der Geächtete in dem über ihn erkennenden Gerichtsbezirke kein Recht ausüben durfte, ſchutzlos war, und im Betretungsfalle verhaftet wurde.

Brachte der einfach Geächtete binnen Jahresfriſt keine Beweiſe ſeiner Schuldloſigkeit bei, ſo ward er mit der zweiten oder Oberacht belegt, welche in gänzlicher Schutz- und Rechtsloſigkeit beſtand, bürgerlichen Tod, Eröffnung der Lehen, Auf-

lösung der Ehe und Vogelfreiheit nach sich zog. Wer einen so Geächteten aufnahm, verfiel selbst in die Acht, so z. B. im Jahre 1568 der Herzog Johann Friedrich von Sachsen, als er den geächteten Wilhelm von Grumbach einen Aufenthalt in seinem Lande gewährte.

Diese Achtserklärung des Grumbach geschah auf dem ersten Reichstage, welchen Maximilian II. zu Augsburg hielt. Er ließ am 13. Mai, unter freiem Himmel, mit allen dabei üblich gewesenen Umständlichkeiten, durch den Reichsherold nicht nur gegen Grumbach, sondern auch gegen seine Genossen, Wilhelm von Stein, Ernst von Mandelslohe, Jobst von Zettwitz, Michael Fristein und Dietrich Pächte die Reichsacht öffentlich ausrufen: „Sie nicht zu hausen, zu hofen, zu beherbergen, zu äßen, zu tränken, zu leiden, zu dulden, für zu schieben, zu schützen, zu schirmen, zu vergeleiten, ihnen auch nicht zu backen, zu mahlen, noch ihnen einige andere Förderung, Fürschub oder Beistand zu thun."

In einer ältern Achtsformel hieß es auch von dem Geächteten: „Sein Leib und sein Fleisch sei den Thieren in den Wäldern und den Vögeln in der Luft zugetheilt, und er selbst in des Teufels Namen in die vier Straßen der Welt gewiesen."

Wien sah aus dieser Veranlassung im Mai 1567 das seltene Schauspiel, den geächteten Herzog Johann Friedrich auf einem hohen offenen Wagen, mit einem Strohhute auf dem Haupte, von Reitern umgeben, beim rothen Thurm durch die Stadt ziehen zu sehen, um in ein 28jähriges Gefängniß gebracht zu werden.

Das letzte Beispiel einer Reichsachts-Erklärung war jene gegen Friedrich II., König von Preußen im Jahre 1758, die aber wegen der energischen Protestation der evangelischen Reichsstände nicht in Ausübung gebracht wurde.

Acht Fasanen.

Herr von T. hatte den Einfall, dem Pfarrer seines Kirchspiels in einer Vorstadt acht Fasanen nebst einem Billet zuzusenden, in welchem er ihn bat, sie unter die Armen auszutheilen. Hier ist die Antwort des Pfarrers:

„Ich habe die acht Fasanen, die Sie mir zur Austheilung unter die Armen geschickt haben, erhalten. Es scheint, als trauen Sie mir die Gabe des Heilandes zu, der mit fünf Broten und eben so viel Fischen einige tausend Menschen speisen konnte; denn ohne ein Wunder sehe ich nicht ein, wie acht Fasanen unter tausend Unglückliche, die ich täglich zu trösten habe, vertheilt werden sollen. Und sollte mich Ihre Güte oft bevollmächtigen, meinen Armen eine so leckere Speise vorzusetzen, so hieße das in der That ihnen einen schlimmen Dienst erweisen, wenn man sie erst nach Leckerbissen lüstern machen, und dann wieder zu ihrem groben Brote und ihrer dünnen Suppe zurückschicken wollte. Ich habe daher für das Klügste gehalten, die acht Fasanen für meinen Tisch zu braten und statt ihrer acht Thalerstücke in meine Armenkasse zu legen. Ich hoffe, Sie werden mich nicht wieder so theure Fasanen essen lassen, und erlauben Sie, daß ich Ihnen den Spruch des Evangeliums ans Herz lege: Selig sind die Armen im Geiste! Ich habe die Ehre ꝛc."

Adalbert von Babenberg.

Adalbert (Albert), dritter Markgraf von Österr. aus dem Hause der Babenberger, der 1018 seinem Bruder Heinrich I. folgte und 38 Jahre regierte († 26. Mai 1056), wird gewöhnlich in den Geschichtbüchern nur vorübergehend berührt, weßhalb ihm hier eine Stelle eingeräumt wird. Er erwarb sich als glücklicher Krieger den Zunamen des Siegreichen und ihm ver-

dankt die Ostmark es, daß eine davon getrennt gewesene ansehnliche Landesstrecke, in welche auch Wien lag, ihr für immer zurückgestellt wurde.

Das Land erfreute sich unter ihm Anfangs einer 12jährigen Ruhe; auch der Zug des Kaisers Conrad II. wider die Ungarn 1030 war von kurzer Dauer; desto mehr wurde Adalbert aber durch die Unruhen, welche nach des Königs Stephan Tode in Ungarn ausbrachen, in Anspruch genommen. Dieser kinderlose König hatte mit Übergehung der näheren Verwandten, den Sohn seiner geliebten Schwester Gisela, Peter, zu seinem Nachfolger ernannt. Da die Ungarn diesen nicht liebten, so steigerte sich ihre Abneigung gegen ihn um Vieles, als er nach Willkür Gesetze vorschrieb. Zu Stuhlweißenburg kündeten ihm daher die Großen des Reiches den Gehorsam auf, und Peter flüchtete sich zu Adalbert, seinem Schwager.

Die Ungarn riefen den Kumanen Aba, Stephans Schwager, zum Könige aus; dieser verlangte Peters Auslieferung und brach, als sie verweigert wurde, im strengen Nachwinter verheerend in Österreich ein. Adalbert und sein Sohn Leopold wiesen die Ungarn nicht nur kräftig zurück, sondern entrissen ihnen auch im Anfange 1042 das Land zwischen dem Kahlenberge und der Leitha für immer, wodurch Österreich wieder die Ausdehnung erhielt, welche es unter Carl dem Großen hatte (1043).

In diesem Jahre kam auch Kaiser Heinrich III. nach Österreich. In dem kaum eroberten Wien wurde ein Hoftag gehalten, und auf Peters Andringen ein Kriegszug wider Ungarn beschlossen. Adalbert und sein Sohn zeichneten sich dabei so sehr aus, daß der Letztere sich ungeachtet seines zarten Alters den Beinamen des starken Ritters erwarb; er starb noch in demselben Jahre. Obgleich Aba hierauf die Oberhoheit des Kaisers anerkannte, so brach 1044 der Krieg doch neuerdings aus, und am 5. Juli erkämpften Heinrich und Adalbert bei Laab einen entscheidenden Sieg, wobei Aba auf der Flucht an der Theiß das Ziel seines Lebens fand.

Peter wurde als König wieder eingesetzt, mißbrauchte aber seine Macht abermals, so daß er sich genöthigt sah, zum zweiten Male bei Adalbert Schutz zu suchen. Er wurde aber bei Wieselburg ereilt und geblendet. Andreas setzte sich nun die heilige Krone von Ungarn auf, und da der Kaiser sich in Italien befand, so wurde von Adalbert und dem Baiernherzog Conrad der Grenzort Haimburg befestigt und ein Einfall der Ungarn zurückgeschlagen.

Adalbert hatte die Schwester des geblendeten Königs Peter von Ungarn, Frowitza, Tochter des Grafen Otto Wilhelm von Burgund, welche den 17. Februar 1058 oder 59 starb, zur Gemahlin.

Adamberger (Maria Anna und Antonie).

Die erste ist die Tochter des Hofschauspielers Jacquet, wurde 1752 zu Nürnberg geboren, kam 1760 nach Wien und spielte Anfangs Kinderrollen mit hoher Vollendung. In der Folge 1768 trat sie in den Rollen der Marie im Kaufmann von London und der Henriette im poetischen Dorfbarbier zum ersten Male als Schauspielerin auf. Mit dem entschiedensten Talente spielte sie fortan naive, schalkhafte und launige Rollen, so wie auch unschuldige Landmädchen und sogenannte Agnesen. 1782 vermählte sie sich mit dem Hofsänger J. Adamberger und schied, nachdem sie beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch eine Zierde der Hofbühne gewesen war, den 22. Februar 1801 von der Bühne und noch in demselben Jahre von der Welt.

Ihre Tochter Antonie besaß ein schönes Talent für die Schauspielkunst, zog sich jedoch im Jahre 1817 in das Privatleben

zurück, um die Gattin des Herrn J. Arneth, gegenwärtigen Directors des k. k. Münz- und Antikenkabinetes und der Ambraser-Sammlung, zu werden. Später wurde sie Vorleserin Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter und Vorsteherin des von Allerhöchst derselben gegründeten Carolinenstiftes in der Vorstadt Landstraße. Der Dichter Th. Körner hat ihr manches schöne Lied gewidmet.

Adam und Eva.

Zu den größten Gemälden der k. k. Bilder-Sammlung im Belvedere gehört das auf Leinwand gemalte, 12 Fuß 6 Zoll breite, 9 Fuß 10 Zoll hohe Bild Philipps de Champaigne, Adam und Eva vorstellend, welche den Tod ihres Sohnes Abel beweinen, der erblaßt auf dem Schooß seiner Mutter liegt. Um sie stehen drei Kinder, von welchen das kleinste sich an die Mutter Eva hindrängt, und im Hintergrunde sieht man den fliehenden Kain, der nach dem Gebirge eilt. Das Bild ist mit der Jahreszahl 1656 bezeichnet, und die Figuren sind von mehr als Lebensgröße.

Adam- und Eva-Spiel.

Dieses öffentliche Spiel war noch im vorigen Jahrhunderte um die Weihnachtszeit in Gebrauch. Man gestattete sich dabei jedoch etwas zu viel Freiheit, was den 19. Dezember 1719 eine öffentliche Rüge zur Folge hatte, wobei ausgerufen und Jedermann zu wissen gemacht wurde: „Es habe die Erfahrung die ärgerliche Aufführung verschiedener dienstloser Bursche ergeben, die bei der herannahenden heil. Weihnachtszeit das sogenannte Adam- und Eva- wie auch das Bauern- oder Hochzeitsspiel vorstellen, dabei aber ein ungestümes Blasen und Leiern, ein ungebührliches Springen und Tanzen verbringen, so wie alle Plätze und Gässen bis spät am Abende abgehen, und die Inwohner dadurch beunruhigen; da nun auf solche Weise vielen frommen Christen ein großes Ärgerniß gegeben, und deßwegen auch von der Geistlichkeit nachdrückliche Beschwerden eingelegt wurden, so soll zu derlei Exzesse ernstlicher Abstellung geschritten und besagtes Adam- und Evaspiel auch das Bauern- oder Hochzeitspiel nur durch die drei letzten Faschingstage, jedoch in aller Ehrbarkeit gespielt zu werden, verstattet seyn.“

Adam und Eva (Zum).

Diesen Schild tragen mehrere Vorstadthäuser, z. B. auf der neuen Wieden, Hauptstraße (769), zu Margarethen (104) an der Stirn und der Sündenfall des ersten Menschenpaares war bei der Meisten durch Erzeugnisse des Pinsels oder Meißels dem Auge freilich oft mit einem sehr geringen Kunstwerthe dargestellt.

Eines dieser Vorstadthäuser gab dem originellen Hofprediger Abraham a St. Clara, der in allen Vorstädten predigte, weil die Kirchen in der Stadt zu klein waren, die herbeiströmende Menge der Zuhörer zu fassen, die Gelegenheit, über den Gegenstand dieses auf den frommen Sinn der Vorzeit gegründeten Schildes in einem seiner Vorträge eine, den ästhetischen Standtpunct seiner Zeit genau andeutende Erklärung vorzubringen. Sie lautet: „Eine saubere Komödie hat Adam angefangen im Paradeis, in diesem irdischen Lustgarten, eine Komödie, die das ganze menschliche Geschlecht in das Verderben gestürzt; eine Komödie, allwo drei Personen gespielt, Adam, Eva, der Teufel, aber dabei all unser Heil verspielt; eine Komödie, dessen Theatrum zwar das Schönste, von Gott selbst verfertigte war, aber die Aktion war des Teufels; eine Komödie, die zwar nicht lange gewährt, aber einen ewigen Schaden verursacht hat; eine Komödie, die so viel gekostet hat, daß selbst Gottes Sohn daran hat zahlen müssen; eine Komödie, welche Satan zu unserm

größten Nachtheil componirt hat; eine Komödie, wobei keine Praemia ausgetheilt, sondern wobei uns das Praemium des ewigen Lebens entfremdet werden ist; — diese Komödie war das Comedi: — Dedit mihi de ligno et come, sagte Adam. — Serpens decepit me et comedi, sagte Eva. Dies war nun die saubere Comedi! —"

Adeliger Frauen-Verein.

Er entstand 1810, zu einer Zeit großer öffentlicher Bedrängniß, welche eine Folge des tiefgesunkenen Werthes des damals kursirenden Papiergeldes der Bankozettel war. Der schöne, auf Anregung der Fürstin Caroline von Lobkowitz, gebornen Fürstin von Schwarzenberg, zu Stande gekommene Verein charakterisirt sich schon in seinem Titel, als berufen zur Beförderung des Guten und Nützlichen und zur augenblicklichen Unterstützung Bedrängter; die Krone seines Wirkens ist die Gründung des Marienspitals zu Baden für arme Kranke, welche die dortigen Bäder brauchen müssen. Die Kanzlei des Vereines befindet sich im Bürgerspital (1100).

Adeliges Casino.

Es befindet sich in der Stadt, in der Renngasse (139), und beschränkt sich auf adelige Personen, die gegen Erlag einer Jahreszahlung sich den Zutritt verschaffen. Es besitzt eine Fülle von Zeitschriften und Flugblättern und entspricht auf eine würdige Weise seiner Bestimmung. Schon in früherer Zeit bestand in Wien ein adeliges Casino, u. z. im Trattnerhofe, seine Eröffnung geschah im Monat Juli 1781, der Eintritt war nur adeligen und wie die Ankündigung lautete — charaktermäßigen Personen gestattet.

Adels-Alters-Kampf.

Die Trauttmansdorffer gehören zu den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes überhaupt und der in Wien ansässigen insbesondere. Dieser alte Adel rief auch einst einen Streit hervor, der wenige seines Gleichen haben dürfte.

Am 24. April 1336 trat der berühmte Hekter von Trauttmansdorff mit der Klage vor Kaiser Ludwig dem Baier, Seifried von Frauenberg hätte ihm hinterrücks (so heißt es in der Urkunde) die Ehre genommen und sich allenthalben gerühmt, von besserem und älterem adeligen Herkommen zu sein.

Nach seinem entscheidenden Siege über Friedrich den Schönen von Österreich hatte Ludwig von Baiern, den treuen Freund seines Gegenkaisers Hekter von Trauttmansdorff, gerührt von dessen Anhänglichkeit an seinen unglücklichen Herrn, zu seinem Kammermeister (Obristkämmerer) ernannt. Diese Auszeichnung eines Fremdlings ärgerte die baierischen Herren, von welchen Seifried von Frauenberg es über sich nahm, es mit dem Trauttmansdorff aufzunehmen. Er verfolgte ihn von Stunde an so mit Unbilden und Schmähungen, daß endlich Hektor sich mit obiger Beschwerde an den Kaiser wandte.

Der Frauenberger wurde darüber zur Rede gestellt und gefragt, ob er bei seiner Behauptung in Betreff des älteren Adels beharre. Der Gefragte blieb es. Beide Ritter wurden nun aufgefordert, ihre Adelsbriefe vorzuzeigen, wobei sich ergab, daß der Herr von Frauenberg ein Adelsalter von 213 Jahren, Hekter von Trauttmansdorff aber von 352 Jahren auswies.

Bei diesem brieflichen Ausspruche blieb es aber nicht; denn die Ritter trieben es auch bis zum Zweikampfe. Nachdem ihnen Kaiser Ludwig diesen zugestanden hatte, wurde der Zeitsitte gemäß festgesetzt, daß der Unterliegende dem Sieger mit Leib und Waffen heimfallen, folglich all sein Habe und selbst das Leben verlieren soll.

Der Kampf fand mit allen Förmlichkeiten statt und Hekter von Trauttmansdorff

war der Sieger. Der Großmüthige schenkte seinem Gegner aber das Leben und verehrte seine Person der Kaiserin, damit sie mit dem Besiegten nach Willkür verfüge. Die Fürstin gab ihm die Freiheit, die der Kaiser mit dem Beisatze bestätigte: „daß in Zukunft Heiter von Trauttmanstorff, sein Bruder Herant, ihre Erben und alle ihre Nachkommen vor Seifrieden von Frauenberg, seinen Erben und Nachkommen allweg, in Schimpf und Ernst, mit ihrem Leib und Wapen den Vorstand haben sollten."

Alle diese Umstände sind in einer Urkunde enthalten, die der Freiherr Wolf Christoph von Trauttmanstorff, Regierungs-Präsident und Geschichtschreiber seines Hauses im Jahre 1584 im Tazzenbacher Archiv besaß. Diese seltene Urkunde ging aber in den Stürmen des 30jährigen Krieges verloren und es hat sich davon nur eine beglaubigte Abschrift erhalten.

Adelshausen (Freiherr Pentenrieder von).

Ludwig XIV. von Frankreich, den sein Zeitalter den Großen nannte, hatte bekanntlich oft sonderbare Launen und besaß einen Kleinigkeitsgeist, welcher mit obigem Beinamen sich nicht wohl vereinen läßt. Da er an Schönheit der Gestalt über seinen ganzen Hofstaat hervorragte, so suchte er durch den Glanz seiner Repräsentation Alles um sich her zu verdunkeln und zu demüthigen.

Vorzüglich wurde seine Eitelkeit geschmeichelt wenn es ihm gelang, durch ein schnelles Imponiren auch den Entschlossensten zu verwirren. Einmal jedoch mißlang dieser Versuch auf eine auffallende Art.

Der Freiherr Joh. Christoph Pentenrieder von Adelshausen, Reichshofrath in Wien, gestorben um 1729, ward von Carl VI. zum Gesandten am französischen Hofe ernannt; ein hochgestimmter, kühner Mann, der Äsops Figur, aber auch dessen Verstand besaß.

Als er in feierlicher Audienz sein Kreditiv übergab und Ludwig XIV. auf seinem Thron anzureden begann: „Sire, L'empereur mon maitre, — so fiel ihm der König in die Rede: „Plus haut, Monsieur le ministre."

Der Freiherr von Pentenrieder schien Anfangs betroffen über diese, eben so unerwartete als ungalante Unterbrechung, die ihn um so mehr befremdete, als er sich bewußt war, seine Anrede mit hinlänglich lauter Stimme angefangen zu haben.

Er faßte sich jedoch bald, und hob mit ruhigem Tone und unverwandtem Blicke auf den heimlich schon halb triumphirenden König wieder an: „Sire, L'empereur mon maitre. —"

„Plus haut, Monsieur le ministre!" rief der König zum zweiten Male.

Der Freiherr von Pentenrieder ließ sich jedoch auch dießmal nicht im mindesten beirren; — er trat mit fester, stolzer Haltung einige Schritte vor, und sagte mit hohem Tone: „L'empereur, mon maitre, — Sire!"

Ludwig schwieg, seine Umgebung war über die Schlußstellung des Sire in der Anrede sehr betroffen, und der Gesandte endete seine Rede, ohne ferner unterbrochen zu werden.

Adel Venedig's (Der).

Wien, als die Residenz der Landesfürsten, ist auch der Centralpunkt des Adels, unter welchem, was das Alter anbelangt, jener Venedig's einen der ersten Stellen behauptet, indem er zu den ältesten in Europa gehört; denn die Barozzi, Contarini, Daudeli, Falieri, Michieli, Morosini u. a. m. können urkundlich ein tausendjähriges Alter erweisen. —

Späterhin ward freilich viel Mißbrauch, z. B. durch Verkauf des Adels, wenn die Republik Geld brauchte, getrieben; aber noch immer blieb die Aufnahme in das sogenannte goldene Buch (Venedig's Adels-

Matrikel) der Stolz und das Ziel des Strebens der edelsten Männer. Noch wendete Mancher gern die für die damahlige Zeit ungeheuere Summe von hunderttausend venetianischen Dukaten (so hoch belief sich die festgesetzte Summe der Aufnahme) daran, dieses Vorrechtes theilhaftig zu werden. Selbst noch im Jahre 1769, als zum letzten Male die Aufnahme in das goldene Buch eröffnet ward, fanden sich 40 Familien bereit, diese Ehre um den erwähnten Preis zu erwerben. —

In früherer Zeit fand sich selbst ein König von Frankreich, Heinrich III. durch diesen Beweis der Achtung der Republik geschmeichelt, und trug eigenhändig seinen Namen in das goldene Buch ein.

Als später der vertriebene König Ludwig XVIII. während der französischen Revolution einen Zufluchtsort in Venedig suchte, den ihm die Republik aus Rücksicht gegen die damaligen Machthaber in Frankreich verweigerte, begab sich der König nach dem Pallaste von San Marco, ließ sich das goldene Buch öffnen, suchte, und fand darin den Namen seines Ahnherrn, durchstrich den Namen, verließ schweigend den Pallast und am nächsten Tage die Stadt.

Adlergasse.

Die Adlergasse, welche von der Rothenthurmstraße hinter dem sogenannten Müller'schen Gebäude zum Rothenthurm-Thore führt, ist die am tiefsten liegende Gasse der Stadt und beinahe die einzige, welche bei großen Überschwemmungen der Donau ganz unter Wasser steht, was auch bei der großen Ergießung des Flusses am 1. März 1830 der Fall war. Von dieser Gasse steigt man nach allen Seiten in die höheren Theile der Stadt hinauf und mancher dieser Aufgänge, wie die Lorenzergasse und der Hafnersteig, sind so steil, daß sie von keinem schweren Fuhrwerke befahren werden können.

An ihrem Eingange erhebt sich das Fabelreiche Haus zum großen Küßdenpfennig genannt, der Sage nach der einstige Aufenthalt des Wundermannes Theophrastus Paracelsus von Hohenheim. Die ganze, dem Küßdenpfennig gegenüber stehende Seite der Adlergasse wird durch das vormalige Müller'sche Gebäude und zwar auf eine Art gebildet, die diesen Theil der Stadt zu einem der unschönsten macht. Denn was von diesem nach dem Plane des Hofarchitekten Johann Aman aufgeführten Gebäude bei seiner Entstehung der Wiener-Volkwitz sagte: es zeige sich von vorne Hui und rückwärts Pfui, — ist noch heute eine Wahrheit, wie man sich durch einen darauf geworfenen Blick überzeugen kann.

Man wird finden, daß die schöne Hauptfronte des Hauses gegen die Bastei, mit ihrem hohen Bogengange zu ebener Erde und der herrlichen Colonnade im ersten Stocke gewaltig von der Kehrseite des Gebäudes in der Adlergasse absticht, denn hier findet man keine Spur von Symmetrie, ja nicht einmal irgend eine gerade Linie im Grundrisse oder in der Fensterstellung. Wir können daher nicht umhin, diese ganze eine Seite der Adlergasse ihre Schattenseite zu nennen und die gegenüber liegenden Häuser zu bedauern, kein anderes Vis-à-vis als die Pfuiseite des Müller'schen Gebäudes zu haben. Dieses Gebäude ist auch des Umstandes wegen merkwürdig, daß darin der Hof-Statuar Joseph Müller, nach welchem es noch immer das Müller'sche Gebäude genannt wird, am 4. Okt. 1798, als dem Namensfeste weiland Sr. Majestät des Kaisers Franz, seine einst so berühmte und werthvolle Kunstgallerie eröffnete, welche nach einer Reihe von Jahren, während welcher sie zahlreich besucht wurde, leider in alle Welttheile sich zersplitterte. —

Wenn überhaupt der Gebrauch, ver-

ſchiedene Theile einer Stadt nach Thieren zu benennen, für zuläſſig erkannt werden will, ſo kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß der Adler, der König der Lüfte und der alte Repräſentant des Muthes und der kriegeriſchen Tapferkeit, der als ſolcher auch die Grundfigur des kaiſerlichen und des Wapens mehrerer anderer Potentaten bildet, dazu vorzugsweiſe geeignet iſt.

Darum haben die Bewohner Wien's ſich nicht damit begnügt, nur in der Stadt ſelbſt eine Gaſſe nach dem Adler zu benennen, ſondern ſie haben auch in verſchiedenen Vorſtädten, auf der Landſtraße, auf der neuen Wieden, in der Alſervorſtadt und in der Roßau, Adlergaſſen errichtet, die, vereinigt mit einer Unzahl von Häuſern mit Schildern des ſchwarzen, goldenen, weißen und rothen Adlers, einen Schwarm dieſes Gefieders bilden, der den Horizont der Hauptſtadt verdunkeln würde, wenn ſie mit ausgebreiteten Fittigen vorüber flögen.

Mit Beziehung auf den Wiener-Adler ſagt der Chronik, Georg Krekwitz (in ſeiner »richtigen Beſchreibung des Königreiches Ungarn u. ſ. w.« Frankfurt und Nürnberg, 1685): »Es iſt aber die herrliche Stadt Wien vor uralters geweſen was ſie noch iſt, nemlich eine Wohnung des römiſchen Adlers und eine Sitz Stadt der Kaiſer und hat ſie ſammt dem Lande Oſterreich gleich mit Anfang des römiſchen Kaiſerthums angefangen berühmt zu werden, zum Vorzeichen, daß dieſe Würde, ſo damals zu Rom gleichſam in der Wiege lag, dereinſt zu Wien ein hohes Alter erreichen ſollte.«

Adler (Gelber) in der Stadt.

Es gibt der Häuſer mit dem Schilde zum ſchwarzen, goldenen und rothen Adler gar viele, aber nur dieſes eine hieß vormals der gelbe Adler; es liegt am Hafnerſteig, führt die Nr. 710, war 1770 noch ein Wirthshaus, gehört der Frau Roſina Buchwein und iſt die Herberge der Büchſenmacher. Es bildete einſt eine Ecke des an ſeiner rechten Seite geſtandenen Sauerkrautgaſſels, welches ganz verſchwunden iſt und auch unſerer Aufmerkſamkeit entgangen wäre, wenn uns nicht ein altes Sprichwort dahin geführt hätte. Dieſes lautet: »er ſieht aus wie der Adler im Sauerkrautgaſſel« — wodurch man einen Neidhammel bezeichnete, der beim Wehlergehen Anderer gelb vor Galle wird. Das Haus hat noch einen vorzeitigen Anſtrich.

Adler (Goldener) auf der Wieden.

Wenn man alte irreguläre Gebäude Solecismen in Stein nennen kann, ſo gebührt dieſer Name ganz vorzüglich dem genannten Durchgangshauſe (6), welches die Hauptſtraße der alten mit jener der neuen Wieden verbindet und ſeiner kleinen Hauptfronte und ausgedehnten Nebengebäude wegen mit einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln verglichen werden kann.

Das Haus gehört zu den lebhafteſten Paſſagen und bewirkt kraft ſeiner Bauart, daß die von ihm den Namen habende rückwärtige Adlergaſſe zur Sack- oder Strumpfgaſſe wird, wenn man die hintere, frei ſtehende Hauptpforte zur vorgeſchriebenen Abendſtunde ſchließt; was einem Bonmotiſt ſagen ließ, der Durchlaß höre auf, wenn der Hausmeiſter ſeinen Sack zuſchnürt oder deſſen Weib den Strumpf anzieht.

Eine Zeit lang führte das Haus den Namen Mausfalle, entweder weil der alte Eingang von der Alt-Wiedener-Hauptſtraße mit ſeiner ungemein niederen und platten Wölbung, die ein großer Mann mit dem Kopfe berühren zu können ſcheint, ſo wie die darunter befindliche alte Einſengitterthür, die zur Stiege führt, wirklich eine Ähnlichkeit mit einer Fangma-

schine für das Mäuseverk hat, oder weil schon mancher Durchgänger Abends während dem Absperren beider Eingänge gefangen genommen worden sein mag.

Die verschiedenen Theile dieses Hauses gehören den Bauformen nach auch verschiedenen Jahrhunderten an und sind nichts weniger als einladend, unter ihrem Dache seinen Wohnort aufzuschlagen; demungeachtet aber trägt dieser steinerne Solecismus seinem Eigenthümer, Herrn Karl Bartl goldene Früchte.

Adler (Der) im Stadtwapen.

Es ist erwiesen, daß die österreichischen Landesfürsten aus dem Babenbergischen Stamme zum Zeichen ihres Reichsamtes den einfachen Reichsadler im Schild führten, und ihn in Bezug auf Leopold's des Tugendhaften Heldenthat vor Ptolemais seit Friedrich dem Streitbaren mit dem rothen Schild mit einem weißen Querstreif oder Binde vertauschten.

Wien, ihre Hauptstadt, nahm dieses Wappenschild ebenfalls und selbst mit der Variante an, daß auf dem Siegel der Herzoge einige Mal der Querstreif gedoppelt, ein oberer und ein unterer vorzukommen scheint. Die Siegel der Städte und der Adelsgeschlechter wurden damals noch häufig von Zufällen bestimmt, und sie nehmen erst nach dem Kostnitzer Kirchenrathe eine festere Eigenthümlichkeit an.

Früher findet man auch in Österreich zahlreiche Beispiele, daß sich mehrere Linien des nämlichen Hauses, daß Freunde und Waffenbruder, ja sogar daß zufällige Gäste sich desselben Siegels und in Ermanglung des eigenen unbedenklich eines fremden bedienten, mehr darauf sehend, daß die Urkunde nicht unbesiegelt bliebe, als mit welchem Siegel sie gefertigt sei.

Dieser einfache Adler der damaligen Herzogstadt Wien mit der Umschrift: Sigillum civium viennensium an einer „Errichtung vor Pfingsten 1228“ gefertigten Urkunde hangend und seiner Wichtigkeit wegen von Hergott in den Monumenten des Kaiserhauses herausgegeben, wird von ihm mit Recht als ein mächtiger Beweis gegen die vermeintlichen österreichischen Lerchen angeführt, ein Hirngespinnst, das der späteren Zeit angehört, wo die klassische Alterthümlerei solche Fabeln zu Tage brachte.

Laz und Birken irren, wenn sie den Doppeladler, welchen Wien erst im Jahre 1162 durch Friedrich III. der ihm bewahrten Treue wegen erhielt, der Stadt schon durch Friedrich II. ertheilen lassen, in einer Zeit, wo der zweiköpfige Adler noch nicht (wie beinahe zwei Jahrhunderte später) das bleibende Symbol der Kaiserwürde zur Andeutung des Vereines mehrerer Kronen geworden war.

Unter Albrecht I. aus dem Hause Habsburg, Friedrich dem Schönen und Albrecht dem Lahmen findet sich im Stadtwapen immer noch der einfache Adler; gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts kömmt auch ein Siegel mit dem Kreuze vor, das ebenfalls auf Münzen erscheint, und welches der einfache Adler manchmal als Herzschild auf der Brust trägt.

Friedrich III. gab der Stadt, wie gesagt, das Kaiserwapen, nur die Farben waren umgekehrt, nämlich einen goldenen Adler mit zwei Köpfen im schwarzen Schilde und mit der Kaiserkrone.

Als Maximilian I. im Jahre 1511 den rothen Thurm erneuern ließ, setzte er neben den mit der Reichskrone bedeckten Kaiseradler mit dem Herzschilde des Querbalkens zur Rechten eben diesen Bindenschild Österreichs, zur Linken das Anspruchswapen von Ungarn (die altungarischen oder anjouischen weißen Querstreifen im rothen Felde); unter das Erstere das der Stadt von seinem Vater Friedrich III. verliehene heutige Stadtwapen, den gekrönten Doppeladler, unter

das Letztere den andern städtischen Schild des weißen Kreuzes im rothen Felde.

Die irrige Idee, daß das Wapen der Hauptstadt und Burg vom Regenten ausgehe, und in seinem Hauptbestandtheile mit dem Seinigen dauere und wechsle, war der Grund, warum im kurzen Interregnum von 1790 Wien's Magistrat nach dem Tode Joseph's II. den Doppeladler wegelegte und bis zur Wahl Leopold's II. sich des alten, einfachen Adlers bediente.

Adler (Josephinischer).

Mathias Fuhrmann theilt in seiner Beschreibung Wien's einen Kupferstich mit, welcher uns den innern großen Burgplatz und an einem Fenster der Burg die mit einer Allonge-Perücke bedeckte Person Leopold's I., eigentlich aber Joseph's I. zeigt, welcher mit vieler Aufmerksamkeit einen Adler betrachtet, der auf dem Boden des Hofes eifrigst herumflattert.

Mit diesem Adler verhält es sich folgendermaßen:

Der Kaiser stand eines Tages in einer ungewöhnlichen Morgenstunde an einem Burgfenster in Nachdenken versunken, wozu ihm der blutige Krieg mit Frankreich wegen der spanischen Nachfolge die Veranlassung gab. Das Waffenglück schien die kaiserlichen Heere in den Niederlanden verlassen zu wollen, und mit banger Erwartung sah Joseph einem Courier entgegen, der ihm Nachricht von dem Stande der Dinge bringen sollte.

In diesem Augenblicke flog ein gewaltiger Adler über das Uhr- und Wetterthürmchen des Amalienhofes herüber: der Adler umkreiste den großen Burgplatz in einem langsam schwebenden Fluge einige Mal und setzte sich dann gerade vor dem Fenster, an welchem der Kaiser stand, zu Boden. Das seltene Thier warf von hier aus sein blitzendes Auge nach dem Fürsten, betrachtete ihn fest und starr, erhob sich dann, bewegte sich hüpfend auf der Erde fort, und verschwand endlich wie er gekommen.

Der Kaiser betrachtete den König der Lüfte Anfangs mit Erstaunen und dann mit Wohlgefallen. Ein unerklärbares Gefühl ließ ihn in dem Vogel, dem Urbilde seines Reichs-Wapens, einen ihm vom Himmel gesandten Siegesboten erkennen. Er täuschte sich auch nicht; denn kurze Zeit nachher traf die Nachricht von Malborough's Sieg über die Franzosen unter Villeroy und den Churfürsten von Baiern, bei Ramiliers (den 23. Mai 1706) ein. Weil der Adler seinen Flug über die Bellaria oder dem nordwestlichen Ende des Leopoldinischen Burgtraktes genommen hatte, so soll die dort sich erhebende Stiege mit dem Bilde eines Adlers geschmückt worden sein, und den noch geltenden Namen der Adlerstiege erhalten haben.

Adler (Künstlicher).

Bleib' ein Zeuge schöner Tage,
Milden Friedens, trauter Ruh',
Noch den spaten Enkeln trage
Unsres Glückes Kunde zu!
(Weidl.)

Als Kaiser Rudolph II. im J. 1575 als gekrönter römischer König von Regensburg heimkehrend, in Wien feierlich einzog und sich dem St. Stephansdome näherte, erhob sich von der Spitze des Riesenthurmes ein großer mechanischer oder künstlicher Adler, der dem Fürsten mit regelmäßigem Flügelschlage bis zur Pforte des den Dom umgebenden, damals mit einer Mauer eingeschlossenen Freithofes entgegenflog und einen Lorbeerzweig im Schnabel hatte.

Dieser Kunstadler war drei Fuß hoch und das sinnreiche Werk des Mechanikers Johann Marbig, der das innerliche Räderwerk so gut berechnet hatte, daß diese, ganz die Gestalt des Königs der Lüfte habende Maschine seiner Erwartung vollkommen entsprach. Dieses Kunststück ist Jahrhunderte lang unter dem großen Dache der

St. Stephanskirche aufbewahrt werden und es iſt möglich, daß es ſich noch daſelbſt in einem verborgenen Winkel befindet, wenn es nicht die Beute eines vandaliſchen Kirchendieners geworden ſein ſollte.

Adlerorden (Der).

Albrecht V., als Kaiſer II., ſtiftete im wildeſten Gewirre des Huſſitenkrieges, die Geſellſchaft oder den Orden mit dem Adler, und fertigte am Montag nach Georgi, (27. April) 1433 zu Wien den Brief darüber aus, worin er ſich und ſeine Nachkommen als obriſte Herren und Verleiher des Ordens erklärte, „zu ſendern Lob der chriſtlichen Kirchen und ihren Glauben zu ſtärken wider die Ungläubigen.“

Das Zeichen war ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, goldbekrönt, in den Klauen ein Brieflein haltend, mit der Aufſchrift: „thue recht, ſcheue Niemanden.“ Darüber hängt aus den Wolken eine Hand mit einer langen Ruthe, an der das Zeichen am Hals oder an der Bruſt befeſtigt werden mag.

Den Rittern werden Andachtsübungen vorgeſchrieben. Käme einer in Armuth und Noth oder verlöre das Seine im chriſtlichen Kriege, ſo ſollen ihm die andern treulich wieder helfen zu Harniſch und Helm und zu beſſerem Glück. Ritter und Knechte trugen den Adler weiß geſchmelzt oder ſilbern. Nach der erſten Schlacht oder Sturm durften ſie den rechten Flügel des Adlers, nach dem zweiten, beide, nach dem dritten den ganzen Vogel vergolden laſſen, und zum Unterſchiede von Ritter und Knecht, konnten die erſteren nach jener dreimaligen Feuerprobe auch die Wolkenhand mit der Ruthe von Gold tragen.

Der Orden hatte ſtatutenmäßig auch geiſtliche Übungen auf ſich, beſtimmte tägliche Gebete, Almoſen und Faſten; daß aber dieſe ritterliche Verbrüderung geradezu gegen die Huſſiten gerichtet war, die mehrmals die Wiener-Donaubrücken umſchwärmten und Nußdorf vom jenſeitigen Ufer beſchoſſen, lehrt wortdeutlich folgender Artikel: „Wenn Auch ain Lanndesfürſt zue Öſterreich ꝛc. wider der Chriſtenhait und ſeine Feindt zue Beheim vnnd Mercheren, vermeſſentlich Streiten will, ſo ſollen all vnd yegleich der Geſellſchaftt tragen zue ime khomen vnnd ime des beygeſteen vnnd helfen.“

Adler (Der ſchwarze).

Dieſer Gaſthof in der Leopoldſtadt an der Taberſtraße iſt eines der älteſten jenes Theils der Hauptſtadt und er kündigt ſich auch als ſolcher ſchon in der Ferne durch das alte, weit in der Straſie hervorragende, künſtlich gearbeitete ſchwarze Schild mit dem Adler an, welches ein Meiſterſtück der vorzeitigen Schloſſerkunſt iſt und tauſend Pfund ſchwer ſein ſoll, weshalb man dieſen gaſtlichen Anzeiger ehemals, nämlich zur Zeit, als ſolche von den Häuſern hervortretende Schildzeichen noch an der Tagesordnung waren, den Tauſendſaſa unter den Hausſchildern nannte.

Man bezeichnete damit nicht blos ſein ungewöhnlich ſchweres Gewicht, ſondern ſpielte auch auf ſeine kunſtmäßige Form an; auch dürfte dieſes Schild, das zu den wenigen gehört, welche den baupolizeilichen Verordnungen der neuen Zeit bisher entgangen ſind, nebſt dem ſchönen Eiſengitter am Waſſinsplatze des oberen Belvedere gegen den Glognitzer-Bahnhof, zu den letzten Überbleibſeln der Meiſterwerke der altberuhmten wieneriſchen Schloſſerei gehören.

Zu allen Zeiten kehrten hier einheimiſche und fremde Reiſende, welche aus nördlichen Gegenden nach Wien kommen, zahlreich ein. Die Unterhandlungen Carls VI. mit den Barbaresken wegen der Sicherung der öſterreichiſchen Flagge führte den erſten Geſandten von Tripolis über Venedig nach

Wien, der in diesem Gasthause wohnte, obgleich jenes zum goldenen Lamm sonst das gewöhnliche Absteigquartier der muselmännischen Abgesandten war, und hier war es auch, wo im Jahre 1812 vor der großen Leipziger Schlacht Lord Walpole als Unterhändler von Seiten Englands abgeordnet, seinen verborgenen Aufenthalt nahm, um in Betreff der wichtigen Anschließung Österreichs an die nordische Allianz gegen Frankreich die nöthigen Dispositionen zu treffen. So wurden in den bescheidenen Gemächern dieses Hauses nächtlicher Weile, ohne daß irgend Jemand es ahnte, Verhandlungen gepflogen, von welchen das Geschick Europens abhing. —

Allein es gab auch Tage, in welchen nicht blos friedliche zweibeinige, sondern auch grimmige vierbeinige Passagiere unter diesem Dache hauseten. Vor Erbauung des Hetzamphitheaters am Glacis in der Weißgärber-Vorstadt, durch den Franzosen Defraine im Jahre 1755 wurde dieses animalische Spektakel im großen Hofe dieses Hauses, dessen Hintertheil damals noch nicht gebaut war, durch viele Jahre abgehalten. Hier war es auch, wo die wilden Thiere zum ersten Male mit Hunden gehetzt wurden, welche Kampfesart seitdem beibehalten wurde, bis das Hetzwesen oder Unwesen ganz aufhörte. Der erste Hetzschauplatz wurde im Jahre 1710 in der Leopoldstadt auf der sogenannten Heide errichtet, wo jedoch die wilden Thiere mit einander kämpften. Mit der Errichtung des Defraine'schen Hetzhauses hörte der schwarze Adler auf, die Bühne dieses blutigen Schauspiels zu sein.

In den neueren Annalen dieses Hauses, welches damals das Eigenthum des Bürgers Leopold Nagel war, und welches heute dem Bürger Lorenz Pieringer gehört, ist der 6. April 1811 denkwürdig; es entstand an diesem Tage in dem Magazinsgebäude, welches die Mitte des Hofes einnimmt, Feuer, welches sehr üble Folgen hätte haben können, aber glücklicherweise durch die schnell herbeigekommene Hülfe gelöscht wurde. Kaiser Franz war, wie immer, auch dieses Mal dabei erschienen, um die Löschanstalten zu leiten. Es trug sich dabei der merkwürdige Fall zu, daß noch während man mit Rettung dieses Hauses beschäftigt war, ein im Bau begriffenes Haus in der Jägerzeile einstürzte. Der Fürst eilte daher von der Brandstätte sogleich dahin, um wie ein tröstender Engel den beim Einsturze Verunglückten Beistand zu verschaffen.

Adlerthor und Adlerthurm der Stephanskirche.

Das Thor des unausgebauten Thurmes bei St. Stephan wird das Adlerthor und von diesem der Thurm selbst der Adlerthurm genannt, welcher uns eine Bemerkung Kanne's in das Gedächtniß zurückruft. Er äußerte den Wunsch, die große hölzerne Donaubrücke in eine steinerne verwandelt zu sehen, und rief dabei aus, „wie viel herrlicher und dem gemeinen Besten ersprießlicher wäre dieß, als wenn der zweite, als Zwerg gegen seinen Riesenbruder im Wachsthume zurückgebliebene Stephansthurm ausgebauet wäre; ein Projekt, das aber freilich Niemanden einfällt als alten Jungfern, weil diese gern alles Paarweis' auf Erden sehen wollen."

Wir können nicht umhin zu bekennen, daß wir in Betreff des unausgebauten Thurmes zu den alten Jungfern und zwar zum Theil darum gehören, weil aus seinem Grundrisse hervorgeht, daß er noch um ein Merkliches größer als der ausgebaute Thurm angelegt und seine Grundfeste zwölf Klafter tief gegraben ist.

Der Grund wurde 1450 gelegt und, wie das Stadtarchiv sagt, in sechs Wochen vollendet, wahrscheinlich so geschwind, weil er nur eine Fortsetzung der bereits 1444 zu Stande gebrachten ersten Fundamente ist. In diesem Jahre (1450), sagt Cuspinian,

ist ein so sauerer und unzeitiger Wein gewachsen, daß ihn die meisten Bürger auf die Gasse schütteten, weil ihn vor Säure Niemand trinken konnte. Man nannte ihn insgemein den Reifbeißer, um anzudeuten, er sei vor der Zeitigung vom Reife gebrannt worden; Umwissende nannten ihn aber darum Reifbeißer, als ob er vor Säure die Reifen an den Fässern angriffe und verzehre. Friedrich III. untersagte bei schwerer Strafe die Ausschüttung des Weines und befahl, wenn ihn Jemand nicht trinken wollte, ihn nach dem St. Stephansfreithof zu bringen, um damit den Kalk abzulöschen und das Fundament fest bauen zu können. Weil dieses aber in sechs Wochen fertig und das Weinlesen in diesem Jahre noch nicht gekommen war, sondern erst im dritten Monat darauf erfolgte, da es auch nicht gewöhnlich ist, den Wein sogleich zu trinken, sondern den Most liegen zu lassen, um zu sehen, was daraus werden wird, so scheint es der Wein vom J. 1448 gewesen zu sein, welchen der Reif gebrannt hatte und den man, obgleich er zwei Jahre gelegen, noch nicht trinken konnte.

Der unausgebaute Thurm, wiewohl von Rudolph dem Stifter entworfen, doch beinahe ein volles Jahrhundert erst nach ihm (1450) begonnen und nach seiner periodischen Fortsetzung mit den Jahreszahlen 1499, 1502, 1507 und 1511 bezeichnet, wurde 1579 vom Steinmetzmeister Kaspar Saffop mit einem kleinen, kupferbedeckten Thurm, mit einer Kuppel und einem beweglichen Adler geziert, der dem Thore und dem Thurme den Namen gab.

An zwei Fenstern gegen Auf- und Niedergang sieht man den gemalten Erzherzogshut und zwei Wappenschilde, wovon eines eben die Worte »Eile mit Weile (festina lente)« und das andere einen Hirsch mit der Devise »So lange ich athme, hoffe ich (Dum spiro spero)« enthält. Es sind die Wapen des Bürgermeisters Hanns von Tau (Thau) und des Raitmeisters Hirsch.

Als der kühne Ziegeldecker Nessntke, der den hohen Thurm bestieg, auch den vom Wind gekrümmten Adler des unausgebauten Thurmes zurückbog, entdeckte er eine Kupferplatte mit der Aufschrift: »Michael Schwingenfessel von Landsperg, Burger und Kupferschmid in Wien hat den Thurm gedeckt und den Knopf darauf gemacht in MDLXXIX Jahr.« Dies wurde noch bekräftigt als der heftige Sturm vom 27. Februar 1761 den vergoldeten Knopf mit dem Adler herunterwarf und man auf dem ersteren Folgendes las:

Virginis a partu ter centum lustra peregit,
Bis septemque vagus Titan, messesque novennas.
Caesaris arbitrio de Thau ter consul Johannes
Cum foret, haec mediae sunt juncta cacumina turri.

Es trifft auf das Jahr 1579, daß Johann von Thau zum dritten Mal Bürgermeister war.

Im J. 1634 wurde das grose Fenster über dem Todtenbeinhaus gemahlt und zum Andenken, daß der Thurm lange Jahre so öde gestanden, daß die Stoßvögel und Raben darin genistet haben, ein seine Jungen ätzender Rabe hingemahlt. Auch heute geschieht es noch härfig, daß die zahlreich dahinfliegenden Tauben dem gierigen Habicht zur Beute werden.

Der ausgebaute Theil des Thurms ist 25° hoch, hat 46' im Durchmesser und zwei steinerne Stiegen von 250 Stufen, wozu der eine Aufgang gleich Anfangs des Frauenchors links, der andere unter dem alten Orgelfuße beim Peters- und Paulsaltar ist.

An das Adlerthor ließ der Nuntius, Alexander Bischof von Forli, den 17. Sept. 1480 die päpstliche Bulle wegen Errichtung des Wiener Bisthums, nachdem er sie vor

dem Hochaltare laut verlesen hatte, anhefften, worauf das Passauer-Consisterium nach jahrhundertlangem Widerstand von Wien wich und sich nach Heiligenstadt begab.

Der Adlerthurm ist auch der Schauplatz der Sage vom Sturze Hanns Buchsbaums. Die Sage, dieser habe den Bau dieses Thurmes als Lehrjunge unternommen und aus Neid habe ihm sein Meister Pilgram eine Falle gelegt, daß jener vom Gerüste dieses Thurmes, den er kühn allein unternommen, gestürzt und sich todt gefallen, wird an seinem Ort besprochen (siehe Buchsbaum). Pilgram war damals schon über allen irdischen Neid hinaus, und Buchsbaum selbst, mit dem der Stadtrath und der Kirchenmeister Sim. Poltl 1446 einen Kontrakt schloß, war es in 4 Jahren, nach der Grundlegung dieses Thurmes, nämlich 1454. Sterbend setzte er das Stephansmünster zum Erben ein und nach dem J. 1466 werden als Eigenthum der Kirche die silbernen Werkzeuge erwähnt, deren er sich bei der Grundlegung bedient hatte.

In diesem Thurm hängt nur eine Glocke, die Halb-Pummerin genannt, 1472 von Felix Fabian gegossen, 1558 aber mit Zusatz in die heutige Größe von 209½ Zentner durch Urban Weiß umgegossen, unter dem Bürgermeister Georg Brandstetter und Kirchenmeister Hölderich Heger, wie die Aufschrift sagt. Noch unter Carl dem VI. war an dem Platze, wo sie gegossen worden ist, vor dem Regensburgerhof gegen das Lugeck ihre genaue Gestalt und Größe mit eingepflasterten Ziegeln zu sehen, welche Stelle das Marcus-Curtius-Loch genannt wurde.

Adolphus-Ring (Der).

Zu den vielen Opfergaben, welche sich in der Loretto-Capelle in der Augustinerhofkirche befanden, gehört auch der Ring, welchen der bei Lützen in der Schlacht gebliebene große Schwedenkönig, Gustav Adolf am Finger trug, und welchen Kaiser Ferdinand II. zum ewigen Gedächtniß an einer goldenen Kette dem marianischen Gnadenbilde in dieser Capelle mit folgender, in einer goldenen Tafel eingegrabenen Inschrift anhing:

„Diesen Ring hat gehabt Gustavus König in „Schweden, so den 16. „November 1632 in der „Schlacht bei Lützen von „der Kaiserlichen Armatur „geblieben.“

Advokatenprobe (Die).

Dekter Fuchsberger war ein Jurist mit Leib und Seele; man sah ihn nie, ohne einige Klag- und Gerichtsakten im Sacke oder unter dem Arm zu haben; dem justinianischen Coder zu Ehren nannte er alle seine Köchinen Justina, und aus der Mythologie kannte er nur die Büchse der Pandora, worunter seiner Behauptung nach die Griechen nichts verstanden, als die Pandekten. Traf Dekter Fuchsberger zum ersten Male mit einem Fachge-

nessen zusammen, so unterließ er nie denselben, wie er es nannte, die Advokatenprobe bestehen zu lassen. Diese bestand darin, daß er ihnen scherzweise einen Fall erzählte, worüber er sich ein rechtliches Gutachten erbat. Einer dieser Fälle war folgender:

In einem halb ungarischen, halb österreichischen Grenzdorfe wurde ein Mann vom Blitz getödtet. Es war aber der Mann so auf der Erde gefallen, daß er mit dem Kopfe auf der ungarischen, mit den Beinen jedoch auf der österreichischen Grenze lag. Nun fragte sich's, welches der beiden Territorien war gehalten, die Begräbnißkosten zu tragen? das, wo der Kopf, oder das, wo die Füße lagen? —

Aus den verschiedenen Meinungen, die Doktor Fuchsberger hierüber zu hören bekam, pflegte er seine Leute zu beurtheilen.

Der Eine sagte, das Territorium, wo die Füße lagen, müsse bezahlen, weil er dort schon stand, als er umfiel; wenn er also in Österreich stand, so müsse er dort begraben werden.

Dagegen demonstrirte ein Anderer, wo der Kopf liege, müsse man auch die Füße begraben, weil ja der Kopf schon ins Ungarische gewollt, als die Füße noch im Österreichischen gewesen.

Ein Dritter verwarf beide Argumente, weil der Kopf ohne Füße und umgekehrt die Füße ohne Kopf nichts vermögen.

Ein Vierter behauptete, daß man, da der Blitz eigentlich die Ursache gewesen sei, untersuchen müsse, ob solcher aus dem Österreichischen oder aus Ungarn gekommen sei? —

Da Doktor Fuchsberger den Schalk im Nacken hatte, so begreift man, daß er sich bei allen Demonstrazionen ins Fäustchen lachte, und daß er nur jenen seinen Mann nannte, der die gestellte Probefrage für das hielt, was sie wirklich war, nämlich für einen bloßen Scherz.

Ägyptisches Museum.

Die reichhaltige Sammlung von ägyptischen und andern merkwürdigen Alterthümern, welche früher im Hofkammer-Gebäude in der Johannesgasse (972) dem öffentlichen Besuche frei gegeben war, ist im Jahre 1844 im untern Belvedere neben der Ambraser-Sammlung aufgestellt und vermehrt worden. Sie ist durch die Menge und die Seltenheit der dem alten Lande der Wunder angehörigen Gegenstände höchst merkwürdig.

Sie enthält gegen 150 Monumente, größtentheils aus weißem Kreidensteine mit halberhobenen, zum Theil mit Farben belegten Vorstellungen und mit vertiefter Schrift; sie kommen aus den zahlreichen Gängen, womit fast die ganze Bergkette Lybiens an der linken Seite des Nilthales ausgehöhlt ist, und welche den alten Ägyptern zum Verwahrungsorte ihrer Mumien dienten. Die Malereien und Basreliefs dieser Steine stellen alle Beschäftigungen des häuslichen und öffentlichen Lebens der alten Bewohner des Nillandes vor; auch beziehen sich mehrere auf ihren Religions-Cultus.

Besondere Beachtung verdient darunter ein schön gearbeiteter Frauenkopf; eine stehende, Wasser und Weihrauch opfernde Figur; das Bruchstück eines Sarges oder großen Gefäßes, woran die Zartheit, womit selbst die kleinsten Figuren und Hieroglyphen im harten Stein eingegraben sind, Erstaunen erregt; ein schöner Grabstein aus der spätern Epoche der römischen Herrschaft, der eine Gruppe von zwei männlichen und einer weiblichen Figur, eine stehende Gottheit mit dem Sperberkopfe anbetend, vorstellt; eine herrliche Isisbüste aus Basalt; eine Fußzehe aus röthlichem Syenit, aus deren Größe zu schließen ist, daß die ganze Statue wenigstens eine Höhe von zwanzig Schuh hatte.

Höchst merkwürdig ist die Sammlung

von Papyrusrollen, welche größtentheils aufgerollt sind, und hieroglyphische Zierathe und demotische Schriften enthalten. Ihre Zahl beträgt vier und dreißig, worunter drei größere griechische, eine sehr große, durchgängig bemalt und gut erhalten, und mehrere mit bewundernswerther Zierlichkeit gezeichnet sind. Außer dem sieht man hier viele niedliche Bronze-Figürchen.

Nicht weniger sehenswerth sind die Mumien und die bemalten Särge, worin sie liegen. Die meisten Mumien sind eingewickelt, einige haben noch die aus länglichen blauen Glasperlen gemachten, netzförmigen Verzierungen; zwei Körper sind aufgewickelt und zeigen das Skelett mit der daran erhaltenen Haut, und bei einer Kindesmumie sieht man sogar noch die Haare am Kopfe.

Von Thier-Mumien ist ein kleines Krokodil, ein Fisch, eine Katze, ein Vogel, zwei Schlangen u. s. w. zu sehen, die mit vieler Sorgfalt behandelt werden sind.

Es befinden sich hier auch mehr als zweitausend Stücke aus Kalk- und Porzellanerde mit einer darauf eingebrannten hellblauen glänzenden Farbe, welche höchst wahrscheinlich sich auf religiöse Gegenstände beziehen, und worunter die zahlreichen Abbildungen des heiligen Käfers (Scarabäus) mit den hieroglyphischen Verzierungen uns die verständlichsten sind.

Ferner bietet sich dem Beschauer eine Reihe kleiner, mumienartiger Holzfigürchen dar, die sorgfältig bemalt, vergoldet und mit Hieroglyphen beschrieben sind; ferner eine Sammlung von Canopusgefäßen zum Theil aus Alabaster, mehrere Amphoren aus gebrannter Erde zur Aufbewahrung von Wein und Öhl, die man im Sande mit dem spitzen Ende feststellte.

Hier befinden sich noch zwei vergoldete Gesichts-Überzüge großer Mumien, die aus übereinander gelegter Leinwand bestehen. Eben so beachtenswerth sind die größeren Figürchen von gebrannter grün überzogener Porzellanerde, und die kleineren Holzfigürchen, Kästchen und Büchsen, die theils vergoldet, theils bemalt sind.

Auch zwei große Tongefäße liegen hier, wie sie noch heut zu Tage in Ägypten zum Läutern und Kühlen des Nilwassers gebraucht werden.

Der große römische Mosaikboden stellt in vier Gemälden die Sage von Theseus und Ariadne dar, und zwar den Moment, als sie ihm den Faden, der ihn aus dem Labyrinthe leiten soll, reicht, dann seinen Kampf mit dem Minotaur, und seine Abfahrt von der Insel Dia, auf welcher er Ariadne verläßt.

Dahin wurden im Jahre 1843 auch ein Theil der Alterthümer überbracht, welche bisher im Augustinergange der k. k. Burg standen; das vorzüglichste Stück davon ist der vom Kaufmann Peter Jussuff in Triest im J. 1821 dem k. k. Antiken Cabinette überschickte, in- und auswendig ganz mit Hieroglyphen überstäete Sarkofag, der wahrscheinlich aus dem 4. Jahrh. vor Christi Geburt herstammt, und im Jahre 1818 im Delta Ägyptens unweit Samanout gefunden wurde. — Ein Deckel, der vermuthlich zum Sarge einer äthiopischen Königin gehörte, und ein Geschenk des General-Consuls Rossetti im Jahre 1814 ist.

A. E. I. O. U.

Groß ist die Zahl der Deutungen dieser symbolischen Devise Kaiser Friedrichs III. In Wien findet man sie an dem alten Decken-Gemälde des von ihm erbauten Schweizerthores an der alten Burg und an seinem herrlichen Grabmale in der St. Stephanskirche. Weniger bekannt, als die vielen Auslegungen dieser fünf Buchstaben in deutscher und lateinischer Sprache, worüber die österr. National-Encyclopädie

einen interessanten Artikel enthält, ist die französische:

Autriche, Empire Invicible, Ordonatrice Universelle, —

welche gleiche Bedeutung hat mit dem lateinischen:

Austriae Est Imperare Orbi Universo,

und dem deutschen:

Aller Erdreich Ist Oesterreich Unterthan,

womit angeblich auf die Universal-Monarchie angespielt werden soll.

Beachtenswerth ist die neue Lösung Emil's in dem genannten Werke nach einer von ihm im Archive der k. k. vereinigten Hofkanzlei entdeckten Urkunde, nach welcher Friedrich die fünf Buchstaben zur Zeit seines Zwistes mit seinem Bruder Albrecht und dem Grafen von Cilly, auf dem von ihm neu erbauten Theile der Burg zu Wien eingraben ließ. Das Dokument sagt: »Da hat einer dem Kunig ze smach ober diese Buchstaben geschrieben: Aller Erst Ist Oesterreich Verdorben. Daz mißfiel dem Kunig und er liez sie abtun und schrieb auff einem köstlichen Amer (Armoire, Schrank) Ein: Amor Electis, Injustis Ordinat Ultor, sic Friedericus ejo rex mea jura rego, d. i. »Sieh da! die Liebe waltet über die Auserwählten, der Rächer über die Ungerechten, so handhabe ich, Friedrich der König, meine Rechte.« — Allein diese Auslegung kann im Grunde nur eine, dem friedliebenden Gemüthe des Kaisers entsprechende, durch die hämische Erklärung des unbekannten Überschreibers hervorgerufene neue Variante sein, und dürfte den ursprünglichen Sinn, den Friedrich in diese Buchstaben legte, noch nicht unzweifelhaft machen.

Agnes von Österreich.

Diese Fürstin war eine Tochter Kaiser Albrechts I. und die Gemahlin des Königs Andreas von Ungarn, nach dessen Tode sie von den Ungarn gefangen genommen und übel gehalten wurde. Ihr Vater, der ein Heer nach Ungarn schickte und Preßburg belagerte, befreite sie.

Als er in der Schweiz durch Johann Parricida und seine Mitverschwornen den 1. Mai 1308 auf eine grausame Weise ermordet worden war, begab Agnes sich hin zur Stätte, wo er gefallen, weniger, ihn zu betrauern, als zu rächen. Ihr Schmerz und Zorn kannte keine Grenzen und verschonte selbst die Verwandten derer nicht, welche ihren Vater getödtet hatten.

Ihre Mutter stiftete auf dem Ackerfelde, dessen rauhe Scholle Albert's Sterbelager war, ein Kloster, das sie Königsfelden hieß. Der Hochaltar der Kirche kam genau auf den Erdfleck zu stehen, worauf ihr Vater gestorben war. Zu seinem Bau wurden die eingezogenen Güter der Schuldigen, so wie ihrer unschuldigen Verwandten verwendet, und die Königin Agnes, obgleich noch in der Blüthe ihrer Jugend, bezog es, sich den strengsten Andachtsübungen unterwerfend und ihr Leben innerhalb seiner Mauern, nach einem 60jährigen Aufenthalte darin beschließend, nachdem sie ihren ganzen, aus Ungarn mitgebrachten Schatz der Ausstattung desselben gewidmet hatte. Sie starb 1364 in ihrem 84sten Jahre.

Alanova.

Das A. der Römer war ein in der Umgebung Wiens liegender Ort; man hält gewöhnlich dafür, daß er an dem Platze stand, so sich heute Ebersdorf erhebt. — A. lag an der römischen, von Vindobona nach Carnuntum (von Wien nach Haimburg) führenden Straße. Es kommt im Antoninischen Reisebuche vor; über seine wahre Lage sind die Alterthumsforscher nicht einig, sie versetzen es nach Ebersdorf, oder in die Gegend von Albern, andere nach Mannswerd oder nach Schwechat.

Albertiniſche Waſſerleitung.

Die am 21. Juni 1798 Abends im fürſtl. Kaunitz'ſchen Gartenpalaſt zu Mariahilf geſtorbene Erzherzogin Chriſtine, eine Tochter der Kaiſerin Maria Thereſia und Gattin des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen, verewigte ihre letzte Lebensſtunde durch eine große Wohlthat für Wiens ſüdweſtliche Vorſtädte: Mariahülf, Laimgrube, Windmühl, Schottenfeld, Neubau, Neuſtift, St. Ulrich, Spittelberg und Joſephſtadt. Das Gedränge um die wenigen Brunnen hatte die menſchenfreundliche Fürſtin gerührt.

Sie beſchloß, dieſer Waſſernoth abzuhelfen, und übertrug die Erfüllung dieſes Entſchluſſes ſterbend ihrem Gemahl, der raſch Hand ans Werk legte. Der damalige Stadtunterkämmerer Wehlieber entdeckte im Gebirge bei Hütteldorf geeignete Quellen, die in einem großen Waſſerbehälter geſammelt, und woraus das Waſſer 7155 Klafter weit in eiſernen Röhren unter der Erde bis in die genannten Vorſtädte geführt wurde, wo auf angemeſſenen Plätzen ſteinerne Waſſerbecken gemacht wurden. In den Monaten Juli und Auguſt 1805 ergoß ſich aus denſelben reichliches Waſſer. Am größten Becken vor der Mariahülfer-Kirche verewigt folgende einfache Inſchrift die große Wohlthat:

„Aquae perennes 7155 ab urbe hexap. contectae civium suburb. commodo diu exoptatum munus Mariа Christina magnae Theresiae filia constituit. Votum uxoris explevit Albertus reg. pol. dux Sax. Teschi. 1805."

Das Waſſer kommt aus mehreren reichhaltigen Berg-Quellen von der hohen Wand hinter Hütteldorf, ungefähr zwei Stunden von Wien; bis nahe an Hütteldorf wird es in einen Canal von 5½ Fuß Tiefe und 2 Fuß Breite in eine große Brunnſtube geführt, welche 45 Fuß lang, 34 breit und durchaus aus Stein erbaut iſt. Von dieſer Brunnſtube wird das Waſſer durch mehr als 16,000 eiſerne, doppelt neben einander liegende Röhren in die Vorſtädte geführt und dort ſo vertheilt, daß Mariahilf 3, Gumpendorf 2, Laimgrube 2, Platz 1, Neubau 1, Schottenfeld 1, Joſephſtadt 2, ſo wie auch die Ingenieur-Akademie zu Mariahilf und die Reitercaſerne in der Joſephſtadt Baſſins mit gutem trinkbaren Waſſer beſitzen.

Die zwei Hauptquellen liegen höher als der Stephansthurm, und die ganze Maſſe der vereinigten Quellen gibt einen Waſſergang von 48 Quadratzoll. Das Werk wurde in zwei Jahren vollendet und koſtete über 400,000 Gulden in Conv. Münze.

Albertus Magnus.

Wie Theophraſtus Paracelſus und Fauſt, ſo war auch Albertus Magnus in Wien's Vorzeit ein Gegenſtand des Tagsgeſpräches und des Aberglaubens, und als ſolchen glauben wir ihn nicht mit Stillſchweigen übergehen zu können.

Einer der gelehrteſten Männer des finſtern 13. Jahrhunderts war Albert Graf von Bollſtädt, geboren zu Lauingen, Predigermönch, Meiſter in Köln, Paris und Rom, Biſchof zu Regensburg und geſtorben zu Köln im Jahre 1280.

Seine für die damalige Zeit ungewöhnlichen Kenntniſſe in der Philoſophie, Phyſik, Chemie und Mechanik erwarben ihm weit und breit die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen, und den Beinamen des „Großen (magnus)"; — ja die überraſchenden Wirkungen, welche er durch Benützung der damals faſt gänzlich unbekannten Naturkräfte hervorbrachte, machten auf ſeine Zeitgenoſſen einen ſolchen Eindruck, daß ſie glaubten: Albertus könne ſolche vermeintliche Wunder nur durch Geiſterhilfe vollbringen.

In Folge dieſer vorherrſchenden Anſicht nahm das Anſehen ſeines Namens von Geſchlecht zu Geſchlecht zu, aber ſein wahres Bild verwiſchte ſich allmählig in den Begriffen des Volkes, die Volksſage verwandelte den Charakter des großen Forſchers in die romantiſche Geſtalt eines mächtigen Zauberers und knüpfte während des ganzen Mittelalters an ſeinen Namen zahlreiche Abenteuer, ſowohl ernſter als auch heiterer Art.

Eine Sage meldet, daß Albertus Magnus Jahre lang mit unſäglichem Fleiße ein Automat verfertigt hatte, in Geſtalt eines Menſchenhauptes, welches reden konnte. Da trat eines Tages ſein Schüler, der fromme Thomas von Aquin zu ihm herein, ſah das wunderbare Haupt, das Werk einer Menſchenhand, und hörte es ſprechen. Ein Grauſen überkam ihn dabei, daß Menſchenwitz ſich vermeſſen ſollte, die höchſte Schöpfung Gottes nachzuahmen, und, von dieſem Gefühle hingeriſſen, zerſchlug er das künſtliche Haupt.

Albertus Magnus ſprach, ruhig lächelnd, blos die Worte: „O Freund, du haſt mir ein Werk von dreißig Jahren zernichtet.“

Allbekannt war auch des Albertus ſogenannter „Giftbecher;“ in dieſem befand ſich ein künſtlich verborgenes Spiesglas, welches, je nachdem der Becher mit Waſſer oder Wein gefüllt war, verſchiedene Wirkungen auf den Trinkenden hervorbrachte. Dieſer Giftbecher wird noch heute in der Stadt Cochem an der Moſel aufbewahrt.

Erſt der neuern Zeit war es vorbehalten, die romantiſche Sterne zu zerſtören, womit die alte Volksſage ihren Liebling Albertus Magnus umwob, das hiſtoriſche Bild dieſes treuen Forſchers wieder herzuſtellen und ſeine wahren Verdienſte zu würdigen.

Albrecht I.

Kaiſer Albrecht I., Rudolph's von Habsburg Sohn, war eigentlich der erſte öſterreichiſche Landesfürſt aus dem genannten Hauſe und ein in die Geſchichte Wiens mächtig eingreifender Herrſcher, von dem man ſagte: er ſähe mit einem Auge mehr, als mancher Andere mit beiden Augen.

Wir entnehmen daraus, daß er einäugig war; wie er es aber wurde, iſt ſo unglaublich und abenteuerlich, daß man es für eine Fabel halten würde, wenn uns nicht mehrere Annaliſten, und insbeſondere auch Jakob von Königshofen in ſeiner Elſaſſiſchen und Straßburgiſchen Chronik die Sache mit den Worten berichtete: „Ime, dem kung Albrecht, wart eines males vergeben, da hingent zu die Arzete an die Beine, und ſtechent ime ein auge us, un brechtent mit ertzenige zu, das die vergift alle ging zu den augen us un genas.“

Daß die Heilart, einen Vergifteten mit den Beinen aufzuhängen und das Gift durch ein Auge ableiten zu wollen, wirklich die goldene Praxis jener Zeit war, beſtätigt auch folgende Stelle von Kaiſer Heinrich VII., der in einem Dorfe bei Piſa vergiftet worden ſein ſoll.

„Hernach, als Kaiſer Heinrich wieder nach Rom gehen wollte, iſt er leichtfertiger Weiſe mit Gift vergeben worden. Und als dem Kaiſer gerathen wurde, er ſolle wieder nach Piſa gehen, damit er durch Aufhängung mit den Füßen und mit Verluſt eines Auges von dem Gifte befreit werde, worauf der Kaiſer antwortete: „Er ſey im Dienſte Gottes und wolle denſelben, den er zu ſeinem Heile empfangen hätte, nicht von ſich geben.“ — Und als er hierauf fort nach dem Flecken Bonconvent kam, konnte er nicht weiter, ſondern iſt am Tage des h. Bartholomäus, des Apoſtels (den 24. Auguſt) verſchieden. Das Kriegsheer brachte

ihn nach Pisa zurück, woselbst er mit unsäglichen Klagen herrlich begraben worden, im Jahre 1313."

Alchemie.

Alchemie ist ein Wort arabischen Ursprungs, in dem die Sylbe Al bloß der Artikel ist; es sollte mit demselben nichts ausgedrückt werden als Chemie oder Scheidekunst. Diese Wissenschaft hatte ihre Quelle in dem Bemühen, Metalle mindern Werthes oder unedle in edle umzuwandeln, und da von jeher auf das Gold der höchste Werth gesetzt ward, durch Scheidungskünste oder chemische Prozesse, Gold zu gewinnen.

Da sich die Araber besonders mit Zubereitung von Medicamenten mittelst chemischer Procedueren beschäftigten und die Gründer der Pharmaceutik wurden, hier aber, so wie dort, nach dem Höchsten, nach Universalheilmitteln strebten, die allen Krankheiten Widerstand leisten sollten; da ferner die Verbreitung nützlicher Kenntnisse in jener Zeit nicht so leicht wie jetzt war; so bildete sich, besonders im 14. und 15. Jahrhunderte der allgemeine Glaube aus: daß die Umwandlung der Metalle zugleich mit der Bereitung von Lebenselixiren (Panaceen), die Aufgabe der Alchemie als einer reinen Wissenschaft sei, die zu erlangen, es besonderer Vortheile bedürfe.

Dieser Glaube ward vielfältig auch von Menschen gemißbraucht, die den Schleier des Geheimnisses über sich warfen, um von der Leichtgläubigkeit der Menge Nutzen zu ziehen. Vorzüglich verschaffte Theophrastus Paracelsus im 16. Jahrhunderte der Alchemie, in Verbindung mit theosophischen Träumereien, immer mehr Eingang.

Die im 17. Jahrhunderte sich bildende Geheimgesellschaft der Rosenkreuzer hatte besonders die Bearbeitung der Alchemie zur Aufgabe.

Mehrere Fürsten glaubten in ihr eine Hilfsquelle in Geldbedrängnissen zu finden; bei diesen fanden die sogenannten Adepten (zum Besitz der Kunst Gelangten) eine zuvorkommende Aufnahme. Von allen Geschichten aber, die man aufgestellt findet, daß einzelne Bemühungen wirklicher Golderzeugung aus Körpern, in denen es vorher nicht schon metallisch befindlich war, von Erfolg gewesen seien, entrathen der historischen Glaubenswürdigkeit.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß die Alchemie zu wichtigen Erfindungen (wie zur Porzellanbereitung) geführt hat, der Chemie förderlich gewesen ist, und daß man von ihr sagen kann, hier habe eine tolle Mutter eine sehr verständige Tochter geboren. (Siehe den Art. Adepten.)

Die Alchemie, die gelehrteste aller Modethorheiten, hatte in Wien vielleicht mehr als anderswo vom Anfange des 15. bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ihr Hauptlaboratorium; Alles geizte nach dem Rufe, ein Goldkoch zu sein und Tausende sahen sich durch die Goldkocherei dahin gebracht, endlich mit Meister Schmalhans Küche zu halten. Die Sucht, Gold zu machen, hatte einmal sogar der ganzen Stadt den Untergang bringen können.

Im Gefolge der Gemahlin des Königs Mathias von Ungarn, Beatrix von Sizilien, waren im Jahre 1485 mit 400 neapolitanischen Edelleuten auch mehrere Adepten nach Wien gekommen, die hier zu laboriren anfingen. Sie arbeiteten den 7. Juli 1488 mit starkem Feuer im Hause bei St. Pankraz am Hof (an der Stätte der Munziatur), welches sie gekauft hatten, wobei das Haus in helle Flammen auflederte, welche weiter griffen und mehr als hundert Häuser verzehrten. Das Feuer erstreckte sich bis zu den Schotten, ergriff den Kirchthurm und zerschmolz darin die größte und schönste Glocke.

Es gab wohl zu allen Zeiten einige

helle Köpfe, welche die Thorheit der Alchemie belachten und sich über ihr Symbol das ⚗ der Goldköche — wodurch diese den ersten und letzten Buchstaben des lateinischen Alchymia mit Aurum (Gold) und Argentum (Silber) andeuteten; — lustig machten und in gutem Deutsch behaupteten, die zwei A deuteten auf Armuth oder die leeren Säcke und auf Arzenei für das kranke Gehirn der Adepten. Sie durften es aber nicht wagen, mit ihrer Meinung offen dem herrschenden Zeitgeiste entgegen zu treten.

Eine Sage von Theophrast's Wunderkraft, Gold erzeugen zu können, verdankt das Haus zum Küßdenpfennig (713) in der Stadt (Siehe das.) seinen abenteuerlichen Namen, und sogar der bedeutende Reichthum des berühmten Joh. Conr. von Richthausen, Freiherrn von Chaos, eines der größten Wohlthäter der Waisen in Wien, soll in der ihm bekannt gewesenen Goldtinktur seine Quelle gehabt haben.

Man zeigte noch zu Ende des vorigen Jahrhundertes in der kais. Schatzkammer ein Goldstück in der Schwere von 300 Dukaten, welches Baron Chaos v. Richthausen aus Blei in Gold verwandelt haben soll: es hatte auf einer Seite die Aufschrift: Diva Metamorphosis, und auf der andern: Exhibita Pragae d. 15. Jan. 1658 in praesentia Sac. Caes. Maj. Ferdinandi III. — Auch eine große ovale, von Metall gegossene Platte war dort, die ein Augustinermönch, Wenzel genannt, in Leopolds I. Gegenwart zur Hälfte in Kreutzgold verwandelt haben soll, so daß man die Grundmaterie noch erkennen konnte.

Die letzten Alchymisten von einiger Bedeutung in Wien, waren Wagnereck und Sehfeld.

Der erste stammte aus Baiern von bürgerlichen Eltern und durchzog Deutschland als Freiherr. In Wien soll er Proben seiner Wissenschaft an den Tag gelegt haben, indem er aus Blei und Kupfer Gold machte. Er mußte aber flüchtig werden und starb auf der Flucht im Jahre 1683 zu Enns in Oberösterreich.

Sehfeld war ein Oberösterreicher und ließ sich im Jahre 1746 zu Rodaun nieder, wo er eine große Rolle spielte. Hier machte er heimlicher Weise Zinn zu Gold. Seine Laborirung wurde aber verrathen, und er als Gefangener nach Temeswar gebracht. Er behauptete fest und beharrlich, das Geheimniß der Goldtinktur zu besitzen, und erbot sich, öffentliche Proben davon abzulegen. Man schenkte ihm abermals Glauben und setzte ihn unter Aufsicht in Freiheit. Der listige wußte sich aber aus dem Staube zu machen, und seitdem hat von ihm und seiner Goldtinktur nichts mehr verlautet.

Alland.

Dieses im V. U. W. W. liegende Dorf auch Aland genannt, am Klausenschwemmbache, muß seiner ungemein schönen Lage in einem lieblichen Waldthale wegen, zu den angenehmsten Ortschaften des Landes gezählt werden, und diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß der berühmte Hofschauspieler Siegf. Gottlieb Koch (Eckhardt) es zu seinem Sommeraufenthalte wählte. Er starb auch daselbst den 11. Juni 1831.

Auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe liegt die uralte Schießstätte und als eine besondere Merkwürdigkeit zeigt man den Fremden in der Kirche einen räthselhaften Grabstein, worauf ein auf dem Rücken liegender Hund mit einem Kreuze auf dem Bauche dargestellt ist.

Da alle Zeitbücher über die Bedeutung dieses seltsamen Denkmals schweigen, so mag es uns gestattet sein, die Vermuthung zu äußern, es dürfe dasselbe mit dem Anubis

von Schalaburg, wohin wir hiermit verweisen, in Verbindung stehen, oder es dürfte diesen Anubis selbst darstellen und zu seinem Gedächtniße errichtet worden sein.

Das Dorf Alland hat seinen Namen dem großen, ringsum sich über Berg und Thal ausbreitenden Allanderforste verliehen, dessen Revier mehreren Dominien unterworfen und zum Theil mit Wild bevölkert ist. Vom Stifte Heiligenkreuz aus kann man den Berg Schöpsel besteigen und wird reichlichen Ersatz für den etwas beschwerlichen Weg finden, indem derselbe die höchste Spitze des Allanderforstes ist, und eine malerische Aussicht gewährt.

Allerheiligen-Capelle (Trautson'sche).

Unter allen Privat-Capellen der innern Stadt, welche Joseph II. im Jahre 1783 aufhob, behauptete die Allerheiligen-Capelle im Trautson'schen Pallaste (heutige Kaan'sche Haus 1138) in der Breunerstraße eine der ersten Stellen. Ihr Erbauer war der berühmte Sixtus Trautson, Graf von Falkenstein, im J. 1590. Sie besaß einen großen Schatz von Reliquien und Heiligthümern, welche ein Graf dieses Hauses als österr. Gesandter von dem Herzoge von Sachsen zum Präsent bekommen hatte. Der Bischof von Wien, Ernest Trautson, hat damit diese Capelle bereichert.

Dieser Schatz bestand in folgenden Heiligthümern: Mehrere Partikel des heiligen Kreuzes und von der Säule, woran Christus der Herr gegeißelt worden, ein Stück von dessen ungenähtem Rock, von der Krippe des Stalles zu Bethlehem, vom Speisesaal des letzten Abendmals, von der Lanze und vom Schwamme.

Häupter von unschuldigen Kindern, wie auch der Märtyrer Mauritius, Corbilla, Regina, Placentia und anderer Heiligen. Hirnschalen der Märtyrer Laurentius, Vincentius, Erhard, Christophorus, Margareth und der heiligen Jungfrau Petronilla. Zähne des heil. Johann Baptist, des heil. Märt. Apollinaris, der Märtyrer Johannis und Paul, der Märtyrinen Agatha und Apollonia. Arme des Erz-Märtyrers Stephan, Gregors des Großen, der Märtyrer Almachius und Eustachius, der heil. Jungfrau Fortunata. Finger des heil. Bischofs Wolfgang, des heil. Markgrafen Leopold und der heil. Jungfrauen Euphemia und Paulina. Diese Reliquien waren in elfenbeinernen Kreuzen, in Tafeln, in Kästchen, in Altären, in Monstranzen, in Statuen, in Agnus-Dei und in andern Figuraten kostbar und herrlich gefaßt, mit Silber, Gold, Perlen und Edelgestein reichlichst gezieret, und mit den feinsten Gläsern und Crystallen verschlossen.

Aller Practic Grosmutter.

Diesen Namen führt ein komisch-satyrischer Kalender, der eine Nachahmung von Rabelais Pantagrueline Prognosticon ist, die sich in den alten Ausgaben des Rabelais als Anhang hinter dem zweiten Buch befindet. Rabelais hatte wieder einem deutschen Original nachgeahmt, welches Jacob Henrichmann in's Lateinische übersetzt im Jahre 1508 herausgab.

Der ganze Titel dieses einst vielgelesenen Buches ist:

Aller Practic Grosmutter. Die dickgeprockte Pantagruelinische Brugdicke Procdic oder Peuchnastikatz, Lastafel, Baurenregel oder Wetterbüchlein, auf alle Jar und Land gerechnet und gericht: Durch den vollbeschreinen Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt: des Herren Pantagruel zu Landagruel Löffelreformirer, Erb- und Erztränk und Mundphysikus. Jetzund alles aufs neu zu Lib den grillengirigen Zeitbetrigern: verstockten, hirnbedäubten, maulhänkolischen

Narrenzwängern: erzeugt und bestrengt. Ein freischeis, kurzweilig Gelaß, als wann man Haderstreb zc. Zum tragen und Brief in Taschen der Kalen Käsischen Meistert. Niberti Kroneti Caldii Meronis, Vitellii F. M. D. LXXIIII. 8. 1598. 8. Gedruckt im Fliegenkoll zu Altenarren D. Culkus, Schalkus, Winkalbus im Narrenwesen mit Holzschnitten von Tobias Stimmern.

Allerseelentag.

Wer am 1. und 2. November die sechs Kirchhöfe, die zum Burgfrieden der Stadt gehören, besucht, der wird sich mit der Überzeugung trösten, daß, wie C. Straube in seiner Lokal-Skizze (Alt- und Neu-Wien 1842) sagt, „das Gedächtniß empfangener Gutthaten das Dasein im Fleische überdauert und der Todte noch nicht vergessen ist, wenn das Gras über seinem Hügel wächst.“

Ein ungewöhnliches lärmendes Leben äußert sich an solchen Tagen vor und in den stillen Räumen des Todes. „Welken von Gezelten, in welchen Wachslichter, Blumen, Bänder, oder auch gesalzene Würstel und Semmeln, Beterbildchen und Obst verkauft werden; Heerschaaren von Bettlern, zumal Krüppeln und schmutzigen oder halbnackten Kindern, welche die kalte Herbstluft mit gellenden „Vaterunser,“ oder finnlosen Formeln erfüllen; — eine Wagenburg von „Linienzeislern“ und anderem Fuhrwerke, wodurch den andächtigen Gottesacker-Pilgern wohlfeile Communicationsmittel geboten werden; — geputzte Manns- und Frauenbilder, die zu dem frommen Werke kommen, wie zu einer Opernvorstellung; das Gedränge, Stoßen, Treiben, Treten an den Eingängen, wo Taschendiebe und die löbliche Polizei wacker zu thun haben.“

Betritt man den Leichenhof selbst, über welchen noch überdieß ein trüber Herbstnebel liegt, so glaubt man sich in einem duftenden Blumengarten versetzt, wo nicht nur die Repräsentanten des Grabes, die Astern, Rosmarin und Cypressen, sondern auch Rosen und Georginen tausendweise blühen und glühen.

So verschieden auch immer die Charaktere und der Stand der hier Wandernden seyn mag, so überwältigt doch Alle ein Gedanke; es ist jener des Jenseits. Dieser Gedanke „drückt das Siegel des Schweigens auf jedes andere Gefühl, macht Alle, welche heut über den Todtenacker wandern, zu Befreundeten, zu einer einzigen, großen christlichen Gemeinde, deren Endzweck dahin geht, das Gedächtniß der lieben Todten zu feiern, ihnen ein Thränenopfer zu widmen, ihre Ruhe der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen; denn ob sie nun selig im Herrn entschlafen sind nach einem Leben voll Tugend, oder dahinfuhren in ihren Sünden, anstatt des Grabgesanges, von Flüchen begleitet, das Grab versöhnt und wischt der mangelhaften Menschheit Flecken ab.“ —

Wir lassen diesem Gräber-Besuchen seine volle Gerechtigkeit widerfahren, können aber unserer Seits die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir die Ruhestätte eines theuren Dahingeschiedenen lieber in einer einsamen, stillen — als in einer lärmenden Stunde betreten, und daß uns die Sitte empört, die Wallfahrt nach den Gräbern mit einem Einsprechen beim „Heurigen“ zu beschließen.

Allgerin (Die).

So hieß vormals das Haus Nr. 905 in der Kärntnerstraße, dem historischen Hasenhause gegenüber und jetzt von einer über der Hausthüre angebrachten schönen Steingruppe mit Figuren in mehr als halber Lebensgröße „zur heiligen Dreifaltigkeit“ genannt. Es gehört der Frau Josepha Leide, vorher Joh. Mich. Sieß.

An dieses Gebäude knüpft sich ein historisches Interesse, welches bis zum Jahre 1758 zurück reicht, in welchem am 5. Octob.

nach Herstellung des Friedens mit dem Kaiserthum Algier sich der Algier'sche Gesandte Hagi Demetrius Marzachi in Wien einfand, um ein Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser. Hofe abzuschließen.

Als am 18. Jänner des folgenden Jahres dieser afrikanische Diplomat, der mehrere Damen in seinem Gefolge hatte, die Rückreise in sein Vaterland angetreten hatte, blieb eine dieser maurischen Schönen, oder wenigstens eine Schöne mit schwarzbraunem Teint in Wien zurück, die in diesem Hause ihre Wohnung nahm.

Von dieser Dame verbreiteten sich in der Stadt hunderterlei abenteuerliche Erzählungen, die ihre Wirkung nicht verfehlten und zur Folge hatten, daß die ganze galante Männerwelt zu Fuß, zu Roß und zu Wagen bei der Algierin zehnmal des Tages vorüberzog und ein solches Straßen-Spektakel machte, daß man die Nothwendigkeit einsah, dem Herkommen der schwarzbraunen Schönheit näher nachzuforschen. Da fand sich denn, daß die Algerin zwar eine Nomadin, aber keine afrikanische, sondern eine echt vaterländische sei, und als solche erhielt sie auch die Weisung, ihr Zelt anderswo aufzuschlagen.

Aus dieser Algierin machte das Volk eine Allgerin, und es legte dem Hause diesen Pseudonamen einer seiner Bewohnerinen bei.

Almosenstein (Der).

Als die Bettelmönche in Wien noch öffentlich Almosen sammelten, geschah es eines Tages, daß ein Günstling der Glücksgöttin einem armen peregrinirenden Frater, welcher ihn um ein Almosen bat, mit einem Steine warf. Der geschmähte Frater sagte über diese Roheit nichts, sondern hob den Stein auf und nahm ihn mit sich. Über kurz oder lang, dachte er, werde ich gewiß Gelegenheit bekommen, mich an diesem Stolzen mit eben dem Steine zu rächen.

Einige Zeit darauf hörte er ein Geschrei auf der Straße; er erkundigte sich, und vernahm: derselbe Übermüthige habe ein Vergehen begangen und er werde zum Pranger geführt, um den Beleidigungen des Pöbels Preis gegeben zu werden.

Geschwind griff der Frater nach seinem Stein; bald aber kam er zu sich, warf ihn in einen Brunnen und sagte: „Jetzt fühle ich, daß man sich nie rächen muß. Denn ist unser Feind mächtig, so ist es unklug und thöricht; ist er aber unglücklich, so ist es niedrig und grausam.“

Nehmet euch diese Lehre des armen Fraters zu Herzen, ihr Mächtigen, die ihr die Macht habt, an Schwächern euer Müthchen zu kühlen.

Alräunchen (Alraunen).

Der mit den Alräunchen (Galgen-Männchen oder Erd-Männchen) getriebene Unsinn fand auch in Wien einst leichtgläubige Seelen, die ihm huldigten, und noch lebt hier im Munde des Volkes das Sprichwort: „er hat ein Alräunchen (Alraundl),“ wenn man Jemanden andeuten will, dem es nie an Geld gebricht, von dem man aber nicht weiß, wo er selbes hernimmt. In dieser Beziehung darf in unseren Blättern eine Notiz über die Beschaffenheit dieser angeblichen geheimen Geldspender nicht fehlen.

Die Alräunchen waren kleine, aus den härtesten Pflanzenwurzeln, besonders der Mandragora (Mandragora vernalis) verfertigte Bilder, einen halben, höchstens

einen Fuß lang, die irgend einen berühmten Zauberer oder eine Zauberin vorstellten, und denen man so viel Macht beimaß, daß sie das Glück oder Unglück des Menschen in Händen haben. Gewöhnlich gab man ihnen die Form eines Weibes, seltner eines Mannes, kleidete sie sauber und verwahrte sie an einem geheimen Platze, wo man sie herausnahm, wenn man sich mit ihnen berathen wollte.

Die Entstehung dieser Alraunen leitete der Aberglauben von einer Pflanze her, die nach der Meinung des Volkes aus dem Harne emporwächst, den ein unschuldig Gehängter unter dem Galgen von sich gelassen. Man glaubte, daß die Wurzel dieser Pflanze der Gestalt eines Menschen vollkommen ähnlich sei, wie dieß, obschon irriger Weise, von der Mandragora angenommen wurde. Es galt auch für sehr gefährlich, diese Wurzel aus der Erde herauszureißen, da man wähnte, daß dieselbe, gewaltsam ausgerissen, ein Geschrei ausstoße, an dessen Folgen der Herausreißende sterben müsse. Der Aberglaube rieth deßhalb, sich bei einer solchen Operation die Ohren mit Wachs zu verstopfen und die Pflanze an den Schwanz eines schwarzen Hundes zu befestigen. Hält man nun diesem ein Stück Fleisch vor, so gibt er sich Mühe, es zu erhaschen, zieht dadurch die Wurzel aus, wird aber durch das Geschrei, welches sich beim Ausreißen erhebt, getödtet.

Bei dieser Entstehungsweise waren natürlich die Alraunen sehr selten, und deßhalb erfand man noch andere Arten ihres Ursprungs; indessen waren es immer nur Wurzeln, denen man die nöthige Form zu geben suchte. Die Wurzel sollte, wenn man sie glücklich der Erde entrissen hatte, mit rothem Wein abgewaschen, in weißes und rothes Zeug gewickelt und in ein Kästchen gelegt, alle Freitage aber gebadet und bei jedem Neumond mit einem weißen Hemdchen versehen werden.

Dafür verliehen dergleichen Alräunchen, wie man glaubte, ihren Besitzern alle möglichen Güter und schützten sie vor jeder Gefahr. Insbesondere dienten sie als die kräftigsten Arzeneimittel, indem man sie im Wasser badete, welches dadurch eine solche Heilkraft bekam, daß es alle Krankheiten bei Menschen und Thieren hob.

Auch die Zukunft durchschauten diese Erd-Männchen, und verkündigten sie ihren Besitzern entweder durch eine Bewegung des Kopfes oder auf eine andere verständliche Weise. Wer ein solches Wesen bei sich trug, dem wurde ein jeder Richter gewogen, auch wenn er früher noch so sehr gegen ihn eingenommen war. Auch brachte es dem Besitzer Glück und ließ ihn nie verarmen; denn ein Stück Geld, das man dem Galgen-Männlein Nachts zulegte, war des Morgens verdoppelt. Wollte man indessen seine Dienste lange genießen, und sicher gehen, daß es nicht absterbe, so durfte man es nicht zu sehr anstrengen und nicht über einen halben Thaler jede Nacht ihm zulegen.

Daß Solches und Ähnliches vom Alraun nicht erfüllt wurde, versteht sich von selbst, indessen wurde der Aberglaube von Betrügern vielfach benutzt, um den Verblendeten ihr Geld abzunehmen. Gewöhnlich schnitten sie die Wurzeln der Zaunrübe wie Alraunwurzeln zu, steckten sie voll Haber und Hirsenkörner, und legten sie in warmen Sand. Hier fingen die Körner an zu keimen, und war dieses hinreichend geschehen, so wurden die Wurzeln wieder hervorgezogen, die Keime gleich Haaren zugestutzt und die fertigen Wunderdinge aufgeputzt für schweres Geld verkauft.

Außer der oben angegebenen Behandlung gab man ihnen bei jeder Malzeit zu essen und zu trinken, weil sie, wenn man sie überging, wie kleine Kinder schreien, die Hunger oder Durst haben.

Bemerkenswerth ist es auch, daß die

Siege der allbekannten Jungfrau von Orleans über die Engländer von jenem abergläubischen Zeitalter dem Umstande zugeschrieben wurden, daß sie stets eine solche Wurzel bei sich getragen.

Die Tracht der Alraun-Männchen bestand aus einfachem Leinengewande mit Metallgürtel, den ein rothes Mieder zusammenhielt. So pflegen die Zigeuner nach uralten Überlieferungen sie noch heute zu putzen.

Vormals belegte man in Wien die Hexen mit dem Namen Alraunen; eine solche hielt sich 1498 und 1499 mit zwei Genossen im Dorfe Dürnkrut auf. Sie wußte sich den eifrigsten Nachforschungen des Wiener-Gerichtes aber zu entziehen.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts war der Glaube an Alraun-Männchen noch herrschend, damals wurde auf dem Rabenstein nächst der Neßau der Jakob Getscher gegeißelt, „weil er ein Alraundl erkauft, so er zu unterschiedlichen Sachen gebrauchen wollen.“

Eine Sage erzählt, ein Vorsteher der kaiserl. Bibliothek habe dort nach dem gewöhnlichen Bezeichnen keine Ruhe gehabt, und sei oft mit Gewalt herausgetrieben worden. Besonders war dieß der Fall in jenem Zimmer, in welchem Manuscripte und andere seltene Monumente aufbewahrt wurden. Es befanden sich darunter auch zwei Alraunen, mit rothem Scharlach bekleidet, und gleichsam in erdentlichen Todesladen nach ihrer Größe liegend. An denselben befanden sich besondere Zeichen, als wenn sie verschiedenen Geschlechtes wären, und es soll sich Rudolphus II. ihrer bedient haben, um künftige Dinge zu erforschen. Unter andern erzählt man, daß sie wie kleine Kinder hätten müssen gebadet werden und zwar mit unverfälschtem Weine. Wenn dieses nicht geschah, so erhoben sie ein Geschrei wie neugeborne Kinder, und ließen damit nicht nach, bis ihnen ihre ordentliche Pflege widerfuhr.

Alserbach.

Dieser Bergbach entspringt in dem Waldgebirge hinter Dornbach; seine tröpfelnde Quelle wird von Steinnelken beschattet und war schon nach Pez dem heil. Markgrafen Leopold unter dem Namen der Als (Alß) bekannt, indem in seinem, dem Stifter St. Peter zu Salzburg ertheilten Restitutionsbriefe von 1134 gesagt wird, „daß Graf Sieghard von seinen an der Als gelegenen Grundstücken dem genannten Stifte zwei Huben auf ewige Zeiten schenke.“

Der Alserbach verfolgt seinen mäandrischen Lauf durch Neu-Waldegg und Dornbach, bei dem er jenen Gebirgsrücken, der den besten Wein dieser Gegend liefert, den Namen des Alseckes ertheilt. Diese Benennung ist ebenfalls uralt und wird schon von Friedrich dem Streitbaren 1241 bei Erwähnung der Lehngüter, die er vom Bisthum Passau besaß, als „das alte Alsekh“ angegeben.

Auch der Ort Hernals verdankt diesem Bache seinen Namen, der so viel sagen will als, herin Als oder jenseits der Als. Unweit der Hernalser-Linie betritt der Bach das Stadtgebiet, wo er nicht nur der noch blühenden Alservorstadt, sondern auch dem 1529 von den Türken ganz zerstörten Dorfe Siechenals (dem heutigen Thurn) den Namen gegeben hat.

In früherer Zeit fehlte es der Als nie an Wasser, welches sie von den vielen Bergquellen und Waldbächen erhielt; auch an Fischen war sie reich, was Merian in seiner Abbildung von Hernals durch einen fischenden Mann andeutet. Als aber 1732 die schöne Brunnensäule am Hohenmarkte erbaut und die Gewässer außer Hernals in Brunnstuben aufgefangen und mitten durch's

Dorf in Nöhren nach dem Hohenmarkte geleitet wurden, verlor der Alſerbach ſein Waſſer und die in Hernals gelegene Mahlmühle mußte, wie es in einer gleichzeitigen Nachricht heißt, Feier-Abend machen.

Von der Linie durchfließt der Bach die Alſervorſtadt, den Michaelbeurnſchen Grund, den Himmelpfortgrund, das Thurn, Lichtenthal und ergießt ſich zwiſchen der Roßau und dem Althangrunde in die Donau. Dieſe lange Strecke iſt erſt in unſeren Tagen durch großartige Überwölbungen und Baufühlungen auf eine Art bedeckt worden, daß der Unkundige, der jene Gegend betritt, weit von dem Gedanken entfernt iſt, zu vermuthen, daß unter ſeinen Füßen ein Bergſtrom fließt, der oft ſehr verheerend wüthete, und blos im vorigen Jahrhunderte viermal (9. Juni 1731, 4. Mär, 1744, 8. Auguſt 1779, 21. April 1785), zu ſelbil den 21. April 1845 den genannten Vorſtädten verderblich war.

Die Gegend am Alſerbache, nächſt der Thurn-Vorſtadt war zur Zeit der im Jahre 1310 geherrſchten Peſt der Schauplatz einer tragiſchen Begebenheit, die noch heut zu Tage in der Sage der Jungfer, die zum Fenſter hinausſieht, fortlebt.

Im Spitale zu Siechenals lebte damals ein junger, rüſtiger Krankenwärter, der allgemein beliebt war und ſich immer als ein ſorgſamer Pfleger der Leidenden bewieſen hatte. Seit einiger Zeit wollte man jedoch in ſeinem Betragen gegen die Kranken eine Veränderung bemerkt haben. Man glaubte die Urſache in einem Liebesverhältniſſe ſuchen zu müſſen, worin er mit einem Mädchen ſtand, das, in einem benachbarten Hauſe wohnend, ſich häufig am Fenſter zeigte, um mit ihrem Geliebten, ſo oft es ſein Dienſt geſtattete, zu liebäugeln.

Daß ein junger Burſche und ein noch jüngeres Mädchen ſich lieben, iſt keine ungewöhnliche Sache, — daß ſie aber ihre Herzensſache zu einer Zeit, wo der Knochenmann ſo viele Opfer dahinraffte, ſo offen an den Tag legten, das fanden die Siechenalſer nicht in der Ordnung und ſie verkündeten dem loſen Handel ein böſes Ende.

Ganz beſonders ſchien das Mädchen von Liebe entbrannt zu ſein, denn es gab keiner Ermahnung, die Schicklichkeit zu beobachten, Gehör, ſondern erſchien nach wie vor am Fenſter, um nach dem Geliebten oder wenigſtens nach der Spitalspforte, woraus er treten mußte, zu blicken. Da der Burſche jede Gelegenheit eifrig ergriff, ſich hier der Geliebten zu zeigen, ſo kann man ſich ihre Ungeduld vorſtellen, als der Erwartete eines Tages gar nicht zum Vorſchein kam.

Eine ſtürmiſche Nacht folgte dieſem Tage; ſchwere Wetterwolken waren in den Gebirgen niedergegangen. Als der Morgen heranbrach, ſchwoll der Alſerbach hoch an. Das Mädchen war während der ganzen Nacht nicht vom Fenſter gewichen und ſah auch jetzt in den vorüberbrauſenden Bach hinab, auf welchem ein Leichnam ſchwamm, worin die Unglückliche ihren Geliebten erkannte.

Er war in wenigen Stunden eine Beute der Seuche geworden, und nach ſeinem Hinſcheiden hatte ſich gezeigt, daß er ſich viele Habſeligkeiten von Kranken zugeeignet hatte, die im Siechenhauſe geſtorben waren. Dieſe Entdeckung erweckte in den Bewohnern des Spitals den Verdacht, der Todte möge wohl aus Habſucht Manchen aus der Welt geſchafft haben, den die Krankheit verſchont hätte. Sie warfen ſeinen Leichnam daher ſtatt ihn zu beerdigen, in den Alſerbach.

Das Mädchen kam nicht mehr zur Beſinnung; ſie ſtürzte ſich aus ihrem Fenſter ebenfalls in den Bach. In der Umgebung verbreitete ſich die Sage, die im Stande der Ungnade Dahingegangene finde in dem Wellengrabe keine Ruhe und harre zu gewiſſen Zeiten an demſelben Fenſter, aus

welchem sie den Geliebten so oft gesehen und den Todessprung gethan habe, der Stunde ihrer Erlösung. Das Haus führt noch den Namen des Hauses, „wo die Jungfer zum Fenster hinaussieht.“

Alservorstadt.

Der vom sogenannten Thury-Brückl (die Brücke am Thury) bis zur Mündung des Alserbaches in die Donau (zwischen den Vorstädten Rossau und Althan) liegende Distrikt wurde ursprünglich die Gegend am Als oder am Alserbache genannt und er gehört zu den ältesten Örtlichkeiten Wiens.

Der heilige Severin gründete im Städtchen Fabiana, wie Wien Anfangs hieß, zwei Klöster; das eine gilt für die heutige Capelle Sankt Johannes am Alserbache, in der Vorstadt Thury, das andere für Heiligenstadt. Zu dieser Johanneskirche kam später ein Kranken- oder Siechenhaus und mehrere Wohnhäuser, woraus das in der Sanitätsgeschichte Wiens so bedeutende Dorf Siechenals entstand, welches in den Annalen der Pest, mit welchem Übel Wien durch die Kreuzzüge und dem starken Verkehr mit dem Morgenlande bekannt wurde, und welches von 1197 bis 1713 darin siebzehn Mal wüthete, eine vorzügliche Rolle spielte.

Friedrich III. schenkte 1475 diesen Distrikt dem neuentstandenen Benediktinerstifte zu St. Dorothea in der Stadt. Zur Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken 1529 wurde das damals sehr blühende Dorf Siechenals mit dem Spitale und dem Gotteshause zu St. Johann so verheeret, daß davon nichts — ja nicht einmal der Name übrig blieb, denn seit dieser Zeit ist der Name Siechenals verschwunden.

Erst 17 Jahre hernach begann der Bürger und Hofbediente Johann Thury daselbst den Bau eines neuen noch erhaltenen und mit einem Denksteine versehenen Hauses, welches der Ursprung der heutigen, nach ihm genannten Vorstadt ist.

Von der jetzigen, 26 Gassen, 314 Häuser und 16300 Seelen zählenden Alsergasse war zu jener Zeit noch keine Spur vorhanden; diese Gegend hieß „zu den sieben Hofstetten,“ und war ein unheimlicher, von wildem Buschwerke, dürftigem Zwergholz und Steinschutt bedeckter Grund, auf welchem verscheuchtes vierbeiniges und zweibeiniges Wild, Schutz und Sicherheit suchte.

Die erste Alsergasse, deren die Jahrbücher der Stadt gedenken, lag am Währingerberge gegen die von Joseph II. im Jahre 1783 aufgehobene Benediktiner-Abtei von Montserrat (die sogenannten Schwarzspanier) und diese Alsergasse wurde erst bei der Befestigung Wiens 1663 auf ihren heutigen, gegen den uralten Ort Hernals sich ausdehnenden Platz übersetzt.

Der Anbau dieser Vorstadt, die sich durch die großartigsten öffentlichen Anstalten auszeichnet, ging sehr langsam vorwärts; nur vor etwa einem halben Jahrhunderte fingen hier die neuen Ansiedlungen an, sich bedeutend zu vermehren. Es erhoben sich in kurzer Zeit auch herrliche Gärten ausgezeichneter Adelsgeschlechter, wovon der ehemals Lichtenstein'sche, (ursprünglich Graf Paar, dann Wilczeck) an andere Besitzer gekommen und durch lange Zeit der Wohnsitz des Herzogs von Würtemberg war; — der Graf Blümegen'sche, von dem die Blumen- (Blümegen-) gasse den Namen hat, der Dietrichstein'sche gegen die Josephstadt gelegen und heut zu Tage ganz verbaut, der Graf Schönborn'sche in der Herrngasse, der größtentheils noch besteht und sich bis in die Floriangasse erstreckt, die vorzüglichsten sind.

Allein während ringsum auf dem öden

Boden ſtattliche Bürgerhäuſer, und ſtolze Edelſitze ſich erhoben, ſchien auf einem Theil dieſer Vorſtadtgegend der Fluch des Nichtgedeihens zu laſten; es war der vormals ſogenannte Hohlweg, oder die heutige Kaſerngaſſe, welche die Verbindung der Hauptſtraße mit dem oberen Theil der Herrngaſſe unterhält, von welcher man noch vor einem Jahrzehend mit dem Dichter ſagen konnte:

„Da war ein Plätzchen, da wuchs kein Gras,
Das wurde vom Thau und vom Regen nicht naß,
Da wehten die Lüfte ſo ſchaurig.“

Die linke Seite dieſer Hohlweggaſſe, wenn man ſie von der Alſergaſſe nächſt dem Brunnenplatze betritt, wird noch heute der ganzen Länge nach von der Gartenmauer des vormaligen Lichtenſtein'ſchen Gartens gebildet, und ihre rechte iſt erſt ſeit einigen Jahren mit Häuſern beſetzt worden. Bis dahin war es ein wüſter, holperiger, für Fuhrwerk kaum benutzbarer Seitenweg, der beſonders zur Nachtszeit um ſo ängſtlicher gemieden wurde, als er allgemein den ſchauerlichen Namen des Hexentanzes führte, und das nicht ohne Grund; denn die Bewohner der Nachbarſchaft wußten ſich von dieſer unheimlichen Paſſage eine ſolche Unzahl von haaremporſträubenden Spuckgeſchichten zu erzählen, daß eine tüchtige Portion von Muth dazu gehörte, ſich darüber hinauszuſetzen.

Es kam auch eine Zeit, wo man anfing dieſen Hohlweg zu einer Art von wieneriſchem Blocksberg zu machen, wo dann und wann ein kleiner Hexenſabbat abgehalten wurde, was ihm auch den Namen des Hexentanzes verſchafft hat, wie er noch heute gewöhnlich genannt wird.

Dieſen Gebilden einer aufgeregten Phantaſie fehlte es jedoch nicht an einer veranlaſſenden Urſache, indem ſich vor etwa einem Jahrhunderte dort eine Begebenheit zugetragen hat, die dieſem Aberglauben neue Nahrung gab und die wir hier nach mündlichen Ausſagen eines Augenzeugen zum erſten Mal zur Sprache bringen.

Noch ſteht beinahe in der Mitte der Hohlweggaſſe zwiſchen den beiden Seiteneingängen des Lichtenſtein'ſchen Gartens ein ebenerdiges Gebäude, worin vor etwa einem Jahrhunderte der Aufſeher der fürſtl. Strapazirſtälle, welche ſich hier befanden, wohnte. Der Mann war unverheirathet und lebte in guten Umſtänden. Seine, aus einer ungemein großen Stube und einer Schlafkammer beſtehende Wohnung war der Zeit gemäß ſtattlich möblirt, und insbeſondere war das Kandelbret ſo reichlich mit Trinkgefäßen beſetzt, daß man daraus erſehen konnte, es werde hier den Göttern des Weins und des Biers eifrig geopfert.

Dieſe Libationen fanden vorzüglich zur Faſtnachtzeit ſtatt, wo in dieſer entlegenen Wohnung wahre Orgien gefeiert wurden. Der dadurch entſtehende nächtliche Lärm ſtörte jedoch die ruheliebenden Stallbediente, die in demſelben Gebäude wohnten, und die ſich dieſes Spektakel verbaten. Da ihr Anſinnen unbeachtet blieb, ſo legten ſie ſich auf die Lauer, um dem tollen Treiben der Bachanten auf den Grund zu ſehen, und als ihnen dieſes gelungen war, unterließen ſie nicht, bei dem fürſtlichen Stallmeiſter klagend aufzutreten. Dieſer unterſagte den Lärmern jede Störung der nächtlichen Ruhe und drohte ihnen mit ernſtlichen Ahndungen, wenn ſie es wagen ſollten, dem Gebote zuwider zu handeln.

Dieſer Fall trat jedoch bald ein. Die lockere Geſellſchaft verſammelte ſich abermals bei dem Stallaufſeher, mit dem Vorſatze, ſich bei einem Glaſe Wein oder Bier gütlich zu thun; als aber die Flaſchen und Krüge anfingen leer, die Köpfe hingegen voll zu werden, ſo vergaßen ſie ſich bald, und der Unfug ging von Neuem an.

So geſchah es auch eines Tages in einer kalten ſtürmiſchen Februarsnacht. Da pochte es nach Mitternacht gewaltig an die

verschlossene Thüre und mit Schrecken vernahmen die trunkenen Zecher die rauhe Stimme des Stallmeisters, der im Namen des Gesetzes und der Herrschaft Einlaß begehrte.

Die Eingeschlossenen standen vor Furcht gelähmt, eine Weile betäubt, und kamen erst zur Besinnung, als die Thür durch äußere Gewalt aus ihren Angeln getrieben wurde und die Wache eintrat. Der Stallmeister war mit einer tüchtigen Schulpeitsche bewaffnet und befahl der verblüfften Ballgesellschaft unverweilt die Stube zu verlassen, und zwar ganz in dem Zustande, in welchem sie sich befand; die Männer in Hemdärmeln mit aufgelösten Halsbinden ohne Kopfbedeckung und die Weibspersonen ohne Busentücher und im leichten Tanzkostüm mit dünner Fußbekleidung.

Von der Wache escortirt wurden die erhitzten Tänzer und Tänzerinnen an einer unteren Stelle des Hohlweges geführt, wo dieser an beiden Seiten sich erweiterte und eine Art freien Platzes bildete. Hier befahl der Stallmeister den Spielleuten ihre Instrumente erklingen zu lassen, und einen Schnelltanz aufzuspielen, weil es sich jetzt darum handle, die heutige Ballnacht mit einem Kehraus zu beschließen, wovon man nach hundert Jahren noch sprechen werde. Als die Musikanten mit düstern Gesichtern im schnellsten Tempo darauf losspielten, erhielten die Tanzpaare die Weisung, sich zum Tanze anzuschicken, und da sie anstanden es zu thun, so fuhr ihnen der Tanzmeister mit seiner Peitsche so kathegorisch zwischen die Füße, daß in Zeit einer halben Minute ein allgemeines Hüpfen und Springen auf dem schneebedeckten Boden herrschte. Der ganze Auftritt dieses Zwangtanzes unter dem freien winterlichen Himmelszelte, blos vom nächtlichen Leuchten des Schnees erhellt, bot ein durch Originalität sich auszeichnendes Bild dar, welches wohl einzig in seiner Art ist.

Der stallmeisterische Tanzmeister setzte seine Lectionen durch eine Stunde fort, und entließ dann seine erschöpften Schüler mit der Ermahnung, sich diese Lehrstunde zu Herzen zu nehmen. Diese schlichen sich mit durchgeblauten Waden nach Hause, und mußten noch dem Himmel danken, daß ihre Ausschweifung nicht schärfer geahndet wurde. Dieser Ball im Freien war aber von andern Bewohnern jener Vorstadtgegend nicht unbemerkt geblieben. Die wilde Musik, das Schnalzen der Tanzpeitsche, das laute Spottgelächter der Wachmänner, das Fluchen der Tänzer, das Gekreische der Tänzerinnen, mit einem Worte, das höllische Spektakel wurde in weiter Ferne gehört. Einige Wanderer, welche vom neuen Lerchenfeld nach der Herrngasse oder von Hernals kamen, vernahmen das Unwesen; einige Beherzte wagten es sogar sich dem Tummelplatze des räthselhaften Auftrittes etwas zu nähern, um die tanzenden Gestalten wahrnehmen zu können, und diese Zuseher waren es, welche am folgenden Morgen die Schauerkunde verbreiteten, im Hohlwege hatten in der vergangenen Nacht die Hexen ihre Fastnacht gehalten. Da es auch im Interesse der Theilnehmer dieses Hexentanzes selbst lag, den Glauben an die unheimliche Begebenheit zu befestigen, so unterließen sie auch ihrer Seits nicht, die Sache zu bestätigen. So kam dieser Vorstadtgrund in den Ruf der Unheimlichkeit und zum Namen des Hexentanzes.

Altäre (Privilegirte).

Beinahe in allen Kirchen Wiens und in vielen Gotteshäusern auf dem flachen Lande befanden sich vormals besondere Altäre, an welchen nur für deren Stifter oder für bestimmte Wohlthäter und Beschützer der Kirche Messe gelesen wurden. Diese Altäre erhielten den Namen der privilegirten Altäre. Eine Hofverordnung vom 7. August 1787 schaffte alle Tafeln in den Kirchen,

welche bei diesen reservirten Altären mit der Aufschrift: „Privilegirter Altar“ angebracht waren, mit dem Beisatze ab, dieselben alsogleich hinwegzuräumen.

Altargemälde des Thomas von Mutina.

Dieses in drei Abtheilungen bestehende Gemälde des Thomas von Mutina oder Muttersdorf in Böhmen, befindet sich in der k. k. Bildergallerie und ist als das älteste aller bisher bekannten Gemälde in Öhl berühmt, indem es vom Jahre 1297 herrührt.

Es ist auf Holz gemalt, hat eine gleiche Höhe von zwei Fuß fünf Zoll und eine Breite von einen Fuß acht Zoll in der Mitte, und ein Fuß vier Zoll an den Seiten. Es enthält Halbfiguren in halber Lebensgröße. Das Mittelstück stellet die h. Jungfrau in einem blauen Gewande mit goldenen Blumen vor, das Jesuskind auf den Armen tragend, das mit einem kleinen Hündchen spielet, welches seine h. Mutter auf der Hand hat.

Das Seitenstück zur Rechten zeiget den h. Wenzeslaus, König in Böhmen, mit einer kleinen Fahne in der rechten, und einem Schilde in der linken Hand, worauf man einen einfachen schwarzen Adler sieht.

Zur Linken ist der h. Palmatius abgebildet, ebenfalls mit einer Siegesfahne in der Hand, und mit der Linken sein Degengefäß haltend. Alle drei Bilder sind auf einem vergoldeten und mit erhabenen Laubwerken verziertem Grunde gemahlt.

Auf der mitteren Tafel liest man folgenden lateinischen, mit gothischen Buchstaben geschriebenen Vers:

Quis Opus hoc finxit Thomas de Mutina pinxit:
Quale vides Lector Rarisini Filius Auctor.

Nämlich:

Das Werk, welches du Leser hier siehst, hat Thomas von Muttersdorf, des Rarisinus Sohn, erfunden und gemalt.

Altars-Dukaten (Die).

Ein in Druck erschienener „Bericht von der Gnadenreichen Bildnuß des H. Blutzeugens Johannis von Nepomuck in der Hoff-Kirchen bei den PP. Augustinern,“ enthält folgende Legende:

„Einem, welcher laut eigener Bekanntnuß Sünden mit Sünden gehäuffet, und darum von Göttlicher Rache mit allerhand zeitlichen Straffen, besonders mit äusserster Dürfftigkeit heimgesucht worden, gieng diese Noth dergestalt zu Herzen, das er an seinem Heil verzweiflend nicht weit mehr vom ewigen Untergang entfernet war.

Doch zu seinen zeitlich und ewigen Glück, suchte er zu rechter Zeit noch bey den allgemeinen Noth-Helffer H. Johann von Nepomuck vor dessen Altar und Bildnuß in der Hoff-Kirche bey St. Augustin, Hülffe, die er auch wunderbarlich gefunden. Denn als er vor erst ersagtem Altar mit wahrer Reu sein Herz ausgosse und dauerhaffte Besserung seines Lebens versprache; annebens auch zu seinen Unterhalt um Beyhülffe batte, siehe! da erblicket er ungefehr auf dem Marmorsteinernen Geländer des Altars vor sich 50 Ducaten in Gold liegen, die er als ein Gaab von der Freygebigkeit seines Schutz-Heiligen zu sich nahme, und sich damit aus seiner Noth und Verzweiflung half.

Sein schriftliches, mit eigenem Blut unterschriebene Bekanntnuß lautete also: „Heut versprich ich Ends benannter mein „ganz verloren Seel dem H. Johann v. „Nepomuck zu Diensten des bittern Leiden „und Sterben Jesus Christi, daß ich stünd„lich u. augenblicklich niemand andern die„nen u. verpflicht sein will, als jenen, der „meine Seel zu lieb des meinetwegen ver„gossenen h. rosenfarben Blutes Jesu Christi, „aus dem Wust so großer Sünden und De„speration um 50 Dukaten in Gold erkau„fet und mir auf dieses Ort, wo dieser Zet-

»tel lieget, gelegen u. gegeben hat; anbey »alles zu beten u. zu verrichten, was mir »immer anbefohlen wird, welches mich ge»tröste zu geschehen, so wahr Gott uns ge»storben ist.

Wien, den 9. März 1723. F. A. H.«

Alte Häuser der inneren Stadt.

Selbst aus des Gemäuers Spalten
Blickt des Lebens frisches Grün
Und es ist ein selig Walten,
Wo die alten Mauern blüh'n.

Eben so schnell als zahlreich erheben sich in der inneren Stadt neue Gebäude, die oft den Raum mehrerer alter Häuser einnehmen, und nicht nur die Zahl der Hausnummern, sondern auch jene der vorzeitlichen Bauwerke, welche durch geschichtliche Erinnerungen oder ihre alte Form merkwürdig sind, so sehr vermindern, daß diese architektonischen Alterthümer bald ganz verschwunden sein werden. So oft wir eine solche bauliche Antiquität abbrechen sehen, fällt uns Gräffer's leider nur zu wahre Betrachtung ein: »Und da kommen nun heran mit trägem, lässigem Schritt die Schaaren gedanken- und gefühllosen Tagwerker mit ihren Hacken, Hämmern, Schaufeln und Brechstangen, und beschauen sich das vielhundertjährige Gebäude, das ihrer Zerstörung ausgewürfelt ist. Sie umschleichen es vererkt, wie der Tiger, dem seine Beute nicht entgehen kann; sie gloßen es an und beaugenscheinigen es, das hohle Haus, in welchem nun keine Menschenseele mehr weilt. Es ist ein ausgedientes Ding, das man nun zusammenschlagen soll. Dann macht sich die Schaar gemächlich darüber her, und haut und stößt, hämmert und bohrt, und schlägt und reißt so lange daran, bis keine Spur mehr übrig. Der neue Herr Hausherr jedoch spaziert tagtäglich zu wiederholten Malen d'rin herum, lorgnirt die Lokalitäten, belebt lächelnd den raffinirten Architekten, der so viele luftige Räume in dreimal so viele unluftige Kämmerchen verwandelt, die so und so viel Zins eintragen müssen.«

Wir wollen daher auf einige der ältesten Häuser der inneren Stadt einen flüchtigen Blick werfen. Auf dem Stephansplatze erhob sich 1844 an der Stelle des uralten Zwettelhofes, das einzige Gebäude aus den Zeiten der Babenberger, das auf uns gekommen war, ein hoher moderner Prachtbau, der mit den übrigen Neubauten dieser Gegend mit dem altersschwarzen Dome einen sonderbaren Kontrast bildet.

Auch das dem erzbischöflichen Pallast gegenüber liegende Haus (632), welches den Schwibbogen und die Ecke der Brandstätte bildet, hat Anspruch auf ein sehr hohes Alter. Man besichtige, um sich davon zu überzeugen, den finstern, engen und schwarzen Hofraum dieses schon halb verfallenen Baues, und es wehen einem die Schauer der Vorzeit entgegen. Mitten im größten Getümmel der Stadt erfaßt uns hier der Gedanke:

Und so stehst du noch; wie in alten Zeiten durchwandeln
Geister das schwarze Gebälk nächtlich im schimmernden Tuch.
Zieh'n von Gemach zu Gemach, die Thüren schließen sich schmetternd
Und in der Wiege das Kind schaukelt gespenstige Hand.

Auch das daranstoßende Haus (631) auf der Brandstätte, bekannt unter dem Namen des Wanner'schen Bierhauses, ist, wie die Bauart zeigt, sehr alt. Das Wandgemälde stellt den Kampf des heiligen Georg mit dem Lindwurm dar; es ist aber von neuer Auffrischung.

Reich an alten Bauwerken ist noch immer Wien's modernster Theil, der Graben. Hier contrastirt schon in der Ferne mit dem glänzenden, neuen Prachtbaue der Sparkasse das ganz den Charakter des Mittelalters an sich tragende Haus Nr. 282, welches die Ecke der Naglergasse einnimmt und vormals das Nadlerhaus ge-

nannt wurde. Das Spitzdach und die Mauerbögen über dem Erdgeschoße bezeugen eine mehrhundertjährige Bauzeit. Dieses beachtenswerthe alte Gebäude scheint zwei Häuser zu bilden und es hat auch zwei Eingänge, einen größeren auf dem Graben, und einen kleineren in der Naglergasse. Das Haus führt den Schild zum Auge Gottes, welches auch in großer Gestalt auf der Grabenseite und zwar zwischen den Fenstern des vierten und obersten Stockwerkes in Steinarbeit angebracht ist. Weiter unten gegen die Seite der Naglergasse ist ein sehr verwittertes Freskobild zu sehen, und darunter noch folgende Inschrift zu lesen: „Jacob rang mit dem Engel darumb ward ihm der Name Jsmel gegeben 1635."

Auch das Haus Nr. 619 auf der entgegengesetzten Seite des Grabens, zur goldenen Krone, worin sich im ersten Stocke Eichhorn's Kaffeehaus befindet, und das sich durch ein doppeltes Spitzdach bemerkbar macht, so wie die Häuser Nr. 611 und 614, besonders aber Nr. 613 oder das schiefeckige Eckhaus des Jungfernsäßchens zeichnen sich durch hohes Alter aus.

Betritt man vom Graben die Naglergasse, so wird man zur linken Seite eine beinahe ununterbrochene Reihe sehr alter Häuserchen (288, 291, 292, 293, 300, 301, 302 und 303) gewahr. Es sind thurmhohe, schmale (nämlich nur zwei oder drei Fenster breite) Gebäude, die fünf bis sechs Stockwerke hoch und sammtlich mit verschiedenartig geformten Giebeldächern versehen sind. Ihre Eingänge sind dunkle Löcher, die ein etwas Wohlbeleibter nicht ohne Beschwerden betreten kann, und die Stiegen sind so schmal und niedrig, daß der Herabkommende den Aufsteigenden anrufen muß, um eine Stockung zu vermeiden.

Nicht weniger zahlreich findet man noch alte Bauwerke in der Gegend des Lugeck's und des Lichtensteg's. Das vom Lichtensteg in das Rothgäßchen durch einen im Jahre 1843 verschwundenen Schwibbogen führende Gasthaus Nr. 486 ist nicht weniger alt. Es hat zwei Eingänge, den einen im Rothgäßchen und den andern kleineren am Lichtensteg zwischen den Fleischbänken. Man werfe nun einen Blick auf das oberste Giebelfeld der kleinen Hausfronte gegen den Lichtensteg, und man wird ein gothisches Spitzdach mit fünf Pyramiden ausgestattet, sehen, deren zwei mittlere mit Kugeln versehen sind. Mit diesen alten Formen will sich die neue helle Färbung nicht vertragen.

Auch das am hohen Markt zwischen dem alten Fischhofe und der Apotheke zum rothen Krebse liegende alte Eckhaus Nr. 522 verdient besehen zu werden. Das sogenannte Polizeihaus in der Sterngasse ist ganz das unverändert gebliebene Kloster zu St. Joseph, oder zu den sieben Büchern, woher die dortigen Carmeliter-Nonnen den Namen der Siebenbücherinnen erhalten haben. Das Kloster wurde zur Zeit des Kaisers Joseph II. aufgelöset; es ist ein weitläufiges, aus verschiedenen ungleichartigen Theilen zusammengesetztes Gebäude, dessen Hintertheil bis auf den Salzgries reicht, und dessen geräumiges Gotteshaus noch zu dortigen Hauszwecken gebraucht wird.

In der dahin führenden Krebsgasse ist das Haus Nr. 448 mit der kleinen Vortreppe, welches der Gasse den Namen gegeben hat, und zum blauen Krebs heißt, von sehr hohem Alter. Der in neuerer Zeit aufgefrischte, riesengroße blaue Krebs kriecht daran noch auf den Wänden über den Fenstern der Hausthür herum, und ist, wie wir sehen, mit der Zeit weder vorwärts noch rückwärts geschritten.

Einige Überbleibsel des alten Baustandes der Stadt enthält auch noch der Bauernmarkt. An seinem untern Ende, gegen das Eisgrübel und neben den ebenfalls

alten Gundelhofe erhebt sich der umfangreiche Margarethenhof (489), über dessen Eingang noch das lebensgroße, in ovaler Einfassung gemalte, aber schon sehr verblichene Bild der Namensheiligen mit dem darunter angebrachten Namen des Hauses zu sehen ist. Der Hof dieses Hauses ist sehr geräumig und darin der auf der rechten Seite stehende Säulengang, und die im Hintergrunde sich befindende, gedeckte Außenstiege, die zum ersten Stockwerke führt, sehenswerth.

Nicht zu übersehen sind hier auch die alten Häuser Nr. 585 und 586. Das erste führt die Bezeichnung „zum schwarzen Hute," der auch über dem Thore en haut-relief leibhaftig angebracht ist, und das zweite bildet den Durchgang in das Siebenbrunnergäßchen, das kleinste, unfreundlichste Gäßchen der ganzen Stadt.

Nicht nur wegen seines Alters, sondern auch wegen der äußeren Verzierung verdient in der Seilergasse das Haus Nr. 1087, dem Herrnhuter gegenüber, welches in diesem Augenblicke abgebrochen wird, betrachtet zu werden. Über dem Versprungsfenster des ersten Stockes befindet sich eine gutgearbeitete Figurengruppe von Stein.

Auch der Judenplatz bleibt an alten Bauwerken nicht zurück. Schon die Altersschwärze macht das Haus Nr. 404 bemerkbar, worin der Lohnkutscher Janschky sein Lokale hat. Nach einer alten Tradition, soll es einst das Spital der Juden gewesen sein. Zwischen dem ersten und zweiten Stocke ist ein trefflich gearbeitetes, aus vielen Figuren bestehendes Steinbild zu sehen.

Zu den alten Häusern müssen noch gezählt werden: der Rambhof in der Franziskanergasse, in dessem engen, aber langen Hofraume noch aus der Zeit der zweiten türkischen Belagerung drei hieher gefallene Kanonenkugeln eingemauert sind, — das Haus zum Basilisken in der Schönlaterngasse, — der Gasthof zum weißen Schwan am neuen Markte, der vorzüglich im Schwanengäßchen mit dem runden Eckthürmchen und am neuen Markte mit dem über dem Dache hervorragenden Aussichtsthurme seinen vorzeitigen Charakter ganz beibehalten hat, das Mignonhäuschen nächst dem Stock-im-Eisen und der Kärnthnerstraße, auch als die einstige Wohnung des Dichters Blumauer merkwürdig, — der untere Theil des Küßenpfennigs in der Adlergasse, wovon erst im Anfange dieses Jahrhunderts der leider in Verlust gerathene und den abenteuerlichen Namen des Hauses erklärende Denkstein weggenommen worden ist, — und das Haus zur Schnecke am Petersplatze, mit einem sehenswerthen, aufgefrischten Steinbilde, den auf dem Schooße der Schmerzensmutter ruhenden Heiland vorstellend.

Alte Mehlgrube.

Das Haus Nr. 1053 ist das einzige, welches sich in der Spitalgasse befindet, welche vor dessen neuem Aufbaue gar kein Hausthor hatte, weil der Eingang dieses Gebäudes sich am neuen Markte befand, wo es unter dem Namen der alten Mehlgrube, auch der Stadt-Getreidekasten und Metzengaden genannt, bekannt war. Daran war auch der als gesetzliches Maß geltende, steinerne Stadtmetzen eingemauert, der an den Markttagen gebraucht wurde.

Diese alte Mehlgrube trat ihre Bestimmung mit der Zeit dem Nebenhause oder der neuen Mehlgrube ab, und als diese durch Fischer von Erlach ihre heutige pallastähnliche Gestalt erhalten hatte, verschwand sogar das Andenken des alten, schlichten Metzengadens, den ein frommer Mann einst den Brodladen des Herrn nannte, so wie er in jeder Kornähre einen kleinen Bäckerladen von

Milchbrödchen erblickte, welche die liebe Sonne in ihren großen Bluthefen ausbäckt.

Dieſes Haus gehört heute den Erben des bürgerl. Handelsmannes J. Pummerer.

Altenburg.

Altenburg iſt ein in V. U. W. W., ſechs Stunden öſtlich von Wien auf der Hauptſtraße nach Haimburg und Preßburg liegendes Dorf, welches zum Unterſchiede von dem gleichbenannten Orte in Ungarn auch Deutſch-Altenburg genannt wird.

Hier erhob ſich einſt auf dem Gipfel eines hervorragenden Felſens eine von den Römern gegen die Deutſchen erbaute Warte, wozu ſpäter ein Schloß gebaut wurde, welches ſich im Jahre 1213 in eine Kirche verwandelte.

Am Fuße dieſer ſteilen Höhen, das Donau-Ufer entlang, hatten die Römer ein verſchanztes Lager, welches ſich von der Höhe von Stirneuſiedel, der Trauttmannsdorferfläche und Petronell bis nach Haimburg erſtreckte, und eine verſiegte Geſundheitsquelle in ſich ſchloß. Aus den Überbleibſeln dieſes römiſchen Lagers bildete ſich mit der Zeit Altenburg und mehrere umliegende Ortſchaften.

Altenburg wurde 1529 von den Türken ganz zerſtört und erſt 1548 wieder aufgebaut, wobei man ein Schwefel-, Alaun- und Salpeterhältiges Heilwaſſer entdeckte, welches die den Römern bekannte Quelle iſt.

Im J. 1549 errichtete man hier ein Bad, welches bis zum Einfalle der Türken 1683 beſtand.

Altenburg iſt eine dem Freiherrn v. Ludwigsdorf gehörige Fideicommißherrſchaft und beſonders merkwürdig wegen dem nahe liegenden Majorate der Grafen von Traun, Petronell, welches auf der Stelle der berühmten Römerſtadt Carnunt liegt, folglich ein Alter von 1500 Jahren zählt und ſchätzbare Denkmäler jener Zeit enthält.

Die merkwürdigſte dieſer Ruinen iſt die bekannte Triumphpforte, welche Auguſt dem Tiberius, dem Bezwinger Pannoniens zu Ehren errichten ließ und die vom Volke das Heidenthor genannt wird. Franz I. befahl 1755 es von dem gänzlichen Verfalle zu retten und aufrecht zu erhalten. Vielleicht war es auch ein Stadtthor Carnunt's, jenes wichtigen Waffenplatzes und Brückenkopfes der Römer wider die Markomanen, wo Mark-Aurel ſeine berühmten Betrachtungen ſchrieb, Severus zum Kaiſer ausgerufen wurde und Diokletian den Entſchluß zur Abdankung faßte.

Dieſes Carnunt war dem Ptolomäus bekannt, auf vielen Steinſchriften als Colonie aufgezeichnet, ein Hauptſitz des aus dem Morgenlande herübergekommenen Mithras-Dienſtes und ragt in Öſterreich, wie kein anderer Ort, durch eine große Zahl herrlicher Denkſteine, Särge, Altäre, (Cippi), Statuen und Säulen, Grabſteine und Terracottas hervor. — Faſt täglich kommen im gräflich Traun'ſchen Schloßgarten zu Petronell und bis gegen Deutſch-Altenburg hin, ſchöne Überreſte der Römerwelt zum Vorſchein. Der Schüttkaſten und der Schloßhof ſind voll davon. Die Aufſchrift dieſes großen Wirthſchaftsgebäudes lautet: „An der hier gelegenen, uralten großen Hauptſtadt Carnuntum, welche die Pannonier erbauet, die Römer im Jahre X erobert, die Mährer, Schleſier, Polen im Jahre 357 zerſtört haben, iſt dieſer Schüttkaſten, auf die von den Römern gelegten Grundmauern mit ihren zugefügten Steinen und vielen unter dem Kaiſer Conſtantinus II. gebrannten Ziegeln im Jahre 1774 aufgeführt worden."

Die beiden auf dem Boden des Schüttkaſtens erſichtlichen Denkſteine ſind die zwei merkwürdigſten Denkmäler Carnuntum's.

Silvanah. Et
Quadribis. Aug. Sacrum
C. Antonius. Valentinus.
Vet. leg. XIV. G. murum. a. fu
Ndamentis. cum. suo. int
Roito. et Porticum. cum
Accubito. Vetustate. Conla
Psum. impendio. suo restitu
It. Gentiano et basso. cos.

folglich 211 Jahre nach Christi Geburt, im letzten Jahre der Regierung des Severus.

Imp. Caes.
M. aur. Antonino
Pio. Felici. August.
Part Max. Britt. Max.
Pontif. Max. Trib. Pot.
XVI. Imp. II. Cos. III. Desig.
IV. P. P. Pro. Cos.
Corniculari.
Commentarien.
Speculatores.
Legionum. III.
Antoninianar
P. S. Devotissimi
Numini Ejus.

Altenburgerhof.

Das alte, 1144 gegründete Benediktinerstift Altenburg im V. O. M. B. hatte vormals in Wien, wie beinahe alle andern Stifte, seinen Freihof, welcher in der Wallfischgasse (1030) stand und worin sich heute die russische Kirche befindet.

Das Gebäude gehört dem russ. kais. Reichskollegium der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg, welches diese Kirche dem Besuche der in Wien wohnenden russischen Unterthanen gewidmet hat.

Zur Zeit des Hussiten-Einfalls 1421 stand der Abt Lorenz diesem geistlichen Hause vor, unter dessen Regierung das Stift harte Schläge trafen, die sich sinnvoll mit der Legende verbinden.

Nachdem die Hussiten das Kloster Zwettl ihrer Wuth geopfert hatten, rückten sie vor Altenburg und verheerten es

dergestalt, daß von allen Gebäuden nur ein — Taubenschlag unverletzt blieb.

Die Kirche wurde nicht nur aller heiligen Gefäße beraubt, sondern auch die Altäre und Heiligenbilder zertrümmert. Die Glocken schmolzen bei dem Brande, und die Unterthanen des Klosters wurden theils erschlagen, theils gefangen fortgeführt.

Wie schrecklich wäre das Loos der Ordensmänner gewesen, wenn sie in die Gewalt der wüthenden Taboriten gefallen wären! Die frommen Väter hatten glücklicher Weise Zeit gefunden, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Als die Hussiten abgezogen waren, fanden sich die Väter nach und nach wieder in den Mauern ein, wo sie ihr Gelübde abgelegt hatten. Sie erblickten hier die gräßlichste Zerstörung, so daß der Brandgestank des angesteckten Ortes, der halb verbrannten Menschen und Thiere sie wieder forttrieb.

Da sie sich aber von der Brandstätte ihres Gotteshauses nicht ganz trennen wollten, so wählten sie die, ungefähr eine halbe Stunde von Altenburg, zwischen diesem Dorfe und der hohen ritterlichen Rosenburg noch diesseits des Kampflusses liegende Berggegend, zum einstweiligen Aufenthalte, deren tiefe Schluchten ihnen dazu ganz geeignet schienen.

In dieser Abgeschiedenheit erhielten sie sich von Waldkräutern, schwarzem Brote und Quellwasser; hier im einsamen Forstgebiete beteten sie im Chore ihre Tagszeiten, in der Klostersprache Hora's genannt, als ob sie im hohen Dome ihrer ehemaligen Prachtkirche versammelt wären.

In besseren Stunden haben sie noch oft dieses wilden Aufenthalts gedacht, und gaben ihm den Namen Horasberg, als welcher er noch bekannt ist.

Nicht ohne Rührung betritt man diese Öde, aus deren Klüften der Gesang der Ordensmänner sich mit dem Gebrause vermischte, womit in der Tiefe der reißende

Kamp über das Geſtein ſtrömt. Noch viele Jahre nachher wollen die Bewohner der Gegend zu gewiſſen Zeiten den Nachhall dieſer frommen Klänge vernommen haben.

Der Abt Lorenz, der während der Verödung des Stiftes den Altenburgerhof bewohnte, ließ die Gebäude und die Kirche wieder herſtellen; den 30. September 1423 wurde ſie von dem Biſchof Andreas, Suffragan von Paſſau, nebſt dem Gottesacker eingeweiht.

Alter Fleiſchmarkt.

Dieſer Stadttheil verdankt ſeinen Namen in der That der Metzgerzunft oder der Fleiſchhackerzeche, und er gehört zu den älteſten, urkundlich bekannten Stadttheilen, der das Eigenthümliche hat, daß er ſchon vor einem halben Jahrtauſend der alte Fleiſchmarkt genannt wird; denn in der erſten Fleiſchhacker-Ordnung vom 21. Auguſt 1331 Herzog Albrechts des Lahmen, wird anbefohlen, »daß jene vom Lande in den wöchentlichen Markttagen, Dinſtags und Samſtags von Michaeli bis Georgi auf dem alten Fleiſchmarkt, und was ſie an dieſen zwei Tagen nicht anbringen, vor dem Thor auf dem Heubühel verkaufen mögen.«

Aus dem großen Fleiſchhackerbriefe vom 7. December 1350 erſieht man, daß damals dieſe Zunft ihrer Wildheit und Gewaltthätigkeit wegen in böſem Rufe ſtand. Dieſer Brief verbot ihr alle heimlichen Vereine, die eigenen Vorſtände oder die willkürliche Entlaſſung der Knechte und beſchränkte ſie ſelbſt in ihrer Zeche, in der rechten Marktszeit, in Feilbiethung des in den wiener Burgfrieden getriebenen Viehes mehr als andere, befahl ihnen Urfehde und Abſchwörung aller Rache für die Beſtrafung Einiger aus ihrer Mitte ausdrücklich an, und erklärte ſie für jede Übertretung mit Leib und Gut verantwortlich. —

Eine andere Eigenthümlichkeit des alten Fleiſchmarktes iſt, daß er ſchon ſeit mehr als zwei Jahrhunderten und ſeitdem ſich die Fleiſchhacker davon zurückgezogen haben, das Quartier der Griechen oder Raizen iſt, die in dieſer Stadtgegend auch zwei Kirchen haben, eine für öſterreichiſche Unterthanen des griechiſchen Ritus mit einem Glockenthurme, und die andere für fremde Griechen.

Schon vor der zweiten türkiſchen Belagerung 1683 war ein großer Theil des orientaliſchen Handels in den Händen der Griechen, deren ſich immer mehrere in Stadt und Vorſtädten, vorzüglich am alten Fleiſchmarkte und in deſſen Nähe anſiedelten. Leopold I. errichtete 1667 in Wien eine eigene orientaliſche Handels-Compagnie und beſtellte einen Lehrer der morgenländiſchen Sprache an der Hochſchule.

Dieſe hoffnungsvollen Verkehrungen zerfielen aber im Gewirre der ungariſchen Unruhen. Die Raizen wurden bedenklicher Einverſtändniſſe verdächtig, und diejenigen, welche keine beſondere Hoffreiheit hatten, weggewieſen.

Im J. 1769 den 2. November fand man am alten Fleiſchmarkt, als man einen Kanal führen wollte, in der Erde zwei römiſche Särge von Stein neben einander. Der eine war 4 Schuh lang, 1 ½ breit und eben ſo hoch, der andere 7 Schuh lang, 4 breit und eben ſo hoch. Der erſte war ohne Aufſchrift, auf dem Deckel des zweiten ſtand: D. M. Aur. Secundine, das Übrige war unleſerlich. Im großen Sarge waren die Hauptgebeine von vier Perſonen und vier Geſchirre von ſchwarzer Erde mit Aſche und Kohlen, eine große Urne, eine Lampe und ein Stück von einem Dolche. In dem kleinen Sarge waren Kindergebeine. Bei dieſen Särgen fand man auch zwei glatte Fingerringe von Metall, vier römiſche Erzmedaillen und andere Alter-

thümer, worüber 1765 eine eigene Beschreibung erschien.

Im J. 1786 ließ der Großhändler Matory, ein reicher Grieche, der zehn Jahre später auch am Hohenmarkte ein schönes Haus aufführte, am alten Fleischmarkt das große, fünf Stockwerke hohe, Gebäude (695), heute dem Herrn Vincenz und Therese Faucal angehörend, erbauen, worauf er folgende, von der Regierung genehmigte und noch daran über die Fensterreihe des dritten Stockwerkes befindlichen Verse mit großen goldenen Lettern auf blauem Felde unter Josephs II. Bildniß setzen ließ.

„Vergänglich ist dies Haus,
Doch Joseph's Nachruhm nie,
Er gab uns Toleranz,
Unsterblichkeit gibt sie."

Am alten Fleischmarkt ist noch das aus dem alten Lorenzerinnen-Kloster (S. d.) entstandene Staatsgebäude merkwürdig; auch befindet sich dort, und zwar im Hause Nr. 795, die Glaser-Herberge.

Alterthümer (Römische).

Die römischen Alterthümer, welche in Wien selbst und seiner nächsten Umgebung zu verschiedenen Zeiten (so wie noch heute) gefunden wurden, setzen es außer Zweifel, daß das einstige Vindobena ein Municipium der Römer und der Standort der fabianischen Coherte war.

Drei Epochen waren es vorzugsweise, in denen Überreste dieses römischen Vindobena und Fabiana gefunden wurden; jene der neuen umfassenden Befestigung unter Ferdinand I. 1543 — 1546; — jene der Prachtbauten des Prinzen Eugen von Savoyen im obern und untern Belvedere um 1720, und jene des Neustadter Canalbaues am Rennwege und auf der Landstraße.

Diesen kann noch eine vierte, aber geringere hinzugefügt werden, nämlich jene der Bauten unter Leopold I. vor der Burg, am alten Burgther und auf der Burgbastey 1662 und 1665.

Den Arbeiten am Canal verdankte man viele Töpfe voll Münzen, die nach Hormayr's Meinung bei mehreren Gelegenheiten im Markomanenkrieg oder unter Gallienus mögen eingegraben worden sein.

Die Münzen waren von der Republik bis auf die slavischen Kaiser, selbst einige von Severus und Pescennius Niger. Auch fand man hier den Fuß einer kolossalen Bronz-Statue, Gläser und irdene Gefäße, vorzüglich Lampen, eine verrostete eiserne Klammer und zwei merkwürdige Schwerter. Nur ein kleiner Theil dieses interessanten Fundes kam ins k. k. Antikenkabinet, das Mehrere wurde durch die Arbeiter, welche größeren Gewinn hofften, verheimlicht und unter der Hand verkauft.

So kam insbesondere ein bedeutender Theil des Ausgegrabenen, eine Gold- und mehrere Silbermünzen, eine Lampe, mehrere Trümmer von Legionsziegeln und zwei Schwerter nach Gratz auf den Trödelmarkt, und letztere Stücke in die schöne Waffenkammer des Freiherrn von Dietrich zu Feistritz.

Dieser theilte sie dem Freih. von Hormayr mit, der sie in seiner Geschichte Wien's (Bd. I. S. 139) beschrieben und in Abbildung beigegeben hat. Diese beiden Schwerter sind ganz geflammt und das eine ist auf einer Seite wie eine Säge ausgezackt. Auf diesem wird unter den verschiedenen Inschriften die fabianische Coherte ausdrücklich genannt, wodurch jeder historische Zweifel darüber gehoben ist. Von den vorzüglichsten übrigen Alterthümern aus der Römerzeit wird bei den betreffenden Artikeln gesprochen werden.

Altes Frauenbild bei St. Stephan.

Ein ſehenswerthes Denkmal der älteſten Malerei iſt das Bild unſerer lieben Frau oder das ſogenannte alte Frauenbild auf dem alten Frauenaltare oder ſpäteren Speiſealtare der St. Stephanskirche. Es iſt auf Goldgrund gemalt, worin Arabesken und verſchiedene Züge eingegraben ſind, und ſtellt die Gottesmutter ſtehend in einem blauen Mantel, mit dem göttlichen Kinde auf dem Arme, vor. Über ihrem Haupte halten zwei Engel eine goldene Krone und zu ihren Füßen knieen mehrere betende Perſonen in verhältnißmäßig ganz kleinem Maßſtabe; es iſt ohne Zweifel die Familie des Gebers, eines Wiener Bürgers, der es im Jahre 1493 der Auguſtinerkirche ſchenkte.

Die reichen Gaben, welche dieſem Bilde zufloſſen, waren armen Bürgern durch zwei Jahrhunderte ſehr wohlthätig geweſen, als ein Traum, den in einer und derſelben Nacht mehrere einflußreiche Männer in Wien hatten, ſie ſo entflammte, daß ſie aufbrachen, um gegen die Türken in Ungarn zu ziehen.

In Folge deſſen wurde das Frauenbild am 16. Auguſt 1693 in Begleitung des Hofes und der ganzen Geiſtlichkeit durch zwölf Pazmanten aus der Hofkirche der Auguſtiner nach St. Stephan getragen, wo es ſeitdem verblieb und wo Leopold I. vor demſelben das Gelübde ablegte, alle durch den Einfall der Turken zerſtörten Kirchen und Pfarren wieder herzuſtellen.

Altes Univerſitäts-Haus (749).

Daſſelbe bildet in der unteren Bäckerſtraße die Ecke der kleinen Kirchengaſſe und enthält Wohnungen für Univerſitäts-Beamten, die Univerſitäts- und Pedellamts-Kanzlei und den Conſiſtorialſaal mit den Bildniſſen Maria Thereſia's, ihres Gemals, Franz des I, des Kaiſers Ferdinand, ferner mehreren Porträts und Büſten berühmter Rektoren, Profeſſoren, und iſt mit den Fahnen geziert, welche die Studenten bei der Vertheidigung Wiens 1683 ſo ehrenvoll führten.

Althangrund.

Im Umkreiſe des alten Vorſtadtgrundes Lichtenthal hatte unter dem Adel nur der Graf Gundacker von Althan gegen die Donau ein prächtiges Gebäude mit einem ſehr großen Garten anlegen laſſen, welche unter Carl VI. zuſammen den 30. Juni 1713 dem Stadtmagiſtrate verkauft wurde. Das Palais und ein Theil des Gartens kam an den Herrn v. Puthon, der übrige Theil wurde zum Häuſerbau beſtimmt, bildete einen beſonderen Vorſtadttheil und erhielt den Namen des Althan'ſchen Grundes. Sein Siegel iſt ein Hirſch und von jenem der Jägerzeile nur durch die Stellung des Thieres unterſchieden. Dieſe Vorſtadt beſteht aus 6 Gaſſen und 38 Häuſern, worin 850 Seelen wohnen.

Im gräflich Althan'ſchen Gartengebäude befand ſich 1766 ein warmes Bad, ſowohl in Zimmern des eigenen Badhauſes, als in aufgeſchlagenen Hütten in Badwannen, wovon ein Bad damals 17 kr. koſtete; es war eines der erſten Anſtalten ſeiner Art.

Das Haus der Grafen von Althan iſt uralt und ſtammt aus Schwaben; es herrſcht darin die Eigenthümlichkeit, daß der männliche Name Michael und der weibliche Marie von jeher gebräuchlich iſt.

Sie ſtammen von den alten Freiherrn von Than ab, wovon Dietmar von Than mit Herzog Leopold dem Glorreichen vor Ptolemais ſtritt und ihm dort das Leben rettete. Seiner Tapferkeit wegen nannte man ihn im Kreuzheere den alten, d. i. den tapfern Than, und Leopold gab ihm aus Dankbarkeit den öſterr. Wappenſchild mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Kriegsnamens A. T. zum Wapen.

Dieser Grund gehört zu den kleinsten Vorstädten Wiens.

Altmannsdorf.

Dieses ist ein gleich ausser Schönbrunn, am Wiener-Berge, an der Straße bei Meidling und Hetzendorf in einer angenehmen Gegend liegendes Dorf, gehörte vormals den Augustinern auf der Landstraße und ist mit einer dem heil. Oswald geweihten Kirche versehen. Der Ort hatte schon im 13. Jahrhunderte die Ritter von Altmannsdorf zu Besitzern. Einen Fridericus miles de A. findet man unter den adeligen Geschlechtern des Landes 1263 und 1276. Ein anderer Friderich v. A. kaufte einen Zehent von Bernhard von Melch und von Gottschalk Harlanter von Standerstorf, worüber der Verkaufsbrief zu St. Pölten am Pfintztage 1344 ausgefertigt wurde. Ihr Waven zeigte eine Kugel zwischen zwei Büffelhörnern.

Im Jahre 1434 erscheint als Grundherr und Hausbesitzer Erhard Griesser, welcher A. in diesem Jahre den beschuhten Augustinern auf der Landstraße mit der Verbindlichkeit schenkte, daß sie in seinem Hause zu Wien auf dem Graben in der Capelle der heil. Barbara eine tägliche Messe, welches auch seine Gemahlin 1470 bestätigte, lesen sollten.

Die Augustiner besaßen in A. einen Hof, den die Türken 1529 abbrannten, und dessen Aufbau 200 Pfund Pf. kostete. Dennoch blieb er eine Zeitlang öde, und weil die damaligen Augustiner meistens aus Italien kommend, weder der Landessprache, noch der deutschen Ökonomie kundig waren, der Aufenthalt verdächtiger Inleute. Der n. ö. Kammerrath, Christoph Zoppel bat im J. 1570 daher, ihm den Augustinerhof auf Leibgeding zu verleihen.

Aus Akten von 1590 und 1591 erhellt, daß der kais. Rath und Kuchelmeister Daniel Rehling, diesen leibgedingnißweise zum Lehen gehabten Hof heimgesagt und daß dieser hierauf mit Einwilligung der Augustiner dem Sebastian Sommer von Rottenberg, des Erzh. Mathias Kammerdiener, dessen Familie ihr Begräbniß in der Stephanskirche (1621) und die im Wapen drei Sonnen hatten, gegen einen jährlichen Bestand von 100 fl. als Leibgeding verliehen wurde.

Die Augustiner blieben im vollen Besitz der Herrschaft, bis sie den 13. April 1812 aufgelöset wurde, wo diese Herrschaft dem Religionsfonde zufiel. Heutiger Besitzer ist Herr Joh. Bapt. Hoffmann, Hauseigenthümer in Wien.

Die kleine, gut gebaute Kirche steht fast in der Mitte des Dorfes auf dem Platze. Im Jahre 1529 von den Türken ganz verwüstet, wird sie im Visitations-Protokolle vom Jahre 1544 nur eine Capelle genannt, die als ein Filiale zur Pfarre Atzgerstorf gehörte. Kaum hergestellt, erlitt sie 1683 von den Türken das gleiche Schicksal, in Brand gesteckt zu werden und mehrere Jahre verflossen, bis die Gemeinde an ihre Herstellung denken konnte. Nur durch Auffindung eines 1529 geretteten Saßbriefes auf dem Hause des Gotthard Kunz in Wien und durch milde Beiträge sah sie sich im Stande, den 21. Juli 1689 den Bau zu beginnen.

Das Jahr 1783 gab den Bewohnern von A. einen eigenen Seelsorger, indem die Kirche zu einer selbstständigen Local-Capellanei erhoben wurde.

Der Bezirk dieser Herrschaft ist ein bedeutendes Wasserbecken, von welchem der Hauptstadt ein Theil ihrer Brunnengewässer zugeht. Auf Anregung des Herrschaftsbesitzers sprudeln hier 24 artesische Brunnen herrliches Wasser hervor; manches Wirthschaftshaus zählt deren mehrere, eines sogar sieben. Dieser Wasserüberfluß, der bei Bohrversuchen immer in einer Tiefe von 8

bis 30 Klaftern gefunden wird, hat hier den großartigsten Blutegelhandel in Europa concentrirt. Viele Millionen sind von hier nach Frankreich und England versendet worden. Hart an A. befindet sich die Aufnahmsstation der Eisenbahn.

Alumnat (Das)

oder Seminarium (Erzbischöfliches) befindet sich nächst der St. Stephanskirche (874). Es hat den Cardinal Clesel, Bischof zu Wien und Neustadt zum Stifter. Derselbe widmete 1618 dem Convikte ein Capital von 20,000 fl., und vermachte in seinem Testamente 1630 abermals 20,000 fl. zur Bildung so vieler Alumnen, als die Zinsen gestatten würden, für beide Bisthümer, jedoch sollte der jeweilige Wiener Bischof das Präsentationsrecht haben.

Im Jahre 1758 wurden die Alumnen für das Wiener-Bisthum in dieses Curatenhaus übersetzt, welches 1807 vergrößert wurde. Die jetzige Zahl der Alumnen ist 96, sie besetzen in der Wiener-Diözese (V. U. W. W. und U. M. B.) jährlich 25 Stellen des Sekular-Clerus. (S. Curatenhaus.)

Alvarez (Die Grafen).

Von besonderem Interesse sind die Schicksale der Grafen Alvarez, deren vorzüglichster Schauplatz Österreichs Hauptstadt war.

Graf d'A., Grand von Spanien, erhielt von seiner Gemahlin einen Sohn, sie starb drei Tage später. Der Graf folgte ihr nach zehn Monaten. Die Waise kam unter die Vormundschaft ihres Vaterbruders, eines Mannes, der eben so arm an Mitteln, als reich an Kindern war. Von den Gütern des Kindes gereizt, beschloß er, es zu ermorden und dessen Vermögen an sich zu reißen; da er aber nicht den Muth hatte, die That selbst zu vollziehen, so bestach er einen Bedienten.

Das Gemüth dieses Mannes empörte sich zwar anfangs dagegen; allein die verheißene Belohnung brachte ihn auf andere Gedanken. Er versetzte dem Kinde drei Dolchstiche. Des Kindes Geschrei, das Blut und das erwachende Gewissen bewogen ihn aber, den kleinen Verwundeten zu einem Chirurgen nach der Stadt zu bringen, um ihn herstellen zu lassen. Da die Wunden nicht tödtlich waren, so heilten sie bald, ließen aber Narben auf dem Rücken zurück.

Der Vormund erklärte seinen Verwandten nun, daß sein Mündel an Convulsionen gestorben sei, und Tags darauf verscharrte man einen mit Lumpen gefüllten Sarg.

Der Bediente hatte das Kind einem Bauer in einem entlegenen Dorfe zur Erziehung gegeben, bei welchem der junge Alvarez bis in sein sechstes Jahr blieb.

Eines Tages kam der Bediente, nahm das Kind weg und übergab es einem Kaufmanne, der eine Reise nach der Türkei antreten wollte, mit dem Bedeuten, das Kind sei ein natürlicher Sohn eines vornehmen Mannes.

Der Onkel erndtete bald die Früchte seiner Unmenschlichkeit, der Tod raffte in kurzer Zeit seine ganze Familie weg, und in seinem Hause herrschte die Stille des Grabes. Sein Gewissen erwachte; in einem Augenblicke der Reue entdeckte er seine Qual demselben Bedienten, der das Werkzeug seiner Schandthat hätte sein sollen. Der Bediente gestand seine Abweichung des Befehles, und der Alte wurde durch die Aussicht der Möglichkeit, seinen Neffen wieder in seine Rechte einzusetzen, einigermaßen beruhigt.

Er genas; aber seine Bemühungen, den Aufenthalt seines Mündels zu erfahren, blieben lange fruchtlos. Endlich erhielt er Nachricht, daß ihn ein Türke gekauft und einem englischen Kaufmann zu Constantinopel überlassen habe, mit dem er nach London abgegangen sei.

Der alte Alvarez fertigte sogleich einen Curier nach London ab, doch dieser erfuhr nur, daß der Herr des jungen Menschen mit dessen Aufführung so wohl zufrieden gewesen sei, daß er ihn die Barbierprofession habe lernen lassen, und daß er hierauf in die Dienste des Grafen von Gallas, österreichischen Gesandten am englischen Hofe, getreten sei.

Da nun Graf Gallas schon eine geraume Zeit nach Wien zurückgekehrt war, so schickte der alte Alvarez seinen Beichtvater dahin; allein der junge Mensch war nicht mehr bei diesem Grafen. Inzwischen aber erfuhr man, daß er eine Kammerjungfer der Gräfin Obersdorf geehligt und sich mit ihr nach Böhmen begeben habe.

Der alte Alvarez beschloß nun, sich an den Kaiser Carl VI. selbst zu wenden. Sein Stand und ein Darlehen von 100,000 Gulden, womit er diesem Monarchen, als er zu Barcelona war, ein patriotisches Opfer gebracht hatte, gaben ihm Ansprüche auf dessen Verwendung. Zugleich ließ er ihn von dem Zusammenhange der Sache umständlich unterrichten.

Der Kaiser bedauerte sowohl den Zustand des alten als des jungen Alvarez; er schickte einen Offizier mit dem Beichtvater nach Böhmen, um dem Aufenthaltsorte des jungen Mannes nachzuspuren.

Lange waren ihre Bemühungen vergebens; doch endlich trafen sie ihn in dem Stande eines Hausbesmeisters. Die Narben auf dem Rücken ließen über seine Person keinen Zweifel übrig. Das Erstaunen des jungen Mannes, die Besorgniß seiner Gattin, von ihrem Gemahle getrennt zu werden, läßt sich begreifen.

Der junge Graf liebte aber sein Weib zu aufrichtig, um der Veränderung seines Standes einigen Einfluß auf sein Herz zu gestatten; er begab sich nach Wien, um dem Kaiser zu danken, und als ihm der Monarch die ihm gebührenden 100,000 fl. zurückstellte, kaufte er sich die Herrschaft Ratibor in Schlesien, wo er seine Tage beschloß, ohne auf den Rang eines Grand von Spanien Anspruch zu machen.

Alxinger (Johann Bapt. Ritter v.), geboren in Wien den 24. Jänner 1755 und daselbst gestorben den 1. Mai 1797, war Doktor der Rechte und erhielt im J. 1794, als der Freiherr Peter von Braun die Direktion des Hoftheaters übernahm, die Theater-Sekretarsstelle; auch wurde er in demselben Jahre in den Ritterstand erhoben. Alxinger, Blumauer, Maßalier und Denis waren die ersten Wiener Dichter, welche sich im Auslande geltend zu machen wußten. Er hat sich vorzüglich durch seine lyrischen und romantischen Heldengedichte (Doolin von Mainz, Leipz. 1787. — Blomberis, Leipz. 1791) ausgezeichnet.

In den späteren Ausgaben seiner Gedichte werden manche vermißt, die nicht zu den schwächeren gehören, und womit er in einem populären Ton manche Sitten- und Klugheitslehre vorbrachte. Hiezu gehört besonders die „Schöne nach der Mode“ mit dem Eingange:

Ihr kennt doch wohl Mamsell Caton,
Die Blonde mit dem langen Chignon,
Sie sitzt im Theater im dritten Stock,
Meist rechts in einem tief'nen Rock;
Auch könnt ihr sie seh'n,
Wenn's dunkelt über den Graben geh'n, —

wodurch junge Leute auf eine eingreifende Art gewarnt werden, leichtfertige weibliche Bekanntschaften anzuknüpfen.

Alxinger war reich und ungemein edelmüthig. Franz Gräffer (in den H. Wiener-Memoiren 1845) theilt hierüber einen bemerkenswerthen, in der Wahrheit gegründeten Zug Alxingers mit. Er saß eines Tages mit seinem Freunde, dem Dichter Haschka, der nichts weniger als reich war, beisammen, als die Nachricht kam, Alxinger habe 10000 Gulden gewonnen. Hasch-

la war davon ergriffen und es entfuhr ihm der Ausruf: »Hätte ich 10000 Gulden, so wäre ich glücklich!« — »Hier hast Du sie, Freund!« rief Alringer aus, nimm sie und sei es.« — Haschka hatte 10000 Gulden und war eine zeitlang glücklich. Eines Tages aber kam ein Brief mit der Meldung, ein Sclavenschiff sei versunken und mit ihm Haschka's zehntausend Gulden.

Alringers Verdienste als Dichter und Schriftsteller fanden auch nach seinem Tode allseitige Anerkennung, denn nicht nur der Freiherr von Heymüller setzte ihm in seinem lieblichen Parke zu Pötzleinsdorf in einer von dichtem Gebüsche beschatteten Rotunde ein Monument, sondern auch der Freiherr von Braun errichtete ihm eines im schönen Lustgarten zu Schönau.

Amalienhof.

Er wird auch die Amalienburg genannt und bildet den westlich auf dem großen innern Burgplatze stehenden Theil der Burg, welcher gegen Ende des 17. Jahrh. von Rudolph II., ungeachtet er die meiste Zeit seiner Regierung in Prag residirte, erbaut wurde, und seinen Namen erhielt, weil die Kaiserin Amalie Wilhelmine, geborne Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg und Witwe Kaiser Joseph I., hier durch lange Zeit residirt hatte und darin, obgleich sie meistens in einem Seitenflügel des Amalienstiftes der Salesianerinnen lebte, einen selbstständigen glänzenden Hofstaat unterhielt.

Dieser Hof bildet ein unregelmäßiges Viereck und hat einen Durchgang auf den Ballhausplatz. Es befinden sich darin großartige Appartements, und hier wohnte auch Leopold II. während seiner kurzen zweijährigen Regierung (1790—1791) und Seine jetzt regierende Majestät als Kronprinz.

Auf dem kleinen Thurme gegen den Burgplatz befindet sich eine Uhr und darunter ein künstlicher Mondglobus, der das Mondviertel anzeigt. Auf der obersten Thurmspitze ist ein bewegliches schwarzes Rößlein (Rößel) angebracht, dessen Stellung den erfahrnen Bewohnern der Stadt als ein untrügliches Zeichen der zu erwartenden Witterung dient. Wenn das Rößel nach Norden und Westen schaut, so ist Sturm und Regen in Anzug; wenn es aber gegen Osten und Süden steht, so kann auf Sonnenschein und heitere Zeit gerechnet werden.

Wo sich der Amalienhof erhebt, stand ehemals das feste Haus des bekannten Grafen Friedrich von Cilly, oder der Cillyerhof, worin der Graf als Landesverweser von Österreich seine Wohnung nahm, um den jungen Landesfürsten Ladislaus nie aus den Augen zu lassen. Der ehemalige Cillyerhof stand aber mehr vorwärts gegen den Schweizerhof, so daß damals der Burgplatz kleiner wie heute war und beinahe nur zwei Drittheile seiner gegenwärtigen Länge hatte.

In älteren Schriften wird dieser Theil der Burg auch die Rudolphsburg, von seinem Erbauer, und das Zeughaus genannt, weil darin durch einige Zeit die Hof-Armaturen aufbewahrt wurden.

Als Hof-Zeughaus kommt das Gebäude 1525 vor, und in diesem Jahre entstand darin eine schreckliche Feuersbrunst, die das Haus selbst, einen großen Theil der Stadt, und von St. Michael bis zum Kloster der Büßerinnen in der Singerstraße oder dem heutigen Franziskanerkloster gegen 400 Häuser verzehrte.

Nach diesem Brande blieb es lange in seinen Trümmern liegen. Gleich nach seiner Erbauung wurde dieses Gebäude auch die neue Burg, im Gegensatze der gegenüberstehenden eigentlichen alten Burg oder des Schweizerhofes, genannt.

In unsern Tagen bewohnt Se. k. H.

der Erzherzog Ludwig, Oheim Sr. Majestät des Kaisers, einen Theil des Amalienhofes, und auch einige nicht in Wien domicilirenden Personen der allerhöchsten Familie pflegen bei ihrer Anwesenheit in Wien darin ihr Absteigquartier zu nehmen. Während des Wiener Congresses 1814 herrschte im Amalienhofe ein nie gesehenes reges Leben durch den Aufenthalt des Kaisers Alexander von Rußland und seiner Gemalin, die im zweiten Stockwerke unter der Uhr, und des Königs von Würtemberg, der im ersten Stockwerke wohnte. Von Hofämtern befindet sich darin im ersten Stockwerke das k. k. erste Obersthofmeisteramt und zu ebener Erde das k. k. Oberststallmeisteramt.

Amalienstift.

Die schon im vorigen Artikel genannte Witwe des in seinem 33. Jahre an den Pocken gestorbenen (17. April 1711) edlen Joseph I., die Kaiserin Amalie Wilhelmine, Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, verbarg ihren heiligen Schmerz in der Einsamkeit dieses Klosters, welches sie zur Erziehung weiblicher, adeliger Jugend gestiftet und wozu sie Chorfrauen aus den Niederlanden berufen hatte.

Sie erkaufte dazu das Haus und den großen Garten des, durch seinen Codex austriacus berühmten Referendars, Baron Quarient, auf dem Rennwege und setzte am Geburtstage ihrer Nichte, der nachmaligen großen Theresia, den 13. Mai 1717 den Grundstein. Der Bau war 1719 vollendet, und die Kirche ist im verkleinerten Maßstabe nach dem Modelle der Peterskirche in Rom aufgeführt.

Im 30. Jahre Witwe überlebte sie den Gemahl 31 Jahre und starb den 10. April 1742 zu einer Zeit, als ihre beiden Schwiegersöhne, Karl Albrecht von Baiern und Friedrich August von Sachsen Theresien hart bedrängten. Sie wurde in dem von ihr gestifteten Kloster beigesetzt, nur ihr Herz kam in die Capuzinergruft.

Das Kloster führte Anfangs nach der Stifterin den Namen des Amalienstiftes, wird aber gewöhnlich das Salesianerinnen-Kloster genannt, und die Kirche führt den Namen Mariä Heimsuchung.

Jeanne Françoise Fremiot de Chantal ist die Stifterin dieses Ordens, sie war im Jahre 1572 zu Dijon geboren, und bestimmte sich erst für das geistliche Leben, nachdem ihr Gemahl Christoph von Rabutin, Baron von Chantal, durch einen gewaltsamen Tod auf der Jagd umgekommen war. Sie legte nach diesem traurigen Ereignisse das Gelübde ab, unverheirathet zu bleiben, und widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder und der Pflege der Armen und Kranken, bis der heilige Franz von Sales (daher der Name Salesianerinnen) sie zur Stiftung eines neuen Ordens vermochte, der 1610 in's Leben trat. Nach empfangener Einwilligung des päpstlichen Stuhles zur Verbreitung desselben, widmete sie ihr ganzes Leben diesem Berufe und stiftete nach und nach über 30 Klöster dieses Ordens. Sie starb im Jahre 1641, und Papst Clemens XII. sprach sie heilig.

In diesem Kloster wohnte die Prinzessin Elisabeth von Würtemberg als Braut des nachmaligen Kaisers Franz I. vom 16. Oktober bis 17. November 1782, an welchem Tage sie die Hofburg bezog, und hier erhielt sie den ersten Unterricht im katholischen Glauben.

Das Klostergebäude überhaupt und besonders die Kirche stellt sich mit ihrer mächtigen Kuppel und in ihren schönen architektonischen Verhältnissen ungemein imposant dar. Sie gehört zu den schönsten kirchlichen Gebäuden Wien's. Das Innere entspricht an reicher edler Ausstattung dem Äußern. Reichliche Verzierungen an Marmor und Gold schmücken dieselbe. Das Kuppelge-

mälde, Mariä Himmelfahrt darstellend, ist von Pellegrini, und kostete 8000 fl. Das Hochaltarblatt ist von van Schuppen. An den Seitenaltären zeigen sich die Abnahme Christi vom Kreuze von Jansens, die heilige Magdalena von Pellegrini und der heilige Ordensstifter Franz von Sales von Altemonte.

Das Pensionat im Kloster ist für adelige Mädchen katholischer Religion, welche Unterricht in Sprachen u. s. w. erhalten; doch aber mehr in einem Kosthause als in einer eigentlichen Erziehungsanstalt befindlich betrachtet werden. Es gibt darin auch freie Stiftungsplätze.

Amazonenkampf (Der)

oder die Amazonenschlacht ist das schönste auf uns gekommene Stück altgriechischer Bildnerei und die Zierde des k. k. Antiken-Cabinets. Es kam durch die berühmte Familie der Fugger nach Deutschland, indem sie es dem Kaiser Rudolf II. für seine bekannte Kunst- und Wunderkammer nach Prag schickten. Dieser ungemein herrliche Sarkophag, dessen vier Seiten mit meisterhaft gearbeiteten Basrelief-Figuren und den trefflichsten, den Streit der Amazonen mit den Athenern vorstellenden Gruppen von Menschen und Pferden bedeckt sind, ist noch heute die Perle des kais. Antiken-Cabinets und in einem ihrer würdigen Lokale, nämlich im majestätischen mittleren rothen Marmorsale des unteren Belvedere, der gleichsam die Vorhalle der Ambraser- und der ägyptischen Sammlungen bildet, nebst vielen andern zum Antiken-Cabinette gehörenden schönen Alterthümern aufgestellt.

Ambraser-Sammlung.

Diese unschätzbare Sammlung ist im unteren Theile des kais. Lustschlosses Belvedere am Rennwege aufgestellt, wo sie nächst dem Mittelsaale zur rechten Hand eine Reihe von sieben Sälen und einigen kleinen Gemächern einnimmt, worin der öffentliche Eintritt jeden Dinstag und Freitag Vormittags von 9—12, und Nachmittags von 3—6 Uhr, und zur Winterszeit von 9—2 gestattet ist.

Die Sammlung besteht aus beglaubigten Waffenstücken und Rüstungen, aus kostbaren alten Gefäßen, Bildern und sonstigen Kunstgegenständen, alten merkwürdigen Handschriften, Naturseltenheiten u. s. w., welche im alten Schloße Ambras bei Innsbruck in Tirol vom kunstliebenden Erzherzoge Ferdinand, dem zweiten Sohne Kaisers Ferdinand I., (geboren zu Linz den 14. Juni 1529 und Gemahl der schönen Philippine Welser), gegründet und daselbst bis 1806, in welchem Tirol an Baiern kam, aufbewahrt wurden.

Um diesen seltenen Kunstschatz zu retten, wurde der größte und wichtigste Theil desselben nach Wien gebracht, und dem in des Stifters Testament ausgesprochenen Wunsch zufolge, daß diese Sammlung für ewige Zeit als ein beständiges Ganze erhalten werde, in ihr gegenwärtiges Gebäude, nachdem die früher davon weggenommene Sammlung geschnittener Steine zurückgestellt worden war, wieder vereinigt. Nur die von Kaiser Leopolds I. berühmtem Bibliothekar Lambecius in die Hofbibliothek überbrachten 583 Bände (größtentheils altdeutscher) Handschriften, und 5880 Bände an gedruckten Werken, so wie die von Heräus 1713 und von Eckhel 1784 für das k. k. Münzcabinet weggenommenen Münzen und Medaillen blieben bei den genannten Instituten.

In der Ambraser-Sammlung befinden sich unter den geschnittenen Steinen auch die herrliche Kette, welche 49 aus Muscheln erhoben geschnittene Brustbilder von österreichischen Fürsten, von Rudolph von Habsburg bis Ferdinand III., mit 448 Rubinen geziert, von einem un-

bekannten Meiſter, enthält. Auf der Rückſeite jedes Porträts iſt das Wapen erhoben eingeſchnitten; die Arbeit iſt ſowohl an den Köpfen als an den Nebendingen meiſterhaft.

Die Sammlung von Handſchriften, Büchern, Kupfer- und Holzſtichen iſt, ungeachtet der Abgabe an die Bibliothek, noch immer ſehr reichhaltig. Von den Handſchriften ſind beſonders hervorzuheben:

1. Ein großes huſſitiſches Chormiſſale auf Pergament (greß Folio, mehr als 400 Blätter), deren erſte Hälfte mit ſchönen Zügen und Miniaturgemälden geziert iſt.

2. Zwei Lobgedichte auf Carl V. und deſſen Gemalin Iſabella; in zwei Liedern mit ihren Melodien für vier Stimmen beſtehend, deren jede auf feiner Leinwand mit Gold und Silber ausgenäht und als beſonderes Büchlein geheftet iſt.

3. Ein Chormiſſale auf Pergament (82 Blätter in 8.) aus dem dreizehnten Jahrhunderte, mit der alten Art der Noten über jede Sylbe des Textes vom Abte Berthold von Weingarten, mit der Jahreszahl 1227.

4. Eine Handſchrift aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, mit dem Titel: Speculum humanae salvationis.

5. Das Gebetbuch der Kaiſerin Bianka Maria Sforza, zweite Gemahlin Maximilians I.

6. Ein auf 446 Pergamentblätter (in gr. 8.) geſchriebenes, mit vielen ſchönen Miniaturbildern und Randgemälden verziertes Andachtsbuch, welches Ferdinand dem I. gehörte.

7. Eine aſtrologiſche Schrift in deutſchen Reimen, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

8. Ein Band lat. Gedichte an den König Robert von Sicilien, ungefähr um das J. 1330 geſchrieben, und mit Malereien und Vergoldung geziert.

9. Wolfram von Eſchenbachs Gedicht: „Markgraf Wilhelm der Heilige von Oranſe," aus dem 13. Jahrhundert, nebſt den zwei Zuſätzen, deren Verfaſſer ſich Turlin oder Turheim nennt. Ein Pracht-Exemplar auf Pergament in 421 Blättern in gr. Fol. Es iſt auf zwei Spalten, mit viertelzollhohen Buchſtaben ungemein fleißig geſchrieben und mit Initialen von der Größe eines halben Fußes geſchmückt, welche durch ihre Laubwerke und Züge von ſchimmernden geſchlagenen Goldblättchen und durch ihre niedlichen, auf die Geſchichte des Helden ſich beziehende Miniaturen einen ſchätzbaren Beitrag zur alten Kunſt liefern.

10. Die wichtigſte Handſchrift dem Inhalte nach iſt der mit dem Namen des Heldenbuches bezeichnete Pergamentband mit 23 altdeutſchen Gedichten, beinahe ſämmtlich aus dem 13. Jahrhundert, und ebenfalls in prachtvoller Ausſtattung.

11. Mehrere Werke über die Kriegskunſt aus Maximilians I. Zeit.

12. Freidals Turnierbuch; ein Bilderwerk, in welchem die vorzüglichſten Kämpfe und Mummereien Maximilians I., dieſes ritterlichſten aller Fürſten, jedoch, was ſehr zu bedauern iſt, ohne allen beſchreibenden Text, und blos mit dem Namensverzeichniſſe der Ritter, mit denen und der Damen, vor denen Maximilian ein Turnier beſtanden, oder in der damaligen Kunſtſprache „genumbt" hat, vorgeſtellt ſind. Der Kaiſer erſcheint darin unter dem Ritternamen Freidal, d. i. Freude Allen.

Endlich 13. die ſogenannten Trinkbücher von Ambras, zwei Bände, welche die eigenhändigen Namenszüge der Herren und Damen enthalten, die beim Beſuche des Schloſſes zu Lebzeiten des Erzherzogs Ferdinand und ſpäter den daſelbſt vorgeſchrieben geweſenen feierlichen Trunk gethan haben. Außer Ferdinands und Philippinens Handſchrift ſieht man darin auch jene des Herzogs Ferdinand

von Baiern, des Erzherzogs Carl von Steiermark, der Herzoge Albrecht und Wilhelm von Baiern und mehrerer Welſer.

Unter den wenigen vorhandenen Druckwerken iſt beſonders eine 37 Blätter ſtarke Schrift in chineſiſcher Sprache und Jakob Schrecks Lebensbeſchreibung der Fürſten und Feldherrn, deren Rüſtungen in der Sammlung aufbewahrt werden (in lateiniſcher Sprache, Innsbruck 1601), erwähnenswerth.

Die Waffen und Rüſtungen nehmen die drei erſten Säle ein, die Rüſtungen ſind größtentheils aus dem 16. Jahrhundert, und in zwei Reihen von Nüſchen mit beigeſetzten Namen in lateiniſcher Sprache aufgeſtellt.

Der erſte Rüſtſaal begreift meiſtens Rüſtungen öſterreichiſcher Fürſten und darunter jene Albrechts I., Maximilians I., Philipps I. Königs von Spanien, Carls V., Königs Philipps II., ſieben Rüſtungen Erzherzogs Ferdinand und ſeiner Söhne, jene des berühmten Don Juans d'Auſtria, des Erzherzogs Sigmund von Tirol, Ferdinands I., Erzherzogs Carl von Steiermark und Ferdinand des Katholiſchen. In dieſem Saale hängt auch der alte Filzhut des Oberſten Sibert Grafen von Heiſter, (S. d.) der ihm bei der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken von einem feindlichen Pfeil im eigentlichen Verſtande des Wortes, an den Kopf genagelt wurde, ohne für den Verwundeten bedenkliche Folgen gehabt zu haben.

Der zweite Rüſtſaal enthält größtentheils Rüſtungen deutſcher Fürſten und Feldherrn und darunter jene der Churfürſten Johann Friedrich und Moriz von Sachſen, des Landgrafen Philipp von Heſſen, Ulrichs und Chriſtophs von Würtemberg, Georgs und Kaſpars von Fronsberg, des Grafen Niklas von Salm, der Freiherrn Wilhelm von Roggendorf und Lazarus v. Schwendi, des Churfürſten Albrecht v. Brandenburg, des Prinzen Moriz v. Oranien, der Herren von Hohenems, Schertlins u. A.

Der dritte Rüſtſaal umfaßt die Rüſtungen vieler italieniſcher und ſpaniſcher Herrn, worunter jene Alfons II. von Eſte, des Cosmus v. Medicis, des Herzogs v. Alba und mehrere aus den Häuſern Farneſe, Gonzaga, Urbino, Pescara u. A. beſonders bemerkenswerth ſind.

An den Seitenwänden dieſer drei Rüſtkammern ſind mehrere einzelne merkwürdige Waffenſtücke angebracht, von König Ludwig II. v. Ungarn, von Franz I. v. Frankreich, von dem berühmten Grafen Niklas Zrinyi, von Herzog Philipp dem Guten von Burgund, von Scanderbeg (Caſtriota, S. d.). Ferner ein Helm und ein Schwert, ein Vor- und ein Hintertheil einer reichen türkiſchen Rüſtung, ein Schild und eine mit arabiſcher Inſchrift verſehene Sturmhaube des berühmten Seeräubers Dragut Reis, nachmaligen Königs von Kairewan; — des Großvezirs Kara Muſtapha große Fahne aus rothem, grün verbrämten Damaſt, von demſelben ein Roßſchweif auf einer gemalten Stange, ſein Puſikan und Köcher mit zierlich lakirten Pfeilen und Bogen; — ein Handſchuh mit eiſerner Armbekleidung von dem großen Soliman; — eine Streitkolbe des Montezuma, des letzten Inka von Merico.

In der Mitte dieſer drei Rüſtſäle ſtehen neun vollſtändige Rüſtungen in Rittergeſtalt zu Pferde, und zwar:

1. Erzherzogs Ferdinand geſchobener Hochzeitharniſch, von getriebener Arbeit, weiß mit incruſtirten Streifen und mit Goldverzierung.

2. Deſſelben Fürſten ſchwarzer Küraß von herrlicher Arbeit.

3. Deſſen ſogenannte mailändiſche Rüſtung von dem feinſten ſchwarzen Eiſen, welches jedoch wegen der vielen mit Gold und Silber verzierten Figuren und Platten von getriebener Tauſchirarbeit nur an einigen Orten hervorblickt, um die verſchwenderiſche Pracht des Ganzen noch mehr hervorzuheben.

4. Die vollſtändige Prunkrüſtung des Alexander Farneſe.

5. Maximilians I. Kampfrüſtung für Mann und Roß.

6. Des Grafen Chriſtoph v. Fugger Turnierrüſtung für Mann und Roß.

7. Die Panzerrüſtung eines Erzherzogs.

8. Das koſtbare Reitzeug, welches bisher dem Großvezier Mehmed Sokolovitſch zugeſchrieben wurde, mit Silber geſtickt und reich mit Edelſteinen verziert.

Hier iſt endlich auch die Rüſtung des rieſenhaften Leibtrabanten des Erzherzogs Ferdinand aufgeſtellt, welcher unter dem Namen des großen Bauers von Trient bekannt war und bei verhältnißmäßiger Dicke und Stärke 9 Fuß in der Höhe maß. Er hält des Erzherzogs große, 45 Pfund ſchwere Turnierſtange im Arme.

Das kleine Cabinet zwiſchen dem zweiten und dritten Rüſtſaale enthält eine nach der Zeitfolge geordnete ſchöne Sammlung von Schwertern, Degen, Armbrüſten, Pfeilen und Feuergewehren aller Art; von den alten Doppelhaken ohne Schloß, bis zu der fein gearbeiteten Piſtole.

Beſonders herauszuheben ſind: das ſchöne mit damascirter Arbeit geſchmückte eiſerne Streitbeil Kaitbais, des im Jahre 1499 geſtorbenen Sultans der Mameluken in Ägypten, und das Schlachtſchwert des wackern Ungarkönigs Mathias Corvinus.

Unter vielen koſtbaren Feuergewehren befinden ſich auch fünf im 16. Jahrhunderte verfertigte Büchſen, die wahre Kunſtſtücke, und zwar ihrer reichen zierlichen Ausſtattung an Elfenbein, Perlmutter, Schildkröte und damascirten Eiſen wegen ſind. Die ſchönſte dieſer Arbeiten iſt wahrſcheinlich ein Geſchenk Sigmunds III. Königs von Polen und Schweden, der mit zwei Erzherzoginnen — zuerſt mit Anna und dann mit Conſtantia vermählt war. Man hält den ausgezeichneten Kupferſtecher Hans Liefrink für den Verfertiger derſelben. Der ganze Schaft iſt von oben bis unten mit Laubwerk, Thieren, Genien und verſchlungenen haarbreiten Zügen von eingelegtem Elfenbein bedeckt, ſo daß der dunkle Holzgrund nur durchblickt, um die dichten, aber wohlgeordneten Zierathen noch mehr zu heben. Unten ſieht man das polniſch-ſchwediſche Königswapen und daneben die Buchſtaben H. I. F. im Monogramme, vielleicht der Name des Künſtlers.

Der große Eckſaal enthält 133, zum Theil lebensgroße Bildniſſe, deren Namen neben der Eingangsthüre verzeichnet ſind; das Geldcabinet Nr. 6 jene Carls V. von Tizian, und von Carl IX. von Frankreich von Cleuet gemalt.

Dieſer Eckſaal enthält auch die zwei großen Stammbäume der Fürſten aus dem Habsburgiſchen Hauſe, mit deren Bildniſſen in Waſſerfarben gemalt. Sie reichen von Rudolph von Habsburg bis zu Philipp dem Schönen, dem Sohne Maximilians I. Leider iſt einer dieſer ehrwürdigen Reſte der vorzeitigen Kunſt von dem Zahne der Zeit ziemlich mitgenommen worden; übrigens ſteht derſelbe an Kunſtwerth hinter dem andern zurück. Man muß es daher mit Dank anerkennen, daß von dieſen Stammbäumen in neuerer Zeit eine lithographirte Abbildung erſchienen iſt.

Das Cabinet Nr. 7 zeigt den, 6 Fuß 8 Zoll hohen und 18 Fuß breiten, meiſterhaften Entwurf zum Innsbrucker Grabmale Maximilians I. auf Papier, grau in

grau gemalt. Es beſteht aus acht Gevierten, deren jedes eine Vorſtellung aus Maximilians thatenreicher Regierung enthält, wovon ſieben verſchiedene Schlachten und Ritterthaten, das achte aber die Verlobung ſeines Sohnes, Philipp des Schönen zeigt. Die Größe der vorderſten Figuren beträgt wie die Marmorbilder in Innsbruck 6 bis 8 Zoll. Die beſtimmte Zeichnung und Haltung der oft bis zur Übertreibung kräftigen Krieger und ihrer Roſſe, ſo wie die kunſtvolle Vertheilung von Licht und Schatten bei der ungemeinen Fülle der Compoſitionen machen dieſe Darſtellung zum Werke eines vollendeten Meiſters, deſſen Namen leider unbekannt iſt.

Im anſtoßenden großen Marmorſaale u. dem nebenliegenden Goldcabinette befindet ſich die eigentliche Kunſt- und Wunderkammer: ein eben ſo merkwürdiges als wunderſames Gemenge der verſchiedenartigſten Gegenſtände von Natur- und Kunſtproducten, die ſich in keine beſtimmten Kathegorien eintheilen laſſen und wobei ſich oft das Unbedeutendſte, jedoch durch Alter und Seltenheit ausgezeichnet, an das wahrhaft Schätzbare und Herrliche Künſteleien an Meiſterwerke der Kunſt reihen.

Der Marmorſaal faßt 18 Glaskaſten in ſich, wovon der 1. und 2. Kaſten Curioſitäten aus dem Thierreiche enthält, und wovon ein großes Büffelhorn aus Sicilien, ein großer Elephantenzahn und große Rhinocerroshörner genannt zu werden verdienen. Auch von Korallengewächſen iſt eine reiche Sammlung da.

Der 3. und 4. Kaſten enthalten Foſſilien, worunter ſich eine ſchöne Smaragddruſe, einige große Stücke Pepit (Gold), mehrere ſehr große Exemplare gediegenen dendritiſchen Silbers, ſämmtlich aus Peru; und die in Form von Bergwerken u. ſ. w. verarbeiteten Silberglaserze von Schwaz in Tirol befinden.

Der 5., 6. und 7. Kaſten ſind mit antiken Gefäßen, Lampen und Bronceſigürchen angefüllt, worun das römiſche Edict de lege agraria in Erz 114 J. v. Ch. G. vorzüglich merkwürdig iſt.

Im 8. — 12. Kaſten ſind treffliche Arbeiten aus Stein, Horn, Holz, Elfenbein, Wachs und Pappe aufgeſtellt, worunter ein in Entwurf, Zeichnung und Ausführung gleich vortreffliches und erhabenes Bild von weißem Marmor, den himmliſchen Vater vorſtellend, wie er den vom Kreuze abgenommenen Heiland betrachtet, und die Opferung Chriſti im Tempel, ein Werk des berühmten Alex. Colin von gelblichem Sandſtein hocherhaben bearbeitet, beſonders ſehenswerth ſind. Unter den Holzſchnitzwerken ſind drei andere Arbeiten Colins, den Raub der Sabinerinen und zwei Schlachten vorſtellend von ausgezeichneter Vollendung.

Der 13. und 14. Kaſten enthalten Glasgemälde, Gefäße von Glas und Stein und die ſogenannten Raphaeliſchen Vaſen.

Im 15. Kaſten erblickt man merkwürdige Uhren, mathematiſche Inſtrumente und mechaniſche Kunſtwerke.

Der 16. Kaſten verwahrt nebſt alten Hausgeräthſchaften auch einige türkiſche, indianiſche und chineſiſche Stücke.

Der 17. und 18. Kaſten zeigt merkwürdige alte muſikaliſche Inſtrumente, worunter einige von der höchſten Seltenheit ſind.

Der ſchönſte Elfenbeinbecher der Kunſtkammer iſt ein Geſchenk der Prinzeſſin Jakobine von Polen, an den oberöſterreichiſchen Kammerpräſidenten, Grafen von Künigl. Der Becher iſt aus einem Stück Elfenbein, worauf ein Gurt von erhoben geſchnittenen Gruppen, welche die Zeit, die Hoffnung, den Ruhm, der über den Neid ſiegt, die Geſundheit, die Liebe und die Freude bezeichnen. Der Deckel (mit mehreren Genien von Elfenbein), die Handhabe und die Ränder ſind von Silber; die ganze Höhe des Bechers beträgt 14 Zoll.

In diesem Saale liegt auch ein die Aufmerksamkeit des Naturforschers besonders auf sich ziehendes Naturspiel, nämlich: ein Stock von einem Eichbaume mit einem eingewachsenen Hirschkopfe, dessen Geweih weit hervorragt. Man hält dafür, daß eine Schneelawine das Thier erschlagen und so tief in die Erde gedrückt habe, daß über ihm Wurzel und Holz gewachsen sei.

Im letzten Gewach oder dem Goldcabinette werden in vier Glasschränken eine Unzahl Kostbarkeiten von Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen und Kristall aufbewahrt, wovon besondere Erwähnung verdient das berühmte goldene Salzfaß (S. d.) oder der Tafelaufsatz, welchen Benvenute Cellini für den König Franz I. von Frankreich verfertigte, und den König Carl IX. dem Erzherzog Ferdinand schenkte; es ist vielleicht das kostbarste Stück der ganzen Sammlung.

Merkwürdig ist auch die Sammlung der goldenen Streitgeräthschaften Carls V., die mit Perlen gestickten großen sammtenen Hüte und das geweihte Schwert, sämmtlich Geschenke des Papstes an den Erzherzog.

Überhaupt sind die Kunstgegenstände dieses Kunst-Museums so zahlreich, daß der Catalog derselben von dem verstorbenen, verdienstvollen Cabinets-Direktor Alois Primisser (Wien, 1819) mehr als 400 Seiten stark ist.

Als Beigabe glauben wir hier noch einige Gegenstände ihrer Seltsamkeit halber, die im Schlosse Ambras noch zu sehen waren, seitdem aber als nicht mehr zeitgemäß zum Theile beseitigt worden sind, und zwar hie und da mit Beibehaltung des alten Catalog-Textes anführen zu dürfen.

1. Bei einem Ofen in Ambras war des Erzherzogs Ferdinands lustiger Tischrath oder Hofnarr, Christen genannt, abconterfeit.

2. „In einem andern Schloß-Sälein waren in der Niedern unterhalb der Rahmen herum angebracht 20 Conterfäte von höchstgedachtes Erzherzogs Narren u. Närinnen.“

3. Daselbst befand sich auch des Königs Franz I. von Frankreich Pferd von Gips, so ein Rappe ist, auf welchem er im Thiergarten bei Pavia gefangen worden; das Pferd hat noch seine und des Königs rechte Rüstung und Hosen an und seine vier Hufeisen an den Füßen.“

4. Ebenso Herzog Siegmund's von Österreich Pferd, „mit dem edlen Knaben von Sternberg in seiner rechten Kleidung darauf, welches Pferd unten im Felde mit dem edlen Knaben einen Sprung 21 Schritt weit gethan, und ist das Pferd und der Knabe todt geblieben, und sind zum Gedächtniß zwei Marksteine gesetzt worden.“

5. Eines Trabanten Conterfät in seiner Kleidung, welcher 11 Schuh lang war, der zu des Erzherzogs Ferdinand Zeiten gelebt hat. Neben ihm der Thomas, ein Zwerglein, drei Spanner hoch, auch in seiner eigenen Kleidung.

6. Das Schwert des Hussitenführes Ziska.

7. Die Rüstung des riesenstarken burgundischen Ritters Claudius de Quadre, mit dem Marmilian I. zu Worms kämpfte und den er im Sand warf.

8. Das Schwert des Riesen Haymen zu Wiltau.

9. Eine Picke aus Wachholderholz, gewachsen zu Sultz, die noch 28 Schuh lang war, obgleich mehr als eine Elle davon abgeschnitten wurde.

10. „Ein Haufen Farer vom Frauenzimmer, den Fürsten und Cavalieren gegeben, die hangen unter Dekinen in der Höhe.“

11. Das Conterfät eines Bauern, Hans Bray (S. d.) genannt, geboren im J. 1533, der 9½ Werkschuh lang war.

12. Eine Gemſenhaut, worauf ein Hörnlein gewachſen iſt.

13. Ein eiſerner Seſſel, worin ſich einer ſelbſt fängt.

14. Ein Stein um einen Nagel gewachſen.

15. Ein Paar Schuhe eines Innsbrucker Kutſchers, welchen bei einer Mühle der Blitz getroffen hat ohne ihn zu beſchädigen.

16. Ein Herzlein, ſo einem Roß auf der Naſe gewachſen.

17. Ein rothatlaſſenes Baret, »auf deſſen Boden genäht eine Rechentafel, auf dem Stulp unterſchiedliche Dienſt zum Schreiben, zu Rechenpfennigen und andern Dienſten, welches Baret Herzog Albrecht in Baiern dem Erzherzog Ferdinand zu einer abgewonnenen Kramet (Kirchtag) zugeſandt hat.«

18. Pomeranzen vom Baume des heiligen Dominik.

19. Den Strick des Judas, welchen der berühmte Hauptmann Schertel (auch Schartel geſchrieben) von Rom gebracht hat.

20. Ein Hirſchgeweih, welches in der Charwoche in eines Juden Haus Blut geſchweißet hat.

21. Holz und Keil, die zu Stein wurden, weil ſie an einem Feiertag gehacket wurden.

22. Schriften, welche Thomas Schweicker von Schwäbiſch-Hall, unter Andern aus Mangel an Arme und Hände mit den Füßen geſchrieben.

Ammen-Anſtalt.

Die Anſtalt der Säugammen iſt mit dem Findelhauſe verbunden, und befindet ſich in der Alſervorſtadt (108). Sie entſtand im Juni 1801 und liefert jeder chriſtlichen Partei gegen Entrichtung einer Gebühr von 20 Gulden eine vollkommene, taugliche Amme, welche aus den Wöchnerinnen der Klinik, die verhalten ſind, im Findelhauſe zwei bis vier Monate Ammendienſte zu leiſten, gewählt werden können.

Amphiboliſche Zeitſchrift.

Gerade vor einem halben Jahrhunderte veröffentlichte ein journaliſtiſcher Schalk die Ankündigung einer Zeitſchrift, die ſich durch das Eigenthümliche der Idee und beſonders durch den Umſtand auszeichnete, daß ſie die Leſe- und Eßwelt in Ungewißheit ließ, ob es dem Ankündiger mit ſeiner Annonce Ernſt oder Spaß war. Hier folgt dieſes ſonderbare literariſch-gaſtronomiſche Curioſum mit einigen, durch die vorgeſchrittene Geſittung vorgenommenen Auslaſſungen.

»Da Seele und Leib gleiche Nahrungsbedürfniſſe haben und es ein durch manche unſerer Stärke längſt widerlegter Satz iſt: daß volle Bäuche nicht gern ſtudiren, überdieß auch die üblen Folgen bekannt ſind, die durch die Lectüre bei leerem Magen, beſonders bei Nationen, die nicht in Nüchternheit erzogen wurden, ſchon entſtanden ſind, und dabei zu befürchten iſt, daß noch weit ſchädlichere entſtehen mögen, ſo hat man hiermit die Ehre, einem verehrungswürdigen Publikum bekannt zu machen, daß eine Geſellſchaft deutſcher Gelehrter eine periodiſche Schrift herauszugeben Willens iſt, bei der ſie bedacht ſein wird, außer einer proportionirten Seelenſpeiſe, auch dem leſenden Leib eine angemeſſene Nahrung zu verſchaffen. Man wird alſo in Rückſicht deſſen dieſe gelehrte Schrift nicht durch Buchhändler, ſondern in einer Garküche ausgeben laſſen, weil man überzeugt iſt, daß der Geruch von Speiſen ſchon an ſich fähig iſt, eine Menge Leſer anzulocken.

Dieſe Schrift wird den Titel führen: »Nützliche Speiſekammer für Leib und Seele.«

Für die Seele wird man luſtige Anekdoten, artige Zoten, Pasquille wider die würdigſten Männer des Staates, politiſche

Lügen und anderes pudelnärrisches Zeug aufsetzen; — der Leib aber soll aus der Garküche mit Butter-Krapfchen, petits pâtés, Mandoletten und anderen Bäckereien bedient werden, so zwar, daß jeder respective Pränumerant bei der Abnahme unserer gelehrten Monatschrift für seine zwanzig Kreuzer immer den Werth von fünf Kreuzer leiblicher Speise erhalten soll.

Weil aber nicht alle lesenden Mägen an obigen Delikatessen ein Behagen finden, so haben wir die Anstalt getroffen, daß den Liebhabern solidarer Speisen das Equivalent an Bratwürsten, Rostbraten, aufgeschnittenen Ochsenfüßen, gesulzten Schweinsohren und dergleichen abgereichet werde.

Um aber auch die Lust zur deutschen Lectüre bei den höheren noblern Ständen zu verbreiten, werden wir in eleganten Nebenzimmern unsere gelehrten Blätter durch drei der schönsten, ganz nach Wienerart gekleideten Stubenmädchen ausgeben lassen; den Damen aber auf Verlangen die Blätter durch wohlgemachte Bursche in die Wohnungen schicken.

Endlich lassen wir die Namen sämmtlicher Herrn Pränumeranten nach vollendetem Jahrgange in der Garküche zum ewigen Andenken mit Kreide in den Rauchfang schreiben. Wir schmeicheln uns also, das lecturliebende Publikum werde unser patriotisches, menschenfreundliches Vorhaben durch reichliche Pränumeration unterstützen."

Amphion (Der Wiener-).

Der Musikus Dudler leidet an der Serenaden-Manie; wo er ein schönes Mädchengesicht oder einen reizenden Weiberkopf bei Tage an irgend einem Fenster erblickt hat, dort bringt er zur Nachtzeit ein Ständchen an, mit Guitarre und Gesang, zuweilen auch mit der Violine.

So wenig die gefeierten Schönen auch immer von den Produktionen des Nachtmusikanten Notiz nehmen, so ungelegen sind sie oft den Vätern und Ehemännern der Angesungenen und Angegeigten. Diese verabredeten sich daher eines Tages, den Serenadenbringer auf eine Art abzufertigen, daß ihm das Ständchenbringen vergehen sollte.

Sie empfingen ihn nämlich mit einem Steinregen, der ihn beim ersten Akkord nöthigte, das Fersengeld zu geben. Dieser Umstand verschaffte dem guten Dudler den Beinamen des Wiener-Amphions, der Steine in Bewegung setzt.

Amtshaus.

Das alte städtische Amts- oder Gefangenhaus, in alten Stadtschriften auch Diebshaus — Devphews genannt, erhob sich in der Rauhensteingasse an der Stelle, wo das heutige Haus Nr. 933 steht. Das Fronton des alten Gebäudes war mit einem, aus rohen Steinen künstlich zusammengesetzten Ohlberge geziert und es wurde im April des Jahres 1722 vom Grund aus neu erbaut, wobei nach der vormaligen Sitte sonderbare Feierlichkeiten statt fanden.

Der Magistrat berief zuerst alle Handwerker auf das Rathhaus und verlas ihnen den Befehl wegen des neuen Baues. Dann verfügte sich der Unterrichter in feierlichem Zuge zur Baustelle in der Rauhensteingasse mit den Meistern und Gesellen, zeigte ihnen, daß es von Verbrechern ganz leer sei, rief ihnen drei Mal den Befehl der Stadt zu, daß Keiner dem Andern wegen dieses Baues irgend einen Vorwurf machen solle und that dann mit seinem Stabe, so wie die Meister und Gesellen mit ihren Werkzeugen drei Streiche an das Haus, was hiemit völlig frei von jeder Unbilde und ehrlich gesprochen war. —

In diesem Gefangenhause befand sich auch eine Kapelle, welche am 21. Juli 1723 vom Wiener-Weihbischofe, Heinrich Joseph

von Breitenbücher zu Ehren des heiligen Kreuzes eingeweiht wurde.

Der erheblichste Theil dieses Gebäudes waren die großen unterirdischen Marter- und Kerkergewölbe, welche sich viel weiter erstreckten, als des Hauses Umfang über der Erde. Fuhrmann sagt, daß dieses Amtshaus nach einer sonderbaren Erfindung gebaut war, weil die meisten Criminal-Gefangenen unter der Erde in abgesonderten Kerkern, welche zu besserer Sicherheit inwendig mit dicken, harten Pfosten-Läden ausgetäfelt waren, aufbehalten wurden.

In diesen Verliesen wurde die peinliche Frage oder die Folter vorgenommen und hier lagen die schweren Verbrecher in Ketten, seitdem 1547 der Kärntnerthurm, einst das Hauptgefängniß der Stadt, blos zu fortifikatorischen Zwecken diente.

Allein nicht blos wirkliche Verbrecher, sondern auch viele Opfer politischer Partheiwuth schmachteten und litten in diesen finstern Erdkerkern; so der Bürgermeister Holzer und seine Mitgefangenen, und mehrere Andere vor und nach ihm. —

Um von den vielen Unglücklichen, die hier peinlich verhört wurden, ein Beispiel anzuführen, nennen wir die zehn Wallonen von der Besatzung der ungarischen Festung Papa, welche sie den Türken übergeben hatten und die den 28. August 1600 in das Amtshaus gebracht wurden, wo sie den 27. Oktober ihr Urtheil erhielten. Eine gleichzeitige Nachricht meldet davon: „Erstlich war ein ansehnlicher von Adel, Lorenz Schackuney, welcher des aufgeworfenen Obristen de la Motte Hauptmann und Rädelsführer war, auf dem Platz, der Hof genannt, geviertheilt und die vier Viertel vor der Stadt an unterschiedlichen Landstraßen aufgehängt; Johann Valde, der Lieutenant, Michael Benge, der Fähnrich und Hiffan Revel, der Feldwebel, wurden an dreien Orten außer der Stadt, als am Tabor, am Stubenthor und auf der Landstraße jeder lebendig an einen Spieß gezogen. — Dem de la Vilson, de la Thon, beide Lieutenants, dem Feldscherer Hans Mayr und den Soldaten Johann Laransch, Michael Brandes und Klaudius Muglier ward an drei unterschiedlichen Orten der Stadt, als am Graben, am neuen u. am hohen Markte, auf jedem Platz zwei mit einander, jedem die rechte Hand abgehauen und dann mit dem Schwert, deßwegen, daß sie an Gott und der Röm. Kais. Majestät meineidig worden, hingerichtet.“

Im J. 1603 stürzte sich ein als Zauberin verurtheiltes Weib in den Brunnen des Hauses; ihre Leiche durfte nach dem damals noch herrschenden Aberglauben der magia posthuma aber nicht verbrannt werden, sondern sie wurde in ein Faß gepackt und in die Donau geworfen, damit sie weit von Wien verwese.

Diesem Amtshause blieb die traurige Bestimmung, der Ort der Daumschrauben-

und ſpaniſchen Stiefeljuſtiz zu ſein, bis zum 1. Jänner 1776, an welchem Tage die, ſchon deßhalb allein unvergeßliche Maria Thereſia die Folter ganz abſchaffte und die Todesſtrafe auf die ſchwerſten Verbrechen beſchränkte. Das Haus wurde hierauf an Private verkauft und erhielt im J. 1785 ſeine gegenwärtige Form.

Alle dieſe vorzeitigen Barbareien erhalten jedoch in unſeren Augen einen burlesken Anſtrich, wenn man ſich die Vollſtrecker derſelben nach dem Maßſtabe der jetzigen Zeit vergegenwärtigt. Wir ſehen hier einen Streckknecht oder Diebſcherg aus der letzten Blüthezeit des Folterthums, und man muß geſtehen, daß daſſelbe auch ſeine komiſche Seite hat.

Anatomiſches Muſeum der Univerſität.

Daſſelbe befindet ſich im neuen Gebäude im zweiten Stockwerke; es wurde 1835 durch den Prof. Dr. Edlen v. Berres neu eingerichtet und ſämmtliche anatomiſch-pathologiſchen Gegenſtände theils dem pathologiſchen Cabinete im allg. Krankenhauſe, theils den anatomiſchen Anſtalten in den Provinzen einverleibt.

Vorzüglich reich iſt die Sammlung an höchſt gelungenen mikroſkopiſchen Einſpritzungen, von Ruyſch, Lieberkühn, Barth, Prohaska, von Berres und Hyrtl herrührend und nach hiſtiologiſchen Prinzipien geordnet. Außer den Präparaten, die in jedem wohl eingerichteten anatomiſchen Cabinet enthalten ſind, befindet ſich hier eine Sammlung von mehr als 200 menſchlichen Embryonen, von der dritten Woche bis zum achten Monate.

Das Muſeum beſitzt auch eine anatomiſche Inſtrumenten-Sammlung, ein Gasmikroſkop nach Schuh's Angabe (Beleuchtung mit Siderallicht) und eine Bibliothek anatomiſcher Kupfertafeln.

Anatomiſch-pathol. Muſeum im Joſephinum.

Dieſe herrliche Sammlung iſt die Krone aller Sammlungen der k. k. mediciniſch-chirurgiſchen Joſeph's-Akademie in der Währingergaſſe der Alſervorſtadt (221), wo ſie in neun großen Sälen aufgeſtellt iſt.

Die Hauptgrundlage dieſes berühmten Muſeums bilden die anatomiſchen Wachspräparate, welche in Florenz unter der Leitung des Cavaliere Felice Fontana verfertigt und von Joſeph II. angekauft wurden. Sie nehmen ſieben Säle ein und ſind in Kaſſetten von Roſenholz unter Spiegelgläſern bewahrt und mit einer anatomiſchen Beſchreibung in deutſcher, lateiniſcher und italieniſcher Sprache verſehen. Zu jeder Gruppe von Nachbildungen einzelner Theile gehört eine ganze Figur, an welcher dieſe im Zuſammenhange dargeſtellt ſind.

Am berühmteſten iſt eine Kopie der mediceiſchen Venus, an welcher, im Präparaten-Geſchmacke der damaligen Zeit, alle Eingeweide der Bruſt- und Bauchhöhle herausgenommen werden können und deren Gebärmutter einen viermonatlichen Fötus u. ſ. w. enthält.

Die übrigen Theile des Muſeum ſind: Sömmering's anatom. pathol. Sammlung, ebenfalls von Joſeph II. gekauft; jene von Vering, 1810 von Franz I. gekauft und reich an pathologiſchen Knochen, und endlich Hunczovsky's Wachspräparate.

Die phyſiologiſchen Präparate füllen 13 und die pathologiſchen 37 Käſtchen.

Andreaskirche (Die) zu Hütteldorf.

Dieſe Kirche iſt für eine Gemeinde, die mehr als tauſend Seelen zählt und wohin ſich im Sommer von der Hauptſtadt auch viele Familien der reizenden Lage wegen hinziehen, offenbar zu klein.

Es iſt ein altes Gotteshaus, deſſen

rechter Flügel als ein Werk ſpäterer Zeiten erſcheint. Der Thurm iſt von viereckiger Form und hat eine ihres Alters wegen ſehenswerthe Uhr. Außer dem Hochaltare, den das Bild des h. Andreas ſchmückt, ſind noch zwei artige Seitenaltäre vorhanden, die, wie das ganze Innere der Kirche, einfach geziert ſind.

Das Merkwürdigſte daran ſind die Grabſteine, wovon nur jene des Freiherrn Johann Georg von Grechtler und des Dichters und Literaten Denis erwähnt werden.

Der erſte befindet ſich zur rechten Hand an der Wand; er iſt von bläulichem Marmor, auf welchen ein fein gearbeitetes Wappen und ein vergoldeter Aſchenkrug mit einem weinenden Genius angebracht iſt. Grechtler war geheimer Rath und Oberkriegskommiſſär (1705 geboren und ſtarb 1780). Erwähnungswerth iſt die Laufbahn dieſes Mannes. Als Fuhrmann zu Villingen im Schwarzwalde, wurde er Lieferant der öſterreichiſchen Armeen in dem Kriege gegen Preußen; er trieb ſein Geſchäft mit ſtrenger Rechtlichkeit und mit ſo viel Glück und Thätigkeit, daß er ſich bis zum geheimen Rath und Freiherrn emporſchwang und ein Vermögen von vier Millionen Gulden hinterließ.

Außer der Kirche an der rechten Seite ruht der unvergeßliche Denis. Die von ihm ſelbſt verfaßte Grabſchrift lautet:

Hic tumulum Optavi.
Michael. Denis
Exiniae S(ocietatis). J(esu). Sacerdos.
A Consiliis. Et Bibliotheca. Augg.
Natus Suhardingae. A. MDCCXXIX.
Obiit Viennae. A. MDCCCI.

Der h. Apoſtel Andreas, deſſen Bildniß den Hochaltar ziert, iſt der Patron der Kirche, und über die Art, wie er dazu gekommen iſt, beſteht folgende Legende.

Der Wienfluß, deſſen Quelle im hohen Waldgebirge liegt, wächſt nach ſtarken Regengüſſen, genährt durch eine Unzahl periodiſcher Gießbäche und Wildwäſſer, oft zu einem reißenden Strome an, der ſeine Ufer überſteigt und ſich verwüſtend über die angrenzenden Fluren ergießt.

Das geſchah auch vor mehreren Jahrhunderten, zu einer Zeit, wo weder der Ort Hütteldorf, noch die dortige Kirche beſtand. Das nahe liegende Dörfchen Weidlingau war vorzüglich der Schauplatz der Verheerungen, die der angeſchwollene Wienfluß anrichtete. Beſonderen Spielraum fand die Gewalt der Fluthen in dem dortigen Gotteshauſe. Sie zerſtörten deſſen ganze innere Einrichtung, führten den größten Theil derſelben mit ſich fort und untergruben die Mauern, ſo daß der Tempel zuſammenſtürzte.

Unter den fortgeſchwemmten Gegenſtänden befand ſich auch ein Bild des h. Andreas, das, ein Spiel der Wellen, in der Gegend, wo ſpäter Hütteldorf erbaut wurde, an einem Baumſtamme mit Schlamm und Meiß bedeckt, liegen blieb.

Als das Waſſer abgelaufen war, fanden die Bewohner einiger dort ſchon ſtehenden einzelnen Hütten beim Aufräumen der Verwüſtung das Bildniß, und da ſie eben mit dem Verhaben umgingen, ſich ein Bethaus zu bauen, ſo beſchloßen ſie, daſſelbe zu Ehren des h. Apoſtels zu weihen, deſſen Bildniß ihnen die Wuth der Elemente zugeführt hatte.

Von dieſen wenigen zerſtreuten Hütten erhielt in der Folge der ganze Ort ſeinen Namen.

Dieſer Schutzheilige der hütteldorfer Kirche, einer der zwölf Apoſtel und erſten Schüler Chriſti, war gleich ſeinem Bruder Petrus ein Fiſcher. Seine ſpäteren Schickſale ſind ungewiß. Einige laſſen ihn am 30. November 83 zu Paträ in Achaja, wo er das Chriſtenthum predigte, an einem Kreuze ſterben, das die Geſtalt eines X hatte, woher auch das Andreaskreuz ſeinen Namen hat. Er wird in Schottland als Schutzheiliger des Landes verehrt; er

iſt auch Rußlands größter Heiliger und der Begründer der dortigen Kirche, weßhalb Peter der Große ihm zu Ehren 1698 den erſten Reichsorden ſtiftete. Er iſt auch der Schutzpatron heirathsluſtiger Jungfrauen, zu welchem Ende ſie in der Andreasnacht eine gereimte Betformel, das ſogenannte Andreasgebet herſagen.

Dieſer ſcherzhafte Gebrauch war vormals auch in Wien und Öſterreich ſehr allgemein, die Mädchen begaben ſich gewöhnlich am Abende des Andreastages an abgelegene Orte oder an einen Brunnen und beteten dort eine beſtimmte Formel. Sie hofften dadurch nicht nur den Wohnort, ſondern auch das Geſchäft und die Geſtalt ihres künftigen Gatten zu erfahren. Wahrſcheinlich entſtand dieſe lächerliche Sitte von der Bedeutung des griechiſchen Wortes Andreas (die Mannheit, die Mannbarkeit), welche dem Dichter Langbein auch Stoff zu einer launigen Legende gab.

Anekdoten- und Neuigkeitenfreſſer.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte ein Mann in Wien, der allgemein unter dem in der Aufſchrift angegebenen Namen bekannt war und als ein noch immer fortlebender ſtädtiſcher Charakter eine Erwähnung verdient.

Weh Jedem, dem Herr v. Klatſch auf der Gaſſe begegnete. Wen er einmal am Rockknopfe erwiſchte, den ließ er vor Sonnen-Untergang nicht aus. Wie eine Spinne in ihrem Gewebe auf Mücken lauert, ſo lauerte er ſeinen Bekannten auf, um ihnen Neuigkeiten und Stadtanekdoten auszuſaugen. Hatte er Einen erhaſcht, ſo brachte er ſeine Beute in das nächſte Hausthor, zwang ſie hier in eine Ecke hinein und pflanzte ſeinen dicken Bauch vor, damit ſie ihm nicht entkomme.

„Gut, daß ich Sie einmal habe,“ ſo fing er an, „was gibt es Neues?“

„Ich weiß nichts.“ —

„Was! Sie ſollten nichts wiſſen? Das machen Sie mir nur weiß.“

„Aber Sie drücken mich ſo heftig an die Mauer, daß ich kaum athmen kann.“

„Warum erzählen Sie mir nichts?“

„Weil ich nichts weiß.“ —

„Werden wir nicht bald Krieg haben?“

„Wenn Sie wollen, ja.“ — —

„Und mit wem glauben Sie?“

„Nu, vielleicht mit Frankreich oder der Türkei.“

„Wer wird's mit Frankreich halten?“

„Ich höre von einer Tripel-Allianz zwiſchen dieſer Macht, dem Kaiſer von China und der Republik San Marino.“

„Was Sie mir da Neues ſagen!“

„Aber jetzt bitte ich Sie um Gottes Willen, laſſen Sie mich los, ich habe nothwendige Geſchäfte.“

„Nur noch ein Wort — — —

Allein alle Mühe loszukommen war vergebens; man mußte ſich in ſein Schickſal ergeben und ſo lange auf der Folter bleiben, bis der Herr v. Klatſch ein neues Opfer ſeiner Neugierde erblickte.

Die Neuigkeits- und Anekdotenſucht war bei ihm ſo tief eingewurzelt, daß er keinem Armen einen Kreuzer geben konnte, ohne ihn um eine Neuigkeit zu fragen.

Seine Frau verſicherte, ſeine erſten Worte beim täglichen Erwachen wären: „Was gibt es Neues?“

Indeſſen hatte Herr v. Klatſch die Tugend an ſich, daß er Alles glaubte, was man ihm ſagte, und je größer eine Lüge war, um ſo wahrſcheinlicher fand er ſie.

Angelo's (Michael) Traum.

So wird ein auf Stein gemaltes (ein Fuß zehn Zoll hohes, ein Fuß fünf Zoll breites) Gemälde von Michel Angelo genannt, welches ſich in der k. k. Bilder-Gallerie befindet und zu den ausgezeichnetſten Stücken gezählt wird.

Es stellt eine Allegorie seltsamen Inhalts dar, und ist unter obigem Namen oder jenem des Schauspiels des menschlichen Lebens bekannt. Vorne in der Mitte des Gemäldes sitzt ein nackter Jüngling auf einem umgestürzten steinernen Kasten, in dessen Höhlung ein Haufen Larven liegt; der Jüngling hält mit beiden Händen die Weltkugel und gibt durch seine Stellung zu erkennen, daß ihn der Schall der Trompete, worauf ein von oben herabfliegender Engel bläst, plötzlich aufgeweckt hat. Um ihn her bilden die Weiken einen Kreis, welcher stufenweise mit den verschiedensten kleinen Figuren und Gruppen besetzt ist, welche die sieben Hauptsünden vorstellen sollen.

Angenagelte Gerippe zu Würnitz (Das).

Als im Schlosse Würnitz, das dem in mancherlei Hinsicht verdienten, unlängst verstorbenen Ritter von Heintl gehörte und in einer wunderschönen Gegend westlich von Weikersdorf liegt, im Jahre 1764 bei einer Baufuhrung eine Grundfeste gegraben wurde, fand man das Gerippe eines ungewöhnlich großen Mannes, dessen beide Arme ausgebrennt und mit Nägeln durchlöchert waren; überdieß steckten in der Hirnschale, am Scheitel und im rechten Armknochen tödtliche Pfeile.

Diese Theile der Knochen werden noch im genannten Schlosse als traurige Denkmale einer verschwundenen barbarischen Zeit aufbewahrt.

Dieser schauderhafte Fund hat eine längst verschollene Sage von zwei feindlichen Brüdern, Freiherrn von Würnitz aufgefrischt, die einst gemeinschaftlich dieses Schloß besaßen, aber zur unseligen Zeit der grausamen Hussitenkriege, welche so manche zarte Familienbande zerrissen und mit Blut befleckten, einander feindlich gegenüber standen.

Maximilian von Würnitz, der ältere Bruder, war und blieb mit voller Seele ein treuer Diener des Kaisers Sigmund, der andere, Rudolph von Würnitz aber war, vom Schwindel des Tages ergriffen, ein leidenschaftlicher Anhänger der hussitischen Lehre geworden.

Bei diesem ihrem Stammschlosse Würnitz trafen sie bei Gelegenheit eines Einfalls der Hussitischen Horden in Österreich zusammen und es kam zwischen ihnen zu einem unnatürlichen Kampfe, in welchem Maximilian unterlag. Sein entmenschter Bruder überließ den Besiegten den blutdürstigen Taboriten, welche seine ausgestreckten Arme mit großen Nägeln an die Mauern des Schlosses befestigten, mit Pfeilen nach ihm schossen und ihn tödteten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das gefundene Gerippe mit den Nägeln in den Handknochen die Reste dieses unglücklichen Ritters und treuen Dieners seines Fürsten sind.

Angst (Die) bei St. Stephan.

In der Domkirche wurde alle Donnerstage zur Vesperzeit auf dem Hochaltare ein Bild gesetzt, welches die Todesangst des Erlösers vorstellte. Diese besondere Andacht wurde um das Jahr 1585 von Wolfgang Kirchhofer unter dem Namen: »die Angst« gestiftet und vormals in der Todtenkapelle gehalten, wobei von den Oktonariern oder Ächtern, welches acht dem Chorherrn beigegebene Priester sind, gewisse Collekten abgelesen und von dem Cantor und vier Knaben gesungen wurden. Später geschah dieses in der Kirche selbst nach dem Kompiete.

Ankündigungs-Anstalt.

In dieser priv. Anstalt (Dorotheergasse 1108) wird die Veröffentlichung jeder Art von Ankündigungen besorgt, entweder mittels eigenen Tafeln an den vorzüglichen Plä-

gen der Stadt, oder durch Anschlagen in den Vorstädten und Austragen. Für Ankündigungen, welche in der Stadt in den Tafeln längere Zeit erscheinen, wird für einen halben Bogen täglich 10 kr. C. M., für einen Bogen 20 kr. bezahlt. Für einen Monat sind nur 50 Stück erforderlich. — Für Ankündigungen, welche an einzelnen, bestimmten Tagen in den Tafeln erscheinen, wird pr. Tag und Bogen 24 kr. entrichtet. — Für Ankündigungen von Unterhaltungen u. s. w. wird sammt Druck und Anschlagen für einen Bogen nach Verhältniß der Größe des Papiers täglich 45 kr. bis 2 fl. 30 kr. berechnet, je nachdem die Ankündigung nur in einer oder in allen Vorstädten geschieht. Endlich wird für Zettel, welche der Anstalt zum Anschlagen in den Vorstädten überbracht werden, für jedes Stück ein halber Kreuzer bezahlt.

Annagasse.

Sie verbindet die Kärntnerstraße mit der Seilerstatte und hieß vormals von einem alten Bürgergeschlechte, die Pippingerstraße. Eine fromme Wienerin räumte unter Friedrich dem Schönen ihr schönes, hier stehendes Haus frommen Pilgrimen ein, indem sie daraus ein Hospital machte, wobei sie ihnen ein Kirchlein bauete, welches sie der heil. Mutter Anna weihete, wovon bald nach dem Absterben der Familie Pippinger die Gasse ihren heutigen Namen erhielt.

Die Annagasse läuft beinahe in gerader Linie fort und enthält als Seitenstraße keine Kaufmannsläden, was ihr einen sonntägigen Anstrich verleiht. Sie besteht aus großartigen Gebäuden. Das gräfl. Karolyische Haus bildet die eine Ecke, wenn man die Gasse von der Kärntnerstraße betritt; an diesem stoßen die aus der Vorzeit herrührenden Höfe der Stifte Kremsmünster und Herzogenburg mit den Stiftswapen über den Eingangsthoren. Gegenüber liegt das St. Annen-Gebäude, wo die k. k. Akademie der bildenden Künste und die k. k. Normal-Hauptschule untergebracht sind, und die schöne, ganz im bekannten Style der Jesuiten aufgeführte Anna-Kirche, an welche der sogenannte große Mariazellerhof grenzt, dermal ein Kasternialhaus, worin sich die Bureaux des k. k. General-Rechnungs-Direktoriums und einiger andern Ämter befinden. Diesem gegenüber steht das alte Bierhaus mit dem Schilde zum blauen Karpfen. Das letzte Haus der rechten Häuserreihe gegen die Seilerstätte ist das Eigenthum des Erzherzogs Carl K. H., von welchem es in früherer Zeit auch bewohnt wurde.

Annagebäude und Kirche.

Es ist bei der Annagasse gesagt worden, daß unter Friedrich dem Schönen eine fromme Frau ihr Haus in der Pippingerstraße Pilgrimen einräumte und ihnen dabei ein Kirchlein zu St. Anna baute.

Dieses Pilgrimhaus wurde durch die Maroldiger- und Maulberghöfe vergrößert und behielt, nachdem 1415 die Elisabeth Warthenauerin die heutige Annakirche erbaut hatte, seine Bestimmung bis zur Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken 1529, welche in den Kirchen und Klöstern der Stadt wesentliche Veränderungen hervorbrachte, weil alle außer der Stadt liegende, frommen Zwecken gewidmeten Gebäude damals zerstört wurden.

So wurde am 1. März 1530 das Armen- und Krankenspital der Bürger vor dem Kärntnerthore in die Stadt übersetzt und erhielt das Kloster und die Kirche zu St. Clara auf dem Schweinmarkte (Lobkowitzplatz), wofür den Nonnen dieses Klosters das Pilgrimhaus und die Annakirche in der Annagasse angewiesen wurde.

Diese Nonnen hatten sich bei Annäherung der Turken nach Villach in Kärnten geflüchtet, und bezogen den 1. März 1531 unter ihrer Aebtissin Anna Welserin dieses ihr neues Ordenshaus, wogegen das Bürgerspital verhalten wurde, die armen Pilgrime aufzunehmen.

Zur Zeit der Pest 1541 starb das ganze Kloster an dieser Krankheit aus, so daß es ganz neu bevölkert werden mußte.

Nach einem halben Jahrhundert war es in Folge der Reformation abermals beinahe ausgestorben, so daß Rudolph II. das Gebäude und die Kirche 1582 den Jesuiten gab, welche Ferdinand II. 1551 nach Wien gerufen hatte. Dieser Orden machte das Annagebäude zu seinem Profhause und behielt es bis zum Jahre seiner Auflösung (1773) unter Maria Theresia, seit welcher Zeit es der Kunstakademie und den öffentlichen Schulen gewidmet ist.

Die Annakirche ist die Nationalkirche der Franzosen und es wird darin an Sonn- und Feiertagen eine Predigt in französischer Sprache gehalten. Das schöne Muttergottesbild und die Kuppel sind vom Jesuiten Pozzo gemalt, auch von Braun und Schmidt (Vater) hat sie gute Gemälde.

Am 25. Juni 1747 zog ein furchtbares Hagelwetter von Perchtholdsdorf über Wien herein, alles mit Hagel bedeckend, es zündete die Kirche zu St. Anna, wobei ein wetterläutender Novize im Thurme erbärmlich verbrannte. Nach diesem Brande erhielt die Kirche die reiche Ausschmückung mit Marmor und mit Vergoldungen, welche sie noch heute zeigt.

In dieser Kirche wird die rechte Hand der h. Anna als Reliquie aufbewahrt, welche als Pfand von einem angrichenen griechischen Hause an das Haus Braganza von Portugal kam, als Anna Maria, zweite Tochter Leopold I. und Schwester Carls VI. mit Johann IV. von Portugal vermählt wurde, erhielt sie diese Reliquie zum Geschenke und übergab sie als verwitwete Königin ihrer älteren Schwester Maria Elisabeth, Regentin der Niederlande, welche sie später ihrer Schwester Maria Magdalena testamentarisch hinterließ. So kam diese Reliquie nach Wien und wurde, als die Erzherzogin auf dem Sterbebette lag, der St. Anna-Kirche vermacht.

Das Annagebäude hat besonders in seinem Theile in der Johannesgasse ungemein geräumige, mehrere Stockwerke tiefe Keller, worin einst die reichen Weinvorräthe der Jesuiten aufbewahrt wurden.

Heute hat darin der spekulative Kaffeesieder und Weinhändler, Herr Damm, sein bekanntes Elysium errichtet, welches sich von dem alten, mythischen darin unterschreidet, daß dahin nicht die Seelen der Hingeschiedenen, sondern die Leiber der Lebenden und Lebenslustigen wandern.

Anninger.

Dieser südlich beim Markte Mödling liegende Berg wird zu den schönsten Spaziergängen dieses interessanten Ortes gezählt und verdient der Fernsicht wegen, die man von seinem Gipfel genießt, bestiegen zu werden.

Zwei Wege führen dahin; der eine geht durch Waldungen und das sogenannte Kienthal an den Eschenbrunnen vorüber, der andere läuft von Gumpoldskirchen aus. Da der erste Weg nicht leicht ohne Führer gemacht werden kann, so wird gewöhnlich der zweite gewählt.

In Gumpoldskirchen macht das Wirthshaus zum goldenen Ochsen, gegen die von Wien nach Baden laufende Straße Fronte und hat man diese hundert Schritte weit im Rücken, so öffnet sich zur rechten Hand ein breiter, steiniger Fußweg,

welcher zwischen Weinpflanzungen auf den Anninger führt.

Ist man eine halbe Stunde lang gestiegen, so durchschneidet man einen Waldweg, der in südlicher Richtung nach Baden führt und erreicht bald darauf ein rothes Kreuz mit einem Marienbilde, wo die Wegscheide ist. Man folgt der westlichen Richtung und kommt an ein sich in die Erde verlierendes Bächlein und an einigen Felsenstücken vorüber, in eine sumpfige Niederung, nach welcher sich eine freie Aussicht eröffnet.

Hier steht zur Linken die Triangulirungs-Piramide auf einer steilen, kaum zugänglichen Höhe; der zwei Fuß hohe, in der Mitte aufgerichtete Marksteín ist auf allen vier Seiten mit Aufschriften versehen.

Von hier ist die Aussicht auf Lanzenburg, Baden, Neudorf, Biedermannsdorf, den Eichkogl, Gaden, Wien, den Schneeberg mit der Gebirgsreihe gegen den hier nicht sichtbaren Ötscher überaus lohnend.

Besonders bemerkenswerth ist die Aussicht nach dem Schneeberge, welcher von hohen Bergen umgeben, hier entschiedener als der König der Berge des Landes unter der Enns hervortritt, als da, wo sich zugleich der Ötscher zeigt, weil dieser wegen seiner kegelförmigen Gestalt immer höher zu sein scheint.

Anschütz (Heinrich).

Dieser ausgezeichnete Schauspieler, geboren den 8. Februar 1787 zu Luckau in der Nieder-Lausitz, gab schon als Knabe seine einstige Bestimmung zu erkennen, denn schon auf der Fürstenschule zu Grimma entfaltete sich seine Fertigkeit im öffentlichen Vortrage. Cicero und Livius waren seine Lieblingslectüre, und hier erschien ihm zuerst der Genius des großen Shakespeare, dessen Julius Cäsar, den er verstohlen lesen mußte, auf ihn einen unvertilgbaren Eindruck machte.

Auf der Leipziger Hochschule machte Anschütz durch den Vortrag seiner Abschiedsrede ungemeine Sensation. Hier rieth man ihm, die Theologie zu studiren, weil er als Kanzelredner Großes leisten würde. Aber ein einsichtsvoller Landgeistlicher, der ihn durchschaute, gab ihm den Rath, den Codex, sei es nun der mosaische oder der Justinianische, bei Seite zu legen und sich der Bühne zu widmen.“

Anschütz befolgte diesen Wink, verlegte sich auf Studien, die auf den Schauspielerstand Bezug hatten und besuchte von Jena aus in Gesellschaft des Dichters Sonnenberg oft das Theater in Weimar, wo beide junge Männer Schiller's und Goethe's Haus umschlichen und sich glücklich schätzten, wenn sie einen dieser beiden großen Männer am Fenster erblickten.

In Nürnberg trat Anschütz 1807 zum ersten Male als junger Klingsberg auf. Nachdem er später in Königsberg, Danzig und Breslau gespielt hatte, kam er im Frühlinge 1820 nach Wien, um Gastrollen zu geben. Er debutirte als Hugo in Müllner's Schuld, und gewann so schnell die Gunst des Publikums, daß er schon 1821 bleibend für die Hofbuhne engagirt wurde.

Seither wirkte er als Darsteller tragischer Rollen durch geniale Auffassung und echte Künstlerweihe; besonders groß ist er in Shakespeare'schen Rollen, welches ihm den Namen des „Shakespearespielers“ verschaffte. König Lear ist seine Meisterrolle.

Anstoßen (Das) beim Trinken.

Zu den mancherlei alten Gebräuchen, die vorzüglich in den untern Volksklassen sich erhalten haben, gehört auch das Anstoßen der Gläser beim Trinken, das Gesundheits- und Zutrinken. Man kann täglich in Gastkuben und öffentlichen Gärten die Bemerkung machen, daß ein Eintretender von seinen Bekannten mit die-

derer Geberde und mit emporgehaltenem Bier- oder Weinglaſe bewillkommt wird. Es wäre von dem Ankömmling ein arger Verſtoß gegen den Anſtand, wenn er nicht Beſcheid thäte. Ich erinnere mich keines ſolchen Falles: ſo tief iſt das Gefühl des Schicklichen und die Ehrfurcht vor dem Herkömmlichen in den Herzen der Bewohner Wien's eingeprägt.

Dieſes Zutrinken iſt eine uralte, bei den meiſten Völkern beſtehende Gewohnheit, die auch ſchon bei den Griechen, dieſen Muſtern der geſelligen Bildung ſtark im Schwunge war und von denen es die Römer annahmen. Beide Völker hatten den Gebrauch, nach vollendetem Opfer in dem Tempel eine Gaſterei zu halten und einander zum Lobe der Götter und der verſtorbenen Helden zuzutrinken. Sie pflegten auch den Göttern flache, mit Wein gefüllte Schalen auf den Händen vorzuhalten und ſie auf denſelben an die Knie zu ſtoßen, wovon vermuthlich das noch gebräuchliche Anſtoßen der Gläſer bei dem Geſundheitstrinken ſeinen Urſprung genommen hat. Nach verrichteter Mahlzeit wurde auch eine mit Wein angefüllte Schale oder ein Becher von Erz auf die Tafel, cottabus genannt, geſetzt, an welche die Gäſte mit ihren kleinen Bechern ſtießen, welches einen Klang von ſich gab. Dieß nannten ſie cottabum facere, wir nennen es in beſſeren Zirkeln Chequiren oder mit den Gläſern anſtoßen.

Die Engländer nennen den Akt des Zutrinkens Toaſt (ſpr. toſt) und von ihnen iſt dieſe Benennung zum konventionellen Ausdruck aller gebildeten Nationen geworden. Das Wort kommt von der geröſteten Brotſchnitte (toaste) her, welche man in England in die Bierkannen legt, und die demjenigen bleibt, der den Bodenſatz trinkt.

Das Anſtoßen und Zutrinken iſt an ſich nichts anderes, als eine Erfindung, wozu das ſtarke Trinken Gelegenheit gegeben hat, denn in welchem Zuſammenhange ſteht unſer Wohl und unſer Wohlbefinden mit dem Trinken eines Andern? — Des dabei häufig eingetretenen Mißbrauches wegen iſt auch mehrmalen das Anſtoßen und Geſundheitstrinken verboten worden, und in Preußen iſt noch am 31. März 1718 ein ſcharfes Edikt gegen das Vollſaufen und Geſundheitstrinken ergangen, worin verordnet wurde, daß Niemand ſich unterſtehen ſoll, eine Geſundheit auszubringen oder anzunehmen.

Soweit iſt es in Wien nun wohl noch nicht gekommen; jeden Falls jedoch rathen wir den Anſtoßern immerhin an, ſich bei dem Zutrinken des Zuvieltrinkens zu enthalten.

Es hat ſich übrigens bei dem Zutrinken noch eine andere Gewohnheit erhalten, die auch heut zu Tage noch, obgleich nur ſcherzweiſe an den Tag kommt, es iſt das Zutrinken bis zur Nagelprobe. (Sieh. daſ.)

Antiquitäten-Sammlungen.

Wien iſt an Alterthümern, beſonders an vaterländiſchen ungemein reich. Man findet deren nicht nur in reicher Fülle im k. k. Münz- und Antikenkabinete (ſieh. daſ.), ſondern auch an vielen andern Orten, z. B. in den unterirdiſchen Hallen des Theſeus-Tempels, im Stiegenhauſe der Hofbibliothek u. a. m., ſondern auch in mehreren Privat-Sammlungen, unter welchen die fürſtlich-Eſterhazy'ſche zu Mariahilf (42) eine vorzügliche Stelle behauptet.

Sie enthält vorzüglich römiſche, ungariſche und ſiebenbürgiſche Münzen, beſonders reichhaltig und vollſtändig iſt die Sammlung der letzteren. Unter den vielen Alterthümern ſind zwei Räder eines römiſchen Triumph-Wagens ſehr merkwürdig, welche aus Erz im Ganzen gegoſſen ſind und

in Siebenbürgen gefunden wurden. Ferner schöne metallene und steinerne Büsten und viele seltene Waffen, worunter mehrere alte tartarische und ungarische begriffen sind.

Antonsgrotte (Die)

ist ein interessanter Punkt des schönen Helenenthales bei Baden.

Diese sehenswerthe Höhle liegt zwischen dem Ruinenberge Scharfeneck und den Krainerhütten in einem der unteren Gründe des Badner Lindkogels (Lindenkogels) tief im Waldgebüsch verborgen. Sie führte in früheren Zeiten den Namen der Königsgrotte, unter welchem sie in älteren Beschreibungen und Situationsplänen vorkömmt, und wurde dem verstorbenen Erzherzog Anton zu Ehren nach ihm genannt, weil dieser Fürst zu den größten Verehrern und Wohlthätern von Baden und seiner Umgebung gezählt werden muß, der besonders die verschiedenen, höchstpittoresken Partien des Helenenthales durch bequeme Pfade zugängig machte und mit einander verband, zu welchem auch der Zugang zu dieser, bis dahin wenig besuchten merkwürdigen Grotte gehört.

Sie ist geräumig und hat das Besondere, daß ihre steinerne Decke eingestürzt ist und den Mittelpunkt der Höhle einnimmt, wo sie einen unförmigen, massiven Tisch zu bilden scheint. Durch die dadurch entstandene große Öffnung fällt das Licht in den Felsenkessel, der dadurch wenig geeignet ist, bei eintretenden Regengüssen den Lustwandelnden zu einem Zufluchtsorte gegen die Unbilden des Jupiter Pluvius dienen zu können.

Ein reisender Gastronom, — vielleicht war es der Verfasser des einst so sehr en vogue gewesenen Almanac des Gourmands, verglich die Höhle ihrer merkwürdigen Gestaltung wegen mit einer Riesen-Pastete, deren Deckel eingestürzt ist.

Dieser materiellen Vergleichung wollen wir aber eine spirituelle in Gestalt einer Legende entgegensetzen, die schon der Art wegen, wie sie die Allmacht Gottes versinnlicht, aufbewahrt zu werden verdient.

„Es liegt ein großer Stein,
Der wohl so schwer kann sein,
Daß hundert Pferd' ihn nicht vom Platz bewegen;
Und wem daran gelegen,
Der Sache auf den Grund zu kommen,
Dem dien' zu Nutz und Frommen:
Er liegt in einem Wald, das Wolfsthal genannt,
Wie Jeder weiß, der dort herum bekannt.

Von diesem Stein thut man sagen,
Daß sich, in grauer Vorzeit Tagen,
Mit ihm der böse Feind ergetzt,
Und ihn als Spielwerk auf den Kopf gesetzt.
Er trug ihn leicht, wie einen Sommerhut
Und ging umher mit kühnem Frevelmuth.

Wer kann, spricht er, gleich mir den schweren Stein bezwingen?
Selbst Ihm, der ihn gemacht, wird's nicht so leicht gelingen;
Er läßt ihn ruhen, wo er ruht,
Obwohl er groß mit seiner Stärke thut.

Da tritt zu ihm, in lichter Strahlen Schein,
Der Höllenbrut Bezwinger,
Und steckt den schweren Stein
Sich an den kleinen Finger.

Geblendet und beschämt entweicht der Feind zur Hölle,
Und nimmer sieht man ihn hinfort an dieser Stelle.
Doch heut zu Tag' noch schaut man klar,
Wo einst der Kopf des Teufels war,
Und unsers Herrgott's Finger.

Anubis zu Schalaburg.

Es ist bekannt, daß der Anubis eine ägyptische Gottheit ist und für den Sohn des Osiris und der Nephtis, die ihn nach der Geburt aussetzte, gehalten wird. Isis, des Osiris Gemahlin, erfuhr es, ließ das Kind durch Hunde aufsuchen und erzog es.

Darum waren ihm die Hunde heilig; auch wird er mit einem Hundekopf abgebildet, woher ſein griechiſcher Name Kynokephales herrührt; er iſt der Genius des Hundsſterns, Sirius, als ſolcher Hüter der fruchtbringenden Iris und Wächter der leuchtenden Heerden des Firmaments.

Man wird fragen, was dieſer ägyptiſche Götze mit dem ſchönen, alten und ausgedehnten Schloße Schalaburg in Nieder-Oſterreich gemein hat, das zwiſchen St. Pölten und Melk, hinter dem Markte Loosdorf, zwiſchen der reißenden Bielach und dem Flüßchen Mank auf einem ziemlich hohen, waldbewachſenen Berge ſich ſtolz erhebt.

Unter den vielen Figuren, die am Geſimſe im großen Hofe dieſer Burg in der kunſtliebenden Zeit ihrer Erweiterung angebracht wurden, erblickt man zwiſchen zwei männlichen Büſten einen braunen Hundekopf auf einem menſchlichen Körper und darunter das Loſenſteiniſche Wapen, welches Geſchlecht durch längere Zeit im Beſitze des Schloßes war.

Ein Alterthumsforſcher wollte in dieſem Hundekopf den ägyptiſchen Anubis erkennen; ihn widerlegen aber unzählige Gründe, unter welchen auch eine in der ganzen dortigen Gegend verbreitete Sage nicht den letzten Platz verdient.

Dieſe erzählt von einem im Schloße Schalaburg auf die Welt gekommenen Herrn aus dem Grafenhauſe der Loſenſteine, der auf einem menſchlichen Rumpfe einen Hundekopf und auch Hundepfoten gehabt und wegen ſeiner thieriſchen Wildheit, in welcher er beſonders gegen das vormals höher als heute geachtete ſchöne Geſchlecht aller ritterlichen Artigkeit vergaß, von ſeinen Angehörigen an einer ſilbernen Kette in einem kleinen Gemache, das noch im Schloße gezeigt wird, verwahrt worden ſein ſoll. Nach ſeinem Tode dürfte dieſem Ungetüm das Denkmal in der Pfarrkirche zu Alland mit ſeiner Abbildung geſetzt worden ſein.

Strengere Geſchichtforſcher behaupten dagegen, die Sage von dem Schalaburg'ſchen Anubis rühre von dem Wapen des Loſenſtein'ſchen Geſchlechtes her, welches von den Herren von Steier abſtammt und daher einen Panther im Schilde hatte, der durch die ungeſchickte Hand eines Steinmetz oder durch eine irrige Auslegung die Geſtalt eines Hundes erhielt.

Anzbacher Fackeldocht (Der).

Die Kirche dieſes zur Herrſchaft Neulengbach im V. O. W. W. gehörenden Dorfes iſt, wie der größte Theil der dortigen Gegend, von den türkiſchen Raubhorden 1683 ſchwer heimgeſucht worden. Von dieſer Zeit her zeigt man im Oratorium des Gotteshauſes noch den Docht einer Wachsfackel, welche die Türken in die Kanzel geſteckt hatten, um die Kirche in Flammen aufgehen zu laſſen. Ihre Abſicht wurde aber vereitelt. Die Barbaren mußten abziehen und die Fackel brannte nicht fort, ſondern das Wachs lief geſchmolzen ganz am Dochte herab und verbrannte nur die Kanzel.

Alte Leute im Dorfe behaupten, die ſchwarz gebrannte Kanzel, wovon in der Sakriſtei eine Abbildung vorhanden iſt, noch geſehen zu haben.

Apaffi's Säbel und Streitkolbe

in der k. k. Schatzkammer.

Der Säbel (Puſſikan) und die Streitkolbe (Bozdigann) des letzten Fürſten von Siebenbürgen, Michael Apaffi II., welche ſich in der k. k. Schatzkammer befinden, werden ihrer ſtaatspolitiſchen Wichtigkeit wegen zu den intereſſanteſten Stücken derſelben gezählt.

Auf einem dem Säbel angeklebten Zettel lieſt man: „Dieſer Säbel (Puſſikan)

ist von dem türkischen Kaiser dem jungen Michael Apaffi in Signum principatus Transylvaniae gegeben, von ihm, Apaffi aber zu Füßen Ihre römischen kais. Majestät, cum plena resignatione aller auf gedachtes Fürstenthum Siebenbürgen etwa habenden Prätensionen Anno 1701 gelegt worden." — Einige Nachrichten über den Fürstenwechsel dieses Landes werden die Bedeutenheit dieser Insignien in ein helleres Licht stellen. —

Da die Beherrscher Siebenbürgens sich nicht in der Lage befanden, den innerlichen Unruhen oder den Türken Widerstand leisten zu können, nahmen sie ihre Zuflucht bei den ungarischen Königen und dem römisch-deutschen Kaiser, welchen sie den Besitz eines Landes anboten, das sie außer Stande waren, zu vertheidigen. Bereits 1551 überließ die Königin Elisabeth (Isabella), Witwe des Johann Zapolia, Gegen-Königs von Ungarn und Fürsten von Siebenbürgen, im Namen Johann Sigmund's, ihres einzigen Sohnes, dem ungarischen Könige und nachherigen Kaiser Ferdinand I. das Fürstenthum gegen Zuweisung der Fürstenthümer Oppeln und Rabiter in Schlesien. Die siebenbürgischen Landstände, besonders die Szeckler, riefen die Königin und ihren Sohn zurück und wählten nach dessen Tode den Stephan Bathori von Somlyo zu ihrem Fürsten, welchen Maximilian II. anerkannte.

Im J. 1597 trat Fürst Sigismund Bathori das Land Rudolph II. abermals gegen die obigen zwei Herzogthümer ab. — Da er es aber bald bereute, so setzte er sich wieder in den Besitz des Landes, bis ihn der Kaiser (1602) daraus vertrieb. Es gelang diesem jedoch nicht, das Land ruhig zu besitzen; Stephan Bocskai, ein Bruder der Mutter des Fürsten Sigismund Bathory, machte ihm nicht nur den Besitz des Fürstenthums, sondern auch Ungarn streitig. In dem Vertrage, welchen Rudolph II. und Bocskai 1606 geschlossen hatten, wurde festgesetzt, daß Siebenbürgen nach dem Tode des Bocskai dem Kaiserhause anheim fallen solle; allein die Landstände wählten den Sigismund Rakoczi zum Fürsten und der Kaiser schwieg, um einem Krieg mit den Türken, gegen welche Siebenbürgen zinspflichtig war, auszuweichen.

Dem Fürsten Sigismund Rakoczi folgten: Gabriel Bathori von Bather, aus dem ältesten Zweige dieses berühmten Geschlechtes, dann Gabriel Bethlen, Georg Rakoczi I., Georg Rakoczi II., Johann Kemeny, Michael Apaffi I. und Michael Apaffi II., welchen Emerich Tököli, von den Türken unterstützt, verdrängen wollte.

Endlich kam die Zeit, wo Österreich ein anderes Verfahren annehmen mußte. Leopold I. faßte den Entschluß, seine Ansprüche, welche von den mit der Königin Elisabeth, mit Sigismund Bathori und mit Stephan Bocskai errichteten Verträgen herrührten, geltend zu machen.

Im J. 1696 wurde Fürst Apaffi I. mit seiner Gemahlin Katharina Bethlen nach Wien eingeladen, wo er sich entschloß, die ihm von Seite des kaiserlichen Hofes gemachten Anträge anzunehmen. Er wurde zum Fürsten des heiligen römisch-deutschen Reiches ernannt und trat dem Kaiser das Land mit allen seinen darin liegenden Stammgütern, gegen einen Jahrgehalt von 10,000 Ducaten und einige deutsche Ländereien ab, indem er zugleich die Insignien seiner fürstlichen Würde, nämlich den Säbel und die Streitkolbe (Bozdigany) sammt dem Bestätigungsbriefe, den er 1684 von dem türkischen Sultan erhalten hatte, zum Beweise seiner Unterwürfigkeit auslieferte.

Seitdem blieb, obgleich die Mißvergnügten den Franz Leopold Rakoczi im August 1704, auf einem Landtage zu Wasserburg, zum Fürsten erwählt hatten, Siebenbürgen dem Kaiserhause unterworfen,

wurde von Ungarn abgesendert verwaltet und zum Großfürstenthum erhoben.

Apfelkreuz.

Zu den hundertfältigen Kreuzformen gehört auch jene des Apfel- oder Kugelstabkreuzes, welches an den vier Enden mit Äpfeln oder Kugeln versehen ist:

Ein solches Kreuz war das Abzeichen des Ordens der Nächstenliebe, — Ordre de l'amour du prochain, — welchen im J. 1708 die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1691, † 1750), Gemahlin Kaiser Carl's VI. und Mutter der großen Theresia gestiftet hat. Die Ritter trugen an einem rothen Bande im Knopfloche ein goldenes, emaillirtes Apfelkreuz mit der Inschrift: Amor proximi. Der Orden war von kurzer Dauer und wurde gewöhnlich kurzweg das Apfelkreuz genannt. Diese Fürstin ist auch die Stifterin des noch bestehenden Elisabeth-Ordens.

Apollo-Saal.

Dieser bisher an Großartigkeit noch unerreichte öffentliche Saal erhob seine stolzen, prachtvollen Räume in der Ziegelergasse der Vorstadt Schottenfeld, im Hause Nr. 113. Der bekannte, geschickte Mechaniker Wolfsohn war sein Schöpfer, und der Tag der Eröffnung der 10. Jänner 1808 gegen einen Eintrittspreis von zehn Gulden in damaligen Bankozetteln für eine Person.

Dieser feenartige Unterhaltungsort riß in der That bis zum Entzücken hin, denn er strotzte von Originalität, Abwechslung und Reichthum.

Selbst natürliche Bäume und Blumen, wirkliche Wasserfälle und Grotten mit Bassins, worauf lebendige Schwäne schwammen, waren vorhanden und in der rauhesten Winterszeit wanderte man hier in einem duftenden Blumengarten.

Alle diese Herrlichkeiten konnten von der die ganze Breite des Saales einnehmenden Terrasse gleich beim ersten Eintritte mit einem Blicke überschaut werden. Die Länge des Haupt- oder Tanzsaales betrug 112 Mannsschritte.

Eine der glänzendsten Ballnächte des Apollosaals war jene des 5. März 1810, an welchem Tage der französische Großbotschafter Berthier, Prinz von Neuchatel seinen Einzug in Wien gehalten hatte und Abends im Gefolge des Kaisers Franz I. und der Erzherzoge diesen Saal besuchte.

Dieses ausgedehnte Lokale ging nach einigen Jahren an andere Eigenthümer über und büßte nach und nach an Raumhältigkeit und Eleganz ein; die bedeutendste Veränderung fällt in das Jahr 1819, seit welcher Zeit es zwar noch zu öffentlichen Bällen verwendet wurde, die aber nur ein schwacher Abglanz der vorigen Herrlichkeit waren.

Jetzt wird dieser einst so glänzende Schauplatz des Tanzes und der Lebenslust zum Fabriksorte von Kerzen verwendet, die als gräßliche Ironie seiner vorigen Bestimmung von ihm den Namen der Apollo-Kerzen erhielten.

An jener Stelle, wo einst der großartigste Unterhaltungsort Europa's stand, befindet sich jetzt die großartigste Kerzenfabrik! Imposant ist der schöne, im großartigen Style gehaltene Sitzungssaal, zu dem die ehemalige Terrasse am Eingange verwendet worden ist. Neben einer eleganten Einrichtung prangt das Bildniß des Kaisers unter einem roth sammtenen Baldachine. Von da aus betritt man die Laboratorien, in welchen die regste Thätigkeit herrscht. Hier befindet sich ein großes Behältniß, in welchem das Unschlitt mit Kalkwasser gesotten wird, und eine sehr harte Masse (Kalkseife) bildet.

In zwei anderen faſt eben ſo großen Behältniſſen wird es mit Säuren zerſetzt, damit ſich der Fettſtoff (in der techniſchen Bezeichnung „Elain“ genannt), vom Stearin leicht abſondern laſſe. Nebſtbei findet man hier die Apparate zur Läuterung des Stearins, ſo wie die kalten und warmen Preſſen, wo alle dieſe Funktionen vor ſich gehen.

Eine große Thür führt in den hellerleuchteten Saal, — den ehemaligen Speiſeſaal, wo gegen 300 Individuen in voller Thätigkeit ſind. Auf dem Orcheſter werden die Dochte geſponnen, und unfern vom Eingange wird der flüſſige Stearin in die Formen gegoſſen, hierauf heraus genommen, geputzt und verpackt. Man findet hier Kerzen von der Größe der ruſſiſchen Kirchenkerzen, deren eine über zwanzig Pfund wiegt.

Apotheken.

Die erſte förmliche Apotheker-Ordnung für Wien erließ Ferdinand I. am 12. Jänner 1561, ſeinem Todesjahre. Damals beſtanden nur ſechs bürgerliche Apotheken, die in Deutſchland einen guten Ruf hatten und ſich nach ihm auf zehn vermehrten.

Dieſe Ordnung vermehrte und erläuterte Rudolph II. am 15. Jänner 1602 und Ferdinand III. am 8. Mai 1644.

Gegen Ende der Regierung Carl's VI. (1730) beſtanden in Wien nur 12 Apotheken, es waren folgende: zum ſchwarzen Adler, zum ſchwarzen Bär, zum ſchwarzen Mohr, zum weißen Engel, zum weißen Storch, zum goldenen Hirſch, zum goldenen Greif, zur goldenen Krone, zum goldenen Löwen, zum rothen Krebs, zum Tiger und zum heil. Geiſt im Bürgerſpital. Überdies hatten auch die Jeſuiten eine, und in den Vorſtädten war eine in der Leopoldſtadt bei den barmherzigen Brüdern, eine zu St. Ulrich und eine auf der Wieden.

Unter Joſeph II. wurde das Gremium der Apotheker wegen beträchtlicher Bevortheilungen des Ärars aufgehoben und erſt unter Franz II. durften ſie vermöge Hofreſolution vom 11. Juni 1796 inner der Linien wieder ein eigenes Gremium bilden.

Mit Regierungsdekret vom 17. Dezemb. deſſelben Jahres wurde ihnen ſtreng unterſagt, — „nach eigener Einſicht oder auf Geheiß bürgerl. Chirurgen heftige Brech- Abführungs- oder Ableitungs-Mittel, Merkurialien, Opiate oder giftartige Waaren ohne Vorſchrift eines befugten Arztes hinauszugeben; ja ſie werden ſogar verhalten, eigene Protokolle über alle diejenigen zu führen, welche Gifte abnehmen, die Namen der zur Beglaubigung unterfertigten Ärzte genau zu regiſtriren, und dieſe Verzeichniſſe der höheren Behörde zur Einſicht vorzulegen.“

Gegenwärtig beſtehen in der inneren Stadt 17 Apotheken, unter welchen die Hofapotheke in der Auguſtinergaſſe den erſten Rang behauptet.

Von den Vorſtädten hat die Wieden drei, Mariahilf und die Leopoldſtadt jede zwei Apotheken, darunter jene im Kloſter der barmherzigen Brüder. In den folgenden Vorſtädten findet man 23 Apotheken: Neuſtift, Jägerzeile, Neubau, Joſephſtadt, Lichtenthal, Hundsthurm, Spitelberg, Roßau, Laimgrube, Landſtraße, St. Ulrich, Erdberg, Schottenfeld, Alſervorſtadt, Margarethen und Gumpendorf. Außer den Linien in der Nähe beſtehen deren ſechs und zwar eine im Braunhirſchengrund und ebenſo in Döbling, Hietzing, Hernals, Meidling und Neu-Lerchenfeld.

Arbeits- und Beſſerungs-Anſtalt.

Die k. k. A. u. B. A. in der Kronngaſſe der Vorſtadt Windmühle (17)

ist das größte Haus jener Vorstadt. Es ward 1804 auf Befehl Franz I. in dem alten Klostergebäude der aufgehobenen Carmeliten errichtet. Es ist kein Strafhaus, sondern eine Anstalt, in welche gemeine Müssiggänger, arbeitscheue Bettler und erwerblose Leute auf unbestimmte Zeit gebracht werden, um zur Arbeit angehalten und in den Pflichten der Moral und Religion unterrichtet zu werden.

Auch können arme Leute da eintreten und gegen Bezahlung Arbeit finden.

Damit ist eine Corrections-Anstalt für ausgeartete junge Leute aus den bessern Ständen verbunden, deren Namen sorgfältig verschwiegen werden.

Arbeits- und Strafhaus (Erstes).

Kurz nach Abschaffung der Juden in der Leopoldstadt (1670) ließ der Magistrat drei Häuser der dort gestandenen aufgehobenen Judenstadt, gegen die Haide gelegen, herrichten, weil die n. ö. Regierung längst gesonnen war, zur Besserung der Sitten und Verminderung der Bettler, ein Arbeitshaus anzulegen.

Leopold I. genehmigte diesen Antrag den 12. Jänner 1671 und ertheilte dem Magistrate die Versicherung, daß, wenn in der Folge diese Anstalt anders wohin verlegt werden sollte, die abgegebenen Häuser der Stadt anheimzufallen haben.

Da es jedoch an Mitteln gebrach, die große Zahl Leute und Kinder, welche darin aufgenommen werden mußten, zu erhalten, so ertheilte der Kaiser dem Magistrate für dieses Haus den 13. Juli 1671 ein Privilegium zur Eröffnung einer Sammlung, über deren eingehende Beiträge ein Buch geführt werden mußte. Auch wurde dem Magistrate bewilligt, von allen öffentlichen Spielen, Glückshäfen und Theatern einen bestimmten Betrag einzuheben, täglich mit vier einspännigen Karren in der Stadt und den Vorstädten Nachmittags das übriggebliebene Essen von den Tischen, und mit gesperrten Büchsen Geldbeiträge zu sammeln, endlich auch Alles, was die Eingeschlossenen mit Spinnen und Krämpeln der Wolle im Hause erwerben würden, auf ihren Unterhalt zu verwenden.

Ebenso erhielt die Anstalt die Mauthfreiheit, die Begünstigung einer abgekürzten Execution bei Eintreibung ihrer Forderungen, das Recht Vermächtnisse und Gaben anzunehmen und damit einen Fond zur Ausstattung ehrlicher Mädchen, dürftiger Fremden u. s. w. zu bilden.

Endlich wurde damals schon verordnet, daß sich Niemand beikommen lasse, diejenigen, welche aus diesem Hause gebessert, in das bürgerliche Leben zurückkehren, zu kränken oder zu verunglimpfen.

Die Herstellung des Zucht- und Arbeitshauses, womit eine Capelle des heiligen Anton verbunden ist, war 1673 vollendet, wie aus der dortigen Aufschrift erhellt:

Imperante Leopoldo
et consule Daniele Lazaro Springer
S. C. M. C.
Disciplinarum hoc
Senatus Populusque Viennensis
erexit
MDCLXXIII.

Die Seelsorge lag der Pfarre St. Leopold ob. Aber schon nach zehn Jahren erlitt das Gebäude bei der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) großen Schaden; es wurde jedoch seiner Bestimmung gemäß wieder hergestellt.

Zur Zeit der Pest 1713 mußte es von den Sträflingen geräumt werden, um in ein Lazareth umgestaltet zu werden. Nach Aufhören der Pest wurde es bloß als Strafort gebraucht. Da jedoch noch immer Knaben, die einer strengen Zucht bedurften, darin aufgenommen wurden, so zeigte sich, daß diese Gemeinschaft mit den übrigen Gefangenen nachtheilig auf die Sitten jener einwirkte. Die Regierung verordnete daher den

9. Jänner 1720 eine ſtrenge Sonderung der Knaben von den Sträflingen.

Mit Patent vom 28. Auguſt 1718, welches alle in Wien zur Unterkunft der Bettler beſtehenden Plätze und Häuſer abſchaffte, wurde das Zucht- und Arbeitshaus ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wieder gegeben, und zur Unterbringung von Bettlern und Müßiggängern, ſo wie für Arbeitsloſe und für Waiſen beſtimmt. Fremde Bettler und Landſtreicher wurden in ihr Vaterland abgeſchoben.

Da die Zahl der neuen Bewohner des Hauſes ſehr groß war, ſo wurde ein zweites Gebäude mit einem Stockwerke 1726 erbauet und in beiden Abtheilungen Arbeitsſäle angelegt, worin Unterricht im Spinnen, Stricken, Tuch- und Kotzenmachen und in der Leinweberei ertheilt wurde. Dieſem neuen Hauſe wurden zwei Oberaufſeher vorgeſetzt, wovon der eine die Verwaltung der Einkünfte, der andere die Disciplin zu beſorgen hatte.

Die Seelſorge lag noch einige Zeit der Pfarre zu St. Leopold ob; die Ertheilung des Religionsunterrichtes aber ließen ſich die Jeſuiten angelegen ſein.

Um der Anſtalt einen täglichen Gottesdienſt zuzuwenden, ſtiftete Nikolaus Niedermayer 1728 eine tägliche Meſſe. Alle Zünfte und Meiſterſchaften wurden aufgefordert, ſich Lehrlinge aus dieſer Anſtalt zu wählen.

Im J. 1742 hörte die Anſtalt auf, ein Aufnahmsort für Waiſen zu ſein, für welche auf Veranlaſſung des Domherrn Anton Marrer, eines wahren Menſchenfreundes, auf dem Rennwege ein eigenes Haus erbaut wurde. — Von nun an blieb das Arbeitshaus in der Leopoldſtadt nur erwachſenen Perſonen gewidmet.

Archive.

Wien iſt ungemein reich an archivaliſchen Sammlungen, was ſich aus der Satzung erklärt, daß jede öffentliche Behörde und jede Anſtalt ſtatutenmäßig verpflichtet iſt, ſeine Akten ordnungsmäßig aufzubewahren. Außer den zwei folgenden, einzeln beſprochenen Archiven, ſind nachſtehende die wichtigſten:

des k. k. General-Rechnungs-Direktoriums, Annagaſſe, 984.
der „ Genie-Kanzlei, am Hof, 421.
„ „ allg. Hofkammer, Johannesgaſſe, 971.
„ „ vereinigten Hofkanzlei, Wipplingerſtr. 384.
„ „ ſiebenbürg. Hofkanzlei, vordere Schenkenſtraße, 48.
„ „ ungriſchen Hofkanzlei, vordere Schenkenſtraße, 47.
des Muſik-Vereins, Tuchlauben, 558.
der Stadt Wien, Wipplingerſtraße, 385.

Archiv (Das geheime Haus-, Hof- und Staats-)

befindet ſich im erſten Stockwerke des herrlichen Reichskanzlei-Gebäudes, welches einen Theil der Hofburg bildet.

Dieſe äußerſt merkwürdige, koſtbare und der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei untergeordnete, überaus reichhaltige Urkunden-Sammlung nimmt jenen Theil des Gebäudes ein, der ſich bis zu ſeiner Haupteinfahrt vom Michaels- auf den Burgplatz erſtreckt.

Der eigentliche Gründer dieſes Archives iſt Maximilian I. Nach den erſten Nachrichten wurden vor ihm die wichtigſten Staatsurkunden in der Burgcapelle aufbewahrt, woher er ſie in den nahe dabei geſtandenen Wiedmerthurm bringen ließ. Dieſer Fürſt ließ alle Bibliotheken und Archive durchſehen, um Beiträge zu ſeinem Archive und eine vollſtändige Abſtammung ſeines Hauſes zu erhalten. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo die Hand eines kecken Spottvogels den bekannten Reim an der Kaiſersburg ſchrieb:

„Da Adam hackt' und Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann?"

Maximilian selbst, nachdem er diese Zeilen gelesen hatte, schrieb hinzu:

„Ich bin ein Mann, wie ein anderer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann!"

Maria Theresia centralisirte alle Kronarchive und wies ihnen das gegenwärtige Lokale an. Allein die Ausführung dieser Maßregel vollendete erst der letztverstorbene Kaiser Franz I. Vom Jahre 1802—1812 wurde das Archiv um mehr als das Dreifache vermehrt und in acht Rubriken eingetheilt: der österreichischen, ungarischen, böhmischen, italienischen, lothringischen und galizischen Miscellen und die von dem jeweiligen Regenten der Primogenitur und Chefs des Hauses gefertigten Urkunden.

Nach Auflösung der deutschen Reichskanzlei erhielt das Archiv 1807 eine Erweiterung des Lokales und eine auserlesene Bibliothek, wodurch einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen wurde.

Im Jahre 1818 nahm die wissenschaftliche Bearbeitung der bisher nur auf trockene Extrakte beschränkten Repertorien ihren Anfang. Jede wichtige Urkunde wurde nach ihren graphischen, semiotischen und formularen Haupteigenheiten beschrieben bis zum Jahre 1300, wo diese Kennzeichen in der Regel für die Diplomatik bedeutend zu sein aufhören; dann folgte ein ausführlicher Auszug mit Hinweisung auf den geschichtlichen, staatsrechtlichen, Lehens- oder fiskalischen Gebrauch der Stücke.

Se. Durchl. der Fürst von Metternich ließ in den Jahren 1810 und 1811 die zerstreuten Urkundenschätze aufgehobener Klöster hier sammeln und aufbewahren. Der Zuwachs betrug 10.000 Stücke.

Dieses Archiv ist eines der bedeutendsten und seit der wissenschaftlichen Bearbeitung vielleicht das erste in Europa. Es besitzt die herrliche Sphragidothek (Original-Siegel- und Stampigliensammlung) von dem gelehrten Paduaner Sertorio Urfato begonnen, nach seinem Tode (1678) fortgesetzt vom holländischen Gesandten zu Venedig, Strycker, dann vom Nürnberger Kaufmann Geysel, darauf vom Gelehrten Glafey, der sie erheirathete, und seit 1772 von Franz Paul von Smitmer, der mehr als 30 Komentare und Register darüber verfaßte, und sie auf mehr als 9000 Stücke brachte. Nach Smitmers Tode kam die Sammlung an den geheimen Kabinets-Offizialen, Wenzel Löschner, von welchem sie erkauft wurde.

Archiv (K. K. Kriegs-).

Diese ungemein wichtige Aktensammlung befindet sich auf dem Hof, in dem Hofkriegsraths-Gebäude (421), sie entstand 1801 auf Anordnung des damaligen Hofkriegsraths-Präsidenten Erzherzogs Carl. Sie ist bestimmt, alle auf den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Theil des Kriegs- und Militärwesens sich beziehenden Gegenstände zu sammeln, zu ordnen und aufzubewahren, um diese Materialien zum Studium der Kriegsgeschichte, zur Bearbeitung darauf Bezug habender Werke und zur Vorbereitung für künftige Kriege benützen zu können.

Die reichen Vorräthe dieses Archivs zerfallen in drei Abtheilungen.

Die Erste besteht aus der Bibliothek, welche mehr als sieben tausend Werke mit beinahe 24000 Bänden über alle Zweige der Kriegskunst und ihrer Hülfswissenschaften, (Geographie, Mathematik, Geschichte, Statistik, Reisebeschreibungen u. s. w.) umfaßt. Diese Bibliothek besitzt auch eine reiche Sammlung von Zeitschriften, wobei besonders die Fächer der Länderkunde, der Kriegsgeschichte und der Kriegskunde berücksichtigt werden. Über die vorhandenen Bücher besteht ein systematisch geordneter Katalog und der Eintritt in den Büchersaal ist allen Offizieren, Militär-

beamten, Professoren und distinguirten Personen gestattet.

Die Zweite enthält Charten und Pläne, die entweder gezeichnet oder gestochen sind. Die Charten belaufen sich auf mehrere Tausend in beinahe 3000 Werke und 73 Atlasse.

Original-Manuskripte und Akten, welche sich auf Feldzüge beziehen, bilden die Dritte. Es befinden sich darunter viele und hochwichtige Handschriften, Befehle, Berichte, Verträge u. a. m. der berühmtesten Feldherrn, z. B. Carls von Lothringen, des Prinzen Eugen von Savoyen, Laudon's, Lascy's, des Fürsten Raimund Montecuculi u. a.

Arcieren-Leibgarde.

Sie hieß in früherer Zeit die Hatschierer und bestand aus zwei Abtheilungen, wovon eine zu Fuß und die andere zu Pferd diente. Sie wurde aus verdienten Offizieren gebildet und stand in hohem Ansehen, so daß ein Missethäter, der zum Tode geführt wurde und dem es gelang, die Hellebarde oder den Flügelrock eines Hatschiers zu berühren, an diesem Tage nicht hingerichtet werden durfte, sondern zurückgeführt werden mußte. Daher kommt es auch, daß mehrere Häuser einen Arcieren zum Schilde wählten, z. B. in der Leopoldstadt (91), am Thury (57) u. a. m. Diese Garden hatten den Ritterstand und ihren Begräbnissen traten daher die Heftrompeter und der Hof-Pauker mit gedämpfter Musik vor, auch folgte ihrem Sarge ein Trauer- und ein Ritterpferd.

Mit der Zeit hatten sich jedoch Handwerksleute in dieses Corps einzuschleichen gewußt, wodurch sein Ansehen so sehr sank, daß Maria Theresia und ihr Gemahl Franz I. sich veranlaßt sahen, es zu reformiren und es ausschließlich in eine adelige Arcieren-Leibgarde zu verwandeln.

Sie ist die älteste Adelgarde und legte den 29. Dezember 1763 in dem ihr als Domizil angewiesenen unteren Belvedere unter ihrem ersten Capitäne, dem Feldmarschalle von Asremont-Lynden, vor dem Erzherzoge Leopold den Eid der Treue ab.

Den ersten Dienst verrichtete sie bei der Krönung Franz I. zum römischen König 1764 und zählte damals 80 Mann. Ihre damalige Uniform war eine strohfarbene Weste, rother Rock mit goldenen Schlingen und schwarzem Sammt ausgeschlagen; Carabinerriemen und Patrontasche war ebenfalls schwarzer Sammt mit Gold bordirt und das Pferdezeug strohfarbenes Tuch mit Gold gestickt.

Nebst dieser neuen adel. Arc. Garde ließ Maria Theresia die alte Arcierengarde, ungefähr 50 Köpfe stark, fortbestehen; diese war in verschiedenen Häusern der Stadt und der Vorstädte einquartirt. Ihre Uniform war strohfarbene Weste, rother Frack mit schwarzsammtenen Aufschlägen und darüber schwarze Flügelröcke mit gelbseidenen Borden. Sie diente zu Fuß bei öffentlichen Kirchengängen, wo sie mit der Hellebarde an der rechten Schulter den Hof auf der rechten Seite umgab.

Die heutige Garde ist mit den übrigen Leibgarden zur nächsten Bewachung der Personen des Kaisers und der Kaiserin und zur Begleitung derselben bei Gelegenheit, wo sie im Glanze der Majestät erscheinen, bestimmt. Sie hat daher eine Uniform für den gewöhnlichen und eine Galla-Uniform für den außerordentlichen Dienst. Die Garde ist bloß aus Generalen, Stabs- und Ober-Offizieren der Armee zusammengesetzt und wird aus dieser ergänzt. Außer dem Stabe besteht sie aus vier Garde-Second-Wachtmeistern (Majors und Rittmeister in der Armee), aus vier Vice-Second-Wachtmeistern (Rittmeister in d. A.) und 55 Gar-

den, (Rittmeiſter, Ober- und Unterlieutenants in der A.)

Die Uniform iſt ſcharlachreich mit Gold, ſie reiten herrliche Rappen, die ihnen von Militär-Anſtalten jedesmal geliefert werden.

Ariſt (Der Wiener).

Ein älterer Skizzenſchreiber hat uns unter obigem Namen folgendes Bild eines Griesgrams, oder populär geſagt, eines Verdruß-Narren aufbewahrt, welches der Vergeſſenheit entzogen zu werden verdient.

„Herr Ariſt kann den Regen nicht leiden, weil er Koth macht, die Sonne nicht, weil ſie brennt und den Wind nicht, weil er Staub erregt.

Er fährt zwar gern ſpazieren, will aber nicht, daß andere Leute fahren, wenn er zu Fuß geht.

Speiſet er in einem Gaſthauſe, ſo gefällt ihm entweder die Geſellſchaft nicht, oder es eckelt ihm vor den Speiſen, und ißt er bei einem Freund, ſo ärgert er ſich, daß er eſſen muß, was man ihm vorſetzt.

Ins Theater ging er gern; aber es verdrießt ihn, daß er warten muß, bis das Stück anfangt.

Die Redoute beſucht er nie ohne Verdruß. Iſt ſie leer, ſo hat er lange Weile, und iſt ſie voll, ſo wird er gedrückt.

Die Laternen kann er nicht leiden, weil ſie ihm zu finſter brennen, den Mond nicht, weil er zu hell macht und weil er Abends nicht gekannt ſein will.

Im erſten und zweiten Stock wohnt er nicht gern, weil er zu wenig Luft hat, und im dritten und vierten nicht, weil es zu hoch iſt.

Das alte Pflaſter in Wien iſt ihm zu holpericht, und das neue zu ſchlüpfrig.

Es verdrießt ihn, länger ledig zu ſein, weil er gern Leibeserben hätte; aber es verdrießt ihn auch zu heirathen, weil er fürchtet, daß ihm die Kinder Verdruß machen werden.

Er wird toll, wenn ſeine Bekannten bei ihm vorbeigehen, ohne ihn zu grüßen; aber es verdrießt ihn auch, wenn ſie es thun, weil er ihnen dann danken muß.

Es verdrießt ihn, daß er nichts verſteht; aber es verdrießt ihn auch etwas zu lernen. —

Endlich verdrießt es ihn, daß er lebt; aber es verdrießt ihn auch, daß er ſterben ſoll.“

Armenhaus-Münze.

Das heutige allgemeine Krankenhaus in der Alſervorſtadt war urſprünglich zur Unterkunft der Armen beſtimmt. Unter Carl VI. 1733 beſtand daſſelbe aus 5 Höfen, welche einer Anzahl von 5000 Menſchen eine bequeme Wohnung darboten; damals befanden ſich 3000 daſelbſt. Später kamen noch zwei Höfe dazu, wodurch dieſe Anſtalt das Anſehen einer kleinen Stadt erhielt.

Um aber den Bewohnern derſelben nicht Gelegenheit zu geben, auszulaufen und das Publikum mit Betteln zu beläſtigen, waren darin zwei Kaufmanns-, ein Tabak- und andere Gewölbe errichtet, worin man Alles, was zum menſchlichen Leben nöthig iſt, erhalten konnte; und um die Verſorgten in den Stand zu ſetzen, alle ihre Bedürfniſſe im Hauſe ſelbſt und nicht außer demſelben kaufen zu können, bekamen ſie eine beſonders für ſie aus Kupfer geprägte Münze, für welche die Hauskaufleute, Wirthe, Bäcker, Fleiſchhauer u. ſ. w., von dem Verwalter der Anſtalt alle Monate gewöhnliches Silbergeld erhielten.

Eine ſolche Münze findet man in Genſan's Geſchichte Wiens abgebildet

Armen-Pflege.

Die Armen-Pflege war in Wien und Öſterreich von jeher ein Gegenſtand der väterlichen Obſorge der Staatsverwaltung. Maria Thereſia aber gebührt neben ſo

vielen andern Ehrennamen insbesondere auch jener einer Mutter der Armen, denn sie widmete denselben sogar die Herrschaft und das kais. Schloß Ebersdorf, welches davon den Namen des Lustschlosses der Armuth erhielt. Unter ihrer Regierung wurden (1745) die Armen verpflegt: 1. Zu Ebersdorf, 2. am Rennweg unweit St. Marx in dem Waisenhause oder sogenannten Spital zu unserer lieben Frau, 3. in dem kurz vorher von dem Magistrate ganz neu mit einer Kirche versehenen Sonnenhof in Margarethen, 4. in den Grundspitälern zu Mariahilf, St. Ulrich untern Guts, Alt- und Neulerchenfeld, Lichtenthal, Spitelberg ꝛc., wo mehrere alte Männer und Weiber verpflegt wurden, 5. in dem Contumazhof und dem Bäckenhäusel, wohin die Unheilbaren und die mit ekelhaften Schäden Behafteten geschafft wurden, welche dem Publikum nicht mehr unter die Augen kamen, und die früher in Kirchen, Häusern und Gässen zum Ekel besonders schwangerer Frauen zu sehen waren, 6. im erzbischöfl. Kollonitsch'schen Garten in der Leopoldstadt, wo Blinde und vom Schlage Gerührte, alte Männer und Weiber aufgenommen wurden. 7. Zu St. Marx wurden auch die Hinfallenden gelegt, endlich 8. wurden in dem Arbeitshause die schubmäßigen Bettler bis zur Zeit ihrer Abschiebung mit Arbeit versehen und ernährt.

Hinsichtlich des Schlosses und der Herrschaft Ebersdorf ist zu bemerken, daß die Kaiserin dieses schöne Besitzthum ganz zum Nutzen der Armuth und der Abstellung des unter dem Vorwande des Bettelns überhand genommenen Müssiggangs gewidmet hatte. Die dort untergebrachten Armen waren in drei Classen eingetheilt. Zur Ersten gehörten jene, welche Alters oder Gebrechlichkeit halber nicht arbeiten konnten, und welche mit allem Nothwendigen versehen wurden. Die Zweite machten diejenigen aus, welche ihren Unterhalt nur zum Theil verdienen konnten und so viel bezahlt erhielten, daß sie, nebst freiem Genusse der Wohnung, des Bettes, der Kleidung, der Wäsche und des Lichtes, so hoch zu stehen kamen, als es die patentmäßige Verpflegung auswies. Die Dritte bestand aus Personen, welche sich durch Arbeit selbst ernähren konnten und sich nebst der ganzen Verpflegung noch täglich 8 — 10 Kreuzer ersparen konnten.

Joseph II. brachte die wichtige Pflege der Armen in eine geregelte Ordnung, besonders in Wien, indem er 1783 das Armen-Institut errichtete, welches die bedeutendste Anstalt dieser Art im Kaiserthume ist. Es besitzt ein Stammvermögen von mehr als 800,000 Gulden. Nur in Wien geborne oder durch einen zehnjährigen Aufenthalt eingebürgerte Dürftige haben auf Unterstützung daraus Anspruch. Diese bestehen in täglichen Vertheilungen für alte, erwerbsunfähige Personen auf Lebensdauer und für Kinder bis zwölf Jahren. Auch ist damit der Bezug unentgeldlicher Arzeneien verbunden. Gänzlich Erwerbunfähige werden in ein Versorgungshaus oder in ein Grundspital aufgenommen.

Verarmte Bürger und Bürgerinnen erhalten aus der Bürgerlade oder aus dem Bürgerspitalsfonde eine tägliche Gabe; die Gebrechlichsten werden in das Bürgerspital untergebracht.

Die Verwaltung des Armen-Institutes ist in 33 Pfarrbezirke eingetheilt, deren natürliche Vorsteher die Pfarrer sind. Es theilen jedoch mit ihm die Armen-Bezirksdirektoren, die Rechnungsführer, die Cassenverwalter und die Armenväter die Geschäfte. Die letzteren besorgen in ihren Bezirken die Sammlungen und nehmen die Umstände der Hülfsbedürftigen in eigenen Abhörbogen auf.

Diese werden dann von 14 zu 14 Ta-

gen mit einem Hauptberichte dem Magiſtrate eingeſendet, welche darüber entſcheidet.

Am 1. Juni 1842 wurde dem Magiſtrate die Leitung des geſammten Armenweſens der Stadt und der, zu ihrem Armenbezirke gehörigen Gemeinden außer den Linien, ſo wie die von der Landesregierung ſeit Aufhebung der Stadthauptmannſchaft (1. Jänner 1820) beſorgte Verwaltung der Verſorgungshäuſer in der Währingergaſſe, am Alſerbache und am Neubau, und außer Wien zu Mauerbach, zu St. Andrä und zu Pöls, in ſo fern ſie als nach Wien gehörige Lokalanſtalten zu betrachten ſind, übergeben. Zugleich wurde verordnet, daß die beſtandenen verſchiedenen Armenfonde in Zukunft **einen** Fond, unter der Benennung »allgemeiner Verſorgungsfond« bilden ſoll.

Nach ämtlichen Nachweiſungen ſind im Jahre 1842 in Wien 73,905 Arme mit 1,397,222 Gulden Conv. Münze unterſtützt worden.

Armenſeelen-Hilfsverſammlung.

Im Jahre 1701 ſtand bei dem Hutmacher Joh. Weidländer ein Geſelle, Georg Kurz genannt, in Arbeit. Dieſer widmete täglich Abends eine kurze Zeit dem Gebete, zum Troſte der armen Seelen, welches zur Folge hatte, daß der Meiſter, die Meiſterin und alle Hausleute bald ſeinem Beiſpiele folgten. Sie kamen auch überein, daß jeder dieſer kleinen Verſammlung wöchentlich einen Kreuzer beitragen ſoll, um eine Meſſe für die Abgeſtorbenen leſen zu laſſen.

Im J. 1703 geſellten ſich zu dieſem Vereine einige Handlungsdiener, wodurch ſich die Zahl der Meſſen vermehrte. Kurz trat darauf in den geiſtlichen Stand, und bei ſeinem Austritte war die Geſellſchaft ſo zahlreich, daß täglich eine Meſſe auf dem Sebaſtiansaltar der Domkirche geleſen werden konnte. Im Jahre 1780 belief ſich die Zahl der jährlichen Meſſen auf 3000.

Unter Joſeph II. wurde dieſer Fond anderen Kirchenzwecken gewidmet.

Armenſünder-Gäßchen (Das)

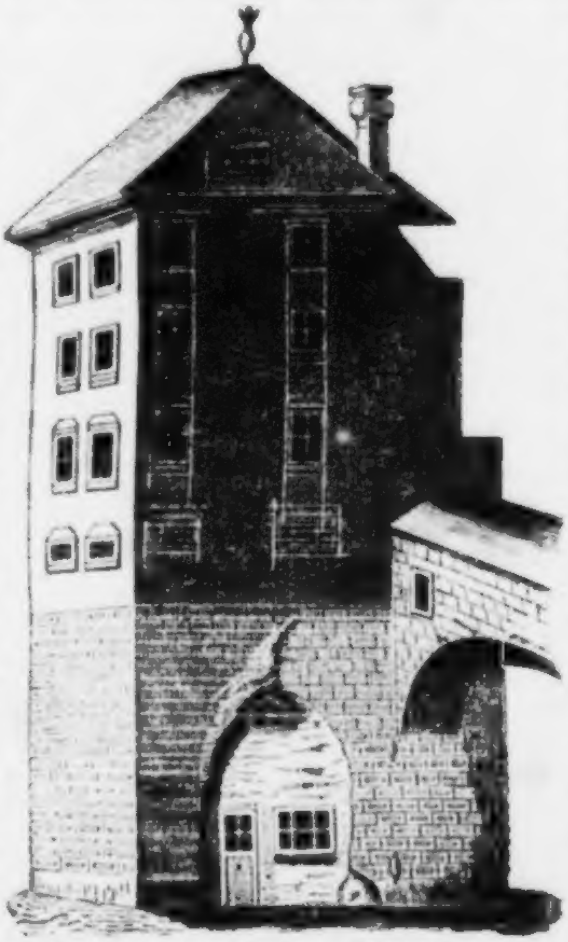
in der Vorſtadt Weißgärber, nicht weit von der Franzensbrücke, wird aus drei kleinen Häuſern (14, 15, 16) gebildet; es iſt ſchmal und düſter und erhielt ſeinen traurigen Namen von der nahe liegenden Gänſeweide, welche bis vor einem Vierteljahrhunderte die Stätte der militäriſchen Hinrichtungen war, und wo früher die Scheiterhaufen loderten, welche die wegen Mordbrennerei, Hexerei und Zauberei zum Tode Verurtheilten verzehrten.

Es war zu erwarten, daß nicht nur die Lage, ſondern auch der Name dieſes Gäßchens in manchem Leichtgläubigen abenteuerliche Ideen erzeugen werde. Noch unlängſt lebte in ſeiner Umgebung ein altes Mütterchen, die für und feſt behauptete, daß, wenn mehrere Perſonen gleichzeitig in ungerader Zahl eine und dieſelbe Gaſſe betreten, einer davon binnen Jahresfriſt irgend ein Unfall zuſtoße. Ganz vorzüglich ſei dieß aber bei dieſem Armenſünder-Gäßchen der Fall, was ſie durch viele ſelbſt erlebte Beiſpiele zu belegen wußte. Dieſem ſei ein Kind geſtorben, Jener habe einen großen Geldverluſt gehabt; eine Nachbarin ſei zur Witwe, eine andere vor der Zeit Mutter geworden.

So oft das Mütterchen das unheimliche Gäßchen betreten mußte, zählte es, derer es einen Fuß vorwärts ſetzte, jedes Mal ſehr genau die darin ſich ergehenden Perſonen und ſchritt nicht eher vor, als bis darin eine gerade Menſchenzahl vorhanden war, wozu es nöthigen Falls den erſten beſten Vorübergehenden in Anſpruch nahm.

Ähnliche Volksmeinungen ſind auch in andern Städten, in welchen ſich unreinliche,

ſchiefwinkelige und enge Gäßchen, die noch dazu durch die Mauerſchwärze der Häuſer das Gepräge eines hohen Alters haben, gang und gäbe; was insbeſondere in Prag der Fall iſt, wo in der Altſtadt ein Gäßchen gezeigt wird, woron man behauptet, daß, ſo oft eine ungerade Menſchenzahl ſich darin befindet, jene Perſon, durch welche die ungerade Zahl hervorgebracht wird, alſogleich ganz verſchwinde und nie mehr zum Vorſchein komme. — Hier iſt offenbar roher Aberglaube, während unſere Bewohnerin der Gänſeweide mit ihrem Glauben nicht ganz Unrecht hat; denn die Annahme, daß von mehreren Menſchen, die ſich zu gleicher Zeit an einem Orte beiſammen befinden, einem ein Mißgeſchick in Jahresfriſt zuſtoßen werde, iſt eine natürliche, in dem gewöhnlichen menſchlichen Lebenslaufe gegründete Sache; man kann bei der alten Frau ſich daher nur an dem Zuſatze der ungeraden Zahl ſtoßen.



Armuth (Luſtſchloß der).

Siehe Armen-Pflege.

Arrigoni (Anton)

geboren zu Wien 1789, machte auf der hieſigen Kunſtakademie ſeine Studien als Maler, widmete ſich 1804 der Decorations-Malerei und arbeitete zuerſt unter Sachetti's und Gail's Leitung für das Theater an der Wien. In Brünn, Wien, Breslau, Presburg und Grätz war er nach einander als Theatermaler angeſtellt und malte überall treffliche Decorationen. 1826 ward er beim Hoftheater zu Dresden angeſtellt; ſeine dortigen Decorationen zum Oberon, zur Libella, zu den Hugenotten ꝛc. dürfen ſich den beſten in dieſem Fache zur Seite ſtellen und haben wahren Kunſtwerth. Das neue Theater in Dresden eröffnete ſeinem Talente einen weiteren Wirkungskreis.

Arſenal (das obere und untere) und der Arſenal-Thurm.

Das obere Arſenal befindet ſich in der Renngaſſe (141) und ſteht zum Theil auf dem Platze des alten ausgedehnten Salzburgerhofes, eines dem Erzſtifte Salzburg eigen geweſenen Freihauſes.

Es hat einerlei Beſtimmung mit dem anſtoßenden unteren Arſenale (183), welches ein aus ſehr verſchiedenartigen Theilen beſtehendes Gebäude iſt, das am Ende des Salzgrieſes dem tiefen Graben gegenüber liegt, und worin Kanonen und fertige Artillerie-Erforderniſſe aufbe-

wahrt werden. Hier befindet sich auch die k. k. Bäckerei für die Garnisen der Hauptstadt. Der Theil gegen die Bastei war das vormalige k. k. Schiffamt und das Schiffs-Arsenal. Hier wurde auch bis zu Thereſiens Zeit Alles verwahrt, was zur Ausrüſtung und Bewaffnung der Donauſchiffe nöthig war. Dabei ſtand auch durch lange Zeit ein Stadtthor (wahrſcheinlich das ehemalige Werderthor), welches durch einen alten Römerthurm lief, der vom Schiffs-Arſenale den Namen des Arſenalthurmes erhielt. Als nahe dabei das neue Thor 1558 eröffnet wurde, ging das alte Thor ein; man vermauerte deſſen Durchgang gegen die Nordſeite und in ſeiner Thorwölbung ſchlug der Grobſchmied des Arſenals ſeine lärmende Werkſtätte auf.

Dieſer ungemein merkwürdige, und wie viele Geſchichtſchreiber Wiens aus ſeiner Bauart und ſeinen Bauſteinen zu beweiſen geſucht haben, von den Römern herſtammende Thurm, durch welchen auch St. Hilaire mit den Dampierre'ſchen Reitern einzog, um Ferdinand II. den Händen der proteſtantiſchen Landſtände zu entreißen, — hatte im alten Schottenthurm (S. d.) einen Zwillingsbruder von gleicher Form, und ſonderbar genug auch ganz gleicher Größe; jede Seite war 42 Wiener Schuh oder 7 Klafter lang, folglich betrug die Peripherie der vier Seiten 168 Schuh oder 28 Klafter.

Dem unter der Thorhalle dieſer ſchönen Römerwarte hämmernden militäriſchen Vulkan mißgönnte der ſogenannte Wiener-Hanswurſt, Joſeph Anton Stranizky († in Wien 1735), — eine in der Bühnenwelt gar wichtige Perſonage artekiniſchen Andenkens, der nebenbei auch das Gewerbe eines Zahnarztes, oder nach der damaligen richtigen Terminologie, Zahnbrechers trieb, — ſeine Werkſtatte; dieſer theatraliſche Schalksnarr wußte von Karl VI. ſich die Erlaubniß zu verſchaffen, auf dieſem Thurme ſich eine Wohnung bauen zu dürfen, wie wir es in unſeren Tagen noch am Schottenthore in dem nun abgebrochenen Hauſe des verſtorbenen Protomedikus Guldener v. Lobes geſehen haben.

In dieſer abenteuerlichen Wohnung mag Stranizky den größten Theil ſeiner extemporirten Rollen vorbereitet und ſein ſpaßiges Werk: „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi," (Wien 1722) geſchrieben haben. (S. daſ.)

Auf der Stelle dieſes Thurmes ſoll das Haus Nr. 184 auf dem Salzgrieſe ſtehen, welches bis am heutigen Tage von Stranizky's Thurmbehauſung den Namen des Hanswurſtenhauſes beibehalten hat.

Arte (Comedia dell').

Italieniſche Oper und italieniſches Schauſpiel beſtand in Wien ſchon zu Leopolds I. und noch mehr zu Carls VI. Zeit. Das Schauſpiel zerfiel in die Comedia dell' Arte und in die Comedia erudita. Die erſte, — ein Spottname der extemporirten burlesken Stücke, um ſie von der regelmäßigen Komödie, Comedia erudita, zu unterſcheiden, — wurde nach einem Entwurf, der zu beiden Seiten der Bühne angeheftet war, aufgeführt. Der Schauſpieler durchlief den Inhalt der Scene mit einem Blicke, wenn ihn ſeine Rolle auf die Bühne rief, und ſprach dann aus dem Stegreif.

Die Perſonen waren maskirt und jede derſelben war eine Art von charakteriſtiſchem Repräſentanten einer beſondern Gegend oder Stadt Italiens. So war Pantalon ein venetianiſcher Kaufmann, der Doktor ein Arzt oder Rathsherr von Bologna, Spaviento ein neapolitaniſcher Bramarbas, Giangurgulo und Coviello, zwei ungeſchliffene Lümmel aus Calabrien, Gelſannico ein ſüßer Herr aus Rom, Beltrame

ein mailändiſcher Einfaltspinſel, Brighello ein Kuppler aus Ferrara, Arlechino ein drolligter Bediente aus Bergamo u. ſ. w.

Jede dieſer Perſonen ſprach den Dialekt ihres Ortes. Dieſe Art von Schauſpielen fanden viel Beifall und arteten nie in die Trivialitäten der deutſchen Hannswurſtenſtücke aus.

Arteſiſche Brunnen.

Man würde ſich irren, wenn man das Aufkommen der arteſiſchen oder Bohrbrunnen in Wien oder in Öſterreich für eine Erſcheinung unſerer Zeit hielte. Sie ſind hier, und beſonders in Steiermark ſchon lange bekannt, und nur die wichtige Verbeſſerung, daß man das Quellwaſſer in einer Röhre bis über die Oberfläche der Erde anhaltend heranleitete, iſt neuen Urſprungs. Dieſe Entdeckung gewährt mehrere Vortheile, von welchen jener der vorzüglichſte iſt, daß das aus großen Tiefen gebohrte Waſſer nicht nur häufig in bedeutender Quantität als mächtiger Waſſerſtrahl hervorſprudelt, ſondern auch in jeder Jahreszeit eine gleiche Temperatur hat.

Ein in Hetzendorf anſäßiger Bäcker aus Flandern brachte uns von dort dieſe Einrichtung hieher, und bewog den vor zwei Decennien geſtorbenen Hetzendorfer Zimmermann Belghofer zu den erſten Verſuchen, welche ſo glücklich ausfielen, daß in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl ſolcher Springquellbrunnen theils inner den Linien in den am Wienfluſſe gelegenen Vorſtädten Gumpendorf und Hundsthurm, theils in ihrer Umgebung (Hetzendorf, Meidling, Altmannsdorf, Lieſing, Inzersdorf, Döbling, Brunn am Gebirge, Rodaun, Perchtoldsdorf, Gieſshübel u. a. m. *) entſtanden, und welche, obgleich die meiſten derſelben 80—100, ja manchmal auch ſogar über 200 Fuß tief gebohrt ſind, wenn nur das Bohrloch nach einigen Jahren ausgeputzt wird, unverändert fortdauern.

Am Schottenfelde ſoll vor einigen Jahren ein bemerkenswerther Fall der Brunnenbohrerei vorgekommen ſein. In einem Hauſe gelangte man in mäßiger Tiefe zu einer ergiebigen Quelle, und dieſes war Urſache, daß man in einem Nebenhauſe ebenfalls auf die Idee kam, einen ſolchen Brunnen zu bohren; was auch in einer beinahe mit der Quelle des Nachbarhauſes das Niveau haltender Tiefe glücklich erzielt wurde, aber den ſonderbaren Erfolg hatte, daß der Waſſerſtrahl des erſten Brunnens in demſelben Maße und in dem Augenblicke ſchwächer wurde, als der zweite zu ſpringen anfing, ſo daß es keinem Zweifel unterliegt, daß beide Brunnen ihre Speiſung einem gemeinſchaftlichen Urſprunge verdanken.

Was die innere Stadt und ihre nächſte Umgebung anbelangt, ſo beſaß ſie, — übrigens ſo reichlich mit Waſſer, großartigen Waſſerleitungen und anderen herrlichen hydrauliſchen Werken verſehen, — bisher nur einen einzigen Springbrunnen, und zwar am hohen Markte, auf eine würdige Art mit einem der ſchönſten Kunſtdenkmäler geziert.

Die k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft faßte daher den Entſchluß, am Getreidemarkte einen arteſiſchen Kunſtbrunnen anzulegen, der mit Hilfe wiſſenſchaftlicher

*) Nur am Königsberg bei Hietzing hat ein Verſuch fehlgeſchlagen, was aber mehr durch Unglück herbeigeführt wurde, obgleich ſchon die Stellung dieſes Berges der Prognoſe große Schwierigkeiten hätte verkünden ſollen; denn hier ſetzt wie überall ein durch eine tiefe Schlucht vom Hochgebirge iſolirter Unterberg ein unterirdiſches ableitendes Waſſerniveau voraus, welches viel tiefer als die Waſſer ableitende Bergſchlucht quillt, und daher keine Springquelle geben kann. Dieſer Umſtand verſchlägt aber der Gemeinnützigkeit der Sache nichts, denn wenn auch die arteſiſche Brunnenbohrerei einzelne, wenige Punkte der Verſorgung zeigt, ſo kann dieſes Extrem nicht gegen die Sache im Allgemeinen ſprechen.

Combinationen, nach mehrjähriger Arbeit mit dem schönsten Erfolge zu Stande kam. Die öffentlichen Blätter haben die verschiedenen Perioden und Phänomenen dieser Bohrung besprochen. Im Sommer 1843 war der Inhalt des Brunnens so gering geworden, daß das Wasserquantum nicht mehr als täglich 360 Eimer betrug; es war übrigens rein und zu jedem Gebrauche verwendbar. Man war daher nahe daran, den Brunnen im wörtlichen Verstande im Sande verrinnen zu lassen. Allein der bessere Sinn siegte und am 28. Mai 1844 begann die Arbeit von Neuem und hatte einen so glücklichen Erfolg, daß schon am folgenden Tage das Wasser mächtig hervorsprang. Die Wassermenge, welche in 24 Stunden am Horizonte ausfließt, beträgt 5760 Centner, die Bohrtiefe des Brunnens ist 96 Klafter, 5 Schuh, 2 Zoll und die Temperatur des Wassers 13½ Grad Reaumur.

Arthaber's (Rudolph Edlen von) Gemäldesammlung.

Sie befindet sich in Ober-Döbling im Tulnerhofe. Ihr Gründer Rudolph Edler von Arthaber (in Wien den 4. Sept. 1795 geboren) ist der Chef des unter der Firma: „Öster. Manufaktur-Handlung des Jos. Arthaber" bestehenden Etablissements. Er wurde 1836 zum Ehrenmitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt und 1841 in den Adelsstand erhoben. Auch ist er Eigenthümer und Erbauer des Hauses (642 und 643) am Haarmarkte, dessen unterster Theil das merkwürdige alte kleine Wagbaus war. In Ober-Döbling besitzt er eine mit schönen Gartenanlagen versehene Villa, die der Gemäldesammlung wegen bekannt ist, und vorzüglich Stücke von lebenden, größtentheils Wiener Meistern enthält, wozu der Zutritt gestattet ist.

Die Villa wurde 1834—1835 vom Architekten Pichl an der Stelle des uralten Tulnerhofes in einem edlen Style aufgeführt. Besonders sehenswerth ist das Treppenhaus nach Zeichnungen des Professors Carl Rösner, im Geschmacke der pompejanischen Wandgemälde entworfen, von welchem auch die Grau in Grau ausgeführten Landschaften in Fresko gemalt wurden. Die drei Figuren wurden von Moriz v. Schwind erfunden und ebenfalls in Fresko gemalt; die Ornamente sind von Holle.

Die Rundung dieses Treppenhauses ist in sieben Felder getheilt, wovon drei mit den besagten Figuren und damit abwechselnd die vier übrigen mit Landschaften versehen sind. Die mittlere Figur stellt in Jünglingsgestalt, in einer Hand einen Palmzweig und in der andern ein Füllhorn haltend, den Frieden vor; ihm zur Rechten ist die mit Pinsel und Palette angedeutete Kunst und zur Linken die Natur angebracht, welche Früchte aus ihrem Schoße schüttet.

Die vier Landschaften beziehen sich auf die Entstehung und Umgebungen des Tulnerhofes, und stellen rechts die vordere Façade des Hauses und links die Ansicht desselben, vom Hohlwege nach Heiligenstadt aus gesehen dar. Die andern zwei Felder zeigen die alte merkwürdige Pfarrkirche in Sievering und die noch ältere byzantinische Capelle in Tuln.

Das Stockwerk der Villa enthält einen Mittelsaal, in welchem so wie in zwei Nebenzimmern die Bildersammlung aufgestellt ist, wohin sie im J. 1836 versetzt wurde. Sie besteht aus mehr als hundert, vorzüglich gelungenen Werken lebender Meister, von welchen die Wiener die Mehrzahl bilden. Namentlich verdienen angeführt zu werden: Adam's Bestürmung der großen Redoute in der Schlacht an der Moskwa durch die französische Cavallerie; — Amerling's Witwe, einen schlafenden Knaben an die Brust drückend und seine Rebecca, ein Glanzstück der Kunstausstellung in Wien 1844; — Bayer's Erwinssäule im Straßburger-Münster mit einer Prozession; — Bräke-

leer's Sonntag im Innern einer ländlichen Wohnung, in welcher ein Vater seinen drei Kindern aus der Bibel vorliest; — Danhauser's Prasser und das Gegenstück die Armensuppe; — Eckhout's Abschied des Predigers Hambroeck im Fort Zelandia auf Formosa; — Fendi's arme Offiziers-Witwe mit zwei Kindern und seine Auspfändung eines armen Schlossers; — Führich's Gang nach dem Ölberge; — Gauermann's Ernte-Landschaft mit einem aufsteigenden Gewitter, seine zu Schiffe heimkehrenden vom Sturme überraschten Älpler und seine Schmiede im Hochgebirge; — Marco's zwei Landschaften; — Müller's Hochzeit in einer Wirthsstube im baierischen Hochgebirge und von David Wilke's Braut an der Toilette und Waldmüller's niederösterreichische Bauernhochzeit.

Artillerie-Caserne (am Rennwege).

Dieses ungemein ausgedehnte Gebäude war ursprünglich eine Fabrik des Hofrathes Kienmayer, der darin auf Anregung des Domherrn Marrer eine Anzahl Waisen (S. d.) aufnahm. Maria Theresia kaufte das große Gebäude und erhob dieses Waisen-Institut zur Staatsanstalt. Joseph II. übersetzte die Kinder 1785 in das von ihm aufgehobene spanische Spital in der Alservorstadt nächst der Währingergasse und bestimmte das Waisenhaus für die Artillerie, die es seitdem besitzt und seit welcher Zeit es durch verschiedene Zubauten seine heutige Ausdehnung erhielt.

Der Ernst, — so lasen wir irgendwo, — mit welchem hier die Kriegskunst in die Tiefen der Wissenschaften steigt, spricht sich schon beim Eintritt in dieses Haus ganz deutlich aus. Aber alle Logarithmen, welche die Mannschaft dieser auserlesenen Waffengattung erlernen muß, sind nicht im Stande die zarten Regungen der Natur in ihrem Herzen zu erdrücken. Man kann dies sehen, wie manche, nach den überstandenen Unterrichtsstunden die Spanne Zeit zu benutzen wissen, indem sie ihr Mädchen an den Arm nehmen und ihr in der freien Natur den eben genossenen Unterricht, besonders den mathematischen wieder erzählen. Da zeigen diese Peripathetiker ihnen auch gleich, wie man eine Festung bauen muß, um dem Feinde die Einnahme recht zu erschweren, und demonstriren ihnen den Bau einer Schanze gleich praktisch, indem sie sie an dem mit unzähligen Ecken durchkreuzten Liniengraben spazieren führen. Wer den ganzen Tag im schwersten Studium zubrachte, dem ist die Erholung wahrlich zu gönnen, über die Küsse seiner Geliebten alle Kegelschnitte, Triangel, Bomben, Haubitzen, Granaten, Wachteln und Ricochetschüsse zu vergessen.

Am 13. Dezember 1844 fand hier die Einweihung der im großen Hofe erbauten Johannescapelle statt. Nachdem sich das Bombardier-Corps u. das 2. Feld-Artillerie-Regiment darin aufgestellt hatte, erschien der Bischof Leonhard, Feldvikar der Armee, bei der Capelle. Ein Theil der Truppen sang jetzt, unter Musikbegleitung, das Festlied zu Ehren des h. Johann von Nepomuk, und als die Einweihung beendet war, ertheilte der Bischof den drei Artillerie-Bataillons den Segen.

Zur näheren Bezeichnung, wie die in der Capelle aufgestellte Johannes-Statue in die Caserne gekommen ist, wird bemerkt, daß diese Büste früher in dem Kaiser-Gebäude, oder dem jetzigen italienischen Gardehofe stand, und da bei der Demolirung des alten Nebenhauses kein schicklicher Platz für dieselbe ermittelt werden konnte, und an diese Büste sich eine vaterländische Erinnerung knüpft, indem Kaiser Franz I. nach den beendigten Feldzügen 1813, 1814 und 1815 unmittelbar nach seiner Ankunft in Wien, am Fuße derselben sein erstes Dankopfer dargebracht hatte, so wurde sie

in die Artillerie-Caserne überführt, und in der Capelle, die Se. kais. Hoheit der Erzherzog Ludwig, General-Artillerie-Direktor, erbauen ließ, aufgestellt.

Artillerie-Feld-Zeugamt.

Es befindet sich im Zeug- und Gußhause auf der Seilerstätte (938), welches ein sehr ausgedehntes Gebäude ist und lange schon zu militärischen Zwecken verwendet wird. Bereits bei der zweiten Belagerung durch die Türken 1683 wurde hier das grobe Geschütz gegossen. Damals lag darin eine große Menge Munitien aufgehäuft und der Zufall wollte, daß eine der ersten türkischen Bomben im großen Hofe niederfiel, aber sich glücklicher Weise so tief in den Erdboden eingrub, daß sie darin erstickte.

Wäre sie im Freien zerplatzt, so hätte ein unsägliches Unheil entstehen können.

Die Capelle dieses Hauses ist den heiligen drei Königen geweiht und verdankt ihre Erbauung 1696 dem Fürsten Heinrich von Mannsfeld. Sie wurde jedoch erst den 6. Jänner 1733 eröffnet. Der berühmte Chef der österr. Artillerie, Fürst Wenzel von Lichtenstein erneuerte und verschönerte sie 1757.

Artillerie- und Schützen-Corps (Bürgerliches).

Das älteste Geschützwesen der Stadt besorgten die sogenannten Konstabler, welche sich bei der zweiten türkischen Belagerung 1683 so wacker hielten, daß ihnen Graf Starhemberg ein rühmliches Zeugniß ausstellte, welches im bürgerl. Zeughause aufbewahrt wird.

Seine förmliche Organisation verdankte dieses Corps unter Carl VI. dem Zeugwarte der Stadt und Architekten, Anton Ospel, welcher auch die erneuerte Pfarrkirche zu St. Leopold erbauet hat, und die Bürger im Artilleriewesen und der Feuerwerkskunst eben so eifrig als erfolgreich unterrichtete.

Aus seiner Schule ging ein aus 15 Offizieren, 104 Feuerwerkern, 18 Unteroffizieren und 210 Kanonieren bestehendes Artillerie-Corps hervor, welches so große Gewandtheit erlangt hatte, daß selbes es wagen durfte, vor dem Hofe und den Militär-Autoritäten seine Fertigkeit zu zeigen. Es legte am 16. Nov. 1732 in der Klosterneuburger- und Spitelau davon eine gelungene Probe ab. Als der Kaiser in jenen Auen erschien, ward er mit 12 Kanonenschüßen begrüßt, worauf aus 12 Dreipfündern nach dem Fenstergitter eines hohen Wachthurmes, wie nach der Scheibe so richtig geschoßen wurde, daß 206 Kugeln trafen, und nur vier das Ziel verfehlten.

Darauf wurde zur Belagerung einer 500 Schritte entfernten, 38 Schuh hohen und 72 Schuh breiten Festung geschritten, die in Brand gesteckt, in Grund geschoßen und wobei jede Gattung von Pechkränzen, Leuchtkugeln, Bomben, Granaten, Carcassen, Feuerballen und Brandkugeln mit Geschicklichkeit angewendet wurde. Den Schluß machte ein Lustfeuerwerk, welches sich durch die schönsten Frontstücke, Laufräder und Raketen auszeichnete. Der Kaiser bezeigte dem Corps seine volle Zufriedenheit und als die Probe nach zwei Jahren, den 12. Nov. 1734 mit gleicher Vollkommenheit wiederholt wurde, ertheilte er den Bürgern verschiedene Auszeichnungen.

Artillerie-Übungen

finden jährlich auf der Simmeringer-Haide Statt. Sie dehnt sich in einer Länge von mehr als einer halben Meile und in einer Breite von 1500 Klaftern aus. Es befindet sich darauf die Werkstätte, in welcher die Munition für die scharfen Herbst-Schießübungen der Infanterie, Cavallerie und Artillerie erzeugt wird. Für die Exercitien der letztgenannten Waffe sind Erdwerke erbaut, welche in einem regelmäßigen Festungs-Ravelin, zwar ohne Mauerverkleidung, aber mit einem Graben, bedeck-

ten Weg, eingehenden Waffenplätzen und Glacis bestehen. In der Verlängerung der Ravelinface (in der Entfernung der ersten Parallele 320°) sind zwei Ricochet-Batterien, dann eine dritte in der Entfernung der zweiten Parallele (180°), ferner in einer Distanz von 200° eine Dementirbatterie von Belagerungskanonen und endlich eine Mörserbatterie errichtet.

Es befindet sich daselbst auch ein Epaulement, blos als Kugelfang für jene Wurfkörper, welche aus neu erzeugten Geschützen, um deren Ausdauer zu erproben, abgeschossen werden und ein zweites Epaulement zur Ausübung des Scheibenschießens und des Bataillefeuers.

Die Erbauung dieser Werke, ihre Herstellung nach den Beschädigungen der Manöores und ihre Instandsetzung vor deren Beginn wird von der Artillerie-Mannschaft besorgt. Das Bombardier-Corps erbaut die drei Ricochet- und die Mörserbatterie, das Artillerie-Regiment die Dementir-Batterie und die Epaulements. Beide gemeinschaftlich aber das Ravelin.

Das Scheibenschießen beginnt immer im Monat August und wird auf Entfernungen von 400—1000 Schritten aus dem Feldgeschütze auf das Epaulement und auf eine Scheibenplanke ausgeführt. Diesem folgt das Bataillefeuer, das Bombenwerfen aus der Mörserbatterie, das Ricochetiren, das Granatenwerfen und die übrigen Geschutzübungen. Auch das Demontiren und die Wirkungen des Schießens mit glühenden Kugeln werden gezeigt. Den Schluß der ganzen Übung macht eine Nachtübung, bei welcher die eingeführten Feuerwerkskörper geworfen werden, welches herrliche pyrotechnische Schauspiel immer ein zahlreiches Publikum herbeizieht. Je dunkler der Abend, um so glänzender nehmen sich die leuchtenden Luftkörper aus.

Gewöhnlich beginnt dieser letzte Theil der Experimente um 9 Uhr; diese sind stets von imposanter Wirkung und bestehen in Signalen, Raketen von allen Farben und Formen, in Leuchtkugeln und oft auch in ganzen pyrotechnischen Zeichnungen, wodurch die meilenweite Haide eine sonnengleiche Helle erhält.

Wenn man die hohe Bedeutung dieses Theils des Heerwesens und die hohe Stufe bedenkt, auf welcher die österreichische Artillerie, als deren Vater mit Recht der Fürst Wenzel von Lichtenstein genannt wird, sich emporgeschwungen hat, so wird man gestehen, daß nicht blos Schaulust und Neugierde, sondern auch ein patriotisches Gefühl der Magnet ist, der jährlich so viele Tausende dahinzieht.

Artischocke.

Nicht ohne Grund findet man in jenen Vorstädten, wo vorzüglich der Gemüsebau getrieben wird, mehrere Häuser zu der Artischocke genannt. Diese Pflanze gehört zu den edleren Gemüsen, sie wächst im südlichen Italien und Frankreich wild und wird bei uns in Gärten getrieben.

Als sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Wien kam, fielen die Leckermäuler mit großer Gier darüber her und die Küchengärtner konnten nicht Artischocken genug zu Markte bringen. Die Erzeuger derselben unterließen nicht, wie sich das von selbst versteht, ihre grüne Medeware nach Möglichkeit hoch zu tariren und mancher davon erbauete sich von dem Erlöse der Artischocken ein Haus, dem er aus Dankbarkeit auch diesen Namen beilegte.

Da sich diese Häuser besonders in der Leopoldstadt und zu Erdberg bald vervielfältigten, so kamen, um sie von einander zu unterscheiden, Hausschilder mit zwei und drei Artischocken, ja endlich sogar mit goldenen Artischocken zum Vorschein.

Die Form der eigentlichen Frucht die-

ſer Gemüſegattung iſt bekanntlich nichts weniger als edel und ſchlank, der Volkswitz verfiel daher auf die Idee, ein kleines, unförmig dickes, dabei aber affektirtes Frauenzimmer eine Artiſchocke zu nennen.

Arzt (Der) mit dem Uringlaſe.

Dieſer Arzt iſt ein Glanzſtück der k. k. Gemälde-Sammlung. Es iſt von Gerhard Dov auf Holz gemalt, iſt oben von gewölbter Form, 1 Fuß 6 Zoll hoch und 1 Fuß 2 Zoll breit und ſtellt einen Arzt vor, der am Fenſter ein Uringlas mit forſchendem Blick betrachtet. Zu ſeiner Rechten ſteht eine alte Frau, die mit thränenden Augen den Ausſpruch des hochweiſen Äsculaps erwartet; an der linken Seite iſt ein offenes Anatomiebuch angebracht, wobei eine Weltkugel, eine zierliche ſilberne Flaſche und ein Barbierbecken auf dem Geſimſe ſtehen, welches zur Hälfte mit einem türkiſchen Teppich bedeckt iſt.

Unter dem Fenſter iſt auf die Mauer das berühmte Basrelief von Fiaminge, welches ein Kinderbachanal vorſtellt, Grau in Grau gemalt. Der Künſtler hat über demſelben ſeinen Namen und die Jahreszahl alſo hingeſchrieben: Gnov. 1643.

Ärzte.

Die Heilkunſt lag vormals in Wien, wie überall ſehr im Argen. Die Bader und Aderlaſſer waren Jahrhunderte hindurch die Ärzte des Volkes. Als man anfing, von den Ärzten eine wiſſenſchaftliche Bildung zu fordern, gehörte ein ſtudirter Arzt lange Zeit hindurch zu den ſeltenen Dingen, und noch 1480 zählte man in Wien nicht mehr als eilf ſolcher Heilkünſtler.

Kurz vor der Belagerung durch König Mathias von Ungarn, wäre wegen eines iſraelitiſchen Arztes von großem Rufe, dem Alles zulief, bald ein Aufruhr entſtanden, weil man den Stadtrath der Partheilichkeit und Verletzung der noch in Kraft ſtehenden Satzungen gegen die Juden anklagte. Das Volk ließ ſich nur durch die augenblickliche Verbannung jenes Äskulaps und durch die Erklärung beſänftigen: „man bedürfe keiner jüdiſchen Heilkünſtler, mit den vorhandenen eilf chriſtlichen ſei Wiens Bevölkerung zur Genüge verſehen.“

Als die Jeſuiten nach Wien kamen, traten ſie als wahre Väter des Volkes auf; ihre Aufopferung zur Peſtzeit war bewundernswürdig; eine eigene Bulle vergönnte ihnen ſogar, auch Ärzte zu ſein, wo es Noth that, und von ihnen hieß auch die von ihnen mitgebrachte Chinarinde das Jeſuitenpulver.

Schon Maximilian I. gab 1518 den Befehl, „der Wiener-Rath und Bürgerſchaft ſollten keinen Arzt dulden, der nicht der hochbefreiten mediciniſchen Fakultät der Univerſität angehöre;“ — aber das hinderte nicht, daß noch immer ein Schwarm Afterärzte und Quackſalber ſein Unweſen forttrieb.

Wie noch beinahe zwei Jahrhunderte ſpäter das mediciniſche Wiſſen beſchaffen war, lehrt uns ein 1689 in Wien bei Leopold Voigt erſchienener ſatyriſcher, aber ſeine Zeit genau charakteriſirender Traktat mit dem Titel:

„Allamodiſche Arzeney-Affen, das iſt: Wahre und klare, obſchon ſchlechte, dennoch gerechte Beſchreibung lächerlicher Fehler, einfältiger Thorheiten und ſchädlicher Mißbräuche in der Arzeney, wie auch vieler curieſen, aus dem alten Weiber-Arzeney-Archiv genommenen Recepten, poſſirlichen Kunſtſtücken und mit beſondern Super-Verſtand ausgeſpickten Geheimniſſe der Natur. Allen aufſchneideriſchen Landſtörzern, verlogenen Theriakskrämern, aufgeblaſenen Menſchen-Flickern, zahnlucketen Cl.... Köchin, Ehr- und Lehrbedürftigen Purgier-Künſterinnen zu einer heilſamen Warnung. Das erſte Mal an das Licht gegeben durch Joco. serium.“

Im achtzehnten Jahrhunderte ergingen viele Verordnungen, um der stets von Neuem aufwuchernden Quacksalberei Schranken zu setzen. Die wirksamste davon war jedoch der Regierungserlaß vom 17. Dez. 1797, womit bestimmt wurde, daß Niemand zur Ausübung der inneren Heilkunde berechtigt ist, der nicht bei dem Dekane der medicinischen Fakultät sich gemeldet und bei derselben als ordentliches oder außerordentliches Mitglied eingetragen ist. Wer sich sonst beigehen läßt, die Arzneikunde in Wien auszuüben, wird nach den Gesetzen als Pfuscher behandelt. Zu diesem Ende wurde der Herausgeber des Universitäts-Schematismus angewiesen, den Apothekern die Namen aller Fakultätsmitglieder genau bekannt zu machen und den Apothekern befohlen, nur von diesen Ärzten Recepte anzunehmen.

Die medicinische Fakultät führt einen Ochsen im Wapen, der in einem Buche liest, um symbolisch anzudeuten, daß das Studium auch einen beschränkten Kopf mit Kenntnissen bereichern kann. Dieses in der guten alten arglosen Zeit entstandene Emblem dürfte jedoch der so gestiegenen Verfeinerung unseres Zeitgeistes nicht mehr angemessen sein, und wir wünschen, daß dieser gehörnte Leser einmal aufhören möge, sich mit einer Weisheit zu brüsten, deren er nun einmal durchaus nicht fähig ist.

Ärzte-Gesellschaft.

Sie besteht seit 1838 und ihre Bestimmung ist die Beförderung der Arzneikunde in ihrem ganzen Umfange. Sie besitzt eine Bibliothek und ein Lesekabinet im Domherrnhofe am Stephansplatz (870). Die ordentlichen Mitglieder tragen jährlich 20 fl. bei, und haben das Recht, Fremde einzuführen. Auch bestehen Ehren-, korrespondirende und ausländische Mitglieder. Die Gesellschaft hält ihre Versammlungen im Consistorialsaale der Universität.

Aspern.

„Aspern klingt's, und Carl klingt's Siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.
Und so lange deutsche Ströme sausen,
Und so lange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Carl und Aspern ist in's Herz gegraben,
Carl und Aspern donnert's im Gesang."

Aspern ist ein am linken Donau-Ufer liegendes Dorf unter dem Patronate des Stiftes Melk. Die im Anfange desselben liegende Pfarrkirche hat vier, dem heil. Martin, Johann von Nep., Joh. von Gott und dem Apostel Thomas geweihte Altäre.

In der vaterländischen Geschichte ist es ewig denkwürdig durch die Riesenschlacht, welche am 21. und 22. Mai 1809 zwischen den österreichischen und französischen Armeen hier vorfiel. Während dieser zwei blutigen Tagen mußte Aspern dreizehn Angriffe und Erstürmungen von beiden Armeen aushalten. Die Kirche und der Kirchhof, der Thurm, einzelne Hausböden und Keller, ja einzelne Bäume und verrammelnde Wägen und Pflüge waren der Gegenstand einzelner, erbitterter Gefechte.

Hier wurden die feindlichen Generale Fouler und Durosnel gefangen und am Schluße mußte sich Napoleon selbst auf einem Kahne nach Ebersdorf flüchten. Hier war auch der letzte Tag seiner furchtbaren schweren Reiterei, die bisher die Unüberwindliche genannt worden war. Von den Harnischen der Gefallenen errichteten die Sieger hohe Eisen-Pyramiden, die man von den Thürmen der Hauptstadt sehen konnte.

Nach diesen großen Schlachttagen war Aspern eine Ruine; Alles, nur die Todten-Capelle und eine armselige Hütte mitten im Dorfe, wo man auch bis zum Monat Oct. 1810 den Gottesdienst hielt, war ein Raub der Verheerung. Doch in Kurzem war jede Spur des Kriegs verschwunden

und nur die Kirchenmauer trägt hie und da noch Zeichen der abgeprellten Kugeln.

Zwiſchen Aſpern und Eßlingen bildet die Donau eine groſse Inſel, Lobau genannt, die in dieſem Kriege ebenfalls eine bedeutende Rolle ſpielte. Der Name Aſpern wird ewig in der Geſchichte glänzen, wie denn auch ſchon damals der öſterreichiſche Generaliſſimus in ſeinem Tagsbefehle ſagte: „bei ſolchem Wettſtreit der höchſten Kriegstugenden ſei es unmöglich, die Tapferſten zu ſondern und alle Soldaten von Aſpern ſeien der öffentlichen Dankbarkeit würdig.“

Fr. Gräffer theilt (in ſeinen kleinen Wien. Memoiren) in Betreff dieſer Schlacht ein curioſes Nachſpiel von einem emeritirten Fechtmeiſter, Timlich genannt, mit, der auch literariſch und calcographiſch curios herumfecht. In einem Kämmerlein auf der Fiſcherſtiege producirte er allerhand Sachen und kaum war die Aſpern-Schlacht geſchlagen, ſo trat er mit dem geſtochenen Plan derſelben auf. Der Plan war faſt ganz falſch, nur aus dem Stegreif der Länge nach auf einem halben Bogen. Er nahm davon ein Paar hundert Abdrücke, legte ſie auf den Arm, wie die Zeitelträger und ging durch die Stadt. Die Leute ſchauten und fragten. „Die Schlacht von Eßling,“ ſagt er, „die Schlacht von Eßling, ganz neu; koſtet einen Gulden!“ — In zehn Minuten hat er funfzig verkauft. Er geht über den Salzgries, den Fiſchmarkt, zum rothen Thurmthor hinaus, nimmt Platz auf einer grünen Bank bei Hugelmann, legt ſeine Waare auf den Schooß und verkauft immerfort. Das geſchah Alles mitten unter den geſchlagenen Franzoſen, welche gerade die Käufer der meiſten Exemplare waren. Und nicht ein Haar ward dem Manne gekrümmt. Timlich's Freunde fürchteten für ihn, aber er lachte. Auf dem Plane ſtand nicht Aſpern, ſondern Eßling, wie die Franzoſen die Schlacht nannten. Er ward auch bei Geiſtinger auf dem Kohlmarkt verkauft.

Nach dieſer Schlacht war Wien mit Bleſſirten angefüllt, denen die Wiener ohne Unterſchied der Nation tauſend und tauſend Beweiſe ihres echt ſamaritaniſchen Charakters gaben. Den 8. Juni 1809 las man an den Straßenecken in franzöſiſcher Sprache: „Gott möge Euch ſegnen, Ihr edlen Wiener, die Ihr die Thränen der verwundeten Feinde trocknet, die Ihr die Franzoſen wie Euere eigenen Mitbürger pflegt. Napoleon dem Groſsen wird es zur Kenntniß kommen und der Lohn wird Euerer würdig ſein.“

Aſprement.

Der niederländiſche Graf Ferd. Gobert von Aſprement (auch Aprement, Scharfenberg), geboren 1643, der von baieriſchen Dienſten in kaiſerliche übertrat und es darin bis zum Feldmarſchalle brachte, war zu ſeiner Zeit ein Mann, der in Wien viel Aufſehen machte.

Es fehlte ihm nicht an Kriegsruhm, er entſchied 1686 die Einnahme von Ofen, da er beim Sturme die baieriſchen Truppen anführte, und 1689 erhielt er das Oberkommando über die kaiſerliche Armee bei Belgrad. In dieſer Stadt wurde er von dem ſiegreichen Muſtapha Kiuprili belagert, muſste ſie jedoch übergeben, nachdem nach einander vier Pulvermagazine von türkiſchen Bomben in die Luft geflogen waren.

Dieſer Übergabe wegen wurde ihm aber dennoch der Prozeß gemacht, während welchem er in Wien gefangen ſaß. Als er ſeine Freiheit erhielt, wurde ſie auf Wien beſchränkt und dieſe Muſe benutzte er, um die Bekanntſchaft der ſchönen Prinzeſſin Rakoczy, Schweſter des unruhigen Fürſten Franz Leopold Rakoczy, zu machen, welche im Kloſter der Himmelpförtnerinen eingeſperrt war.

Aſprement wuſste demungeachtet das

Herz dieser Dame zu erobern und trieb sein kriegerisches Feuer so weit, daß er die Prinzessin entführte und ohne Bewilligung Leopold I. heirathete. Von dieser Zeit lebte er auf seinem Schloße Neckheim im Auslande, wo er den 1. Febr. 1708 starb.

Assicurazioni Generali Austro-Italiche in Triest.

Diese Versicherungs-Gesellschaft wurde 1831 errichtet und besitzt einen Gewährleistungsfond von 5,800,000 fl. C. M. (an Reserven 2,350,000, an Stammkapital 2,000,000, an jährlich eingehenden Prämien und Zinsen 1,450,000). Sie hat in jeder Stadt der Monarchie Agenten mit der Befugniß aufgestellt (in Wien, Schulgasse Nr. 750, Hauptagent: J. B. Benvenuti), sich mit Versicherungs-Lustigen zu verständigen und haftet gegen:

a. Feuer-Schäden bei Gebäuden, Fabriken, Meubeln, Boden- und Kunsterzeugnissen, Vieh, Waaren u. s. w.

b. Elementar-Schäden bei zu Land oder Wasser reisenden Gütern.

c. Capitalien oder Renten zahlbar, wenn der Versicherte eine bestimmte Zeit überlebt.

d. Dergleichen, zahlbar, nach dem wann immer erfolgenden Tode des Versicherten, oder wenn dieser innerhalb eines bestimmten Zeitraumes oder nach dessen Verlauf stirbt.

e. Bedingte und unbedingte Leibrenten.

Zu Versicherungen gegen Schäden ist blos die Beschreibung der zu versichernden Gegenstände mit Angabe des Werthes einzureichen, worauf eine Polizze ausgefertigt wird. Ist die verlangte Versicherungszeit zu Ende, so erlischt die Versicherung von selbst; sie tritt aber wieder in Kraft, sobald die Bezahlung für eine weitere Versicherungszeit erfolgt. Die Bedingung für die Lebensversicherung ist in einer besonder-Ankündigung enthalten.

Im Jahre 1844 hat sich die Schäden-Anzahl auf 2934 und geleistete Vergütungs-Summe auf 730,200 fl. C. M. belaufen.

Association der Damen.

Vor einem halben Jahrhunderte schrieb J. Richter von einer Damen-Association in Wien. Was er damals sagt, paßt noch von Sylbe zu Sylbe auf unsere Zeit; wir widmen seiner Nachricht daher eine kleine Rückerinnerung.

Damals beschäftigten sich die Wiener-Tonangeberinen in Sachen der Mode, mit der Reforme ihrer Chapeaux, Pouls, chemises, menteuses, culs de Paris, fourreaux, ceintures de Venus, Bonnets aux Zephires und wie die Waffen des weiblichen Zeughauses alle heißen mögen.

Es war am Tage der unschuldigen Kindleins, und also am 28. des Christmondes 1788, daß sich eine beträchtliche Anzahl junger Damen auf einem Landhause zu diesem löblichen Zwecke versammelte.

Die Gräfin Klarisse eröffnete die Sitzung dieses weiblichen Parlaments mit einer Rede, worin sie sehr wider die eben so lächerliche als unbequeme Tracht ihres Geschlechtes eiferte.

„Gestehen wir uns, theure Schwestern," heißt es darin, „daß die Art uns zu kleiden eben so unbequem als lächerlich ist. Unsere Hüte, die so groß wie parapluies sind, lassen uns kaum mehr zu unseren Wägen hinein und zwingen uns stets mit gekrümmten Hals zu gehen, aus Furcht, daß wir irgend an einem Luster hangen bleiben.

Unsere Reifröcke sind uns im Gehn zur Last und machen, daß wir uns kaum niedersetzen können. Wir tragen Chemises (oder Hemde) zum Oberkleide. Unsere Menteuses sind schon durch ihre Benennung eine Satyre auf uns; denn wer wird sich

durch einen Busch von Dünntuch täuschen lassen? Es ist fast keine unter uns, die nicht Hühneraugen hätte und doch fahren wir fort unsere ziemlich starken Füße in Kinderschuhe zu zwingen. Unsere fourreaux mit ihren ceintures de Venus sind keine üble Erfindung und mögen sich für einen geraden, schönen Wuchs ganz wohl schicken: aber leider haben wir es unserer verkehrten Erziehung zu danken, daß wir fast alle schief gewachsen sind. Wodurch wir uns aber am meisten lächerlich machen, ist, daß wir alles schön finden, was Mode heißt, und ohne darauf zu sehen, ob sie für jeden Wuchs passet, diese Mode mitmachen. — Glauben Sie ja nicht, daß Frankreichs würdigere Damen sich so närrisch wie wir kleiden. Sie sind zu gute Hausmütter, um durch halbe Tage am Putztische zu sitzen und überhaupt zu klug, um durch das ganze Jahr en masque zu gehen. — Wir sind also bloß Kopien von der étourderie junger Schwärmerinen, die selbst in Paris der feinern Welt zum Spotte dienen — und doch sind wir kindisch genug, uns etwas einzubilden, wenn wir ein neues Kind der Mode tragen können, das eben die filles entrenues in Paris abgelegt haben.

Wir bezahlen das geschmackloseste Putzwerk mit theurem Geld, so bald es aus Paris kömmt, und es ist uns keine Treppe zu hoch, wenn es darum zu thun ist, einer Modewaarenhändlerin einen Besuch zu machen, die eben von Paris kam. Ja, wir schämen uns sogar nicht, die Fächer unserer Reisewägen damit so voll zu stopfen, daß uns die Mauthbeamten eher für Schleichhändlerinen als Damen halten müssen.

Hören wir also auf, französische Geckinen zu sein. Verwenden wir die kostbaren Stunden, die wir unter den Händen unsers Friseurs vertändeln, auf die Erziehung unserer Kinder, auf die Bestellung unsers Hauswesens. Lassen Sie uns, anstatt uns nach einer Pariserpuppe zu kleiden, lieber selbst eine Tracht erfinden, die dem Wuchs angemessen, prächtig ohne Verschwendung, geschmackvoll ohne Karikatur; — kurz, eine Tracht, die uns, ohne uns lächerlich zu machen, gut bildet und sich für deutsche Damen, oder überhaupt für vernünftige Wesen schickt."

Kaum hatte die Gräfin ihre Rede geendiget, so fingen, — wie das Protokoll sagt, — die übrigen Damen alle zugleich zu reden an; daher es der Protokollistin unmöglich war, nur einen einzigen zusammenhangenden Gedanken zu Papier zu bringen.

Wie der Sturmwind sich legen muß, so kühlte sich endlich auch das Feuer dieser Sprecherinen, und die schöne Flavia mit den großen, schwarzen Augen konnte nun zum Wort kommen.

„Ich finde, daß unsere satyrische Freundin nicht viel Nächstenliebe besitzt. Ich zwar kann mir für meine Person die Ablegung unserer Reifröcke, unserer menteuses und überhaupt des ganzen französischen Flitterkrams, wie unsere Schwester unsere Tracht zu nennen pflegt, gefallen lassen. Die Natur ist in keinem Stück eine Stiefmutter gegen mich gewesen und ich könnte wohl von meinem Überflusse andern etwas mittheilen. Ich hoffe auch nicht, daß sie mit dem Spotte über unsere Kinderschuhe auf mich angespielt hat. Der Natur sei es gedankt! ich brauche meinen Fuß nicht in einen kleinen Schuh zu zwingen. Kleine Dinge brauchen keinen großen Raum. — Indessen hätte die Sprecherin vor mir, bei ihrem Reformationsplan auf ihre Mitschwestern Rücksicht nehmen sollen. Ich will, um Niemand zu beleidigen, keine Beispiele aus der gegenwärtigen Versammlung anführen.

Aber thun Sie selbst den Ausspruch, ob z. B. die kleine Pinpin nicht einer Zwergin gleichen würde, wenn sie ihren Lockenbau, ihren Chapeau mit ellenlangen Federn und ihre hohen Absätze ablegen müßte? Oder die hagere Selinde, wenn man sie

um ihren dünntüchener Busen brächte? Oder die himmellange Melusine, wenn man ihr ihren Reifrock nähme? Was für eine erbärmliche Figur würden unter uns diese wohl gemachten, und mit allen Reizen begabten Damen spielen? Würden sie sich nicht zu Tode kränken, wenn ihre bisher durch diese nachgeahmte Naturgaben angelockten Verehrer einsehen sollten, daß diese aufgeblüht scheinende Busen nicht ihrer Gebieterin, sondern der Marchande de Mode gehören? Daß sie kein Geschenk der Natur, sondern ein Geschenk Frankreichs sind?

Durch nichts aber verräth unsere Reformatorin ihren Mangel an Nächstenliebe deutlicher, als durch ihre Aufforderung, daß wir die Stunden des Putztisches auf die Erziehung unsrer Kinder und unser Hauswesen verwenden sollen. Was würden die meisten von uns mit dem lieben langen Tag anfangen, wenn ihnen nicht die göttliche Erfindung der Toilette die Hälfte davon wegnähme? — Hier ist es, wo Stunden wie Augenblicke verschwinden; wo Witz und Verstand ausgebildet werden und unser Humor für den ganzen übrigen Tag seine Stimmung erhält. Was die Erziehung unserer Kinder und die Besorgung des Hauswesens betrifft, so ist dies ein Vorschlag, der so lächerlich ist, daß sich sogar unsere Kaufmanns- und Bürgersweiber dessen schämen würden.

War es nicht genug, daß wir der Familie zu Liebe die erschreckliche Last auf uns nahmen und zwei- oder dreimal Mutter wurden? Und warum haben wir denn unsere Kindsfrauen und Gouvernanten, wenn wir uns selbst mit der Erziehung abgeben sollten?« — —

Weiter geht das Protokoll nicht, nur so viel ist noch angegeben, daß der Vorschlag der Gräfin durch die Mehrheit von 30 gegen 10 Stimmen verworfen wurde.

Astronomisches und physicalisches Cabinet (K. K.).

Dasselbe befindet sich im Hintergebäude der Reichskanzlei in der Schauflergasse, und das astronomische Observatorium im Schweizerhofe; es gehört gewissermaßen zu den naturhistorischen Sammlungen und enthält nebst vielen physikalisch-astronomischen Instrumenten auch viele mechanische und technische Kunstwerke, wovon die Tastenharmonika vom Professor der Mathematik zu Olmütz, Franz Bartl, und eine camera obscura vorzüglich sehenswerth sind. Wenn wir nicht irren, so befindet sich hier auch das merkwürdige Astrolabium oder die astronomische Planeten-Maschine des Prinzen Eugen von Savoyen, welche vormals in dessen Bibliothek aufgestellt war. Der Engländer Rowley soll sie nach dem Copernicanischen System in Auftrag des Grafen Cadogan, der sie dem Prinzen schenkte, verfertigt haben. Besonders bemerkenswerth ist an dieser Maschine, daß ihr Erfinder, um die Abwechslung der Jahreszeiten und die Länge des Tages nach einer gegebenen Polhöhe auf der Erde vorstellen zu können, sie dergestalt verfertigte, daß sie erhöht und erniedrigt, und statt der Sonnenkugel eine gläserne Lampe eingesetzt werden kann, welche, wenn das Gemach verfinstert ist, durch Schatten und Licht die erwähnte Abwechslung auf den von Elfenbein gemachten kleinen Globus andeutet.

Das mit einer Wetterstange und einer Sonnenuhr versehene kleine Observatorium mit einem Aussichtsthürmchen, um welches herum eine Gallerie läuft, bietet den Vortheil einer Mignon-Sternwarte dar und muß den interessantesten Theilen der Hofburg auch in baulicher Beziehung zugezählt werden, denn der untere Theil des Gemäuers dieses Burgtheils soll auf den Fundamenten der ältesten Burg ruhen, welche hier einen ihrer, noch im heutigen Versprunge

des Gebäudes erkennbaren vier Eckthürme hatte.

Asylrecht (Das).

Das in der Vorzeit allgemein bestandene Asylrecht will sich dem ersten Anscheine nach unseren Begriffen von Recht und Gerechtigkeit nicht wohl anpassen und man stimmt dieser Einrichtung nur dann einigermaßen bei, wenn man erwägt, daß die rauhe Gestaltung jener Tage es sehr nothwendig machte, manchen unschuldig Verfolgten eine sichere gesetzlich bestimmte Zufluchtsstätte oder Freiung zu öffnen.

Dieses Recht war vormals in Wien in größerer Kraft, als in irgend einer anderen Stadt Deutschlands; denn es ist bekannt, daß unter den ersten habsburgischen Landesfürsten hier jedes Bürgerhaus das Asylrecht genoß.

Erst Rudolph der Stifter schaffte alle diese Sicherheitsstätten für Verbrecher ab und ließ nur drei Asyle bestehen: jenes der landesherrlichen Burg, jenes des Münsters zu St. Stephan und das schon von seinem Stifter, dem Herzoge Heinrich Jasomirgott damit begabte Schottenkloster, jedoch nur innerhalb seiner Ringmauern.

Diese weise Verfügung kam jedoch nie strenge in Wirksamkeit, weil die Gotteshäuser und geistlichen Wohnungen sich fortwährend dieses Vorrechtes bis in die neueste Zeit bedienten.

Leopold I. und Carl VI. sahen sich daher veranlaßt, das Asylrecht in Kirchen und Klöster sehr zu beschränken; demungeachtet aber hat dasselbe seit dieser Zeit noch besonders die Kirchen der Michaeler und der Schotten mehrmalen zu wahren Mördergruben gemacht, wodurch Maria Theresia sich endlich genöthigt sah, das so arg mißbrauchte Asylrecht 1776 ganz aufzuheben.

Diesem Rechte verdankt einer der größten und schönsten Plätze der Hauptstadt, die Freiung, seinen Namen und dadurch ist uns noch immer dieses berüchtigte Vorrecht näher gerückt, als Manche, die täglich sein Pflaster betreten, bedenken dürften. (Siehe Freiung.)

Einer der ruchlosesten Fälle, wo unter dem Schutze des Asyls eine Schandthat begangen wurde, trug sich unter Leopold I. bei der Michaeler Kirche zu. Franz Gruber, gewesener Verwalter beim Statthalter Graf von Jörger, hielt sich vom Grafen so verschwärzt, daß er keinen Dienst mehr finden konnte. Er schwur sich zu rächen. An den Grafen selbst Hand zu legen, schien dem Böswicht zu wenig. Er lauerte daher dessen einzigen talentvollen Sohne vor der Michaelerkirche auf, wie er eben aus dem Rath nach Hause fuhr und tödtete ihn durch einen Pistolenschuß. Als der Mörder wenige Tage darauf lebendig gerädert wurde, bezeigte er noch unter der Todesmarter eine teuflische Freude, daß der alte Graf bis an seinen Tod keinen frohen Augenblick mehr haben werde. Nach vollzogener Mordthat hatte sich der Mörder bei den Michaelern geflüchtet, wo ihn die Stadtguardia wegfangen mußte. Die geistlichen Autoritäten protestirten aber gegen das eigenmächtige Eindringen der Stadtguardia, worauf der Verbrecher aus dem Amtshause in die Kirche zurückgebracht und dann erst ausgeliefert wurde.

Athlet in der Burg (Der fürstl.).

Friedrich August, nachmaliger Kurfürst von Sachsen und König von Polen, bekannt durch seine männliche Schönheit, durch seine Galanterie gegen die Damen und seine außerordentliche Kraft, die einem Sänger seiner Zeit veranlaßte, ihn den fürstlichen Athleten zu nennen, war ein Jugendfreund Joseph's I. und wohnte mit diesem in der kaiserlichen Burg zu Wien.

Während dieſes Aufenthaltes gab Friedrich August als Erbprinz von Sachſen der damaligen Wiener-Welt ein kleines Pröbchen ſeiner Muskelſtärke, ein Pröbchen, das um ſo merkwürdiger iſt, weil die Veranlaſſung dazu den Beweis liefert, daß noch damals der Glaube an Geiſter-Erſcheinungen allgemein gang und gäbe war.

Die Verwegenheit mancher Betrüger, die dieſe Schwäche der Zeit zur Erreichung ſelbſtſüchtiger Zwecke benutzten, ging ſo weit, daß auch die heiligſten Orte von ihren Alfanzereien nicht verſchont blieben. So geſchah es, daß auch die Appartements des damaligen Erzherzogs Joſeph von einigen übelwollenden Geſellen zum Tummelplatz nächtlicher Spuckſcenen gewählt wurden.

Es befand ſich gerade Friedrich August als aufblühender Prinz in Wien und bewohnte mit ſeinem Freunde dem Erzherzog daſſelbe Zimmer. Als in einer Nacht eine ſolche Spiegelfechterei ſtatt fand, ſprang Friedrich August mit einem Satze aus dem Bette, faßte den Geiſt, der etwas ganz anderes erwartet hatte, mit Rieſenſtärke um den Leib, hob ihn mit einem Arme empor, öffnete mit der andern Hand ein Fenſter und warf das zappelnde Geſpenſt ohne weitere Umſtände hinaus in den Burghof hinunter. — Der Schauplatz dieſer Geiſterbannerei war der ſchmale Hof hinter der Burgkapelle, gegen die heutige Hofbibliothek zu.

Atzgerſtorf.

Dieſes Dorf (ehemals Etzersdorf) liegt an dem Pießingbach zwiſchen Erlaa und Rodaun in einer freundlichen Ebene. Es gehört zu den älteſten Ortſchaften des Landes. Wenn jener Luitwin de Azilinesdorf, der als Zeuge bei der Verhandlung, welche Heinrich Jaſomirgott am 31. Juli 1171 zu Kloſterneuburg pflog, vorkommt, ſeinen Namen davon führte, ſo gehört der Ort zu jenen Ortſchaften, welche nach Vertreibung der Ungarn durch die Babengergiſchen Markgrafen angelegt wurden.

Laz führt (in ſeinem Manuſcripte von den alten Geſchlechtern Unteröſterreich's) einen Gerlach v. A. an, der ein Sohn Siegfried's v. Perchtoldsdorf war und 1278 in der Minoritenkirche zu Wien begraben worden ſein ſoll.

Bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts war A. ein landesf. Lehen und Albrecht IV. verlieh es 1411 dem Peter und Alexius Gradner. Ferdinand I. belehnte damit 1527 den Ladislaus von Ratmannsſtorf, deſſen Nachkommen dieſe Herrſchaft lange beſaßen. Im Jahre 1622 gelangte ſie an Anna Maria Gräfin v. Saurau, geborne Gräfin Ratmannsſtorf, welche ſie 1637 an ihren Sohn Chriſtoph Alban, Erblandmarſchall in Steiermark abtrat. Dieſer verlor ſpäter mehrere Herrſchaften, wozu auch dieſe gehörte, und Ferdinand III. verkaufte ſie 1652 an Johann Mathias Struckelberger, Freiherr von Goldegg, ſeinem geheimen Rathe und Hofkanzler um 9000 fl. und ließ darüber zu Prag den 12. Auguſt 1656 das Inſtrument ausfertigen.

Freiherr von Goldegg ſchenkte noch im nämlichen Jahre das Gut den Jeſuiten in Wien für ihr Convikt bei St. Barbara zum Unterhalte armer Studenten. Nach Aufhebung dieſes Ordens kam es den 26. Juni 1775 um 38000 Gulden durch Kauf an den Reichsgrafen Georg Adam von Starhemberg und gehörte zur Herrſchaft Erlaa. Von dieſem nachmals fürſtlichen Hauſe kam A. nach einander an den Freiherrn v. Braun, an den Grafen v. Taaffe Erz. und an den Herzog von Blacas, von welchem es an ſeinen heutigen Beſitzer, den als Schriftſteller geſchätzten Herrn Johann Langer überging.

Der Urſprung der Ortskirche iſt unbekannt. Die erſte Erwähnung von ihr geſchieht in einem, im Archive der Dompropſtei zu Wien befindlichen Verzichtbriefe

von 1372 des Hanns Meiſsner auf einen darauf geſtifteten Hofſtattweingarten.

Dieſes Schweigen der Geſchichte wird im 16. Jahrhunderte unterbrochen. Im J. 1505, unter dem Pfarrer Friedr. Himmler, war ein groſser Theil des Ortes von den Religions-Neuerungen ergriffen und 1529, als die Türken Wien belagerten, wurde die Kirche zerſtört. So geſchah es, daſs die katholiſche Lehre beinahe ganz verloren ging, und aus dem Viſitations-Berichte von 1582 erſieht man, daſs der Pfarrer, Sebaſtian de St. Benedicto von einem Lutheraner ordinirt wurde, und daſs er Weib und Kinder hatte.

Die folgenden Seelſorger ſuchten mit vielem Eifer dem alten Glauben wieder Eingang zu verſchaffen, ſo daſs ſich 1630 daſelbſt nur fünf akatholiſche Individuen befanden. Den meiſten Vorſchub leiſtete der Freiherr v. Goldegg dem Bekehrungswerke.

Als 1683 die Türken erſchienen, wurde A. abermals geplündert und den Flammen geopfert, wobei auch die Kirche und der Pfarrhof zu Grunde gingen. Der letzte wurde erſt 1705 hergeſtellt.

Die Kirche zur heil. Katharina iſt ſchön, hoch und geräumig, und ein heiliges Dunkel herrſcht in ihrem Innern. Der Hochaltar wurde 1792 auf Koſten zweier Schweſtern, Eliſabeth Karges und Eva Mödel, erbauet und auch die Kanzel durch ſie errichtet. In dem Schloſse wurde von den Jeſuiten eine Capelle erhalten, die der heil. Barbara geweihet ward.

Auf dem Wege von A. nach Lainz in den Weingärten ſtand ſeit undenklichen Zeiten eine kleine hölzerne Capelle, in welcher ſich ein groſses hölzernes Crucifix befand, bei welchem die Vorübergehenden der Andacht pflegten. Als die Türken 1683 nach A. kamen, zerſtörten ſie auch dieſe Capelle und verſtümmelten durch Säbelhiebe das Crucifix dergeſtalt, daſs es nur ſtückweiſe geſammelt werden konnte. Ein Hauer von A., Namens Strobinger, fand in ſeinem Weingarten die Stücke und lieſs ſie wieder in ein Ganzes zuſammenſetzen.

Die Verehrung, welche er gegen dieſes Kreuz hatte, bewog ihn, daſs er am nämlichen Plaſse, wo die hölzerne Capelle geſtanden, eine ſchöne neue Capelle erbaute. In dieſer wurde das alte von den Türken gemiſshandelte Kreuz aufgeſtellt, und alsbald geſchahen viele Wallfahrten dahin, und weil viele von Krankheiten und Fieber befallene Menſchen ſich dabei Heilung erflehten, ſo nannte das Volk dieſes Kreuz das Fieberkreuz.

Die Kaiſerin Eliſabeth, welche als Witwe in Hetzendorf wohnte, kam wöchentlich zwei Mal in dieſe Kreuz-Capelle, und that vieles für ihre Verſchönerung, zu welcher ſie Ornate und Kirchengeräthe opferte.

Im J. 1761 wurde dieſes Kreuz, am Feſte der heil. Katharina, aus dieſer Capelle genommen und mit groſser Feierlichkeit in die Pfarrkirche zu A. übertragen, wo es auf den Hochaltar geſtellt wurde und noch verehrt wird. Die vorige Capelle wurde abgebrochen, und die ſilbernen Opfer, welche ſich darin befanden, für die Pfarrkirche in Kirchengefäſse verwandelt.

Auerſpergiſcher Pallaſt.

Er iſt das Werk Fiſcher's v. Erlach, und gehört zu den ſchönſten Palläſten Wien's. Urſprünglich gehörte er dem Marquis de Refrane (Refrani), Prinzen von Ceſſe, von welchem die Nebengaſſe den Namen hat, kam dann an die Grafen von Kinsky (1736) und von dieſen an die Fürſten von Auerſperg. Anfänglich war das ſchöne Palais auſser dem Thore gegen das Glacis mit einem groſsartigen eiſernen Gitter umgeben. Ausgezeichnet iſt darin der Marmorſaal von ovaler Form und herrlicher Dekorirung; er nimmt den Mittelpunkt

des Gebäudes ein und iſt zwei Stockwerke hoch. Großartig iſt auch die Haupttreppe und die Einfahrthalle. Der Garten erſtreckte ſich vormals bis zur langen Gaſſe der Joſephſtadt, zu welcher der Pallaſt als erſte Nummer gezählt wird. Bemerkenswerth ſind darin ein geſchmackvoller Weingarten, ein Tempel der Flora und ein niedliches Theater. Die zwei großen Raſenplätze, welche zwiſchen ſeiner Fronte und der Fahrſtraße des Glacis ſich ausbreiten, machen ſeine Lage ungemein ſchön.

Auferſtehungs-Capelle
im Belvedere.

In der Ecke des linken Schloßflügels des oberen Belvedere's, auf dem großen Waffinplatze, gegen den botaniſchen Garten der Univerſität, befindet ſich die ſchöne, von Vergoldungen und Marmorſchmuck ſtrotzende Schloßkapelle, welche der Auferſtehung Chriſti geweiht und mit einem werthvollen Altarblatte, die Auferſtehung des Herrn vorſtellend, von Solimena aus Neapel, geziert iſt.

Dieſes niedliche Bethaus wurde mit dem ganzen herrlichen Schloßgebäude im Jahre 1721 vollendet, wie die daran angebrachte gelungene chronographiſche Inſchrift lehrt:

PaX MVnDI resVrrectio Christi.

Dieſer Andachtsort wurde dem öffentlichen Beſuche frei gegeben; er erhält ein beſonderes Intereſſe, weil darin der große Eugen von Savoien ſo lange er das Belvedere bewohnte, täglich ſeine Privat-Andacht hielt, wozu ſich ſtets eine Auswahl angeſehener Perſonen des Adels und des Gelehrtenſtandes einzufinden pflegte.

Heut zu Tage wird in dieſer Capelle durch den kaiſerlichen Beneficiaten des Belvedere's, der in dem nahen Seitengebäude ſeine Wohnung hat, Gottesdienſt gehalten, dem von den Bewohnern jener von andern Kirchen ſehr entfernten Gegend häufig beigewohnt wird.

Aufgebot in Wien.

Nach Mantuas Fall 1796 war Buonaparte bis Judenburg und Leoben in Steiermark vorgedrungen und Wien ſtand in Gefahr, von dem Feinde beſetzt zu werden. Graf Saurau, damals Regierungs-Präſident, forderte am 4. April 1797 Wiens Bürger auf, den Muth und die Treue ihrer Vorfahren zu bewähren, und wenn die Bemühungen zum Frieden fehlſchlagen ſollten, die Waffen zu ergreifen.

Ein allgemeiner Landſturm, die ungariſche Inſurrection und ein verſchanztes Lager vor Wien wurden beſchloſſen. Mit Begeiſterung wurde der Ruf zum Aufgebote vernommen, die Studirenden, die Akademie der bildenden Künſte und der Handelsſtand griffen zu den Waffen und die Stände Niederöſterreichs warben ein eigenes ſtändiſches Corps; Fürſt Johann von Lichtenſtein rüſtete eine Reiterei aus und die Bürger durch ihren Eid an die Stadt gebunden, ſtellten ihre Söhne, Geſellen und Diener zum Waffendienſt.

Der Kommandirende in Inneröſterreich, Ferdinand Herzog von Würtemberg, der eben in Wien angelangt war, ließ als Freiwilliger zum Aufgebote ſich einſchreiben und wurde von Franz I. zum Oberbefehlshaber desſelben ernannt. — Binnen ſechs Tagen waren 37000 Mann für das Aufgebot eingeſchrieben, ſo daß man kaum die nöthigen Waffen aufbringen konnte.

Am 17. April ſchon geſchah auf dem Glacis vom Schotten- bis zum Stubenthor die Fahnenweihe durch den Weihbiſchof Grafen Arrt und unmittelbar darnach zog die Aufgebots-Mannſchaft in das Hauptquartier nach Kloſterneuburg; voraus die beiden ungemein ſchönen Schwadronen Reiterei unter dem Oberſtlieutenant Baron Hochberg, dann das Univerſitäts-Corps mit

der ihm noch von der letzten türkischen Belagerung her zuständigen Fahne, darauf sieben starken Brigaden und ein auserlesenes Jäger-Corps.

Besondern Gemeingeist zeigten die Tischler, die in der siebenten Brigade 5 Compagnien bei 1500 Mann stark bildeten, und sich durch einen besondern Eid verbanden, nicht von einander zu weichen und jeden Feigen für immer aus ihrer Mitte auszuschließen. Sie erhielten deshalb eine eigene Aufgebotsfahne, welche sie bei den Frohnleichnams-Prozessionen führen. Inzwischen änderte sich aber der Stand der Dinge. Die wackern Tiroler waren aufgestanden und hatten ihr Land von dem Feinde befreiet; auch im Venetianischen herrschte voller Aufstand wider die Franzosen. Buonaparte unterzeichnete daher die Friedenspräliminarien zu Leoben und am 17. October 1798 kam dann der Friede von Campoformio zu Stande.

Das Aufgebot kehrte am 3. Mai 1797 nach Wien zurück und wurde aufgelöset; der Tag seines Ausmarsches blieb ein Festtag Wiens. Herzerhebend war es, als nach der Rückkehr die gesammte Mannschaft mit einer eigenen Denkmünze an schwarz und gelbem Bande mit dem Bildniß des Kaisers und der Inschrift: »Den biedern Söhnen Österreichs des Landesvaters Dank« belohnt wurden.

An dem Aufgebote hatten insbesondere die Leopoldstädter lebhaften Antheil genommen; unter der zweiten Brigade desselben waren drei Compagnien ganz aus Einwohnern der Leopoldstadt und Jägerzeile gebildet, wovon 270 Mann sich selbst erhielten und wozu die beiden Gemeinden den Unterhalt für dreißig Mann übernommen hatten.

Aufnehmer (Der).

Ein talentvoller und gegen die gewöhnliche Weise von Glücksgütern nicht entblößter Maler hatte sich in die Tochter des reichen Handelsherrn Scharrenhuber, bei dem ein voller Sack mehr galt als ein voller Kopf, und dem die alten römischen Talente lieber waren, als die Kunsttalente, verliebt. Seine Liebe ward erwiedert. Der Vater aber wollte den Wünschen der jungen Leute kein rechtes Gehör geben, weil der Maler ihm nicht reich genug zu sein schien. Als dieser jedoch erklärte, der Schwiegervater könne die Mitgift so lange in Händen behalten, als ihm gutdünke, da beglückte Scharrenhuber das Pärchen mit seiner Einwilligung. Einst stand dasselbe am Fenster im Gespräch vertieft. Scharrenhuber, gleich allen Geizhälsen ein Späher und Horcher aus Argwohn, schlich sich unbemerkt heran und belauschte ihr Geflüster.

»Se werd' ich dich,« seufzte das Mädchen, »acht Tage lang nicht sehen!«

»Die Reise ist dringend; ich muß dort,« hier sprach der junge Mann leiser, so daß der Horcher nichts verstand, als das Wort aufnehmen.

»Aufnehmen!« schrie Scharrenhuber hervorbrechend; Sie wollen aufnehmen und mein Schwiegersohn werden! Fort, mir aus den Augen! Nie soll ein Aufnehmer mein Eidam werden!

Der junge Mann war erstarrt, das Mädchen einer Ohnmacht nahe. Nur mit Mühe erklärte man ihm das Mißverständniß, daß nämlich von dem Aufnehmen einer Gegend die Rede sei.

Der Alte schüttelte den Kopf und wollte nicht glauben, daß das Wort aufnehmen in der Kunstsprache der Maler einen andern Sinn hätte, als in dem Munde der Geldnegotianten. Nur nach und nach verloren sich seine Zweifel, und er bat den Maler: künftig von Abnehmen und Einnehmen so viel er wolle, aber nie mehr etwas von Aufnehmen verlauten zu lassen, welches ein ganz unangemessener Kunstausdruck sei.

Aufputz der Kirchen.

Im J. 1784 erhielten alle Kirchenvorſteher die Verordnung, daß künftig nicht mehr geſtattet werden dürfe, den Statuen und Bildern des Heilandes, Mariens und der Heiligen in den Kirchen, Kleider, Hemde, Strümpfe und Schuhe anzulegen, Perücken aufzuſetzen, goldene, ſilberne und andere Herzen, Füße, Ringe u. dgl. anzuhängen oder daran anderes Putzwerk anzubringen; — auch wurde verfügt, daß ſtatt der meiſtens ſehr ſchlecht geſtalteten und gemalten Statuen und Bilder beſſere und kunſtmäßige beizuſchaffen ſind. Endlich ſeien auch von den innern Wänden der Kirchen die vielen Opfer, Votivtafeln, hölzerne, meiſtens mit allerlei Ekel erregenden Wunden bemalte Füße, Hände, Krücken, Panzer, Ketten u. ſ. w., wodurch die Gotteshäuſer mehr verunſtaltet als geziert werden, hinwegzuſchaffen.

Aufſpritzen.

Dieſe wohlthätige Sanitäts-Maßregel wurde 1782, dem Jahre der Anweſenheit des Papſtes Pius VI. in Wien, unter Joſeph II. eingeführt. Mit Anfange des Juni iſt allen Hausbeſitzern, Sequeſtern und Adminiſtratoren unter Androhung ſtrenger Beſtrafung anbefohlen worden, zur Vermeidung des häufigen und ſchädlichen Staubes in der Stadt, zweimal des Tages, nämlich Früh von 7 bis 8 Uhr und Nachmittag von 3 bis 4 Uhr vor den Häuſern aufſpritzen zu laſſen; von welcher Obliegenheit kein Kloſter, kein Herrſchaftshaus, ja ſelbſt die Hof- und Dikaſterialgebäude nicht ausgenommen waren. — Auf den Fahrſtraßen des Glacis um die Stadt herum, wurde von den Gefangenen aufgeſpritzet.

Aufſtand der deutſchen Kriegsknechte (1529).

Nach dem unerwarteten Abzug der Türken von Wien 1529 brach unter den Reichstruppen, die bei der Belagerung Dienſte gethan hatte, ein bedenklicher Aufſtand aus. Dieſe Truppen ſchloßen verabredetermaßen bei einer allgemeinen Muſterung um ihre Oberſten Konrad Bettsmann und Jakob von Bärnau einen Kreis, ſchütteten lärmend ihre Lanzen und forderten einen fünffachen Sold, weil ſie fünf Hauptſtürme tapfer abgeſchlagen hatten.

Die Oberſte ſuchten ſie durch gute Worte zu beruhigen; ſie ſtellten ihnen vor, wie ſehr ſie den erworbenen Ruhm durch den Schandfleck einer Empörung brandmarken würden und verſprachen ihnen einen ihren geleiſteten Dienſten angemeſſenen Lohn. Die Aufrührer achteten aber wenig auf dieſe Rede, ſie wiederholten mit Ungeſtüm ihre Forderungen und drohten widrigen Falls Hand an ſie zu legen, ſich der Stadt zu bemächtigen, und die Häuſer der Bürger zu plündern, ſo daß es mit der Stadt mißlicher ausſah, als bei dem Daſein der Feinde ſelbſt.

So blieb die Sache bis Abends, wo der Fähnrich Paul Gumpenberger ſeine Fahne flattern ließ, und den Kreis mit den Worten öffnete: „Brüder! alle, die ſich mit einem doppelten Solde begnügen wollen, folgen mir nach.“ Dieß hatte die Wirkung, daß mehrere den Kreis verließen, und die Oberſte für dießmal glücklich aus dem Gedränge kamen.

Allein die Ruhe war noch nicht hergeſtellt; nach zwei Tagen rotteten ſich die aufrühreriſchen Truppen wieder zuſammen und forderten mit wildem Lärmen fünffachen Sold; ſonſt drohten ſie die ganze Stadt, die ihre Erhaltung nur ihnen zu verdanken hatte, einer Plünderung Preis zu geben.

Um blutigen Ausſchweifungen vorzubeugen, ſah ſich der Pfalzgraf Friedrich bemüßigt, jedem Mann einen dreifachen Sold zu verſprechen, und alle Gegenforderungen der Lebensmittel wegen, die ihnen während der Belagerung abgereichet wurden, fahren zu laſſen. Dies beruhigte ſie et-

was, doch äußerten noch viele ihren Unwillen darüber, weil ihnen dadurch die Gelegenheit benommen ward, eine allgemeine Plünderung auszuführen. Zugleich wurde der Tag und der Ort bestimmt, wo ihnen der verlangte Sold ausgezahlt werden sollte.

Hierbei wurden die Namen jener, die einen dreifachen Sold forderten, und ihre Geburtsörter genau angemerkt. Dies machte viele einer Strafe wegen besorgt, so daß sich nicht wenige, besonders von den altgedienten Kriegern, die auf Rechtlichkeit und guten Namen etwas hielten, mit einem doppelten Solde begnügten. Es wurden auch wirklich einige der Kühnsten für ihre trotzigen Forderungen gezüchtiget u. der Urheber des ganzen Aufstandes ausgespürt. Diesem wurde die Zunge ausgeschnitten und er dann an einen Galgen gehenkt; nachdem man ihn hier einen ganzen Tag hindurch hängen gelassen hatte, schleppte man seinen Leichnam auf das Feld, wo er durch einige Tage unbegraben liegen blieb.

Dies üble Beispiel der Reichstruppen verführte auch bald jene, die unter dem Kommando Leonhards von Veis und Hektors v. Reischach standen, zu gleicher Verwegenheit, zu welchen sich noch andere aufrührerische Köpfe schlugen. Allein auch diese wurden vorzüglich durch eine Rede, welche Reischach an sie hielt, beruhiget, so daß sie sich mit einem doppelten Solde zufrieden gaben. Die übrige Macht der Aufrührer wurde zuletzt dadurch vollkommen entkräftet, daß man sie von einander trennte, und nach Altenburg und Preßburg zur ungemeinen Freude der gekränkten, und bisher auf das Schlimmste gemißhandelten Bürger abmarschiren ließ, welches am 23. und 25. Oktober geschah.

Das zuchtloseste Volk der deutschen Lanzenknechte war im Schottenkloster eingelegt. Sie plünderten dasselbe und die Kirche, und vernichteten in der Bibliothek, was gelehrte Äbte und Mönche an köstlichen Büchern und Handschriften gesammelt hatten, wobei die ältesten Urkunden zu Grunde gingen; sogar der schöne, mit vielen ausländischen Gewächsen versehene Klostergarten wurde verwüstet und ein berühmter, alle umliegenden Dächer weit überragender Maulberbaum von wahrhaft ungeheurer Höhe und schattenreicher Krone, welchen Johann Nasch in seiner Beschreibung „Stupendae magnitudinis et altitudinis“ nennt, umgehauen, dessen zarter Same und Kern, vielleicht Herzog Heinrich Jasomirgott, vielleicht noch ein älterer Kreuzfahrer, einer der Gefährten der von den Sarazenen gefangenen Markgräfin Ida, Mutter Leopold des Heiligen, aus dem Morgenlande gebracht hatte.

Der Tumult war in diesem Kloster so wild, daß der unerschrockene Abt, Konrad Weirelbaum aus Innsbruck in Tirol sich und seine Brüder nach Passau flüchteten, und erst nach Monatsfrist zurückkehrten.

Aufstand d. Schuhknechte (1722).

Am 31. Oktober 1722 wurden zwei der halsstärrigsten Schuhknechte als Verächter der landesfürstlichen Befehle und Störer der öffentlichen Ruhe mit dem Strange hingerichtet, und fünf andere mußten bei der Vollziehung des Urtheils zugegen sein. Die Geschichte des sogenannten Schuhknecht-Aufstandes ist in der Hauptsache nach Wensau, folgende:

Im J. 1712 hatte die n. ö. Regierung zur Einführung einer bessern Ordnung unter den Schuhknechten und Abstellung der sehr eingerissenen Störerei, gedruckte Abschiedszettel eingeführt, welche den von den bürgerlichen Schuhmachermeistern oder Hofbefreiten aus der Arbeit tretenden Schuhknechten gegeben, und ohne welche sie bei keinem andern Meister in Arbeit genommen werden sollten. Der Inhalt dieser Zettel war folgender:

„Ich Endesgefertigter bekenne hiermit, daß N. gebürtig von N. bei uns bürgerl.

Schuhmeistern in der kais. Haupt- und Residenzstadt Wien in der Arbeit gestanden ist, welcher sich ehrlich und redlich verhalten hat, wie es einem ehrlichen Schuhknecht zustehe; dieses bezeuget unser kleines, hierunter gedrucktes Handwerks-Insigul, so geben in der kais. Haupt- und Residenzstadt Wien den —"

Diese Abschieds-Zettel wollten die Schuhknechte nicht annehmen, weil sie solche als eine ihnen nachtheilige Neuerung ansahen. Sie gingen daher von ihren Meistern aus der Arbeit, und suchten die Wiederaufhebung dieser Abschiedszettel mit Gewalt zu ertrotzen. Die Hauptaufwiegler schrieben einander von Wien, Graz, Linz, Prag und anderen Städten der kais. Erblande, sowohl aus ihren Zusammenkunftsörtern, als auch aus den Arresten zu, und ermahnten einander nicht nachzugeben und lieber Alles auszustehen.

Anfangs 1713 waren sowohl in Wien, als in Prag und anderen Orten bereits eine grose Anzahl in den Arresten und mehrere derselben wurden zur Schanzarbeit nach Raab und im hiesigen Stadtgraben verurtheilt, ihre Namen an den Galgen geschlagen, nach Hinterlassung einer geschworenen Urphede des Landes auf ewig verwiesen und für unehrlich, auch in den Erbländern zu arbeiten für untüchtig erklärt. Hierauf unterwarf sich ein Theil derselben den landesfürstlichen Befehlen.

Am 15. Juli wurden aus dieser Zahl der Klügeren vier neue Altgesellen, nähmlich: Johann Georg Steizer, Martin Buchner, Philipp Mochhaubt und Franz Krauscher (wie sie sich in einem an ihre Mitgesellen zu Graz abgeschickten Ermahnungsbriefe vom 2. August 1713 unterschrieben haben) erwählt, und diesen ein neuer Ladschlüssel wie auch ein neues Bruderschaftssiegel gegeben, indem das alte verworfen werden mußte, weil die vorigen Altgesellen und Rädelsführer zu ihrem und ihrer Anhänger Unterhalt mehrere Schuldverschreibungen mit demselben ausgefertigt hatten. Die Übrigen blieben in ihrer Widersetzlichkeit und verführten wieder viele von denen, die sich schon ergeben hatten.

Diese Anordnung dauerte bis 1722. Am 21. Oktober wurde neuerdings ein Hofdekret des Inhalts bekannt gemacht:

„Nachdem man mit höchstem Mißfallen vernehmen müssen, daß die in hiesiger Residenz-Stadt Wien befindliche Schuhknechte sich nicht nur denen zur Erhaltung guter Polizei u. beständig allgemeinen Ruheweesens ausgegangenen landesfürstlichen Befehlen, Sat- und Ordnungen höchst sträflich widersetzen, sondern sogar dahin sich vermessentlich unternommen, daß sie ihre Werkstätte und Meister ohne mindester Ursache recht boshaftig und in der gefährlichen Absicht verlassen und ausgetreten, damit sie hiedurch dem Publikum die benöthigten Werkleute entziehen, der landesfürstlichen Mandata verächtlich, ja nichtig machen, und gleichsam nach eigener Willkür umhergehen möchten; derlei muthwillige und in der kais. Residenzstadt höchst ärgerliche Anmaßungen aber Ihre kais. Majestät keineswegs zu gestatten gesonnen, sondern bei Zeiten mit allem Ernst und Nachdruck abge-

stellet wissen wollen; so soll bis auf weitere Verordnung kein Schuhknecht allhier aus der Arbeit treten, weniger von seinem Meister gehen, oder im Falle er bereits ausgestanden wäre, unverzüglich in eine Meisterwerkstatt sich begeben, und diesem also gewiß nachkommen, wie im Widrigen jeder Schuhknecht, so von nun an aus der Arbeit gehen und von hier sich wegbegeben, oder da er von der Arbeit bereits aufgestanden wäre, sich nicht sogleich zu seinem vorigen oder andern mit Schuhknechten nicht versehenen Meister in Arbeit geben würde, derselbe hoc ipso in den kais. Erblanden zur Erwerbung der Meisterschaft oder Hoffreiheit unfähig sein und noch dazu aller Orten handfest gemahnet, in Band und Eisen geschlossen, anher geliefert, und ihm als einem Refractario und Verächter des landesfürstlichen Gebots, der Prozeß gemacht, folglam nach aller Schärfe bestraft; nicht weniger diejenigen, so denen Schuhknechten, wider dieses Verbot, Aufenthalt und Unterschleif oder andern Vorschub geben, mit wohl empfindlicher Strafe belegt werden sollen."

Da aber die Schuhknechte in ihrer Widerspänstigkeit fortfuhren, so erfloß am 27. Oktober abermals ein Patent des Inhalts:

„Nachdem Ihre kais. Majestät zwar vermeinet, es würden die allhier befindlichen Schuhknechte denen vorhin ergangenen Sat- und Ordnungen gehorsamsten Vollzug leisten, jedoch mehrmalen Ihre kais. Majestät höchst mißfällig vernehmen müssen, daß selbe bis anher nicht nur allein in ihre vorige, oder andere mit Schuhknechten nicht versehene Werkstätte, nach ihrer bisher angewohnten halsstärrigen Bosheit, nicht eingestanden, sondern annoch weiters höchst strafmäßig sich dahin vermessen haben, und mit Hintansetzung der landesfürstlicher Ungnade und wohl empfindlicher Leibesstrafe geschehenen Verbots, gleichwohl an ungewöhnlichen Örtern, und auf eine dem allgemeinen Ruhestande zuwiderlaufende Art ihre Zusammenkünfte noch immerfort zu halten sich unterfangen, sich daher Ihre kais. Majestät bemüßigt gesehen, gerechtest zu resolviren und zu schließen; daß

Erstlich diejenigen Schuhknechte, welche von Publizirung dieses Patents allhier und in den Vorstädten zu zehn Personen oder mehreres sich, unter was immer erfinnenden Verwand es sein möchte, zusammenschlagen und einige Zusammenkünfte oder Berathschlagungen halten werden, selbe sogleich mit Arrest belegt, ihnen ein Standrecht gehalten und ohne Untersuchung eines weiteren Verbrechens als Verächter und frevenliche Übelthäter des landesfürstlichen Gebots und Zerstörer des gemeinen Ruhestandes, an Leib und Leben ohne Anstand gestrafet;

Andertens, diejenigen Wirthshausinhaber oder Inwohner, so ihnen Schuhknechten zu Haltung ihrer höchst sträflichen Zusammentrettungen einigen Unterschleif geben, oder wo die Schuhknechte mit Gewalt in ihre Zimmer zur Haltung derlei Zusammenkünfte eingedrungen wären, dieselben ohne Verzug der n. ö. Regierung nicht anzeigen, nach abgeschworner Urphed und Landesverweisung auf die Galeeren zur Ruderbank verschaffet;

Und Drittens, ein jeder Grundrichter, welcher solche höchst verbotene Zusammenkunfte nicht alsogleich der Regierung zur Handfestmachung derer Übertreter anzeigen oder möglichstens auszurotten sich nicht befleißen würde, zur wohlverdienten Strafe seines Richteramtes entsetzt, in Banden und Eisen geschlossen, sodann im hießigen Stadtgraben auf eine gemessene Zeit zur öffentlichen Arbeit angehalten werden solle."

Weil jedoch die Schuhknechte diesen Befehlen und wohlmeinenden Warnungen keineswegs nachkamen, sondern in ihrer Widersetzlichkeit verharrten und sogar die Waffen ergriffen, (wie wir einen solchen bewaffneten

Held hier erblicken) so sah man sich nach so vielen vergebens angewendeten Abmahnungen genöthiget, über einige Aufhetzer und Rädelsführer die Todesstrafe zu verhängen.

Aufstand der Studenten (1451).

Aeneas Sylvius wirft in seiner Beschreibung von Wien den damaligen Bewohnern dieser Stadt einen besonderen Hang zur Zänkerei und Übermuth vor, und im Jahre 1451 ereignete sich wirklich ein Handel, der mit dem Vorwurfe jenes berühmten Mannes übereinstimmt.

Ein unbedeutender Vorfall brachte Bürger und Studenten gegen einander in Harnisch und von der Hochschule durch die Wollzeile bis in die Riemerstraße fand ein förmliches Gefecht Statt. Der aufgebrachte Pöbel brachte auf eine etwas unsanfte Art sieben Studenten nach der Schranne vor den Stuhl des Stadtrichters, Erasam Pauheimer, welcher für den Bruch des Landfriedens ein warnendes Beispiel aufstellen wollte und bereits den Scharfrichter zur Hand hatte, um den sieben Studenten den Kopf vor die Füße legen zu lassen.

Mit genauer Noth hinderte der kühlere und bedächtigere Stadtrath Neuperg und Andere aus den Genannten diese blutige Übereilung und hielten das wüthende Volk von dem Äußersten zurück. Die verlauten Jünglinge wurden jedoch ins tiefste Verließ des Kärntnerthurms geworfen, wo sonst nur schwere Verbrecher festgehalten wurden. Wegen dieser Verletzung der Grundgesetze und Freiheiten der Universität schloß der Rektor die Schulen, und es stand nahe daran, daß eine Auswanderung der Lehrer und Studierenden, wie es einst in Prag der Fall war, eingetreten wäre, hätte sich nicht Friedrich III. begütigend ins Mittel gelegt.

Augarten.

Der A. ist ein an der Nordseite der Leopoldstadt liegender Lustgarten, welchen der Hof dem Genusse des Publikums gewidmet hat. Er hat eine Oberfläche von mehr als 144,000 Quadrat-Klaftern, bildet ein längliches Viereck und ist durch eine große Allee mit dem Prater verbunden.

Rings um den Garten ist eine schöne Terrasse, um ihn gegen die Überschwemmungen der Donau zu sichern; er ist von herrlichen, regelmäßigen, nach verschiedenen Richtungen laufenden Alleen durchschnitten, hat aber weder Statuen noch Wasserkünste.

Der Haupteingang, der mit Joseph II. berühmter Aufschrift prangt:

„Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schützer"

ist von Seite der sehr erhöhten Augartenstraße; zwei breite Baumreihen und ein großer freier Platz bilden einen Hofraum, an dessen Ende ein großes ebenerdiges Gebäude mit prachtvollen Sälen sich erhebt.

Zur rechten Seite dieses Hauptgebäudes ist ein kleineres, von einem besonderen Garten umgeben, welches dem Kaiser Joseph zum Sommeraufenthalt diente. Hier empfing er den Großfürsten und nachherigen Czar Paul von Rußland, und den Papst Pius VI., was zwei Denksteine mit folgenden Inschriften der Nachwelt berichten:

I.

X. Decembris 1781. — Advenientes Magni Russiarum Duces Paulus et Maria Principes Würtenbergicos Suos Parentes, Fratrem, Sororem hoc in loco amplexi sunt. — Josephus II. Augustus hospites amice suscepit, mutuos amplexus vidit, sensit, aeternae memoriae in lapide consecravit.

II.

Aeternae Memoriae 18. Mai. 1782. Josephus II. Augusti gratus Hospes Pius VI. Pont. max. ex hoc loco populo undique confluenti benedixit.

Mit dem Großfürsten Paul waren auch seine Gemahlin Maria Feodorowna, der Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg

mit ſeiner Gemahlin und der Prinzeſſin Eliſabeth und Prinz Ferdinand von Würtemberg damals in Wien.

Neben dem großen Garten an der Augartenſtraße befindet ſich auch ein gut unterhaltener Obſt- und Ziergarten, welcher geſchloſſen iſt. Der Hof unterhält im Augarten einen eigenen Hofgärtner, der in einem Seitengebäude wohnt.

Der Augarten entſtand aus den Beſitzungen des Johann Georg Ditmaier von Dietmanſtorff, des Johann Andreas von Liebenberg und des Johann Ludwig Praun von Praunſtorff, und aus den Plätzen, welche Johann Franz Graf von Trautſon, Herr von Falkenſtein, Statthalter in Niederöſterreich, Ferdinand Maximilian Graf von Sprinzenſtein und Johann Kanzinger vom Stifte Kloſterneuburg als Leibgedinge hatten. Dieſe Leibgedinge lauteten meiſtens auf die Au, welche der „Taber Schüttl“ hieß, und von dieſer Au erhielt der neue kaiſerliche Garten den Namen des Augartens.

Leopold I. brachte dieſe Beſitzungen an ſich, und ließ daraus einen großen Luſtgarten bilden, welchem ein angemeſſenes Gebäude zum Aufenthalte des Hofes angereiht werden ſollte. Die Herſtellung des Gartens begann kurz vor dem Einfalle der Türken 1683.

Während der in dieſem Jahre ſtattgehabten Belagerung der Stadt wurde die ſchöne junge Anlage ganz verwüſtet, und ſie blieb es auch fortan durch längere Zeit, ein trauriges Denkmal der feindlichen Barbarei.

Joſeph I. ließ endlich den Garten wieder herrichten, und verband damit ein kleines Gebäude, welches der Witwenſitz der Kaiſerin Eleonora, ſeiner Mutter, wurde, und den Namen der kaiſerlichen Favorite erhielt, der in der Folge, zum Unterſchiede von der Favorite auf der Wieden (dem heutigen Thereſianum), in die Benennung der alten Favorite ſich veränderte.

Die niedrige Lage des Gartens und die große Feuchtigkeit, welche darin herrſchte, war Urſache, daß er bis in die Zeiten Joſephs II. vom Hofe wenig beſucht wurde. Dieſer Monarch war es, der gleichzeitig mit den Verſchönerungen des Praters auch jene der alten Favorite, oder des Augartens vornehmen ließ, welchen er durch Ankauf des croatiſchen Convikts und zweier anderer Häuſer vergrößerte, und mittelſt Durchſchneidung der Auen in Alleen angenehm machte, weil dadurch der Garten an Luft und Trockenheit gewann. Auch dieſen Garten, wie den Prater, eröffnete er dem Publikum am 1. Mai 1775 mit einer paſſenden Feſtlichkeit, bei der Giradolini ſeine Feuerwerkskünſte producirte.

Den größten Schwung erhielt er durch den Umſtand, daß der Kaiſer ſelbſt ihn zu ſeinem Erholungsorte wählte; er ließ auf dem ehemaligen Gartengrunde des croatiſchen Collegiums ſich ein einfaches Wohnhaus bauen, ſelbes mit einem Luſtwäldchen umgeben und mit dem großen Augarten in Verbindung ſetzen. Noch ſieht man dieſes einfache Haus. Sehr oft trat er hier in geringer Begleitung unter die Menge der Spaziergänger.

Von dieſem beſcheidenen Sommerſitze ließ er eine Allee nach dem Prater führen, wozu die Beſitzungen vieler Privatleute gekauft werden mußten. Ihm verdankt auch der ſchöne Damm ſeine Entſtehung.

Im Juli 1784 ritt Joſeph vom Augarten nach der Brigittenau zu einer großen Jagd. Da ſtürzte aus einer Maid ein großer Hirſch hervor, fiel durch einen Zufall gerade vor dem Monarchen auf den Boden, faßte den überraſchten Fürſten mit gewaltigem Geweihe und ſchleuderte ihn — glücklicherweiſe mit geringer Beſchädigung weit weg. Dieſer Hirſch wurde erſt im Monate Dezember darauf erlegt und ſein Geweih, ſo wie der zerriſſene Jagdrock des Kaiſers in der ſogenannten Gewehrkammer des k. k. Stallgebäudes hinterlegt.

Nach Josephs Tode kam dieses Sommerhaus und der Garten an seine Schwester, Maria Christina, die Statthalterin der Niederlande, und als diese starb, wählte es ihr Gatte, der Herzog Albert von Sachsen-Teschen zu seinem Sommeraufenthalte.

Im Augarten war es, wo sich 1797 das Wiener-Aufgebot nach hergestelltem Frieden versammelte, und als Lohn seiner Vaterlandsliebe mit einer Denkmünze beehrt wurde. (Sieh Aufgebot).

Zehn Jahre später, den 1. Oktober 1807, wurde Wien von einem heftigen Sturmwinde heimgesucht. Der Prater erlitt dabei großen Schaden, denn die stärksten Bäume wurden niedergerissen. Noch mehr aber wüthete der Sturm im Augarten; an der Nordseite waren ganze Auen entwurzelt und alle hohen Bäume zerknickt. Der Garten gewann aber dadurch an Helle und Anmuth, denn in dem Theile, welcher am meisten gelitten hatte, erhoben sich schnell wieder herrliche junge Pflanzungen.

In den J. 1805 und 1809, zur Zeit der feindlichen Invasionen, wurden die Gebäude des Augartens von den Franzosen zu Spitälern verwendet, und am 19. Mai des letzten Jahres begannen sie in dem Garten Verschanzungen anzulegen, wobei am folgenden Tage der Freiherr Johann von Sala erschossen wurde. Dieser sechzigjährige Mann, gewesener Stadthauptmann, ging mit seinem Sohne im Augarten spazieren. Die französischen Posten wollten ihn zur Schanzenarbeit zwingen, und da er ihnen nicht folgen wollte, schossen sie ihn nieder und hielten den Sohn mehrere Stunden zur Arbeit an.

Zur Zeit des Wiener-Congresses wurde den 6. Oktober 1814 im Augarten ein herrliches Volksfest gegeben. Bei der Ankunft der Monarchen eröffnete die Gesellschaft des Kunstreiters de Bach das Fest mit Wettlaufen, Pferderennen und gymnastischen Übungen. Hierauf wurden unter vier Gezelten, ungarische, böhmische, österreichische und tirolische Nationaltänze aufgeführt. Einen erhebenden Anblick gewährte das Mahl von 400 Veteranen der österreichischen Armee, welche an 16 Tafeln bewirthet wurden.

Auf der Terrasse wurde ein Feuerwerk abgebrannt, dessen Hauptfronte den Stephansthurm vorstellte. Von hier verfügten sich die Fürsten durch eine beleuchtete Nachbildung des brandenburger Thores zu Berlin zu dem freien Platze am Eingange der Hauptallee, wo eine Abbildung der Kanonensäule zu Moskau zu sehen war. Ein Ball machte den Beschluß des Festes.

Am 15. März 1815 nach einer imposanten Schlittenfahrt durch den Prater speiseten der Hof und die fremden Monarchen im großen Augartensaale, worauf in dem eigens dazu eingerichteten zweiten Saale die Oper „Agnes Sorel“ von Gyrowetz aufgeführt wurde.

Bei der Vermählung der Erzherzogin Leopoldine mit Don Pedro, Kronprinzen von Portugal und Brasilien, wurde im Augarten eines der glänzendsten Feste gefeiert, welches der portugiesische Bothschafter, der Marquis von Marialva gab.

Die Vorbereitung war dem Architekten Carl Moreau übertragen worden. Der Eingangsallee gegenüber wurde ein majestätischer Tempel mit einem Peristyl von sechs Säulen errichtet, und das große längliche Viereck des Hofes mit einem dorischen Portikus und mit einer Attike und Vasen umgeben. Dieser Tempel ruhte auf einem hohen Sockel, der in der Mitte des Prospekts von einer Treppe, mit zwei kolossalen Seitenstatuen versehen, unterbrochen wurde. Auf dem Giebel prangten die Wapen des erlauchten Brautpaares.

Der Tempel und die umliegenden Hallen waren durch viele tausend Lampen, die auf goldenem Grunde wie Edelsteine funkelten, erleuchtet.

In jedem der zwei neu erbauten Säle

waren, außer 18 an den Wänden angebrachten kleineren Tischen, 9 große, runde Tafeln gedeckt, deren jede ein hoher, vergoldeter Candelaber, aus einem Blumenkorbe emporsteigend, erleuchtete. Der rechts liegende Saal des alten Gebäudes war für die Kaisertafel bestimmt, und in dem linken befanden sich 20 Tische.

Der Saal für die kaiserliche Familie, in Form eines Zeltes, bestand aus zwei Abtheilungen, deren eine die Tafel für die obersten Hof- und Staatsämter und das diplomatische Corps, die andere die große Tafel für die allerhöchsten und höchsten Herrschaften enthielt.

Der Haupttheil des Ganzen aber war der über alle Beschreibung prachtvolle Tanzsaal, der in der Mitte des halbkreisförmigen Platzes vor dem Lusthause in Form einer Rotunda von 84 Pariser Fuß im Durchmesser, und 54 Fuß Höhe emporstieg. An den vier Seiten dieser Rotunde waren eben so viele Tempel, die ein längliches Viereck bildeten. Glasthüren, die bis zur Erde hinabreichten, öffneten die Aussicht in die von vielen tausend Lampen erleuchteten Alleen des Gartens. Im Innern dieser großen Rotunde erhob sich auf 32 Säulen eine zierliche Gallerie von 64 Fuß im Durchmesser, mit drei Reihen hinter einander erhobener Sitze. Von dieser Gallerie wölbte sich die Kuppel empor, und schloß am Gipfel mit einer Laterne, wodurch die Luft sich reinigte. In diesem Tanzsaale konnten sich 1800 Personen frei bewegen.

Den zahlreichsten Besuch erhält der Augarten jährlich am 1. Mai, wo vom frühen Morgen bis Mittag sich fast alle Stände hinbegeben, und in einem Saale gewöhnlich musikalische Produktionen von ausgezeichneten Künstlern ausgeführt werden.

Der Augarten enthält eine interessante Rosensammlung von 180 Species und die bedeutendste Obsttreiberei in Wien.

In dem großen Vorhofe findet jährlich im Mai die öffentliche Ausstellung von veredeltem Horn- und Schafvieh Statt, veranstaltet von der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien, die zwei Tage dauert.

Um dem Zugange zum Augarten größere Annehmlichkeit zu verschaffen, war die von der Augartenbrücke dahin führende Neugasse in der Leopoldstadt 1800 mit einer Akazienallee verschönert worden, welche jedoch 1823 wieder verschwunden ist.

Die allzu große Entlegenheit dieses herrlichen Gartens mag die vorzüglichste Ursache seines spärlichen Besuches sein.

Augen-Ausbrechen.

Das Augen-Ausbrechen (Augenaussprechen) oder Blenden war im 13. und 14. Jahrhunderte die gebräuchliche Strafart für Staatsverrath und Münzverfälschung. In den Handfesten Rudolfs I. und Albrechts II. 1278 und 1340 kommt der Verlust eines oder beider Augen nur im Falle der Wiedervergeltung vor. Friederich der Schöne war grausam genug, bei dem Antritte seiner Regierung 1308 einige aufrührerische Bürger von Wien blenden zu lassen. Diese Strafart blieb aber sehr beschränkt und scheint von kurzer Dauer gewesen zu sein.

Augenkranken-Institut.

Diese k. k. Anstalt befindet sich im allgemeinen Krankenhause in der Alservorstadt Nr. 195, im dritten Hofe des Hauptgebäudes. Sie entstand 1816. An den geräumigen Lehrsaal für Hörer der Augenheilkunde, in welchen auch die Operationen vorgenommen werden, stoßen in fortlaufender Reihe die zwei ungemein reinlich gehaltenen Krankenzimmer, worin Alles auf die Bedürfnisse des Sehorganes berechnet ist. Dem Institute ist der Professor der Augenheilkunde, Anton Rosas, vorgesetzt, der viel zu dessen Vervollkommnung beigetragen, die Bibliothek von 70 auf mehr als 1000 Bän-

den gebracht und die Sammlungen von Instrumenten, Handzeichnungen und pathologischen Natur-Präparaten für die menschliche und comparative Anatomie des Auges ansehnlich bereichert hat. Unter ihm entstand auch die herrliche Wachspräparaten-Sammlung, welche von dem vaterländischen Künstler, Joh. Nep. Hoffmayr gemacht, die seltensten und vorzüglichsten Krankheiten des Auges mit einer bisher noch nirgens erreichten Treue und Vollkommenheit darstellt.

Augsburgertanz (Der).

Der 15. Juni, der Tag des heil. Veit's wurde ehemals in der Reichsstadt Augsburg durch ein jährliches Fest gefeiert, wobei bestimmte Förmlichkeiten beobachtet wurden. Die vorzüglichste war, daß man unter musikalischer Begleitung um große Feuer herumtanzte.

Im J. 1496 befand sich der Erzherzog Philipp von Österreich, genannt der Schöne, später König von Spanien und Gemahl Johanna's, Ferdinand des Katholischen von Spanien Tochter, zur Zeit dieses Veitfestes in Augsburg. Aus angeborner Leutseligkeit beschloß er daran Theil zu nehmen.

Er ließ auf dem Frohnhofe, einem freien Platze zwischen der Domkirche und dem bischöflichen Platz einen 54 Fuß hohen Scheiterhaufen errichten; die Gäste erschienen, und das Fest begann. Jedermann war neugierig, welche von den Augsburgischen Schönen das Glück haben werde, von dem Prinzen zum Tanze aufgefordert zu werden, und Neid und Eifersucht waren schon zum Voraus in allen weiblichen Seelen rege. Lange musterte der Prinz die Reihen, endlich erkor er sich eine schöne Ulmerin; auf sein Geheiß trat sie vor, zündete mit einer Fackel den Holzstoß an, ward von ihrem erlauchten Tänzer umschlungen und im raschen Wirbel schwebte das beneidete Paar um den flammenden Holzstoß. Dieß war das Signal zur allgemeinen Lust, und in wenig Augenblicken folgte Alles im bunten Gewühl dem mächtigen Impuls der Instrumente.

Und wie hieß die von allen ihres Geschlechtes so stark beneidete Glückliche? —

Sonderbar genug führte sie den mit ihrer damaligen Rolle so homogenen Namen, Susanna Neidhart.

Augsburgische Confession

nennt man das Glaubensbekenntniß, welches ursprünglich Martin Luther auf Anordnung des Kurfürsten von Sachsen, Johann des Beständigen in 17 Artikeln entworfen hatte. Da aber Luther's Schreibart und sein Sinn zu hart und zu starr war, so wurde mit Bewilligung aller betheiligten Reichsstände das Werk von dem berühmten Melanchton überarbeitet und am 25. Juni 1530 dem Reichstage zu Augsburg übergeben und vorgelesen. Das Original dieser wichtigen Confession wird in Wien im kaiserlichen Staatsarchive aufbewahrt und ein treuer Abdruck davon ist die im J. 1531 in Wittenberg erschienene Ausgabe. Im späteren Abdrucke vom J. 1540 hat Melanchton zu Gunsten der Reformirten eigenmächtig Mehreres abgeändert. Daher entsteht der Unterschied der veränderten und unveränderten Confession; jener folgt die reformirte und dieser die lutherische Kirche.

Augustin der Sackpfeiffer.

Bei dem großen Elend und der ungemeinen Verwirrung, welche zur Zeit der Pest 1679 statt fand, geschah es nicht selten, daß mit den Todten zugleich Lebende auf die Wägen gebracht und in die Grube geworfen wurden, wie es namentlich mit einem Manne, Namens Augustin, einem Sackpfeiffer, geschah, welcher zwischen der kaiserl. Burg und St. Ulrich auf dem Wege berauscht zur Erde lag und schlief.

Dieser Mensch wurde von den Siechknechten ohne weitere Beachtung auf den Todten-Wagen geworfen, in der Meinung, er sei von der Krankheit behaftet und liege in den letzten Zügen, hierauf nebst den Todten weggeführt und in die Grube geworfen.

Da man aber die Todten nicht früher mit Erde verschüttete, als bis die Grube mit Leichnamen gefüllt war, so schlief der berauschte Augustin unter den Todten bis zum heranbrechenden Morgen, ohne weiteren Schaden zu erleiden; jedoch konnte er sich bei seinem Erwachen aus der tiefen Grube nicht selbst heraushelfen, wozu ihm erst die durch seinen Hülferuf herbeigeeilten Leute behülflich waren. Übrigens schadete ihm dieses schauerliche Nachtlager nicht im Mindesten.

Augustinerbastei.

Sie erstreckt sich im weitesten Verstande vom neuen Kärntnerthore bis an den Hofgarten und ist theilweise dem Publikum nicht zugängig, indem sie grossentheils mit Stallungen, Remisen und Dienerschafts-Wohnungen des Erzherzogs Carl verbaut ist. Selbst das neue Kärntner- oder Franzensthor ist mit einem solchen Gebäude versehen, wobei sich ein zierliches Gärtchen befindet.

Zu diesen, niedriger als der Carolinische Pallast, liegenden Gebäuden führen drei Eingänge, nämlich zwei an den Endpunkten der Bastei in der Nähe des Eingangs des Augustinergangs und des Kärntnerthores und der dritte vom Spitalplatze aus durch die Kasematten unter dem Hofbauamts-Gebäude.

Zur Zeit der ersten Belagerung Wien's durch die Türken 1529 war diese Gegend bis zur Burg der Hauptangriffspunkt der Feinde. Die ganze Befestigung bestand damals in einer alten Mauer kaum 6 Schuh dick und in einer so baufälligen Pallisadirung, daß man sie einen Zaun nannte. Diesen schwächsten Punkt vertheidigte Eck (Hektor) von Reischach mit Heldenmuth, so wie Abel von Holeneck mit den Steierern das Augustinerkloster. Hier geschahen die Hauptstürme am 6., 7. und 8. Oktober, bei welchen Reischach wie durch ein Wunder unverletzt blieb, obgleich die türkischen Kugeln, Lanzen und Keulen auf seinem Helme und Harnische unzählige Spuren hinterlassen hatten.

Der in der Nacht vom 5. bis 6. Oktob. beschlossene Ausfall von 8000 Mann begann am frühen Morgen mit anscheinend gutem Erfolge. Unbemerkt von den Janitscharen waren die Kaiserlichen bereits im Rücken der feindlichen Hauptbatterie vor dem Kärntnerthore und der Augustinerbastei gekommen und hatten mit Morgensternen, Streitärten und Kolben ein tüchtiges Gemetzel begonnen, als einige Feiglinge den Ruf ertönen liessen: „Wir sind verloren und abgeschnitten, rette sich, wer kann!“ — Dadurch entstand in den Reihen der Ausgefallenen eine gänzliche Verwirrung, so daß sie sich mit einem Verluste von 100 Mann und des wackeren Hauptmanns Wolf Hager zurückzogen. Die Ungläubigen hatten bereits mehr als das Zehnfache eingebüßt und der Großherr Soliman selbst war zu Pferde gestiegen, um der unter den Türken eingerissenen Unordnung zu steuern.

Um die bei diesem Ausfalle erlittene Schmach zu rächen, ließen die Türken in der Gegend des heutigen Carolinischen Pallastes gleich darauf eine Miene sprengen, welche die Mauer in einer Breite von 20 Schritten niederwarf und eine zugängige Breche darbot; worauf ein Hauptsturm begann, wobei bereits zwei Roßschweife als Siegeszeichen auf der Stadtmauer aufgepflanzt waren. Aber ein Regen von Steinen, Kugeln und Pfeile stürzte die Verwegenen wieder hinunter.

Die Erfahrungen dieſer Belagerung veranlaßten Ferdinand I. die Stadt ordentlich zu befeſtigen, wobei zwiſchen 1542 und 1547 auch die Auguſtinerbaſtei erbaut wurde. Im J. 1809 wurde ſie von den Franzoſen zum Theile geſprengt und hierauf im J. 1817 ſammt dem linken Hornwerksflügel wieder hergeſtellt.

Von ihr aus drohte am 15. Dezember 1752 der ganzen Stadt ein großes Unheil. Das Salniter-Laboratorium, welches ſich damals in dieſer Baſtei nächſt dem Franzensthore befand, fing auf unbekannte Weiſe plötzlich Feuer, welches die Salniter-Fäſſer nebſt einem großen Vorrathe von Bomben, Granaten, Carcaſſen und Feuerballen anzündete. Der Knall und das dadurch verurſachte Erdbeben war ſchrecklich. Die Gewölbe und die dicke Mauer der Baſtei wurden zerſchmettert und flogen auf das Kärntnerthor-Theater und das Bürgerſpital. Zum Glücke wurden nicht mehr als 11 Perſonen getödtet und die Schildwache in ihrem Wachthäuschen wurde durch die Exploſion über das Bürgerſpital geſchleudert.

Auf dem offenen Theile dieſer Baſtei befindet ſich das General-Hofbauamt und das Erzherzogliche Palais, eines der vorzüglichſten Gebäude Wiens.

Am 4. April 1843 war ſie der Schauplatz einer ſeltenen Feierlichkeit. An dieſem Tage, dem Vorabende des 50jährigen Tages, an welchem der Sieger von Aſpern den Thereſienorden erhalten hat, wurde von den geſammten Muſikbanden der Garniſon, vor dem Pallaſte ein Zapfenſtreich gemacht, welcher der einzige ſeiner Art ſein dürfte. Um halb 8 Uhr Abends begann die Muſik am Hofe beim Glanze zahlreicher Fackeln, von da bewegte ſich der Zug über die Baſtei unter immerwährendem Spiele, und zwar der gewöhnliche Zapfenſtreich mit jenem der früheren Zeit mit Trommeln und Querpfeifen abwechſelnd, ging über den äußern großen Burgplatz bis zum Volksgarten und von da bis zum Balkon des Kaiſers. Man gab die Zahl der Tambours allein, ohne die vier Muſikbanden und die Pfeifer auf hundert an.

Dieſe Baſtei enthält auch ſchöne, ungemein geräumige Kaſematten, von welchen aus zur Zeit der Belagerung Wien's durch die Türken nicht nur die bedeutendſten Ausfälle, ſondern auch die gefahrvollſte Gegen-Minirung und alle ſonſtigen Defenſiv-Arbeiten geleitet wurden. Heute dienen dieſe Mordkeller aber zu einem ſehr friedlichen Gebrauche, es werden darin die Dekorationen und die Requiſiten des Hof-Operntheaters aufbewahrt, ſtatt Menſchenblut fließen darin Ströme der verſchiedenartigſten Farben zu Feenhainen und Liebestempeln und ſtatt des furchtbaren Pulverdampfes ſteigen dort Roſenwolken mit Amorinen empor.

Auguſtinergang.

Dieſer Gang wurde 1739 unter Maria Thereſia erbaut, er verbindet die kaiſerl. Burg vom Schweizerhofe aus in der Gegend der Capelle mit der Auguſtiner-Hofkirche und mit dem Pallaſte des Erzherzogs Carl. Der erſte Umſtand gab ihm den Namen.

Seine Länge iſt ſehr beträchtlich; er nimmt die ganze Länge der Hofbibliothek, den Flügel des Naturalien-Kabinets, das Auguſtinerkloſter und mehr als die Hälfte des gedachten Pallaſtes ein und ſcheint dort, wo er unter der ſchönen Hausflur desſelben endet, durch eine mittelſt eines großen Spiegels erzeugte Täuſchung neuerdings ſeinen Anfang zu nehmen.

Von der Baſtei kann der Auguſtinergang durch den Haupteingang des erzherzoglichen Pallaſtes und durch eine beſondere, am Fuße des vormaligen Winter- oder Terraſſen-Gartens angebrachte Thür betreten werden. In demſelben befindet ſich das Mineralien-, ſo wie das Münz-

und Antiken-Cabinet; auch der in die Gewächshäuser des Hofgartens führende Laternengang mündet in ihm aus.

Um die Großartigkeit des Augustinergangs beurtheilen zu können, muß man seinen Standpunkt vor dem herrlichen Spiegel, einem wahren Meisterstücke der Spiegelfabrikation, nehmen, welches beschaut zu werden verdient. Man findet auch zu jeder Tagesstunde und in allen Jahreszeiten Besucher daselbst; nur will man bemerkt haben, daß manche Begaffer des Kunstglases mehr ihrer eigenen Person als der merkwürdigen Halle wegen da sind.

An beiden Seiten der Eingangsthür des Münz- und Antiken-Cabinets ist eine ägyptische Figur der löwenköpfigen Göttin Neith angebracht. Die Neith war den Ägyptiern, was die Pallas den Griechen, die Minerva den Römern. — Die sitzende Figur, dem Eintretenden rechts, trägt den Namen des Königs Amenophis III. (des Memnons der Griechen), welcher vom J. 1692—1661 vor Christi Geburt, also ungefähr vor 3500 Jahren regierte; die Figur links hat den Namen des Königs Sesonchis, des Schuschack der Hebräer, welcher von 976—955 vor Christi Geburt regierte, und 977 Jerusalem eroberte. Beide Figuren sind von Granit, wurden von Belzoni in Theben entdeckt, vom Kaufmann Peter Jussuff in Triest 1809 dem k. k. Cabinete geschenkt und bis zu demselben geliefert. Es standen noch mehrere Alterthümer hier, welche jedoch 1844 in das k. k. Belvedere gebracht werden sind.

Im Kriegsjahre 1809 hatte dieser Gang, wie der Fräuleingang im Leopoldinischen Burgtrakte eine rührende Bestimmung; man sah darin mehrere hundert alte und junge Personen des weiblichen Geschlechtes sitzen, welche mit Charpiezupfen für die 20, mit 15000 verwundeten österreichischen und französischen Kriegern gefüllten Spitäler beschäftigt waren.

Augustinerkirche und Kloster

(auf der Landstraße).

(Jetzt Pfarrkirche zum heiligen Rochus und Sebastian *).

Die Urkunden sprechen zum ersten Male 1213 von Häusern an der Landstraße. Die Zahl der Bewohner war jedoch damals sehr gering, nämlich 340; auch hatten sie keine Kirche, der Gottesdienst wurde von einem Priester, Ehrenfried Gobl, in einer Zimmer-Capelle gehalten. 47 Jahre später (1260) erbaute die kleine Gemeinde in der Gegend des jetzigen Gotteshauses, damals „auf dem Bergel“ genannt, ein einsames Kirchlein zu Ehren der hh. Rochus und Sebastian.

Es stand mitten in Weingärten, in einiger Entfernung von den Häusern, welche mehr in der Niederung am rechten Ufer der Wien und gegen das heutige Invalidenhaus lagen. Sie hatten keinen eigenen Seelsorger, sondern länger als ein Jahrhundert mußten die Augustiner in der Stadt und jene außer dem Werderthore an Feiertagen einen Priester hinsenden.

Dieses Kirchlein wurde bei feindlichen Einfällen öfters zerstört und durch die Bewohner wieder erbaut; nach der ersten Türkenbelagerung 1529 wurden sogar die Steine desselben zum Wiederaufbau der zertrümmerten Stubenthor-Bastei verwendet, so daß durch 107 Jahre die Gemeinde eines Gotteshauses entbehren mußte. Erst 1636 (oder 1642) ließ Ferdinand III. kraft eines Gelübdes eine geräumige Kirche bauen, den Pestpatronen weihen und dazu ein prachtiges Kloster, welches er den Augustiner-Mönchen mit den weiten Ärmeln übergab, herstellen.

Hinter dem Kloster breitete sich ein

*) Mit Benützung gütiger Mittheilungen des hochwürdigen Herrn Fr. Schindlauer.

schöner Garten aus, welcher bis gegen die jetzige Ungargasse sich erstreckte. Vorne, wo jetzt die Sechs-Krügelgasse in die Hauptstraße ausmündet, stand eine ungemein schöne Dreifaltigkeits-Säule, wie auf vorhandene Abbildungen zu sehen ist.

Indessen hatte die Gemeinde noch keine eigene Pfarrkirche. Dies Bedürfniß fühlend erbauten einige Gemeindeglieder, worunter besonders der Gastwirth Kaspar Rothmayer gehört, 1698 eine Kirche auf dem heutigen Marktplatz, der Klosterkirche gegenüber, welche zur Pfarrkirche bestimmt und dem heil. Nikolaus geweiht wurde.

Da sie der anwachsenden Bevölkerung bald zu klein wurde, so brach man sie 1759 ab und bauete ein geräumiges Gotteshaus, welches mit einem schönen Thurme geschmückt wurde. Dabei waren zwar zwei Vikare zur Besorgung des Gottesdienstes angestellt, die eigentliche Seelsorge wurde aber noch immer von der Hauptpfarre zu St. Stephan versehen, was der Gemeinde sehr unbequem war. So blieb es bis 1783, wo Joseph II. diese Nikolauskirche sammt dem sie umgebenden Leichenhofe abbrechen ließ und die Klosterkirche zum heil. Rochus und Sebastian zur Pfarrkirche erhob.

Diese wurde sammt dem Kloster kurz nach ihrer Erbauung (1656) durch eine schreckliche Feuersbrunst eingeäschert: wieder hergestellt, wurden beide bei der zweiten Türkenbelagerung (1683) neuerdings niedergebrannt und zwar von den Kaiserlichen selbst, damit der Feind darin keinen Schutz finde. Nach dem Abzug der Türken entstanden Kirche und Kloster wieder durch reiche Gaben des Hofes und anderer Wohlthäter. Auch wurde unter der Leitung des gelehrten Priors Ferdinand Hanisch damals das zweite Stockwerk aufgesetzt, welches früher nicht bestand.

Die Kirche hatte zu jener Zeit nur einen Thurm an der Seite der jetzigen Sakristei, im J. 1721 aber wurden an den Seiten des Hauptportals zwei Thürme aufgeführt, die noch stehen und dem Gotteshause zur besondern Zierde gereichen. Das Dokument, welches bei Ausbesserung der Bedachung 1835 in der Kugel eines Thurmes sich vorfand, gibt als Leiter des Baues an:

Archit.: Hr. Obristlieutenant Kollmann.
Steinmetz: Hr. Kaspar Offel.
Maurermeister: Hr. Christian Öttel.
Zimmermeister: Hr. Joh. Dietrich.
Bildhauer: Hr. Georg Antoni Eberl.
Thurmvergu ldter: H. J. M. Jänson.
Kupferschmidt: Hr. Jos. Oberrist.
Schloßer: Hr. Thomas Mayrhoffer.

Das Dokument enthält das passende Chronographicon:

Laeta Dies VIgesIMa oCtaVa IVLII,
naM ea CrVX seCVnDa est posIta
beneDICta a patre Magistro Georgio
RVess *)
In ConVentV praesentI priore,
et pVbLICe Merito aDorata a seqVentibVs
ReLIgIosIs.

Hierauf folgen die Namen der damals lebenden 40 Konventsglieder. Der frühere Thurm wurde einige Jahre nach Erbauung der zwei neuen Thürme abgetragen.

Als erster Pfarrer wurde 1783 der Weltpriester und früher Cooperator zu St. Nikolaus, Hr. Schlager ernannt, welchem mehrere Augustinerpriester als Cooperatoren beigegeben wurden. Das Kloster bestand fort, litt aber durch die feindlichen Invasionen 1805 und 1809 sehr viel; es wurde als Spital benutzt und besonders 1809 mit Kranken und Verwundeten so überfüllt, daß sie selbst in den Gängen dicht gedrängt lagen und 15 Priester bei Ausübung der Seelsorge und Pflege der Kranken am Typhus hinstarben.

*) Dieser Prior war Doktor der Theologie, Professor und Mitglied der Wiener-Universität und scheint ein sehr thätiger Mann gewesen zu sein.

Da nur wenige mehr übrig waren, so wurde das Kloster 1812 aufgehoben, und der vordere Theil des weitläufigen Gebäudes an Private verkauft, der rückwärtige aber zum Pfarrhofe und zur Schule verwendet. Bei der Aufhebung sind leider viele Urkunden und auch der größte Theil der Klosterbibliothek, welcher der Geschichtschreiber und Ordensbruder Xystus Schier (geb. 19. Juli 1728, † 15. März 1772) als Bibliothekar seiner Zeit vorstand, abhanden gekommen. Im Munde des Volkes heißt jedoch noch die Kirche kurzweg: „bei den Augustinern.“ Von diesen lebt heute noch der hochw. P. Adalbert, der sich noch immer rüstig der Seelsorge widmet.

Dem gegenwärtigen Pfarrer und Ehrendomherrn, Hrn. Ferd. Füß, der die Pfarre schon 33 Jahre leitet, gebührt das Verdienst, daß die Kirche 1826 restaurirt und zu einem schönen Gotteshause umgestaltet wurde; was der erste Anstoß war, daß allmählig alle andern Kirchen Wien's erneuert wurden.

Das Äußere der Kirche ist sehr schön. Das Portale ist mit acht steinernen, trefflich ausgeführten Statuen geschmückt; in der Mitte über der Kirchenthüre steht die h. Jungfrau mit dem Kinde, rechts und links die vier Pestpatrone, Rochus, Sebastian, Venno und Rosalia, oben der h. Augustin und zwei Heilige aus dem Augustinerorden.

Der schönste Schmuck der Façade war ein Basrelief aus Stein, die von Moses in der Wüste errichtete Schlange und die bittenden Israeliten vorstellend, mit der Schrift: „Ora, ut tollat a nobis serpentes“ (Bete, daß er die Schlange von uns nehme), — welches herrliche Kunstwerk leider 1816 der Architekt Fischer herabhauen ließ, um für die Uhr Platz zu gewinnen. Der Kopf des Moses und andere Trümmer des schönen Steinwerks werden noch in der Kirche aufbewahrt.

Das Innere der Kirche ist erbauend. Sie hat eine große Orgel, geräumige Galerien und nebst dem Hochaltare sieben schöne Seitenaltäre. Das schöne Hochaltarbild ist von Strudel und stellt oben die heil. Dreieinigkeit und die heil. Jungfrau, unten in Lebensgröße die vier obengenannten Pestpatronen vor, welchen hier noch der heil. Papst Fabian beigegeben ist. Auch die Bilder des Antoni- und Barbara-Altars sind gut. Einen besondern Kunstschatz aber besitzt die Kirche in einem echten Bilde von Lukas Kranach, den leidenden Heiland, welches über dem Altar des h. Joh. Bonis aus dem Augustinerkloster aufgestellt ist.

Auch viele vergoldete Statuen zieren den Tempel, besonders zeichnen sich darunter am Hochaltare in mehr als Lebensgröße die Statuen der vier heil. Fürsten, Karl der Große, Kaiser Heinrich, Leopold und Stephan aus. Der Baldachin und die vier schönen Leuchter am Mariahilfaltar sind ein Geschenk des Bürgers Sperlich. Von den Monstranzen ist eine kunstvoll gothisch geformt, und unter den reichgestickten Ornaten sind einige von hohem Alter.

Vor dreißig Jahren ereignete sich beim Abendläuten ein Fall, welcher die Macht der Phantasie auf eine auffallende Art beweiset. Mehrere Knaben, welche die Glocke zogen, glaubten die gespenstige Gestalt eines weißen Mannes mit drohender Geberde auf sich zukommen zu sehen. Erschrocken liefen sie davon, wobei einer und zwar noch lebender sich so beschädigte, daß er seitdem hinkt und drei andere aus Schrecken eine schwere Krankheit überstehen mußten.

Augustinerkirche und Kloster in der Stadt.

In der Gefangenschaft auf der Trausnitz gelobte Friedrich der Schöne und seine Brüder den Bau eines Klosters, wenn er seine Freiheit wieder erhalten sollte. Pez erzählt, Friedrich sei an eine Kette geschmiedet worden, die an einem mitten im Zimmer liegenden großen Stein befestigt

war, in welcher Lage er erkrankte. Sein Beichtvater, der Prior von Mauerbach, wurde zu ihm gelassen und nach seiner Genesung wurde dem Herzog gestattet, frei im Zimmer herumzugehen. Auch der Augustinermönch Conrad, der über Ludwig dem Baier viel vermochte, besuchte den Trausnitzer Gefangenen. Diese zwei Priester wirkten gemeinschaftlich, um des Herzogs Freiheit herbeizuführen und ihnen that er das Gelübde, ein Kloster ihres Ordens zu gründen.

Als Friedrich frei war, stifteten die herzoglichen Brüder die Karthause Gaming, und Friedrich selbst führte die Augustiner-Eremiten aus ihrem Kloster vor dem Werderthore in ein früher dem Kloster Mauerbach geschenktes Haus nächst der Burg in der damaligen Hochstraße, wo das heutige Augustinerkloster steht. (15. März 1327.) Er erlebte jedoch das Ende des Baues nicht, da er 1330 starb. Seine Brüder Albrecht der Lahme und Otto der Fröhliche endigten ihn 1339 und erst den 1. November 1349 erfolgte die Einweihung durch den Passauischen Generalvikar Ortolf.

Die Augustiner hatten zuvor schon ein kleines Kloster vor dem Werderthore in der Fischervorstadt, welche die Gegend des heutigen Schanzels, des neuen Thores, des untern Arsenals und der dort sich erhebenden Befestigungswerke einnahm; es ist aber unbekannt, wann sie dieses Kloster erhalten haben.

Otto der Fröhliche erbaute auch die Todtencapelle, welche ursprünglich die Ordenscapelle der St. Georgsritter war.

Bis zur Zeit Albrechts V. verweigerten die Augustiner wie die Schotten jedem inländischen Ordensbruder die Aufnahme in ihr Haus. Der Herzog erließ deshalb in den Jahren 1419 und 1423 scharfe Befehle, welchen sich die Augustiner, klüger als die Schotten, fügten.

Im Refektorium des Augustiner Klosters wurde im Jahre 1462 im Bruderzwist Friedrichs III. mit Albert ein sogenannter toller oder polnische Landtag gehalten; es fand sich dabei der Stadtrath und so viel lärmender Pöbel ein, daß Niemand zu Wort kommen konnte, und man sich am folgenden Tag wieder bei den Franziskanern auf der Laimgrube versammeln mußte.

Ferdinand II., welcher mit den beschuheten Augustinern aus unbekannten Ursachen unzufrieden war, berief die Discalceaten (unbeschuheten) aus Böhmen hieher, übergab ihnen den 15. Mai 1630 dieses Kloster und erhob ihre Kirche zur Hofkirche. Sie ist seitdem das Gotteshaus, worin alle in Wien vollzogenen Vermählungen des Kaiserhauses stattfinden.

Eine Capelle, der h. Apollonia gewidmet, erbauete Ferdinand III., als sein Sohn Leopold die ersten Zähne bekam, wobei er viel litt, welches keine Arzenei linderte. Der Kaiser that daher das Gelübde, der h. Apollonia, als Patronin der Zähne, eine Capelle bauen zu lassen, wenn die Schmerzen den Prinzen verlassen würden, welches auch erfolgte. Die Capelle kostete 3000 fl. und es wurde darin ein Zahn der genannten Heiligen gezeigt, der vom Volke in der frommen Meinung, von Zahnschmerzen befreit zu werden, häufig geküßt wurde.

Die Kaiserin Eleonora von Mantua, Gemahlin des genannten Kaisers, erbaute 1627 im Mittelpunkte der Kirche eine Loretto-Capelle mit einer Gruft, worin die Herzen der gestorbenen Mitglieder des Kaiserhauses in silbernen Urnen aufbewahrt werden.

Das ganz baufällig gewordene Klostergebäude ward im Jahre 1720 neu erbaut und erweitert. Joseph II. verlieh der Kirche 1783 das pfarrherrliche Recht.

Am 24. Mai 1784 wurde die in der Kirche stehende Loretto-Capelle abgetragen, nachdem in der, der Kirche ange-

bauten Todten-Capelle eine neue Loretto-Capelle errichtet und das Gnadenbild dahin übersetzt worden war. Auch die Herzen der Gestorbenen aus der kaiserlichen Familie wurden in der bei dieser neuen Capelle angebrachten Gruft übertragen, wozu auch die in dem gleichzeitig aufgehobenen Königskloster aufbewahrt gewesenen drei Herzen des Kaisers Mathias, seiner Gemahlin Anna und des Kaisers Ferdinands II. kamen, deren Eingeweide nach St. Stephan geschafft wurden.

Den 27. Dezember 1784 wurde der neue, schöne, nach römischer Art gebildete Hochaltar eingeweihet.

Auf Befehl Joseph II. wurde darauf über dem Tabernakel das Frauenbild St. Maria Major, bekannt unter dem Namen: „die wunderbare Mutter," aus der Kirche des aufgehobenen Königsklosters, mit vergoldeten Strahlen umgeben, aufgestellt. Die Staffeln zu diesem Hochaltare sind von der in der Minoritenkirche bestandenen heiligen Stiege genommen. Die Orgel und die Kirchenstühle sind von der Kirche der Schwarzspanier in der Alservorstadt hieher gebracht worden. Der Hochaltar aus Tiroler-Marmor ist vom Hofarchitekt Joh. Ferdinand von Hohenberg, das große Freskogemälde, der h. Augustin in der Glorie, von Maulbertsch, das Altarblatt von Tobias Bock und die h. Anna von Spielberg.

Den 13. Sept. 1683 hielt der Polenkönig, Johann Sobiesky, einen feierlichen Einzug in die von den Türken befreite Stadt, wobei in der Augustinerkirche und zwar in der in deren Mitte stehenden Loretto-Capelle eine Dankmesse gelesen wurde, an deren Ende er, rasch und ungeduldig, wie er war, vor den Hochaltar trat und selbst das Te Deum laudamus anstimmte, welches die anwesenden Polen und der Klerus im vereinten Jubel mit einander zu Ende sangen.

Den Leib der h. Viktoria, welcher in der Kirche auf einem Altare liegt, brachte der D. Joh. Schletzer 1686 von Rom hieher.

In dieser Kirche wurde vormals am 9. Februar ein großes Fest der h. Apollonia zu Ehren gehalten, welchem der Hof beizuwohnen pflegte und wobei ein wahrer Zahn der h. Apollonia zum Kuße dargereicht wurde, was den ganzen Tag hindurch sowohl hier als in der Allerheiligen-Capelle in der untern Bräunerstraße auch von dem Volke geschah.

Im Jahre 1803 erhielt die Kirche ein Denkmahl, welches in artistischer Hinsicht zu den ersten von Europa gehört. Es ist das Grabmahl, welches Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin, der Erzherzogin Marie Christine, einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia, durch Canova's Meisterhand setzen ließ, 20,000 Dukaten kostete und wovon in Wien bei Artaria 1803 eine Beschreibung unter dem Titel: „Mausoleum Ihr. k. Hoheit der Erzh. Marie Christine ꝛc." erschien. (S. d.)

Außerdem befinden sich in der Todten-Capelle die schönen Grabmäler Kaiser Leopolds II., ein Meisterstück von Zauner, und des Feldmarschall Daun, von Anton Moll. Das früher hier ebenfalls gestandene Denkmal des Freiherrn Gerhard van Swieten ist in veränderter Gestalt im Saal der Hofbibliothek aufgestellt worden. Ebenso bestanden in dieser Kirche die Erbbegräbnisse mehrerer ausgezeichneter Familien, der Wurmbrand, Harrache, Schwarzenberge, Palffy, Kollewrate u. a.

Das Innere der Kirche ist hell, heiter und freundlich; sie erhielt ihre jetzige Gestalt 1786 durch Joseph II. und hat ihre ursprüngliche Abtheilung in Schiff und Chor beibehalten. Ihre hohen und schlanken Pfeiler sind in zwei Reihen zwischen dem Schiffe und den beiden Abseiten in edlen Verhältnissen aufgeführt. Auch was sonst noch von Zimmerarbeit an Pfeilern und Wandsäulen, Knäufen und Tragstämmen übrig ist, zeigt

von reiner Ausführung unter eines kunſtvollen Meiſters Anleitung. Das Schiff iſt 132 Wiener Schuh lang, 90 breit, 61 hoch und wird von 8 großen Säulen aus Quaderſtücken getragen; der Raum des Chors iſt 138 Schuh lang, 54 breit und 80 hoch. Die Steinmetztafeln bei St. Stephan nennen einen Dietrich Ladtner von Piere (Pirna?) als den Baumeiſter mit dem Beiſatze: „war Baumeiſter über das Kloſter bei den Auguſtinern, 1339.“ — Der Kirche iſt dabei nicht gedacht.

Die von Otto dem Fröhlichen und den Georgsrittern 1337 gebaute Todten-Capelle ſtand ſchon vor der Kirche, bis zu deren Einweihung wahrſcheinlich in dieſer Capelle der Gottesdienſt gehalten wurde. Die Capelle wird in der Mitte durch drei Pfeiler in zwei Schiffe getheilt, deren Schlußſteine mit ſteinernen Hochbildern, zum Theil die Zeichen der Evangeliſten darſtellend, geſchmückt ſind. Gegen Oſten hat jedes Schiff eine dreiſeitige Altarniſche oder Vorlage. Beſonders zierlich ſind die unter den Fenſtern in fortwährender Reihe angebrachten gothiſchen Bogen mit ihren Nebenbogen und Gliedern, alles aus Stein gehauen.

Das Äußere der Kirche iſt gänzlich umgeſtaltet, die ganze weſtliche Seite oder vordere Wand durch das hohe Gebäude des Naturalien-Cabinets verbaut und unſichtbar; ebenſo die ſüdliche Seite. Nur gegen Norden iſt noch der alte Bau vorhanden.

Der jetzige Thurm an der linken Seite des Presbyteriums gehört nicht mehr der urſprünglichen Bauart an. Bei dem großen Sturme, welcher den 1. Oktober 1807 über Wien wüthete, wurde die ganze Kuppel des Thurms herabgeworfen und ſeine Trümmer bedeckten, ohne daß dabei ein Unfall ſich ereignet hatte, am folgenden Morgen das unten ſtehende Straßenpflaſter. Als der Thurm herabſtürzte, zerkratzte die Spitze des Kreuzes die Mauer des gegenüber ſtehenden kleinen Lobkowitz'ſchen Hauſes (1157), wovon bis 1845 die Spuren über dem Eckſteine in einer Höhe von beinahe zwei Klaftern zu ſehen waren.

Der erſte Thurm reichte kaum bis zur Hälfte des Kirchendaches. Ferdinand III. ließ ihn 1652 mit einem Aufwande von 6000 fl. erhöhen und mit folgender Inſchrift verſehen:

Firnamento, Decori ac Provectioni F. F. Eremitarum
Discalc S. Augustini
TestaMento aperto CLangenDae plenae,
ornaMento Libero aDeptae paCis,
Ostento apto CoMpLenDae annos Iuvis.

Dieſe ſymboliſchen Worte erläuterten die Schönheit des Thurmes, deſſen Glocken und die Sonne und den Mond, welche bis zu unſerer Zeit daran zu ſehen waren.

Am 18. Juni jeden Jahres wird in dieſer Kirche das Dank- und Gedächtnißfeſt der Schlacht bei Collin und am Allerſeelentage ein feierlicher Trauergottesdienſt für alle verſtorbenen Soldaten der k. k. Armee abgehalten.

Einer der intereſſanteſten Bewohner dieſes Kloſters war der ungemein geniale, gelehrte und originelle Pater Abraham a sancta Clara, der im 18. Jahre ſeines Alters nach Wien kam, um in dieſem Hauſe die Philoſophie und Theologie zu ſtudiren und wo er ſpäter auch wohnte. Wir werden Gelegenheit finden, auf dieſen merkwürdigen Mann bei mehreren Gelegenheiten und namentlich bei Beſchreibung des ſteinernen Fenſterguckers am Kärntnerthore zurückzukommen.

Auch der Laienbruder David a. S. Cajetano (S. d.), der Erbauer einer merkwürdigen aſtronomiſchen Uhr, verdient angeführt zu werden.

Ausräucherung der Häuſer.

Am 27. November 1785 ward von Kaiſer Joſeph II. befohlen, daß die bis dahin gewöhnlich geweſene Ausräucherung der

Häuser durch die Pfarrgeistlichkeit an den Vorabenden der Weihnacht, des Neujahrtages und des Dreikönigfestes in Zukunft gänzlich eingestellet sein und unterbleiben soll.

Ausruf (Öffentlicher).

Zu einer Zeit, wo noch wenige Menschen lesen konnten und es an schriftlichen Organen zur Publizirung der Gesetze mangelte, waren die öffentlichen Ausrufer unentbehrlich zur Aufrechthaltung der Ordnung. Die Plätze, worauf sie ihren Ruf hören ließen, waren: der Graben, der Neumarkt, der Hof, der Hohemarkt, der Juden-, der Michaels- und der Stockimeisenplatz.

Anfangs wurde das Volk durch den Ton des Rufglöckleins bei St. Stephan aufgefordert, sich dort zu versammeln, um den Ruf zu vernehmen. Statt der Glocke trat im 17. Jahrhundert das Rufausblasen des Thürmers bei St. Stephan mit der Trompete ein.

Die Ausrufer waren Anfangs zu Fuß, später aber zu Pferde, um besser gesehen und gehört zu werden. Der Schluß jeder Verkündigung war die Ermahnung „sage es einer dem andern!“ Das bis in die neuere Zeit üblich gewesene Austrommeln war der letzte Nachhall dieser Rufe.

Zu den sonderbarsten Rufen gehört jener vom Jahre 1664, „daß wer um die drei Neudegg'sche Freyle, so verlehren worden, Wissenschaft habe, wohin sie khommen — solches anzeigen solle.“ — Nach Einführung der Stadtbeleuchtung wurde 1688 ausgerufen, daß jeder Hausinhaber die wegen Illumination der Stadt zu den aufgemachten Laternen gefüllten Lampen im Öhlerladen beim Hahnenbeiß (am Hof) abholen, sie auch Puncto um 9 Uhr Abends nach dem Zeichen des „Preinfakhs-Läuten“ anzünden lassen, oder im Unterlassungsfalle sechs Reichsthaler Strafe zahlen soll.“

Außereuropäische Menschenracen.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wurden durch spekulative oder wissenschaftliche Reisende nach Wien gebracht und zum Theile öffentlich zur Besichtigung folgende Individuen außereuropäischer Menschenracen ausgestellt:

1828. Homo japetieus adamieus, Araber-Hadschi-Ali-Sicobarg, Mann. Aus Ägypten.

1819. Homo japetieus adamieus, Mirza-Abul-Hassan-Chan, Mann. Gesandter des Schahs von Persien. Aus Persien.

1844. Homo japetieus adamieus, Johannes Jussuf Sohn, chaldäischer Priester, Sohmo (Salomo) und Benjamin, zwei Chaldäer von Urmia in Kurdistan, Almosensammler.

1820. Homo japetieus indieus, ein Gaukler aus Ostindien.

1824. Homo japetieus indieus, Mooty-Samme, Gaukler aus Ostindien.

1824. Homo japetieus indieus, Medue-Samme, Gaukler aus Ostindien.

1839. Homo japetieus indieus. Tille (Alt). Amani. — Soundirum. — Rangoun (Jung). Wegdoun (Kind). Bajaderen von Tintivina purum.

1839. Homo japetieus indieus, Ramaringon (Greis). — Saveranin (Mann). — Devennaygon (Jüngling). Begleiter der Bajaderen.

1819. Homo neptunianus, Neuholländer, Mann von 23 Jahren aus Neuholland. Kam mit Hill.

1833—1834 Homo neptunianus, Indier, Mann aus Madras. Mit Hill.

1819. Homo neptunianus papuensis, Neu-Guineerin, Weib v. 27 Jahren. Mit Hill.

1819. Homo neptunianus papuensis hybridus exneptuniano, Kind von 1½ Jahr. Mit Hill.

1825. Homo scythieus hyberboraeus. Es-

quimaux, George Nlakungitok, Mann von 27 Jahren aus der Baffins-Bai. Mit Kapitän Hadleck.

1835. Homo scythicus hyperboreus. Marie Coonunnak, Weib von 23 Jahren. Eben so.

1821. Homo americanus. Botokuden, Jouan, Mann von 21 Jahren aus Brasilien. Mit Pohl.

1821. Homo americanus. Botokuden, Francisca, Weib von 20 Jahren, ebenso. Beide befanden sich in Wien im Volksgarten vom 15. Okteb. 1821 bis Okteb. 1823, wo sie starb, worauf er in sein Vaterland zurückkehrte.

1829. Homo columbicus. Osagen. Washinquasha, Mann von 37 Jahren. Mit Leise.

1829. Homo columbicus. Osagen. Minkehatuhook, Mann von 27 Jahren. Eben so.

1829. Homo columbicus. Osagen. Muhangah, Weib von 22 Jahren. Eben so.

1819. Homo aethiopicus. Angoleserin, Weib von 21 Jahren. Mit Hill.

1833—1834 Homo aethiopis, Angoleserin, Weib von Antigone. Mit Hill.

1833—1834. Homo aethiopicus, Melanesides, Papuanerin, Weib von Neu-Guinea.

1833. Homo aethiopicus. Ashantee, Heongon-Aspoo, Mann. Mit Philadelphia.

1840. Homo aethiopicus. Kaffer-Jüngling, mit Prinz Paul von Würtemberg.

Hieher gehört noch der in Diensten des Fürsten von Lichtenstein gestandene Angelo Soliman, der den 21. November 1796, im 70. Jahre in Wien starb und sich ausgestopft im k. k. zoologischen Museum befindet.

Autograph der h. Theresia.

In der Kirche zu den 14 Nothhelfern im Lichtenthale befinden sich mehrere durch Seltenheit und Heiligkeit ausgezeichnete Reliquien, welche größtentheils von dem ersten Pfarrer dieser Kirche, Carl de Georgio aus dem Orden der Basilianer herstammen.

Das merkwürdigste Stück darunter war eine silberne mit Diamanten besetzte Monstranze, die auf einer Seite einen Theil des Schweißtuches der heil. Theresia mit der Beischrift: „Sudario de Sta. Theresa Vir.“ (Vom Schweißtuche der heil. Theresia) — und auf der andern Seite die eigene Handschrift der Heiligen auf Papier, wie sie in Briefen ihren Namen auf Spanisch zu unterschreiben pflegte: Theresa de Jesus, enthält. Dieses Stück wurde dieser Kirche vom Kaiser Franz I., Gemahl der Kaiserin Maria Theresia geschenkt.

Autographen-Sammlungen.

Autographen-Sammlungen bestehen in Wien folgende:

1. In der k. k. Hofbibliothek; das dortige Autographen-Cabinet ist ein wahrer Schatz. Das Verdienst seiner Gründung und ununterbrochenen Vermehrung gebührt dem Präfekten, Grafen Moriz von Dietrichstein.

2. Eine ansehnliche Sammlung besitzt Graf Eugen von Czernin; sie wird mit Eifer bereichert und dabei auch auf den Inhalt des Textes Rücksicht genommen, weshalb manche Namen mehrfach vorkommen.

3. Umfassend und kostbar ist das Cabinet des Ritters Alfred von Franck; es soll neuerlich durch jene seines Bruders, des dramat. Dichters einen mächtigen Zuwachs erhalten haben.

4. Herr Alois Fuchs beschränkt sich auf Autographe von Tondichtern und Musikern, und in diesem Zweige ist seine Sammlung die reichste, die es geben kann. Diesen setzen wir

5. Jene des Herrn Franz Gräffer bei, welche 1000 Stück Autographen durchaus von ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern enthält; es befinden sich darunter sehr wichtige und seltene, und die deutschen Classiker sind beinahe vollständig.

Auwinkel.

Der Auwinkel bildet eine Extremität der Stadt gegen den rothen Thurm, von wo er sich bis zum Hauptmauth-Gebäude bergauf erstreckt, so daß der Auwinkel auf einer Seite das Lorenzer-Gebäude, und nur gegen die Bastei-Seite mehrere Zinshäuser zur Grenze hat, und überhaupt zu den unansehnlichsten Stadttheilen gehört. Die Nähe des Donau-Kanals machte vormals diesen seitdem bedeutend erhöheten Stadtwinkel zu einer Pfütze und dieses verlieh ihm den unschönen Namen des Sau-Winkels, den man erst im vorigen Jahrhunderte mit Beseitigung des vielsagenden S in Auwinkel verwandelt hat.

Bei diesem ci-devant Sau-Winkel erhob sich einst und zwar an der sumpfigsten Stelle des ehemaligen Stadtgrabens zwischen dem rothen Thurm und der Biber- (eigentlich Piber-)Bastei der Krötenthurm, so genannt, weil an seinem Fuße ein ewiges tausendstimmiges monotones Unken- und Kröten-Concert sich hören ließ, welches besonders zur Nachtzeit so widerlich war, daß Jedermann diese Stadtgegend floh.

Dieser Krötenthurm stand dort, wo das Haus Nr. 635 sich befindet. Nach seinem Abbruch 1730 wurde dort die „Gemeiner-Stadt-Wien-Häring-Niederlage“ errichtet. Dieser Krötenthurm paßte gut zum Sau-Winkel und man wird sich über diese sehr vulgären Benennungen nicht wundern, wenn man erwägt, daß es noch viele andere Stadtgegenden gab und zum Theile noch gibt, welche ähnliche Namen führten.

Ohne des Ofenloch-Gäßchens zu erwähnen, muß hier der untere Theil der Freiung gegen den Heidenschuß genannt werden, der „auf'm Mist“ hieß, die Kothgasse auf der Laimgrube, vormals Koth-Lucke genannt; der Grund an der Wien, wo heute das Theater-Gebäude steht, hatte vormals den Namen des Sau-Grabens. Beinahe synonym damit führte unter Friedrich III. und seinem Sohne Maximilian der untere Theil des 1812 verschwundenen und wieder aufgebauten uralten Taschnerhauses am Eingange des hohen Marktes den Namen des Sau-Grübels, wahrscheinlich seines vormaligen finstern und winkeligen Aussehens und der dortigen engen Passage wegen.

Dem Auwinkel gebricht es nicht ganz an historischer Bedeutung. Zur Zeit der Stadtbelagerung durch die Türken 1683 war der in der Leopoldstadt liegende Feind besonders auf diesen Sau-Winkel erpicht. Den 21. Juli bewarf er ihn so stark mit Bomben, daß die Belagerten sich genöthigt sahen, zur Vermeidung einer Feuersbrunst alle Schindeldächer der Umgebung auf das Schleunigste abzudecken.

Von Schindeldächern ist nun wohl in diesem vormaligen Sau-Winkel, wie beinahe in der ganzen innern Stadt, keine Spur mehr zu sehen und es wäre sehr wünschenswerth, wenn alle in den verschiedenen Stadtwinkeln sich noch hie und da herumtreibenden Thiere aus Epikurs verrufenem Stalle sich daraus eben so leicht fortmetamorphosiren ließen, als es hier durch die Entfernung des S geschehen ist.

Ayrenhoff (Cornel. Herrm. von),

geboren in Wien 1733, kais. Feldmarschall-Lieutenant, starb den 14. Aug. 1819. Man hat von ihm sechs Trauerspiele und neun Lustspiele, worunter das Lustspiel: der Postzug, durch die rühmliche Anerkennung, die ihm von Friedrich dem Großen, dem hartnäckigen Gegner der deutschen Literatur, zu Theil geworden ist, sich am meisten bekannt gemacht hat. Dieses Lustspiel, welches zuerst 1769 aufgeführt wurde, gefiel seiner Zeit allgemein in Deutschland.

B.

B.

Dieſer Buchſtabe ſteht in einem unvortheilhaften Rufe; er ſchlägt auch in der That etwas in das Gebiet der Blödigkeit ein und die Menſchen ſollen ihn, wie Pier (in ſeinen Hieroglyph. L. 47. c. 28) behauptet, von den Schafen bekommen haben, wie es auch das deutſche Wort blöken andeutet und weßhalb ihn die Ägypter in ihrer Bilderſprache durch ein Schaf dargeſtellt hätten. Wir ſind jedoch weit entfernt, dieſe Meinung in Betreff des B, was Wien anbelangt, zu theilen, denn er bietet uns gegen ſeinen Vorgänger eine reichlichere und nichts weniger als an das Blöken des Wollenthiers mahnende Ausbeute dar.

Bäckenhäuſel.

So heißt noch immer im Munde des Volkes die Verſorgungs-Anſtalt der Stadt Wien in der Währingergaſſe (271), obgleich dieſes Inſtitut ſchon beinahe durch zwei Jahrhunderte aufgehört hat, eine Zufluchtsſtätte für alte gebrechliche Glieder der Bäckerzunft zu ſein. Dieſe urſprüngliche Beſtimmung des Hauſes beurkundet noch eine uralte, von einer daran ausgehauenen Bretze, die ſteinerne Bretze genannte Säule, die an der Auſſenſeite der dortigen Capelle ſteht und die Jahreszahl 1506 trägt. Von der oberen daran unter dem Bilde des Heilandes angebrachten Inſchrift ſind noch die Worte:

„Sag got dem Herrn
— — — — — —
gekommen in der Chriſten
Handt den 29. März 1598“

leſerlich, was auf die Einnahme von Raab durch Palffy und Schwarzenberg ſich zu beziehen ſcheint. Anfänglich beſtand die Anſtalt aus einem niedrigen ebenerdigen Geſchoße; ſie hörte im J. 1656 auf, ein Unterkunftsort für alte Bäckergeſellen und verarmte Meiſter dieſer Zunft zu ſein, welches folgender, gut erhaltener Denkſtein beſagt, der am älteſten Theile des Gebäudes eingemauert iſt:

„Diſes Gepaw iſt aus
Freygäbigkeit der Wiennerſchen
Burgerſchafft für die Jenigen Perſonen ſo
aus dem Lazaret geſundter Wandern auſſerpaut worden
Undter dem jetzigen Herrn Bürgermeiſter und
Stattrath Herrn Johann Georg Dietmayr
von Dietmanſtorff
Röm Kayſ. Maſt. Rath und Burgermaiſter.
(Hier folgen die Namen von 13 Stadträthen.)
1. Auguſt 1656.“

Die Anſtalt iſt in Beſitz eines groſſen Terrains, welches den ganzen Hohlweg hinabläuft und bis zum Michaelbeuernſchen Grunde reicht. Die Gebäude wurden zu verſchiedenen Zeiten vergröſſert und werden heute von beinahe 550 Perſonen beiderlei Geſchlechtes bewohnt, die nach den überſtandenen Mühen des Lebens hier der Ruhe genieſſen; von ſeinen Bewohnern müſſen wenigſtens 25 dem Bürgerſtande angehören. Die Anſtalt befindet ſich in einem ungemein reinlichen Zuſtande, und erhält

durch niedliche Garten-Anlagen auch ein heiteres Aussehen.

Die heutige der heil. Rosalia geweihte Capelle wurde 1729 gebaut.

Bäcker-Auflauf (Der, gewöhnlich Bäcker-Rummel genannt).

Im Sommer des Jahres 1808, vor dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich, wimmelte die Stadt Wien von französischen Kundschaftern und heimlichen Volksaufwieglern, welche die Aufmerksamkeit der Regierung von den auswärtigen Angelegenheiten dadurch abziehen wollten, daß sie dieselbe mit innern Besorgnissen zu beschäftigen trachteten.

Dieses Resultat ergab die Untersuchung eines Vorfalls, der im Monate Juli Statt fand, angeblich durch Brotmangel und Theuerung verursacht wurde und in den neueren Jahrbüchern der Hauptstadt ohne Beispiel ist.

Am 7. Juli, einem Sonntage, fing ein fremder Handwerksbursche mit dem Bäckermeister Zeitelhofer auf der Wieden, unweit vom damaligen Transporthause im Piaristen-Kloster einen vorsetzlichen Streit wegen eines Groschenbrotes an, welches dieser nicht vorräthig hatte, obgleich an anderen Brotgattungen Überfluß war.

Ein bereiteter, und meistens betrunkener Haufe dienstlosen Gesindels schloß sich dem Burschen an, fiel in die Brot- und Mehlkammer ein, erbrach die Geldlade und plünderte das Haus, während der Bäcker und die Seinigen die Flucht ergriffen. Der Haufe wuchs mit jedem Augenblicke. Die herbeigeeilte schwache Polizeiwache ward überwältigt und der tolle Haufe fing an das Haus niederzureißen. Mittlerweile kamen mehrere Abtheilungen der Garnison herbei. Da aber wiederholte Vorstellungen nichts halfen, so wurde blind unter die Rasenden gefeuert. Als diese solches merkten, wurden sie so hochmüthig, daß mehrere Militärs durch einen Steinhagel verwundet wurden. Jetzt wurde scharf geschossen und mehrere Meuterer dadurch getödtet oder blessirt.

So war es 10 Uhr Abends geworden und mit Erstaunen gewahrte das vom Theater an der Wien, wo die Oper „Swetard's Zauberthal" gegeben worden war, heimkehrende Publikum, dieses Straßen-Scharmützel in dessen Nähe.

Am andern Morgen begann der Unfug wieder mit der Plünderung eines Bäckers zu Mariahilf und dieser Tag endigte mit ähnlichen Spektakeln am Neubau, Neustift, zu St. Ulrich und in der Josephstadt. — Aus dem Simmeringer-Lager wurden Truppen in die Vorstädte gezogen, das Standrecht angedroht, allen Hausvätern und Gewerbsleuten befohlen, ihre Söhne, Gesellen und Gesinde zu Hause zu behalten und gegen die etwaigen Übervortheilungen der mit Lebensmitteln handelnden Gewerbsleute strenge Maßregeln ergriffen. An diesem Tage endete der Auflauf um Mitternacht.

Da am 9. Alles wieder ruhig war, so zog das Militär am 10. ab. Unter den todtgebliebenen Meuterern fand man auch einen ganz unbekannten Fremden, der mit einer dreifarbigen Fahne einen Haufen angeführt hatte. Nur der niedrigste Pöbel und brotloses Volk hatten an den Tumult Theil genommen. Daß der Brotmangel nur ein Vorwand war, geht aus dem Umstande hervor, weil damals dieser Mangel nicht herrschte, indem für die Approvisionirung der Hauptstadt von der Staatsverwaltung die großmüthigsten Opfer gebracht worden waren.

Bäcker-Aufzug.

Die wichtige Zunft der Bäcker besaß in den vorzüglichsten Städten Deutschlands und Frankreichs das Vorrecht, jährlich an einem bestimmten Tage, unter Beobachtung verschiedener Ceremonien, einen öffentlichen

Aufzug zu halten, und überall knüpft sich daran eine für dieses Gewerbe ehrenvolle patriotische Erinnerung. Der Ursprung dieser Sitte fällt in Wien in die Zeit der ersten Belagerung (1529) durch die Türken. Dieser Aufzug fand am Osterdinstage statt und es wurde dabei folgendes Ceremoniel beobachtet. Auf Verlangen der Vorsteher der Gesellen theilte ihnen das n. ö. General-Commando die erforderliche Mannschaft zu Pferde mit, und der Zug begann um die Mittagszeit vom Innungshause, aus dessem Fenster die vom Cardinal Kollonitz 1683 am Hofe geweihte Fahne am Morgen des Osterdinstags ausgesteckt worden war. Nach einer Abtheilung Cavallerie kamen die Bäckergesellen, welche vorschriftmäßig mit franzblauen Fracks, perlfarbenen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, dreieckigen Hüten und Degen gekleidet waren. Einer von ihnen trug den großen, historisch-merkwürdigen Silberbecher, dem wir einen besonderen Absatz widmen (Siehe Innungssaal der Bäcker) und ein zweiter einen kleineren Becher, worauf der Träger der Fahne kam, die der Altgeselle und abwechselnd die zwei Fähnriche trugen. Diese drei waren mit goldenen Schärpen geschmückt, wie sie vormals die Feldmarschälle hatten, und die ihnen jedesmal aus dem bürgerlichen Zeughause geliefert wurden. Ihre Hüte waren goldbordirt und hatten Federbüsche. Ein zweiter Trupp gleich- und überhaupt gutgekleideter Gesellen und Cavallerie schloß den Zug.

Dieser verfügte sich in der inneren Stadt von einem Backhause zum andern, bei jedem derselben spielte die Musik, während sich die Becherträger hinein begaben, um den Meistern und Meisterinen Wein zu kredenzen. Beim Kommen und Abgehen wurde jedesmal die Fahne geschwungen. Wenn der Zug bei einer Militärwache vorüberging, trat diese reglementmäßig in's Gewehr. Auch in die Burg begab sich der Zug, wo er sich kreisförmig aufstellte und wo sich die Vorsteher und die Bechergesellen in die allerhöchsten Appartements begaben, um den Kaiser und der kaiserl. Familie den Ehrentrunk anzubieten. Zum Schluße begab sich der Zug nach dem Hofe zur Wohnung des Bürgermeisters, wo der Altgeselle nach alten Herkommen einen Spruch sprach, der mit den Worten: „Kund und zu wissen sei männiglich“ anfing und worin angeführt wird, daß sich das Recht des Aufzuges auf ein kaiserliches Zugeständniß gründete.

Im Kriegsjahre 1809 vertrat die bürgerliche Cavallerie die Stelle des ausgerückten Militärs und dieses Jahr ist auch jenes, womit dieses ehrwürdige alte Volksfest sein Ende nahm, und sonderbar genug ging der Antrag dazu vom damaligen Vorsteher der Innung, Joseph Neubauer, Bäckermeister im Freihause auf der Wieden, aus, welcher bei einer allgemeinen Versammlung der Gesellen ihre Zustimmung zu erlangen wußte. Die Abstellung einer solchen öffentlichen Feierlichkeit, die noch dazu das Vorrecht eines der wichtigsten Innungen war, und womit die Erinnerung an einem der denkwürdigsten Momente der Geschichte Wien's sich innigst verknüpfte, ist jeden Falls bedauerlich.

Der Ursprung dieses Aufzugs ist mit dem Namen des Hauses „zum Heidenschuß“ auf der Freiung eng verbunden. Als 1529 die Türken Wien zum ersten Male belagerten, sollen sie die Stadt bis an jenes Haus, welches einem Bäcker gehörte, unterminirt haben. Ein im untersten Keller wachehaltender Bäckerbursche, aus Volkenhain in Schlesien, mit Namen Joseph Schulz, entdeckte nächtlicher Weile die unterirdische Arbeit des Feindes durch eine hüpfende Bewegung einiger Würfel, welche auf einer Trommel lagen und machte dem Stadtkommandanten die Anzeige. Die-

ſer unterließ nicht, die nothwendigen Gegenarbeitungen vornehmen zu laſſen, und er ſoll es auch geweſen ſein, welcher der Bäckerzunft, weil eines ihrer Mitglieder die Stadt gerettet hatte, vorzügliche Freiheiten verſchaffte, wozu auch der jährliche Aufzug gehörte.

Gegen dieſe für die Bäckerinnung ehrenvolle Überlieferungen haben ſich einige Stimmen erhoben, die dagegen bemerkt haben, das Haus „zum Heidenſchuß“ komme nicht nur unter dieſem Namen viel früher als 1529 vor, ſondern es ſei auch erwieſen, daß damals die türkiſchen Minen hauptſächlich gegen das Karntnerther gerichtet waren und ſich nicht weiter als links bis an das Burgthor und rechts bis an das heutige Carolinen- oder Seilerſtätterther erſtreckt hätten.

Ohne den Gehalt dieſer Einwendungen beeinträchtigen zu wollen, kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß nach dem Zeugniße des von 1529 herrührenden, ungemein intereſſanten Innungsbechers und nach von Generation zu Generation ſich beim Mittel erhaltenen, durch die Thatſache des beſtandenen Aufzugsrechtes bekräftigten Überlieferungen dieſe Auszeichnung der Lohn ihres Wohlverhaltens bei jener Feindesgefahr war, und daß es für die Bäcker Wien's ehrenvoller iſt, wenn ſie dieſes ſchöne Vorrecht mit dem Degen in der Fauſt in Vertheidigung der Kaiſerſtadt, als durch die zufällige Wahrnehmung einiger tanzenden Würfel auf einer Trommel in den Kellern des Heidenſchußhauſes ſich erworben haben.

Bäckerburſche (Der).

Ein im J. 1500 in Wien hingerichteter fremder Bäckergeſelle gab eine Probe von der Zähigkeit des menſchlichen Lebens und von der Barbarei der damaligen Rechtspflege. Dieſer Burſche kehrte, als er hieher kam, bei einem bürgerlichen Meiſter ein, wo er mit Speiſe und Trank erquicket wurde. Trotz dem ermordete er in der darauffolgenden Nacht fünf Perſonen in demſelben Hauſe, und ſogar ein kleines Kind mußte unter ſeinen Händen ohne Erbarmen ſterben. Er entwiſchte zwar, man brachte ihn aber bald gefänglich ein und nach vielerlei Martern wurde er zuerſt gerädert und dann an einen Pfahl aufgerichtet; zu Jedermanns Verwunderung lebte er nach dieſen überſtandenen Martern noch eine geraume Zeit.

Bäckerkreuz.

Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſtand in der Nähe der ſteinernen Brücke, welche vom Kärntnerthore über den Wienfluß führt, eine ſteinerne Kreuzſäule, welche den Namen des Bäckerkreuzes hatte, weil das Bäckerhandwerk ſie hatte errichten laſſen. Sie trug folgende noch zur Zeit ihrer Wegräumung lesbare Inſchrift:

„Das Kreuz haben laſſen machen ein löbl. Handwerch die Beckhen, und Beckhen-Knecht aus ihrer Zech zu Wien in die Ehren Gottes und ſeiner lieben Mutter, da man zahlt nach Chriſti Geburth 1414 Jahr, und hernach wiederumben renovirt An. 1600 den 23. Juny. — Ren. 1691. An. 1757 I. B.“

Das uralte, merkwürdige Frauenbild dieſer Säule iſt noch vorhanden; es befindet ſich in einer Mauerniſche des Schämel-Ausleihers und des Laternanzünders-Lokals am Naſchmarkte und darunter iſt in einer Marmorplatte die Inſchrift eingegraben:

„Dieſe Bildnuß
ware vermals in der Kreuz-Saulen,
welche im Jahre 1414 ein löbliches Handwerk deren Bäcken in Wien zur
Ehre Gottes und ſeiner lieben Mutter
auf der ſteinernen Brücken hat errichten laſſen, geſtanden. Und iſt
im Jahr 1772 auf Allerhöchſten Befehl an dieſen Orth überſetzt worden.“

Bäckerkreuz (Hof-) in Mariahilf.

Der Heiligenkreuzkirche der Ingenieur-Akademie gegenüber, zwischen den Häusern Nr. 14 und 15 der Vorstadt Mariahilf stand bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine schöne steinerne Bildsäule der schmerzhaften Mutter des Erlösers mit dem todten Gottessohn in den Schooß. Man nannte dieses fromme Denkmal von seinem Stifter das Hofbäckerkreuz, wie solches die daran angebrachte Inschrift angab:

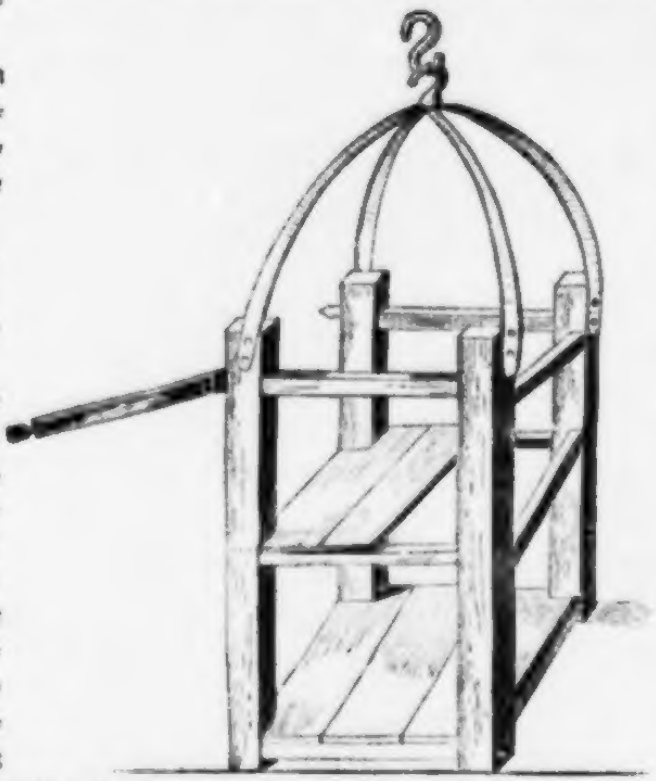
„Zu Ehren der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit, wie auch der Schmerzhafften Mutter GOttes hab ich Jacob Hoffer Kayserlicher Hoff-Böck in Wien, wie auch Maria Sabina meine Ehe-Wirthin diese Ehren-Saulen sezen lassen, dem allerhöchsten GOtt zu einer schuldigsten Dankſagung, dieweil er uns in dem 1683. Jahr von der Türkischen Gewalt so gnädiglich erlediget hat. Ist gesetzt worden An. 1686. Renovirt An. 1713. anhero übersetzt worden von einer löbl. Gemeinde zu Maria-Hilf.

Anno 1753.“

Bei dem Aufbaue eines der genannten Häuser verschwand dieses Erinnerungsmal der vorzeitigen Pietät, wie so manches Andere, spurlos von seinem Platze.

Bäckerschupfen (Das)

ist ein, den Geist und den Gerichtszustand der Vorzeit ganz charakteriſirendes, sonderbares Verfahren, das sich in Wien bis unter Joseph II. erhalten hat und das in der Rossau 1773 zum letzten Male angewendet wurde. Diese Strafart war für jene bestimmt, die ungewichtiges Brot verkauften. Sie ist uralt und reicht über Herzog Albrecht II. Gesetz weit hinaus, welches diese Strafe festsetzt. Sie war damals beinahe in ganz Europa üblich. In Tschudi's Schweizer-Chronik wird die, in Zürich im Jahr 1382 gebräuchliche Maschine, dort Schnelle genannt, also beschrieben:



„Diese Schnelle war ein Korb, der stand hoch empor, und es war eine unsaubere wüste Wasserpfütze darunter; in diesen Korb *) setzte man die Leute, die etwas verschuldet hatten, und man gab ihnen darin weder Essen noch Trinken, und wenn der Sträfling aus dem Korb wollte, um sich zu ernähren, mußte er in die Pfütze springen und sich ganz besudeln. Bei solchen Gelegenheiten erhob dann das umstehende zahl-

*) Herr Schlager hat in seinen Skizzen die Abbildung eines solchen Strafkorbes, der über fünf Schuh hoch war, mitgetheilt, nach welcher unsere vorjüngste Copie entworfen wurde.

reiche Volk ein anhaltendes Spottgelächter.“ — Nach der Augsburger Tags-Chronik ließ die dortige Stadtobrigkeit den 6. April 1634 auf dem Fischmarkt hölzerne Esel aufrichten und alle diejenigen zur Strafe darauf setzen, welche durch übertriebene Preise oder schlechte Beschaffenheit der Lebensmittel ihre Mitbürger zu übervortheilen suchten.

In Wien wurden die Strafbaren in einen verschlossenen Korb gesetzt, welcher an dem Ende eines in Form einer einfachen Schaukel angebrachten langen Balkens hing, und so meistens in der Vorstadt Roßau in die Donau getaucht. In ältern Zeiten wurde diese Strafe auch in der innern Stadt am Graben und am neuen Markte, als den damals zum Bretverkauf bestimmten Plätzen und zwar, wie die Urkunden sagen, mittelst Unrath (lutum) vorgenommen. Die Art der Ausführung ist nicht zu erheben und auch sonst nicht leicht zu erklären, weil diese Plätze kein Wasser hatten.

Im siebenzehnten Jahrhunderte bestanden solche Schupfen auch am rothen Thurm und vor dem Fischerthore.

Diese Strafart kommt auch unter den Namen: Schwemmung, Springen durch den Korb, Dummeln im Water-Cuecking-Stool (Wasserguckstuhl) vor und wurde in England, Belgien, Deutschland und andern Ländern auch zur Bestrafung anderer Verbrecher, z. B. Gotteslästerer, Betrüger, schmähsüchtiger Weiber, falscher Spieler u. a. m. angewendet.

In Prag wurden die Schuldigen durch die Moldau geschwemmt. Wir haben hierüber irgendwo die versifizirte Stelle gefunden:

„Beging hier Jemand nur den Streich
Die Taxen zu verletzen,
So zwang man ihm, sich alsogleich
In diesen Korb zu setzen
Und zog ihn dann, — bedenkt den Graus,
Stets in das Wasser ein und aus.
Vier Zoll war das bestimmte Ziel
Für die zu leichten Lothe;
Nur fehlte manchmal schrecklich viel
An Semmeln und am Brote,
So, daß man, was sehr oft geschah,
Nur blos des Mannes Mütze sah.“

Baden

ist der berühmteste Badeort Nieder-Österreichs und einer der besuchtesten der Monarchie; er liegt zwei Posten von Wien entfernt, welche man in einer langweiligen Landkutsche binnen vier, mit der Post binnen drei, mit guten Privatpferden binnen zwei und mit der Eisenbahn binnen einer Stunde zurückgelegt. Die gewöhnliche Fahrstraße dahin ist wegen ihrer Einförmigkeit und Staubhältigkeit berüchtigt und bildet einen Contrast gegen den Weg der Eisenbahn längs dem Fuße des Gebirges durch ein liebliches Gelände. Der Fußreisende hat die Wahl zwischen der Spinnerin am Kreuze über Brunn, Enzersdorf, Mödling, Gumpoldskirchen und Pfaffstetten und jenen von Mödling durch die vordere und hintere Brühl nach Baden, wo sich hinter der Kirche ein Fußsteig längs einer überaus schönen Bergwiese zum Walde hinaufzieht, der nach dem in einem seichten grünen Kessel liegenden Siegenfeld führt, von wo aus sich ein Waldweg in das Helenenthal hinter Baden hinabschlängelt.

Die Stadt Baden liegt am Fuße eines Zweiges des Kahlenberges und sie hat ihren Namen von den warmen Bädern, die schon den Römern bekannt waren; sie hießen damals Aquae cetiae (die cetischen Bäder, von Mons Cetius, der Kahlenberg), auch Aquae oder Thermae pannonicae (die pannonischen Bäder). Als 1799 das Gebäude der Ursprungbäder errichtet wurde, entdeckte man Ruinen eines römischen Dunstbades, auch fand man bei der Anlage des Parkes uralte Grundfesten von

groſsen Gebäuden römiſchen Urſprungs mit Ziegeln der X. und XIV. Legion.

Nach dem Abzuge der Römer gerieth Baden in Verfall und das ganze Land wurde zur Wildniß bis zur Zeit der Babenbergiſchen Herrſchaft, unter welcher, der Tradition zufolge, Jagdhunde die Badener Heilquellen wieder entdeckten und den Grund zu deren neuem Flor legten. Urkundlich kommt Baden im 11. Jahrhundert als ein bedeutender Ort mit einer eigenen Pfarre vor. Kaiſer Friedrich III., deſſen Gemahlin Eleonora die Heilkraft dieſer Bäder oft erprobt hatte, erhob den Ort 1480 zur landesfürſtlichen Stadt, und um dieſe Zeit wurde ſie mit feſten Thoren und Ringmauern umgeben. Seitdem führt ſie auch zwei badende Perſonen im Wapen. Durch die türkiſchen Einfälle 1529 und 1683 litt ſie viel.

Die Periode ihres Glanzes beginnt erſt mit der Regierung der Kaiſerin Maria Thereſia. Die Stadt iſt an ſich nicht groß, aber mit den angrenzenden Ortſchaften Guttenbrunn und Weikersdorf, welche als Vorſtädte betrachtet werden können, beläuft ſich die Zahl der Häuſer auf beinahe 600 und jene der Einwohner über 4000. Dieſe Erweiterung gehört hauptſächlich der neueren Zeit an. Vor dem J. 1812 zählte die eigentliche Stadt kaum 88, die Maſſe der dazu gehörigen Vorſtädte 211 Häuſer.

Am Annatage, den 26. Juli 1812 brannten binnen zwei Stunden 137 Häuſer zuſammen. Es war dies die zweite groſse Feuersbrunſt, welche Baden, ſeit es beſteht, zu leiden hatte. Beiläufig hundert Jahre früher (1714) war die Stadt, nachdem ſie ſich kaum von der groſsen, das J. 1718 zu einem Schreckensjahre machenden Peſt erholt hatte, auch ein Raub der Flammen geworden. So wie damals ſtieg ſie auch jetzt wie ein Phönix aus ihrer Aſche empor.

Das Klima iſt milder, als man es in dieſer geringen Entfernung von den ſteieriſchen Alpen erwarten ſollte; die Urſache davon mag ſein, weil der Ort auf einer Art von Vulkan ſteht, in welchem ſich das dortige warme Bad, welches der Stadt den Namen gab, bereitet und weil die nahen Berge den Anfall der rauhen Winde von Nordweſt aufhalten. Der Winkel, welchen die zuſammenlaufenden Berggipfel des Helenathals bilden, iſt den Einwohnern das ſicherſte Barometer; füllt dieſer im Sommer ſich mit Wolken, ſo iſt ein Gewitter nicht fern und die Beſchaffenheit der Ortslage läßt auf die Gewalt ſchließen, mit welcher derlei elektriſche Erſcheinungen wirken.

Die Stadt war vormals ſehr klein, hatte fünf Thore und war mit einer Mauer umgeben. Das Wienerthor, welches uns nebige Abbildung zeigt, ſtand am Ende der Wiener-Gaſſe bei der Pfarrkirche, das Thereſienthor beim Parke nächſt dem Herzogshofe, das Rennthor im Anfange der Berggaſſe, das Frauenthor war der vormaligen Frauenkirche beim Auguſtinerkloſter angebaut und das Waſſerthor erhob ſich gegen den Schwöchatbach. Von allen dieſen im J. 1798 abgebrochenen Thoren und Mauern ſind heute keine Spuren mehr vorhanden.

Zu den vorzüglichſten Gebäuden muß die Pfarrkirche, dem heil. Stephan geweihet, gezählt werden, die auch hiſtoriſch intereſſant iſt. Sie liegt am obern Ende der Wienergaſſe auf dem geräumigen Kirchenplatze, welcher bis vor einigen Jahrzehenden durch ein kleines, einzeln ſtehendes Häuschen, welches ſich zwiſchen das Gotteshaus und das Gebäude „zum Sonnenbrunnen“ genannt, höchſt ſtörend und unſymmetriſch hineindrängte, verunſtaltet wurde. Dieſe Kirche iſt ſehr alt; nicht ſo der Thurm, welcher erſt im J. 1697 erbaut wurde. Die Wände und Pfeiler ſind reich

an Grabsteinen, deren älteſter die Jahreszahl 1555 trägt.

Auf dem Hauptplatze der Stadt fällt das einfache aber geſchmackvolle Privatgebäude Sr. M. des Kaiſers in die Augen, gewöhnlich das Kaiſerhaus genannt. Zu den älteſten Gebäuden gehört der Heiligenkreuzer-Hof mit einer Capelle der h. Magdalena geweiht, worin das Altarsblatt, Chriſtus und Magdalena, von Math. Anuß gemalt iſt. Das Caſino und das Gaſthaus zum goldenen Hirſchen auf der einen und das im J. 1815 modernisirte, zwei Stockwerke hohe Rathhaus auf

der andern Seit, gruppiren ſich anſehnlich um Stanettis Kunſtwerk, die Bildſäule der h. Dreifaltigkeit, welche ihre Entſtehung dem frommen Sinne Kaiſer Karls VI. verdankt, welcher ſie aus Dankgefühl für die Verſchonung von der Peſt, die im J. 1713 wüthete, errichten ließ, auf welche Widmung die Inſchriften des Monumentes hindeuten. Das ehemalige Auguſtinerkloſter mit der merkwürdigen Frauenkirche, welche im J. 1811 aufgehoben und durch den Brand vom J. 1812 ganz vernichtet wurde, beut jetzt bequeme Wohnungen dar.

Da die Stadt den größten Theil ihres Wohlſtandes durch die fremden Badegäſte erhält, ſo ſind die meiſten Häuſer zur Aufnahme derſelben eingerichtet; auch hat jeder Hauseigenthümer die Freiheit, den Badegäſten in ſeinem Hauſe mit der Wohnung auch die Koſt zu geben.

Der merkwürdigſte Gegenſtand in Baden ſind die ſechzehn Bäder, woron 11 in der eigentlichen Stadt, und fünf außer derſelben angelegt ſind, und entweder eigene Quellen haben, oder das Badewaſſer vom ſogenannten Urſprunge durch Röhren erhalten. — Die Badewäſſer entſtrömen zwölf Quellen, die, wie geſagt, in ſechzehn Bädern den Leidenden offen ſtehen, indem die Urſprungs-, Thereſien-, Anton's- und Herzogsbäder von einer einzigen Ader gefüllt werden. Die Temperatur dieſer Bäder wechſelt von 22 — 30° Reaumur; die Bäder theilen ſich in vierzehn Vollbäder und 19 Separatbäder. In den Thereſien-, Engelburgs- und Leopoldsbädern befinden ſich auch Anſtalten zur Douche, und zwar in den letzteren nicht nur Strahl-, Regen- und Treyf-Douche, ſondern auch aufſteigende.

Die Einrichtung einer ordentlichen Trinkanſtalt war ein lang gefühltes Bedürfniß, dem erſt im J. 1835 abgeholfen wurde. Bis dahin wurde das Waſſer in kleineren und

größeren, bis zu zwei Seitel faſſenden Gefäßen an der Quelle (dem ſogenannten Urſprunge) geſchöpft, und die mit einem leichten gläſernen Deckel verſchloſſenen Gefäße durch einen zwölf Klafter langen Gang getragen, bis ſie die Trinkenden bekamen. Es iſt einleuchtend, daß durch dieſes Verfahren das Waſſer viel an Kraft verlieren mußte. Nach Verwerfung mehrerer Plane zur Beſeitigung dieſes Übelſtandes wurde endlich im Frühjahre 1835 die beſtehende Trinkanſtalt gebaut, und die Quelle in geſchloſſenen Porzellanröhren durch einen 12° langen Stollen zu Tage gebracht, wo ſie in eine Marmormuſchel ſtrömend, von jedem Trinkenden geſchöpft werden kann.

Sehr zweckmäßig iſt die im Sauerhofe und im ſtädtiſchen Herzogshofe getroffene Einrichtung, daß die Badegäſte, ohne ſich im mindeſten der Luft auszuſetzen, in geſperrten Gängen in das Bad gelangen, und ſelbſt im Spätherbſt und im Winter die Bäder gebrauchen können.

Für Beſucher der lieblichen Badeſtadt, denen Schwefelbäder nicht zuſagen, befinden ſich im Herzogshofe ſchöne Süßwaſſerbäder, und für Unbemittelte ſorgt die k. k. Wohlthätigkeits-Anſtalt, und das von der Geſellſchaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen geſtiftete Marienſpital. — Endlich befindet ſich auch im großen Teiche des freiherrl. von Doblhoff'ſchen Gartens ein Schwimmbad für Damen und Herren, welches ſich zur Sommerszeit zu jeder Art von körperlicher Bewegung trefflich eignet.

Die Hauptquelle iſt der ſogenannte Urſprung. Er befindet ſich am Fuße des Calvarienberges; durch einen Gang, der einige Stufen tief, und 43 Schritte lang iſt, kommt man zu dieſer warmen Quelle. Über der Thür dieſes Ganges iſt die Aufſchrift: „Der leidenden Menſchheit gewidmete Wohlthat der Natur.“ — Der Gang iſt von dem ſtets aufdampfenden Badewaſſer ſo ſehr mit heißen Dünſten angefüllt, daß man in wenigen Minuten am ganzen Körper vom Schweiße trieft. Dieſe Dünſte ſammeln ſich auch oben am Gewölbe, und fallen in Tropfen herab, welche man die ſauren Tropfen nennt; ſie beſtehen aus einer zum Theil mit Kalkerde geſchwängerten Vitrielſäure, und ſind ſo ſcharf, daß ſie auf den Kleidern Flecken und Löcher verurſachen, auch die feinen Metalle anlaufen machen. Der Fußboden des Ganges, die Wände, und beſonders die Breter, womit der das Badewaſſer abführende Canal bedeckt iſt, ſind mit feinen ſchimmernden Kryſtallen von mancherlei Farben überzogen. — Der eigentliche Keſſel der Quelle, welcher am Ende des Ganges liegt, hält ſechs Quadratfuß, und iſt an der Weſtſeite gegen zwei Klafter tief; an der Oſtſeite iſt der Fels, aus deſſen Öffnung das Badewaſſer in der Dicke eines Mannesarmes hervorquillt, und dabei ſtets unzählige kleine Luftblaſen, wie kochendes Waſſer, ziſchend herausſtoßt. Das Badewaſſer quillt zu allen Jahreszeiten und bei jeder Witterung in gleicher Wärme hervor; auch die Beſtandtheile deſſelben ſind jederzeit in gleicher Quantität vorhanden. Doch hat man nach dem Erdbeben 1768 einen ſtärkeren Zufluß im Keſſel, und eine reichere Schwängerung mit Schwefeltheilen, auch eine höhere Temperatur bemerkt. An der Quelle iſt das Waſſer klar. Seine Wärme verliert es an der Luft ziemlich ſchnell; auch ſetzen ſich bald dunkelgrüne Flocken auf den Boden ab, deren Geſchmack dintenartig iſt, und die ausgetrocknet wie gelber Staub ausſehen. Der Geſchmack des Badewaſſers iſt ekelhaft, weichlich und ſäuerlich; der Geruch iſt jener von faulen Eiern oder angezündetem Schwefel, doch verliert es denſelben mit ſeiner Wärme, ſo daß in einigen Tagen gar kein Geruch mehr bemerkbar iſt. Da außer der Hauptquelle noch mehrere Quellen vorhanden ſind, ſo hat man bemerkt,

daß der Abstand der Wärme zwischen 22 und 29 Graden Reaumur ist. Die Quantität des im Ursprunge in dem Zeitraume von 24 Stunden aufsprudelnden Wassers wird auf 13,440 Eimer, und jene des den gesammten Quellen entströmenden Wassers binnen derselben Zeit auf 80,640 Eimer berechnet.

Die Wirkungen des Wassers sind: Reinigung der Haut und Vermehrung der Elasticität, vermehrte Thätigkeit der Fasern und des Blutlaufes, Zertheilung der schleimigen Stoffe, Eröffnung der verstopften und geschwächten Gefäße, Entleerung der unreinen, dem Körper schädlichen Feuchtigkeiten durch Ausdünstung, und auf anderen Wegen. Nicht anzurathen ist das Bad bei allen äußeren und inneren Entzündungen, bei allen Arten von Fiebern, bei der Wassersucht, bei örtlichen Krankheiten, bei Geschwüren innerer Theile, bei verderbenen und verhärteten Eingeweiden, und bei vollblütigen und sehr geschwächten Körpern.

Die vorzüglichsten Bäder sind: 1. Die Ursprungsbäder in einem nach orientalischem Geschmack erbauten Gebäude am Fuße des Calvarienberges. 2. Das Theresienbad unweit des obigen näher gegen die Stadt. 3. Das Herzogs- und Antonsbad im sogenannten Herzogshofe. 4. Das Frauenbad auf der Stelle der ehemaligen Frauenkirche zu Maria Geburt, vereinigt mit dem im J. 1821 im römischen Style neu erbauten schönen Karolinenbade. 5. Das Josephsbad nächst der Fahrbrücke über den Schwächatbach. 6. Das Leopoldsbad oder Heiligenkreuzerbad in der Alleegasse. 7. Das Peregrinusbad in der Berggasse. 8. Das Johannesbad in Guttenbrunn. 9. Das Armenbad neben dem Johannesbade. 10. Das Sauerbad in dem sogenannten, im J. 1821 neu erbauten Sauerhofe. 11. Die Engelsburgbäder nächst dem Sauerbade. 12. Das Militarbad (ehemals Petersbad) in der Allandgasse im Militärspital. 13. Das Mariazellerbad neben dem Mariazellerspital in der Berggasse.

Die meisten Bäder bestehen aus einem gemeinschaftlichen großen Wasserbehältnisse, worin 50—60, in einigen auch 100 Personen zugleich baden können. Es ist eine eigene Badekleidung vorgeschrieben, die man entweder selbst mitbringt oder bei den Badewärtern, gemeinhin „Badwaschen" genannt, gebergt erhält. Neben den Bädern sind Auskleidezimmer für Herren und Damen. Mehrere Bäder haben kleine Abtheilungen, worin eine oder zwei Personen baden können.

Interessant ist die Vergleichung des Zustandes von Baden, wie es heute ist, mit seinem Bestande vor 150 Jahren; damals schilderte es Johann Günther von Andernach (in seinem Werke: „de Balneis et aquis medicatis, p. 68)" folgendermaßen: „Es sind in dem Städtlein der Bäder zwei, eines wird das Herzogsbad, das andere das Frauenbad genannt; beide sind fast auf einerlei Weise erbaut, dem ersten laufet die Quelle von außen her zu, das Frauenbad aber quillt gleich unter dem bretternen durchlöcherten Boden hervor. Es besteht die Art zu baden, daß Junge und Alte, Edle und Unedle, Manns- und Weibsvolk (wofern sie keine offenen Schäden haben), unter einander baden mit angezogenen und mit Fleiß dazu gemachten Badkleidern, die Männer mit bedecktem Haupt, welches sie im Aus- und Eingehen entblößen und neben dem Gruß das Bad segnen müssen; das Weibsvolk aber mit theils angethanen Überschlägen, Zierde und Schmuck um den Kopf auf die österreichische Manier geputzet; sie gehen ohne Unterschied untereinander mit Führung bei der Hand, außer den Sitzstellen. Rings umher sind Staffel und Bänke geordnet, u. s. w. Das junge Volk trägt nach ihrer Proportion und Höhe des Bades hölzerne Schuhe, und gibt

das Bad von oben herab ſehr krumme Poſituren an den Perſonen; einige Frauen laſſen den Saum an den Badröcken mit Blei einnähen, damit ſolche nicht über ſie ſchwimmen können. Das Bad hat ſeine erkieſeten Badrichter und Fiskalen, und werden alle Strafgelder nach dem Pfund (ſo ein Pfennig iſt), angelegt, und den Armen zugeeignet; wie man dann nach der Baderdnung gar bald in Straf fallen kann; denn es ſoll kein unſchandbar Wort, Fluchen, Spritzen, Sprengen gethan, oder das Bad ein Waſſer genannt werden. Es leidet kein anderes Metall, auſſer Gold; denn es wird alles andere gleich ſchwarz, daher das Frauenvolk keinen falſchen Schmuck oder Ketten anthun darf; es ſind daher alle Riegel und Bande an den Thüren von Holz gemacht. Sobald man etliche Mal angefangen zu baden, fängt der Leib an auszuſchlagen, es vergehet aber bald wieder und heilet; es macht den Magen etwas blöd, daher ſich die Badleute mit Faſchen um die Mitte binden. Man badet gemeinlich vier Wochen, und wird bei einer Viertelſtunde zu- und abgenommen; das Städtlein hat für die Badgäſte bequeme Gelegenheiten und luſtige Spaziergänge; es wird das Bad aber von vielen auch nur zur Luſt gebraucht und allhier manche Abenteuer getrieben.“

Wie jeder Badeort, hat auch unſer Baden zu verſchiedenen Zeiten gewiſſe Vorſchriften und Regeln erhalten, nach welchen ſich bei dem Gebrauche der Bäder zu achten iſt. Als Curioſität verdienen aus der Bad-Ordnung v. J. 1679 folgende Strafbeſtimmungen hervorgehoben zu werden. Zum Zehenden: Soll Niemand das heylſame Baad ein Waſſer nennen, bei Straff 24 Pf. Zum Achtzehenden: Soll auch Keiner im Baad das Häubl rucken, er gehe denn ein oder aus, ausgenohmen gegen den Frembden, ſo in oder auff das Baad kommen, bei Straff 24 Pf. Zum Neunzehenden: Soll auch Niemand aus- oder eingehen, ohne Geſegnung des Baads, bei Straff 48 Pf. Sonderbar lautet nach ſolchen Vergehungen der Abſatz 24: „Ob diſem Allem ſoll der verordnete Fiskal ſein fleiſſiges Abſehen haben, damit des Verbrechers verwürkte Straff nicht verſchwigen bleibe, ſondern auf das Prothokoll getragen werde.“

Obgleich Baden von jeher von kranken und geſunden Gäſten ſtark beſucht wurde, ſo fand man doch daſelbſt noch im Anfange dieſes Jahrhunderts keine von jenen öffentlichen Anſtalten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Publikums, welche man faſt in allen Badeörtern findet. Der neueren Zeit war es vorbehalten, die Stadt mit einer Waſſerleitung, die ihr friſches Waſſer bringt, zu verſehen; ſie mit Alleen von Kaſtanien-, Linden- und Maulbeerbäumen zu umgeben, ein Caſino und mehrere Caffeehäuſer zu errichten, den Park anzulegen, ein Redoutengebäude herzuſtellen, und das Theater zu verſchönern. Das Caſino iſt ein geräumiges Gebäude auf dem Platze. Es hat im erſten Stocke einen groſſen, ſchönen Tanzſaal mit Nebenzimmern zum Speiſen und Spielen. An Caffeehäuſern findet man ein Neueres am Platze, und jenſeits der Schwöchat das ältere und beſuchtere Scheiner'ſche.

Der Park, oder ſogenannte Thereſiengarten, wurde 1792 auf einem der Stadt angehörigen Weingarten angelegt. Er liegt dicht an der Stadt, am Fuße des Calvarienberges. Sein Umfang iſt zwar nicht ſehr groß; demungeachtet gewährt er den Badegäſten die angenehmſte Erholung. Die heitere Gebirgsluft durchſtrömt ihn frei und offen, die Pflanzungen verſchiedener Arten von Laub- und Nadelhölzern bilden kühle Schattengänge, welche zur Nachtzeit mit Laternen erleuchtet werden; ſeine Fußſteige winden ſich immer höher hinauf über die Kalkfelſen des Calvarienberges, von deſſen Spitze man den Park ſelbſt, die nahen Weingärten, die Stadt

mit ihren Umgebungen, und die Ebene bis Neuſtadt überſehen kann. Sehenswerth iſt der im Parke ſtehende Kiosk, den eine Geſellſchaft hoher Gäſte im Jahre 1800 nach Angabe des damaligen türkiſchen Geſandten erbauen ließ, um den Luſtwandelnden bei Regen und Wind zum Schirme und Vereinigungsorte zu dienen, und um einen Salon zu haben, wo der Badegaſt unter dem Einfluße einer reinen freien Luft, die ihm vorgeſchriebenen Mineralwäſſer trinken kann.

Der Kiosk entſpricht dieſer doppelten Beſtimmung vollkommen, indem er auf einer großen Zahl ſchlanker Säulen ruhend, nach allen Seiten frei und in der Mitte durch eine niedliche Kuppel erleuchtet, Licht im Überfluß hat, ohne an Bedachung und Schatten etwas zu verlieren. Trotz der zahlreich angebrachten Sitzbänke können 200 Perſonen darin ſich bewegen, ohne einander läſtig zu fallen. Die ganz im orientaliſchen Geſchmacke gewählte Austheilung ſtark abſtechender Farben, mit welchen das Säulenwerk und Getäfel übermalt iſt, trägt zur Heiterkeit des Gebäudes viel bei. Die über den, an den vier Ecken des Gebäudes befindlichen Eingängen angebrachte Inſchrift ſagt in deutſcher, franzöſiſcher, italieniſcher und türkiſcher Sprache, daß der Kiosk von einer Geſellſchaft dem Publikum gewidmet ſei. — Die Baukoſten betrugen 7886 fl.

Im Hintergrunde des Parkes, von Bäumen und einer ſchimmernden Reblaube umgrünt, erhebt ſich ein Tempel des Äskulap, von Steinen in einem reinen Bauſtyle aufgeführt. Vier einfache Säulen mit einem entſprechenden Geſimſe tragen den Giebel der Halle, deſſen Füllung blos durch den quer gelegten Schlangenſtab des Gottes der Heilkunde verziert iſt. Eine Erhöhung von vier Stufen führt in den Tempel, deſſen Inneres ein halbzirkelförmiges Gewölbe iſt, in deſſen Grund eine erhöhte Wandniſche die Bildſäule des Gottes zeigt. Eine ſteinerne Ruhebank läuft um den Fuß des Gewölbes im Halbzirkel herum.

Im oberen Theile des Parkes wurde vor einigen Jahren ein geräumiges Sommer- oder Tagstheater gebaut, worin an den Nachmittagen verſchiedene dramatiſche Vorſtellungen aufgeführt werden. Es iſt ein Anhängſel des Stadttheaters und hatte ſich der Neuheit der Sache wegen nur in der erſten Zeit ſeiner Errichtung eines zahlreicheren Beſuches zu erfreuen. Der Sinn für ähnliche Schauſpiele iſt überhaupt in Wien wenig vorherrſchend, was wir ſehr natürlich finden, denn einer theatraliſchen Production die durch den Lampenſchein verliehene Täuſchung nehmen, heißt im Grunde nichts Anderes, als ihr Alles nehmen.

An heiteren Tagen findet man den ganzen Tag hindurch, vom früheſten Morgen bis in die Nacht, Gruppen von Menſchen im Parke; allein die eigentliche Beſuchzeit iſt von 12 bis 2 Uhr Mittags, beſonders glanzvoll an Sonn- und Feiertagen, an welchen viele Bewohner Wiens ſich hier einfinden, um ihre Freunde zu beſuchen oder Abſtecher zu machen.

Das Redouten-Gebäude wurde im J. 1800 nach dem Plane des Hof-Architekten Montoyer gebaut. Sein Entſtehen verdankt es dem Theaterunternehmer J. G. Wilhelm. Im erſten Stocke befindet ſich der 11½ Klafter lange, 7 Klafter breite und 4½ Klafter hohe, von dem Hofmaler Gallning gemalte Saal, ein kleinerer Saal und mehrere Speiſe- und Spielzimmer. Das zweite Stockwerk beſteht aus Wohnzimmern.

Ein Theater beſtand ſchon um 1770 in Baden. Man gab damals, wie überall, extemporirte Stücke von der niedrigſt komiſchen Art. Später ſpielte Marinelli daſelbſt mit ſeinem bekannten Kaſperl Laroche, und dann mehrere Führer von wandernden Schauſpielergeſellſchaften. Bei der Anlegung des Redouten-Gebäudes wurde

damit der Bau eines artigen Schauspielhauses verbunden, welches sich 1810 ganz herausbildete und auf seiner Stirne das Motto führt: »Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.« Es wurde nach Angabe des Architekten Kornhäusel errichtet und nimmt den Platz des ehedem sogenannten Hallhammerhofes ein. Es besteht aus einem Parterre, drei Gallerien, 16 Logen, 150 Sperrsitzen und faßt 1200 Menschen.

Überaus reich ist Baden an reizenden Umgebungen, wovon hier nur die vorzüglichsten angedeutet werden.

Die Anlagen auf dem Calvarienberge, auch Lang'sche Anlagen genannt, weil der Freiherr von Lang von dem städtischen Parke angefangen bis auf den Gipfel des Calvarienberges mit ungeheuren Kosten einen englischen Garten anlegen ließ, in welchen Alpenhütten, Brücken, Grotten und Rasenbänke mit einander abwechseln und allenthalben entzückende Aussichten gewähren.

Neben diesen Anlagen gehört der Guttenbrunner-Schloßgarten zu Badens nächsten und besuchtesten Spaziergängen. Sehenswerth sind in der dortigen Schloßcapelle die Freskomalereien und das Altargemälde von Math. Mutz.

Der an das Weichbild der Stadt anstoßende Sauerhof ist ein schönes, der Familie der Freiherren von Doblhoff gehöriges, und mit englischen Garten-Anlagen umgebenes Gebäude, welches im J. 1821 zu Stande kam.

Der Doblhoff'sche Garten ist der Schloßgarten von Weikersdorf. Die dortige Meierei ist der Ort, wo man Milch und Caffee genießt. Die Hauptanlage des Gartens zeigt noch den Geschmack des 17. Jahrhunderts: gerade Gänge, mißhandelte Statuen, geschorene Hecken und Bäume, documentiren noch hie und da die schnitzelnde Hand der alten Gartenkunst; aber das Ganze ist durch neue ungezwungene Anlagen sehr gemildert. Auch verdankt dieser große Garten gerade jenem verkehrten Geschmack sogar seine größten dermaligen Vorzüge, nämlich: die große Menge herrlicher alter Eichen, Buchen, Linden, Tannen und anderer Laub- und Nadelhölzer, deren reichbelaubte Zweige so köstliche Schatten und so erquickende Kühlung verbreiten. Die Ufer des durch den Garten geleiteten starken Mühlbaches, stellen an mehreren Puncten eine natürliche Wildniß bis zur Täuschung dar. Überhaupt hat die östliche Seite des Gartens, um den großen Teich herum, Vorzüge der Schönheit vor dem westlichen; diese hingegen eine überwiegende Nützlichkeit durch eine große Anzahl guter Obstbäume und Küchengewächse. Beide Theile aber vereinigen sich in dem Vorzuge, daß man auf den meisten Stellen einen herrlichen Überblick eines großen Theils des umliegenden Gebirges hat. Zu Weikersdorf wurde bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts alljährlich am Ostermontage ein Wettrennen besonderer Art gehalten. Sechs junge ledige Burschen des Ortes und eben so viele Mädchen mußten, vom Dorfe Guttenbrunn angefangen, bis zum Helfer-Wirthshause wettlaufen. Vor dem Gasthause waren Sitze für die Herrschaft, und von den ankommenden Laufern mußten die Burschen dem Gutsherrn, und die Mädchen seiner Gemalin zu Füßen fallen und die Hände küssen. Hierauf erhielten die Wettlaufer unter Trommelschall und Pfeifenspiel ein Geschenk, und das Ganze endigte mit einem Tanze im Wirthshause, wozu die Herrschaft gewöhnlich einen Eimer Wein schenkte.

Die gräflich Alexandrowich'schen Berg-Anlagen erstrecken sich über die felsige Abdachung des Mitterberges und bieten die reizendsten Aussichten in das Helenenthal und Badens Umgebung dar.

Das Helenenthal enthält eine Menge einzelner Schönheiten, welche eine besondere Erwähnung verdienen. Vor dem

Helenenthale erhebt sich am Fuße der bedeutenden Anhöhe, welche die Ruinen der Veste Rauheneck krönen, das herrliche Prachtgebäude, Schloß Weilburg, eine der größten Zierden dieses Thales, die Sommerresidenz des Erzherzogs Karl, im J. 1822 von dem Architekten Kornhäusel im edelsten Style erbaut. Nebstdem sind unter den vielen Merkwürdigkeiten dieses Thales noch insbesondere der große Holzrechen, welcher jährlich über 10,000 Klafter Holz aus weit entlegenen Wäldern zuflößt, das uralte St. Helenakirchlein am Fuße des Berges, der die Feste Rauhenstein trägt, die wunderliebliche Hauswiese, dieser Sammelplatz der eleganten Welt, das künstliche Felsenthor durch den Urtheilstein und die Krainerhütten zu erwähnen.

Auch das Dorf Vöslau mit dem herrschaftlichen Parke und dem schönen stark besuchten Bade, so wie Schönau mit seinem großartigen Garten und dem einst so viel besprochenen Tempel der Nacht, in einer etwas weiteren Entfernung das niedliche Dornau und die zertrümmerte Burg Merkenstein mit seinem unvergleichlichen Gebirgspanke, die merkwürdige, tausendjährige Abtei Heiligenkreuz am Sattelbach, und endlich in neuester Zeit das reizende, anmuthige Mayerling gehören zu Badens besuchtesten Umgebungen.

Bäder.

In der inneren Stadt befindet sich heute nicht ein Badhaus mehr, was besonders auffällt, wenn man hört, daß nach Aeneas Sylvius zu seiner Zeit jedes angesehene Bürgerhaus mit einem Bade versehen war, wobei ein großer Luxus herrschte.

Von den vielen öffentlichen Badstuben in der Gegend der unteren Wollzeile hat das Stubenthor und das ganze dortige Stadtviertel den Namen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts noch waren in der inneren Stadt zehn öffentliche Badeanstalten: das Schottenbad, Röhrenbad, Hafnerbad, Neubad, dessen Namen sich noch in der Nähe der Naglergasse erhalten hat; das Bad bei der Kanzlei und der Burg; jenes am Schweinmarkt (Lobkowitzplatz); an der Himmelpforten, in der Wollzeil, bei St. Stephan und im Rothgäßchen.

Diese Bäder verschwanden jedoch aus der inneren Stadt immer mehr und es wurden statt ihrer in den Vorstädten, vorzüglich in der Nähe der Donau andere angelegt.

Um den vielen Unfällen zu begegnen, welche durch Unvorsichtigkeit beim Baden in der offenen Donau sich ergeben, wurde 1780 das erste kalte Frei-Bad in der Brigittenau nächst dem Augarten im mittleren Donau-Arm angelegt, welches später außer der Taborlinie im sogenannten Kaiserwasser versetzt wurde. Seit 1799 befindet sich eine ähnliche Anstalt im Prater im Fahnstangenwasser unweit der öffentlichen Schwimmschule.

Auch im Wiener-Donau-Canal nächst dem Schüttl im Prater befindet sich ein Freibad in zwei Abtheilungen für beide Geschlechter. Nach den zwei ersten Badeplätzen führen vom Rothenthurmthore eigene Stellwägen. Die Zahl der öffentlichen Bäder war jedoch Anfangs sehr gering; sie betrug 1786 nur sechs, und der geringste Preis war 17 kr. für ein Bad.

Gegenwärtig ist die Hauptstadt reichlich mit Badhäusern versehen, wovon sich manche durch Eleganz und die höchste Gemächlichkeit auszeichnen.

Die vorzüglichsten Bäder in Wien und der nächsten Umgebung, welche entweder von Donauwasser oder von eigenen Brunnquellen bereitet werden, sind folgende:

Döbling (Ober-), Hauptstraße (28), Mineralbad. Inhaber: Vinenz Edler von Schönau.

Dornbach, zum Steinbruch, Gebirgs- und Quellwaſſer.

Gumpendorf, (361), ruſſiſches Schwitzbad. Eigenth. Fr. Joſ. Matſchiner.

Heiligenſtadt, (5), Mineralbad. Inhaberin: Frau Eliſabeth Wettermann.

Hietzing, Mineralbad, an der Wien (20), Inhaber: Ludwig Heinrichs.

Kloſterneuburg, in der unt. Stadt, (269), Donauwaſſer.

Laimgrube (untere Geſtättengaſſe 123), wurde 1845 von Herrn Eggerth an einer Stelle errichtet, wo ein Bad ein längſt gefühltes Bedürfniß war; das Bad bezieht ſein Waſſer aus der Ferdinands-Waſſerleitung, iſt mit Douchen und einem Waſſerbehälter aus Aſphalt verſehen, der 600 Eimer faßt.

Landſtraße, zum Karpfen, zunächſt dem Lichtenſteinſchen Palais, (91), Eigenthümerin: Frau Anna Meyer. — Sophienbad, in der Marxergaſſe (46), Eigenthümer: Franz Morawetz. Die innere Beſchaffenheit, ſowohl hinſichtlich der Einrichtung, der Reinlichkeit, der porzellanenen Badwannen als auch der Bedienung machen dieſen Badeort ſehr empfehlenswerth. (S. Sophienbad).

Leopoldſtadt, Dianabad. Actien-Unternehmung. (S. d.) Zum ſcharfen Eck, (12), Donauwaſſer. Eigenth. Fried. Heurteur. Ferdinand-Marienbad, am Tabor nächſt dem Augarten, Donauwaſſer. (S. d.) Zur Hollerſtaude in der großen Schiffgaſſe, (37), Donauwaſſer. Eigenth. Joſeph Scherzer. Kaiſerbad, außer dem neuen Thore, oberhalb des Schanzels (22), Donauwaſſer. Eigenth. Frischherz ſel. Erben. Schüttel, unterhalb der Franzensbrücke, Donauwaſſer. Pächter: Jac. Lindemann. Zum weißen Wolfen, (32), Donauwaſſer. Eigenth. G. M. Adam.

Matzleinsdorf, Brunngaſſe, (87), zum h. Florian, Brunnenwaſſer. Eigenth. Simon Zeſchall.

Meidling, Thereſienbad, (22), Inhaber: Baron von Ehrenfels, und das Pfanniſche Bad, (50), Inhaber: Anton Mandl. Mineralquellen.

Michelbeuern'ſchen Grund, Brünnelbad, (27), Brunnenwaſſer mineraliſchen Gehalts. Eigenth. Joſ. Gugg.

Mödling, eiſenhältiges Mineralbad. Eigenth. Katharina Freiin von Merode.

Nußdorf, (97), Inhaber: Franz Gunold.

Penzing, Hauptſtraße, (18), Mineralbad. Inhaber: Peter Klein. Altbad-Anſtalt, (35), Inhaber: Joh. Petter.

Peterdorf (Berchtholdsdorf), Mineralbad.

Rodaun, Mineralbad.

Schottenfeld, z. Bethſabe (265), hinter der Altlerchenfelder Kirche, Quellen- und Donauwaſſer. Eigenthümer: Franz Fröhlich.

Schwechat, Mineralbad.

Sechshaus, (1), Mineralbad. Inhaber: Georg Welf.

Sievering (Ober-), Eigenth. Ferdinand Biedermann.

Simmering, Mineralbad.

Währing, Mineralbad.

Wieden, Gemeindegaſſe, (327), zur »Flora« genannt. Eigenth. Anna Wurzinger.

Bahnhöfe.

Unter den Neubauten Wiens, welche 1839 ihre Vollendung erhielten, nimmt an Größe des Raumes und an Wichtigkeit der Beſtimmung, der große Bahnhof der Kaiſer-Ferdinands-Nordbahn im Prater eine vorzügliche Stelle ein. Das ganze Etabliſſement mit allen Nebengebäuden und freien Räumen umfaßt einen Flächenraum von $^{66}/_{100}$ öſterr. Jochen (6897 Quadrat-Klafter) und iſt ringsum mit einer acht Fuß hohen Mauer eingefriedet, in welcher ſich zwei große Einfahrtsthore, beide an der Fronte gegen die Taborallee, befinden.

Das Hauptgebäude zeigt ſich von der Seite dieſer Allee, welcher die Hauptfronte zugekehrt iſt, als ein ſchöner Pallaſt im edlen Bauſtyle in zwei Stockwerken, 35 Klafter lang, 9 Klafter hoch. Im Mitteltrakte zwiſchen dem erſten und zweiten Stockwerke zeigt ſich die Inſchrift in Metalllettern: „K. K. ausſchl. priv. Kaiſer-Ferdinands-Nordbahn.“ In der Eingangshalle befindet ſich die Caſſe und die Aufgangstreppen nach den Verſammlungsſälen der Reiſenden, nach den verſchiedenen Claſſen, woſelbſt dieſelben die Abfahrten der Trains erwarten. Auch die Wohnungen des Portiers und des Hausdienſtperſonals ſind daſelbſt angebracht. Ferner iſt daſelbſt das Bureau der Polizeibehörde, jenes für die Platz- und Gebäudeinſpection u. ſ. w.

Die Verſammlungsſäle der Reiſenden ſind ſehr lichte, freundlich gemalte und decorirte Hallen. Große Glasthüren führen von dieſen Sälen unmittelbar auf die Bahn, welche um 14 Fuß erhöht, im Niveau mit dem erſten Stockwerke des Gebäudes liegt.

In dem linken Flügel desſelben befindet ſich auch eine Trätteurie. Dem Hauptgebäude gegenüber ſteht die Remiſe für die Perſonenwagen, 14 Klafter lang, vom Niveau der Bahn bis an die Spitze des Giebels, 4 Klafter hoch. Im Giebel ſelbſt iſt die Uhr angebracht, nach welcher die Abfahrt des Trains Statt findet.

Im Innern der Remiſe iſt Raum für 40 Perſonenwagen aller Claſſen. Sie ſtehen in ſechs Reihen und werden auf eben ſo viel Thoren mittelſt Drehſcheiben auf die Bahn geführt. Die Räume, welche unter dem Niveau der Bahn liegen, werden zum Depot verwendet.

Am andern Ende der Bahn ſteht die Remiſe der Locomotiven, die Sattlerei und Schloſſerei. Die Locomotivremiſe faßt 12 Locomotive. Zwei Bahnen führen durch dieſelbe. Die Remiſe, Sattlerei und Schloſſerei meſſen 20 Klafter Länge und 6 Klafter Breite und Höhe. Die Sattlerei und Schloſſerei ſind äußerſt zweckmäßig eingerichtet. In der Sattlerei iſt unten der Raum zum Abdrehen der Räder von den Wägen, oben die Werkſtätte zur Herſtellung der Wagengeſtelle. In der Schloſſerei befindet ſich die ſehenswerthe Vorrichtung zum Aufziehen der Maſchinenkeſſel, die Schmiedeſſen u. ſ. w.

Ganz am Ende des Bahnhofes ſteht das Heizhaus, Waſſerſtationsgebäude und Kohlenmagazin. Das Heizhaus iſt für vier Maſchinen eingerichtet. Das Kohlenmagazin faßt 9000 Zentner Kohlen.

Von dieſem Gebäude iſt noch zu bemerken, daß es mit Ziegeln gedeckt iſt. Alle übrigen Abtheilungen des Bahnhofes haben Eiſenblech-Dachungen. Die letztgenannten Gebäude bilden den Schluß des Bahnhofes an der einen Seite.

An der andern rechts von dem Hauptgebäude ſteht das Waarenmagazins-Gebäude, welches quer über die Bahn geſtellt, Fronte gegen dieſelbe einerſeits, anderſeits gegen den Waarenhof macht, in welchem die eine der oben erwähnten großen Einfahrten führt. Das Waarenmagazins-Gebäude hat drei Geſchoſſe, deren mittleres im Niveau der Bahn liegt. Es befinden ſich hier die Lagerplätze für die Waaren, die Lokalitäten für die k. k. Zollbehörde, die Caſerne für die Gefällenwache, Wohnungen für den Obereinnehmer, den Magazinwärter u. ſ. w. Auch iſt hier eine große Treppe, von der Bahn in den Waarenhof angebracht, über welche die auf der Bahn ankommenden Reiſenden den Bahnhof verlaſſen.

In einer weniger angenehmen Lage erhebt ſich der großartige Bahnhof der Wien-Gloggnitzer-Eiſenbahn bei der für ihn eröffneten neuen Belvedere-Linie. Von ungemeiner Wirkung iſt der Anblick der impoſanten Perſonenhalle, deren Bedachung ein Meiſterwerk von Zimmerarbeit iſt und

worin ganze Trains im Trocknen stehen. Nicht weniger ausgezeichnet sind die Stiegen für die ankommenden und abgehenden Reisenden; auch bei diesem Bahnhof liegt die Bahn im Niveau des ersten Stockwerkes.

Diesem Bahnhofe, der auf der entgegengesetzten Seite bald einen Doppelgänger für die ungarische Route haben wird, angemessen, ist das pallastähnliche Mittelgebäude, worin sich die Beamten-Wohnungen, und in den ebenerdigen Räumen die Restauration und das Caffehaus befindet, und an dessen beiden Seiten schöne Gärten angelegt wurden, die nach einigen Jahren wesentlich zur Verschönerung der Umgebung dieses Bahnhofes beitragen werden.

Bahrausleiher-Amt.

Im Jahre 1483 bauete man von der Häuserreihe, welche sich vor dem Riesenthore bei St. Stephan vom Stockimeisenplatze bis zum Bischofshof ausdehnte, und auf dieser Seite dem Friedhof zur Grenze diente, und zwar beinahe gerade dem genannten Thore gegenüber, vom Hause des Meßners an die Brandstätte, wo damals die Kapläne wohnten, hinüber einen kolossalen Schwibbogen, der Heilthumstuhl (S. d.) genannt. Weil man hier auch die Todten ansagte, so erhielt sich bis auf unsere Zeiten der Name des Heilthumstuhls für das Todtenbeschreibungsamt.

Dieser Heilthumstuhl wurde 1700 bis auf ein Stück abgebrochen, welches theils der Meßner und theils der Bahrausleiher inne hatten, und wo man über dem untern Fenster in Stein eingehauen die Worte las:

Niklas Scheller die Zeit Kirchenmeister
1483 (1483).

Über dem Eingange zur Kanzlei des Bahrausleihers waren ebenfalls in Stein die zehn Gebote Gottes und zwar in solcher Bündigkeit eingegraben, daß sie kaum kürzer gesagt werden können; sie lauteten:

„Das sind die X Gebott:
Du sollst glauben in ein Gott.
Nenn nicht eitel den sein Nam.
Fleissig vener den veyertag.
Hab lieb Vater und Mutter.
Nicht tödt den Menschen.
Bis nicht ein Ehebrecher.
Du sollst nicht stehlen.
Nicht bis ein falscher Zeug.
Begehre nicht des andern Weibs.
Und des Guts eines andern."

Es ließ sich kaum ein zweckmäßigeres Memento Mori für ein Todtenbeschreibungs- und Bahrausleiheramt ersinnen; das letzte war übrigens vormals, wo man das Gepränge bei Leichenzügen viel weiter trieb, als heute, von ungewöhnlichem Belange, indem man dort alle für die feierliche Aufbahrung der Verstorbenen erforderlichen Gegenstände ausleihen konnte. Ein unzeitiger Spaßmacher ließ sich es eines Tages beikommen, sich scherzweise todt ansagen zu lassen, und bestellte sich im Bahrausleiher-Amte den schönsten Todten-Apparat. Als man damit in seine Behausung anlangte, schickte er sich an, die von ihm Angeführten mit einem Spottgelächter zu empfangen und schmählich wegzuschicken. Das Schicksal wollte es aber anders, den Mann traf ein Schlagfluß und aus seinem Scherze wurde bitterer Ernst.

Baierische Dampfnudeln

(Die ersten).

Diese beliebte Mehlspeise ist, wie ihre Benennung es andeutet, ein Erzeugniß der baierischen Küche. Sie kam im Jahre 1785 zum ersten Male von Regensburg auf einem Donauschiffe nach Wien, wo die Erscheinung der ersten baierischen Küchelbäckerin eine ungemeine Sensation machte und für die Gastronomen und Stadt-Neuigkeits-Krämer eine unerschöpfliche Quelle zu

Betrachtungen und Tagesgesprächen war. Die in unseren Tagen in der Hauptstadt sich eingefundenen holländischen Waffelbäckerinnen sind nur ein schwacher Nachhall jener baierischen Dampfnudelköchin, die in der Nähe des Haarmarktes ihre Backstube aufgeschlagen hatte. — Als sie das erste Mal die leckern Wiener mit ihren Kochkunst-Produkten für theures Geld regalirte, war der Zulauf größer und lärmender als beim berühmten Einzuge der tripolitanischen und marokkanischen Gesandtschaften. Ein gleichzeitiger Referent sagt, daß viele Kaufherrn kaum den Schluß ihrer Gewölber, viele Beamten kaum den Schlag der mit Heißhunger erwarteten sechsten Stunde, viele Offiziere kaum den Augenblick der Ablösung von der Wache u. s. w. erwarten konnten, um in den Nebenstübchen dieser Küchelbäckern das Wunderding von einer baierischen Dampfnudel zu kosten. Der gute alte Gewährsmann schließt seinen Artikel mit dem Ausrufe — O Ihr Wiener! —

Ballgäßchen (Das)

ist die kleine, wie ein Ellbogen gekrümmte Gasse, welche vom Franziskanerplatze unter einem vom Partl'schen Hause (929) gebildeten Schwibbogen in die Mahensteingasse führt. Es hieß vormals „auf der Dagken“ und erhielt erst im 17. Jahrhunderte von einem dort errichteten Ballhause den Namen des Ballgäßchens.

In diesem Gäßchen befindet sich die stets reichlich besuchte Tischlerherberge (929) und noch lebt im Andenken der Liebhaber des Gerstentrankes das Bierhaus „zum Blumenstöckl,“ welches der Güte und Kälte des Bieres wegen durch lange Jahre wohl keinen europäischen — aber doch einen allgemeinen Stadt-Ruf besaß. Mit seiner Überpflanzung (930) im gegenüber liegenden Hause (928) kann dieses Blumenstöckl wohl an äußerer Eleganz, aber nicht an innerer Güte gewonnen haben.

Ballhäuser.

Das Ballspiel ist im südlichen Europa üblich, und kam mit Ferdinand I. aus seinem Geburtslande Spanien nach Wien, wo es mit den altherkömmlichen Schießstätten und Kegelbahnen unter den Belustigungen der Hauptstadt die Kette zwischen den Turnizen, Pferderennen und Lanzenstechen, welche mit dem genannten Fürsten verschwanden, zu den öffentlichen Theatern bildet.

Das Ballspiel gerieth aber durch climatische Hindernisse und durch Mangel an Theilnahme schon unter Leopold I. um das Jahr 1671 bei Aufnahme des Theaters in Verfall, und hat schon seit einem halben Jahrhunderte ganz aufgehört.

Wien hatte vier Ballhäuser, welche größtentheils zu Schauspielhäusern verwendet und wovon zwei während der zweiten Belagerung durch die Türken 1683 zu Spitälern gemacht wurden.

Das Hof-Ballhaus war das älteste und ansehnlichste; es wurde im Jahre 1525 bei der großen, im Tilly-Hofe nächst der Burg (heutige Amalienhof) auf dem Burgplatz entstandenen Feuersbrunst zerstört, lag durch längere Zeit in Schutt und wurde dann im Hause Nr. 3, dem heutigen Burgtheater gegenüber verlegt. Im 17. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts befand es sich auf dem Standpunkte dieses 1741 erbauten Theaters selbst; und von dieser Zeit auf seinem heutigen Platze, der k. k. Staatskanzlei gegenüber.

Es nimmt den Mittelpunkt des seinen Namen tragenden Platzes ein, und ist dem sogenannten Hospitals-Flügel der Burg angebaut, der mittels eines hohen Schwibbogens mit dem Amalienhofe zusammen hängt. Das Gebäude zeichnet sich übrigens durch keinen architektonischen

Werk und und wird, seiner ursprünglichen Bestimmung entwachsen, zu anderen Zwecken gebraucht. Im ebenerdigen Theil gegen die Hofwagen-Remisen ist das Billardzimmer angebracht.

Übrigens ist dieses Hof-Ballhaus nie zum Theater benützt worden, weil der Hof stets eigene Opern- und Schauspielhäuser hatte.

Dem Hofballhause an Alter nahe, aber erst im Jahre 1628 grundbücherlich als das alte Ballhaus vorkommend, war das Privat-Ballhaus in der Himmelpfortgasse; es führte den Namen „das Baierische“ und wurde schon 1658, wahrscheinlich als das geräumigste, zu den öffentlichen theatralischen Vorstellungen gebraucht. In den Jahren 1664 und 1665 besaß oder pachtete es die Stadt Wien vorübergehend zu diesem Zwecke und 1671 wollte dessen Eigenthümer, der Reichshofrathe-Kanzellist Hätzler darin das National-Theater errichten.

Im Widerspruche damit findet sich aber daß 1685 der Kammer-Portier zu Salzburg, Peter Hilferding, sein Pollicinell-Theater dort aufschlug, was aber kurze Dauer hatte, denn bald benützten es wieder fremde deutsche Theater-Unternehmer, bis von 1692 an mit den italienischen Opern-Impresarien Dancle, Marini und Calderoni abwechselten. In dem 1701 bei Joh. v. Ghelen gedruckten ersten Wiener Häuser-Schema (Pag. 168) erscheint es noch als „Herrn Faucenets, Kayß. Hoff-Hutmachers Ballhaus“ und verschwindet bald darauf ganz, da es vom Prinz Eugen von Savoyen zur Erbauung seines herrlichen Palastes in der Himmelpfortgasse (das heutige Hofkammer-Präsidial-Haus) erkauft wurde.

Von den andern zwei Privat-Ball-Häusern lag eines im heutigen, davon den Namen habenden Ballgäßchen, bei dem Franziskanerplatze, worin italienische —, und das andere kleine in der Teinfaltstraße, worin deutsche Theater-Vorstellungen gegeben wurden. Von 1707 verschwinden aber auch diese zwei Ballhäuser und wurden zu Privathäusern verwendet.

Die Abnahme des Ballspieles, als einer dem Körper sehr zuträglichen Bewegung, muß bedauert werden. Es war schon den alten Griechen bekannt und bei ihnen sehr beliebt. Sie brachten es nach Gallien. Lacedämon, Sicyon und Lydien stritten sich um den Vorzug, dieses Spiel erfunden zu haben, welches schon zu Homer's Zeiten bekannt war. Die Athener spielten es in ihren Gymnasien und bewilligten dem Aristonikus aus Carien, dem Ballspieler Alexanders des Großen, nicht nur das Bürgerrecht, sondern errichteten ihm auch Bildsäulen. Die Bälle der Alten scheinen den unsrigen ähnlich gewesen zu sein, ein kleines Päckchen Wolle oder Sand mit Überzügen von Häuten. Die Bälle von Stricken, Tuch und mit durchnähten Überzügen sind von neuerer Art. Sie wurden mit bloßer Hand geschlagen, denn die Erfindung der Raketen und anderer Werkzeuge, um den Ball zu treiben, ist nicht sehr alt, sondern kam nach Pasquier erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Gebrauch. Am österreichischen Hofe bestanden ehemals im Ballhause eigene Hofdiener, k. k. Ballmeister genannt, deren eigentliche Funktion aufgehört hat.

Bandelzwirn-Männer.

Sie werden auch Bandelkrämer genannt, und sind eine eigenthümliche Erscheinung in Wien. Sie sehen sonderbar aus, denn sie tragen ein ledernes Tabourett, von welchem Bänder, Zwirn und Schnüre von allen Farben und Gattungen herabhängen; überdieß haben sie alle Säcke damit angefüllt und tragen auch große Waaren unter dem Rocke und auf dem Rücken, so

daß diese wandernden Zwirn- und Bänderbuden etwas Kamehlartiges an sich haben.

So belastet wandern sie von Haus zu Haus und rufen mit einförmiger, mächtiger Stimme ihre Waare aus. Ihr Ruf „Bandel-Zwirn-kaufts!“ läßt sich zu jeder Tagesstunde hören und ist vielen Frauenspersonen willkommen, die häuslicher Verrichtungen wegen verhindert sind, ihre Einkäufe außer dem Hause zu machen.

Diese Bandel-Krämer kommen von Zwettl und der Umgebung, welche Gegend das Bandelkramerlandel genannt wird. Sie sind sehr populär und gaben deßhalb mehreren sprichwörtlichen Ausdrücken der Volkssprache den Ursprung, z. B. anbandeln, statt anfangen, anknüpfen und zusammenbandeln st. Zwietracht säen, Bandlerei, welches eine unlautere Sache bedeutet, u. a. m.

Obgleich die Bandelkrämer, wie alle Krämer ihren Kram so hoch als möglich an Leute zu bringen suchen, so besitzen sie doch in der Regel einen hohen Grad von Ehrlichkeit und Diebereien kommen bei ihnen selten vor. Um so bedauerlicher ist ein Gaunerstreich, der vor einem Jahrzehent verübt wurde, und wobei ein Bandelkrämer, ohne es zu wissen, ins Spiel gezogen wurde.

Eine industriöse Dame bewog durch ein glänzendes Versprechen einen jungen Bandelkrämer, seinen Kram und seine Kleidung kurze Zeit am Nagel zu hängen und sich von ihr in einen französischen Chevalier oder Marquis verwandeln zu lassen.

Als dieses geschehen war, begab sie sich mit ihm zu Wagen in einen Juwelierladen, wo sie ihm sehr werthvolle Artikel vorwies, wobei er nach der erhaltenen Anweisung nichts zu thun hatte, als oui zu sagen. Nachdem er dieses ein Dutzendmal gethan hatte, entfernte sich die Dame mit den Schmucksachen, um das Geld zu holen und bat den Pseudo-Marquis, er solle im Laden auf sie warten, worauf abermals ein oui erfolgte.

Der Schluß ergibt sich nun von selbst; sein blindes oui-Sprechen ist dem armen Bandelkrämer theuer zu stehen gekommen.

Bankohaus.

Das unter Maria Theresia entstandene, dem öffentlichen Dienste gewidmete umfangreiche Haus Nr. 886, welches die ganze Halbinsel zwischen der Grünangergasse, der Singerstraße und der Kumpfgasse bildet, besteht aus zwei von einander in der äußeren Form sehr verschiedenen Gebäuden, von welchen das dreistöckige gegen die Kumpfgasse beinahe ein Jahrhundert älter ist.

Durch die Aufsetzung eines dritten Stockwerkes 1845 ist demselben der andere Theil, das vorige Graf von Rottal'sche Haus, an Höhe überlegen geworden, und dieser Haustheil hat dadurch zwar an Raum gewonnen, aber an Symmetrie verloren. Beide Häuser dienen zur Unterkunft öffentlicher Ämter, der Staats-Kredits- und Central-Hof- und der Kameral-Haupt-Buchhaltung, der Staats-Centralkasse, der Staatsschuldenkasse, des Kameralhauptzahlamtes und mehrerer Bureaux der allgemeinen Hofkammer.

Wo heute ein trockenes Geschäftsleben herrscht, und der todte Buchstabe der Vorschrift gebietet, dort athmete einst der warme Hauch der reinsten Menschenliebe, und dort trat eine Stiftung ins Leben, die noch besteht, und wovon noch mehrere, an dem Gebäude nächst der Kumpfgasse angebrachte Steinfiguren Zeugniß geben.

Vorhin gehörte dieses Haus dem Leibarzte Leopolds I., Franz Billot (Billiett), ein Franzose, der sein ganzes Vermögen den Wiener-Armen vermachte; seine Stiftung trat in diesem Gebäude 1681 ins

Leben und blieb darin bis 1741, wo dieses Haus dem gemeinen Wiener Stadt-Banko zugewiesen wurde.

Hatte Leopold I. diesen Menschenfreund zu seinem Leibarzte, so hatte Billet sich selbst zum Armen-Leut-Doktor ernannt; denn er verschrieb den Armen die Arzeneien und ließ sie ihnen auch unentgeldlich aus der in diesem Hause errichtet gewesenen Apotheke, wohin die Armen zwei Mal des Tages kommen durften, ausfolgen. Folgende in Marmor eingegrabenen Verse besprachen daselbst das Lob dieses Mannes:

Haec domus, infirmos quae gratis curat egenos,
Francisci Billot a pietate venit.
Curabat gratis inopes, dum viveret aegros:
Quod fecit vivens, mortuus hicce facit.

Die von Billot ausgestreute Saat trieb so segensvolle Früchte, daß kurz darauf der Regimentsarzt und Doktor der Rechte, Johann Lorenz Hoffmann, die Stiftung mit seinem angränzenden Hause vermehrte, was ebenfalls eine Steintafel mit den Worten besagte:

Aemula quem pietas stimulavit, et aemula virtus,
Aemula nunc simili fama decore colit.
Nam quod opus caepit Billotti, Hoffmannus hic auxit,
Sic Billotte domus Author, hic Author erat.

Diese Stiftung ist heuter uns spanische Spital in der Währingergasse übersetzt worden.

Bankozettel.

Wenn man die äußere Form eines Bankozettels mit jener der heutigen Banknoten vergleicht, so erhält man einen anschaulichen frappanten Begriff von den ungeheueren Fortschritten, welche die Technik im letztverflossenen halben Jahrhunderte gemacht hat und es ist uns unbegreiflich, wie die Bankozettel in ihrer schlichten Gestalt als Muster einer sinnreichen technischen Erfindungsgabe gepriesen werden konnten.

Sie wurden unter der Kaiserin Maria Theresia zur Erleichterung des Handels-Verkehrs im Betrage von 12 Millionen in Umlauf gesetzt. Mit dem 1. Juni 1785 wurden neue Bankozettel ausgegeben und auf den Betrag von 20 Millionen Gulden vermehrt. Die Masse dieser Emissionen nahm durch die langwierigen und kostspieligen Kriege, in welche Österreich gegen Ende des vorigen und im ersten Jahrzehent des jetzigen Jahrhunderts verwickelt war, so zu, daß sich im Monate Februar 1811 die gesammte Summe derselben nach offiziellen Angaben auf 1,060,798,753 Gulden belief. Da hierdurch ihr Werth sehr gesunken war, so trat die Nothwendigkeit ein, in Betreff dieses Papiergeldes eine neue durchgreifende Maßregel zu treffen. Ein unterm 20. Februar erlassenes und am 15. März 1811 öffentlich bekannt gemachtes Patent setzte die Bankozettel auf das Fünftheil ihres Nennwerthes gegen die dafür ausgegebenen Einlösungsscheine herab, und mit Ende Jänner 1813 gänzlich außer Curs.

Bank-Actien (Österr.).

Sie beruhen auf der im J. 1816 errichteten österr. National-Bank in Wien und ihre Anzahl wurde nach den Statuten vom 15. Juli 1817 auf 100,000 Stück und die Einlage für eine derselben auf 1000 Gulden W. W. und 100 Gulden C. M. bestimmt. Am Schluße des Jahres 1819 waren die Einlagen für 50,621 B. A. gemacht, worauf die nicht ausgegebenen 49,379 Stück zur freien Disposition der Bank gestellt wurden.

Die Aktien lauten auf unbestimmte Namen; lauten sie auf fingirte Namen, so können sie ohne weitere Förmlichkeiten übertragen werden, jene hingegen, wenn die Namensfertigung vorgemerkt ist, werden

nur dann zur Umſchreibung angenommen, wenn deren Ceſſion mit der vorgemerkten Namensfertigung verſehen iſt.

Die Intereſſen der Bank-Aktien zerfallen in ordentliche und in außerordentliche. Die erſten betragen jährlich 30 fl. C. M. und die zweiten werden aus dem Gewinn der Bank gebildet und halbjährig (im Jänner und Juli) mit der ordentlichen Dividende zugleich bezahlt.

Als die National-Bank ins Leben trat, befanden ſich ihre Bureaux im Bankhauſe (886) in der Singerſtraße; da die Aktien gleich bei ihrer Emiſſion einen bedeutenden Gewinn abwarfen, ſo überſtieg der Zudrang, um zu ihrer Erhaltung in Vermerkung zu kommen, jede Vorſtellung. Zahlreiche Polizei- und Militärmannſchaft war Tag und Nacht aufgeſtellt, um die Ordnung aufrecht zu halten. Es gab Perſonen, welche die ganze Nacht verwendeten, um in der endloſen Reihe der Wartenden ihre Stelle nicht zu verlieren; ſie brachten Stühle zum Sitzen, Kiſſen, um zu ſchlafen, Körbe mit Nahrungsmitteln und die verſchiedenſten Arbeiten mit, um die Zeit abzukürzen. Das Ganze bot den Anblick eines Nomadenlagers von Gewinnſüchtigen dar.

Bär (Der rebelliſche).

Am 13. November 1769, an einem Sonntage, ereignete ſich im Hetzamphitheater außer dem Stubenthor der unglückliche Zufall, daß ein daſelbſt verwahrter, ungeheuer großer und grimmiger Bär, der während des Sommers ſeine Stärke und Wildheit an verſchiedenen Thieren erprobt hatte, ſich den Augenblick erſah, als man ſeinen Stall putzte, wobei man ihn auf den Hetzplatz herausließ, um deſſen Thüre mit Gewalt zu erbrechen und ſich Luft zu machen.

Die Beſtie fiel im angrenzenden Verhofe den dort eben anweſenden Hetzmeiſter Frank heftig an, warf denſelben, nachdem er ſich tüchtig gewehrt hatte, zu Boden und zerfleiſchte ihn an verſchiedenen Theilen des Leibes auf eine jämmerliche Art. Ein bei der Hetze angeſtellter Junge kam dazu, warf, um den Hetzmeiſter zu retten, mit Steinen auf den Bären, wurde von dem grimmigen Thiere ſelbſt angegriffen und elendiglich zerriſſen.

In der Zwiſchenzeit waren die Fanghunde von den Ketten losgemacht worden, um auf den Bären gehetzt zu werden. Sieben dieſer gut abgerichteten Thiere wurden von dem Bären getödtet oder verwundet, und dieſer war nicht eher zu bändigen, als bis von dem zunächſt gelegenen Magazin die Militärwache und andere mit Feuergewehren bewaffnete Leute herbeikamen, welche ihn erlegten, bevor er Zeit gewann, auf die freie Straße zu kommen und noch mehr Unheil anzurichten. Der arme Junge ſtarb noch denſelben Abend.

Bär (Schwarzer).

Man könnte von den vielen Bären, die innerhalb der Linien in Hausſchulden figuriren, füglich ein ganzes Regiment bilden, wie es ein ſolches einmal in Piemont gab, wo eines Tages dem Herzoge ein Corps Bürger, in Bärenhäute genäht, militäriſche Ehren erwies. Auch in Betreff der Eintheilung dieſes Regiments in Compagnien, würde man nicht in Verlegenheit kommen, da wir ſchwarze, weiße und braune Bären im Überfluß haben; die rothen Bären könnten die Banditen und ein gelber den Kapellmeiſter vorſtellen. Bis das Corps aber gehörig organiſirt ſein wird, wollen wir hier nur einen dieſer Bärenhäuter und zwar den ſchwarzen, der die Eckwache des Lugeckes und des Haarmarktes hält und mit Nr. 735 bezeichnet iſt, in Augenſchein nehmen.

Es iſt ein ſtattlicher Hausbär von al-

terthümlichem Bau und hieß vormals „zum Junker Laßla“ und zwar zu Ehren des jungen Königs Ladislaus (verkürzt Laßla), um welchen einſt ſo ſehr geſtritten wurde und der ein Abgott der Wiener war.

Wie man dazu gekommen iſt, aus dem Junker Laßla einen ſchwarzen Bären zu machen, das mag Gott wiſſen und darüber wird wohl kein Archiv Aufſchluß geben. Der Bär gehört zu den Raubthieren, und als ſolches erblicken wir ihn ungern als Aushängſchild überhaupt und insbeſondere auf jenem einer Apotheke; worauf man wohl bemerken könnte, daß der Name nichts zur Sache thue, man bedenkt aber dabei nicht, daß oft die Sache etwas zum Namen thut.

Baranofski'ſches Haus.

Es iſt ein ungemein ſchönes Gebäude (41), deſſen Vorderfronte am Minoritenplatze und deſſen Hintertheil ſich in der Löwelſtraße befindet. Es hat drei Steckwerke, drei Höfe und fünf Stiegen, und entſtand im Anfange dieſes Jahrhunderts aus den alten drei Graf Uhlefeld'ſchen Freihäuſern. Es gehört dem Herrn Nikolaus Baranofski, der eine intereſſante Bildergallerie beſitzt. Früher war es das Eigenthum und der Wohnſitz der Erzherzogin Beatrix von Eſte-Modena, Witwe des Erzherzogs Ferdinand, (geboren den 1. Jänner 1754, geſtorben den 14. Dezember 1806), dritten Sohnes der Kaiſerin Maria Thereſia und geweſenen Statthalters der Lombardie. Von beſonderer Bedeutung war dieſes Haus den 3. Jänner 1808, wo der erſte Oberſthofmeiſter Fürſt Trautmannsdorf bei der Erzherzogin hier im feierlichen Aufzuge die Werbung um die Hand ihrer Tochter, der Erzherzogin Louiſe für S. M. Kaiſer Franz I. that, deſſen dritte Gemahlin ſie wurde.

Am 6. dieſes Monats geſchah bei den Auguſtinern die Einſegnung durch den Biſchof von Waitzen, ſpäter Primas von Ungarn, den Erzherzog Karl Ambros, Bruders der neuvermählten Kaiſerin.

Barbara-Stift.

Die älteſte Kunde dieſes Hauſes (666) iſt mit den Wiener-Burſchenſchaften verbunden, die ſchon im Jahre 1384 urkundlich vorkommen. In dieſem Hauſe ſaßen damals die Roſenburſchen, von den Wienern geſtiftet. Es war noch im Jahre 1451 unter dem damaligen Hauseigenthümer Wachſendrüſſel den geſtifteten Studenten zur rothen Roſe zum Aufenthalte angewieſen.

Als die Jeſuiten in Wien eingeführt worden waren, errichteten ſie hier ein Convikt, an welchem erſt 1652 die Barbarakirche gebaut wurde, woron das Haus den Namen erhielt. Dieſem Convikte gehörte zum Unterhalt der Goldegg'ſchen Stiftsplätze das Gut Atzgersdorf. Es wurde nach Aufhebung des Jeſuitenordens von Maria Thereſia am 8. September 1775 der unirten griechiſchen Geiſtlichkeit als Seminarium eingeräumt, die feierliche ſtiftsmäßige Einführung geſchah aber erſt den 15. Oktober. Die neue Barbarakirche wurde den 3. Juni 1776 zum erſten Male eröffnet und darin der erſte Gottesdienſt nach griechiſcher Art gehalten.

Der berühmteſte Zögling dieſes Seminariums war der am 9. Auguſt 1814 geſtorbene Metropolit von Galizien und Erzbiſchof von Lemberg, Anton Angellowicz.

Nach Aufhebung der Savoien'ſchen und Thereſianiſchen Ritterakademien im Jahre 1784 unter Joſeph II. erhielt das Barbara-Gebäude die Beſtimmung, den ihren Ältern zurückgegebenen Zöglingen zum Unterrichtsorte in den franzöſiſchen, italieniſchen und böhmiſchen Sprachen, in den Gymnaſial-Studien und allen körperlichen Übungen zu dienen. Die Barbarakirche

wurde den unirten Griechen gelassen und dabei auf Kosten des Staates ein Pfarrer und ein Kapellan angestellt.

Nach Wiedererrichtung des Theresianums wurde das Barbaragebäude jenen Zöglingen dieser Akademie gewidmet, welche die Philosophie studierten, die in der Akademie damals nicht vorgetragen wurde. Im Jahre 1826 wurde das Haus dem Kameralärar zugewiesen, und heute befindet sich die k. k. Post-Wagen Direktion darin.

Bärenmühle.

Wenn der capriziöse Wienfluß den Stadtbezirk innerhalb der Linien betreten hat, wird sein zur Sommerszeit gewöhnlich sehr sparsames Wasser auf der linken Uferseite bald durch einen Bach abgeleitet, der drei Mühlen: die Heumühle, die Schleifmühle und die Bärenmühle in Bewegung setzt. Die letzte hat außer ihrem kupferbedeckten Gebäude, das zur Zeit seiner Entstehung sogar Aufsehen machte, noch vor den übrigen den Vorzug voraus, daß sie das der inneren Stadt am nächsten liegende Mahlwerk ist, welches sich von jeher durch gute Erzeugnisse bemerkbar gemacht hat.

Diese zur Wieden gehörige Mühle ist uralt und die Annalen jener Vorstadt erwähnen ihrer bei verschiedenen Anlässen. Am 5. Juni 1741 überstand sie eine Katastrophe: es schwellte ein Wolkenbruch die Wien und die andern in die Linien einfließenden Bergbäche so an, daß im Neustifte und am Alserbache die Leute unter das Dach der Häuser flüchten mußten, und daß der Wienfluß von Burkersdorf herein jeden seiner Schritte durch Verheerung bezeichnete, indem er den Schönbrunnergarten verwüstete, die Bärenmühle ganz zertrümmerte und die Mauer des Schegl'schen Gartens vor dem Stubenthore umwarf. Kaum retteten die Elisabethinerinnen ihre Kranken, wobei mehrere Menschen umkamen.

Auf diese Wassernoth folgte 1759 das große, im nahen Starhemberg'schen Freihause entstandene Feuer, wodurch auch die Bärenmühle sehr beschädigt wurde.

Alte Traditionen erzählen, daß zur Zeit, als die Wieden sich bis nahe an den Stadtgraben beim Kärntnerthor ausdehnte, so daß der Wienfluß mitten durch diese Vorstadt floß, und daß Nikolsdorf und Matzleinsdorf selbstständige, durch Wald und Felder vom städtischen Burgfrieden getrennte Ortschaften bildeten, was noch zur Zeit der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken 1683 der Fall war, — daß zu dieser Zeit Wölfe und Bären sich häufig bis in die Stadt wagten und dort Entsetzen verbreiteten.

So soll eines Tages oder vielmehr eines späten Abends ein Ungethüm von einem schwarzen Bären zur Mühle an der Wien gekommen sein und den Müllermeister angefallen haben. Dieser war ein kräftiger Mann, der sich gegen seinen zottigen Gegner zur Wehre setzte, aber von demselben bald zu Boden geworfen wurde. Das Hülfegeschrei des Müllers hatte ein Knecht gehört, der sich gerade über dem Kampfplatze im ersten Stockwerke des Mühlgebäudes befand, und der das Fenster öffnete, um die Gefahr kennen zu lernen, worin sein Herr sich befand.

Als der treue Diener das ungleiche Ringerpaar erblickte, erkannte er bald, daß hier Hülfe höchst an der Zeit sei, und daß sein Meister erwürgt sein würde, wenn er (der Knecht) erst über die Stiege und durch das Haus zu seinem Beistand herbeieilen sollte. Ohne sich zu besinnen, sprang der verwegene Geselle zum Fenster hinaus, und zwar so, daß er auf dem Bären wie auf einem Pferde zu reiten kam. Alsogleich schlang der Knecht seinen rechten Arm um den Hals des Bären und schnürte ihm denselben zu,

ſo daß Meiſter Petz den Müller losließ, um ſich des unangenehmen Halsbandes zu entledigen. Auf dieſe Art wurde es dem Müller leicht, ſich frei zu machen und mit Hülfe herbeigekommener Leute dem Bären die Kehle ganz zuſammen zu preſſen. Der rettende Müllerburſche erbat ſich die Haut des Bären zum Lohn ſeiner That, und er ließ ſich daraus einen Pelz machen, den er durch die ganze Zeit ſeines Lebens trug, und wovon er den Namen des Bärenhäuters erhielt.

Dieſen Namen übertrug der Pelzträger in ſpäterer Zeit auf ein Wirthshaus, deſſen Beſitzer er wurde, und worin der ſchwarze Bär auf der Wiedener-Hauptſtraße oder die heutige Stadt Trieſt unter der Paulanerkirche gehalten wird. Der Müller ſelbſt ließ den Bären abkonterfeien und hing das Gemälde über den Eingang ſeines Hauſes, welches davon die Benennung der Bärenmühle beibehalten hat.

Eine eigene Art von Celebrität hat die Bärenmühle in unſeren Tagen dadurch erhalten, daß der Dichter Caſtelli darin viele Jahre wohnte und dort in ſeltſamer, aber nicht ganz zufälliger Übereinſtimmung mit dem Schildzeichen des Hauſes ſeine bekannten Wiener-Anekdoten unter dem Titel „Bären“ herausgab, worüber eine Kritik erſchien, worin es heißt:

„Wien wird von Fremden und Einheimiſchen als der Vereinigungs- und Stapelplatz des Scherzes, der Launen, des Witzes und der Fröhlichkeit angeſehen. Hier iſt das Triebhaus der feinen leichten Witzſpiele, der bon-mots, sallies, und jeux de mots, welche mit bunten Schmetterlingsflügeln gewandt und ſicher von Mund zu Mund gaukeln. Hier iſt aber auch die Geburtsſtätte jener dreiſten, aus ſchweren Stoffen geformten Späße, welche unter dem provinziellen Ausdruck Bären ſich überall luſtig herumtreiben, und da ſie ſchwerfälliger Natur ſind, bald dieſer, bald jener Perſon aufgebunden werden müſſen. Auf dieſe Gattung machen Epigrammatiſten, Humoriſten und Satiriker fleißig Jagd, um damit manche Lücken in ihren Manuſcripten auszuſchmücken. Es iſt nun Sorge getragen, daß ſich dieſe Wiener Bären nicht nach und nach ſpurlos verlaufen. Herr Caſtelli, der in dem Gebiete des Komus und Jokus als rüſtiger Jäger bekannt iſt, hat die ſchönen Exemplare derſelben in ſein Netz gefangen und ihnen in ſeinem Wohnorte in der Bärenmühle die nöthige Politur und Treſſur gegeben, damit ſie als wahre Spaßmacher und Poſſentreiber in die weite Welt hinaustreten und den Kampf mit den gräulichen Doggen der Kritik beſtehen mögen. Die ſtarkbrummenden, wilden und beißenden ſind mit Maulkörben verſehen, damit Niemanden etwas zu Leide geſchehe.“

Barmherzigen Brüder (Kloſter u. Krankenhaus der) in der Leopoldſtadt.

In Öſterreich entſtand das erſte Ordenshaus 1605 zu Feldsperg, wo Fürſt Carl von Lichtenſtein es errichtete und den Orden Rudolph II. warm anempfahl. Politiſche Zerwürfniſſe hinderten dieſen Monarchen aber, etwas für das Aufkommen desſelben zu thun.

Kaiſer Mathias, Rudolph's Nachfolger, geſtattete die Anlegung eines Conventes in Wien. Pater Gabriel, Graf von Ferrara, der erſte Ordensgeneral der deutſchen Provinz, deſſen Bildniß im Kloſtergange im erſten Stocke aufgehangen iſt und deſſen Todtenkopf in der Kloſterbibliothek noch aufbewahrt wird, kam 1614 nach Wien und erkaufte am 2. Juni das Haus und den Garten des Doctors der Rechte, Andreas Taller, an der Taberſtraße, von der einen Seite an die Au und von der andern an die Schmelzgaſſe ſtoßend.

Auf dieſer Stätte erhob ſich das Spital und die Kirche des Ordens, der einen Gra-

natapfel, welcher in bitterer Rinde erquickende Früchte birgt, mit dem Kreuze und Stern an seiner Spitze, als passendes Symbol führt.

Am 11. September 1615 wurde das Spital für so lange, als der Orden im unteren Werd (Leopoldstadt) bestehen wird, von allen Steuern und Gaben befreiet, und in demselben Jahre kamen Ordensbrüder nach Wien, um ihr frommes Wirken zu beginnen. Wie alles Neue hatten auch diese Ankömmlinge Anfangs mit vorgefaßten Meinungen zu kämpfen. Allein das Gute, kräftig unterstützt von den Jesuiten, siegte über alle Einstreuungen der Bürgerschaft und der Geistlichkeit, und der Orden faßte in Österreichs Hauptstadt festen Fuß.

Ferdinand II. nahm den Orden in seinen Schutz. Er kaufte am 21. October 1622 das benachbarte Haus des Wolf Sinnich und machte dem Orden damit ein Geschenk. Zu dieser Zeit gerieth der Erzherzog Maximilian Ernst, des Kaisers Bruder, nach einem Aderlasse in Gefahr den Arm zu verlieren; er wurde aber durch Gabriel Ferrara, der zugleich einer der berühmtesten Wundärzte seiner Zeit und später Leibarzt des Kaisers war, gerettet. Der Kaiser beschenkte hierauf den Orden am 21. September 1624 mit einem Stiftbriefe, worin erklärt wird, „daß vor etlichen Jahren die barmherzigen Brüder, deren Bestimmung und Ordenssatzung mit sich bringt, die armen Kranken, und andere preßhafte, hilflose oder mit anderen Krankheiten bedrängte Personen um Gottes willen zu curiren und zu voriger Gesundheit behilflich zu sein, in die Erbländer allein wegen dieser Ursache aufgenommen worden, und damit arme, hilflose Kranke und des christlichen Almosens bedürftige Personen einigen Trost und Milderung, sowohl des Leibes als der Seele, haben könnten.“

Dem Orden wird darin zugleich die Freiheit ertheilt, Almosen in Wien und den Erbländern zu sammeln, und Alles, was durch Schenkung, Erbschaft oder auf sonstige Weise ihm zufallen dürfte, zu besitzen und Güter anzukaufen. Auch verhängt der Stiftbrief über Alle, welche die Privilegien des Ordens verletzen, eine Strafe von hundert Mark Goldes, welches zur Hälfte der landesf. Kammer und zur Hälfte dem Ordensspital zufallen soll.

Bemerkenswerth ist die Freiheit, welche Ferdinand II. dem Orden am 24. August 1626 ertheilte, der ausschließend berechtigt war, in- und außerhalb Wien, Eis zur Sommerszeit zu verkaufen, welche Freiheit von Ferdinand III. am 3. Jänner 1640 bestätigt worden ist. Das Kloster legte deshalb am Taber große Eisgruben an und veräußerte das Eis innerhalb seiner Ringmauern.

Von 1605 bis 1659 bestanden Ordens-Generale der deutschen Provinz. Ferrara's Nachfolger waren 1630 Ambros Pheredena; 1639 Ambros Galega; 1642 Bartholomäus Pulia; 1647 Florian Fabrichieri und 1653 Johann Bapt. Bazzole.

Unter dem Letzten traf das Institut das Schicksal, daß durch ein in der Nacht des 21. Mai 1655 im nächstgelegenen Hause ausgebrochenes Feuer das Spital, die Kirche und das Kloster mit der ganzen Einrichtung und dem Archive verbrannte. Der Schaden war groß, und es würde der Verein in Wien damals sich aufgelöset haben, wenn nicht Ferdinand III. durch reichliche Schenkungen und viele Wohlthäter die Mittel, das Kloster aus seinem Schutte zu erheben, hergegeben hatten.

Schon 1656 waren Spital, Kloster und Kirche wieder hergestellt, und die neuen Glocken wurden am 12. Juni d. J. von dem Wiener Bischof Philipp Grafen von Breuner geweiht.

Auf Bazzolo folgte 1665 Macar

Anton Diwald als zweiter, und 1668 Barthel. Mauruk als dritter Provinzial.

Die Reihe der Prioren von 1615—1646 ist unbekannt, weil die Gedenkbücher bei dem Brande zu Grunde gegangen sind. Von 1647 sind die Prioren genau bekannt, 1647 Florian Fabrichieri; 1653 Barthel. Mauruk; 1656 Macar Anton Diwald; 1659 Ludwig Friedl; 1662 Macar Anton Diwald; 1665 Wilhelm Pettauer, und 1668 Gabriel Grüdl.

Unter der Leitung dieser Vorsteher hatte das Spital von 1615—1669 10,677 Kranken in Wartung und Pflege, wovon 8985 der Wiedererlangung ihrer Gesundheit sich erfreuten. — 1676 fühlte man, daß für die zunehmende Krankenzahl das alte Spital zu enge sei; es wurde daher am 25. August das Haus und der Garten des Gärtners Hans Räuisch erkauft, und am 31. d. M. der Grundstein zu dem jetzigen Spital gelegt. Das frühere wurde zur Apotheke umgestaltet und über beide ein Stockwerk aufgeführt.

Den 11. December 1678 fand in der Kirche eine besondere Feierlichkeit Statt. Leopold I. hatte von der Königin von Spanien, Maria Antonia, das linke Armbein des seligen Johann von Gott erhalten; der Ordensbruder P. Joseph a Sta. Cruce hatte dasselbe nach Wien gebracht. Es wurde durch einige Zeit in der geistlichen Schatzkammer in der kaiserlichen Burg aufbewahrt und dann ließ es der Kaiser zu den Barmherzigen bringen. Mit einer feierlichen Prozession wurde es in deren Kirche gebracht. Zwölf Priester trugen die Reliquien in einem silbernen Kästchen, der Kaiser und der ganze Hofstaat begleitete den Zug.

Nach der türkischen Belagerung (1683) trat eine große Veränderung der Dinge ein. Kloster, Spital und Kirche lagen in Ruinen. Aber neuerdings setzte der Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Wiens den Orden in den Stand, Alles wieder aufzubauen. Noch während an der Herstellung des Spitals gearbeitet wurde, ließ der Leopoldstädter Bürger Bartholomäus Sackl den Altar der h. h. Rochus und Sebastian errichten. Statt des von den Türken abgeworfenen Thurmes erhielt die Kirche rückwärts einen kleinen und vorn einen großen Thurm, und 1688 wurden zum Ersatze der von den Türken geraubten Glocken, von dem kaiserlichen Glockengießer, Johann Kippe, zwei andere zum Geschenke gemacht; eine dritte erhielt sie 1689, welche zwölf Centner wog und wozu Leopold einige metallene Stücke hergegeben hatte.

Am 23. September 1691 begann die achttägige Feier der Heiligsprechung des Ordensstifters, Johann von Gott. Schon am 7. Nov. 1690 hatte Alexander VIII. ihn der Zahl der Heiligen beigezählt, und sein Fest auf den 8. März festgesetzt. Da dieser Papst bald darauf starb, so erfolgte die Bekanntmachung der Bulle der Heiligsprechung erst unter Innocenz XII. am 15. Juli 1691. Bei dieser Gelegenheit, die mit einer feierlichen Prozession, woran Leopold I. und sein Sohn, der römische König Joseph I. Theil nahm, begann, wurde in Eile an der Klosterkirche die Capelle zu Ehren des Heiligen, wie sie noch jetzt steht, erbauet.

Der Bau des Spitals, des Klosters und der Kirche dauerte neun Jahre und war erst 1692 vollendet. Der Suffragan des Bischofes von Wien, Johann, Abt zu den Schotten, weihte am 23. Mai d. J. die Kirche mit dem Friedhofe und das Spital mit dem Kloster; das Kirchweihfest wurde auf den Sonntag vor dem Feste der Enthauptung des heiligen Johannes festgesetzt. — Der Thurm wurde 1697 erhöhet, mit einer Uhr versehen und darin eine neue, 18 Centner 89 Pfund wiegende Glocke angebracht. Auch das Spital wurde decorirt; über das Frontispice derselben wurde die

Statue der Mutter Gottes, und zu beiden Seiten des Spitalsfensters die Statuen des h. Johanns von Gott und der h. Elisabeth aufgestellt.

Bis 1717 war die Kirche aufgebielt. In diesem Jahre fanden sich Wohlthäter, welche das Gotteshaus mit 600 weißen und rothen Marmorsteinen belegen ließen. Ein heftiger Wind warf 1714 vom Thurme die Kuppel herab, die erst 1748 wieder aufgesetzt wurde. In diesem Jahre erhielt der Thurm die neue Kupferdachung, welche für ein Meisterstück der Zimmerarbeit gehalten wird.

Die späteren Ordens-Provinzialen waren: Constantin Schulz (1674—1676), Erasmus Schmid (1677—1683), Bernh. Hirschfeld (1683—1688), Hieronymus Hain (1692—1695), Ant. Herrer (1695—1698), Wolfg. Heiliger (1696—1701), Peter Mehr (1701—1710), Gottf. Alt (1710—1716) und Matthäus Mayer (1716—1724).

Zur Zeit der großen Pest thaten sich die Barmherzigen durch den Beistand, welchen sie den Pestkranken leisteten, rühmlich hervor; die Brüder Joseph a St. Cruce Joel, Roman und Philipp waren im Dienste der Siechen rastlos. Das Benehmen der Ordensbrüder zur Zeit der Pest 1713 war eben so rühmlich. Auch während der Belagerung der Stadt durch die Türken 1683 haben sie sich mit gleichem Eifer der Verwundeten angenommen.

Die Prioren: Erasmus Schmidt (1671), Joh. Kreiselmann (1677), Ant. Iberer (1680), Felix Schachtner (1683), Jos. Chruter (1685), Hieronymus Hain (1688), Ant. Iberer (1692), Markus Finger (1695), Bonaventura Conrad (1698—1700), Wolfg. Heilinger (1701), Peter Mehr (1707), Gottfried Alt (1713) und Melchior Pilizotti (1716) waren in Folge der Zeitverhältnisse jedoch noch immer genöthigt, das Kloster und die Kranken durch milde Beiträge zu erhalten.

Unter ihren Nachfolgern: Roman Schrott (1719), Makar Falterer (1721) und Gottfried Gnigoger (1724) entstanden die ersten Stiftungen zu bleibend versicherter Unterhaltung einzelner Krankenbetten. Peter Jordien begann die Reihe dieser Stiftungen 1719 mit zwei Betten; ihm folgte 1723 Graf Johann Friedrich von Seilern, und 1724 Christian Spreitzer.

Von 1670—1724 hat der Orden 28,113 Kranke aufgenommen, wovon 23,978 genasen. Von da an vermehrten sich die Stiftungen. Unter den Prioren Gottfried Gnigoger und Makar Falterer (1724—1730) stieg die Zahl der gestifteten Betten auf 13, unter Theodard Schueler, Sebald Bretschneider, Christoph Melzer und Leo Kurz (1730—1742) vermehrten sie sich um 32. Die Gräfin Marianna Esterhazy, geborne Lubomirsky, hatte acht, Marie Therese Fürstin von Lichtenstein drei, Franz Farrene Edler von Kreutzeck vier, und der Priester Johann Felix Duffer drei Betten gegründet.

Von 1742—1770 unter den Prioren Raphael Wagner, Leo Kurz, Theophil Tobeng, Xaver Förster und Franz Fismann verging fast kein Jahr, in welchem diese Stiftungen nicht einen Zuwachs erhalten hätten. Am Schlusse 1770 zählte die Anstalt 80 gestiftete Betten.

Von 1725—1790 wurden 114,008 Kranke in das Spital aufgenommen. Den Bemühungen der Brüder war es gelungen, 97,048 davon gesund zu entlassen.

Diese schönen Resultate erhielten von Joseph II. die vollste Anerkennung. Unter den Prioren Ferd. Schuster (1775—1781), Heraclius Dangler (1781—1791), Redemptus Bischof (1794—1800), Rivard Wachtl (1800—1803), Pascal

Fiala (1803—1813) und Alfons Pfannkuchen (1813—1819) wurde die Zahl der Stiftbetten auf 108 vermehrt.

Durch die Invasionen 1805 und 1809, durch die später eingetretene Theuerung kam die Anstalt in eine bedrängte Lage, sie hatte mühsam zu ringen, um die augenblicklichen Bedürfnisse zu bestreiten, und sah dem Verfalle ihrer Gebäude entgegen.

Im J. 1814 fällt die Feier des Dankfestes für das zweihundertjährige Bestehen des Hospitals in Wien, wobei der Fürst-Erzbischof, Sigmund Graf von Hohenwart ein Hochamt abhielt.

Bei dieser Feier gab Alois von Bergenstamm, welcher schon 1812 seine Geschichte des unteren Werds zum Besten des Ordens hatte in Druck legen lassen, eine besondere Auflage der Geschichte des Klosters und Hospitals heraus, deren Ertrag er dem Institute widmete.

Von nun an begann eine glücklichere Zeit für die Ordensbrüder. 1819 trat Bonifaz Wurmbrand als Prior an ihre Spitze, der sich durch milde Beiträge in den Stand gesetzt sah, 1820—1822 die nöthigen Ausbesserungen an den Gebäuden vornehmen zu können. Für kranke Conventualen und dürftige Kranke höherer Stände ließ er ein neues Zimmer für 12 Betten erbauen. Er blieb bis 1825 in seiner Würde, worin ihm Jeremias Schober von 1825—1828, Chrysognus Pisch von 1828—1835, und seitdem Demetrius Preysinger folgten.

Von 1790—1824 übernahm das Hospital 72,996 Kranke, woren 63,381 gesund entlassen wurden.

1828 entstand eine Badeanstalt. Durch die schreckliche Katastrophe, welche die Ufervorstädte Wien's durch eine in den Annalen unerhörte Überschwemmung in der Nacht vom letzten Februar auf den 1. März 1830 getroffen, hat auch das Kloster viel gelitten. Es ist bloß der Kraftanstrengung aller Brüder zu verdanken, daß alle Kranken des Spitals unbeschädigt aus den ebenerdigen Räumen in das obere Stockwerk gerettet wurden, wo sie — in die Zimmer der Ordensbrüder untergebracht, gegen acht Wochen verpflegt wurden.

Eine Folge dieser Überschwemmung war eine gänzliche Verheerung der Klostergebäude. Nicht nur die vier Krankenzimmer, sondern auch die Kirche hatte so gelitten, daß sie wegen Einsinken des Bodens gesperrt bleiben mußte. Die dadurch nothwendig gewordenen Herstellungen kamen 1832 durch Unterstützungen von Seite des Hofes und anderer Wohlthäter zu Stande.

Während dieser Baufuhrungen nahmen die Kranken die oberen Gänge ein und ihre Aufnahme wurde nicht unterbrochen. — Gleiche Verdienste erwarben sich die Ordensbrüder bei der epidemischen Brechruhr.

Die stets zunehmende Zahl der Kranken und die Absonderung der Hautkranken, bestimmte den Convent 1838, in dem Hofraume des Klosters einen stockhohen Zubau vorzunehmen, der im folgenden Jahre vollendet war.

Die Kirche ist hoch und licht, und hat in dem Chor des Hochaltars, welchen das Bild des h. Johann des Täufers ziert, zwei Seitenaltäre, woven einer der Kreuzaltar, der andere der Altar der allerh. Dreifaltigkeit genannt wird. Von der Epistelseite herab befindet sich rechts die prächtige, dem Ordensstifter geweihte Kapelle. Auf diese folgen die Altare des h. Carl Borromäus, an dessen Seite zwei lateinische Grabschriften angebracht sind. Dann kommt der Altar des h. Sebastian und die Todtenkapelle mit dem Altare und dem Bilde der Kreuzabnahme; links ist der Altar des sterbenden Joseph, jener des h. Johann von Nepomuck mit dem Leibe des h. Mauritius und jener der h. Anna.

Das Kloster ist im Viereck erbaut und hat statt des Hofes einen kleinen Garten. Zu ebener Erde nimmt die Seite gegen die

Gasse die Apotheke ein. Die Seite an der Kirche enthält Behältnisse und Arbeitszimmer, und die dritte macht das Refectorium aus. Darin las man vor einem Dezennium bei der Uhr folgende alte, etwas epikuräische Schrift:

„Brüder, seht, der Zeiger rückt
Jeden Augenblick heran:
Der sich in die Zeit wohl schickt,
Ist fürwahr ein weiser Mann.
Laßt uns klugheitsvoll genießen,
Was uns unsre Tafel beut,
Denn auch unsre Stunden fließen
In das Meer der Ewigkeit."

Die vierte Seite ist das Hospital. Das obere Stockwerk enthält die Zimmer der Religiosen, und die Bibliothek, in welcher die berühmtesten medizinischen, chirurgischen, chemischen und botanischen Werke sich befinden. Die Gänge sind mit den Bildern der übrigen Ordensklöster in den Erblanden und mit jenem des ersten Ordens-Generals Gabriel Ferrara, geziert, welches folgende Inschrift hat:

V. F. Gabriel Ferrara Commiss. Generalis. primus qui ordinem in Germania propagavit Ferdinando II. Rom. Imper. charissimus, nec non in arte chirurgica excellentissimus.

Gegenwärtig hat der große Krankensaal 106, das Nebenzimmer 26, das kleine Zimmer 3 und der neue Zubau oben und unten 44 Betten. Im Ganzen bestehen daher 179 Betten, wovon 125 gestiftet sind, die übrigen aber von eingehenden milden Beiträgen unterhalten werden.

Nach der Haus-Ordnung wird jeder Kranke, wenn er auf dem Wege der Genesung ist, abgesondert, und in das Reconvalescenten-Haus auf der Landstraße gebracht, welches 1753 entstand. Damals veranstaltete der Orden mit Bewilligung der Kaiserin Maria Thersia eine Sammlung, mit deren Ertrage er in der Vorstadt Landstraße ein Haus sammt Garten an sich brachte, um es zu einem Reconvalescentenhause adaptiren zu lassen. Das war 1755 vollendet und am 30. April wurden die ersten Reconvalescenten dahin überführt.

Dieses Gebäude entspricht in jeder Beziehung seiner Bestimmung. Zu ebener Erde befinden sich die Wohnungen der Religiosen und das Refectorium mit der Küche; im oberen Stock sind zwei Reconvalescentensäle, geräumig und licht, mit 30 gestifteten Betten. In der Mitte dieser Säle ist eine Capelle angebracht, in welcher täglich für die Reconvalescenten eine h. Messe gelesen wird. Bei dem Hause befindet sich ein großer Obst- und Küchengarten.

Das Personale besteht aus einem Prior als Vorsteher, drei dienstthuenden Brüdern und einem Deficienten. Nach dem Ausweise des J. 1830 sind darin 849 Reconvalescenten verpflegt worden.

Dieses Reconvalescentenhaus hatte von 1755 — 1766 nur provisorische Vorsteher, und die Reihe seiner selbstständigen Prioren eröffnete Leo Kurz (1766 — 1772), Ex-Provinzial, der während seines Provinzialats die vollständige Gründung dieser wohlthätigen Anstalt erwirkt hat.

Sie wurde seitdem durch folgende Prioren geleitet: Franz Fismann (1772 — 1775), Bernhard Hölzl (1775 — 1778), Malachias Samb (1778 — 1784), Nivard Wachtl (1784 — 1790), Redemptus Bischof (1790 — 1796), Fulbert Lechner (1796 — 1799), Pacificus Lieb (1799 — 1802), Fulbert Lechner (1802 — 1808), Chrysogonus Pisch (1808 — 1813), Florenz Cerni (1813 — 1816), Gerhard Nagde (1816 — 1832), Claudius Felbermayer (1832 — 1838), und seitdem Gerard Nagde, Ex-Provinzial.

Barmherzigen Schwestern (Die). oder sogenannten Grauen Schwestern (Soeurs grises) besitzen im vormaligen Windischgrätz'schen Palais in Gumpen-

dorf ein Spital (195), wozu sie im Jahre 1842 in der Leopoldstadt im vormaligen Carmeliter-Kloster eine Filiale erhalten haben.

Sie traten in Wien im Jahre 1832 ihren wohlthätigen Beruf der Krankenpflege an, wohin sie aus dem Mutterhause zu Zams in Tirol verpflanzt wurden. Dieser schöne Orden verdankt seine Dotirung vorzüglich 1839 dem Erzherzoge Maximilian von Este kön. Hoh. Die ersten Novizinen wurden am 12. Juli 1833 eingekleidet und die Dauer des Noviziats ist zwei Jahre. Zum ersten Vorsteher wurde Carl Graf von Coudenhoven, Domherr des hiesigen Metropolitankapitels, ernannt.

In Zams und ihrem Stammlande Frankreich beschäftigen sich die barmherz. Schwestern nicht nur mit der Krankenpflege, sondern auch mit dem unentgeltlichen Unterrichte der Jugend; der Orden wußte sich seines höchst wohlthätigen Wirkens wegen in Frankreich selbst in den blutigsten Perioden der Revolution zu behaupten und die wüthendsten Septembriseurs ließen die grauen Schwestern unangetastet.

Nach ihren Ordensstatuten üben sie an Personen beiderlei Geschlechtes und ohne Unterschied der Religion und des Vaterlandes die Krankenpflege, und der Jude, Heide und Christ unterliegt einer gleichen liebevollen Behandlung.

Barnabiten.

Im Jahre 1626 übergab Ferdinand II. die Kirche und Pfarre zu St. Michael der Obsorge der regulirten Chorherrn von der Versammlung des h. Paulus, Barnabiten genannt, die er aus der Lombardie kommen ließ, und den 4. Mai mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten in den Besitz derselben einsetzte.

Diese Priester gaben der Kirche ihre gegenwärtige innere Gestalt; sie fanden darin 21 mit einer Fülle von Grabmälern vermengte und so unschicklich angebrachte Altäre, daß im mittleren Schiffe deren drei hinter einander standen. Sie bauten die Capellen der h. Anna, des Vesperbildes, des h. Basilius, des h. Carls und der Krippe Christi, übertrugen den Frohn- oder Hochaltar aus der Mitte der Kirche in den Grund des Presbyteriums, sie schmückten die Kirche mit ihrem schönen Portale, mit einer prächtigen Kanzel und einer der stärksten Orgeln Wiens.

Im Jahre 1660 entstand ihr Kollegienhaus zu Mariahilf. (Sieh Michaelskirche und Mariahilf.)

Bartwette (Die).

Als sich Carl V. in Wien befand, ließ sich hier ein Italiener für Geld sehen, der einen unglaublich langen Bart hatte und sich rühmte, daß seines Gleichen nicht aufzufinden wäre.

Zwei Rathsherrn von Breslau, die sich in Geschäften eben an dem Hoflager des Kaisers befanden, straften dem wälschen Prahler Lügen, und versicherten den Fürsten, sie hätten in ihrer Vaterstadt einen Mann, der es hinsichtlich der Barteslänge mit dem Italiener aufnehme.

Dem Kaiser kam aber die Sache so unglaublich vor, daß er mit den beiden Breslauer Herren eine Wette einging, worauf der schlesische Langbart nach Wien beschieden wurde.

Dieser Mann war ein Weißgärber und hieß Franz Hofer; sein Bart reichte bis auf die Sohlen seiner Schuhe. Auch fand sich, als er in Wien angekommen, daß sein Bart um eine große Handbreite länger war, als der seines Gegners.

Karl zahlte lachend die Wette, und gestattete dem Hofer, sich von ihm — als Entschädigung für die gemachte Reise — eine Gnade auszubitten.

Darauf antwortete der Weißgärber:

„Sintemalen er ein alter Mann sei, und ohnehin nicht mehr lange zu leben hätte, so bäte er einzig und allein Seine kais. Majestät möchten befehlen, daß, wenn er werde gestorben sein, der ganze Rath zu Breslau, seiner Geburtsstadt, mit seiner Leiche solle zu Grabe gehen.“

Diese Gunst wurde ihm zugesagt, und nach seinem, einige Jahre später erfolgten Tode ging die Ehrenbezeigung, die er sich erbeten hatte, in Erfüllung. Das Grabmahl dieses Mannes ist noch in der Breslauer Kirche zu St. Barbara zu schauen.

Noch ein anderer Langbart stößt uns in dem Leben dieses Fürsten auf. Es ist Johann von Bermeyer, auch Hanns mit dem Barte (von seinem langen bis auf die Füße reichenden Barte so genannt), geboren zu Beverweck unweit Harlem im Jahre 1500; ein berühmter holländischer Historienmaler, der den Kaiser auf seinen Reisen, ja selbst auf dem Zuge nach Tunis 1535 begleitete. Eben diesen Zug hatte der Künstler in zehn großen Kartons (20 Fuß lang, 12 Fuß hoch) in Wasser gemalt, nach welchen in der Folge sehr kostbare Tapeten gewebt wurden, die sich auch jetzt noch, so wie die Cartons in Wien befinden.

Basiliskenhaus (Das).

Das steinerne Denkmal, dessen hier erwähnt wird, ist nichts weniger, als ein Kunstgebilde, und darum wäre sein Untergang eine ganz gleichgiltige Sache. Nur das hohe Alterthum und das damit verknüpfte gleich alte Mährchen geben diesem Steinbilde eine Bedeutung und fordern die Gegenwart auf, für seine Erhaltung Sorge zu tragen.

Nach den ältesten Annalen Wiens soll sich hier im J. 1212 ein Basilisk oder der sogenannte Eidechsenkönig gezeigt haben; eine Sache, die damals großes Aufsehen machte und von der Fama weit und breit ausposaunt wurde. Wie wichtig in jenen Zeiten des Aberglaubens eine solche Erscheinung war, kann man daraus entnehmen, daß der Verfasser des bekannten liber Allemanicum mit ernster Miene berichtet, daß sich unter den Seltenheiten des berühmten Klosters Maria Einsiedeln in der Schweiz ein wahrhafter Basilisk befunden habe.

Solche Ungeheuer wurden vormals in vielen Naturaliensammlungen gezeigt; sie erwiesen sich aber als betrügerische Zusammensetzungen vereinzelter Theile von verschiedenen Thieren, von Gauklern verfertigt und von Leichtgläubigen um schweres Geld gekauft.

Dieser Wiener-Basilisk soll in dem tiefen Brunnen des Hauses Nr. 678 in der Schönlaterngasse, gegenüber dem Hause zur schönen Laterne, gefunden worden sein. Dieser unwillkommene Hausgenosse ist noch, obgleich sehr verwittert, an der Gassenwand dieses Hauses zwischen den Fenstern des 2. Stockwerkes in roher Steinarbeit zu sehen und es wird davon das Haus noch heute „zum Basilisken“ genannt.

Einſt waren an dem ſteinernen Ungethüm der Kamm oder die Krone und der Schweif von Eiſen; darunter waren die beiden Wapen der Stadt Wien angebracht, nämlich das Kreuz und der im Jahre 1461 durch Kaiſer Friedrich III. der Stadt verliehene Doppeladler mit folgender, ſchon ſeit einem Jahrhunderte verſchwundenen Inſchrift, die Fuhrmann in ſeinem „Alt- und Neuwien“ aufbewahrt hat.

„Anno Domini MCCXII ward erweld Kaiſer Friederich II. Unter ſeinem Regiment iſt von einem Haan entſprungen ein Baſiliſk, welcher ebenſtehender Figur gleich; und iſt der Brunn voll angeſchüttet worden mit Erden, darinnen ſelliges Thier gefunden worden iſt: ohne Zweifel, weil ob ſeiner giftigen Eigenſchaft viele Menſchen geſtorben und verdorben ſind. — Renovirt Anno 1557 durch den Hausherrn Hanns Spannring, Buchhändler.“

Die Neckenphiloſophie gibt dieſem Thiere ungefähr die Geſtalt eines kalkutiſchen Hahnes mit einer großen blauen Naſe, feurigen Augen, großen Stacheln am Hinterkopfe, am Halſe und am Rücken, mit Schuppen über den ganzen Leib und drei Hörnern auf dem Kopfe. Der Fabel nach ſoll er ſein Entſtehen einem Hahne verdanken, der in ſeinem 15. Jahre ein Ei legt, aus welchem der Baſiliſk kommt. Dieſes Ei brüte eine Kröte aus und dieſe ſei die Hebamme des Wunderthiers, welchem feuchte Keller und dunkle Gewölber zur Wohnung dienen. Es wurde für ſo giftig gehalten, daß es durch ſeinen bloßen Anblick tödtete. Wollte man es umbringen, ſo mußte man ihm einen Spiegel vorſetzen, damit es ſich ſelbſt anſehen könne, worauf es vor Zorn und Ärger über ſeine häßliche Geſtalt zerplatzte. Dieſes Mährchen wurde ſo allgemein geglaubt, daß noch Büffon es für nothwendig fand, es zu widerlegen. Er ſagt daher: „Ni M. de la Peironie, ni Thomas Bartholin, qui ont dissequé de pretendus coqs ovipares, ne leurs ont trouvé d'oeufs, ni d'ovaires, ni aucune partie équivalente.“ — Die Sage ſcheint dem Umſtande ihren Urſprung zu verdanken, daß ſich der merkwürdige Fall eines eierlegenden Hahnes wirklich als ein ſonderbares Spiel der oft ſehr launenhaften und unerklärbaren Natur ereignet hat.

Das Baſiliskenhaus gehört dem Herrn Johann Edlen von Friedburg.

Baſſin (Das) im oberen Belvedere.

Das Baſſin im großen Hofe des k. k. Luſtſchloſſes im oberen Belvedere iſt das geräumigſte aller Gartenbecken Wiens und ſteht überhaupt an Umfang nur dem Baſſin des Neuſtädter-Canals vor dem Invalidenhauſe auf der Landſtraße nach. Es hat einen Umfang von mehr als 500 Mannsſchritten und diente zur Zeit des Prinzen Eugen von Savoien, des Erbauers des Schloſſes, zu kleinen Luſtfahrten auf dem Waſſer, wozu mehrere zierliche Gondeln verräthig waren.

Seitdem das herrliche Schloß an den Hof gekommen iſt, diente das Baſſin als Fiſchbehälter, und es iſt auch die Vorrathsſtube der in dem untern Schloßgarten ſich befindenden kleineren Baſſins und Waſſerwerke, die jedoch größtentheils nicht mehr im Gang ſind.

Seiner Geräumigkeit wegen diente in früheren Jahren in Winterszeit die gefrorne Spiegelfläche dieſes Baſſins mehr als heute zum Tummel- und Übungsplatze der Schlittſchuh-Läufer, welche hier in zierlichen Laufſtühlen mit vieler Gewandtheit Damen führten, was einem Spaßmacher Anlaß gab, zu ſagen:

„Es glitſchen Kindebena's Söhne
Daſelbſt im Winter ſchaarenweis;
Und mancher führte ſeine Schöne,
Wohl mehr als einmal ſchon auf's —
Eis. —“

Dieſe körperliche Übung, welche einen Theil der Gymnaſtik bildet, hat in der letzten Zeit ſehr abgenommen, obgleich es im Bereiche der Hauptſtadt an bequemen Plätzen dazu keineswegs fehlt. Wir wünſchen, daß die Mode des Schlittſchuh-Laufens vorzüglich bei Jünglingen und jungen Männern wieder aufkomme; denn man wird es uns wohl auf's Wort glauben, daß ihnen dieſer, die Körperkraft ſtählende Zeitvertreib viel zuträglicher ſein würde, als die erſtickende Atmoſphäre einer dumpfigen Tabaksſtube. — Doch auch andere Evolutionen wurden hier aufgeführt.

In den Fluthen dieſes Baſſins gaben 1825 die beiden Esquimaux aus der Baffinsbai, welche der Kapitän Hadlek nach Wien brachte, merkwürdige Waſſervorſtellungen. Am 1. Auguſt Nachmittags um 6 Uhr ſah man einen dieſer Polarbewohner in ſeiner Landestracht und in ſeinem Original-Kahne hier manövriren, was ein noch nie in Wien geſehenes Schauſpiel war. Seine Fertigkeit im Rudern war außerordentlich. Wer geſehen hat, mit welcher Keckheit er ſich mit ſeinem Kahne umſtürzte, untertauchte und in demſelben Augenblicke wieder in dieſelbe Lage verſetzte, verwundert ſich kaum mehr, wie jene Nordländer mit ihren ſchwachen Fahrzeugen den Brandungen und Eisſchollen der arktiſchen Meere trotzen können. Er ſaß in ſeinem Kahne ſo feſt und ſicher, wie der Mollusk in der Schale. Auch im Bogenſchießen und mit dem Wurfſpieße legte er Proben großer Geſchicklichkeit ab; er traf die im Baſſin herumſchwimmenden Gänſe mit großer Sicherheit, und tödtete ſie durch einen Biß in den Kopf vollends.

Auch öffentliche Feuer-Waſſerwerke oder Waſſer-Feuerwerke kamen hier zur Darſtellung, von welchen das letzte, welches erſt vor einigen Jahren von Stuwer abgebrannt wurde, ſich durch ein wahrhaft ſpaſſiges Intermezzo ſignaliſirte, welches wir um ſo weniger hier zu berühren Bedenken tragen, als alle Feuerwerke, ſie mögen nun zu Waſſer oder zu Land Statt finden, ſich wie ein Ei dem andern gleichen.

Die hohen Eintrittspreiſe gaben einigen ſchauluſtigen, kleinen Schelmen aus der Claſſe der Kriſpinusgenoſſen den Einfall, ſich am Tage der Feuerwerks-Vorſtellung am früheſten Morgen vor der Eröffnung der Eintrittskaſſen in den dichtbelaubten Kaſtanienbäumen, welche zu beiden Seiten des Baſſins angebracht ſind, ein Verſteck zu ſuchen, worin ſie bis zum Abende mit bewunderungswürdiger Reſignation verharrten, ohne ihr unberufenes Dortſein auch nur mit einem Laute zu verrathen. Dieſe heroiſche Standhaftigkeit verſchwand jedoch als die Feuerräder zu ſprühen und die farbigen Raketen zu platzen anfingen, wobei die Baumſteiger nicht umhin konnten, den Laubvorhang, hinter welchen ſie ſich befanden, zu lüften, um der Herrlichkeiten anſichtig zu werden, welche ſich vor ihren Blicken entfalteten. Nach und nach vergrößerten ſich dieſe Baum-Obſervatorien immer mehr und die Geſichter der federloſen Vögel traten allmälig ſo weit hervor, daß ſie endlich von dem zahlreich verſammelten Publikum bemerkt wurden, welches über dieſe neue Art von Sperr- und Gratisſitzen in ein allgemeines Gelächter ausbrach.

In unſeren Tagen war der geräumige Platz um das Baſſin auch die Bahn, worauf der Kunſtreiter Guerra mit ſeiner Geſellſchaft ſeine Produktionen hielt.

Die durch die Länge der Zeit baufällig gewordene ſteinerne Einfaſſung dieſes im ſchönen Rokokogeſchmacke geformten Baſſins iſt im Jahre 1842 vollſtändig reparirt worden und es prangt jetzt in ſeiner urſprünglichen ſchönen Geſtalt.

Baſteien.

Die bekannte auf das Wort Baſtei gemachte Räthſelfrage, auf welchem Ei

tritt ganz Wien herum, ohne es zu zertreten, — war nicht immer von Geltung, und wer heute ungehindert den Kreisgang der Stadtwälle wandert, um frische Luft zu schöpfen und sich an dem herrlichen Rundgemälde der Vorstädte zu erfreuen, denkt nicht, daß diese Räume vormals ganz abgeschlossen waren und von Niemanden betreten werden durften.

Noch unter der Regierung Maximilians II. erging 1566 der Befehl, daß keine Person, die nicht zur Stadtguardie gehörte, auf die Basteien, Courtinen und sonstige Festungswerke gehen dürfe.

Heute pflegt man uneigentlich den Stadtwall selbst die Bastei zu nennen, obgleich die Basteien oder Bastionen an sich nur die von diesem Walle hervortretenden Befestigungswerke sind, deren Zahl sich noch im Anfange dieses Jahrhunderts auf zwölf belief, worunter zwei Doppelbasteien enthalten waren, von welchen nur die Doppelbastei nächst der k. k. Burg ganz verschwunden ist. Zwischen diesen Basteien befanden sich elf selbstständige Ravelinen, die heute sämmtlich vor unseren Augen verschwunden sind.

An der Biberbastei nächst dem Rothenthurm-Thore war der Ravelin, das Juden-Schänzl genannt, angebaut, das sich bis zum abgetragenen Theresienthore erstreckte, welches hier hart an der Donau stand und einen Graben hatte, worüber eine Brücke ging.

Zwischen der Biber- und Hollerstauden- oder Dominikanerbastei lag der Biber-Ravelin, so wie zwischen der Dominikaner- und der Braunbastei das Stuben-Schänzl, welches mittelst einer Brücke mit der Stubenthorbrücke zusammenhing und worauf sich ein Pulvermagazin befand, welches Ursache war, daß sein Zutritt dem Publikum untersagt war.

Den Mittelpunkt zwischen der Braun- und Wasserkunstbastei nahm der Ravelin „im Dachsloche“ genannt, so wie jenen zwischen dieser und der Kärntner- (oder Augustiner-) Bastei der Kärntner-Ravelin ein, auf welchem die Kärntnerthor-Brücke auslief und worauf sich zur Rechten ein zweites Thor mit einer zweiten Brücke befand, die nach der Wieden führte.

Der Augustiner-Ravelin erhob sich zwischen der Kärntner- und der ehemaligen Burgbastei, zwischen dieser und der Löwelbastei der Löwel-Ravelin, und so weiter gegen die Mölkerbastei der Mölker-Ravelin, oder das Ziegel-Schänzl und vor dem Schottenthore der Schotten-Ravelin, worauf sich, wie beim Kärntnerthore, ein zweites äußeres Stadtthor und eine zweite Brücke über den Stadtgraben befand.

Der Neuthor-Ravelin erhob seine Wälle zwischen der Elendbastei und der Neuthorbastei, und den Schluß machte der Wasser-Ravelin zwischen dieser und der großen Gonzagabastei.

Heute werden die Dominikaner-, die Wasserkunst- und die Augustinerbasteien zu Privatgärten benutzt; auf der Löwelbastei befindet sich das Paradiesgärtchen mit Corti's oberem Caffeehause und die übrigen sind dem öffentlichen Besuche gewidmet und zum Theile wie die Braunbastei vor dem Coburg-Kohary'schen Pallaste, die Mölker- und die Neuthorbastei mit schattigen Bäumen und Rasen bepflanzt.

Die Stadtwälle werden in Morgen- und Abendstunden häufig besucht und die Wohnungen, welche sich darauf befinden, werden den angenehmsten der Stadt beigezählt. Da diese Befestigungswerke eine Fülle von interessanten Einzelnheiten darbiethen, so werden sie auch einzeln besprochen werden.

Bathiany'ſche (Fürſtl. Philipp) Häuſer.

Einen groſſen Theil der vorderen Schenkenſtraſſe nehmen die fürſtl. Bathiany'ſchen Häuſer ein; das Fideicommißhaus (46) ſteht neben der ungariſchen Hofkanzlei und drei andere, (57, 58 und 59), dem Gebäude der Nationalbank gegenüber. Nr. 57, welches Front gegen die ſiebenbürgiſche Hofkanzlei macht, hieß vormals das „Haus auf dem Anger," und iſt ſehr alt, ſo wie jenes Nr. 59, welches ſeinen Eingang in der Herrngaſſe hat, in früheren Zeiten der Siz der Fürſten von Roſenberg war und ſich durch ungewöhnliche Pracht auszeichnete. Alle dieſe Häuſer ſind in einem groſſartigen Style gebaut und dienen hohen adeligen Familien zur Wohnung, wie denn überhaupt dieſer Diſtrikt der Stadt vorzugsweiſe das Quartier der hohen Ariſtokratie genannt werden kann.

Bathiany'ſches (Graf Joh. Bapt.) Haus.

Es befindet ſich in der Löwelſtraſſe (18), und ſteht auf einem Plaze, der zur Zeit der Belagerung Wien's durch die Türken 1683 einen claſſiſchen Werth erhielt. Schon damals war es unter dem Namen des alten Ovilgi'ſchen Freihauſes bekannt und war ein Punkt, von welchem die Hauptſtürme der Türken beobachtet und von wo aus die Mittel der Vertheidigung geleitet wurden. Später kam das Haus an den Fürſten Carl von Albani.

Baßen haben

will auch in Wien ſo viel ſagen, als reich ſein. Merian's Topographie der Schweiz enthält über den Urſprung des Wortes Baßen (Baßenſtück) die Erklärung, in Bern ſei zuerſt die Baßenmünze geſchlagen worden, welche von den Bären, dem Stadtwapen und weil die Eidgenoſſen den Bären Bäz heißen, den Namen haben. Wahrſcheinlich iſt die Ableitung des Wortes Baße vom italieniſchen pezzo und es bedeutet im collektiven Sinne, wie obiges Sprichwort ſagt, Reichthum.

Bäuerle (Adolf).

Von einem dreifachen Geſichtspunkte verdient dieſer in Wien den 9. April 1786 geborne ausgezeichnete Mann in unſern Blättern eine Erwähnung, nämlich als Bühnendichter, als Begründer und Redakteur der Theaterzeitung und endlich als ein Menſchenfreund, dem wenige an die Seite geſezt werden können.

Schon in ſeinem 16. Lebensjahre trat er im dramatiſchen Fache auf und lieferte der Leopoldſtädterbühne ein Luſtſpiel unter dem Titel: „Kinder und Narren ſagen die Wahrheit." Nach einem mehrjährigen Schweigen trat er 1813 wieder als dramatiſcher Dichter auf; am 23. Oktober erſchien ſein treffliches Luſtſpiel: „Die Bürger in Wien." Es erhielt ſo groſſen Beifall, daß das Publikum am Schluſſe des Stückes den Dichter, der ſich nicht genannt hatte, lärmend hervorrief. Ignaz Schuſter, der den Staberl gegeben hatte, führte ihn vor. Durch die Rolle dieſes Staberl bildete Bäuerle eine neue ſtehende Charaktermaske, welche durch ganz Deutſchland die Runde machte und ſich noch zum Theil behauptet. Durch dieſe Schöpfung erdrückte Bäuerle die lezten Anſtrengungen des Käſperle und des Thaddädls für immer.

In Folge dieſes Succeſſes wurde er 1814 an der genannten Bühne als Theaterdichter angeſtellt. Von den vielen Stücken, die Bäuerle ſeitdem ſchrieb, erhielten vorzüglichen Beifall: „Staberl's Hochzeit, der Leopoldstag, die Fremden in Wien, der Fiaker als Marquis, Doctor Fauſt's Mantel, der verwunſchene Prinz, der Schatten von Fauſt's Weib, die falſche Prima-

Donna in Krähwinkel, der Tausendsasa, Aline, Lindane, Bisperl und Fisperl, ein Mann mit Millionen, die schlimme Liesel, die Brüßler Spitzen, und in neuester Zeit Rococo, und ein Sonderling in Wien.“ Blühende Phantasie, genialer Humor und schöner Dialog bezeichnen alle seine dramatischen Werke, die in Pesth in sechs Bänden erschienen sind (1820—1826).

Die Theaterzeitung begann er 1806; er hat sie bis heute nicht nur ununterbrochen fortgeführt, sondern auch zu einem der gelesensten Blätter Deutschland's erhoben, ein Resultat, welches zum Theil die Frucht einer Energie und einer Lebendigkeit ist, die wenige Redaktionen besitzen. Bäuerle scheut auch keine Opfer, um die Lesewelt zu befriedigen. Im J. 1834 lieferte er nebst den sonstigen Kunstbeilagen auch viele schöne Holzschnitte von Höfel, Eißner u. a. und beinahe gleichzeitig trat ihr auch Saphir bei. Mit Ende September 1836 löste sich jedoch diese Verbindung auf, ohne daß der Absatz der Theaterzeitung dadurch beeinträchtigt wurde.

Als Menschenfreund hat Bäuerle so viel geleistet, daß wir auf jede Detailangabe verzichten müssen und uns auf die Bemerkung beschränken, daß er in Folge seiner wohlthätigen, mit vielen Opfern aus Eigenem verbundenen Geld-Sammlungen für durch Elementar-Ereignisse und auf andere Art Verunglückte nicht nur das Ehrenbürgerrecht von achtzehn Städten der Monarchie, darunter Wien, Prag, Graz, Pesth, Ofen (Auszeichnungen von so vielen Städten zu erhalten, ist noch Niemand gelungen außer Bäuerle), sondern auch im J. 1845 von Sr. Maj. dem Kaiser die große goldene Civil-Ehrenmedaille mit dem Bande erhalten hat.

Bauernmarkt (Der).

Vormals der alte Bauernmarkt genannt, erstreckt sich im engern Verstande vom Eisgrubel bis zum Ende des Gundelhofes, und die weitere Strecke von dort bis zum hohen Markt führt den Namen Münzerstraße; im gewöhnlichen Leben aber wird die ganze Strecke vom Eisgrübel bis zum hohen Markt der Bauernmarkt genannt. Diese Stadtgegend muß schon ihres Namens wegen den Singularitäten der innern Stadt beigezählt werden. Nach dem richtigen Sprachgebrauch kann man unter einem Bauernmarkt nichts verstehen, als einen Markt, auf welchem Bauern feilgeboten werden, und keineswegs einen Markt, auf welchen sie ihre Feilschaften zum Verkaufe bringen.

Wenn man aber von der eigentlichen Bedeutung des Namens „Bauernmarkt“ abgehen und darunter einen Markt verstehen wollte, auf welchem Bauern ihre ländlichen Erzeugnisse feil haben, so würde man abermals fehlschließen, denn kein Landmann läßt sich hier blicken, woraus folgt, daß die Bauern in jedem Anbetracht im Namen des Marktes bloße Figuranten sind.

Allein auch von einem Markte hat der Bauernmarkt nichts als den Namen, da er nicht einmal eine halbwegs breite Gasse bildet, die kein anderes Verdienst hat, als daß sie zu den ältesten Theilen der Stadt gehört und noch mehrere alte Gebäude besitzt, von welchen der Margarethenhof (389), der Gundelhof (388) und das Haus zum schwarzen Hut (386) besonders beachtenswerth sind.

Auch der vor einem Jahrzehent entstandene Bellegardehof ist ein großartiges Gebäude, dessen Eckflügel gegen den hohen Markt und die Taschnergasse im J. 1843 durch den Abbruch vierer, die dortige Passage sehr beengenden alten Häuser (537, 538, 539 und 540), wodurch zugleich die genannte Gasse sehr erweitert und die Verbindung des Bauern- mit dem hohen

Markt ungemein erleichtert wird, wesentlich gewann. Neben dem Gundelhof liegt der fürstl. Lichtenstein'sche Witwensitz, ein alterthümliches, umfangreiches Haus, dessen Kehrseite der Brandstätte zugewendet ist.

Der Bauernmarkt ist der tägliche Verkaufsort des alten weißen Bretgebäckes; die in den Bäckerläden übrig gebliebenen Kipfel, Semmel, Brezen und Wecken liegen hier zu beiden Seiten der Gasse zu Tausenden in Körben, Butten und auf weißen Tüchern zur Schau aufgespeichert und haufenweise sieht man Köchinen jeden Alters und wirthschaftliche Hausfrauen darum handeln. Dem genauern Beobachter des öffentlichen Straßenlebens wird aber nicht entgehen, daß auch mancher hungerdürre Harpagon dort mit verschlingenden Blicken seine Runde macht und mit prüfendem Auge das Gewicht der kleinen Bretsorten abschätzt.

Man kennt einen Patron dieser Art, in dessen Haushaltung seit mehr als Menschengedenken kein Krümchen neugebackenen Bretes verzehrt wurde, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, weil frisches Gebäcke den Magen aufblähe und die Zähne verderbe. Ein Schalk pflegte diesen Mann, wenn er seine Taschen mit harten Kipfeln angefüllt hatte, einen zweibeinigen Hörnerträger zu nennen, der auf dem festen Lande wie ein Seemann von Zwieback lebe und das Märchen vom Nußknacker wieder in's Leben rufe. Eines Tages ließ der Spaßmacher es sich beikommen, an dem Liebhaber des alten Gebäcks einen Eulenspiegel-Streich auszuüben. Er hatte den Boden seiner zwei Rocktaschen aufgetrennt, bevor der Alte seinen Einkauf besorgte und so kam es, daß Freund Harpagon eine Ladung sorgsam ausgesuchter Kaiser-Semmeln und Schnittkipfeln verlor, was einige lose Jungen sich trefflich zu Nutzen machten. Als der Brotsäemann den Hokuspokus endlich, aber zu spät merkte, gerieth er in eine unbeschreibliche Wuth, in welcher er den Entschluß faßte, künftig seinen Brotbedarf nicht mehr in den zwei rückwärts, sondern in den zwei vorne angebrachten Taschen seines Rockes nach Hause zu tragen.

Übrigens erinnert der Bauernmarkt noch an einen etwas derben Spaß des vormaligen Wiener-Hofnarren Jonas, welchen Herzog Maximilian von Baiern seinem Freunde, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II., auf dessen ausdrücklichen Wunsch, weil dieser Jonas ein durch Laune, Redseligkeit und Geistesschärfe ausgezeichnetes Exemplar von einem offiziosen Spaßmacher war, abgetreten hatte. Bekanntlich wanderten unter der Regierung dieses Kaisers viele österreichische Adelsgeschlechter der Reformation wegen aus, welche Ferdinand durch neu geadelte Häuser ersetzte. Als eines Tages in Gegenwart des lustigen Rathes Jonas der Hoffurier und Hofquartiermeister bei Gelegenheit einer öffentlichen Festlichkeit, welche viele Leute nach Wien zog, seine Verlegenheit äußerte, wo er die vielen neuen Herren, deren Wapen und Namen er noch gar nicht kenne, unterbringen solle, gab ihm Jonas den Rath, „alle die neuen Herren auf dem alten Bauernmarkt einzuquartiren.“

Baumann (Die zwei Komiker).

Castelli hat die zwei Wiener-Komiker, von welchen die österr. National-Encyclopädie ganz schweigt, und das allgemeine Theater-Lexikon nur wenige Zeilen mittheilt, wie nachfolgt, skizzirt.

Baumann, der ältere.

Der ältere der beiden Brüder Baumann, Schauspieler des Leopoldstädter-Theaters, war einer der vorzüglichsten komischen Schauspieler, welche die Wiener-Bühne betraten. Er besaß das, was man mit Recht die trockene Komik heißt, und welche so unwiderstehlich hinreißt.

Jener Komiker, dem man es abmerkt, daß er komisch sein wolle, oder der sich wohl gar Mühe gibt, komisch zu sein, ist es nicht. Baumann war immer voll Ernst, und eben dieser Ernst war es, der so außerordentlich wirkte. Kein Schauspieler hat, wie Baumann, Rede und Geberde so in Contrast zu bringen gewußt. Darum war er auch am vorzüglichsten in der Parodie. „Prinz Schnudi“ war bei seiner Darstellung ein personifizirtes komisches Heldengedicht. — Er wußte eine Carikatur so fest, so scharf, ich möchte sagen, so unkarikirt zu zeichnen, daß sie in's Leben trat und als ein wirklicher Charakter dastand. Da war denn auch keine Kleinigkeit vergessen, welche zu diesem Ziele führen konnte, und Sprache, Körperhaltung, Costume, Gang, Geberden, Alles war im Einklange. Wer den besoffenen Hausmeister im „Neufonntagskinde“ von Baumann gesehen, wird gestehen, daß dies eine der vollendetsten Darstellungen von niedrigkomischem Genre war.

Baumann*), der jüngere.

O du mein lieber lustiger Adam, der du in einem und demselben Stücke, dem „Dorfbarbier,“ über zweihundert Male ganz Wien vergnügt hast. Es ist noch nicht sehr lange, daß du von der Bühne und von der Welt abgetreten bist, und viele deiner Bewunderer leben noch, und unterhalten sich jetzt noch, wenn sie von deinen Darstellungen sprechen. Diesen werde ich wenig Neues von dir sagen können, und nur mein Lob wird in ihrem Innern wiederhallen.

Der jüngere Baumann war eben so wie sein älterer Bruder früher Schauspieler jener Bühne, welche ausschließend dem Komus gewidmet war, nämlich der Leopoldstädter-Bühne. Er war damals mittlerer Statur, mager, aber sein Gesicht war voll Ausdruck und dessen Muskeln von außerordentlicher Beweglichkeit; sein Vortrag war abgestoßen, hingeworfen, keck möchte man sagen, das R trat besonders schnarrend hervor. Er sang auch, zwar nicht schön, aber gerade so, wie er es zu seinen Rollen brauchte, und in einer seiner Force-Rollen, dem Schneider Wetzwetz in den „Schwestern von Prag,“ konnte die Arie, welche er als Schwester sang, für eine der gelungensten Parodien auf alle großen Bravour-Arien gelten. Baumann's komische Gewalt lag in einem präcios-komischen Ernste, in einer Art lustigen Ingrimme, er brachte seine Reden meist in kurzen Absätzen vor, was wir in unserer Lokal-Sprache „Jemanden abschnalzen“ nennen.

Als mehrere Cavaliere die beiden Hoftheater und das Theater an der Wien übernahmen, wurde er für alle drei Bühnen zugleich gewonnen, und trat von der Leopoldstadt zu diesen über. Anfangs wurde er nur zu kleinen Opern im Kärntnerthor-Theater verwendet, worunter der „Dorfbarbier“*) die ausgezeichnetste war. Diese Operette hatte sich blos durch Baumann's und Weinmüller's komisches Spiel so sehr die Gunst des Publikums gewonnen, daß das Haus blos ihretwegen oft ganz gefüllt war und der umgekehrte Fall von jetzt eintrat. Wenn nämlich jetzt kleine Opern vor Balleten gegeben werden, so kommen die Leute gewöhnlich erst nach der Oper zum Ballet, damals kamen sie zum Dorfbarbier und gingen nach demselben fort. Ich bin auch nicht zu beschreiben im Stande, welches Vergnügen dieser Dorfbarbier und Baumann in demselben gewährte. Es war keine Darstellung mehr, es war die derbe komische Natur selbst. Ein Souffleur war dabei vollends unnöthig, denn die beiden Hauptpersonen: der Dorfbarbier

*) Friedrich, geboren 1763. Rd.

*) Diese Oper erlebte durch seine Darstellung über 300 Vorstellungen in Wien. Rd.

und Adam, sprachen kaum ein vorgeschriebenes Wort, sondern extemporirten das ganze Stück hindurch. Es war ein Wettstreit zwischen zwei Komikern, ein Privat-Spaß, den sie sich mit einander machten, an dem aber das Publikum den lebhaftesten Antheil nahm. Es fehlte dabei nicht an Derbheiten aller Art, aber das Publikum nahm es nicht übel, sondern wollte sich nur einmal recht satt lachen.

Später als das Hofoperntheater in Pacht gegeben wurde, trat Baumann ausschließend zum Hofburgtheater über, und man kann sagen, er war der letzte Schauspieler im niedrig-komischen Fache, den diese Bühne besaß. Keiner hat ihn nachher erreicht. Sein Gerichtsdiener in den „deutschen Kleinstädtern," sein Bedienter im „Intermezzo," sein Peter Gutschaf in den „Organen des Gehirns," sind Rollen, in denen er lustig war und lustig machte, und die selbst die gewissen Herren mit Vergnügen ansahen, die jetzt gleich die Nase rümpfen, wenn ein etwas markiger Spaß auf dieser Bühne vorkommt und vornehmthuend sagen: „so was gehört nicht auf das Burgtheater!" *)

Baumgarten

ist ein an der Burkersdorfer-Straße zwischen Penzing und Hütteldorf liegender Ort mit einem am Ende desselben liegenden Schlosse, vormals das Eigenthum des Feldmarschalls Hadik und später der Gräfin Franziska Esterhazy. In dem dazu gehörigen Parke, wo schöne Aussichten nach St. Veit und Haking angebracht sind, entspringt eine Quelle, die mit einem Arme des Wienflußes sich in mannigfaltigen Krümmungen fortschlängelt, einige reich bewachsene Inseln bildet und auch zu einer Cascade benutzt wird.

Das Dorf hatte zwei Grundobrigkeiten; etwas mehr als die Hälfte oder Baumgarten unteren Guts war dem k. k. Waldamte, das übrige oder Baumgarten oberen Guts dem Benediktiner-Stifte Varenbach in Baiern unterthänig. Jetzt gehört das obere Gut den Mich. von Hengelmüller'schen Erben und Herrn Carl Imini.

Einer alten Sage zu Folge soll der Ort einst ungetheilt gewesen und erst, als er ein Erbtheil zweier Brüder wurde, wovon der eine in das genannte Kloster ging, getheilt worden sein.

Das Gasthaus mit dem Schilde „zur schönen Aussicht" verdient seinen Namen und war vor einer Reihe von Jahren ein von der eleganten Welt sehr besuchter Unterhaltungsort.

Mitten im Dorfe steht die uralte gothisch gebaute Kirche der heil. Anna. Über dem Eingange befindet sich ein steinernes Bildniß dieser Heiligen mit der Jahrzahl 1511 und dem Namen Penkraz Homber. Diese Bildsäule befand sich vormals in der Kirche und der Stein mit der besagten Jahrzahl und dem Namen scheint ein Grabstein zu sein, der wohl die Gebeine des genannten Verstorbenen, vielleicht des Stifters dieses Gotteshauses bedeckt haben mag.

In Baumgarten hatte im November 1809 der französische General Sabatier sein Hauptquartier, als die ständisch-städtische Deputation, bestehend aus dem Fürsten Prosper Sinzendorf, dem Abte von Seitenstätten, den Verordneten von Keeß und Graf Veterani, dem Bürgermeister von Wohlleben, dem Oberkämmerer Schwinner und dem Rathe Pöltinger, dahin kam, um wegen Übergabe der Stadt zu unterhandeln und vom General an den Prinzen Murat in Burkersdorf gewiesen wurde.

*) Baumann wurde 1800 am Hofburgtheater angestellt, dessen Mitglied und Pensionär er bis zu seinem 1841 erfolgten Tode blieb. Rt.

Bau-Ordnung.

Baut Mancher sich ein großes Haus,
Ist's fertig, guckt ein Narr heraus.

Am 26. September 1838 trat eine neue Bauordnung in Wirksamkeit, womit in Betreff von neuen Bauführungen inner den Linien Wien's vorgezeichnet wird, daß zum Behufe der Stadtverschönerung in dem der Behörde vorzulegenden Façade-Plane nicht nur die Façade-Ansicht des neuen Gebäudes gegen die Gasse, sondern auch jene der an beiden Seiten anstoßenden Nachbarhäuser in der Art ersichtlich gemacht werden müssen, daß die Ansicht des neuen Hauses zwischen jener der daranstoßenden Gebäude eingezeichnet werde, um hiernach ihren Einklang mit den schon bestehenden beurtheilen und groben Verstößen gegen die Ästhetik der Architektur verbeugen zu können.

Bavaroise.

Auf den Tarifen unserer Caffehhäuser, Cosino's und Zuckerbäcker finden wir noch immer die Bavaroise mit Milch, mit Zitronensaft u. s. w. aufgeführt, aber sehr selten wird dieses liebliche und der Gesundheit zuträgliche Getränk von den Gästen in Anspruch genommen. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts hielten sich zwei baierische Prinzen in Paris auf. Während ihres dortigen Aufenthaltes tranken sie bei Procope, damals der erste Caffetier jener Hauptstadt, oft Thee, den sie sich in gläsernen Bechern reichen und statt des Zuckers mit Frauenhaar-Syrup (Syrop de Capillaire) beimischen ließen. Dieses Getränk wurde bald nachgeahmt und erhielt von den galanten Franzosen zu Ehren der Prinzen den Namen Bavaroise, von Bavière, Baiern. Das Getränk erwartet abermals einen Prinzen, um wieder in Aufnahme zu kommen.

Bazar.

Dieses Haus, auch der neue Seitzerhof genannt, hieß ehemals zu den Röhren oder der „Röhrenhof;“ es gehörte Anfangs den Herzogen; im Jahre 1310 übergab es aber Friedrich der Schöne und sein Bruder Rudolph an die Brüder Bernhard und Friedrich Chranest, Bürger von Wien, für 700 Mark Silber, welche die Fürsten ihnen schuldig waren, und zwar mit der Freiheit, daß sie oder auch jene, die das Haus von ihnen kaufen oder nach ihnen besitzen würden, zu ewigen Zeiten Wein darin zu schenken befugt sein sollen.

Als Friedrich die Karthäuser zu Mauerbach stiftete, kaufte er das Haus zurück und gab es diesen Mönchen.

Derjenige Theil, welcher seiner ganzen Länge nach an die Seitzergasse stoßt, hieß ehemals auch der „lange Keller.“ Den Namen Seitzerhof hat es erhalten, weil die ersten für das Kloster Mauerbach bestimmten Karthäuser aus der Karthause Seitz gekommen sind und hier gewohnt haben, bis das Kloster Mauerbach in bewohnbarem Stand war.

Das Haus blieb im Besitze des Klosters bis zur Aufhebung desselben unter Joseph II. 1782. Dann ging es durch Verkauf an den Vater der gegenwärtigen Eigenthümer über, welcher es damals zu einem Zinshaus umstalten ließ. Der dortige Keller war schon unter Joseph II. der besuchteste der Stadt. Man saß dort damals zwischen ungeheuren Fässern mit faustdicken eisernen Reifen beschlagen, die den ganzen Keller überschwemmen, und die Gäste in einer Fluth von rothem und weißem Wein ersäufen würden, wenn die Reife plötzlich absprängen. Man verbrauchte darin jährlich 18000 Kerzen. Man hatte indessen die Überzeugung gewonnen, daß die Vortheile der örtlichen Lage des Seitzerhofes in der vormaligen Form und Eintheilung bei weitem nicht in ihrem ganzen Umfange benützt werden könnten und beschloß daher, einen ganz neuen Bau zu führen. Heute steht dieses große,

geschmackvolle, durch Einfachheit und schöne Verhältnisse ausgezeichnete Gebäude nach Rudolph's Plane da. Es gehört zu den größten Zinshäusern der Stadt. Vier Stockwerke hoch, kehrt es seine Fronten nach drei Straßen, die eine nach der Seitzergasse, die andere nach der Spänglergasse, die dritte der Steinlgasse zu. Die erste dieser Fronten mißt 144 Fuß, die zweite 106, die dritte, welche die ganze eine Seite der Steinlgasse bildet, 214 Fuß. Dazu kommt noch die stumpfe Ecke gegen den Schulhof und die Currentgasse mit 27 Fuß, so daß der gesammte äußere Umfang sich mit einer ganzen imposanten Ausdehnung von 491 Fuß darstellt. Die Fronte nach der Steinlgasse zählt 21 Fenster, jene nach der Spänglergasse deren 11 und jene in der Seitzergasse 18. Die Steinlgasse ward bei diesem Bau bis 18 Fuß erweitert, was ein großer Gewinn für die Bequemlichkeit des Verkehrs ist. Die innere Eintheilung ist eben so bequem als sinnreich. Gleich den meisten Höfen in Wien, z. B. den Mariazellerhof, den Zwettlhof u. s. w. befand auch im Seitzerhof ein freiwilliger Durchgang, welcher bei dem beschränkten Raum der Gassen in dieser Gegend als Verbindungsweg des nordwestlichen und südöstlichen Theils der Stadt sehr bequem war. Dieser freiwillige Durchgang ist bei dem neuen Gebäude nicht nur beibehalten, sondern zur Ausführung einer besonders glücklichen Idee benützt worden. Die Richtung des Durchganges ist von der Spänglergasse in die Seitzergasse, er führt aus den Passagen unter den Trakten, in welchen die nächst gelegenen Gassengewölbe einmünden, in einen großen Hofraum, zehn Klafter lang, fünf Klafter breit. An den vier Ecken desselben eröffnen sich große Vestibüls, in denen sich die schönen freitragenden Treppen erheben. An diese Vestibüls schließt sich längs des Hofraumes eine Doppelreihe von Boutiquen, welche bei der glänzenden Ausstattung sich zu einem höchst interessanten Bazar gestalten, nach Art ähnlicher Etablissements in London, Paris, Mailand u. s. w. Über diese Boutiquen zieht sich eine Glasgallerie rings umher, welche durch Glasthüren mit den Wohnungen des ersten Stockwerkes in Verbindung gesetzt ist. Dieselben erhalten durch diese Gallerie etwas eigenthümlich Anziehendes, da sie heizbar und zu einer Art Wintergarten einzurichten sind, von welchem aus die Bewohner das Treiben in den untern Räumen des Bazars, eines reizenden, stets wechselvollen Bildes, sich erfreuen können. Der Hof trägt jährlich 40000 fl. C. M. Zins.

Becher der bürgl. Lebzelter.

Als im J. 1793 der Krieg mit Frankreich außerordentliche Hülfsmitteln erheischte, flossen von allen Seiten freiwillige Beiträge herbei, um die Rüstungen zu befördern. So brachten die bürgerl. Lebzelter 225 fl. in einem silbernen Becher dar, worüber Kaiser Franz II. an den Hofschatzmeister Hofrath von Deldono folgendes Schreiben erließ:

„Den Becher, welchen Ich Ihnen hier übersende, um ihn in der Schatzkammer der Nachwelt aufzubewahren, ist ein neuer Beweis, welchen Mir Meine Unterthanen von ihrer Liebe für Mich und ihren vortrefflichen Herzen geben. Es hat ihn Mir die Innung der Lebzelter dargebracht. Möchte jeder, der ihn einst ansehen wird, werth sein, die Wonne ganz zu empfinden, solche Mitbürger zu haben, für das Wohl solcher Unterthanen sein ganzes Leben zu weihen.“

Becher (Silberner).

Das Haus zum silbernen Becher in der Kärntnerstraße (904) ist das Stammhaus der Mannageta'schen Familie und in ihm befand sich ursprünglich die schöne Mannageta'sche Familienstiftung.

Joh. Wilhelm Ritter von M., kaiserlicher Leibarzt und einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, hat es in seiner heutigen Gestalt aufgeführt und mit seinem Wapen über dem Thore geschmückt Auf dem früheren Hause stand aber dem Thore ein gemalter riesenmäßiger Becher, welcher dem Hause den Namen verlieh, der sich auch erhalten hat.

Dieser Mann (geb. den 1. Mai 1588, † den 31. Mai 1666) ist der Gründer einer Familien-Fideicommiß-Stiftung, wie deren im österr. Kaiserstaate kaum eine zweite bestehen dürfte; er vermachte am 27. Jänner 1661 dieses sein Wohnhaus, seine schöne Bibliothek von mehr als 30000 Bänden und ein Kapital von 110,000 Gulden zu einem Fideicommisse für die männliche Nachkommenschaft seiner drei Brüder und für die Descendenz Mannagetta'scher Töchter; es sollten nämlich davon 5 — 6 Zöglinge convictmäßig, d. h. in häuslicher Gemeinschaft ganz erzogen und zu Doktoren ausgebildet werden.

Von dem Zustande der damaligen Erziehungsart erhält man einen Begriff, wenn man im Stiftbriefe liest, daß diese für ihre Zeit so fürstlich dotirte Zöglinge angehalten werden sollen, sich täglich ihre Betten selbst zu machen. Mit dem Laufe der Zeit erlitt diese schöne Stiftung mancherlei Schicksale und wurde 1740 sogar gegen Verabreichung von Erziehungsbeiträgen aufgehoben, 1819 aber unter Franz I. auf die ursprüngliche Form zurückgeführt, unter welcher sie noch heute segensreich besteht und sich in der Riemerstraße im Hause Nr. 821 befindet, welches aus den Einkünften der Stiftung angekauft wurde.

Das Stiftshaus in der Kärntnerstraße wird zu Gunsten der Stiftung vermiethet.

Die zum Stiftungsgenusse berechtigten, noch bestehenden Cognatenfamilien sind:

Ambros-Rechtenberg v.
Arz, die Grafen.
Affaretto, Grafen.
Brenner, Ritter v.
Dornfeld, Ritter v.
Dubaine-Malchamp, Freiherrn.
Eyselsberg, Freiherrn.
Fleischhackel-Hackenau, Ritter v.
Füllenbaum, Ritter v.
Goldegg und Lindenburg, Edle Herren v.
Hartenfels, Ritter v.
Haas v. Grünenwald.
Heckmann-Windsor, v.
Lenoble d'Edelsberg.
Mandel (Franz), Doktor der Medicin, seine Nachkommen.
Manner, Ritter v.
Martinelli, Ritter v.
Mayenberg, Freiherrn v.
Mayer-Gravenegg, Ritter v.
Menninger, v.
Müller, Ritter v.
Mylius, Freih. v.
Pelsern-Fürenberg, Ritter v.
Pfersmann-Eichthal, v.
Radinger.
Ratschitzburg, Ritter v.
Scharinger.
Schelzinger, v.
Schickh, v.
Schmelzing-Wernstein, v.
Schmerling, Ritter v.
Scheberlechner (Cäc.), ihre Nachkommen.
Schwab, Ritter v.
Stradiot, v.
Türkheim, Freih. v.
Zeyharowich, Ritter v.

Mannagetta liegt bei St. Stephan begraben, woselbst ihm, nachdem das alte Monument der Zeit erlegen war, ein dankbarer Enkel ein neues in der Kreuzkapelle links beim Eingange errichtet hat.

Beerdigung der Verbrecher
(durch die Todten-Bruderschaft).

Die Todten-Bruderschaft in Wien entstand um die Mitte des 17. Jahr-

hunderts; Papst Urban VIII. bestätigte sie den 12. Febr. 1613 und einverleibte sie jener in Rom. Ferdinand III. verlieh ihr zu ihren Andachtsübungen die alte Georgs-Capelle der Augustinerkirche. Ihre Hauptbestimmung war die Bestattung der Verstorbenen, wozu besonders die hingerichteten Übelthäter gehörten, deren Leichen sie vom Richtplatze wegtrugen, um sie in dem durch ihre Verwendung errichteten Armensünder-Gottesacker, der in der Nähe der Panigl- (Plengel-) Gasse auf der Wieden gegen das Glacis lag, zu begraben.

Diese traurige Bestimmung erfüllte die aus Personen jeden Standes bestehende Bruderschaft ein volles Jahrhundert hindurch, ihre Glieder waren vermummt und in schwarze Kutten gekleidet, worüber sie einen kurzen schwarzen Ledermantel hatten, worauf ein großer kais. Adler zu sehen war; denn die Kaiserin Eleonore von Mantua hatte ihr den Titel einer kaiserlichen Bruderschaft mit dem Rechte diesen Adler zu tragen, verliehen.

Nach J. E. Schlager war der am 4. April 1772 durch den Strang am Rabensteine nächst der Roßau wegen Diebstahls hingerichtete Fleischhauerknecht, Benedikt Lachner, die Veranlassung, daß die Begleitung und Beerdigung der Hingerichteten durch diese Bruderschaft für immer eingestellt wurde.

Lachner hatte schon während seiner damals gewöhnlichen sechs Aussetztage im sogenannten Aussetzstübel im vormaligen Amtshause in der Rauhensteingasse dem Volke ein auffallendes Schauspiel dargeboten. Die ersten drei Tage brachte er ohne Bekehrung in wilder Verzweiflung zu; andern Sinnes wurde er in den letzten drei Tagen, in welchen er alle Anwesenden aufforderte, seiner offenen Beichte am Richtplatze beizuwohnen. Dort bat er das Volk, mit seiner Leiche zu ziehen, hielt eine begeisterte Bußrede und gab unter dem Gesange:

O wie schön steht mir der Himmel offen,
Da meine Seel trachtet hinein,
Weil ich heut' muß ein Kind des Todes sein,

seinen Geist auf.

Der Zudrang war dabei ungeheuer, und die Mutter des Delinquenten hatte einen eigens gezierten, mit einem kostspieligen Überhange versehenen Sarg machen lassen.

Um ähnliche Auftritte zu vermeiden, erging den 12. Juli dieses Jahres das Gesetz, die Bruderschaft solle mit den Hingerichteten erst am Tage nach der Execution ihre Function vornehmen, deren Körper der Scharfrichter den Abend vorher ihr zuführen mußte.

Diese Bruderschaft wurde mit allen übrigen Bruderschaften von Joseph II. 1782 aufgehoben.

Beethovengasse (Die)

ist im Jahre 1843 in der Alservorstadt eröffnet worden. Sie läuft parallel zwischen der Währinger- und der Kirchengasse, am Eingang vom Glacis und besteht aus schönen, großen Häusern, wodurch sich überhaupt alle Neubauten der Residenz auszeichnen.

Diese neue Gasse erhielt ihren Namen von dem weltberühmten Beethoven, der im nahe liegenden rothen Hause wohnte und auch darin den 26. März 1827 starb. In diesem Anbetrachte ist sie vorzugsweise geeignet, der Sitz der Notabilitäten der Tonkunst und der Verehrer eines ihrer größten Meister zu sein; es träte jedoch ohne Zweifel der besorgliche Umstand ein, daß bei der großen Zahl der Letztern der Zudrang bald so groß werden würde, daß an deren Unterkunft nicht zu denken wäre, weil es bald an Raum gebrechen, noch mehr aber, weil der Spekulationsgeist der Hausbesitzer den Miethzins auf eine unerschwingliche Höhe treiben würde.

Befeſtigung.

Die erſte Befeſtigung Wien's findet man unter dem Babenberger Herzoge Heinrich Jaſomirgott († 1177); ſie beſtand aber blos aus einer Umfangsmauer mit einem Wallgraben, über welchen die Brücken der Thore führten; der Raum dieſes Grabens war am ſchmalſten bei der Kirche Maria am Geſtade (Maria-Stiegen) wegen des Donauflußes, der hier hart am Fuße des Berges vorüberfloß.

Leopold der Glorreiche († 1230) verſah die Stadt mit neuen Wällen, tieferen Gräben und befeſtigte dieſe mit mehreren Streitthürmen. Er erbaute auch die k. k. Burg und zwar jenen Theil, der heute der Schweizerhof genannt wird und damals einen Theil der Befeſtigung der Stadt bildete.

Über die Befeſtigung Wien's unter Friedrich III. († 1493) ſagt Äneas Sylvius: „Die Ringmauer der Stadt beträgt 2000 Schritte; aber ſie hat weitläufige Vorſtädte, die gleichfalls ein mächtiger Graben und Wall einſchließt. Der Graben der Stadt iſt breit, der Wall ſehr hoch, die Mauern dick und erhaben, mit häufigen Thürmen und Bollwerken zur Vertheidigung trefflich.“

Mit geringen Verbeſſerungen dauerte dieſer Zuſtand bis zur erſten türkiſchen Belagerung 1529, zu welcher Zeit ſämmtliche Ringmauern mit Schießſcharten verſehen waren. Dieſe glücklich überſtandene Belagerung hatte nicht nur Ferdinand I., ſondern ganz Deutſchland gezeigt, daß die Stadt Wien als eine Vormauer wider die Ungläubigen von größter Wichtigkeit ſei. Es wurde daher die Befeſtigung derſelben 1547 mächtig betrieben. Rings um die Stadt wurden die Ruinen der niedergebrannten Häuſer und Vorſtädte weggeſchafft, die Burg wurde erweitert, die Stadtgraben breiter und tiefer gemacht und nach dem Plane des Stadt-Ingenieurs Hirſchvogel (Hirsvogl) Baſteien errichtet. Das deutſche Reich gab anſehnliche Beiträge dazu; die Prälaten, die Beſitzer von Freihöfen und Freihäuſer und der Handelſtand trugen bedeutende Summen bei und in allen Kirchen Öſterreich's wurde zum Feſtungsbau geſammelt. Aus der ganzen Umgebung Wien's wurden die Leute zum Frohndienſte aufgeboten, ſo daß binnen fünfzehn Jahren das Werk vollendet war.

Nach dieſem Plane wurden hergeſtellt 1. Die Jakoberbaſtei. 2. Die Predigerbaſtei (Dominikanerbaſtei). 3. Die Biberbaſtei. 4. Der rothe oder Rottenthurm, der verſchwunden iſt. 5. Das Salzthor (Fiſcherthor). 6. Das Werderthor und die Werderbaſtei (Neuthor und Neuthorbaſtei). 7. Die Elendbaſtei (Schottenbaſtei). 8. Der verſchwundene Judenthurm. 9. Das alte Schottenthor. 10. Die Melkerbaſtei. 11. Die Löwelbaſtei. 12. Das alte Burgthor und die dabei gelegene Burgthorbaſtei. 13. Die Auguſtinerbaſtei. 14. Die Heimersbaſtei (Waſſerkunſtbaſtei). 15. Das alte Kärntnerthor und 16. das Stubenthor.

Bei der zweiten türkiſchen Belagerung 1683 wurden beinahe alle Vorſtädte niedergebrannt, um dem Feinde bei ſeinen Angriffen keine Schutzwehr zu verleihen. Als ſie wieder aufgebaut wurden, erging die Verordnung, daß kein Haus derſelben, die Leopoldſtadt ausgenommen, näher als 600 Schritte von den Palliſaden der Feſtungswerke der Stadt angelegt werden durfte, wodurch das jetzige Glacis entſtand.

Die Befeſtigung Wien's ſetzte auch Maria Thereſia fort; ſie ließ das Stubenthor verbeſſern, das ſogenannte Judenſchanzel bis an die Donau verlängern und durch daſſelbe das Thereſienthor erbauen, welches in unſern Tagen abgebrochen worden iſt.

Im Jahre 1809 wurde von den Fran-

zosen vor ihrem Abzuge ein großer Theil der Fortificationen durch eigene hiezu angelegte Minen demolirt, womit sie den 16. Oktober den Anfang machten. Es wurde aber bald zur Wiederherstellung der gesprengten Werke geschritten und mit der Cortine zwischen der Löwel- und Mölkerbastei der Anfang gemacht. In der Mitte dieser Cortine wurde ein neues Thor für Fußgänger gemacht, welches den Namen Franzensthor erhielt.

Die ehemalige breite Brustwehr der Bastei wurde nach und nach rund um die Stadt abgetragen und dafür eine neue, kaum zwei Schuh hohe Umfangsmauer aufgeführt.

Begräbniß-Ordnung.

Der Anfang des Jahres 1784 zeichnete sich mit einer Anstalt aus, welche von Joseph's II. rastloser Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen zeigte. Es wurde nämlich eine neue Begräbniß-Ordnung eingeführt, vermög welcher die Todten nicht mehr in die in den Vorstädten zwischen den Häusern befindlichen Gottesacker zum Nachtheile der Gesundheit der Lebenden, sondern in neue, eine hinlängliche Strecke weit außer den Linien errichtete Gottesäcker begraben werden sollten. Um die Verwesung der Todten zu befördern, verordnete der Kaiser auch, daß alle Leichen in einen leinernen Sack genäht und so in die Erde gesenkt werden sollten.

Diese Anordnung erregte in Wien ungemein viel Sensation. Die Griechen machten zuerst eine Vorstellung dagegen, indem sie anzeigten, daß diese Begräbnißart gegen ihren Ritus sei; in manchen Provinzen wanderten sogar Leute aus, und Einwanderer machten es zur wesentlichen Bedingung ihrer Einwanderung, daß sie sich in Särgen durften begraben lassen.

Dieser Abscheu des Publikums bewog den Kaiser in den ersten Tagen des Jänners 1785 die vorige Begräbnißart wieder eintreten zu lassen.

Der aufgeklärte Fürst sagte bei dieser Gelegenheit: „Da ich sehe und täglich erfahre, daß die Begriffe der Lebendigen leider noch so materiel sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihre Körper nach dem Tode langsam faulen und länger ein stinkendes Aas bleiben; so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute wollen begraben lassen; ich erkläre daher, daß, nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbnisse gezeigt habe, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, vernünftig zu sein, und daß also ein Jeder, was die Truhen anbelangt, thun kann, was er für seinen todten Körper zum voraus für das Angenehmste hält.“

Die neuen Friedhöfe und die Pfarren, welche dahin angewiesen wurden, waren folgende:

Der Gottesacker vor der St. Marxer Linie: Pfarre bei St. Stephan, bei den Dominikanern, Franziskanern, zu Erdberg, bei den Augustinern auf der Landstraße, Rennweg und zu St. Carl Boromäus.

Der Gottesacker vor der Matzleinsdorfer Linie: Pfarre der k. k. Burg, zu St. Michael, bei den Augustinern, zu St. Peter, zu St. Maria am Hof, bei den Paulanern auf der Wieden, zu St. Florian zu Matzleinsdorf und zu Margarethen.

Der Gottesacker vor der Hundsthurmer Linie: Pfarre zu den Schotten, Gumpendorf, Mariahilf, Karmeliten an der Laimgrube, zu St. Ulrich obern Guts.

Der Gottesacker vor der Währinger Linie: Pfarre in der Alsergasse, in der Josephstadt, St. Ulrich untern Guts, Altlerchenfeld, zu den vier Nothhelfern im Lichtenthale und Serviten in der Rossau. Die zwei Pfarren in der Leopoldstadt

wurden angewiesen, ihre Leichen in den Gottesacker außer der St. Marxer Linie abzuführen, bis ein eigener für die Leopoldstadt bestimmt werden würde. Es ist aber nachher einige Veränderung in dieser Eintheilung getroffen und noch ein neuer Friedhof außer der Mariahilfer Linie angelegt worden. Die Evangelischen und Reformirten erhielten einen eigenen Friedhof. Dagegen wurden alle Friedhöfe innerhalb den Linien und die in denselben befindlichen Capellen gesperrt, die letzteren zu anderen Absichten verwendet und in Betreff der alten Friedhöfe selbst bewilliget, daß sie nach ganz verflossenen zehn Jahren verbaut werden dürfen.

Beheizungsanstalt (Die erste) entstand im Monate Oktober 1843 in der Dorotheergasse Nr. 1108, sie beabsichtigt, jenem Theil des Publikums, welcher keine größere Quantität Holz auf Einmal ankaufen kann, dasselbe im verkleinerten Zustande bis zur zwei und dreißigstel Klafter herab zu liefern. Nach dem Programm der Unternehmung soll die Ersparung so bedeutend sein, daß diejenigen, welche sich ihr Holz durch den Kleinverkauf anschaffen, um 14 kr. eben so viel erhalten, als an andern Orten um 24 kr. Die Anstalt liefert das Holz in der Scheiterlänge von 12, 10, 8 und 6 Zoll, auch Stein- und Holzkohlen in jeder Quantität, mit oder ohne Zufuhr bis in die Wohnung gegen Baar- oder Ratenzahlung. — Da das Holz im verkleinerten Zustande geliefert wird, so könnte die Anstalt der häufig abfallenden Sägspäne wegen in Verbindung mit jenem Wiener Architekten Skobel, der mit der Erfindung einer Maschine, um aus Sägspänen ganze Holzscheiter zu machen, auftrat, gute Geschäfte machen.

Beinerne König (Der). Den 8. Mai 1079 fiel der Bischof von Krakau, Stanislaus Szczepanowsky durch die ruchlose Hand des Polenkönigs Boleslaw II., dessen elfenbeinernes, von ihm selbst verfertigtes Brustbild ein Prachtstück der ehemaligen Kunstsammlung im Schlosse Sebenstein an der Gränze Steiermarks, heute dem Fürsten Lichtenstein angehörend, war. Der vorige Besitzer dieser Burg, Herr von Steiger, hatte dort mehrere hundert Denkmäler des Mittelalters gesammelt, unter welchen das erwähnte Schnitzwerk einen der ersten Plätze behauptete. In den Augenhöhlen desselben sind zwei sogenannte Katzenaugen gesetzt, die sehr täuschend das lebendige Auge wiedergeben; die Haare werden um die Stirn wie um den Hinterkopf von einer Krone zusammengehalten und die Locken fallen bis auf die Schultern und den Hermelinmantel, mit dem das Königsbild bekleidet ist, herab.

Das Schnitzwerk ist aus einem Stücke gearbeitet und in der untern Hälfte befindet sich ein in den Kern des Beines eingepaßter Zapfen, bestimmt in eine Öffnung gesteckt zu werden, so daß das Kopfbild wohl einen Stab oder eine Harfe geziert haben mag.

Diesem merkwürdigen Elfenbeine, das vier Zoll hoch und einen starken Zoll breit ist, liegt folgende Beschreibung bei: »Diesen beinernen König arbeitete nach einer documentirten Geschichte Boleslav II. König von Polen, als er im Kloster Ossiach des Herzogthums Kärnthen als Büßer lebte.«

Boleslav II., der Kühne oder Grausame, wurde 1044 geboren und trat die Regierung nach dem Tode seines Vaters Kasimir I. im J. 1058 an, regierte tirannisch und lebte lasterhaft. Als ihm der Bischof von Krakau seinen lasterhaften Lebenswandel verhielt, ermordete er ihn den 8. Mai 1079 am Altare. Dieses Vergehen zog ihm den Bann Gregors VII. und die Verachtung der Nation zu. Er flüchtete sich zuerst mit seinem Sohne Mesko und wenigen Begleitern nach Un-

garn zum König Ladislav und wollte von dort nach Rom reisen, um Lossprechung zu erhalten. Auf seiner Reise dahin gefiel es ihm zu Offiach in Kärnten so sehr, daß er beschloß, als Laienbruder in der Kirche dieses Klosters Dienste zu thun und seine Sünden abzubüßen. Er hinterließ den Ordensbrüdern ein Testament, in welchem er ihnen seinen Stand und seine Buße offenbarte. Sein Tod fällt ins Jahr 1081.

Bekanntlich sind die Nachrichten über den Tod dieses Fürsten sehr verschieden, und sollte obige Mittheilung richtig sein, so wäre diese zweifelhafte Sache abgethan.

Martin Cromer behauptet in seinem Werke: De origine et rebus gestis Polonorum, Libri XXX., Basel 1558. S. 91 der Fürst habe sich, vom Wahnsinn ergriffen, selbst getödtet. Andere halten dafür, sein Pferd sei während einer Jagd scheu geworden, so daß er in einer unwegsamen Gegend abgeworfen und von den eigenen Hunden zerrissen worden wäre. Noch Andere lassen ihn in ein Kloster zu Insbruck oder Villach kommen, wo er unerkannt die niedrigsten Küchendienste verrichtete und reumüthig sein Leben beschloß.

Mathias Mechovienſis entkräftet aber diese Angabe durch die Meldung, er habe sich in den genannten Städten erkundigt, darüber aber nichts Näheres erfahren können.

Belagerung der Burg (1462).

Als Friedrich III. zum ersten Male die Burg bezog, hatte er wohl keine Ahnung, daß er nach einigen Jahren darin eine förmliche Belagerung aushalten würde.

Aus unbekannten Ursachen hatte er der Stadt Wien den Blutbann, ein uraltes Vorrecht, weggenommen, worauf der Rath ihm am Erchtag nach Michaelis (5. Oktober) 1462 einen Absagebrief schickte. Daß einige Städter, Kinder und Erwachsene, die sorglos ihres Weges gingen, aus der Burg (offenbar ohne Wissen des Fürsten) getödtet wurden, setzte das Volk in Wuth. Es spannte sich vor die größten Stücke des Zeughauses, berannte die Burg und machte einige Seitengebäude der Erde gleich.

Der Kaiserin Eleonora und dem kleinen Prinzen Max wurde freier Abzug angeboten, Friedrich schlug es aber ab.

Die Burg war jedoch für ein so unvorhergesehenes Ereigniß weder mit Kriegsvorrath noch mit Lebensmitteln versehen. Zum Glück hatten sich 200 Ritter und viele Bürger mit eingeschlossen, worunter sich die Buchheime, Wurmbrand, Auersperg, Herbenstein, Rauheneck, Arnstein, zwei Grafen Werdenberg, die von Kainach, Sebriach, Preising, Spauer, Rohrbach, Siebenhirten, Cadau, Fuchs, Kastelbark, Ladendorf, Winkler, Kribitsch und zwei Saurau befanden. Wilhelm von Saurau lenkte das Geschütz und machte durch Erfindungsgeist und Muth alle Angriffe zu Schanden. Der wackere Andreas Baumkirchner war wie in Neustadt und Cilly zum dritten Male hier der erste Held. Er drang Alles verwüstend bis nach St. Theobald (Tiepold) auf der Laimgrube und dem Burgthor vor. —

Um die Übergabe der Burg schneller zu erzwingen, richteten die Belagerer ihr Geschütz vorzüglich auf die Gemächer der kaiserlichen Familie und des Frauenzimmers, die sich in Gewölbe und Keller flüchten mußten. Man begann sogar den Minenkrieg, aber mit wenig Erfolg. Der wackere Siebenbürger Thomas schoß einen die unterirdische Gefahr verrathenden Pfeil in die Burg, und die Minen wurden durch Gegenminen zerstört.

Nur Friedrich, Eleonore und Max, der Probst Georg von Preßburg und einige der vornehmsten Barone hatten noch Weizen zu essen, die übrigen mußten sich mit Erbsen- Gersten- und Kleienbrot

begnügen, was besonders dem kleinen Prinzen mißhagte. Als eines Tages eine Gerste sein ganzes Mittagmahl war, lief er weinend zu seiner Mutter, einen Krametsvogel oder anderes Geflügel erbittend. Eleonore antwortete mit Thränen: „Liebes Kind, bitte Gott, daß wir nur immer Brot genug haben.“

Den Wunsch des geliebten Prinzen erfuhr der Hofschneider Kronberger; er kaufte daher was er nur von Geflügel aufpacken konnte, gab Zeichen in die Burg, überlistete die Wachen, sprang in den Burggraben und ward von den Kaiserlichen hinaufgezogen. Ein Gleiches that in der folgenden Nacht sein Sohn, der in der Folge ein Edelmann und ein sehr reicher Domherr wurde.

Bekanntlich machte der als Befreier erschienene König Georg (Podiebrad) von Böhmen der Belagerung ein Ende. Am 14. Dez. zog der Kaiser aus der Burg.

Belagerung der Burg durch Maximilian I. (1490).

Acht und zwanzig Jahre nach obiger Belagerung erlitt die Burg eine zweite und zwar nach dem Tode des Königs Mathias Corvinus unter Maximilian I. Sie fing den 23. August 1490 an.

Die Burg war von 400 Ungarn besetzt, die Graf Stephan von Zips darin zurückgelassen hatte, als er von Wien abgezogen war. Maximilian ließ das Haus seiner Väter von zwei Seiten beschießen. Die Besatzung wehrte sich tapfer und ein Sturm wurde abgeschlagen.

Man bot ihr vergebens freien Abzug an. Die Beschießung begann neuerdings, und da die Mauern dadurch viel litten, so führte Maximilian persönlich einen zweiten Sturm an, der mehrere Stunden dauerte und wobei er an der Schulter verwundet wurde, wornach man vom Sturme abließ.

Dieser blutige Kampf hatte die Folge, daß die Besatzung am folgenden Tage zu unterhandeln verlangte, freien Abzug erhielt und die Burg nach einer zehntägigen Gegenwehr verließ.

Belagerung der Stadt durch Mathias Corvinus (1485).

In dem Kriege Friedrichs III. mit Mathias Corvinus fielen 1482 Hainburg und Enzersdorf; nur die Kämpfe mit den Türken hielten Mathias noch ab, gerade nach Wien zu gehen. Die Stadt erkaufte einen siebenmonatlichen Stillstand, und suchte sich mit Vorräthen zu versehen.

Als mit den Türken auf einige Zeit Ruhe hergestellt war, kam Mathias mit verstärkter Macht und nahm die Landstädte Österreichs ein; endlich wurde Wien eingeschlossen und alle Zufuhr abgeschnitten.

Am 25. Jänner 1485 begann eine förmliche Belagerung. Die Noth in Wien erreichte einen hohen Grad, die Lebensmittel stiegen zu ungeheuren Preisen; das Fleisch der Pferde, Hunde und Katzen wurde die gewöhnliche Speise. Mathias erstürmte St. Nikola auf der Landstraße; doch seine Angriffe von dieser Seite und vom Werd (Leopoldstadt) auf die Stadt blieben ohne Erfolg.

Der Hunger wurde endlich Sieger; wollte gleich die Besatzung Wiens von keiner Unterhandlung wissen, so drang doch das Volk in wüthender Verzweiflung auf eine baldige Übergabe. Man sah sich zu Unterhandlungen genöthigt und am 21. Mai kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem Wien seine Thore am 21. Juni 1485 öffnen sollte, wenn bis dahin kein Entsatz erscheinen würde.

Der Entsatz blieb aus und am 1. Juni besetzten 8000 Ungarn die Stadt. Mathias hielt zu Pferde einen höchst feierlichen Einzug; Bürgermeister und Rath mit den Schlüsseln der Stadt, die ge-

ſammte Geiſtlichkeit mit den Heiligthümern von St. Stephan und die Hochſchule empfingen den Sieger an der ſteinernen Brücke vor dem Stubenthore. Ein ſchrecklicher Sturm brauſte während des Einzugs.

Mathias hielt ſich größten Theils in dieſer Stadt auf, doch behagte ihm die Wohnung in der Burg nicht; er erbaute ſich ein Haus in der Kärntnerſtraße, welches in der Folge das Hasenhaus genannt wurde. Die Wiener hatten nicht Urſache, mit dem neuen Herrſcher zufrieden zu ſein, er hielt ſie hart und bedrückte ſie durch Auflagen.

Während ſeiner Regierung wurde die Stadt zwei Mal, 1488 und 1489 von großen Feuersbrünſten heimgeſucht. Der Krieg ging in Öſterreich immer fort. Erſt am 22. November 1487 kam ein Waffenſtillſtand zu Stande, welcher bis in das Jahr 1489 verlängert wurde. Mathias behielt bis zum gänzlichen Erſatz der Kriegskoſten alle Eroberungen, die ohne Entgelt an den Kaiſer zurückfallen ſollten, wenn der König vor dem Abſchluſſe eines Friedens ſterben würde.

Allein die Hand Gottes waltete, und Öſterreich ſah bald auf andere Weiſe ſich von dem fremden Herrſcher befreit. Mathias fühlte ſeit Anfang des Jahres 1490 ſeine Geſundheit immer mehr und mehr erſchüttert; von einem Schlagfluſſe gerührt, verſchied er unter ſchweren Leiden am 5. April 1490 in ſeiner neuen Burg zu Wien.

Schnell wurden Eilboten an den römiſchen König Max geſendet, welcher eben ein Heer im deutſchen Reiche warb. Die Wiener bewaffneten ſich und der ungariſche Stadtkommandant, Graf v. Zips, wagte es nicht, Gewalt wider ſie zu gebrauchen; ja als er die Annäherung des römiſchen Königs vernahm, warf er eine Beſatzung in die Burg und zog ab nach Ebenfurt.

Die Wiener beſetzten die Thore ihrer Stadt und ſchickten Abgeordnete nach Kloſterneuburg, den Sohn ihres Herrſchers zu ſich einzuladen. Max erſchien am 19. Auguſt 1490 im Werd, wurde vom Stadtrathe am Thore feierlich empfangen und nach St. Stephan zu einem Dankfeſte begleitet. Am hohen Markte wurde die Huldigung geleiſtet und ſogleich die Belagerung der Burg begonnen. Die Beſatzung wehrte ſich tapfer und erlangte nach zehn Tagen einen freien Abzug.

Der Umſtand, daß Mathias Corvinus die Stadt durch Hunger bezwang, gab dem Chronikſchreiber Georg Krekwitz Anlaß zur Bemerkung:

„Endlich als Hungar und Hunger der Stadt die letzte Noth androheten, wurden die Hauptleute mit den Bürgern einig, jenen einzulaſſen, um dieſen auszujagen, und dem erſten ſich zu unterwerfen, um dem letztern nicht obzuliegen.“ Dieſer Mann wollte, wie es ſcheint, das Wort Witz nicht unverdient im Namen führen.

Belagerung der Stadt durch die Türken (1529).

Ungemein ſchnell rückte 1529 Soliman (Suleyman) an die öſterreichiſche Grenze, wo Bruck und Neuſtadt ſeine Schritte nur kurze Zeit hemmten.

Am 17. September ergriffen in Wien Leute aus allen Ständen die Flucht; der Blutdurſt der Türken hatte allgemeines Entſetzen erweckt. Die Stadt war im ſchlechten Vertheidigungszuſtande. In größter Eile wurden die ſchwächſten Stellen der Stadtmauern und die Ufer der Donau mit Verſchanzungen gedeckt, die hölzernen Dächer abgenommen, das Pflaſter der Straßen aufgeriſſen und die Vorſtädte, welche ganz nahe an die Stadtmauern reichten, mit allen Kirchen, Klöſtern und Spitälern niedergebrannt.

Eine außerordentliche Steuer, dem gan-

zen Lande auferlegt, mußte die Vertheidigungsfesten decken; man breitete sich, hinzuziehende Lebensmittel in die Stadt zu schaffen und die Besatzung, welche nur in zweitausend Mann bestand, so viel als möglich zu verstärken. Der tapfere Graf Salm unter dem jungen Pfalzgrafen Philipp leitete die Vertheidigung; ausgezeichnete Männer standen ihm zur Seite; Leonard von Völs, Niklas von Thurn, Hektor von Reischach, Hanns Kapianer. Die Zahl der Vertheidiger war bei zwanzig tausend Mann, darunter Wiens bewaffnete Bürgerschaft, unter ihrem Hauptmann Wilhelm Grießenegger und dem wackern Leonhard Hauser.

Traurig war das Loos der Landleute und der aus Wien Flüchtigen. Ein Vorzug der Türken überschwemmte das ganze flache Land, raubte Alles, legte die Wohnungen in Asche und verfolgte die Einwohner bis in das Dickicht der Wälder; Greise, Weiber, Kinder schonungslos mordend.

Am 21. September zeigte sich eine Schaar Türken vor Wien, in den zwei nächsten Tagen folgten größere Massen, am 24. die Janitscharen, welche sich sogleich in die Ruinen der Vorstadtgebäude warfen und am 26. erschien der Rest des Heeres. Die Türken lagerten sich in einem weiten Bogen rings um die Stadt; Suleymans Zelt breitete sich, einer kleinen Stadt ähnlich, auf jener Ebene bei Simmering auf, wo heut zu Tage noch das sogenannte Mengebäude ganz nach der Form jenes Zeltes steht.

Achtzehn Tage dauerte die Belagerung; es waren für die Belagerten achtzehn heiße Tage. Die Besatzung war von dem herrlichsten Muthe beseelt und die Bürgerschaft wetteiferte in der Tapferkeit mit den Kriegern. Neunzehn Stürme wurden abgeschlagen; den feindlichen Minen wurde mit großer Wachsamkeit entgegen gearbeitet und da, wo die Mauern Schaden litten, wurden die Lücken mit größter Schnelligkeit wieder durch Bollwerke verrammelt.

Suleyman entbrannte in Wuth, daß Wien so nachdrücklich widerstand. In der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober brach er mit seiner ganzen Macht zum Rückzuge nach Ungarn auf. Traurig war das Loos der Landleute, welche gefangen im Lager waren; ihre Zahl war zum Fortbringen zu groß, Männer und Weiber wurden daher niedergehauen, die Kinder an Zäunen gepfählt. Der Sultan ging mit dem Hauptheere, mit dem Gepäcke und der Beute voran; der Großvezir deckte den Rückzug, noch zwei Tage jenseits des Wienerberges haltend.

Dieser plötzliche Abzug war kaum zu erklären; die Ursachen desselben mochten die vergeblichen Stürme, die regnerische Jahreszeit und die Nachricht, daß ein Entsatz anrücke, gewesen sein.

Groß war der Jubel Wiens, auf den Wällen wurde das Geschütz losgebrannt, und im Dome zu St. Stephan ein Dankfest begangen. Dem Grafen Niklas Salm, dem unerschrockenen Vertheidiger der Stadt, war beim letzten Sturme ein Schenkel zerschmettert worden; er starb an den Folgen dieser Wunde.

Unrichtig ist die Sage, daß die Besatzung der Stadt beim Großherrn um eine zehntägige Waffenruhe und um Schonung des Stephansthurmes angesucht habe, dieser Bitte aber nur unter der Bedingung die Willfahrung zugesichert worden sei, wenn auf der Spitze des Thurmes der Halbmond aufgesteckt würde. Der Stern und bewegliche Halbmond, welcher einst auf dem Thurme stand, und nun im bürgerlichen Zeughause aufbewahrt wird, ist erst im Jahre 1591 aufgestellt, und im Jahre 1686 wieder abgenommen worden.

Belagerung der Stadt durch die Türken (1683).

Als man unter Leopold I. die Möglichkeit einsah, daß sich der Krieg mit den Tür-

ken bis vor die Mauern Wiens heranziehen könne, bewarb sich der Kaiser um Bundesgenossen von Außen, und es glückte ihm, mit Anfang 1683 von dem deutschen Reiche, vorzüglich von Baiern, Sachsen und Brandenburg, und auch von dem Könige der Polen die Zusage eines kräftigen Beistandes zu erhalten. Selbst der Papst schickte den Cardinal Cibo mit einem Wechsel von 1,200,000 Kronen nach Wien, um die Kriegskosten zu erleichtern.

Andererseits machte man auch von Innen thätige Anstalten zur Vertheidigung Wiens. Der Adel und die Geistlichen sämmtlicher Erbstaaten mußten den hunderten Pfennig von ihrem Vermögen als Kriegssteuer beitragen. Die der Stadt zu nahe liegenden Häuser wurden abgerissen, und die Festungswerke von 3000 Arbeitern vom Lande ausgebessert, wozu sich in den letzteren Tagen auch freiwillig Bürger und Geistliche gesellten.

Indessen hatte der Großwessir Kara Mustapha mit einem großen Heere den Marsch gegen Österreich angetreten.

Leopold rief am 7. Juli einen geheimen Rath zusammen. Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg, wurde zum Commandanten von Wien ernannt, und ihm ein eigenes zusammengesetztes Raths-Collegium beigegeben, welches das Beste der Hauptstadt in der Abwesenheit des Landesherrn zu besorgen hatte; denn noch am nämlichen Abend um 8 Uhr ging der Kaiser mit seiner Familie in der Stille aus Wien auf das linke Ufer der Donau nach Linz.

Die krimischen Tartaren kamen in dieser Nacht schon bis auf den Kahlenberg, wo sie das Camaldulenser-Kloster anzündeten. Durch Verräther aufgereizt und geleitet, den Kaiser aufzuheben, sprengten sie so hastig längs der Donau aufwärts, daß sie nur ein paar Stunden später bei Linz anlangten, als Leopold, der hierdurch genöthiget wurde, nach Passau zu gehen.

Als man in Wien die Abreise des Kaisers erfahren hatte, stieg die Bestürzung auf den höchsten Grad. Sogleich machte beinahe Alles, was groß und reich war, Anstalten zur Flucht; alle Gassen und Plätze waren mit Wagen und Pferden bedeckt und sechs Stunden lang fuhr ein Wagen an dem Andern über die Donaubrücken dem kaiserlichen Hofe nach.

Am folgenden Tag dauerte diese Auswanderung fort und man berechnete die Anzahl der Fliehenden über 60000 Köpfe; was ein Vortheil für die Stadt war, welche während der Belagerung um so viel weniger Menschen zu ernähren hatte.

Am 8. Juli marschirte der Herzog von Lothringen mit der bisher noch an der ungarischen Grenze gestandenen kaiserlichen Reiterei durch die Taborau. Auch langte an diesem Tage der zum Commandanten der Stadt ernannte Graf von Starhemberg an.

Schon am 13. Juli sah man die Vortruppen des Feindes auf der Höhe nächst St. Marx, welcher hier sein Lager aufschlagen wollte, weßwegen der Befehl erging, die Vorstädte der Weißgärber, Landstraße, an der Wien, Wieden, Laimgrube, St. Ulrich, Alservorstadt, bis an die Roßau in Brand zu stecken, welches auch an demselben Tag geschah. Die Carmeliten in der Leopoldstadt hatten noch am 9. Juli ihr Archiv und andere wichtige Sachen in die Stadt, in das fürstlich Dietrichsteinische Haus in der Herrngasse überbracht. Am 13. zogen die barmherzigen Brüder und die Carmeliten ganz in die Stadt, und Erstere nahmen in das gedachte fürstliche Haus, Letztere zu ihren Ordensschwestern, den Siebenbücherinnen, ihre Zuflucht; nur drei von ihnen blieben für den Dienst der sich verspäteten Bewohner und der eingerückten Soldaten zurück.

An eben diesem Tage wurde der rothe

Thurm gefeuert und die Schlagbrücke abgeworfen. Am 14. Juli wurde nach vieler Mühe das Gnadenbild der heil. Jungfrau und der Leib des seligen Dominicus aus der Kirche der Carmeliten gerettet, und zu Schiffe in die Stadt gebracht.

Die Türken hatten ihren Hauptangriff auf die Burg- und Löwelbastei gerichtet. Schon am 15. hatten sie auf der Anhöhe bei St. Ulrich Batterien aufgeworfen, und sogleich eröffneten sie auch Laufgräben, mit welchen sie in den nächsten Tagen bis nahe an die Außenwerke vorrückten. Bomben, glühende Kugeln und Pfeile mit Brennstoff wurden häufig in die Stadt geworfen, doch ohne große Wirkung.

Am 19. errichteten die Türken über der Schlagbrücke eine Batterie und zerstörten das Kloster und die Kirche der Carmeliten und andere von dem Brande am 16. übrig gebliebene Gebäude durch Feuer.

Am 21. beschoß der Feind die Stadt besonders heftig aus der Leopoldstadt. In der darauf folgenden Nacht langte ein Reiter vom Götz'schen Regimente von Enzersdorf mit der Nachricht an, daß man von dem Herzoge von Lothringen Succurs zu erwarten habe. Jener Kundschafter wurde hierauf zu dem Herzoge mit Briefen zurückgesandt; allein von den Türken aufgefangen und von dem Großwessir selbst ins Verhör genommen. Der Kundschafter war so klug, die Briefe dahin zu deuten, daß man darin einen Succurs nach Wien begehre, da sich gegenwärtig in Wien nicht mehr als 10,000 Mann befänden, wovon 3000 bereits zum Theil gestorben, zum Theil untauglich wären; welche falsche Aussage der Großwessir im ganzen Lager zur Freude der grämlichten Feinde verbreiten ließ.

Am 21. Juli sandten die Türken so viele und große Bomben gegen den Saumwinkel in die Stadt, daß man sich genöthigt sah, zur Vermeidung einer Feuersbrunst die derzeitigen Schindeldächer auf das Schleunigste abzudecken.

Am 22. hielt sich der Feind fast allenthalben ruhig, nur aus der Leopoldstadt schickte er den Belagerten mehrere Bomben, welche die Dächer in Ruin legten, und wobei einem Capitän-Lieutenant des Starhemberg'schen Regiments und einem kaiserlichen Büchsenmeister die Köpfe glatt weggeschossen wurden. An demselben Tage sandte der im türkischen Lager angehaltene kaiserliche Resident Baron von Kunitz, durch einen seiner Diener Namens Hayder, die Nachricht nach Wien, daß die Türken im Sinne hätten, in einigen Tagen die Stadt mit Sturm einzunehmen. Zu gleicher Zeit hatten die Studenten von Wien dem Feinde — sonderbar genug — 20 Stück Ochsen abgenommen.

Etwas Ähnliches gelang ihnen am 29. Juli, 1. und 3. September, in Verbindung mit den Fleischhackern. Am 24. schoß der Feind unter andern zwischen 8 und 9 Uhr früh eine Kanonenkugel ab, welche, als eben der P. T. J. Jelenschitz in der St. Stephanskirche predigte, den Pfeiler der Orgel traf, aber weiter keinen Schaden veranlaßte.

Der erwähnte Diener Hayder wurde abermals von seinem Herrn nach Wien gesandt, aber von den Türken in der Raßau aufgefangen und sogleich dem Großwessir vorgeführt. Obschon er sich auf eine geschickte Art der bei sich gehabten Briefe entledigte, so mußte er doch in der Haft der Türken bleiben.

Am 17. August kam der bekannte Kolschitzky sammt seinem Diener wieder glücklich durch die Pallisaden und das Schottenthor in Wien an und brachte ein Schreiben von dem Herzoge von Lothringen mit, welches den Trost erhielt, daß die Hülfstruppen täglich näher anrücken, Preßburg von den Österreichern erobert und ein doppelter Sieg über den Tökely erfochten worden sei.

Die lang anhaltende raſtloſe Vertheidigung hatte bereits einen großen Theil der Beſatzung Wiens aufgerieben, und die noch übrig gebliebene waffenfähige Mannſchaft ziemlich muthlos gemacht. Überdieß riſſen Krankheiten ein, beſonders eine anſteckende Ruhr. Man that zwar alles Mögliche, die Kranken zu heilen, die Geſunden zu tröſten, wobei ſich beſonders der in der Stadt befindliche Biſchof von Neuſtadt, Leopold Graf von Kollonitz, auszeichnete; aber Tod und Muthloſigkeit verſchlimmerten das Schickſal der Stadt ſtets mehr und mehr.

Endlich erſchien der längſt erſehnte Erſatz. Die kaiſerliche Armee unter dem Herzog von Lothringen, die polniſche unter dem König Johann Sobieſky, die bairiſchen und ſächſiſchen Truppen unter den beiden Churfürſten, die fränkiſchen und ſchwäbiſchen Reichstruppen unter dem Markgrafen von Baireuth, hatten ſich am 7. September bei Tulln vereiniget, und langten am 10. am weſtlichen Fuß des Kahlenberges an; die geſammte Zahl derſelben wurde auf 83,600 Mann geſchätzt, waren jedoch nur 61,000 in das Treffen kamen, weil die übrigen Truppen zur Beſatzung mehrerer Veſten gebraucht wurden.

Am 11. September um Mitternacht war das chriſtliche Heer auf dem Saum des Kahlenberges angekommen; und mit der Morgenröthe des 12. ſtieg es am öſtlichen Abhang den Berg herunter.

Die Schlacht begann auf dem linken Flügel. Bei Nußdorf, bei Dornbach, und auf der noch heute kennbaren Türkenſchanze bei Weinhaus, war der Kampf am hartnäckigſten. Gegen fünf Uhr Abends drangen die erſten chriſtlichen Truppen bis in die Roßau vor, und eine halbe Stunde ſpäter auch in das feindliche Lager.

Allgemein war die Flucht der Türken. Groß war der Jubel in Wien; die Einwohner ſtiegen noch am 13. September ſchaarenweiſe über die Wälle in das Lager und fanden und ſammelten viele Dinge, mitunter ſelbſt von großem Werthe. Biſchof Kollonitz aber ſuchte im Lager die neben ihren ermordeten Ältern verſchmachtenden Chriſtenkinder auf, ließ bei fünfhundert an der Zahl in die Stadt bringen, und ſorgte für ihren Unterhalt.

Am 14. langte Kaiſer Leopold wieder zu Wien auf der Donau an, wurde von den Churfürſten von Baiern und Sachſen empfangen, ſah die Bürgerſchaft auf denſelben Plätzen aufgeſtellt, die ſie während der Belagerung behauptet hatten, und beſuchte den andern Tag das Lager der Verbündeten, welches von St. Marx bis über Schwechat ausgedehnt war. Auf der Höhe außer Schwechat umarmten ſich Kaiſer Leopold und König Johann; eine Denkſäule ziert nun dieſe Stätte.

Der Kaiſer belohnte die tapfern Vertheidiger Wiens augenblicklich. Graf Starhemberg ward zum Feldmarſchall erhoben, wurde mit einem koſtbaren Ringe und hunderttauſend Reichsthalern beſchenkt und erhielt den Stephansthurm in ſein Wappen. Für den Biſchof Kollonitz wurde die Cardinalswürde angeſucht. Kolſchüzky erhielt die Erlaubniß das erſte Caffehhaus in Wien zu errichten. Auch der Stadtrath zeigte ſich dankbar gegen die Vertheidiger Wiens; das Haus des F. M. Grafen Starhemberg wurde von allen bürgerlichen Abgaben befreit und Kolſchüzky erhielt vom Stadtrathe das Haus Nr. 30 im ehemaligen Judenbezirk der Leopoldſtadt zum Geſchenke.

Beſchießung der Stadt (1809).

Den 11. Mai 1809, am Feſte Chriſti Himmelfahrt, Nachmittags, ließ General Bertrand, ſechs Jahre ſpäter Napoleons treuer Begleiter auf St. Helena, in der breiten Gaſſe des Spitelberges das kleine Haus Nr. 12 durchbrechen, um ſich von

rückwärts den Weg zur Anhöhe hinter dem kais. Stallgebäude zu bahnen, welches lange und feste Gebäude die französischen Arbeiter deckte. Der Feind hatte nur Feldgeschütz und Abends mit dem Schlage 9 Uhr fing eine hier errichtete Batterie aus 20 Haubitzen zu spielen an.

In Zeit weniger Minuten hatten sich die Bewohner der beschossenen Stadt in Kellern und feuerfesten Gewölben in Sicherheit gebracht, wo sie die ganze Nacht verweilten. Das Kaiserstein'sche Haus in der untern Brennerstraße gerieth zuerst in Flammen, darauf die Brandstatt, der Trattnerhof und mehrere Häuser am Graben, das Palffy'sche Haus in der Wallnerstraße, das Puchberg'sche in der Weihburggasse, das Soklische im Schlosser- und das Senslische im Steinlgäßchen, in allem 14 Häuser, wobei 17 Personen getödtet wurden. Von den Wällen der Stadt wurde gleichfalls stark gegen diese Batterie gefeuert, wobei die Außenseite der Stallungen vorzüglich litt.

Die Beschießung der Stadt dauerte von 9 bis 12 Uhr ununterbrochen, dann trat ein Pause von einer Viertelstunde ein, worauf sie noch heftiger anfing und bis halb 3 Uhr fortwährte. Über 1500 Haubitzgranaten und glühende Kugeln waren binnen sechsthalb Stunden in die Stadt geflogen, welche um halb 3 Uhr zum Zeichen, daß sie bereit sei zu kapituliren, die weiße Fahne aussteckte.

Beleuchtung.

Die raschen Fortschritte, welche die taghelle Gasbeleuchtung, eine der glänzendsten Erfindungen unserer Zeit, macht und die blendende Helle, welche sie ausströmt, geben kaum dem Glauben Raum, daß in Wiens Straßen noch vor anderthalb Jahrhunderten, noch zur Zeit der Türkenbelagerung 1683 zur Nachtzeit eine totale Finsterniß herrschte und man würde jeden in das Tollhaus geschickt haben, der damals etwas von einer leuchtenden Luft gesagt hätte.

Der Pfingstabend oder der 5. Juni des Jahres 1688 war der Zeitpunkt, an welchem die innere Stadt zum ersten Male mit Laternen beleuchtet wurde. In der Verordnung heißt es: daß „wer die bereits an vielen Orten aufgerichteten Laternen boshafter Weise destruirt, er sei auch wer er wolle, durch Abhackung der rechten Hand nicht im geringsten entgehen wird.“ Die ersten Laternen hingen an Schnüren mitten in der Gasse und mußten beim Anzünden jedesmal herabgelassen werden. Obgleich diese Leuchten wahre Grabeslampen waren, so staunte doch die ganze Welt über das herrliche Licht und die Helle, welche in Wien herrschte und Alles frohlockte, weil aus Nacht Tag geworden sei.

Noch beinahe ein Jahrhundert später, 1786, streicht der gute Fuhrmann die nächtliche Beleuchtung der Stadt folgendermaßen heraus:

„Nicht nur wegen unvergleichlich schönen Kirchen und Profan-Gebäuden hat Wien bei hellem Tag, sondern auch bei stockfinsterer Nacht in ander Wegen ein Majestätisches Ansehen. Das alte Rom wußte sich vor Freuden gewiß nicht zu fassen, da bey triumphirlichen Einzügen, oder sonst bey großen Festinen, die ganze Stadt zur Nachts-Zeit beleuchtet wurde. So ansehnliches Spectakel wird jede Nacht in der Stadt Wien aufgeführet, indem alle Gässen und Straßen mit an die Häuser, mit eisernen Stangen angehefften großen Laternen, und außer der Kaiserlichen Burg mit 1654; der Burg-Platz aber mit 40 brennenden Lampen, die täglich mit Unschlitt gefüllet, und aus dem eigenen Amt im tiefen Graben geliefert werden, illuminiret prangen, und so komod und sicher bey der Nacht, als bey Tage zu gehen, und zu fahren ist. So prächtiges

Aufsehen macht die gleichmäßige Beleuchtung vom Burg-Thorans bis Schönbrunn, wo Sommers-Zeit denen höchsten Herrschaften zu residiren beliebet, und die ganze Straßen mit 453 Lampen erleuchtet wird."

Die übrigen Vorstädte tappten aber damals noch im Finstern herum; erst unter Joseph II. erhielten diese nach und nach zur Sicherheit und Bequemlichkeit Straßenlaternen und im Jahre 1787 ergieng der allgemeine Befehl, daß alle Gassen in den Vorstädten, die noch nicht beleuchtet waren, mit der Stadt diese Wohlthat gemein haben sollten. Auch erwählten die Gemeinde Neubau und Neustift sehr bedeutungsvoll den 19. März zur ersten Anzündung der Laternen, um damit das Namensfest des Kaisers zu verherrlichen.

Bellaria (Die)

befindet sich am nordwestlichen Ende der Burg und ist dem Leopoldinischen Trakte und zwar im Niveau mit dem zweiten Stockwerke angebaut. Sie bildet eine gedeckte Auffahrtshalle, unter welcher die Wagen der allerdurchlauchtigsten Kaiserhofes, welche die anliegenden Theile der Burg bewohnen, ihre Equipagen zu bestriegen pflegen. Mit dem inneren Burgplatze ist die Bellaria mittelst der großartigen Adlerstiege so wie mit dem Amalienhofe durch Kommunikationsgänge verbunden. Die Bellaria hat, wie die Belvedere oder Bellevue von der schönen Aussicht, ihren bezeichnenden Namen von der freien, angenehmen Lage und der daselbst herrschenden reinen Luft, die von den wehenden Gebirgswinden stets erneuert und erfrischt wird. Vor derselben liegt ein geräumiger freier Raum, welcher den Anfang des schönen Stadtwalls bildet, der sich in gerader Linie bis zum Coffeehause des Paradiesgärtchens erstreckt und den ganzen unten liegenden Volksgarten beherrscht. Sonderbarer Weise wird in der gemeinen Umgangssprache diese Bellaria kurzweg das Billard genannt und man würde bei manchem Plebejer übel ankommen, wenn man ihm mit etymologischen Gründen sein Unrecht demonstriren wollte.

Bellegardehof.

Dieses Haus gehört zu den bedeutendsten Zinshäusern der Stadt, indem es jährlich gegen 34000 fl. C. M. abwirft. Es entstand vor einem Jahrzehend aus den drei Freiherr von Gudenus'schen Gebäuden (548), mit dem Schilde zur großen Landeskrone, welches die Ecke der Kammerhof- und der Landeskrongasse bildete, aus dem Hause (547) genannt zur kleinen Landeskrone und jenem (546), welches die Ecke der Landeskron- und der Münzergasse bildete. Durch die Freiin von Gudenus kamen diese Häuser an ihren Gemahl, den Grafen von Bellegarde, Sohne des Feldmarschalls; das Haus hat drei geräumige Höfe, schöne, durch Laternen vom Dache aus beleuchtete Stiegen und wurde nach Plänen des Regierungsrathes Ludwig von Remy erbaut, der sich statt jeder Entgeltung nach seinem Ableben für seine Kinder im Hause ein Freiquartier erbat, welches ihnen so lang überlassen bleiben soll, als sich eines von ihnen am Leben befindet. Das Haus hat drei Eingänge, wobei aufgestellt wird, daß sie von der Münzer- und der Kammerhofgasse in schiefer Richtung gezogen worden sind.

Belvedere.

Dieses kais. auf dem Rennwege liegende Lustschloß führt seinen Namen „zur schönen Aussicht" mit Recht; auf dem Parterre vor dem Hauptgebäude, noch mehr aber auf dessen Platforme genießt man den schönsten Überblick der Stadt und der Umgebung; darum wird auch dieser Standpunkt gewöhnlich von Künstlern gewählt, welche Wien vortheil-

haft im Bilde darstellen wollen. Selten sind daher die dortigen Ruhebänke von Beschauern entblößt, die sich an dem herrlichen Rundgemälde erfreuen, das sich hier dem Auge auf eine wunderbare Art aufrollt, und wobei der Sachkundige nicht unterlassen kann, dem Erbauer des Schlosses für die Auswahl seines Standpunktes die gerechte Anerkennung darzubringen.

Dieser Erbauer ist der als Feldherr und Staatsmann gleich große Prinz Eugen von Savoien, dessen Sommerpalast das herrliche Gebäude war, und wozu er im Jahre 1693 den Grundstein gelegt hat. Der damalige berühmte Hofarchitekt Johann Lukas von Hildebrandt führte den Plan des Prinzen aus, und hat sich und jenem in diesem imposanten und herrlichen Bauwerke, welches erst im Jahre 1724 vollendet da stand, ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Das Belvedere ist ein Doppelschloß; auf der Anhöhe liegt das sogenannte obere und unten am Rennwege das untere Belvedere. Der Haupteingang und die Hauptfaçade des oberen Schloßes liegt gegen Süden, bei der, seit Bestehung der Gloggnitzer Eisenbahn neu eröffneten Linie, wo dem Beschauer das grandiose Eisengitter-Thor mit Eugens kunstvoll verschlungener Chiffre E und S entgegenblickt, ein Meisterwerk der damaligen Schlosserkunst, wie dessen Wien kein zweites aufzuweisen hat.

Durch dieses Gitter betritt man den ungemein großen Vorhof oder Plateau, an dessen beiden Seiten Baumreihen sich hinziehen und dessen Mittelpunkt das große Bassin (S. d.) einnimmt, welches trotz seines bedeutenden Umfanges den Hofraum nicht im mindesten beeinträchtigt. Das hier sich erhebende obere Schloß prangt auf seinem Giebel mit Eugens vergoldetem Wapen, und hat eine großartige gedeckte Einfahrt im ersten Stocke hinauf, an deren unterm Ende die Doppelstatue der bekannten römischen Rossebändiger, die Dioskuren Kaster und Pollux, angebracht sind. Das ganze, mit vier Eckthürmen gekrönte Gebäude, hat die edelsten Formen, und sein Dachrevier ist verschwenderisch mit beinahe hundert Steinfiguren aus der Fabel- und Heldenwelt geschmückt. Es enthält im Mittelpuncte einen großen, ovalen Marmorsaal, zu welchem man über eine sehr breite Doppelstiege und durch eine Colonnade gelangt, dann vierzehn große Zimmer und vier runde Eckcabinette im ersten, und acht Zimmer im obern Stockwerke, welche bekanntlich sämmtlich zur Unterkunft der herrlichen k. k. Gemälde-Sammlung dienen. Dieser große Prachtsaal glänzt von Gold und Marmor, seine Decke ist mit allegorischen Figuren von Carlo Carloni kunstreich bemalt und die architektonischen Nebenwerke sind von Mark Antonio Chiaurini und von Caj. Tanti. Die darin stehenden lebensgroßen Gemälde Maria Theresiens und Kaiser Josephs II. sind von Anton von Maron.

Die Bildsäule Maria Theresiens im ungarischen Kostüme, so wie jene ihres Gemahls, Franz I., jede 7 Fuß hoch, sind von Franz Xav. Messerschmidt, Verfertiger der Characterbüsten. (S. d.) Dieser Saal theilt das ganze Schloßgebäude in zwei Flügel, deren jeder sieben große Zimmer und zwei Eckcabinette enthält. In der Ecke des linken Flügels befindet sich die schöne Schloßcapelle der Auferstehung Christi gewidmet. (S. d.)

Neben derselben steigt man in jenen Theil des Gartens hinab, welcher vormals der fürstlichen Menagerie gewidmet war, wie dessen sternartig auslaufende Alleen, welche zu den verschiedenen Thier-Behältnissen führten, noch zu erkennen geben. Die heute dort stehenden Häuschen der wachehabenden Invaliden, sind neueren Ursprungs. Die Reste der savoiensischen Thiersammlung wurden der kaiserlichen Menagerie in Schönbrunn einverleibt, wo erst im Jahre 1809 ein noch von Eugens Zeit herrührender alter Stein-

adler verendete. Dieſer Adler war ein Lieblingsthier des berühmten Mannes, welches er täglich eigenhändig zu füttern pflegte. In dieſer Menagerie befand ſich 1730 eine zahme, geſtreifte Hyäne, die der Wärter wie einen Hund im Käfig herumpeitſchen durfte.

Auf der dieſer Schloßabtheilung entgegengeſetzten Seite befindet ſich die Schloßwache, und ein in die Hintergaſſe führendes Thor, nächſt welchem ſich ein kleiner Blumengarten zeigt. Der eigentliche Garten liegt an der Hinterſeite des Schloſſes und bildet in ſeiner obern, aber größeren Abtheilung einen geſtalteten Abhang mit ſteinernen, theilweiſen Sphynxfiguren, ohne Bäume mit Wieſenplätzen und ein impoſantes Parterre, mit geſchnittener Buchsbaum-Einfaſſung, Blumenbeeten und Baſſins nach altholländiſchem Geſchmacke decorirt, welcher auch im untern Gartentheile, der übrigens mit ſchattenreichen Partien verſehen iſt, vorherrſchend bleibt.

Wo die erſte obere Gartenabtheilung aufhört, befand ſich ehemals ein ſchöner Waſſerſturz, bei dem die Fluth durch fünf ſteinerne Mielenmäuler herabſtrömte, und vor dem Gebäude des untern Belvederes erblickt man neuerdings zwei Becken, die zwar noch beſtehen, aber ihre einſtige Beſtimmung als Springbrunnen verloren haben.

Das untere Belvedere iſt abermals ein Palaſt, der zwar ohne Stockwerk iſt, aber mit ſeinen Nebengebäuden einen ungemein größeren Raum als das obere Schloß einnimmt. Der Haupttheil beſteht ebenfalls aus einem prächtigen Mittelſaale von rothem Marmor und von viereckiger Geſtalt, der mit verſchiedenen, zum k. k. Antiken-Cabinet gehörigen ſchätzbaren Alterthümern verſehen iſt und den Eintrittsſaal der merkwürdigen k. k. Ambraſer-Sammlung bildet, welche eine längs dem Garten und der ſchönen Nebenterraſſe fortlaufende Zimmerreihe einnimmt, und welche auch deßhalb erwähnenswerth iſt, weil hier die Prinzeſſin Eliſabeth von Würtemberg, als Braut Kaiſers Franz I., und nach ihr am Abend des Jänners 1796 die aus dem Gefängniſſe des Tempels endlich befreite und gegen die von Dumouriez überlieferten Convents-Deputirten ausgewechſelte Tochter Ludwigs XVI., Marie Thereſe, nachmalige Herzogin von Angoulême, eintraf und während der ganzen Zeit ihrer Anweſenheit in Wien wohnte.

Vom Belvedere aus hielt auch am 6. October 1760 Iſabella von Parma, erſte Gemahlin Joſephs II., einen prächtigen Einzug durch das Kärntnerthor und die Ehrenpforte am Stock im Eiſen zur Trauung bei den Auguſtinern, wobei zum erſten Mal die neuerrichtete ungariſche Leibgarde paradirte, welche zu Preßburg den 28. September mit großer Feierlichkeit den Eid der Treue geleiſtet hatte.

Am Abende des 30. März 1770 wurde im Belvedere wegen der Vermählung der Erzherzogin Maria Antonia mit dem Dauphin Ludwig (als König XVI.), ein glänzendes Hoffeſt für 6000 Masken gehalten, wobei das ganze obere Gebäude mit 130,000 Lampen beleuchtet war.

Die Nebengebäude des unteren Belvederes dehnen ſich nach dem ganzen Rennwege hinab bis zu den Ubicationen des fürſtlich Schwarzenberg'ſchen Sommerpalais aus, und ſind der k. k. Arcieren-Leibwache zu Wohnungen angewieſen. Vor dem Hauptgebäude des untern Schloſſes befindet ſich abermals ein ſchöner regulärer Vorhof, deſſen Gitterthor zum Rennwege hinausführt.

Nach dem Tode des Prinzen Eugen von Savoien im J. 1736 übernahm der kaiſerliche Hof von ſeinen Erben dieſe herrliche Schöpfung gegen einen jährlichen Lebensgehalt. In den Jahren 1775 und 1776 ward die kaiſerliche Gemälde-Sammlung (oder Bilder-Gallerie), die zu den erſten der Welt gehört und woran alle Fürſten

Österreichs seit Maximilian I. mit Liebe gesammelt haben, im obern Schlosse aufgestellt. Im untern Belvedere wurde im J. 1806 die nicht minder merkwürdige Sammlung von Gemälden, Waffen, Rüstzeuge, Kunstsachen und Curiositäten untergebracht, welche früher im Schlosse Ambras in Tirol war und vom Erzherzog Ferdinand, einem Sohne Kaisers Ferdinand I., angelegt wurde.

Im Jahre 1831, als die furchtbare Cholera in Wien erwartet wurde, war das Belvedere mit dem anstoßenden Schwarzenberg'schen Garten, mittelst Abbrechung der, beide Gärten von einander scheidenden Mauer, in Verbindung gesetzt worden, um zur Aufnahme des allerhöchsten Hofes hergerichtet und abgesperrt zu werden. Es wurden sowohl in der untern Abtheilung des Gartens als beim obern großen Bassin geräumige Baraken zur Unterkunft des Militärs und der Dienerschaft errichtet; alle Eingänge waren verrammelt und mit niederdrückender Bangigkeit sah das Publikum der Stunde entgegen, in welcher auch der letzte Eingang sich schließen sollte, als plötzlich auf Befehl weiland Sr. Majestät Kaiser Franz I. alle diese, die öffentliche Niedergeschlagenheit nicht wenig steigernden Verbereitungen für zwecklos erklärt und abgestellt wurden.

Benedikt (Knecht).

Verbürgen kann es Niemand zwar,
Ob's wirklich auch der Böse war,
Den dort von Reu durchdrungen
Knecht Benedikt bezwungen.
Vielleicht daß unter'm bösen Feind
Der Hang zum Sünd'gen war gemeint,
Der stets mit uns im Streite,
Wie früher so auch heute.

(Joh. N. Vogl.)

Es lebte einst in Wien ein wilder Gesell aus einem ansehnlichen Geschlechte, welches aber die Legende nicht nennt, der sein ganzes Hab mit dem altbekannten dreifachen W, — Wein, Würfel, Weiber — vergeudet und von seinem Schlaraffenleben am Ende nichts hatte, als Gewissensbisse und Anfeindung aller seiner Verwandten und Bekannten.

Dieser Mann hieß Benedikt, hatte durch mehrere Jahre Kriegsdienste geleistet, wobei er zwar viel Muth an den Tag gelegt, sich aber auch den Keim seines späteren wüsten Lebens, welches von Wegelagerung nicht frei war, geholt hatte. Von aller Welt verlassen und von den Furien des Gewissens gejagt, kam er nach Wien zurück, um bei seiner hier lebenden Schwester, die sich nach einem gleichen Sündenleben ins Kloster der Büßerinnen zu St. Hieronymus geflüchtet hatte, Trost zu suchen. Diese gab ihm den Rath, als büßender Laienbruder sich mit dem Richter in seinem Innern und im Himmel zu versöhnen.

Der Ritter schlug mit Ungeduld diesen Rettungsweg ein und wanderte von einem Kloster zum andern, um Aufnahme bittend. Aber überall entsetzte man sich über sein verwildertes Aussehen und über seine Riesengröße und hieß ihn weiter gehen. Endlich kam er zum Stifte der Schotten, wo er einen Pförtner fand, der sein Begehren dem Abte mit dem Beisatze meldete, ein wilder Mann begehre im Hause der Freiung aufgenommen zu werden, um darin Befreiung von seinen Sünden zu finden.

Benedikt wurde aufgenommen, verurtheilte sich selbst zu den niedrigsten Arbeiten und wollte nicht anders als der Knecht Benedikt genannt sein.

Als er einst durch den Klostergang als Hausknecht die mitternächtliche Runde machte, trat ihm der böse Feind entgegen, dem der fromme Lebenswandel eines Mannes, den er schon als sein Eigenthum betrachtete, nicht wenig verdroß, und der Alles daran setzen wollte, sich eine Seele zu erhalten, die er zu verlieren in Gefahr stand. »Thor! rief ihm der gute Freund mit dem Pferdefuße entgegen, der du hier

die Dienste eines gemeinen Dieners, uneingedenk deines ritterlichen Blutes verrichtest, und statt Trinklieder im Kreise schöner Weiber die Vigilien singst! Auf, folge mir, ein Leben voll Lust harret deiner!«

Als der Böse seine Beredsamkeit erschöpft hatte und Benedikt sich anschickte, eine geweihte Stätte zu betreten, ergriff ihn der Verfucher, um ihn zurückzuhalten. Hierauf begann ein erbitterter Kampf, in welchem Knecht Benedikt am Ende, seiner riesenmäßigen Kraft und Ausdauer ungeachtet, aus leicht begreiflichen Ursachen dennoch unterlegen wäre, hätte er nicht im Augenblicke seiner bevorstehenden Niederlage Gottes Namen ausgesprochen, wodurch die übernatürliche Kraft des Bösen plötzlich verschwand und derselbe so schwach wurde, daß ihn Benedikt wie einen Gliedermann aufhob und niederwarf.

Lange nachher zeigte man dem Volke im Klostergange noch die Spuren dieses mitternächtlichen Kampfes.

Dieser Bruder Benedikt war einer der merkwürdigsten Männer des Stiftes; er wurde als Volksredner berühmt, Prior des Hauses, Rath und Hofkaplan Albrechts II. und endlich Abt in Seitenstetten, wo er nach einem vierjährigen weisen Regimente auch starb.

Benediction (Päpstliche).

Nach Endigung der hohen Messe, welche Seine Heiligkeit Papst Pius VI. am 31. März 1782, als dem Ostertage mit höchster Feierlichkeit bei St. Stephan gelesen hatte, begab sich derselbe mit der Infel auf dem Haupte durch den mittleren Chor wieder in die Katharinenkapelle, wo er unter Beihülfe der beiden Kardinaldiaconen die Pontificalkleidung ablegte, und auch die übrigen Assistenten ihren Kirchenornat auszogen, sodann mittelst einem Gebete seine Danksagung verrichtete und in Begleitung der drei Kardinäle Migazzi, Bathiany und Herzan, in Rochet, Mantellet und Mozzet, unter Vortretung der übrigen Geistlichkeit in eben jener Kleidung, wie er nach dem St. Stephansdome gekommen war, durch das Thor dem Bischofshofe gegenüber, aus der Kirche zog, mit den beiden Kardinälen Migazzi und Bathiany sich in den Hofgalawagen setzte und über den hohen Markt nach der k. k. Kriegskanzlei auf den Hof fuhr, um von dem Balkon der Kirche den vorher durch Mandate und Kanzelverkündigung öffentlich bekannt gemachten feierlichen päpstlichen Segen und vollkommenen Ablaß dem Volke zu ertheilen.

Auf dem durchaus roth spalirten und mit Teppichen belegten Balkon war ein goldreicher Baldachin errichtet, mit einem dergleichen vorwärts gegen das Volk gestellten hohen Arm- und Lehnsessel, diesem gegenüber lag auf einem vergoldeten Tische die zu dieser h. Handlung nöthige Kleidung sammt der Thiara.

Eine Volksmenge von mehr als 80,000 Personen aus allen Klassen und Ständen hatte sich auf dem Hofe versammelt, und alle angrenzenden Plätze und Straßen waren mit Menschen angefüllt.

Als der Papst in dem für ihn zubereiteten Zimmer im Hofkriegs-Gebäude ankam, wurde er nach einem kurzen Verweilen mit dem weißen Pluvial bekleidet, die Kardinäle aber legten ihre rothen Kappen mit aufgebundenen Schleppen an. Der Kardinaldiacon Bathiany setzte sodann dem heil. Vater die Thiara auf's Haupt, und so bestieg er unter Begleitung der genannten drei Kardinäle, der beiden anwesenden Bischöfe in ihrer blauen Kleidung, und unter Vortragung des päpstlichen Kreuzes durch den Subdiacon in blauer Kappe, zwischen zwei silbernen Leuchtern, mit aufgesteckten brennenden Wachskerzen, welche die Ceremonarien zweier Kardinäle trugen, den Balkon, ließ sich auf den bereit stehenden Sitz nieder und sang unter Antwortung der k. k.

Hofmusik die Absolution über das versammelte Volk, erhob sich sodann, segnete die anwesende Menschenmasse dreimal, nämlich zur Linken, in der Mitte und zur Rechten und sang in lateinischer Sprache: „Der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes komme über euch und bleibe bei euch allezeit, Amen.“—

In demselben Augenblicke, als der h. Vater die Hand zum Segen erhob, wurde auf der Freiung von dem daselbst postirten Grenadier-Commando durch eine Salve das Zeichen gegeben, worauf alsbald von den Wällen rings um die Stadt die Kanonen abgefeuert wurden, um alle Gläubigen zum vorgeschriebenen Gebete zur Erlangung des verheißenen vollkommenen Ablasses zu ermahnen.

Nach ertheiltem Segen setzte sich der Papst nieder; dann beugte sich der erste Kardinal-Diaken Bathiany vor ihm und bat ihn im Namen des Volkes mit den Worten um Ablaß: „Indulgentiam, beatissime pater“ (den Ablaß heil. Vater), worauf der Papst antwortete: „Plenariam“ (vollkommenen). Diesen verkundete nun der Kardinal dem Volke von dem Balkon hinab auf einem eigenen Zettel, mit den schon bekannten Bedingnissen in lateinischer Sprache und warf sodann den Zettel in vielen tausend Exemplaren über den Balkon hinab.

Nach der im Seitenzimmer geschehenen Entkleidung, sowohl des h. Vaters als der Kardinäle, ging der Zug in der nämlichen Ordnung wie vorher, unter beständiger Ertheilung des päpstlichen Segens über die Freiung durch die Herrngasse in die k. k. Burg, in welcher der Papst die Zimmer der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia bewohnte, zurück.

So endete sich diese für die Kaiserstadt und für die Metropolitankirche derselben so herrliche und in der Geschichte Wiens einzige Feierlichkeit. Der Altarstein, auf welchem Pius VI. das h. Opfer bei St. Stephan verrichtete, wird zum ewigen Andenken in der Schatzkammer aufbewahrt.

Berghof (Der)

befindet sich in der Krebsgasse (510) zwischen dem Freiherrl. Sina'schen Hause am hohen Markte (511) und der Rückseite des Neustädterhofes in der Preßgasse (508) und ist urkundlich das älteste namhaft bekannte Haus der Stadt.

Dieser Berghof wurde von dem babenbergischen Markgrafen Leopold dem Heiligen, der hier einen Gejaidhof hatte, erbaut und hat seinen Namen beinahe durch ein Jahrtausend bis heute erhalten. Die von der Umgebung nach Wien kommenden Weinbauern zahlten hier ihre Abgaben, und wahrscheinlich die Schiffsleute auch, welche am Salzgries anlegten.

Da dieses Haus gegen das nahe dabei liegende niedrige Donaugelände auf einem Berge stand, so leiten einige Chronisten von dieser Lage seinen Namen Berghof ab. Das scheint aber nicht richtig zu sein, denn in alten Zeiten hieß das Gebäude auch Perkhof und Birkhof.

Das Städtchen Wien blieb nach Vertreibung der Römer durch barbarische Völker mehrere Jahrhunderte hindurch in seiner Zerstörung liegen, während welcher Zeit ein junger Birkenwald aus den Ruinen hervorgeschossen sein mag. Die ersten babenbergischen Markgrafen bauten dort, wo der Berghof liegt, ein Jägerhaus, welches ganz mit Waldung, besonders mit Birken umgeben war, und daher der Hof im Birkenwald oder Birkenhof genannt wurde.

Von dem Gemäuer des uralten Berghofes soll noch heute ein bedeutender Rest vorhanden sein; der untere Theil des Neustädterhofes bis zum ersten Stocke soll daraus bestehen. Bei einem im Berghofe

vorgenommenen Bau wurden zwei Ziegel der X. römischen Legion von Jos. Widmann gefunden und zwei andere kamen im nebenliegenden Neustädter Klosterhaus, als dasselbe neu aufgeführt wurde, zum Vorschein.

Diese vier Ziegel sind bei Benesau abgebildet. (Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien 1789).

Der Berghof gehört dem Freih. von Bourgeois.

Bergel

oder am Bergel heißt die Stadtgegend von der Bierzeile in das Rothgäßchen, weil sie in der That am Fuße eines Bergleins liegt, wie das genannte Gäßchen und die aufsteigende rothe Thurmstraße zeigt.

Bergl-Haus (Das)

auch das „Haus am Bergl" genannt, liegt zwischen der Dominikanerkirche und dem Barbarastifte; es führt heute die Nr. 667 und gehörte ehemals, wie das genannte Gebäude dem Jesuitenorden. Es erstreckt sich bis auf den Stadtwall, wohin ein schmales Gäßchen führt, und wurde nach Aufhebung des Jesuitenordens, vermöge Verordnung der k. k. Hofkanzlei vom 22. März 1777, mit der Einrichtung des Kellers an Joseph Gerold um 12000 fl. verkauft. Es gehört noch heute in seiner einstöckigen, niedrigen, alterthümlichen Form dem Buchhändler Gerold, der seine Druckerei darin errichtet hat.

Bergopzoomer (Johann und Katharina).

Bergopzoomer wurde den 9. Sept. 1742 in Wien geboren; zuerst war er Buchdrucker, dann machte er als Soldat den siebenjährigen Krieg mit und betrat auf Zureden des Schauspielers Weickern 1764 in Wien das Theater.

Vier Jahre später wurde sein erstes Lustspiel „der Offizier" dargestellt, dem mehrere folgten. Später war er in München und Innsbruck bei der Kurzischen Gesellschaft vier Jahre lang Prinzipal einer trefflichen Truppe und dann in Prag und Wien wieder Schauspieler. 1781 zog er nach Braunschweig, wo seine Frau engagirt war. Er starb am 12. Jänner 1804 als Hofschauspieler in Wien.

Seine polternden Alten, Charakterväter und Tirannen haben ihn berühmt gemacht. Von seinen dramatischen Stücken wurden neun gedruckt und nebstdem wurden 16 nicht gedruckte aufgeführt.

Seine Frau Kathazina, geb. Leidner, genannt Schindler, geb. zu Wien 1753, erhielt daselbst ihre erste Bildung und wurde nach dem frühzeitigen Tode ihrer Eltern, von ihrem Schwager, dem Maler Schindler adoptirt, unter dessen Namen sie auch 1770 als Sängerin die Bühne betrat. Vier Jahre war sie in Wien, machte dann eine Kunstreise durch Deutschland und ging später nach Italien, wo sie ebenfalls Anerkennung fand. 1776 kehrte sie nach Wien zurück, verheirathete sich dort mit dem Vor. und war bis 1781 die beliebteste Sängerin des Hoftheaters. 1782 kam sie zur ital. Oper nach Braunschweig, verließ jedoch dieses Theater nach dem Tode ihres Gatten und ging als erste Sängerin nach Prag, wo sie 1788 starb.

Ihre Stimme war vom reinsten, gediegensten Klange, ihr Vortrag vollkommen kunstgerecht und von dem innigsten Gefühle beseelt, dabei ihr Darstellungstalent nicht unbedeutend. War auch die Opera seria ihr eigentlicher Wirkungskreis, so hat sie doch auch in der Opera buffa mit Glück und Erfolg gewirkt und in ihrer Blüthenzeit soll ihre Laune bezaubernd gewesen sein.

Berliner Handschuhe (Die).

Der k. k. Feldmarschall Andreas Graf von Hadik (geboren 16. October 1710, gestorben 12. März 1790), führte im baie-

rischen Erbfolgekriege den 15. October 1757 eine Unternehmung aus, die seinen bereits erworbenen Kriegsruhm nicht wenig vermehrte. An dem besagten Tage, dem Namenstage der Kaiserin Maria Theresia, bemächtigte er sich mit 3000 Husaren plötzlich und ganz unerwartet der Stadt Berlin, und zog, nachdem er eine Contribution von 310,000 Thalern ausgeschrieben und sich sechs preußischer Kriegszeichen bemächtigt hatte, wieder von dannen, ehe der Fürst von Dessau den Berlinern zu Hülfe kommen konnte. Der Kaiserin schickte Hadik aus dieser Stadt vierundzwanzig Paar feine Frauenhandschuhe als ein ritterliches Geschenk.

Vernardon.

Dieser Mann hieß eigentlich Joseph Felix von Kurz, und wurde in Wien um 1715 geboren; er betrat hier, ein ungemeines Talent fürs Niedrigkomische fühlend, 1737 das Theater, wo er später als Director, lange Zeit hindurch sowohl durch seine selbst gemachten Stücke, als durch sein Spiel großen Beifall fand. Nach Stranitzky war Prehauser beinahe ausschließlich das Haupt der Burleske gewesen, gegen 1745 aber trat Kurz als Nebenbuhler auf, der darauf los ging, den Bühnenthron des Hannswurstes zu stürzen. Kurz war jung, wohlgebildet und mit vielen Anlagen begab. Er hatte

in einer Rolle als Bernardon besonderen Beifall erhalten und faßte daher den Entschluß, künftig immer in dieser Rolle aufzutreten. Er verfaßte die Stücke selbst und sein fruchtbares Genie schien in Erfindung unerschöpflich zu sein. Man sah durch lange Zeit nichts als Bernardoniaden, nämlich: Bernardon's Unglücksfälle; Bernardon der 30jährige ABCschütz; Bernardon's Versprechen; Bernardon's Heirath; Bernardon im Tollhause; Bernardon der calecutische Großmogul u. s. w. Außerdem gab es noch eine Menge anderer Stücke, worin immer Bernardon die Hauptperson war, z. B. die elf kleinen Luftgeister; der Buben- und Weiberkrieg; der Feuerwedel der Venus u. a. Alle diese Stücke wurden extemporirt und nur die Arien waren gedruckt. Bisher war der Charakter des Hannswurstes blos Dummheit gewesen, jener des Bernardons war aber aus Dummheit und Spitzbüberei zusammengesetzt, worin Kurz die größte Mannigfaltigkeit hervorzubringen wußte.

Unter dem Schutze dieser Rolle war er so dreist, den ersten Personen im Staate von der Bühne herab die bittere Wahrheit zu sagen, was sehr behatscht wurde und wodurch er sich viel Beifall erwarb. Diese Stücke waren reich ausgestattet mit Maschinen, Feuerwerken und Verkleidungen; selbst die Anschlagzetteln prangten mit Teufelsfiguren und anderen Fratzenbildern. Der Zulauf zu diesen Bernardoniaden war daher unglaublich, und einige wurden bei übervollem Hause dreißig Mal nach einander gegeben. Selbst der Hof besuchte sie. Maria Theresia sah den Kurz gern spielen, bis er durch eine unverschämte Antwort, die er ihr einst gegeben, so in Ungnade fiel, daß er nie mehr vor ihr erscheinen durfte.

Die vorstehende Abbildung zeigt uns den Bernardon als Wiener Stadtsoldat, von ihren rothen Röcken „Funken“ genannt; beauftragt einen Signalschuß loszubrennen, hat er vorher sein Testament gemacht, welches er in seiner Tasche hat.

Kurz trat 1759 von der Wienerbühne ab, wodurch die Burleske den ersten empfindlichen Stoß erhielt. Der Charakter dieses stabilen Theaterheros war dem des Scapino der italien. Maskenkomödie ähnlich. Dies Genre nannte man Bernardoniaden, und sie fanden nicht nur in Wien auf dem Leopoldstädter Theater ungemeinen Beifall, sondern wurden auch im übrigen Deutschland gegeben. Veredelt schon waren die Donaunymphe, die Teufelsmühle, die Sternenkönigin u. s. w. Als der Zulauf in Wien anfing nachzulassen, reiste er mit einer Truppe nach den Reichsländern, errichtete 1774 eine Truppe in Warschau, gab dieselbe aber nach einigen Jahren wieder auf und starb 1786.

Bertholde.

Der ehemals bestandene Gebrauch lateinischer und französischer Wörter im Geschäftsstyle, hat seiner Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit ungeachtet, zuweilen doch etwas Gutes gestiftet. Ein Beleg hiezu liefert uns der Brandenburgische Resident und Kammerrath, Christian Friedrich Bertholde, der die wichtige Mission hatte, in Wien im Namen des Churfürsten Friedrich III. zu Brandenburg und Herzog von Preußen, die Verhandlung wegen Verleihung des Königtitels zu führen.

Die Sache fand Anfangs große Schwierigkeiten; Bertholde erhielt daher von seinem Hofe in Zifferschrift die Weisung, er solle vorzüglich den P. Wolf, der damals viel Einfluß hatte, evitiren (umgehen, ausweichen), weil dieser sehr dagegen sei.

Der Dechiffrirer des Herrn Bertholde versah sich bei der Auslegung der Schrift und setzte employiren statt evitiren. Obgleich dem Unterhändler dieser

Befehl sehr befremdete, so befolgte er ihn doch und bat den P. Wolf persönlich um seine Unterstützung. Diesem kam die Visite des Bertholdo ebenfalls sehr seltsam vor; er nahm ihn aber wohl auf und sagte: „Ich bin zwar der Sache nicht sehr zugethan gewesen; weil ich aber sehe, daß der Herr Churfürst mir so viel Vertrauen schenkt, so werde ich nicht mehr dagegen sein.“ — Von der Stunde an nahm die Verhandlung einen rascheren Gang und in Kurzem ein so glückliches Ende, daß der Churfürst Friedrich sich am 18. Jänner 1701 in Königsberg unter großen Feierlichkeiten, die beinahe zwei Monate währten, und gegen vier Millionen Thaler kosteten, die Königskrone aufsetzte.

Bethäuser (Die) der augsburgischen und helvetischen Confessionen.

Das Bethaus der evangelisch-lutherischen Gemeinde befindet sich in der Dorotheergasse (1113) und daran stößt (1114) jenes der reformirten Gemeinde. Beide wurden 1783 und zwar auf einem Theile des Grundes des damals aufgehobenen Königsklosters erbaut.

Sie haben jedoch nach der Vorschrift des Toleranz-Ediktes weder Thürme noch Glocken, auch keinen öffentlichen Eingang von der Straße, sondern durch den Hausflur. Anfangs hatten sie eine messingene Klappe am Giebel.

Jenes der helvetischen Confession ist geschmackvoll von Nigelli gebaut und hat eine schöne marmorne Kanzel.

An der Stelle dieses Bethauses stand ehemals das Gebäude der Ritter von Khevenhiller; hier starb Augustin von K. 1519 und Bernhard 1548, die beide bei St. Dorothea begraben wurden.

Im Bethause der evangelisch-lutherischen Gemeinde ist das schöne Altarblatt von Linden. Über dem Altare verewigt eine goldrahmige Quadrattafel das Andenken der von Kaiser Joseph II. erhaltenen Wohlthat durch die Inschrift:

Josepho Secundo, Optimo maximo, grati Augusti. Confess. Addicti R. R.
M.DCC.LXXXIII.

Beide akatholischen Gemeinden feiern noch heute alljährlich ein Toleranzfest.

Sie behaupten unter der protestantischen Bevölkerung des Kaiserthums eine der ersten Stellen.

Die augsb. Conf. zählt im Kaiserstaate gegen 1,220,000 Bekenner, wovon auf die ungarischen Lande 1,050,000 kommen. Die helvetische Confession zählt in der ganzen Monarchie 2,090,000 Anhänger, wovon auf die ungarischen Lande (Ungarn, Siebenbürgen und Militärgrenze) 1,980,000 kommen. Von allen österreichischen Provinzen zählt nur Tirol keine Protestanten. In dem Decennium von 1828 bis 1838 wurden unter 1,713,248 Ehen der nicht ungarischen Provinzen 12,120 gemischte Ehen geschlossen, d. h. eine auf 141.

Bettelwesen (Vorzeitiges).

Die Bettelei war in der Vorzeit für Wien, wie allenthalben, eine große Plage. Es wurden daher zu allen Zeiten Verfügungen getroffen, dem Bettlerunwesen Schranken zu setzen. Friedrich III. gab während der Minderjährigkeit des Prinzen Ladislaus 1443 eine merkwürdige strenge Ordnung über die Bettler und Müßiggänger; diese Ordnung enthielt auch ausführliche Vorschriften für den Bettelvogt, Sterzmeister genannt.

Diese Verfügung zeigt, daß das Bettelwesen damals förmlich organisirt war; wir ersehen daraus auch, wie häufig und allgemein Müßiggang und Arbeitscheu und wie zahlreich und unverschämt das Bettelvolk selbst war. Eben so erfahren wir daraus, daß schon damals an allen Freithöfen in der innern Stadt und in den Vorstädten Stöcke und sogenannte Brecheln

zur öffentlichen Bestrafung der Ausschweifungen der Bettler angebracht waren.

In dieser Bettlerordnung wird das Betteln wie ein erlaubtes Geschäft, wie eine Art Innung betrachtet; denn es wird darin nur das Almosenbegehren derjenigen, welche ein ordentliches Bret und eigenes Erbgut besitzen, so wie das laute Singen und Behelligen an den öffentlichen Plätzen und auf den Freithöfen, ferner das Erheucheln böser, ekelhafter Blattern, fallender und anderer, Abscheu erregender Sucht, so wie falscher Schwangerschaft mit aufgebundenen Kissen, und endlich das Ausleihen der Kinder, die ordentlich verzinst wurden, unter eigener Pön verboten.

Der öffentliche, ärgerliche Strafapparat der Brecheln und Bettlerstöcke verschwand erst unter Maximilian I. (starb den 12. Jänner 1519), zu gleicher Zeit mit den Freithöfen bei den Kirchen.

Noch lange nach der Regierung dieses Kaisers aber sah man in Wien, wie es noch in einigen Gegenden von Frankreich und Italien geschieht, in den verschiedenen Bezirken der Stadt und der Vorstädte, besonders in abgelegenen Gäßchen und in den bestandenen sogenannten Lucken (oder kleineren Vorstädten), zahlreiche hölzerne und kärcherne Büchsen und Becher mit einer Öffnung im Deckel, die groß genug war, daß man ein kleines Geldstück hineinwerfen konnte. Oft vertrat ein alter Beutel von Leder oder Tuch die Stelle dieser Bettelbüchsen. Andere waren an Bäumen befestigt und hingen an den Straßenseiten, ohne daß Jemand sie bewachte, und doch wurde nie ein solcher sich selbst überlassener Almosenstock entwendet.

Den schon so oft in Wien und in Österreich publicirten Verordnungen gemäß, wegen Einstellung des Bettelns, ward den 12. September 1718 „vermög ernstlich erlassener kaiserl. Verordnung, allen Studenten, Handwerksburschen, beschädigten Soldaten, andern armen Manns- und Weibspersonen, wie auch Kindern, dienstlosen Personen, Eremiten, Pilgern, Abbrändlern, Kirchensammlern, Niemand ausgenommen, das bisher geübte Betteln und Singen in- und außer den Häusern, auf den Gässen und Straßen bei Tag oder Nacht nicht allein in der Stadt selbst, sondern auch im ganzen Lande mit Bestrafung Derjenigen, welche dergleichen Bettelleuten und Müßiggehern Unterschleif geben, dergestalt gänzlich verboten, daß kein Bettler mehr hereingelassen, die herin befindlichen entweder alsobald sich von hier in ihr Vaterland oder zu der Grundobrigkeit begeben, widrigen Falls aber durch die aufgestellten Wachen gefänglich eingebracht und entweder durch den gewöhnlichen Schub abgeführt, oder mit ihnen nach den kaiserl. Patenten verfahren, und die noch sich kräftig befindenden zu den Manufakturen, oder nach Beschaffenheit der Umstände auch in das Zuchthaus zur Arbeit geschaffet werden sollen."

Das zum wahren Gewerbe gewordene Betteln war auch in der That keines von jenen, die am wenigsten eintrugen. Alle gangbaren Straßen und öffentlichen Plätze, vorzüglich die Eingänge von Kirchen, Freithöfen und Klöstern, waren mit Geschöpfen jeden Alters, von dem armseligsten Aussehen besetzt, welche Lumpen, Schmutz, ekelhafte Krankheiten und jämmerliche Leibesgebrechen zu Gegenständen des Mitleids machten.

Man glaube aber darum nicht, daß eine schlechte Verwaltung oder die Unzugänglichkeit der vielen milden Anstalten die Ursache dieser einst allgemein verbreitet gewesenen Erscheinung war. — Das Übel lag tiefer und zwar darin, daß das Elend dieser Leute ihr eigentliches Gewerbe war. Sie von ihren Krankheiten zu heilen, würden sie für Raub, und ihnen eine Beschäftigung zu geben, würden sie für Tyrannei gehalten haben. Der Müßiggang war ihr Beruf,

ihre Bestimmung; Krankheit und Krüppelhaftigkeit ihr Vermögen. Auch war damals die öffentliche Aufklärung noch so wenig vorgeschritten, daß die ganze Welt diese Meinung mit den Bettlern theilte. Und in der That war es erst der neuen Gesetzgebung vorbehalten, das Übel großen Theils zu heben; — wir sagen großen Theils, denn noch immer ist die Grundlosigkeit des Satzes, daß ein krankes Bein besser als ein Handwerk, und ein gelähmter Arm ein Schatz sei, nicht erwiesen.

Übrigens fehlt es auch dem Bettlervolke, wie jeder anderen Classe der Stadtbewohner, nicht an markirten, oder in ihrer Art hervorragenden Individuen.

So erwähnt der Geschichtschreiber Thomas Ebendorfer von Haselbach eines Wiener-Bettlers der Vorzeit. Er erzählt: Johann von Schwaben, der unselige Mörder Kaiser Albrechts I. habe nach vollbrachter Schandthat im wilden, verzweiflungsvollen Herumirren durch Wald und Wüste in einem verborgenen Bergwinkel mit einer, ihn nicht kennenden Hirtin einen Sohn erhalten, Lothar genannt, der in den Tagen der Herzoge Rudolph's des Weisen und Albrecht's mit dem Zopfe zu Wien am neuen Markte wie ein blinder Bettler mit jungen, frischen Gesichtszügen, aber kreidenweißem Haare die allgemeine Aufmerksamkeit aller Bewohner der Hauptstadt auf sich zog. Dieser auffallende, bettelnde, junge Greis oder greise Jüngling versammelte täglich durch anziehende Lieder aus der Vorzeit, und durch die vielfach aufgeputzte Kunde seiner verhängnißvollen Abkunft die neugierige Menge in großen Haufen um sich, und wurde bald der Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches. Der genannte Gewährsmann versichert, diesen sonderbaren Bettler oft mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Bei der den Bewohnern Wien's angebornen Liebe zur Mildthätigkeit, läßt sich erwarten, daß dem räthselhaften Bettelmanne ein reichliches Almosen zugeflossen sein wird; dieser befand sich daher jeden Falls wohl dabei, mag nun die Angabe seiner Abstammung in Wahrheit gegründet oder eine bloße Finte gewesen sein. Es fehlt auch der neueren Zeit nicht an originellen Bettler-Exemplaren; denn es ist bekannt, daß das Subject, welches einen schweren Silberlöffel hervorzog, um eine an der Pforte der P. P. Franziskaner oder Capuziner zugetheilt erhaltene Klostersuppe zu essen, nicht die Erfindung jenes dramatischen Volksdichters ist, der diesen Sittenzug auf die Bühne gebracht hat, und daß unsers Wissens jener Besitzer eines schuldenfreien Hauses in einer fernen Vorstadt, der in der innern Stadt und in andern Vorstädten in einer angemessenen Kleidung Tag für Tag fechten (oder betteln) ging, noch nicht im Verzeichnisse der Verstorbenen aufgeführt worden ist.

Bettlerstiege (Die) auf der Laimgrube.

Dieser Bettlerstiege geschieht schon in Urkunden unter Albrecht dem Lahmen und seinem Sohne Rudolph IV. Erwähnung. Diese Vorstadtgegend ist von gemischter Beschaffenheit, denn ihre wenigen Winkelhäuserchen, die viel Ähnlichkeit mit Mausfallen und Eulenhöhlen haben, gehören nach ihrer Territorialeintheilung theils zur Vorstadt Laimgrube, theils zur Windmühle. Dieses Treppengäßchen, das noch heute seiner Armseligkeit wegen, mit Recht den Namen Bettlerstiege führt und die Berggasse am Magdalenengrund ('s Bergl am Rabenstadl) können einander den Vorzug streitig machen, die steilsten und zugleich auch schmalsten öffentlichen Verbindungswege im Umfange der Kaiserstadt seien.

Bei der Bettlerstiege ist diese Beschaffenheit um so bedauerlicher, als sie in

einer weiten Ausdehnung der einzige Punkt iſt, mittelſt welchem der lebhafte Verkehr der Vorſtädte Laimgrube, Spitelberg und St. Ulrich mit der Theatergegend an der Wien und der Vorſtadt Wieden unterhalten wird.

Zu jeder Jahreszeit wimmelt dieſe Stiege, deren beiderſeitige Wände man mit ausgebreiteten Armen berühren kann, von Vorübergehenden, und die fünfzig in drei Abſätzen abgetheilten Stuffen werden in Stundenfriſt tauſend und wieder tauſend Mal betreten. Dieſes ſchon an ſich ſelbſt ſehr beſchwerliche Treppenſteigen wird aber zur Winterszeit, wenn Schnee und Eis jeden einzelnen Tritt zu einer kleinen Schlittbahn gemacht haben, wahrhaft lebensgefährlich; zu dieſer Zeit kann man daher die ganze Länge dieſer abſchüſſigen Stiege mit einem ruſſiſchen Rutſchberge vergleichen, und wer hier beim Herunterfahren mit einem blauen Rücken davongekommen iſt, der kann ſich rühmen, ein Glückskind zu ſein.

Seit einiger Zeit erfreut ſich die Bettlerſtiege einer guten Beleuchtung, was in mehr als einer Hinſicht ein Bedürfniß war; ſeit dieſer Zeit kann man auch ſagen, daß es auf dieſer ſteinernen Hühnerleiter bei Nacht heller als bei Tage iſt. In den häuslichen Räumen dieſer Stiege, beſonders in den unteren Stockwerken herrſcht der hyperboreiſche Tag oder die ewige Nacht; nicht einem Sonnenſtrahl iſt es ſeit Jahrhunderten gelungen, in dieſe enge Mauerſchlucht ein Fünkchen Licht oder ein Theilchen Wärme einzuſchwärzen. Um dieſes noch mehr zu verhindern, ſind einige lichtſcheue Bewohner oder fledermausartige Bewohnerinen dieſer zinstragenden mittelalterlichen Vertieße befliſſen, die ohnehin in einem ſehr kleinen Maßſtabe hergeſtellten Fenſterlein ihrer Wohnungen mittelſt herabgelaſſenen Plahen zu wahren Tempeln der Nacht zu machen, die aber mit jenem zu Schönau keine Vergleichung aushalten.

Die Bettlerſtiege hat ihren Namen nicht etwa von ihrer äußeren bettelhaften Form, ſondern von ihrer einzigen Beſtimmung erhalten; denn zur Zeit, als auf der Laimgrube ſich noch das Franziskanerkloſter St. Theobald erhob, welches dem heil. Capiſtran während ſeiner Anweſenheit in Wien zum Aufenthaltsorte diente, und als die Niederung des dortigen Bergzuges bis zum Mariahilferberge noch die Kothlucke ſtatt Kothgaſſe (was ſie in der That war) hieß, war dieſes Stiegengäßchen der Sammelpatz und Standort der zudringlichſten und verſchmitzteſten Claſſe der Wiener-Bettler; man kann ſagen, daß dieſe lumpentragende After-Innung hier ihre Hauptzeche aufgeſtellt hatte.

Die Vorliebe der Mendicanten für dieſe Gegend muß mehreren Urſachen zugeſchrieben werden. Die über die Laimgrube nach Burkersdorf führende Reichsſtraße war nämlich durch die ganze Zeit, als die Beherrſcher Öſterreich's auch die deutſche Kaiſerkrone trugen, von allen Straßen Wien's die wichtigſte und beſuchteſte, und folglich für die bettelnden Wegelagerer ſchon in dieſer Hinſicht der beſte Erwerbsort. Jenſeits der Laimgruber-Hauptſtraße in der erſten Nähe der Bettlerſtiege breitete damals das Kroatendörfel (oder die Vorſt. Spitelberg) ſeine zahlreichen Schenken und Garküchen aus, worin die Gatterklopfer (Gitterklopfer) und Fechtbrüder mit ihren Geſellinen nach vollbrachtem Tagewerke ſich gütlich thaten, bevor ſie ſich in ihre finſteren Schlafſtätten in der Kothlucke zurückzogen.

Als Curioſität mag hier noch bemerkt werden, daß im J. 1795 auf einem eigenen Leiterwagen eine große Summe Kupfergeldes in vielen Säcken, das eineinziger auf der Bettlerſtiege wohnender Bettler den mitleidigen Seelen abgeſchlichen hatte, auf die Schranne am hohen Markt geführt und dem Polizeifond übergeben wurde.

Beute (Türkische).

Die Beute, welche Wien nach der zweiten türkischen Belagerung 1683 im feindlichen Lager fand, war unermeßlich und belief sich nach der Türken eigenem Bericht über zehn Millionen Gulden. Welche Quantität von Munition und Kriegsrüstungen noch zurückblieb, ist aus dem zu ersehen, was in die Zeughäuser der Stadt eingeführt wurde, nämlich: 2000 Zentner Pulver (man hat zwar 4000 Zentner bekommen, allein durch Unachtsamkeit eines Christen, ist den 13. Sept. Morgens die Hälfte davon im Feuer aufgegangen); 4000 Ztr. Blei, 18,000 metallene und 20,000 eiserne Handgranaten, 10,000 Krampen und Schaufeln, 6 Ztr. Lunten, 20,000 Brandkugeln, 50 Ztr. Harz und Pech, 10 Ztr. Petroleum und Katharina-Öhl, 500,000 Pfund Leinöhl, 50 Ztr. Salpeter, 30,000 Stück verschiedenes Minir-Zeug, 50 Ztr. Zeltmacher-Leinwand, 200,000 härene Sandsäcke, 80 Ztr. türkische Hufeisen und Nägel, 50 Ztr. Batterie- und Brücken-Nägel, 1100 Pechpfannen, 4000 Schaffeln, 20 Ztr. Bindfaden von Kamehl- und Ochsenhaaren, 2000 Hellebarden, 400 Sensen, 500 Janitscharen-Röhre, 600 Säcke gesponnener und ungesponnener Baumwolle, 10,000 ungefüllte Wollsäcke, 2000 eiserne Platten auf Schilde und Rundtartschen. 100 Ztr. Schmeer und Unschlitt, 2000 Janitscharen-Pulverhörner, 2000 lederne Pulversäcke, 4 Blasbälge zu glühenden Kohlen, 50 Ztr. ungearbeitetes Eisen, 200 hölzerne Wagenwinden, 4 ganze Karthaunen, an deren Wägen die Axen von Eisen waren, und wovon eine mehr als 20 Ztr. wog, auch die Räder waren kugelrund und mit eisernen Reifen beschlagen, 1000 große Bomben, 18,000 verschiedene Kugeln, 160 große und kleine Stück, 10 Mörser, 1 Haubitze, 16 große Amboße, 200,000 Brandröhren auf große und kleine Granaten, 8000 leere Munitionswägen, eine große Anzahl dicker Seile zum Stück führen. So hat man auch nebst des Großveziers prächtigem Zelte 15000 andere, theils vornehme, theils gemeine Zelte, 10000 Büffel- und andere Ochsen, 5000 Kamehle, 100,000 Malter Früchte, viele Maulthiere, Rinder und Schafe und andere Thiere erbeutet, wovon das Meiste den Soldaten Preis gegeben wurde, die bald eine Heerde Vieh, bald eine Heerde gefangener Türken vor sich her trieben.

Bevölkerung.

Nach der im Jahre 1843 stattgefundenen Seelenzählung besteht die Bevölkerung der Stadt und der Vorstädte ohne Militär, in 83,724 Familien, welche zusammen 183,454 männliche und 192,479 weibliche, im Ganzen 375,933 Seelen zählen. Dieser Populationsstand hat sich gegen den des Jahres 1840 pr. 357,927 Seelen um 18,006 vermehrt. Um zu sehen, wie außerordentlich sich die Bevölkerung Wien's von einem Conscriptionsjahre bis zum andern, d. i. von drei zu drei Jahren, vermehrt, darf man nur auf das Jahr 1834 zurückgehen, wo die Bevölkerung in 326,353 Seelen bestand, und sich bis 1837 um 8147 Seelen vermehrte. Die Bevölkerung des Jahres 1837 von 334,500 Seelen hat sich gegen 1840 mit 357,927 Seelen um 23,427 Seelen vermehrt. Im Ganzen also hat sich der Populationsstand von 1834 bis 1843, mithin innerhalb neun Jahren, um 49,380 Seelen vermehrt. — Wenn wir das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander betrachten, so zeigt sich, daß die weibliche Bevölkerung die männliche noch übersteigt, jedoch nicht mehr so bedeutend wie früher. Im J. 1834 hat das weibliche Geschlecht das männliche noch um 20,001, 1837 nur um 12,386, 1840 um 11,441 Köpfe, und 1843 nur mehr um 9025 Köpfe überstiegen. Welch' für das weibliche Geschlecht erfreuliches Resultat; denn vielleicht in Kurzem wird die Zahl der

Männer jene der Weiber übertreffen. — Rechnet man die Garniſon und Militärs mit 15000 Seelen zu der oben angegebenen Summe der männlichen Bevölkerung, ſo kann man mit Grund annehmen, daß ſchon dermalen in Wien die Zahl der Männer jener der Weiber gleichkommt. Unter der männlichen Bevölkerung befanden ſich im J. 1843, 615 Geiſtliche, 3485 Adelige, 5823 Beamte und Honoratioren und 13,182 Gewerb-Inhaber, Künſtler, Kunſtzöglinge und Akademiker.

Im Jahre 1843 wurden 3686 Paare getraut.

Geboren wurden 17948 und zwar 9294 Knaben und 8654 Mädchen. Geſtorben ſind 15462, nämlich 4617 Männer und 3556 Knaben, und 4175 Weiber und 3124 Mädchen, Todtgeboren ergaben ſich 791.

Nach einer ungegründeten Sage ſoll Wien unter Carl VI. zwiſchen 1720—1730 die meiſten Einwohner gehabt haben, nämlich 500,000 Seelen. Küchelbecker findet das ſehr wahrſcheinlich und Reifenſtuhl nimmt ſie 1702 trotz Peſt und Türkenkrieg ſogar mit 600,000 an.

Biberbaſtei (Die).

Sie erhebt ſich nächſt der Ferdinandsbrücke zwiſchen dem Rothenthurm-Thor und der Hauptmauthbrücke und hat ihren Namen vom alten Biberthurme. (Siehe daſ.)

Von dieſer Baſtei genießt man einer durch ihre Lebhaftigkeit und Entfernung bemerkenswerthen Ausſicht über den Donau-Canal auf die Leopoldſtadt und bis auf den Kahlenberg. Vor etwa zwanzig Jahren benutzte ein ſpeculativer Caffehſieder dieſe ſchöne Lage der Biberbaſtei, um darauf ein elegantes Caffehhaus zu errichten, welches nach dem Abbruche der vormaligen, ſtarkbeſuchten Milanoſchen Caffehhütte auf der Burgbaſtei einen guten Fortgang verſprach. Es kam aber anders und nach Jahresfriſt verſchwand das Caffehhaus ſpurlos von der Biberbaſtei. Trotz ihrer ſchönen Raumhältigkeit ſcheint überhaupt dieſer Stadttheil wenig geeignet zu ſein, zum Standpunkte öffentlicher Unternehmungen zu dienen, denn auch das hier im J. 1840 von Hrn. Sartorius in einer eigenen Hütte aufgeſtellt geweſene plaſtiſche Modell der inneren Stadt Wien hatte ſich keines ſtarken Beſuches zu erfreuen.

An Wohngebäuden trägt dieſe Baſtei eine Gruppe von zwölf Häuſern mit den Nummern 657—661 und 1174—1180, die ein Sackgäßchen bilden und die mit ihrem geſammten Flächeninhalte es kaum mit einem Hauſe von gewöhnlicher Größe aufnehmen. Dieſes Häuſer-Dutzend, oder, wenn man lieber will, dieſe Dutzend-Häuſerchen werden ſcherzweiſe der Raitzenwinkel genannt, weil ſie größten Theils von Griechen oder ſogenannten Raitzen bewohnt werden, und aus dieſem Raitzenwinkel machte die Mundart des gemeinen Mannes einen Ratzenwinkel, was um ſo leichter in Schwung kommen konnte, als das ſchieflaufende, ſich immer mehr verengende Sackgäßchen wirklich einem Ratzenloche gleicht und ſeiner Beſchaffenheit nach ein wahres Seitenſtück zum ſogenannten Ratzenſtadl in der Vorſtadt iſt.

Man hatte ſich vor einiger Zeit dieſen Ratzenwinkel zum Vorwurf ſcherzhafter Bemerkungen gewählt und ſtellte ſich in Beziehung auf dies nur wenige Schritte breite Gäßchen die Frage, in welchem Stadtrevier können ſich Gegenüberwohnende Beſuche abſtatten, ohne zur Thüre ihrer Wohnungen hinauszugehen. Die Anwort lautete, im Raitzenwinkel, wo man aus den Fenſtern der einen Häuſerreihe in jene der vis-à-vis Häuſer ſchreiten könne, ohne eben das Fußgeſtell des Koloſſes von Rhodus zu beißen. In einigen dieſer Häuſerchen ſind die Thüren, Treppen und Gänge ſo knapp bemeſſen, daß behauptet wird, man dürfe eine nach der neueſten Mode mit Steif-

und Reifröcken aufgeputzte Dame nur dahin führen, um die wahre leibliche Perfekzie derselben an den Tag zu stellen.

Biberthurm.

Dieser alte, gewaltige und höchst wahrscheinlich von den Römern herstammende Thurm stand in der Gegend des heutigen Gasthauses „zum Biber;“ er kommt schon zu Ottokar's Zeit vor und wurde erst im Anfange des 18. Jahrhunderts abgebrochen. Er diente zum Aufbewahrungsorte städtischer Requisiten und man hat auch Spuren, daß er einige Zeit hindurch als Gefängnißort gebraucht wurde. Dieser Thurm war besonders zur Zeit der Belagerung Wiens durch König Mathias Corvin von Ungarn von Wichtigkeit. Am 17. März 1483 legten die Ungarn im untern Werd (Leopoldstadt) dem Biberthurm gegenüber eine große Schanze an, die Besatzung der Stadt machte den 18. einen Ausfall darauf, tödtete 60, verwundete 23 und führte 211 Feinde gefangen mit sich fort, nachdem sie den Schanzzeug in die Donau geworfen hatte. Dennoch wurden die Arbeiten von den Ungarn fortgesetzt und vollendet, obgleich vom Biberthurme ununterbrochen auf die Arbeiter gefeuert und ihr Hauptmann sogar getödtet wurde. Er hieß eigentlich Pyberthurm, vom Herrnhause des ritterlichen Geschlechtes der Pyber, wie aus Urkunden hervorgeht. Otto der Pyber und seine Schwester Elsbeth, Custerin (Custodin) im Nonnenkloster Imbach erscheinen 1299 in frommen Vermächtnissen in Wien, im Jahre 1316 ein Dusing der Pyber u. a. m.

Unbekannt mit diesem alten verburgrechteten Hause dachten einige beim Pyberthurm an Biber im Stadtgraben oder in der nahen Donau.

Während der ersten türkischen Belagerung 1529 erschien den 1. Oktober beim Biberthurm auf der Seite gegen die Schlagbrücke ein Türke, der dringend eingelassen zu werden verlangte; er sagte der Wache, daß er, obgleich in der Türkei erzogen, von christlichen Eltern abstamme und entschlossen sei, wieder zum christlichen Glauben zurückzukehren. Man öffnete ihm die Stadt und seine Aufnahme war für sie von großem Nutzen, denn er theilte wichtige Auskünfte nicht nur über die Stärke der feindlichen Armee, über die Anzahl ihrer Feldstücke, ihrer Schiffe und Kamehle, sondern auch über die wichtigsten Anschläge der Türken mit, daß sie nämlich gesonnen wären, die Mauern und Thürme durch Minen über den Haufen zu werfen und so durch Sturm die Stadt einzunehmen. Er zeigte auch die Gegenden an, in welchen bereits die ersten Minen angelegt waren. Der General Wilhelm von Roggendorf nahm diesen christlichen Überläufer in seinen besonderen Schutz und versorgte ihn lebenslänglich.

Bibliotheken.

In den Büchersammlungen Wiens ist ein Schatz wissenschaftlicher Werke aufgehäuft, die nur derjenige würdigen kann, der wenigstens die vorzüglichsten derselben kennen zu lernen Gelegenheit hatte; diese sind:

Die Bibliothek Seiner Majestät des Kaisers;

die k. k. Hofbibliothek; jene

der Augustiner, Augustinerg. (1158);

der Akademie der bildenden Künste, Annagasse (980);

der Barmherzigen Brüder, in der Leopoldstadt (325);

der Capuziner, am neuen Markt (1056);

des Erzherzogs Carl, Augustinerbastei (1160, Eintritt Montag und Donnerstag von 9 bis 12 Uhr);

der Dominikaner, Dominikanerplatz (669);

des Fürsten Esterhazy, Alservorstadt, rothes Haus (197); (Sieh Esterhazy.)

der Franziskaner, Franziskanerplatz (913);

des Grafen von Harrach, Freiung (225);

des Hofkriegs-Archivs, am Hof (431); (Sieh Archive.)

der Ingenieur-Akademie, Laimgrube (186);

der Josephs-Akademie, Alservorstadt (121);

des Grafen Khevenhüller-Metsch (Sieh Khevenhüller);

des Fürsten von Lichtenstein, Herrngasse (231);

des Löwenburgischen Convikts, Josephstadt (135);

des Musik-Vereins, unter den Tuchlauben (559);

der Orientalischen Akademie, Jakobergasse (799);

des Polytechnischen Instituts, Wieden (28);

des Herrn Demeter Postolaca (S. Postolaca);

des Stiftes Schotten, im Schottenhof (136);

der Serviten, Rossau (90);

der k. k. Sternwarte, Bäckerstraße (749);

der Theresianischen Ritterakademie, auf der Wieden (806);

der k. k. Universität, Dominikanerplatz (612).

Bibliothek (Hof-).

a) Das Gebäude.

Dieses Gebäude wird für das schönste Bauwerk Wiens gehalten. Es nimmt die ganze Südwestseite des Josephsplatzes ein und ist ein Denkmal Carl des VI., wozu Fischer von Erlach die Pläne entwarf und den Bau auch selbst leitete. Es stand 1726 vollendet, indessen litt es Anfangs unter der ungeheueren Last des daselbst aufgehäuften Bücherschatzes und mußte daher 1769 reparirt werden, was auf das dauerhafteste geschah. Damals war jedoch das herrliche Gebäude noch hinter einer hohen Mauer versteckt, welche von der heutigen Reitschule bis zur Ecke der Augustinerkirche hinlief und die vorige Sommer-Reitschule einschloß. Diese Mauer ließ Kaiser Joseph II. wegräumen, rief dadurch den nach ihm genannten Josephsplatz hervor und verschaffte dem Publikum den freien Anblick des herrlichen Bibliothek-Gebäudes.

Im vorspringenden Mittelgebäude derselben zeigt sich eine achteckige Kuppel, worauf Minerva, die Beschützerin der Wissenschaften, mit der Quadriga thront, Unwissenheit und Neid unter den Hufen der Rosse zermalmend. Die darunter befindliche Inschrift heißt:

Carolus Austrius D. Leopoldi Aug. F. Aug. Rom. imp. p. p. bello ubique confecto instaurandis fovendisque litteris avitam bibliothecam ingenti librorum copia auctam amplis exstructis aedibus publico commodo patere jussit.

CIↃIↃCCXXVI.

Josephus II. rom. imp. et M. Theresia mater augg. fundamentorum et fornicum substructione restaurari jusserunt

CIↃIↃCCIXIX.

Zur Rechten der Göttin erblickt man den Riesen-Atlas mit dem Globus, umgeben von allegorischen Gestalten der Astronomie; links steht die Göttin der Erde, Tellus, mit der Erdkugel und den allegorischen Gestalten der Geometrie.

Für den Allerhöchsten Hof ist ein besonderer, von Maria Theresia eröffneter Eingang in den Gängen der Burg auf der Redoutensaal-Stiege. Das Publikum hat den Zutritt über die große Prachttreppe (sieh daf.) auf der linken Seite des Josephsplatzes.

Der unbeschreiblich imposante große Bücher saal selbst ist 240 Fuß lang und 54 Fuß breit. Er ist äußerst reich und ge-

schmackvoll verziert und einer der schönsten Säle Europas überhaupt. In seiner Mitte erhebt sich die auf acht Säulen ruhende, majestätische Kuppel, welche dem Gebäude das Ansehen eines grandiosen Tempels gibt, in dessen Mittelpunkt die lebensgroße Statue Carls VI. aus cararischem Marmor steht. Gold, Marmor und Gemälde von Daniel Gran sind darin verschwenderisch angebracht.

Das prächtige Plafond-Fresko-Gemälde ist das Meisterstück dieses Künstlers, alle Wissenschaften bilden darin in symbolischen Figuren einen freundlichen Kreis.

Rings um den Saal läuft eine großartige Gallerie, zu welcher vier in riesigen Pfeilern verborgene steinerne Treppen führen. Sowohl diese Gallerie als die mit Medaillons gezierten Bücherschränke sind von Nußbaumholz geschmackvoll gearbeitet und reich vergoldet.

An der Bibliothek befindet sich das Lesezimmer, da in den Bibliothekssaal Niemand als zur Besichtigung zugelassen wird. Bücher nach Hause zu nehmen, ist nicht erlaubt. Die Bibliothek ist täglich, außer den Sonn- und Feiertagen und der Ferienzeit von 9 bis 12 Uhr für Jedermann offen. Geschlossen ist sie 14 Tage zu Weihnachten, 8 Tage zu Ostern, 8 Tage zu Pfingsten und den ganzen September wegen der darin vorzunehmenden Reinigung.

b) Der Bücherschatz.

Diese unschätzbare Bücherssammlung wurde von Kaiser Maximilian I., dem großen Freund der Künste und Wissenschaften gegen Ende des 15. Jahrhunderts gegründet. Ihr Lokale war damals bei den Minoriten im Stockwerke neben der Johanneskapelle, für welches das Kloster vom Hof einen Zins bekam. Unter Kaiser Leopold I. machte der Bücherreichthum einen größeren Raum zum Bedürfniß, im Jahre 1663 wurde die Sammlung daher in jenen Theil des Schweizerhofes übersetzt, wo sich jetzt die Schatzkammer befindet. Da sich unter Kaiser Carl VI. durch seine und seiner Vorfahren, Rudolph II., Ferdinand III. und Leopold I. Bereicherungen die Menge der Bücher schon über 100,000 Stück belief, so sah sich dieser Fürst veranlaßt, das herrliche heutige Bibliothekgebäude herzustellen.

Die erste Sammlung Maximilians I. bestand aus den ersten deutschen Druckwerken, aus den von Friedrich III. hinterlassenen, und aus den aus einigen Klöstern erhaltenen Handschriften. Hierzu kamen nach der Zeitfolge, folgende Bereicherungen:

Der Bücherschatz des bekannten Conrad Celtis (Meissel), ersten Aufsehers der Bibliothek, der den Hof zum Erben seiner Bücher einsetzte;

die reichhaltige Ofner Bücherssammlung des Königs Mathias Corvinus, im Jahre 1526;

im Jahre 1541 viele Bücher aus dem Nachlasse des Wiener Bischofes Faber und die Sammlung des Johann Dereschwamm von Hradiczin;

unter dem bekannten Dr. Wolfgang Laz kamen durch den kais. Gesandten zu Constantinopel, durch Ankauf viele griechische und orientalische Handschriften hinzu; so wie im Jahre 1595 Lazens eigene sehr reichhaltige Bücherssammlung;

der im Jahre 1635 gestorbene Bibliothekvorsteher Sebastian Tengnagel vermachte der Hofbibliothek nicht nur den größten Theil seines eigenen Bücherschatzes, sondern sie erhielt unter ihm auch die Sammlungen des Hugo Blotius, seines Vorgängers, so wie auch jene des kais. Historiographen, Johann Sambuck;

unter Tengnagels Nachfolger, Wilh. Rechberg, kam die reiche Raimund Fugger'sche Sammlung dazu;

unter Mathias Mauchler die Bücher und Handschriften des berühmten Astronomen Tycho de Brahe, des Wilh. Shikard,

Möstlins, Kepplers und Peter Gassendi's;

unter Peter Lambeck im Jahre 1674 der reiche, vom Erzherzoge Ferdinand von Tirol gesammelte Schatz an Büchern und Handschriften des Schlosses Ambras, so wie die spanische Bücher-Sammlung des Marquis von Gabrega; im Jahre 1680 durch Lambek's Tod seine eigene Sammlung;

unter Daniel Nessel die erzherzogliche Bibliothek aus Innsbruck; von 1711 bis zum Tode Carls VI. (1740) die Sammlungen des Freiherrn von Hohendorf aus den Niederlanden, des Erzbischofs Valenzi, durch die alten Handschriften, welche Apostolo Zeno in Venedig und Alexander Riccardi in Neapel sammelten; die äußerst reichhaltige, 15,000 Bände starke und berühmte Bücher-, Handschriften- und Kupferstichsammlung des (1736) verstorbenen Prinzen Eugen von Savoien;

unter Gerhard van Swieten die Universitäts- und Magistrats-Bibliothek, so wie die Starhemberg'sche; nach dem Tode Kaisers Franz I. (1765) dessen Privatbibliothek;

unter der Regierung Josephs II. die Büchersammlung vieler aufgehobenen Klöster und Stifte, durch reichlichen Ankauf bei der Bücherversteigerung des Herzogs von la Vallière in Paris ein großer Schatz von Inkunabeln und ältern Druckwerken, nach Josephs Tode seine eigene Bücher-Sammlung, und

unter der Regierung Franz I. bedeutende Erwerbungen aus Venedig und Salzburg.

Dem im Jahre 1703 zum Bibliothekar ernannten Johann Benedikt Gentilotti von Engelsbrunn verdankt die Bibliothek das genaue Verzeichniß der Manuskripte, welches in zahlreichen Foliobänden dort aufgestellt ist.

Kaiser Carl VI. erklärte die Bibliothek, welche bisher Privateigenthum des Hofes gewesen war, zu einem öffentlichen Institute. Zu ihrer fortwährenden Bereicherung sind jährlich 15,000 fl. C. M. angewiesen, auch besteht die Verordnung, daß von jedem in der Monarchie erscheinenden Buche dahin ein Exemplar geliefert werden muß.

Die Anzahl der Hauptsammlung von Büchern, welche theils in den Schränken, theils in den 16 kleinen Cabineten der obern und untern Abtheilung des großen Saales aufgestellt sind, beträgt gegen 400,000 Bd. Die Sammlung alter Druckwerke (Inkunabeln) aus dem 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts befindet sich in einem, links am Ausgange der Bibliothek gegen die Burgseite gelegenen, großen Zimmer geordnet. Die Handschriften belaufen sich auf 12,000 und sind in drei besonderen Zimmern aufbewahrt, wovon das untere links am Eingange des großen Saales die größten Seltenheiten einschließt.

Die Sammlung der Holzschnitte und Kupferstiche beläuft sich auf ungefähr 300,000 Blätter in 800 Bänden, worunter 217 Bände mit Porträten sind. Sie beginnt mit der Erfindung der Holzschneide- und Kupferstechkunst.

Zu den größten Seltenheiten der Bibliothek gehören:

1. Das Original des römischen Senatus consultum, wodurch im Jahre der Stadt 567 (186 J. vor Christi G.) die Bacchanalien verboten wurden, auf einer Metalltafel.

2. Ein sehr alter Purpurcodex, eine unentzifferbare Hieroglyphenschrift der alten Mexikaner in symbolischen Figuren auf einer mit Kalk bereiteten Hirschhaut von 65 Blättern, gemalt, welche Robertson in seiner Geschichte von Amerika hat abzeichnen lassen.

3. Des h. Hilarius von Poitiers Wer

über die Dreieinigkeit, aus dem 4. Jahrh. auf echtem Papyrus.

4. Ein Bruchstück des 3. Conciliums von Constantinopel (680 — 84), ebenfalls auf Papyrus.

5. Zwei Kräuterbücher des Dioscorides im Manuscript auf Pergament, mit gemalten Pflanzen aus dem 5. Jahrhunderte.

6. Das Psalmenbuch der h. Hildegard, Gemalin Kaisers Carl des Großen, ganz mit Goldschrift auf Pergament.

7. Einige Blätter aus dem Koran, auf Pergament, aus dem 9. Jahrh. mit alter kufischer Schrift.

8. Ein Evangelienbuch auf Pergament mit Goldlettern und Miniatur-Gemälden vom Jahre 1368.

9. Die Bibel Kaiser Wenzels mit auf Goldgrund gemalten Vorstellungen, in deutscher Sprache auf Pergament, 3 Foliobände.

10. Das Gebetbuch Mariens von Burgund, Gemalin Maximilians I., lateinisch auf Pergament, mit biblischen Vorstellungen in Miniatur.

11. Torquato Tasso's eigene Handschrift seines zweiten epischen Gedichtes: Gerusalemme conquistato.

12. Ein Koran in Form einer großen wälschen Nuß mit schönster türkischer Schrift auf feinstem Pergament, beim Entsatze Wiens im Jahre 1683 erbeutet.

13. Das Original der berühmten Peutinger'schen Tafel.

14. Der Codex, enthaltend die fünfte Decade des Livius.

15. Die Manuskripte Kaiser Carls V.

16. Das Original der Verhandlung von dem, im Jahre 1267 in der St. Stephanskirche gehaltenen Provinzial-Concilium.

17. Die orientalischen Manuskripte, welche im J. 1677 in Constantinopel gekauft worden sind.

18. Die Sammlung der türkischen, arabischen und persischen Bücher, welche in der zu Anfang des 18. Jahrh. von der Pforte in Constantinopel errichteten Buchdruckerei gedruckt worden sind.

19. Stücke von der echten, alten ägyptischen Papierstaude.

20. Eine Menge wichtiger Werke in seltenen Ausgaben auf dem sogenannten Großpapier, worunter die prächtige Bibliothek des Prinzen Eugen von Savoien besonders hervorsticht. Diese besteht aus 15,000 Büchern, alle schön in rothem und blauen Marequin gebunden und aus 837 Manuskripten, worunter sehr werthvolle und seltene sind.

Bibliothek (Privat-) Sr. Maj. des Kaisers.

Diese von Franz I. herstammende, hochinteressante Sammlung befindet sich in einem schönen, zwei Stockwerke hohen Lokale, welches unmittelbar an die Appartements stoßt, welche dieser Fürst bewohnte. Gründer derselben war nach der österr. National-Encyklopädie der Kaiser Franz selbst, welcher seit frühester Jugend diesen Bücherschatz anlegte und allmälig mit beträchtlichen Kosten aus seiner Privat-Chatoulle vermehrte. Die Bücher, welche sich auf mehr als 40,000 Bände belaufen und die auserlesensten Werke aus allen Fächern der Wissenschaften umfassen, sind in drei Sälen aufgestellt. Das zweite aus zwei Sälen und einem Cabinete bestehende Stockwerk ist zur Aufbewahrung der sehr reichhaltigen Kupferstichsammlung bestimmt. Am reichsten besetzt sind die Fächer der Philologie und klassischen Literatur, der Reisebeschreibungen, der Geschichte sammt ihren Hilfswissenschaften, der Naturgeschichte, besonders der Botanik und Ökonomie, und endlich der schönen Wissenschaften und Künste. Das Fach der Jurisprudenz ist seit dem Ankaufe der von dem verstorbenen Hofrathe Peter Anton Freiherrn von Frank hinterlassenen Büchersammlung ebenfalls sehr bedeutend

vermehrt. Unter einer Menge Pracht- und Kupferwerke, welche Deutſchland, Frankreich, England, Italien und Spanien hervorbrachten, ſind folgende, als bibliographiſche Seltenheiten beſonders erwähnungswerth: 1. Fontanis opera inedita. Ed. Ang. Majo. Mailand 1815. Das einzige Exemplar, welches auf Pergament abgezogen wurde. — 2. Flore medicale par Fr. Chaumeton, Paris 1813 — 20, mit den Originalgemälden von Turpin und Mad. Panckouke, von welchem Werke nur zwei Exemplare auf Pergament abgezogen wurden, deren eines der König von Frankreich erhielt. — 3. Lucani Pharsalia curante Angelo Ilycino (d'Kiel). Wien, Degen 1814, auf Pergament. — 4. Die Produkte aus den erſten Zeiten der Buchdruckerkunſt belaufen ſich über 200. — 5. Auch beſitzt die Bibliothek koſtbare und ſeltene Manuſkripte, worunter einige auf Pergament geſchrieben und mit Miniaturen verziert ſind. — 6. Mehrere liturgiſche Werke, worunter das Breviarium Romanum zum Gebrauche Carls des Kühnen von Burgund, von Johann Gilemans, Canonikus und Superior der Auguſtiner in Brüſſel, welcher 1487 ſtarb, eigenhändig in acht dicken Foliobänden geſchrieben. — 7. Mehrere Pſalmen in Iberiſch-Georgianiſcher Sprache und Schrift, Evangelien, Lectionen aus Briefen des Apoſtels Paulus in coptiſcher Sprache und Schrift, mit arabiſchen Aufſchriften, ein griechiſches Anthologium ꝛc. Endlich 8. ein ſehr intereſſantes Werk von 3 Bänden in Folio mit allerlei Thieren auf Pergament, von Georg Höfnagel für Kaiſer Rudolph II. gemalt, und 35 chineſiſche Werke verſchiedenen Inhaltes. Die Sammlung von Kupferſtichen und Handzeichnungen iſt in 950 großen Portefeuilles aufbewahrt, deren 900 mehr als 15,000 Porträts enthalten, worüber ein Catalog mit biographiſchen Notizen vorhanden iſt. Die Sammlung der einzelnen und auf Leinwand aufgezogenen Landkarten und Pläne belauft ſich auf mehr als 3000, nebſt 107 gebundenen Atlanten.

Biedermannsdorf

liegt ſüdöſtlich drei Stunden von Wien, zwiſchen dem Medlingerbache, (auch Mühl- und Grünbach genannt) der über Neudorf von Mödling und dem Krottenbache, der von Brunn und Enzersdorf kömmt, und ſich zu Achau mit dem Medlinger- und Badnerbache (der auch Hahnenbach heißt) vereiniget. Der Ort war der Sage nach in früheren Zeiten mehr gegen den Krottenbach erbauet und wurde deßhalb auch Krottendorf genannt. In der angezeigten Richtung ackern die Bauern noch häufig Grundgemäuer aus.

Zur Zeit Herzog Albrechts III. mit dem Zopfe, war hier ein großer Teich bis Guntramsdorf hin gezogen, ja von ihm ſelbſt angelegt worden. Daß in dieſer Gegend mehrere große Teiche waren, wird beſtätiget durch die vielen langen Dämme, die gegen Guntramsdorf noch ſichtbar ſind und durch die Namen vieler Grundſtücke, die bis jetzt noch Teichäcker, Teichwieſen, Teichgärten heißen.

Dieſe ausgetrockneten Teichgründe gehörten faſt alle zum blauen Hofe in Larenburg (jenem Theile des k. k. Luſtſchloſſes, welcher der Pfarrkirche gegenüber ſteht).

Biedermannsdorf war der Herrſchaft und Veſte Lichtenſtein eingevogt. Im Jahre 1607 beſaß es Leonard Vekh. Unter Baron Königsacker wurde Neudorf der Vogtherr, wovon er Beſitzer war. Unter deſſen Nachfolgern iſt Neudorf und Biedermannsdorf an den Erzbiſchof von Wien, Grafen Kollonitſch, käuflich gelanget, welcher beide dem Wiener Erzbisthum einverleibte, letzteres jedoch unter der Bedingung, daß ſein Vetter, General

Kollonitsch, selbes wieder einlösen und verkaufen könne, was auch geschah. Seit dem ist Wiedermannsdorf eine für sich bestehende Herrschaft und das Haus, der Wasenhof, vom Cardinal Kollonitsch neu erbauet, ist das herrschaftliche Schloß. Er hatte in demselben eine Privat-Capelle zu Ehren der Mutter Gottes und des h. Florian 1739 errichtet, zu der von Außen der Eingang führte.

Im Jahre 1788 war Johann Paul Kaltner, ein Braumeister, Besitzer des Wasenhofes und zugleich Ortsherrschaft. Gegenwärtig ist der Besitzer dieser Herrschaft Joseph Freiherr de Traur de Wardin. Er hat den untern Theil der Capelle in die Amtskanzlei umgestaltet, den oberen aber seinem Bestandbrauer zur Vergrößerung seiner Wohnung überlassen; das Altarblatt, die heil. Jungfrau und den heil. Florian vorstellend, verehrte er der Pfarrkirche.

Ein anderer Freihof in Wiedermannsdorf ist der Waffenhof, so genannt von dem Herrn von Waffenberg, Besitzer von Lichtenstein, dem er ehemals gehörte. Von seinen auf einander folgenden Besitzern hieß er Perlas-, 1753 Wildzek- und 1764 Kettulinsky-Hof. Im Jahre 1806 finden wir Carl Swoboda im Besitze dieses Hofes.

Der dritte Freihof ist der Rohrhof, den 1503 Paul von Haiden zu Dornau besessen hatte. Im Jahre 1533 kam er an Wolfgang Karling, den Besitzer von Neudorf, und 1544 mit einem kaiserl. Freiheitsbriefe an Dr. Johann Enzianer, der ihn 1562 dem Leonard Freiherrn von Beck verkaufte.

Im J. 1642 sehen wir diesen Hof als ein Eigenthum der Isabella, einer Tochter des Grafen Ludwig von Isolany, welche diesen Hof dem Kloster zu St. Jakob in Wien, wohin sie als Nonne ging, vermachte. Nach Aufhebung dieses Klosters wurde er käuflich hindangegeben und es brachte ihn 1791 Georg Preiß, ein Müllermeister, an sich.

Der hiesige Pfarrer Georg Mühlpacher (1592 — 1594) erlaubte sich im Geiste der Reformation ganz eigenmächtige Abweichungen von der katholischen Kirchen-Disciplin. Er wurde seines Betragens wegen abgesetzt. Auch sein Nachfolger, Wolfgang Gäßler (1600) sollte vor dem Consistorium über die gegen ihn gerichteten articuli inquisitorii, welche noch vorhanden sind, Rechenschaft geben. Allein er erwartete sein Absetzungsurtheil nicht, sondern entwich.

Es verfloß noch beinahe ein halbes Jahrhundert, ehe hier der Protestantismus völlig aufhörte und im Jahre 1613 legte der protestantische Schmid des Ortes, Leonard Volkmayer, Feuer an; wodurch Kirche und Pfarrhof eingeäschert wurden.

Als die Abtragung der Kirche Alters halber 1727 nöthig geworden war, schickte die Vorsehung dieser Gemeinde in Raymund Grafen von Rialp de villana Perlas, der sich den Waffenhof, zwischen dem Pfarrhofe und der Kirche gelegen, erkaufte und baute, um dort während des Sommeraufenthaltes des Hofes zu Laxenburg, wohnen zu können, einen großen Wohlthäter. Er legte im J. 1727 3000 fl. auf den Altar, als Beisteuer zum Baue einer schöneren Kirche; die Gemeinde legte 1000 fl. dazu, und so wurde die neue, lichte und freundliche Kirche gebaut, nach dem Risse des Franz Jankel, Baumeisters der Carlskirche zu Wien und im folgenden Jahre 1728, den 26. Mai, vom Bischofe Kollonitsch eingeweiht.

Zugleich ließ Graf Perlas den Thurm um 2½ Klafter erhöhen, der nach 30 Jahren wieder baufällig, von der Gemeinde neu hergestellt wurde. Im J. 1760 ließ die Gemeinde den prächtigen neuen Hochaltar mit dem Blatte des heil. Johann des Täu-

fers, als Kirchen-Patrons, das ein Maler aus Tulln, Joseph Talkmann, verfertiget hatte, errichten.

Die Trennung von Achau, welche nach dem neuen Pfarr-Errichtungsplane Josephs II. auch diesen Ort traf, der seit 1600 mit Biedermannsdorf vereinigt war, konnte leicht den Verdacht erregen, daß bei der Auspfarrung von Achau Biedermannsdorf einen Theil der Dotation derselben vorenthalten habe; und dieser Verdacht brach in offener Fehde aus, welche mehrere Jahre mit vieler Heftigkeit geführt wurde.

Endlich erschien eine Hof-Entschließung vom J. 1790, in welcher befohlen wurde, den Pfarrer von Biedermannsdorf in allen seinen damaligen Einkünften zu belassen.

Bierglocke bei St. Stephan.

Diese Glocke erhielt ihren sonderbaren Namen, weil sie nach alten Polizei-Satzungen, nach Verschiedenheit der Jahreszeiten und der politischen Zustände das Zeichen zur Schließung der Bier- und Weinhäuser der Stadt und der Vorstädte gab. Sie hing vormals in dem Heidenthurme des Stephansdomes gegen den Bischofhof, wurde im Jahre 1457 gegossen und 1772 umgegossen.

Schon zwei Jahre nach ihrem Bestehen (1450) bei den blutigen Unruhen wegen des Bruderzwistes zwischen Friedrich III. und Albrecht erhob sie ihre warnende Stimme. Damals wurde zum ersten Mal verordnet, daß nach dem Läuten der Bierglocke Niemand mehr ohne Licht sich auf der Straße zeigen solle. Vorher wurde dieses Zeichen mit einem großen Horn gegeben, welches im J. 1449 durch den Blitz vernichtet und im J. 1450 durch den Orgelbauer Ehrhard wieder hergestellt wurde.

In demselben Jahre verordnete der junge König Ladislav (Posthumus), daß Niemand nach dem Hornblasen ohne Licht über die Gasse gehen dürfe, ein Befehl, der zur Reformationszeit, vorzüglich der in nächtlicher Weile oft frevlerisch angefallenen Priester wegen, erneuert werden mußte. Damals war überhaupt die Unsicherheit der Stadt Wien so sehr gestiegen, daß Kaiser Ferdinand I. den 23. Jänner 1561 mit der nachfolgenden Verordnung alle öffentlichen Volksfeste einstellte und befahl, daß nach dem Klang der Bierglocke von St. Stephan Niemand ohne Licht auf der Straße gehen dürfe. Diese Verordnung lautet:

„Abstellung der Mumereien und Schlittenfahrten in Wien, bei Gelegenheit der von protestantischen Landherrn öffentlich producirten Spottmasken und Spottaufzüge, und der darüber am Stephansfriedhof und am Kienmarkt vorgefallenen blutigen Raufereien.

Wien am 23. Jänner 1561.

Von der Röm. kais. Maj. unsers allergenedigsten herrn wegen, allermeniglich anzuzaigen.

Es seyn Irer kais. Mt. gnediger u. ernstlicher beuelch, das sich nun hinfüro ydermann, gar niemands außgenommen, bei tag und nacht der Mumereyen vnd vnzimlicher Comedien In alweg enthalten, dergleichen auch das Schlittenfarn nach der Pirglockhen gewißlichen vnderlassen, auch sonsten auf die Gassen, so palld man die gedacht Pirglockhen verleit hat, on ain Licht nit mer komen solle, Daran beschiecht Irer k. Mit. gnediger willen entliche vnd ernstliche mainung.

Alles bei Vermeidung Irer Mt. schwerer Ungnad vnd Straff."

Diese Bierglocke gab ungeachtet ihrer auf Handhabung der Ordnung abzielenden Bestimmung dem Volke zu manchem Scherze Gelegenheit.

Die Leute mit den Laternen nannte man Diogenese der Nacht, die Bierirwische, Biercometen.

Von einem Berauſchten ſagte man, er habe die Bierglocke überhört; man nannte die Glocke die Gurgelabſchneiderin, ihr Geläute den naſſen Zapfenſtreich und die Läutzeit die Feierſtunde der drei- und zweibeinigen Biereſel; dem genannten Kellergeſpenſte mußte bekanntlich täglich vor Mitternacht ein beſtimmtes Maß Bier hingeſtellt werden, damit es im Keller nicht herumrumore und den Zweibeinigen mußte man, um denſelben Zweck zu erreichen, die tägliche Portion entziehen.

An der Bierglocke war der Reim zu leſen:

Michael Doppler hat mich gegoſſen.
In Namen Jeſu Chriſti bin ich gefloßen.
Anno 1846.

Das Gießen und Fließen erinnert unwillkürlich an den ſonderbaren Namen der Bierglocke.

Bierhalle.

Das Dengler'ſche Bräuhaus vor der Mariahilfer-Linie zu Fünfhaus rechts an der Fahrſtraße iſt ſeiner Ausdehnung und großen Betriebes wegen beachtenswerth. Es dürfte der ſtärkſten Produktion in Wien's Umgebung ſich rühmen können. Es werden täglich achtzig Faß (150 Eimer) gebräut und von dieſen täglich 40—60 im Kleinen im Bräuhauſe ſelbſt ausgeſchenkt und das Übrige im großen Abſatz verſilbert.

Um die vielen durſtigen, nach Gerſtenſaft gierigen Kehlen auch im Winter Genüge leiſten zu können, hat der Eigenthümer ſeinem Bräuhauſe eine Bierhalle anbauen laſſen, die im Monat October 1839 eröffnet wurde und die wohl ſchwerlich ihres Gleichen, weder in dem bierdurchdrängten Baiern noch in dem Porter- und Aleberühmten England finden dürfte. Man kann dieſe 6—700 ſitzende Perſonen faſſende Halle einen wahren Tempel der Ceres oder der Biergöttin nennen, in ſo geſchmackvollem und großartigem Style iſt ſie von dem Baumeiſter Anton Mittendorfer aufgeführt und von dem Maler Paul Holzer dekorirt worden. Eine zweifache Reihe hoher Säulen rechtfertigt die Benennung Halle vollkommen. Die Heizung geſchieht auf Meißner'ſche Art. Die Bierhalle wurde den 14. October 1839 zum erſten Male eröffnet und erfreute ſich eines unglaublichen Zulaufes, der ſich bis heute erhalten hat.

Bierhäuſer.

Im J. 1526 befand ſich in Wien nur Ein Bierhaus, dem Spital zugehörig und jetzt umfangen die Linien gegen ſiebenhundert Bierhäuſer und Häuſerchen; wahrlich eine Anzahl, die groß genug wäre, der Hauptſtadt des weinreichen Öſterreich den Namen der Bierſuppenmutter zu geben, wie die Preußen einſt ihren großen Fritz II. den Bierſuppenvater nannten, weil er am 13. Sept. 1779 aus Potsdam wegen Beſteuerung des Caffeh's ein Reſcript erließ, worin folgende merkwürdige Stelle vorkömmt: „Es iſt abſcheulich, wie weit es mit der Conſumtion des Caffehs geht und wie viel Geld dafür aus dem Lande geſchickt wird. Das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Menſch gewöhnt ſich jetzt zum Caffeh, da ſolcher auf dem Lande ſo leicht zu haben. Wird das aber ein Bischen erſchweret, ſo müſſen ſich die Leute an das Bier gewöhnen. Übrigens ſind S. königl. Majeſtät höchſtſelbſt in Dero Jugend mit Bierſuppen erzogen, mithin können die Leute dort eben ſo gut mit Bierſuppen erzogen werden.“

Es iſt ſtatiſtiſch erwieſen, daß in Wien von Jahr zu Jahr der Gebrauch des Biers und zwar in dem Verhältniſſe zunimmt, in welchem jener des Weines abnimmt, und daß dieſe Erſcheinung lediglich eine Folge der ſteigenden Liebhaberei des Tabakrauchens, beſonders der leidigen Glimmſtängel (Cigar-

ren) ist. Es muß den Gott Bacchus schmerzen, wenn er seinen edlen Rebensaft, der in der Geschichte ungleich höher hinaufreicht als der Gerstentrank, so zurückgesetzt sieht und das um so mehr, als man über die Güte des Bieres nur zu häufig Grund zu bitteren Klagen hat.

Es fehlt ihm gleichsam als Erbsünde gewöhnlich an der gehörigen Quantität von Hopfen und Malz; von diesem wird so wenig genommen, als nur immer möglich und statt des theuren, weithergeholten Hopfens nimmt man größtentheils andere bittere Kräuter, die zwar der Gesundheit unschädlich sind, aber oft ein Bier machen, das mehr einem Tränkchen aus Äskulaps lateinischer Küche ähnlich ist, als einem nahrhaften und magenstärkenden Labetrunk. Überdies läßt man dem Bier nicht immer Zeit genug, kalt zu werden und dürftig zu gähren; man beeilt sich, es flugs in die Fässer zu gießen und nach den Bierhäusern zu schleppen.

Nur Einen unbestrittenen Vorzug haben die Wiener-Biere, — sie werden nämlich aus reinem Wasser bereitet, was nicht überall der Fall ist. Es gibt viele Städte, wo das Wasser zu dem Biere aus Flüssen genommen wird, in welche die Nymphe Cloacina tausendfach ihre Urne ausgießt und deren Grund schlammig ist.

Aus der schlechten Qualität des Bieres ist es erklärlich, warum manche Bierhäuser, die ein halbgutes Getränk ausschenken, so starken Zulauf haben; wobei die Besuchenden nicht im mindesten sich durch lockende Aushängschilder und pompöse Namen beirren lassen; ein gutes Glas Bier bei der Laus zu Erdberg, beim Ofenloch in der Stadt, zum Lösch den Durst auf der Laimgrube (Pfarrgasse 59), zur Schnecke am Petersplatz (912), zum großen Hannswursten (Gumpendorf 87), im Bierfasse (Währing 94) oder zum nassen Hader am Schottenfeld (Zieglergasse 347), schmeckt immer besser, als ein minder gutes in einer Bierhalle oder in einem Biersalon. Selbst der vor einem Vierteljahrhunderte so berüchtigte Narrendattl unterließ nicht, seine Schnurren und Schnacken mittels eines guten Trunkes genießbar zu machen.

Da die Bierhäuser die ersten Lokale waren, wo geraucht werden durfte, so glichen sie lange — und zum Theile noch heute, wahren Rauchküchen, in welchen der alles durchbeizende Tabaksqualm Allem einen schwarzbraunen Anstrich gibt. Wie es heute in den 100 Kaffehhäusern nur ein oder zwei Zimmer gibt, so gab es auch früher nur ein oder zwei Bierhäuser, worin nicht geraucht wurde.

Ein solches war das Lothringer-Bierhaus, heute neben und früher in dem Dreilauferhause auf dem Michaelsplatz. Es leitet seinen Namen von der Vermählung des lothringischen Prinzen Franz mit Maria Theresia ab, und pflanzte das lothringische Wapen auf; es wurde so stark besucht, daß man sogar den kleinen Haushof zu einem Speise- und Trinkplatze benutzte.

Zu den bekanntesten und besuchtesten Bierhäusern der inneren Stadt gehörten auch das Repphuhn in der Goldschmidgasse (503), das Wanner'sche auf der Brandstatt (631), das Tax'sche in der Spänglergasse (566), jenes zur großen Tabakspfeife im Trattnerhof, und zu den Raben im Rothgässel.

Bis zur Zeit der Invasion 1809 gab es in Wien außer dem sogenannten Pfutzerbiere, dem Champagner der Bierhäuser, nur zwei Gattungen Bier, eine leichtere unter dem Namen des Mailänders und ein kräftiges, welches beinahe schwarz aussah — aber des Spaßes wegen weißes genannt wurde.

Hierin mag auch die Ursache liegen, warum Wien in dem Bier-Carmen, welches 1705 der Rektor Treiber zu Neustadt in einem Operntexte einlegte und worin alle

berühmten deutſchen Bierſorten genannt werden, nicht verkommt. Es lautet:

In Erfurt wird der Schlung, zu Halle Puff geſoffen,
In Jena ruft man Klatſch, zu Braunſchweig Mumme aus.
In Breslau hat man Schöps, zu Leipzig Kafrum offen;
Es heißt zu Brandenburg das Stadtbier alter Klaus.

In Schweidnitz heißt es Stier und eine Art in Preußen
Wird Jammer zubenannt, zu Zerwick Grafemann,
Und Auweh muß das Bier zu Lützerode heißen,
Wie man zu Wittenberg auch Kukuk finden kann.

In Grimma muß das Bier ſich Bauchweh laſſen nennen,
In Magdeburg wird Filz, zu Koſtock Öhl gebraut.
In Frankfurt lernet man die Kraft vom Äpfel kennen,
Der liebe Kinterling fällt zu Wettin die Haut.

Man ſieht zu Eckenförd die Cacabella ſchenken,
In Güſtrow Kniefemak, zu Wechta Todtenkopf;
Es laſſet uns Wollin an Pruſe-Puſe denken,
In Eisleb'n ſtößt man Mord und Todtſchlag in den Kropf.

In Bautzen pflegt man ſich in Kloßmilch voll zu ſaufen,
In Merſeburg am Dom gibts Krappel an die Wand;
Nach Streckeporzel wird daſelbſt auch ausgelaufen,
In Gießlar aber wird nach Gofe ausgeſandt.

In den zur Wiener-Innung zuſtändigen 47 Brauhäuſern wurde im abgelaufenen Jahre 1844 die namhafte Summe von 1,327,163 Eimer Bier erzeugt, um 113,794 Eimer mehr, als im Jahre 1843. Von dieſer Geſammtſumme erzeugen durchſchnittlich zwei Wiener Brauhäuſer allein 6—8000 Eimer, 20—25 Brauhäuſer 3—4000 und die übrigen 1—2000 Eimer monatlich. Die Erzeugungskoſten auf jede 100 Eimer angenommen ſtellen ſich annäherungsweiſe in runder Summe auf 330 fl., ſomit pr. Eimer zu 3 fl. 18 kr. C. M.; an Einfuhrszoll, Conſumtions- und eigentlicher Steuer hiervon entfällt ein Totalbetrag von 1,803,571 fl. C. M., wovon an eigentlicher Steuer die Brauhäuſer der Viertel Unter-Wienerwald und Unter-Manhartsberg 135,986 fl., jene aber der beiden andern Kreiſe 109,115 fl. zu bezahlen hatten.

Bierquelle.

Dieſen pretiöſen Namen führt das Bräuhaus in Hernals und zwar in Nachahmung der Bierhalle in Fünfhaus. Die Wahl desſelben kann keine glückliche genannt werden, denn, wenn man einmal dem Biere eine Quelle geben will, ſo könnte nur die Braupfanne oder der Brunnen, woher das Waſſer zum Brauen genommen wird, die Bierquelle genannt werden. Übrigens bedurfte dieſes im Jahre 1841 eröffnete großartige Brauhaus dieſes lockenden Namens nicht, um ſich dem Publikum anzuempfehlen, ſein Saal ſteht jenem der Bierhalle an Raumhältigkeit nicht nach und der Garten dürfte jenen ſogar übertreffen.

Bierſalon.

Als die Bierhalle ihre Pforte und die Bierquelle ihren Zapfen geöffnet hatte, erhob ſich im Lichtenthale ein Bierſalon, um das Kleeblatt der modernen Tempel des Gottes Gambinus vollſtändig zu machen; nur dünkt uns dieſe neue Benennung für die älteſte Brauerei Wiens, welches die fürſtl. Lichtenſtein'ſche im Lichtenthale iſt, etwas unpaſſend, denn das Alter iſt ſchon an und für ſich ehrwürdig und bedarf keiner frivolen jugendlichen Larve um ſie geltend zu machen. Das heutige Brauhaus wurde 1694 von Fürſt Adam von Lichtenſtein erbaut, aber erſt vor ein Paar Jahren durch einen Zubau vergrößert. In die-

ſem Brauhauſe beſteht übrigens eine ſtrenge Kontrolle für die Echtheit des Getränkes.

Bildenden Künſte (Academie der).

Dieſe großartige und den Rang der Kunſtbehörde des öſterreichiſchen Staates einnehmende Anſtalt iſt die Schöpfung der Landesfürſten.

Der erſte Entwurf zu einer Maler- und Bildhauer-A. wurde im J. 1704 unter Leopold I. gemacht, der die nothwendigſten Erforderniſſe zu einer ſolchen Anſtalt, nämlich: die Denkmäler der hohen griechiſchen Kunſt, einer Laokoon, eine mediceiſche Venus, einen vatikaniſchen Apoll, den borgheſiſchen Fechter u. a., in Rom abformen und nach Wien bringen ließ. Ihr erſter Director war der in der Folge in den Freiherrnſtand erhobene Peter Strudel.

Da Leopold I. im folgenden Jahre ſtarb, ſo wurde die A. von ſeinem Sohne Joſeph I. am 18. December 1705 feierlich eröffnet.

Ihre eigentliche Wirkſamkeit begann aber erſt im J. 1726 unter Carl VI., der das Inſtitut in beſondern Schutz nahm und deſſen Protectorat er dem Grafen Gundaker von Althann übergab, welcher den niederländ. Maler Joh. van Schuppen zum Director ernannte. Unter Althann gedieh die Kunſt trefflich und die A. wurde mit einer Architecturſchule vergrößert.

Auf den Vorſchlag des berühmten Kupferſtechers Schmutzer errichtete Maria Thereſia im J. 1766 eine Zeichnungs- und Kupferſtecher-, ſo wie 1767 eine Beſſir- und eine der Kunſt in Erz zu ſchneiden gewidmete Schule, welche insbeſondere unter dem Protektorate des berühmten Miniſters Fürſt Wenzel von Kaunitz der A. zugetheilt wurde. Die Anſtalt erhielt 1768 ihren jetzigen Namen und wurde in vier Schulen unter eben ſo viel Directoren getheilt.

Um den Geſchmack des täglichen Verkehrs zu veredeln, errichtete Joſeph II. auch eine techniſche Schule und 1789 wurde daher die A. mit allen Zweigen der Kunſtgewerbe in Berührung gebracht und hierin als entſcheidende Behörde eingeſetzt. Dieſer Fürſt gab der A. auch ihr heutiges Lokale in dem ehemaligen Noviciathauſe der Jeſuiten bei St. Anna (980), deſſen geräumige Säle und Zimmer vollkommen zu ihrer Unterkunft geeignet ſind. Der große academiſche Verſammlungsſaal iſt mit den Porträts aller ſeit der Stiftung regierender Souveräne und mit Kunſtwerken academiſcher Mitglieder geziert.

Die A. beſitzt ſchöne Sammlungen von Gemälden, Kupferſtichen und Handzeichnungen großer Meiſter, Abgüſſe antiker Statuen und Büſten und eine wohlgewählte Bibliothek aus dem Gebiete der Kunſt. Beſonders merkwürdig iſt das Vermächtniß des großen Kunſtfreundes, Grafen Anton von Lamberg-Sprinzenſtein, eine herrliche Gemäldeſammlung aus allen Schulen, die ſeinem Willen gemäß, ſtets ein abgeſchloſſenes Ganze bilden muß.

Im J. 1812 erweiterte Franz I. durch ein neues Statut, welches auch einen Lehrſtuhl der Theorie der Kunſt gründete, die Einrichtung der A. Sie ſteht unter einem Curator, der als Vermittler in dem Verkehr mit den Staatsbehörden auftritt, und an den man ſich in Allem, was auf die Academie Bezug hat, wenden muß, einem Präſes, einem Secretär, zwei außerordentlichen und zehn ordentlichen Räthen, die zugleich Profeſſoren ſind.

Die A. theilt ſich in vier Kunſtſchulen: 1) Schule der Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, der Medaillen- und Gemmenſchneider; 2) Schule der Architectur; 3) Schule der Graviekunſt (in Stahl, Erz, Edelſtein); 4) Schule für Anwendung der Kunſt (Zeichnung und Malerei) auf Manufactur; die beiden letztern ſind gegenwärtig im polytechniſchen Inſtitute.

Für alle dieſe Abtheilungen beſtehen Stiftungsſtipendien auf die Dauer von ſechs

Jahren. Alljährig wird für jede Schule ein sogenannter kleiner Preis in Geld und alle drei Jahre für Originalwerke ein großer Preis in einer goldenen Medaille (25 Ducaten schwer) und einer silbernen (mit 6 Ducaten) vertheilt.

Die Künstler, welche den ersten Preis erhalten haben, sind militärfrei. Im Durchschnitte beläuft sich die Zahl der Schüler alljährig auf 1000—1200.

Bilder-Cabinet des Erzherz. Leopold Wilhelm.

Ein ungemein gelungenes, trefflich ausgeführtes Gemälde von David Teniers des jüngeren ist seine in der k. k. Bildersammlung aufgestellte Nachbildung mit kleinen Figuren des kostbaren Bilder-Cabinets des Erzherzogs Leopold Wilhelm, Statthalters der Niederlande, wie solches im J. 1656 in Brüssel bestand. Es ist 5 Fuß 1 Zoll breit und 3 Fuß 10 Zoll hoch. Teniers hat den Erzherzog, in dessen Dienste er stand und dessen Bilder-Gallerie er errichtet hatte, nebst seinem Gefolge und sich selbst geschildert, wie er dem Prinzen verschiedene nicht aufgehängte und im Zimmer herumstehende Gemälde vorzeigt. Zur Seite rechts betrachten zwei Cavaliere einige Zeichnungen auf einem Tische, auf welchem eine kleine metallene Statue des Erzherzogs zu Pferd steht. Weiter hervor bei einem Fenster unterhalten sich zwei andere Herrn mit einem Abbé. Außer den Gemälden bemerkt man noch hin und wieder verschiedene kleine Statuen. Es ist merkwürdig, daß von den 50 italienischen Gemälden von verschiedenen Meistern, die Teniers hier im kleinen nachgeahmt hat, sich 40 der Originalen in der k. k. Sammlung befinden, wie z. B. der schöne Paolo Veronese, die Königin Esther vor dem Könige Ahasverus.

Bilder-Sammlungen.

Wenige Städte haben so viele und so herrlich ausgestattete Bilder-Sammlungen wie Österreich's Hauptstadt aufzuweisen.

Die namhaftesten derselben sind jene Sr. Majestät des Kaisers in der Burg.

Die K. K. im Belvedere, Rennweg (642). Dinstag und Freitag. Vormit. von 9—12, Nachmit. von 3—5 Uhr zu besehen.

K. K. Akademie der bildenden Künste, Annagasse (Samstag).

Hrn. v. Adamovics, Krugerstraße (1007).

Hrn. v. Arthaber, Döbling im Tullnerhofe (Siehe Arthaber).

Hrn. v. Badenfeld E., Stoß im Himmel (364).

Grafen v. Breuner, Wollzeile (777).

Sr. k. Hoh. des Erzh. Carl, Augustinerbastei (1160).

Hrn. de Clerk, Spitalgasse (1100).

Grafen v. Colalto, Hof (420).

Grafen v. Czernin-Chudenitz, Wallnerstraße (263) (Siehe Czernin).

Fürsten Esterhazy, Mariahilf (40). Dinstag und Donnerst. (Siehe Esterhazy).

Hrn. v. Fleischhacker (F. Aug.) Wazar (427).

Grafen v. Harrach, Freiung (239).

Hrn. Kaspar Hofbauer, Gumpendorf (3).

Dr. Hofer, Alservorstadt (298).

Fürsten Lichtenstein, Rossau (180) (Siehe Lichtenstein'schen Gartenpallast).

Musik-Verein, Tuchlauben (558).

Hrn. Joh. Rückinger, an der Wien (63—64).

Hrn. Carl v. Rosetti, Josephst. (336).

Fr. Edl. v. Rosthorn, Landst. (848).

Bilder-Sammlung (K. K.).

Diese herrliche Sammlung befindet sich im obern Sommerpallaste des kaiserl. Lustschlosses Belvedere am Rennwege, dessen sämmtliche Lokalitäten dazu gewidmet sind. Mit echt kaiserlicher Liberalität ist der Eintritt Jedermann ohne Ausnahme alle Dins-

tage und Freitage geſtattet. Die erſte Anlage erhielt dieſe Sammlung vom Kaiſer Maximilian I., wozu zuerſt die Gemälde Correggio's von Rudolph II. und von dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, Gouverneur der Niederlande kamen. Erſt unter Carl VI. erhielt ſie unter Leitung des Grafen Gundacker von Althan eine planmäßige Aufſtellung und zwar im zweiten Stockwerke der ſogenannten k. k. Stallburg in der Stadt, wo der Bildervorrath eilf Gemächer einnahm. Unter Kaiſer Joſeph II. kam die Gallerie an ihrem heutigen Standorte; dieſer Monarch ließ ſie in den Jahren 1778—81 durch Mechel aus Baſel ordnen, mit neuen Rahmen verſehen, die mehr als 70,000 Gulden koſteten, und bereicherte ſie mit vielen koſtbaren Stücken, die vorzüglich aus den aufgehobenen Klöſtern genommen wurden. Sie zählt heut zu Tage mehr als 2600 Gemälde und enthält treffliche Werke aller Zeiten und aller Nationen.

Der Eintritt in die großartige Gallerie führt durch einen von Gold und Marmor glänzenden Saal von länglicher Form, deſſen Decke mit allegoriſchen Figuren von Carlo Carloni bemalt und deſſen architektoniſche Nebenwerke von Chianini und Kajetan Fanti ſind. Dieſer Saal enthält die lebensgroßen Gemälde Maria Thereſien's und Kaiſer Joſeph's II., gemalt von Anton von Maron. Er theilt das Schloßgebäude in zwei Flügel, deren jeder im erſten Stockwerke ſieben große Zimmer und zwei Eckcabinete und im zweiten Stockwerke vier Zimmer enthält.

Die Malerſchulen ſind mit Aufſchriften bezeichnet. Die italieniſche Schule zerfällt in die 1. venetianiſche, 2. florentiniſche, 3. bolognefiſche, 4. lombardiſche, 5. römiſche und 6. gemiſchte neapolitaniſche.

Beſonders merkwürdig ſind: zu 1. Chriſtus von Paolo Veroneſe; der Leichnam Chriſti von Palma; Porträt der Königin Cornaro von Cypern von Tintoretto; die Grablegung, Danäe und Diana im Bade von Tizian; mehrere Porträts von demſelben; die h. Juſtina angeblich von Pordenone (Siehe Juſtina), die Heimſuchung von Palma Vecchio; Venus und Adonis von Paris Bordone; mehrere Stücke von Giorgione. —

Zu 2. Maria mit Jeſus und Johannes, die heilige Familie und Margaretha von Raphael; drei heilige Frauen mit dem Kinde von Perugino; Maria mit dem Kinde von Saſſoferrato; der Tod des heil. Joſeph's von Maratti; ein geharniſchter Krieger, ein Schlachtenſtück, die Buſte des heil. Wilhelm von Salvator Roſa.

Zu 3. Ein Jüngling den Globus haltend und eine Frau mit dem Kinde von Michael Angelo; Herodias, ein Chriſtuskopf von Leonardo da Vinci; der Leichnam Chriſti von Andrea del Sarto; die heil. Maria, Sincerità von Carl Dolce; die Darſtellung im Tempel von Fra Bartolomeo.

Zu 4. Die Taufe Chriſti, Madonna, Sibylle, Venus von Guido Reni; Johannes in der Wüſte von Guercino; Venus und Adonis, eine Grablegung von Hannibal Carracci. —

Zu 5. Jo von der Wolke umarmt, Ganymed, der Bogenſchnitzer, ein Chriſtuskopf von Correggio; Cimon von ſeiner Tochter geſäugt von Cignani; Johannes der Täufer von Murillo; das Roſenkranzfeſt von Caravaggio; Franz Seraph. von Ludw. Carracci; Chriſtus unter den Gelehrten von Spagnoletto; Judith von Allori.

Zu 6. Der verlorne Sohn von

Battoni; Franz von Assisi von Bassano; Cain den Abel erschlagend von Palma dem Jüng.; Magdalena von Lapicini; mehrere Porträts und kleine Gemälde von Tintoretto, Paolo Veroneſe, Baſſano und Paris Bordone.

Die Hauptzierden der ſehr reichhaltigen niederländiſchen Schule ſind: mehrere Porträts von Rembrandt und Van Dyk; das Kind Jeſu über dem Schooß ſeiner Mutter, der Heiland im Purpurmantel mit dem Rohr in der Hand, Minerva in Vulkans Werkſtätte, Chriſtus am Kreuze, Magdalena von Van Dyk; das Bild eines zum Fenſter hinausſehenden Juden von Hoogſtraten; Philemon und Baucis von Jordaens; die Vergänglichkeit von Leur; viele ſchöne Stücke von Rubens, worunter Ignaz die Kranken ſegnend und die Beſeſſenen heilend, dann Ignaz einen Todten weckend, die vier Hauptflüſſe der Welt, ſein eigenes Bildniß, drei ſchlafende Nymphen von einem Schäfer belauſcht, das Feſt der Venus, ſeine Frau Helene Formans und beſonders das große Bild: Maria über einem Thron mit Umgebung, zur Rechten die Infantin Klara Eugenia, zur Linken Erzherzog Albrecht, General-Gouverneur der Niederlande, ihr Gemahl, beſonders ausgezeichnet zu werden verdienen. Ferner viele ländliche Scenen von David Teniers, Oſtade, Franz Mieris, Schalken, Höllen- und Sammetbreughel, Brackenburg, Joh. Fyt, Gerhard Dow; — Landſchaften und Blumenſtücke von Pouſſin, Huyſum, Heemskerk, Ruyſch, Ruysdael. — Thierſtücke von H. Roos, Wouwermans, Hamilton, Berghem, Potter, Van-der-Velde, und die beiden berühmten alten Köpfe von Bartholomäus Denner.

Im zweiten Stockwerke erblickt man die Gemälde der alt- und neu-deutſchen Schule. Die altdeutſche Schule erhielt im Sommer des Jahres 1835 in vier Sälen des zweiten Stockes ihre gegenwärtige Einrichtung. Dieſe Sammlung gehört zu den vollſtändigſten ihrer Art, ſowohl hinſichtlich der vielen Meiſterwerke, welche ſich darin befinden, als des Umſtandes wegen, daß ſie durch ihre zweckmäßige Aufſtellung einen Überblick des Fortganges der deutſchen Kunſt bis zu ihrem Höhepunkte und jenem der ſogenannten Übergangsperiode derſelben bis zu ihrem neuen Aufblühen gewährt. Den erſten Platz unter dieſen herrlichen Kunſtſchätzen nehmen des großen Alb. Dürer's zwei Bilder: die Drei-Einigkeit und die Chriſten-Verfolgung ein. Hieran reihen ſich die Porträts des genialen Hans Holbein, ferner Johann van Eyk's berühmte Grablegung, der aus mehreren Fächern beſtehende ſchöne Altar von Hans Wolgemuth, ſchöne Werke von Lukas Cranach, Amperger, Quintin Meſſis, Lukas von Leyden, von Martin Schongauer, genannt Schön, eine Kreuzigung, ein mehrfächeriger Altar von Burgkmayr, mehrere Stücke von Scorell, Baſſel, Franz Floris, den beiden Franck, und von Joh. Breughel (dem ſogenannten Bauernbreughel). — Der gedachten Übergangs-Periode gehören vortreffliche Stücke von Johann v. Ach, Bartholomäus Spranger, Heinz und in neuerer Zeit von Meytens, Wutky, Seybold, Dietrich, Lens, Daniel Grau u. a. m. an. Als ſchätzbare Curioſa ſind hier auch einige Gemälde auf Goldgrund aus dem dreizehnten Jahrhunderte von den Böhmen Thomas von Mutina und Theodorich von Prag aufgeſtellt.

In der neudeutſchen Schule zeichnen ſich aus: Schnorr's Darſtellungen aus Goethes Fauſt, Rebellis und Schöbl-berger's Landſchaften, Waldmüller's

und Fendi's Genrebilder, Dannhauser's humoristische Darstellungen, Petter's historische Gemälde, ein Blumenstück von Knapp, Krafft's Abschied und Rückkehr des Landwehrmanns, Thierstücke von Gauermann.

In den Sälen des Erdgeschoßes ist das Depot der zu restaurirenden oder noch nicht placirten Gemälde. Im Jahre 1796 gab der Gallerie-Direktor Rosa anonym einen Catalog dieser Kunstschätze heraus, seit welcher Zeit leider keiner erschienen ist; jener Mechel's trat im Jahre 1783 an's Licht.

In der vom Buchhändler Carl Haas in Wien herausgegebenen Kupferstich-Sammlung nach Zeichnungen Sigmund's von Perger sind die vorzüglichsten Meisterwerke dieser Sammlung enthalten, es sind folgende:

Abel, Jos., Klopstock im Elisium.
Achen, Hans v., Kaiser Rudolph II.
Aertsens, P., der Hühnerkrämer.
Allori, G., Judith; die geschäftige Martha.
Artois, die Reise des heil. Franz Borgia; eine Landschaft; die Reise des heil. Stanislaus Kostka.
Backhuysen, der Hafen von Amsterdam.
Baldi, der heil. Bischof Martin.
Baroccio, die Geburt Jesu.
Bartolomeo, Fra, Maria Reinigung, — Maria mit dem Jesukinde.
Bassano, J., der barmherzige Samariter; sein eigenes Porträt.
Battoni, die Rückkehr des verlornen Sohnes.
Bega, die Bauernstube.
Bembi, der heil. Hieronimus und Johannes.
Berchem, die Weide; der Gebirgsbach.
Berghem, v., die Weide.
Borsato, das Innere der Markuskirche.
Both, italienische Gegend.
Bourguignon, Reitergefecht.
Brill, das Landhaus.
Bronzino, A., die heil. Familie.
Cagliari, Rebecca gibt Elieser zu trinken; der heil. Augustinus.
Cammuccini, Bildniß Pius VII.
Caracci, An., Venus und Adonis.
Caracci, Agost., der heil. Franziskus empfängt die Wundmahle; Christus mit der Samariterin.
Caravaggio, die Heilung des Tobias; das Rosenkranzfest; David.
Carlo Dolce, die Aufrichtigkeit.
Cantarini, Lucretia.
Champaigne, der todte Abel.
Cignani, kindliche Liebe.
Cignaroli, die heil. Ottilia.
Cigoli, der todte Heiland.
Correggio, Bildniß Christi; St. Sebastian; der Raub des Ganymed.
Cortona, P. da, Saul vor Ananias; Hogard's Wiederaufnahme.
Craesbecke, Jos. van, Holländische Landleute.
Cranach, L., Christus und die Frauen.
Crayer, Casp., der englische Gruß.
Crespi, Christus, Petrus und Paulus; ein Engel ermuntert den schlafenden heil. Joseph.
Cuip, die Weide.
Curadi, Franzesko, Erscheinung der drei Engel bei Abraham.
Does, Jac. v., Hirtengemälde; Sonnenuntergang.
Dosso Dossi, der heilige Hieronymus; Bildniß Alphons I., Herzogs von Ferrara.
Dow, G., der Charlatan; Dow's Tante.
Duck, And. le, die Geplünderten.
Duplessis, J. S., Ritter J. Gluck.
Dyk, van, Bildniß Carl Stuart I.; Samson's Gefangennehmung; die Vivision des sel. Hermann; Graf von Montford; Votivgemälde; Minerva u. Vulkan.
Elzheimer, die Ruhe der heil. Familie.
Eß v. und Jordaens, die Fischhändler.
Everdingen, Waldgegend.
Eyck, Jos. van, Maria mit dem Jesukinde; die Kreuzabnahme.
Feti, die Vermählung der heil. Katharina.
Ferri, C., Erscheinung des Heilandes.
Floris, Fr., Votivgemälde.
Franceschini, Charitas.
Francia, Maria auf dem Throne.
Füger, der todte Abel; die heil. Magdalena.
Furini, die büßende Magdalena.
Fyt, Geflügel.
Giorgione, die Feldmesser; Lucius.
Goebel, C. P., Jacob segnet seine Söhne.
Guercino, Johannes in der Wüste.
Hackert, der Wasserfall von Tivoli.
Hamilton, J. G. v., Gestütpferde.
Hahnemann, Bildniß van Dyk's.
Heem, de, der Blumenaltar.
Hemessen, J. v., Carl der Kühne.
Heyden, van der, das Schloß.
Holbein, J., sein eigenes Bildniß.
— M., Waldgegend.
— H. jun., Bildniß des Dr. Chambre.
Honthorst, Christus vor Pilatus.
Hoogstraeten, der alte Jude.
Hugtenburg, Reitergefecht.

Bilder-Sammlung K. K.).

Jardin, du, Thierstück.
Jordaens, Philemon u. Baucis; der Bohnenkönig.
Jordano, der Sturz der Engel.
Kaufmann, A., Herm. und Thusnelda; der tolle Pudel.
Krafft, P., der Abschied des Landwehrmanns; dessen Rückkehr.
Laar, van der, der Jahrmarkt.
Lamen, Joh. van der, holländische Rauchstube.
Lebrun, die Himmelfahrt Christi.
Leermanns, P., die Liebe zum Reichthum.
Lens, Andr., Hektors Abschied.
Lin, van, Reitergefecht.
Lingelbach, Seehafen.
Lotto, L., Heiligengemälde.
Loutherbourg, Seesturm.
Maratti, der Tod des heil. Joseph.
Maron, v., die Kaiserin Maria Theresia.
Maurer, lasset die Kleinen zu mir kommen.
Mengs, St. Petrus.
Mengs, R., Maria mit dem Jesuskinde; der Schlaf des heil. Joseph.
Metsu, die Spitzenmacherin.
Mieris, die Kranke und der Arzt; die Seidenhändlerin.
Moucheron, Waldlandschaft.
Murillo, St. Johannes.
Neer, van der, die Mondnacht.
Orsi, L., die Sanftmuth.
Ostade, A. v., die ländliche Unterhaltung.
Palma, sen., Bildniß Gaston's de Foix; zwei Heiligengemälde; Maria Heimsuchung.
Palma, Paolo Fre, die h. Mutter auf dem Throne.
Parmeggianino, Amor der Bogenschnitzer; Bildniß des J. F. Baglioni.
Paudiß, Chr., der Schwarzwälder-Bauer.
Perugino, Heiligengemälde.
Peters, Meeressturm.
Pinacker, die Ruinen am Flusse.
Platzer, Jos., Katakomben.
Poel, van der, Feuersbrunst.
Potter, die Heerde.
Poussin, G., Grabmahl der Cäcilia Metella.
Poussin, N., Petrus heilt einen Lahmen.
Quercino da Cento, die Rückkehr des verlornen Sohnes.
Raphael, die heil. Margaretha; Prophet Jesaias; die Ruhe in Egypten; Maria, Jesus u. Johannes.
Rebell, Ansicht von Pietri.
Rembrandt, eigenes Bildniß; Bildniß seiner Mutter.
Reni, Guido, die h. Magdalena; die Taufe Christi; Maria Reinigung.
Roos, römische Landschaft.
Roos, J. H., Hirtengemälde.
Rubens, die Wunder des heil. Ignatius; die Wunder des heil. Franziskus; Bildniß Philipp des Guten; Maximilian I.; Herzog Pipin und seine Tochter; eigenes Portrait; der h. Ambrosius; die Überschwemmung; Christus in der Grabeshöhle; der Sieger; der heil. Ildefons.
Ruthart, die Hirschjagd.
Ruysdael, J., zwei Waldgegenden.
Rykaert, die Schäferin.
Saftleven, der Holzschlag.
Sarto, Andr. del, der junge Tobias; der Leichnam Christi von Magdalena beweint; die heil. Familie.
Sassoferrato, Maria mit dem Jesuskinde.
Schalken, die junge Haushälterin.
Schnorr v. Carolsfeld, Doktor Faust.
Schidone, Christus in Emaus.
Schorel, sein Bildniß.
Scheffer, die heil. Cäcilie.
Schut, Cornelius, der ertrunkene Leander.
Screta, C., das Wohnzimmer des Malers.
Sirani, E., Amor.
Snyders, F., die Wildschweinjagd.
Spagnoletto, Ribera, die Reue des h. Petrus; Christus trägt das Kreuz; Jesus unter den Schriftgelehrten.
Steen, Joh. van, die lustige Hochzeitsgesellschaft; die lustige Gesellschaft.
Steinwick, der heil. Petrus im Kerker.
Stevens, P., Reitergefecht.
Strauch, G., Apotheose der unbefleckten Jungfrau.
Sustermanns, Großherzogin Claudia.
Teniers, jun., Inneres einer Bauernschenke; Abraham's Opfer; die Braut; Dorfplünderung; die Wurstmacherin.
Terburg, die Äpfelschälerin; die Briefschreiberin.
Tibaldi, die heil. Cäcilie.
Tintoretto, die Kreuztragung; Katharina Cornaro.
Tizian, sein eigenes Bildniß; Isabella d'Este; Bildniß Kaiser Carl V.; allegorische Porträts; Sanseverino's Bildniß; die heil. Familie; Ulysses Aldrovandi; Heiligengemälde; Danae.
Valentin, Moses.
Varotari, die heil. Familie; die Ehebrecherin.
Varotari, Alex., Judith.
Vecchia, P. della, Bild des Ritters Bayard.
Velasquez, des Malers Familie.
Velde, v. d., Hirtengemälde.
Vinias, D., die heil. Familie.
Verelst, die Zeitungsleser.
Vernet, Jos., die Engelsburg.
Veronese, Paul, Judith; die Anbetung der Weisen; Heiligengemälde; Christus heilt eine Kranke.
Vinci, L. da, Herodias.
Weenix, Thierstück.
Willaerts, Seehafen.
Witte, Gasp. de, Ruine einer röm. Wasserleitung.

Wouwermann's, die Rückkehr von der Jagd; die Reitschule im Freien; der Überfall; der Räuber-Überfall.
Wyck, Th., Ansicht am Meeresufer.
Wynants, J., der Waldweg.

Ungern vermissen wir darin Rothmayr's Iphigeniens Opferung, in welchem Bilde sich nach Füßli ein kecker und breiter Pinsel, so wie eine glühende Farbengebung beurkundet.

Im Jahre 1844 wurde die Sammlung durch S. M. den Kaiser mit einem Kunstwerke von hohem Werthe, einem Ölgemälde des Münchner Malers Ärttinger bereichert.

Es stellt den Helden Österreich's, Erzherzog Carl, umgeben von seinen Kampfgenossen dar, in heißer Schlacht sie zum Siege führend. Das Bild zeigt über 40 Porträte. Es veranschaulicht in schöner, belebter Gruppirung, deren Mittelpunkt der Sieger von Aspern ist, die bedeutendsten militärischen Notabilitäten Österreichs, aus Carl's Epoche. Die Erzherzoge Ludwig und Maximilian, Lichtenstein, Schwarzenberg, Hiller, Klenau, Rosenberg, Radetzky, Bellegarde, Hardegg u. s. w. sind unter ihnen. Erfindung und Ausführung des Ganzen ist bewundernswerth. Ärttinger hat Figuren und Landschaft, der berühmte Adam dagegen die Pferde gemalt. Eine sehr gelungene, von Haufstengel gefertigte Lithographie ist darüber erschienen.

Bildungs-Anstalt (Höhere) für Weltpriester.

Sie besteht im Augustiner-Klostergebäude in der Stadt (1158) und verdankt ihre Gründung dem ehemaligen Burgpfarrer und späteren Bischof von St. Pölten, Ignaz Frint. Ihre Bestimmung ist, junge Priester heranzubilden, um als Vorsteher der Seminarien und als Professoren zur Bildung weiser und frommer Priester verwendet zu werden. Der jeweilige Burgpfarrer ist Obervorsteher und die Zahl der Stiftplätze ist 36. Die Gegenstände der Vorlesungen sind: Philologia sacra, Commentationes patristicae, Erklärungen der Concilien, theologische Literatur, Geschichte, Charakteristik der Bibel und der Kirchenväter, Kirchengeschichte der neuesten Zeit, Dogmengeschichte, kirchliche Statistik und Kanzelberedsamkeit.

Bildungsstadien der Stadt.
(Von 1150 bis 1844.)

Es ist nicht zu ermitteln, in welchem Zustande sich die Stadt Wien unter der Herrschaft der Römer, der Markomannen, der Rugen, der Avaren und selbst der Franken unter Carl dem Großen befand. Noch ist die historische Leuchte nicht angezündet, die dieses Dunkel erhellen könnte. Das erste Stadium der Bildung der Stadt muß daher in den Zeitpunkt verlegt werden, wo sie der Sitz der Landesfürsten aus dem Geschlechte der Babenberger wurde.

Zu den ersten Spuren, die man darüber findet, gehört eine Stelle in der Chronik des berühmten Bischofs Otto von Freisingen, eines Bruders Heinrichs Jasomirgott, wo gesagt wird: „daß Heinrich nach der Schlacht an der Leitha den Rückzug in das nahe Städtchen Wien, das einst von den Römern bewohnt, Fabiana hieß, genommen habe.“

Wie aber dieses Städtchen damals, nämlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, beschaffen war, wissen wir nicht; — so viel ist sicher, daß damals schon der sogenannte Berghof stand, welcher Name sich bis heute erhalten hat und der, von Leopold dem Heiligen erbaut, der hier einen Gejaidhof hatte, sich zwischen dem hohen Markte und der Krebsgasse erhob.

Von nun an hatten die Kreuzzüge großen Einfluß auf das Emporblühen der Stadt, vorzüglich durch den Handel, der

ſich über Conſtantinopel ins Morgenland erſtreckte. Unter Markgraf Leopold dem Heiligen war Wien noch klein, aber ſchon mit Mauern umgeben. Heinrich der Löwe hielt ſich auf ſeinem Kreuzzuge 1171 hier auf, bei welcher Gelegenheit es eine Hauptſtadt genannt wird. Dem Herzog Heinrich Jaſomirgott, der in Wien reſidirte, verdankt die Stadt nach Marc Aurel's Gründung und Carl des Großen Stiftungen, ſein erſtes Aufkommen und die Ernennung zur Hauptſtadt des Landes, indem er ſich darin am Hofe eine Reſidenz und mehrere Kirchen baute, wie auch die Vorſtadt Wollſtraße (Wollzeile) anlegte.

Wien bildete damals ein etwas gegen das heutige rothe Thurmthor ins Längliche verſchobenes Viereck mit ſechs Thoren und zwei Pforten für Fußgänger gegen die Donau. Um die ganze Stadt zogen ſich Mauern mit einem Wallgraben, über welchen Brücken lagen. Um dieſe Zeit (1160) hatte die Stadt ungefähr folgende Umgrenzung. Vom Hauſe zum Heidenſchuße, wo ſich das erſte Thor befand, lief die Stadtmauer neben der Maglergaſſe bis zum Peilerthor (Peilerthor, Pfeilerthor, im J. 1732 abgebrochen, zwiſchen der Bognergaſſe und dem Sparkaſſagebäude) und von da durch das im J. 1841 verſchwundene Paternoſter-Gäßchen längs des Grabens, dem Jungferngäßchen vorüber nächſt dem Trattner- (vormals Freiſinger-) Hof zu, ſo daß die Maglergaſſe und der eine Seite des Grabens den Wallgraben bildeten. Zwiſchen dem Schloſſergäßchen und dem Hauſe zum Rebhühnchen in der Goldſchmiedgaſſe ſtand ein kleines und drittes Thor. Von hier zog ſich die Stadtmauer über die Brandſtatt, den lichten Steg und Haarmarkt hinunter, auf welcher Strecke ſich das vierte Thor befand welches zur Wollzeile führte. Von hier ging die Umfangmauer gegen den Lazen- und Gaminger- (heute Seitenſtättenhof) bis an den Katzenſteig, am untern Ende der Seitenſtättengaſſe zum fünften Thore, von da hinter St. Ruprecht über den heutigen Salzgries zum ſechsten Thore und endlich neben dem tiefen Graben zum Heidenſchuße zurück.

Von den Thoren führte jenes am Heidenſchuße in die Umgebungen der Stadt, nach Hernals, Ottakring u. ſ. w.; das Peilerthor über die Hochſtraße (Herrngaſſe) nach Steiermark und Italien, das in der Nähe des Taſchnergäßchens durch die Wollzeile nach Ungarn und das am Katzenſteig nach Mähren und Böhmen. Durch zwei kleine Pförtchen unter St. Ruprecht und an der Fiſcherſtiege gelangte man an die Donau.

Innerhalb dieſer Umgrenzung beſtanden damals folgende vorzügliche Gebäude und Plätze: der Hof, damals am Herzogenhof genannt, mit der von Heinrich Jaſomirgott erbauten Burg und Kirche (das heutige Hofkriegsgebäude), die St. Pankraz-Capelle (in der Nähe der heutigen Nuntiatur), die Peterskirche (auf dem jetzigen Platze), der Freiſingerhof (heute Trattnerhof), die Ruprechtskirche, Maria am Geſtade, der Paſſauerhof (hart an dieſer Kirche), der Berghof, der Judenplatz und der hohe Markt.

Außer der Stadt und zwar vor dem Heidenſchußthor nächſt der Freiung befand ſich das Schottenſtift und hinter demſelben im Bereiche der heutigen Währingergaſſe ein Maierhof, ein Jagdhaus, von Leopold dem Heiligen erbaut (wo das fürſtlich Eſterhazyſche Palais in der Wallnerſtraße ſteht); zwiſchen den Thoren der Goldſchmiedgaſſe und des Taſchengäßchens lag die Stephanskirche, ungefähr halb ſo groß, wie heute

Bildungsſtadien der Stadt.

(nämlich vom Riementhor bis gegen das mit eisernen Gittern eingefaßte Thor); zunächst dieser die Wollzeile und rückwärts der Stephanskirche die Capelle St. Jakob auf der Hülben (in der Rösmer- heute Riemerstraße), das deutsche Haus, die St. Johannes-Capelle der Johanniter-Ritter (in der Kärntnerstraße) und hinter der Wollzeile das Tempelhaus (die heutigen Dominikaner), am Salzgries floß ein starker Arm der Donau, am Fuße des über der heutigen Kohlmessergasse beginnenden bis zum Arsenal und den Schotten sich hinziehenden Hügels, wovon die Kirche Maria am Gestade ihren Namen erhielt.

Die Gegend, wo jetzt 34 Vorstadte mit tausenden von Gebäuden prangen, war theilweise Waldung, gegen die Stadt zu aber gelichtet und bestand in Feldern, Gemüse- und Weingärten.

Von dem Lösegeld des Königs Richard Löwenherz von England erhielt die Stadt angeblich ihre erste bedeutende Erweiterung, die unter dem Babenberger Leopold VI. dem Tugendhaften, an der Ostseite noch sehr zunahm. Er vergrößerte 1200 die Stadt durch Einziehung des Dämpfingerhofes sammt St. Ruprechter über den Hafnersteig, den Lorenzerinnen (am alten Fleischmarkt), dem jetzigen Hauptmauthgebäude vorbei, von da zum Tempelhause hinunter zur Wollzeile, wo ein neues Thor, das Stubenthor, entstand; von dort zum Nonnenkloster St. Jakob auf der Hülben (heute Tabakapalte in der Riemerstraße), die ganze Singerstraße und den alten Roßmarkt (jetzt Steck-im-Eisenplatz) hinauf, wo ebenfalls ein neues Thor entstand und wo sich die neue Mauer an die alte beim Freisingerhof anschloß. In dieser Gestalt eines länglichen Vierecks blieb die Stadt bis zu Ottokars von Böhmen Zeiten.

Eine den 8. August 1258 (nach Anderen 1271) ausgebrochene Feuersbrunst, welche die Stephanskirche, das deutsche Haus, das St. Johannesspital, das Dominikanerkloster und viele andere Gebäude verzehrte, veranlaßte die Erweiterung der Stadt; denn Ottokar befahl nicht nur den Aufbau des von den Flammen Verzehrten, sondern er zog auch die bisher in der Vorstadt gelegene Hofburg, von Leopold VII. an dem Platze des heutigen Schweizerhofes erbaut, und die Michaelerkirche, ferner das Schottenkloster und dessen Kirche zur Stadt. Er erbaute den heutigen Kohlmarkt und ließ auch zwischen der Burg und dem heutigen Schottenthore viele neue Gebäude anlegen, woraus die Herrngasse entstand und zog um diesen neuen Anbau Mauern und Gräben, welche mit Thürmen befestigt wurden. Auch stellte er die abgebrannte St. Stephanskirche größer wieder her und legte, nachdem er die Donau am Salzgries zurückgedrängt hatte, das neue Werderthor an; (das alte Werderthor stand zwischen dem Gaminger- und Dämpfingerhof).

So blieb die Stadt der Hauptsache nach bis unter Kaiser Maximilian I., welcher die erste Pflasterung anordnete, die Wallgräben vergrößerte und den Salzthurm vollenden ließ. — Wien hatte damals überaus schöneZiergärten und deßhalb einen europäischen Ruf. Von hier sollen die ersten Tulpen nach Holland gekommen sein.

Durch die erste türkische Belagerung 1529 erlitt die Stadt großen Schaden. Nach ihrem Abzuge wurden die zerschossenen Häuser und Mauern wieder hergestellt und Kaiser Ferdinand I. befahl (1545 — 1567) die Stadt möglichst zu befestigen. Er ließ dazu von dem Ingenieur der Stadt, Augustin Hirschvogl, einen Plan verfertigen, der größtentheils ausge-

führt wurde. Die Stadt nahm damals innerhalb den Ringmauern denselben Raum ein, den sie noch heute zwischen den Festungswerken hat, nur waren einzelne Theile der Stadt anders gestaltet und hatten auch andere Namen.

Die Umgebungen der Stadt gegen den obern Werd (Rosau), gegen den untern Werd (Leopoldstadt) und die Venediger-Au (Jägerzeile) waren größtentheils von Fischern und Jägern bewohnt, auch befanden sich dort viele Lusthäuser und Gärten der vermöglicheren Einwohner von Wien. — Die Gegend der heutigen Währingergasse, Alservorstadt und Josephstadt bestand bloß aus Feldern, Wiesen und Weingärten. Die Vorstadt St. Ulrich war ein Dorf, Zeismannsbrunn genannt, wobei sich das Neudeggerschloß (am Platzel) befand. — An der Stelle der heutigen Laimgrube längst dem linken Ufer des Wienflusses lagen mehrere Ziegelöfen und weiter hinauf standen viele Windmühlen, wovon die zwei Vorstädte den Namen erhielten. Wo heute Mariahilf ist, stieß man auf das Dorf Schöff (Schiff) und nahe dabei an Gumpendorf, eines der ältesten Örter in Wien's Umgebung. — Auch die Wieden, die damals bis an den Stadtgraben reichte und wo das alte Bürgerspital stand, ist eine der ältesten Vorstädte. In der Gegend von Nikolsdorf kommt schon vor der ersten türkischen Belagerung ein Dorf, St. Bernhardsthal genannt, vor; die ganze übrige Gegend bestand aus Feldern und Gehölz, in deren Mitte ein Schloß mit einer der heil. Margaretha geweihten Capelle lag, von welcher später dieser Vorstadtgrund Margarethen genannt wurde. — Die heutige Landstraße hieß vormals die Nikolai-Vorstadt, von dem dort gelegenen Kloster St. Nikolaus und war nur gegen die Stadt zu mit Wohnhäusern bebaut. — Zwischen der Stadt und dem Wienflusse lief der Mühlbach, der verschiedene Mühlen trieb. An seinem Ufer lagen vom Stubenthor bis zur Donau mehrere Jägerhäuser, welche diesem Stadttheil den Namen „unter den Jägern" verliehen. Nach der zweiten türkischen Belagerung 1683, wobei beinahe alle Vorstädte zerstört worden waren, wurden sie zwar wieder hergestellt, kein Vorstadthaus durfte aber, den untern Werd oder die Leopoldstadt ausgenommen, näher als sechshundert Schritte von den Pallisaden der städtischen Festungswerke angelegt werden. Dieser Verfügung verdankt der freie schöne Raum zwischen der Stadt und den Vorstädten von dem Donau-Ufer bei der Rosau bis dahin bei den Weißgärbern, den wir das Glacis nennen, seine Entstehung.

Eine bedeutende Umwandlung erhielt die innere Stadt unter Joseph II. im J. 1782 durch Aufhebung der entbehrlichen Mönchs- und Nonnenklöster, so wie mehrerer Kirchen und Capellen, deren Gebäude verbaut oder zum Staatsgebrauche verwendet wurden. Die aufgehobenen Klöster sind: 1. das Königskloster bei der Burg. 2. Kirche und Kloster St. Nikolaus in der Singerstraße. 3. Das Frauenkloster St. Joseph (auch bei den sieben Büchern genannt) in der Sterngasse. 4. Das Nonnenkloster zu St. Jakob in der Riemerstraße. 5. Das Kloster der Lorenzerinnen am alten Fleischmarkt. 6. Das Kloster der Minoriten hinter dem Landhause. 7. Das Kloster der Himmelpforte, in der gleichnamigen Gasse, und 8. das Dorotheerkloster, ebenfalls in der Gasse gleichen Namens.

Die Sprengung der Festungswerke durch die Franzosen in den Monaten Oktober und November 1809 trug wesentlich zur Verschönerung der Basteien und Hervorrufung der herrlichen Stadtgräben bei. — So wurde in der Mitte der Kortine zwi-

ſchen der Löwel- und Mölkerbaſtei ein neues Thor für Fußgeher (das Franzensthor) eröffnet, welches von der Teinfaltſtraße nach der Joſephſtadt und Alſergaſſe führt. Das alte Paradiesgärtchen vor dem Gebäude der Staatskanzlei verſchwand und erſtand auf der Löwelbaſtei wieder; das vorige kaiſerliche Luſthaus erhielt die Beſtimmung eines Caffehhauſes. — Die neuen Stadtmauern zwiſchen der Löwel- und Auguſtinerbaſtei wurden ſo weit auf das Glacis herausgerückt, daß vor der Hofburg für einen prächtigen freien Platz Raum gewonnen wurde, wo das neue herrliche Säulenthor der Nachwelt Zeugniß von dem Geiſte ſeines hohen Erbauers, Franzl. gibt. — Zu beiden Seiten dieſes großen Platzes entſtanden zwei bedeutende, dreieckförmige Räume, in welchen links ein Garten für den Hof und rechts einer für das Publikum oder der Volksgarten entſtand. — Am Ende der Franziskanergaſſe auf der Seitenſtätte wurde ein zweites Thor für Fußgeher eröffnet, und der damals regierenden Kaiſerin zu Ehren Carolinenthor genannt. Es führt in die ſchöne und ſtark beſuchte Anlage des ſogenannten Waſſer-Glacis, des nächſten und beliebteſten Erholungsortes der Stadtbewohner; der Ravelin nächſt dem Kärntnerthore wurde mit dem Glacis vereinigt und geebnet, über den Wallgraben von dem alten Kärntnerthore ſtatt der vorigen ſchieflaufenden Brücke eine neue in gerader Richtung erbaut und von dieſer bis zur neuen Kärntnerthorbrücke ein doppelter Halbzirkel mit Allern angelegt. — Auch das vorige rothen Thurmthor wurde niedergeriſſen und das neue mit doppelten Öffnungen für die ein- und ausfahrenden Wägen hergerichtet. Der lange finſtere Schwibbogen, durch welchen man vom Fiſchmarkt auf den Salzgries gelangte, wurde abgetragen, und dadurch der Straße am Salzgries ein freundlicheres Anſehen verſchafft. Die lange, alte Mauthbrücke hinter dem Hauptzollamte wurde beſeitigt und durch einen breiten Erdwall mit einer kurzen Brücke erſetzt. Im Innern der Stadt verſchwand der uralte ſchwarze und ſteile Katzenſteig, der alte Paſſauerhof bei Marie-Stiegen, das alte Salzamt bei St. Ruprecht u. ſ. w.

Dieſe Verſchönerungen hat bisher Se. Majeſtät der jetzt regierende Kaiſer Ferdinand I. herrlich fortgeſetzt. Das finſtere Stubenthor erhielt neue Frontiſpicen und ſtatt der Brücke einen großartigen Erdwall, das ſchöne alte Kärntnerthor wurde erneuert und mit einem zweiten Fußgehergang vermehrt, das Schottenthor erhob ſich von Grund aus neu in herrlicher Form und der Graben wurde gegen den Kohlmarkt und die Nagelergaſſe durch das Niederreißen zweier Häuſer ſehr vergrößert, wodurch dieſer Platz nach dem Hofe zum herrlichſten der Reſidenz erhoben wurde.

Billardſpiel (Das).

Das Schach- und das Billardſpiel ſind (nach dem Whiſt) die edelſten und intereſſanteſten aller Spiele; das letzte hat vor dem erſten aber in einer Beziehung noch einen Vorzug, — es iſt nämlich damit eine wohlthätige körperliche Bewegung verbunden, wodurch daſſelbe zur Winterszeit und Perſonen, die eine ſitzende Lebensweiſe führen, weſentliche Vortheile gewährt.

Dieſe Eigenheit des edlen Billardſpiels hat auch ſeine allgemeine Beliebtheit zur Folge gehabt. — In der Hauptſtadt Wien und den Vorſtädten befinden ſich gegen 100 Caffehhäuſer, in welchen beiläufig 250 Billards aufgeſtellt ſind. Hierzu müſſen gegen 50 Spieltiſche gezählt werden, die in Privatwohnungen angebracht ſind, wodurch ſich eine Geſammtzahl von 300 darſtellt. Wird nun nach einem ſehr

mäßigen Durchſchnitte für jedes Billard eine tägliche Spielzeit von 6 Stunden angenommen, ſo ergeben ſich täglich 1800 und jährlich 657,000 Spielſtunden; man ſieht hieraus, daß in ſanitätiſcher Beziehung dem Spiele Genüge geleiſtet wird.

Das Billardſpiel iſt nicht ſehr alt und kam erſt im vorigen Jahrhundert empor. — Nach dem allgemeinen Laufe der Dinge hat auch dieſes ſchöne Spiel Auswüchſe getrieben, die in Frankreich am üppigſten Wurzel geſchlagen haben.

Die bekannteſten Abarten des Billardſpieles ſind la Roulette und Trou madame oder das ſogenannte Haufelſpiel.

Das Erſte iſt ein wahres Hazardſpiel, zu welchem eine Maſchine in der Form einer Gallerie gehört, um welche die Spielenden ſtehen und weiße und ſchwarze Kugeln hineinwerfen, die nach vielem Umlaufen endlich vor einem weißen oder ſchwarzen Fache ſtehen bleiben, wodurch der Gewinn oder Verluſt beſtimmt wird.

Das Andere wird auf einer Billardtafel geſpielt, an deren Ende ein kleiner Pertikus angebracht iſt, der gewöhnlich dreizehn Paſſagen oder Thüren hat, in welche man die kleinen Kugeln hinein zu ſtoßen ſucht.

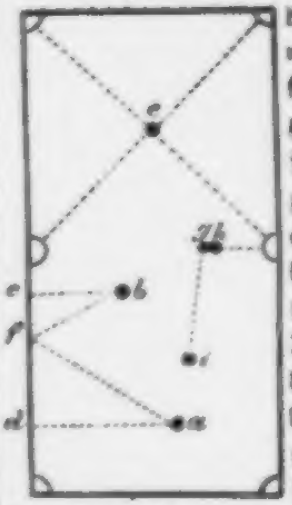
Man hat noch andere Spielvariationen, die von den genannten den Urſprung haben, z. B. das Virenſpiel mit kleinen Augeichen von Stein oder Marmor, das von Kindern geſpielt wird, und das ſogenannte kleine Ballſpiel, wo man mit Münzen Würfe machte.

Das Billardſpiel beruht ganz auf mathematiſchen Grundſätzen. Die Lehre von der Bewegung, von dem Stoße elaſtiſcher Körper und von der Reflexion findet hier durchaus ihre Anwendung.

Die Hauptſache bei dem Billard ſelbſt beſteht in zwei Bedingungen:

1. in dem richtigen Verhältniſſe der Länge zur Breite: iſt

Fig. 1.



dieſes — 2 : 1, ſo wird die ganze Tafel durch die Linien zwiſchen den beiden Mittel-Löchern in zwei gleiche Vierecke abgetheilt, und der Durchſchnittspunkt der beiden Diagonalen in jedem dieſer Vierecke beſtimmt den Standpunkt des Carambels c (S. Fig. 1). Durch dieſe Lage wird das öftere hinter einander Machen erſchwert, und die Gefahr des Verlaufens vergrößert.

2. In der horizontalen Lage des Billards. Iſt die Ebene, auf der ſich ein Ball befindet, horizontal, ſo bewegt er ſich bloß nach der Richtung des Stoßes, iſt ſie aber geneigt, ſo wirkt auch die Schwere mit auf den Ball und gibt ihm in den meiſten Fällen eine andere Richtung. — Man gewahrt dieſe Abweichung aber nur ſehr ſelten, weil der Neigungswinkel bei einem Billard, welches nicht gar zu fehlerhaft gebaut iſt, für unſere Sinne doch immer o geſetzt werden kann, und weil die Stärke des Stoßes den Einfluß der Schwere auf den Ball unmerklich macht.

Dieſer letzte Grund zeigt auch, warum auf einem ſchlechten Billard die ſchwachen Stöße beinahe insgeſammt verunglücken. Es wäre leicht, die krumme Linie zu finden, welche ein Ball beſchreibt, der ſich auf einer ſchiefen Ebene mit einer Geſchwindigkeit und in einer Richtung, die gegeben iſt, bewegt, man könnte ſogar förmliche Billardtafeln berechnen; — ſie wären aber bei all ihrem wiſſenſchaftlichen Ausſehen ganz unnütz und würden nur dazu dienen, den Scharfſinn ihres Verfaſſers zu beweiſen.

Durch die nicht horizontale Lage des Billards wird aber nicht nur die Richtung des Balls, ſondern auch die Kraft, mit welcher er auf die andern Bälle wirken ſoll, verhindert. Steht der zu treffende Ball tiefer als jener, den ich ſtoße, ſo wird dieſer mit einer größeren Gewalt, als ich es beabſichtige, auf den andern wirken, weil die Schwere ſeine Geſchwindigkeit vergrößert, und folglich den einen Faktor des Produktes, welches den Grad der Bewegung anzeigt, vermehrt hat.

Ein Ball wird nach der Kunſtſprache voll getroffen, wenn die Richtung des geſtoßenen Balls durch den Mittelpunkt des ruhenden geht, oder wenn der ruhende ſich nach dem Stoße vollkommen in der Richtung des ſtoßenden Balls fortbewegt.

Fig. 2.

Mit dem Schneiden verhält es ſich folgender Maßen: Wenn mit dem Balle a (Fig. 2) jener b in das Eckloch c geſchnitten werden ſoll, ſo muß man im Gedanken zwiſchen den Punkten c und b eine Linie ſo ziehen, daß man ſich ſelbe durch den Mittelpunkt des Balls b verlängert vorſtellt; — der Punkt, in welchem dieſe gerade Linie den Umfang des Balls b berühret, muß mit dem Ball a getroffen werden, wenn der Ball b gemacht werden ſoll. Trifft man unter dem Punkte b (folglich zu voll, zu dick), ſo fährt der Ball b nach der Bande (Bandenell, — Mandenell) zwiſchen den beiden obern Eklöchern; — trifft man den Ball b aber über dem Punkte b (oder zu fein), ſo läuft der getroffene Ball b an die Bande zwiſchen dem obern Eckloch c und dem Mittelloch h.

Das Doubler gründet ſich auf den phyſikaliſchen Grundſatz, daß ein Körper unter demſelben Winkel abprallt, unter dem er auffällt, oder daß der Einfallswinkel dem Reflexionswinkel gleich iſt.

Die Differenzialrechnung zeigt, wie man nach der metaphyſiſchen Vorausſetzung der kleinſten Wirkung (lex minimi) dieſes Prinzip finden kann, und die Natur beſtätigt es durch die Erfahrung, obgleich niemals vollkommen, weil die Vorausſetzung eines vollkommen elaſtiſchen Körpers weder bei dem Ball noch bei der Bande des Billards Statt hat.

Es iſt eine leichte Aufgabe, jenen Punkt der Bande durch Rechnung zu finden, auf den man einen Ball ſpielen muß, wenn man einen andern treffen ſoll. Dieſe Aufgabe iſt für die einfache Reflexion oder Abprellung einfach, für die doppelte aber ſchon bedeutend verwickelter.

Wir wollen den erſten Fall erläutern. Die Lage der Bälle a, b (Fig. 1) ſei gegeben, ſo iſt ihre Entfernung von der Bande a d und b e bekannt, folglich auch die Linie d e. Weil nach der Vorausſetzung der Winkel b f e gleich iſt a f d, ſo iſt, weil c = d, $\triangle$ b f e $\sim$ $\triangle$ a f d, und b e : e f = a d : d f. Nun iſt d f = d e − e f, folglich b e : e f = a d : d e − e f. — Hieraus ergibt ſich nach einer verkürzten Berechnung $e f = \frac{b e \cdot a d}{a d + b e}$; folglich iſt der Punkt f durch lauter bekannte Größen gegeben. Das geübte Auge eines Marqueurs und eines routinirten Spielers findet dieſen Anſchlagspunkt, ohne daß ihre Köpfe ſich im mindeſten mit jenen arithmetiſchen Sätzen beſchäftigen, und es iſt z. B. eine alltägliche Sache, daß unter dreimal der Ball c (Fig. 2) zweimal nach der Richtung e f g in das Mittelloch h gemacht wird.

Hier kommt es freilich auf eine gleichförmige Ausfütterung der Billardbanden mit einem elaſtiſchen Körper viel an, weil ſonſt das Abſchlagen unſicher iſt.

Hätte die Billardtafel die Geſtalt einer Ellipſe und ſtünde der eine Ball in dem einen Brennpunkte, der zweite in dem andern, ſo würde jeder Bricole-Stoß treffen, weil die Ellipſe die beſondere Eigenſchaft hat, daß die Linien, die aus ihren beiden Brennpunkten nach einem Punkte der Peripherie gezogen werden, an demſelben gleiche Winkel machen.

Aus der Veränderung der Geſtalt, die der Ball bei dem Stoße leidet, laſſen ſich ſehr mannigfaltige Erſcheinungen auf dem Billard erklären. Ein Ball, welcher wie i (Fig. 2) collet, das heißt an der Bande feſt anliegt, nimmt in dem Augenblicke, als er von dem andern voll getroffen wird, die Geſtalt k an; die Kugel verwandelt ſich nämlich (freilich dem Auge unſichtbar) in ein elliptiſches Sphäroid, deſſen kleinere Axe ſenkrecht auf die Bande, die größere mit ihr parallel iſt.

Ein anderer Verſuch beweiſet daſſelbe. Wenn man elfenbeinerne Kugeln auf eine behauchte, oder mit einer dünnen Fettlage überzogene Metallplatte fallen läßt, ſo iſt die zurückbleibende Spur kein Punkt, ſondern ein Ring, deſſen Durchmeſſer mit der Höhe des Falls zunimmt. Die Kugel muß in dem Augenblicke der Berührung ihre Kugelgeſtalt verändern. — Hieraus läßt ſich auch erklären, warum der Ball h (Fig. 1) in das Mittelloch läuft, wenn der nach der Richtung der Linie, die zwiſchen den beiden Mittellöchern liegt, ihn berührende Ball g vom Balle i voll getroffen wird, und warum überhaupt die anliegenden Bälle ſchwer zu machen ſind.

Der Stoß muß immer parallel mit dem Horizonte geſchehen, iſt dieſes nicht, ſo macht entweder die Spitze oder das dicke Ende der Queue (oder des Spielſtabs) einen Winkel; im erſten Falle iſt es ein Collet-Stoß, der den Ball preßt, im zweiten wird der Ball geſpießt.

Das ſogenannte Kiren (Pousse queue) der Anfänger rührt von der ungleichen Höhe des Bocks, und von dem Schwanken des rechten Arms her.

Der reine Stoß läßt ſich mehr hören und ſehen, als beſchreiben, und eine lange Übung lehrt die gehörige Lage des Körpers auf dem rechten Fuß, die Höhe des Bocks, den Druck auf die Rinne zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger, und endlich die Stärke des Stoßes.

Eine Abart des edlen Billardſpieles iſt jenes in Form eines Sechsecks, „Sternbillard“ genannt, welches im J. 1814 in J. M. Kugel's Caffehhaus beim goldenen Kreuz zu Mariahilf aufgeſtellt wurde, und von dem es ſpaßig genug in einer öffentlichen Ankündigung hieß:

„Endlich eine entſprechende Neuerung im Billardſpiel! Alle Spiele haben der Mode unterliegen und ſind mit derſelben fortgeſchritten. Wer ſpielt jetzt noch Trictrac oder langen Pufft Das Billardſpiel wäre wahrſcheinlich auch ſchon in Vergeſſenheit gerathen, wenn es nicht ſeinem durch Bewegung der Geſundheit zuträglichen Weſen, ſeiner auf mathematiſchen Grundſätzen beruhenden Spielweiſe wegen, den Anforderungen der Mode getrotzt hätte. Daher iſt das Billard, trotz dem, daß es noch immer in dem Schlafrocke des vorigen Jahrhunderts daſteht, unter allen Spielen das beliebteſte und zählt nach dem Schach die fanatiſchſten Verehrer. Eine Modifikation war jedoch ein ſchon längſt gefühltes Bedürfniß; J. M. Kugel ließ ein Billard in der benannten Form bauen, deſſen Idee und Ausführung allen Anforderungen entſpricht. Man kann auf demſelben alle Partien ſpielen, aber die Berechnung dabei iſt eine ganz andere, wie auf den bisherigen Billards, ſo zwar, daß man im Anfange

ganz betroffen von dem Abprallen des Manteneils ist; und dennoch muß nach mathematischen Grundsätzen der Ballen unter demselben Winkel anprallen, unter dem er angespielt wurde."

Eine zweite kritische Stimme ist lakonischer und lautet dahin, daß dieses sechseckige Billard ein Pendant zu den dreieckigen Kubbeln ist.

Birne (Zur eisernen).

Dieses die Ecke der Johannesgasse und der Seilerstätte bildende und der Frau Josepha Pfitzinger gehörige Haus (978) hat durch die darin verübte Ermordung des im vierten Stockwerke wohnenden Abbés J. C. Blank, Professors der Mathematik an der Academie der bildenden Künste, durch den polnischen Edelmann Jaroschinsky, den 16. Februar 1827 eine traurige Publizität erhalten. Hr. Franz Gräffer theilt über sein Zusammentreffen mit Blank einige Notizen mit, woron wir Folgendes entlehnen:

„Vor etwa zwanzig Jahren pflegte ich mein Glas Wein im Heiligenkreuzerhofe zu trinken. Daselbst traf ich zuweilen einen bejahrten, ehrwürdigen, kleinen Mann, der sich um die übrigen Gäste nicht viel kümmerte, sonst aber im Gespräche freundlich und wohlwollend war. Er genoß wenig und verweilte stets nur kurze Zeit. Es hieß, er lebe sehr frugal und sparsam; er sammle wohl für unbemittelte Verwandte. Dies war der Professor Blank. Er kam dann zuweilen zu mir in die Buchhandlung, besah dies oder jenes mathematische Werk, kaufte aber nie Etwas. Eines Tages heißt es, Professor Blank sei ermordet und beraubt worden. Alsbald nach dieser entsetzlichen Gräuelthat wurde ich mit meinem Collegen Haselmayer vom k. k. Landrecht in die Wohnung des Verblichenen beschieden, um die Inventur und Schätzung seines Büchernachlasses vorzunehmen. — Ein ziemlich langer, schmaler finsterer Zugang; in dem Eintrittszimmer mathematische Instrumente, eine große Rechentafel auf einer Staffelei; in einer Ecke nächst dem Fenster, neben einem Arbeitstisch ein Ballen ungebundener Bücher, nämlich Werke des Professors. Im Zimmer zur Linken, in welchem sich die gebundenen Bücher befanden, ein größerer Schreibtisch, in dem er sein Geld zu verwahren pflegte; auf selbem umher liegend einige cylindrische Holzbüchschen, zur Aufnahme von Theaterstücken; ein Erd- und Himmelsglobus ꝛc. Das ganze Ameublement sehr einfach und abgenützt. Die hoch angebrachten kleinen Fenster, welche das Licht nur von oben einfallen lassen, mußten schon an und für sich einen düsteren Eindruck hervorbringen. Über die Reste von Blut und Kopfhaaren gingen wir somit, ohne ein Wort zu reden an unser Geschäft, setzten es auch nach Tische fort. Als es zu dunkeln begann, vermißte ich Haselmayer. Er hatte sich insgeheim fortbegeben; das alte Thürschloß war eingeschnappt; ich befand mich eingeschlossen. Es war bereits förmlich finster, wohl eine Stunde lang mußte ich lärmen, bevor die Nachbarn mich befreiten.

Nie werde ich dieses eigenthümliche Grauen verwinden." — (Vergleiche Blank.)

Bisamberg.

Nicht nur vielfältige Traditionen, sondern auch schriftliche Zeugnisse stimmen überein in ihren Berichten von den oftmaligen großen Veränderungen des mäandrischen Laufs des majestätischen Donaustroms in der Gegend von Klosterneuburg und Kornneuburg — Veränderungen, die durch verheerende Hochwässer und zerstörende Eisgänge oder durch jahrhundertlange Verwahrlosung von Seite der Anwohnerschaft immer bedeutender wurden, so daß es endlich hoch an der Zeit war, daß ihnen der menschliche Geist ein Ziel setzte.

Die Geschichte sagt uns, daß noch in

den Zeiten der babenbergischen Herrschaft die gewaltige Donau in Wiens Nähe knapp am Fuße des schönen, umfangreichen Bisamberges floß, der von diesem Laufe des Flußes — „bis am Berg“ — den Namen Bisamberg erhielt, und der heute eine halbe Stunde vom Donaubette entfernt liegt.

Der Bisamberg ist ein classischer Boden im Reiche des Nebengottes; das Bisamberger-Gewächs gilt für die Perle der österreichischen Weine und manche Wein-Enthusiasten erklärten daher den Namen des Berges aus dem herrlichen Dufte, oder, in der Kellersprache, aus dem Geruche (Gerüchel) der dort wachsenden Trauben, welche Ambra und Bisam von sich zu geben scheinen.

Wir haben aber schon oben gesagt, daß der Bisamberg seinen Namen nicht der besonderen Güte seines Weines, sondern vielmehr der Tücke des Wassers verdankt, was ihm auch bei unsern Hydropathen nicht wenig Vorschub leisten dürfte. — Ein ausgezeichneter Wiener-Poet bediente sich in einer seiner Schriften des Namens dieses, uns in der neuesten Zeit durch die nach Steckerau gezogene Nebenbahn der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn so nahe gerückten und seitdem auch sehr häufig besuchten malerischen Berges, um eben nicht zum Ruhme seiner Landsleute — wir wollen nicht sagen einen Witz zu reißen, — sondern bloß — ein Wortspiel anzubringen. „Der Wiener,“ sagt er, „kann die Lebenslust noch auf dem Todtenbette nicht missen; eine Maß Bisamberger hilft ihm besser, als ein unmäßiger Gebrauch von Bisampulver.“

Im Grunde sind diese Worte nichts anderes als eine Variation des bis zum Ekel abgeleierten Themas von den „Wiener Backhändeln,“ womit deutsche besonders norddeutsche Reisende das in Österreichs Hauptstadt herrschende Wohlleben lächerlich zu machen glauben, und in so fern hätte die Sache nichts auf sich, nur hätte nach unserem Erachten obige Bemerkung nicht aus einer vaterländischen Feder fließen sollen.

Am Fuße des Bisamberges gegen die Donau und im Angesichte des majestätischen Herrnstiftes Klosterneuburg, liegt das schöne Pfarrdorf Lang-Enzersdorf mit einem Stationsplatze der Eisenbahn, und mehr nördlich gegen Steckerau das mit dem Berge gleichbenannte Dorf Bisamberg mit einem herrschaftlichen Schlosse, in dessen Garten man den Grabstein des Grafen Ferdinand von H....., Befehlshabers zu Raab, sieht, der am 16. Juni 1595 zu Wien am Hofe auf einem mit schwarzem Tuche behangenen Blutgerüste die rechte Hand und den Kopf verlor, weil er die genannte, damals hochwichtige Festung, wie die Anklag-Acte sagte, ohne die höchste Noth, den Ungläubigen, die damals in Ungarn die Herrn spielten, mit Capitulation übergeben hatte. Mehrere mitbeschuldigte Officiere und Meuterer der Raaber Besatzung starben gleichzeitig am Hofe und am neuen Markte.

Während der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 schwamm der durch Unternehmungsgeist und Kühnheit ausgezeichnete Lieutenant Gregorowitsch, der unter den Reitern des Grafen Sigbert von Heister diente, über die große Donau mit heroischer Todesverachtung, um nach dem Beispiele des wackern Leopoldstädter Bürgers, Franz Koltschitzky, dem christlichen Heere unter Anführung des Prinzen Karl von Lothringen von der Lage und den Bedrängnissen der Stadt sichere Botschaft zu bringen.

Als ihm dieser verwegene, auf Leben und Tod gemachte Plan glücklich gelungen war, zeigte er es der Verabredung gemäß, der ängstlich darauf wartenden Besatzung der Stadt durch eine Signalrakete an, die er zur Abendzeit auf der Höhe des Bisamberges und zwar, in der Nähe des Mag-

dalenenhofes steigen ließ, was ihm auch zu seiner Beruhigung durch ein ähnliches Gegenzeichen erwiedert wurde.

Der schönste historische Moment in den Annalen des Bisambergs bietet das merkwürdige Kriegsjahr 1809 dar; denn am Fuße dieses Berges war es, wo Se. kais. Hoheit der Erzherzog Carl nach den verhängnißvollen Ereignissen bei Regensburg seinem heldenmüthigen und hart mitgenommenen müden Heere nach einem bewundernswerthen, gewaltigen Schnellmarsche durch Böhmen, die ersten Ruhestunden zu seiner Erholung gönnen konnte, als er die Besetzung der Stadt Wien durch die feindliche Armee erfahren hatte.

Auf derselben Spitze des Bisambergs besah dieser fürstliche Kriegsheld die bereits von den Franzosen hergestellte Brücke auf der Lobau, und hier mag in seinem Feldherrngeiste der erste Keim der großartigen Operationen entstanden sein, welche die nachfolgenden herrlichen Siege der vaterländischen Waffen zur Folge hatten.

Schon dieser Umstand allein gibt jenen, welche den Magdalenenhof und seine Umgebungen nicht besucht haben, einen Begriff von der ungemein schönen Aussicht, welche sich den Besteigern dieser Berghöhe darbietet, und welcher vorzüglich der häufige Besuch dieser Gegend, welche früher selbst für jene Bewohner Wiens, die eine Landparthie machen, zu den Hochgenüssen des Lebens zählten, ein terra incognita war, seit dem Bestande des Stockerauer Eisenbahnflügels zugeschrieben werden muß.

Mit Übergehung der Bemerkung, daß die Höhen dieses Berges die einzigen sind, von welchen sich am linken Ufer der Donau dessen Lauf in der Nähe der Hauptstadt übersehen läßt, wollen wir unser Auge auf den merkwürdigen, beinahe vier deutsche Meilen weiten Landstrich bis zur Lobau ruhen lassen, wo es in der ersten Nähelinie die Prager und Brünner Heerstraßen und um dieselben die Ortschaften Langenzersdorf, Strebersdorf, Stammersdorf, Jedlesee, Jedlersdorf, Spitz und Floridsdorf bemerkt; in weiterer Entfernung erheben sich Deutsch-Wagram, Süßenbrunn, Leopoldau, (gemeinhin Eipeldau, das Heimatland der österreichischen Gänse und der fingirte Ausstellungsort der einst eben so beliebten als trefflichen „Eipeldauerbriefe),“ Kagran, Atterklaa, Breitenlee und Hirschstätten, lauter hellleuchtende Punkte im Ehrenfelde des österreichischen Waffenruhms, den Hintergrund dieses herrlichen Panoramas nimmt Stadlau, Groß-Aspern, Essling, Stadt-Enzersdorf und das Auengebiet des Praters ein.

Nicht weniger anziehend und in pittoresker Hinsicht auch vorzüglicher sind die Aussichten, welche sich von diesen Höhen nach den andern Himmelsgegenden darstellen, und deren Beschauung fortan den Besuch dieses Berges zu mehr als einer vorübergehenden Modesache machen wird. —

Bischöfe von Wien.

Alle Bemühungen der Fürsten aus dem Hause Babenberg beim römischen Stuhle, um ihre Hauptstadt zum Sitze eines vom Passauer-Ordinariate unabhängigen Bischofs zu machen, blieben erfolglos.

Der erste Schritt zur Vorbereitung eines eigenen Bisthums war die von Herzog Rudolph dem Stifter gegründete Probstei an der Burgcapelle zu Ehren aller Heiligen, die 1359 nach St. Stephan übertragen wurde, welche Kirche Papst Innocenz VI. von der Metropolitangewalt des Erzbischofs zu Salzburg und des Ordinarius zu Passau erimirte, indem er sie unmittelbar dem heiligen Stuhle unterordnete.

Der Herzog ernannte den Probst und die 24 Domherrn und der Papst bestätigte sie

und verlieh dem Probste zugleich die bischöflichen Insignien und den Gebrauch der Pontifikalien. Dieser nannte sich „von Gottes Gnaden Probst zu Allerheiligen in Wien, Erzkanzler von Österreich," und hatte fürstliche Privilegien. Die Kleidung der Domherrn bestand aus einem rothen Talar, rothen Mantel und Kappe, über den Talar ein weißes Rochet, auf der linken Seite des Mantels ein goldenes Kreuz. Doch bald nach Rudolphs Tode wurden sie in der Kleidung den Domherren anderer Hochstifter gleich gesetzt. Rudolph hatte zu ihrer Wohnung auch den Zwettelhof angekauft.

Gegenwärtig besteht das Metropolitan-Kapitel aus zwölf Domherren Rudolfinischer und aus vier herzogl. Savoisch-Lichtensteinischer Stiftung, worunter fünf Dignitarier sind, welche den Gebrauch der Inful haben.

Es währte aber noch über ein Jahrhundert, ehe Wien sich wieder, wie früher in den alten vor Babenbergischen Zeiten eines eigenen Bischofs erfreuen konnte. Erst Kaiser Friedrich III. erwirkte bei seinem Besuche in Rom die Gründung des Bisthums. Am 18. Jänner 1469 erklärte Paul II., „sein geliebtester Sohn Friedrich, römischer Kaiser, zum Grabe der Apostel pilgernd, habe ihm vorgestellt; wie seine Stadt Wien, des Passauer Sprengels, volkreich, wohlhabend, voll herrlicher Kirchen, Klöster und Hospitäler, unter allen deutschen Städten durch Treue und Reinheit des Glaubens und Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl ausgezeichnet, auch mit einer Hochschule geziert sei, die alle Facultäten zähle und mit den ausgezeichnetsten Lehrern prange. Darum zähle der h. Vater Wien und sein Gebiet, einschlüßig St. Veit, mit allen seinen Kirchen, Capellen, Klöstern und frommen Orten vom Passauer-Sprengel gänzlich los, erhebe es zur Stadt ersten Ranges und seine Collegialkirche und Probstei bei St. Stephan, deren Patron der Landesfürst selbst sei, zur Kathedrale und zum Bischofssitz."

Der Kaiser ernannte den gelehrten jungen Leo von Spauer zum ersten Bischof Wiens; drei Vettern desselben Sigmund, Christoph und Mathäus Spauer hatten mit dem Kaiser in der belagerten Burg zu Wien rühmlich ausgeharrt. Leo, der Bischof von Brixen war, wurde jedoch von Wien abgehalten, weil die Einkünfte des neuen Sitzes noch nicht gesichert waren, indem der Bischof von Passau seine alten Rechte noch immer geltend zu machen suchte.

Leo erlebte aber den Ausgang der Irrungen nicht, denn erst am 17. September 1480 verlas der Nuntius, Alexander, Bischof von Ferli, bei St. Stephan die päpstlichen Bullen, hielt in Begleitung der gesammten Geistlichkeit, der Universität, des Adels und einer großen Volksmenge eine feierliche Prozession durch die Stadt und sang hierauf im Dome ein Dankamt, unter welchem beide Bullen an das Kirchenthor unter den unausgebauten Thüren angeheftet wurden. Das Passauer-Consistorium verließ Wien für immer.

Zwei Jahre wurde das Bisthum von Johann, vorher Erzbischofe zu Gran administrirt, erst im J. 1482 verlieh Friedrich es an Bernhard von Rohr, welcher es jedoch verließ, als Mathias Corvin die zweite Belagerung Wiens unternahm und sich nach Tittmaning begab, wo er am 21. März 1487 starb.

König Mathias übergab hierauf das Bisthum dem Bischofe von Erlau, Urban Dotzy, seinem vertrautesten Minister, einen Mann von ehrwürdiger Gestalt und kräftiger Rede, der ungeachtet aller äußern Pracht höchst einfach und strenge gegen sich selbst war.

Nach Corvins Tode trat Urban ab und Mathias Schait, Bischof von Seckau,

wurde durch einige Zeit Administrator desselben. Kaiser Max. I. verlieh 1490 das Bisthum zu Wien an Johann Vitez, welcher dasselbe durch mehrere Jahre besorgte, zugleich aber auch sein früheres Bisthum Wesprim beibehielt und sich daher zu Wien ebenfalls nur Administrator nannte. Nur unter diesen Titel bestätigte Papst Alexander dessen Nachfolger Bernhard von Peltheim, einen Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, der jedoch die höhern Weihen nicht angenommen hatte. Nach seinem 1504 erfolgten Tode erhielt das Bisthum abermals einen Administrator in der Person des Raaber Bischofs, Franz Bakacs, und als dieser 1509 starb, blieb es durch vier Jahre verwaiset.

Erst 1513 erfreute sich Wien wieder eines eigenen Bischofs. Kaiser Max. I. ernannte den würdigen Priester Georg Slatkonia dazu. Hierauf verwaltete es Peter Benomo, Bischof von Triest.

Ihm folgte 1522 Johann von Revellis, dem es vorbehalten war, während der Belagerung Wiens durch Solimann 1529 eine sehr lobenswerthe Thätigkeit an den Tag zu legen. Johann starb schon im nächsten Jahre, den Bischofsitz an Johann Faber Heigerlein überlassend. Nach ihm stand Friedrich Nausea von 1541 — 1552 der Kirche Wiens vor.

Seine nächsten Nachfolger hatten den bischöflichen Stuhl nur kurze Zeit inne; denn Christoph Werthwein starb nach zehn Wochen. Nach dessem Tode wurde die Administration dem Peter Canisius übertragen und nach fünfjähriger Erledigung der erwählte Großmeister des ritterlichen Ordens der Kreuzherrn mit dem rothen Kreuze, Anton von Müglitz Bischof von Wien, der aber im Jahre 1562 schon zum Erzbischofe von Prag erhoben wurde.

Der Bischof von Gurk, Urban, welcher der Sage nach von den Türken 1529 bei ihrem Abzuge aus Österreich unter der Beute vor Wien als fünfjähriger Knabe zurückgelassen wurde, administrirte das Wiener Bisthum durch mehrere Jahre und erst nach seinem Tode 1573 erhielt dasselbe Caspar Neubeck, ein thätiger Oberhirt, der durch zwanzig Jahre segenreich wirkte. Neubeck wurde zu Freiburg in Breisgau geboren. Nach ihm blieb der Sitz einige Zeit unbesetzt und wurde dann von mehreren berühmten Männern, Melchior Clesel, Anton Wolfrath, Friedrich, Philipp Graf von Breunner eingenommen. Hierauf folgte Wilderich Freiherr von Waltersdorf, Emerich Sinelli, Ernest Graf von Trautson, Franz Anton Graf von Harrach und Franz Ferdinand Freiherr von Rumel. Im Jahre 1631 ertheilte Ferdinand II. den Bischöfen von Wien die Reichsfürsten-Würde.

Mit Rumel schließt sich die Reihe der Bischöfe, indem der von Kaiser Karl VI. 1716 zum Bischof von Wien ernannte Bischof Sigmund Graf von Kollonitsch die erzbischöfliche Würde erhielt und unter ihm die Wiener Kathedralkirche zur Metropolitankirche erhoben wurde. Die spätern Erzbischöfe sind: 2. Johann Joseph Graf von Trautson († 1757), 3. Christoph Anton Graf von Migazzi († 14. April 1803), 4. Sigmund Anton Graf von Hohenwart († 30. Jänner 1820), 5. Leopold Maximilian Graf und Herr zu Firmian († 29. November 1831) und 6. Seine fürstliche Gnaden der heutige Fürsterzbischof Vincenz Eduard Milde (geboren 17. Mai 1777, zum Erzb. ernannt den 24. Dec. 1831).

Unter den bisherigen Fürsterzbischöfen waren Graf von Kollonitsch, Graf von Trautson und Graf von Migazzi mit dem Kardinals-Purpur geschmückt.

Weihbischöfe sind regelmäßig und ununterbrochen in Wien gewesen, seitdem dieses Bisthum zum Erzbisthume erhoben worden ist.

Bischofsgasse (Die)

ist eine Fortsetzung der Kärntnerstraße wie es die rothen Thurmstraße der Bischofsgasse ist, durch welche drei Gäßen die ganze innere Stadt beinahe in einer geraden Linie von einem Ende zum andern durchschnitten wird. Sie hat ihren Namen vom Bischofshofe, gehört hinsichtlich der Frequenz zu den belebtesten und ihrer Häuser wegen zu den merkwürdigsten Gassen, denn in ihr erhebt sich die großartige erzbischöfliche Residenz, eines der größten und das Haus der alten Feld-Apotheke (633) eines der kleinsten Häuser der Stadt; das Nebenhaus (632) ist heute unstreitig das älteste Gebäude Wiens und im schönen Ertel'schen Stifthause (638) befand sich bis vor einem Jahrzehend der unter dem Namen des „süßen Löchels" so stark besucht gewesene Methkeller und Lebkuchenladen. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß das Lokale der genannten alten Feld-Apotheke der erste öffentliche Ort war, aus welchem den Vorübergehenden die Gasbeleuchtung blendend entgegen glänzte.

Nicht minder merkwürdig ist das Haus zum goldenen Einhorn (Siehe gold. Einhorn) als die Wiege und der Wohnsitz des berühmten Freiherrn von Chaos.

Bischofshof.

Die Wiener Bischöfe wohnten Anfangs größtentheils in ihrem großen Maierhofe an der Wien, vor dem heutigen Carolinenthore am Fuße des Hügels, worauf ein Theil der Rabengasse steht. Dieser Maierhof wurde in der ersten türkischen Belagerung 1529 zerstört und wieder erbaut, um 1683 bei der zweiten Belagerung neuerdings der Erde gleich gemacht und nicht wieder erbaut zu werden. Damals war es, wo man daselbst die merkwürdigen Antiken fand, wovon weiter unten Erwähnung geschieht.

Der heutige Bischofssitz in der Stadt hieß ursprünglich das Schönthor und kommt in den Zeiten Heinrichs von Luzern und Leopolds von Sachsengang als der „Pfarrhof in der Wolzeil" vor. Er wurde hierauf die Probstei. Die heutige schöne Residenz baute Anton Wolfrath, der 17. Bischof von Wien. Der Erzb. Kollonitsch verschönerte ihn von Innen und Außen. Das Gebäude hat drei Stockwerke, wovon das mittlere als das höchste zur Herrnwohnung bestimmt ist. Vormals hatte es nebst dem Thore am Stephansplatze deren drei an der Hauptfronte in der Bischofsgasse. Um den ersten großen Hof lauft eine gewölbte Gallerie von Schwibbogen und Pfeilern. Dieser Hof war der Ort, wo nach dem Tode des unruhigen Herzogs Albrecht VI. am Dorotheertage 1464 die Bürger Wiens unter dem Vorsitze der päpstlichen Legaten, der Bischöfe von Torcella und Lavant, ihrem alleinigen Herrn, Kaiser Friedrich III. und seinem Söhnlein Maximilian huldigten und zwar in den Händen des kais. Rathes und Bevollmächtigten, Jörg von Volkersdorf, und der Ritter Hans von Hofkirchen, Heidenreich Truchseß, Hans von Mühlfeld und des Geheimschreibers Niklas. Zu jener Zeit war der vorige alte Bischofhof schon so verfallen, daß der Cardinal Clesel, als er aus der Gefangenschaft in Tirol zurückkehrte, den Magistrat um eine Wohnung angehen mußte. Den Bau Wolfraths verewigt über dem Brunnen des Hausthofs folgende Inschrift:

Memoriae immortali illmi et
rmi. D. Antonii D. G. Episcopi
viennens. S. R. I. principis,
Ferd. II. et. Ferd. III. augustiss. ab
arcanis consiliis, aulis, hujus palatii
fundatoris, Philippus Fridericus successor,
ut grata nominis fama in seram posteritatem perennaret, monumentum hoc posuit anno Dni. MDCXLI episcopatus II
Sigismundus ep. renovav. anno
MDCCXVI. epatus I.

Erst seit dem Anfange 1844 wurde das schöne Gebäude auf der Seite des Ste-

hausplatzes von den Hütten befreit, die es bisher verunziert hatten. Eine besondere Merkwürdigkeit des Hofes sind die römischen Alterthümer, die 1683 beim Aufräumen des Schuttes des Maierhofes gefunden und in der neuen Residenz aufgestellt wurden. Darunter zeichnen sich besonders aus: a. die Büste des Annius Verus. Diese kleine Marmorbüste, von vorzüglicher Arbeit hatte, wie das folgende ägyptische Denkmal, welches wahrscheinlich ein Römer von den Ufern des Nils an jene der Donau gebracht hat, denselben Fundort. b. Ein weiblicher Kopf, den man eine Agrippina nennen könnte und c. der Kopf eines lächelnden Fauns. Diese zwei Stücke scheinen durchaus nicht antik und nur zufällig mit jenen merkwürdigen Monumenten zusammen gekommen zu sein.

Die Büste des Annius Verus gewinnt einen ganz besonderen Werth durch die Ähnlichkeit mit einer großen Marmorbüste in Rom (Mus. Pio-Clement. Tom. VII. tab. XX. pag. 40. 41.), in welcher Visconti, auf gleichzeitige römische Medaillen gestützt, das Bildniß des Annius Verus, Sohnes des Kaisers M. Aurel und der Faustina erkannte.

Schon mit dem dritten Jahre seines Alters hatte M. Aurel das geliebte Kind zum Cäsar ernannt, verlor es aber schon im siebenten, wo der Cäsar Annius Verus in Präneste starb, als ihm eine Eitergeschwulst unter dem Ohre war geöffnet worden, im Jahre 170 nach Christi Geburt. d. Eine ägyptische Pastophore. Dieses ägyptische Denkmal aus Syenit Grünstein, eine heckende weibliche Figur vorstellend, welche vor sich her ein Heiligthum hält, wie einen verschlossenen Kasten mit einem halberhobenen weiblichen Kopfe verziert, ist ausgezeichnet durch sein hohes Alter, durch die Eigenthümlichkeit des Volkes, bei dem es entstand und die sich darin so bestimmt ausspricht. Die Vorstellung selbst gehört zu den bekannten.

In kleinen reich geschmückten und vergoldeten Kästchen von Holz, in Gestalt von Tempeln, trugen die Ägypter bei ihren feierlichen gottesdienstlichen Umzügen, die kleinen Figuren ihrer Gottheiten und deren Symbole zur Schau. Von dem Worte (σηκος), womit man diese kleinen Kästchen und Behältnisse belegte, bekamen die Träger derselben bei diesen festlichen Gelegenheiten den Namen Pastophoren, womit Hormayr diese Figur bezeichnete. Er hält sie für weiblich, und schon bei Visconti (a. a. O. tav. VI. p. 8.) findet sich eine weibliche Pastophore.

Er glaubt das Denkmal vor der Zeit der Persischen Eroberung Ägyptens, auf jeden Fall vor der Herrschaft der Ptolomäer in diesem Lande setzen zu müssen. Die Haare sind ganz in kurzen Locken gearbeitet, wie man sie noch jetzt bei den Bewohnern Nubiens vorfindet; die Figur hält in der Rechten das Sinnbild des sogenannten Nilmessers, in der sehr beschädigten Linken den Nilschlüssel. Bemerkenswerth sind die Sandalen an den Füßen, ganz so, wie man sie vollkommen erhalten, aus Schilfrohr geflechten, in den Felsengräbern und Pyramiden Ägyptens bei den Mumien findet und in den meisten Sammlungen ägyptischer Monumente aufbewahrt.

Laborde hat diese Antike in seiner malerischen Reise durch Österreich nur sehr mittelmäßig dargestellt, eine bessere Abbildung liefert Hormayr in seiner Geschichte Wiens.

Blank (Johann Conrad).

Über diesen Mann (Siehe Birne, eiserne) verdanken wir Herrn Franz Gräffer folgende biographische Nachrichten:

Blank war zu Weiler im Vorarlbergischen den 8. Juni 1757 geboren. Ein sanftes, frommes Gemüth und Neigung zum geistlichen Stande zeigte er schon in frühester Jugend. Er studirte zu Constanz und absolvirte daselbst die Humaniora. Hierauf kam er nach Wien und vollendete dieselben

bei den Piaristen in der Josephstadt. Glücklich fühlte er sich, als es ihm gelang, in den Orden der Schwarzspanier (in der Alservorstadt) aufgenommen zu werden.

Als dieser Orden aufgehoben ward, fand und benützte Blank die Gelegenheit, bei dem Sohne des Doctor Buswald als Hofmeister aufgenommen zu werden. Nach einiger Zeit wurde ihm die Cooperatorstelle im Alserchenfeld zu Theil. Hier lernte ihn der Abbé Hofstetter kennen und schätzen. Er verwendete sich für ihn und verschaffte ihm die Professur der Mathematik in der Theresianischen Ritter-Akademie.

Als diese Anstalt den Piaristen übergeben ward, erhielt Blank die mathematische Lehrkanzel bei der architektonischen Abtheilung der Akademie der bildenden Künste. Von meuchelmörderischer Hand starb er den 18. Febr. 1827. — Die von Blank verfaßten und herausgegebenen Lehr- und Handbücher sind schätzbar; sie zeichnen sich durch Klarheit, Gründlichkeit und Popularität aus.

Der Mörder dieses würdigen Mannes war Severin von Jareschinski. Er war im russischen Gouvernement Podolien geboren. Im Juni 1826 war er nach Wien gekommen, sich zu vergnügen. Er war Wollüstling, Verschwender, Spieler. Schon im September war seine nicht unbedeutende Barschaft zu Ende. Er borgte, verpfändete, und setzte sein zügelloses Treiben fort.

Gegen das Ende des Jänner 1827 ward ihm von seiner Regierung der Auftrag zur Rückkehr und ämtlichen Rechnungslegung.

So von Geldnoth gedrängt, faßt er den Entschluß, den 70jährigen Blank, seinen ehemaligen Lehrer, zu ermorden und zu berauben. Zu diesem Zwecke kaufte er ein großes Küchenmesser. Dann ladet er Blank zu Tische, ihn über sein Vermögen auszuforschen. Drei Tage darnach besucht er Blank, bittend, ihm seine Staats-Obligationen zu zeigen, ihre Bewandtniß näher kennen zu lernen, da er Willens sei, deren zu kaufen. Blank hat aber nur die von geringerem Betrage bei Hause und bestimmt den folgenden Tag, ihm jene von höheren Summen zu zeigen. An diesem verhängnißvollen 13. Februar, Mittags um 1 Uhr, erscheint der Mörder in Blank's Wohnung. Dieser weiset ihm acht Stücke im Gesammtbetrage von 6100 fl. C. M. Blank steht auf, etwas zu holen. Schnell erhebt sich der Verbrecher und versetzt dem Unglücklichen mit dem Küchenmesser einen Hieb auf das Hinterhaupt. Blank stürzt zu Boden und erhält noch sechs Hiebwunden in den Kopf, zwei Stiche in die Brust und fünf in den Unterleib, deren einer so gewaltig, daß er den ganzen Leib durchdringt.

Der Raubmörder entfernt sich, verkauft die Papiere und fährt drei Tage fort zu schwelgen und zu prassen. Am vierten, den 16. Febr. ward er verhaftet. Den 30. Aug. 1827 wurde er mit dem Strange hingerichtet, 34 Jahre alt. Der ihm beigegebene Seelsorger hinterließ ein Tagebuch über diesen Verbrecher. Es ist von psychologischer Wichtigkeit, mehrere Bogen stark.

Blasi-Bruderschaft (Die).

Diese scherzhafte Verbrüderung ist ein Seitenstück zu der bekannten Simoni-Bruderschaft, für deren Hauptsitz die Stadt Krems angegeben wird.

Die Blasi-Bruderschaft blühte im Anfange des vorigen Jahrhunderts auf und man rechnete zu ihr alle Männer, deren Handlungsweise nicht frei von Verkehrtheiten war oder die sich durch ein albernes Betragen bemerkbar machten.

Man sieht hieraus, daß es nicht schwer war, zum Blasibruder ernannt zu werden. Dieser Orden hatte auch die Eigenheit, daß man darin aufgenommen wurde, ohne darum anzuhalten, ohne es zu wünschen und auch oft ohne es zu wissen. Denn selbst Leute von Ansehen erhielten oft ein Bildlein zugeschickt, wodurch sie an eine

Handlung erinnert wurden, welche zur Öffentlichkeit gelangt und nichts weniger als ehrenvoll war.

Dieſes die Stelle des Diploms vertretende Bildlein war in Wien in Klein-Folio an den Tag getreten und in 21 Felder eingetheilt, von deren fünf Doppelfelder waren. In dem größten oder Mittelfelde ſtand der Blaſi mit der Überſchrift:

„Ich heiße Blaß mit dem Stern,
Bleib für mich ſelber ein Narr gern,
Doch bin ich der Narr nicht allein,
Weil noch viel meiner Brüder ſein."

Herr Blaſi iſt im Narrenkoſtüm und hält den Stern, der auf einem Stocke angebracht, in der rechten Hand. Ringsum ſind in kleineren Feldern die Groſſthaten oder vielmehr Tölpelſtreiche ſeiner Anhänger abgebildet und mit Erklärungen verſehen. Zur Probe geben wir einige derſelben:

Der ſiebent' wollt' auch in Sachen
Seiner Ente ein Paar Schuhe machen.

Der acht' gab ſeiner Sau ein Schmatz,
Sprach, grüße die ſchweinerner Schatz.

Der zehnt' wollt' fliegen wie Schwanen,
Der eilft' wollt' ausbrüten Faſanen.

Der ſiebenzehnt' wollte den Meiſen
Die Zähne mit einer Zang ausreißen.

Es bedarf wohl der Erinnerung nicht, daß dieſe bildlichen Darſtellungen ſelbſt möglichſt in's Groteske getrieben ſind; ſo hat ein Mann, um einen am Boden liegenden Floh die Augen auszuſtechen, einen ungeheuren Spieß in der Hand.

Blaſt (Herr von).

Herr von Blaſt zieht überall, in Privatzirkeln wie an öffentlichen Plätzen, gegen das ſchöne Geſchlecht und den Eheſtand zu Felde. Er nennt ſich den erſten Hageſtolz des Landes und behauptet, ſchon das bloße Wort Frau oder Ehe verurſachte ihm Übelkeiten.

Er vermeidet mit ängſtlicher Sorgfalt die Kirchen in den Stunden, wo verkündet und kopulirt wird, und wohnt lieber einem Hochgerichte als einer Hochzeit bei.

Er beſucht nur ſolche Geſellſchaften, wo er keine Damen zu finden hofft und geht in keine Komödie, weil ſie alle mit einer Heirath enden.

Wenn man Herrn v. Blaſt's Thun und Treiben außer ſeinem Hauſe betrachtet, ſo ſchwört man bei Himmel und Erde, er habe der ſchönen Menſchenhälfte ewigen Haß geſchworen. Wir wollen aber einmal einen Blick in ſeine Behauſung werfen.

Wir finden hier zuförderſt eine rohe, aufgeblaſene, die deutſche Sprache verhunzende Magd, die er unter dem Titel einer Wirthſchafterin bei ſich hält und die ihren Herrn ganz beherrſcht und meiſtert.

Als Wirthſchafterin hat ſie ſich ſeiner ſämmtlichen Einkünfte bemächtigt und gibt ihm davon, was ihr gut dünkt. Er kann kein Glas Bier, keine Schale Caffeh trinken, ohne von ihr das Geld zu bekommen.

Will er einen Freund zu ſich einladen, ſo muß er ſie erſt um Erlaubniß bitten und dabei immer gewärtig ſein, ob ſie ihm etwas und was ſie ihm aufſetzen werde.

Dabei täuſcht und betrügt ſie ihn von allen Seiten und macht ſich, ſobald er ſeiner Wohnung den Rücken gewendet hat, auf ſeine Koſten luſtig.

Dieſe Wirthſchafterin wirthſchaftet in Herrn v. Blaſt's Haus auf eine eben ſo tolle als empörende Art und der arme Hageſtolz könnte nicht ärger daran ſein, wenn er die erſte Xantippe der Welt zum Weibe hätte. Der gute Mann fühlt aber das Drückende ſeiner Lage nicht; er ſtreckt und reckt ſich vielmehr ſtolz empor und rühmt ſich des Vorzuges, ſeine goldene Freiheit behauptet zu haben.

Blaue Farbe (Die)

ſcheint eine Lieblingsfarbe der früheren Bewohner Wien's geweſen zu ſein. Dafür

spricht schon die sonderbare Zusammenstellung, in welcher diese schöne Farbe in der Nomenklatur der Hausschilder zum Vorschein kommt. Ein blauer Stern scheint in der Naglergasse (303), — eine blaue Kugel erblickt man am Hofe (339), — ein blauer Krebs (449) kömmt in der Krebsgasse nicht vom Flecke, — ein schon im Jahre 1547 auf Hirschvogl's Plan von Wien vorkommender Blober oder blauer Hecht (451) schnappt in der Sterngasse noch immer nach Wasser, — ein blaues Gatter (Gitter, 541), steht am hohen Markt, — ein blauer Igel zeigt seine Stacheln (557) unter den Tuchlauben, — die Münzerstraße zeigt einen im J. 1843 neu erbauten blauen Herrgott (583), — eine blaue Flasche am Stock-im-Eisenplatz (624), — einen blauen Bock (787) in der Bockgasse, — und einen blauen Karpfen (998) in der Annagasse.

Eine gleiche Vorliebe für die blaue Farbe herrscht in den ältern Vorstädten, wo alle berührten Blauheiten sich nicht nur wiederholen, indem wir z. B. eine blaue Flasche am Neubau (242), zu Mariahilf (135), am Spitelberg (47), im Altlerchenfeld (2), im Lichtenthal (123), auf der Wieden einen blauen Wolf (473), einen blauen Karpfen (481), und einen blauen Hirschen (555), — in Matzleinsdorf eine blaue Ente (55), und einen blauen Stern (80), zu Margarethen eine blaue Weintraube (17) u. s. w. finden, sondern wo noch neue auftauchen; das blaue Freihaus auf der Laimgrube ist seines Umfangs und als Gasthaus seiner guten Küche wegen bekannt; spaßig nehmen sich die vier blauen Schimmeln im Schottenfeld (182) aus, denen man füglich vier blaue Rappen zum Gegenstück geben könnte.

Wenn man von der kernfesten Denkart unserer guten Vorfahren nicht so viele Belege hätte, so könnte man sich versucht fühlen zu glauben, sie hätten ihren Nachkommen einen blauen Dunst vormachen wollen.

Blauen Flasche (Haus zur).

Es gab vormals in Wien eine Art Speisehäuser oder Traiteurien (sehr unrichtig Trakteurien genannt), deren Species heute beinahe ausgegangen ist. Diese Trakteurs waren nur in der innern Stadt zu finden und ihre Zahl schwankte zwischen 25—30. Die Preise waren sehr verschieden und fielen von einem Gulden bis 4½ Kreuzer herab.

Jene Trakteurs, bei welchen man für 10 und 8 Kreuzer speiste, wurden am häufigsten besucht.

In diesen Häusern stand der Wirth in der Mitte des Zimmers und führte hier, wie ein damaliger Spaßvogel sagt, das Abfütterungs-Commando. Die Gäste saßen dicht neben einander wie die Negersklaven in ihren Schiffen und verzehrten ihr Mal mit der Schnelligkeit der Extrapost (der Dampfkraft würde man heute sagen).

Diese Geschwindigkeit hatte ihren guten Grund, denn kaum hatte ein Tisch voll Hungriger abgespeiset, so nahm eine andere Reihe deren Stelle ein, um eben so schnell und gleichsam nach dem Takte abgefertigt zu werden.

Das besuchteste dieser Speisehäuser befand sich vor einem halben Jahrhunderte unter Kaiser Joseph II. im ersten Stockwerke der blauen Flasche am Stock-im Eisen-Platz, Nr. 629, ehemals das Ziegelhaus genannt, wo in zwei regelmäßigen Zimmern täglich binnen drei Stunden über dritthalb hundert Menschen aßen.

Nach einer gleichzeitigen Relation bestand der Tisch für acht Kreuzer aus vier Speisen: Suppe, Rindfleich mit einer Brühe, grüne Speise mit Beilage, Braten oder Eingemachtes. Die Portionen waren so groß, daß auch ein starker Esser sich sätti-

gen konnte. Die Teller waren von Zinn, und das Brot lag gemeinschaftlich da, so daß jeder sich davon nach Belieben abschneiden konnte. Das Wasser ging in einem zinnernen Becher gleichfalls gemeinschaftlich in der Runde herum; Bier und Wein wurden besonders bezahlt.

Die sogenannten Zehnkreuzer-Tische erhielten dieselben Speisen; sie hatten aber ein besonderes Zimmer, jeder Gast bekam eine (freilich oft sehr unappetitliche) Serviette, eine Kreuzer-Semmel und ein eigenes Trinkglas. Die Gesellschaft dieser Tische war daher auch besser als bei der Achtkreuzer-Tafel.

Dieses Haus, welches einen Durchgang in das Schlossergäßchen bildet, gehört heute dem Hrn. Alois Wimmer.

Blaue Montag (Der).

Dieser Unhold hat in Wien sein Unwesen eben so arg wie in andern, großen gewerbthätigen Städten getrieben und man findet noch heut zu Tage Anklänge davon, worüber man sich nicht wundern wird, wenn man Jean Paul's Worte beherzigt, daß man in Deutschland allezeit drei Jahrhunderte brauche, um einen Mißbrauch aufzuheben, nämlich eines, um seinen Nachtheil zu fühlen, eines, um sein Unrecht einzusehen und eines, um ihn abzuschaffen.

Die Entstehung dieses zum Sprichworte gewordenen blauen Montags fällt im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Damals wurden die meisten deutschen Kirchen in den Fasten blau ausgeschmückt und um eben diese Zeit fingen die Handwerker an die Fastenmontage durch Unterlassung aller Arbeit zu feiern. Dieß thaten nicht nur die Meister selbst, sondern sie ertheilten auch ihren Gesellen und Knechten die Erlaubniß dazu.

Diese vertrieben sich die Zeit am Tage mit Essen und Trinken und ermunterten sich dazu durch den Zuruf, daß heute blauer Montag sei. Was Anfangs nur in der Fasten Statt fand, erfolgte endlich auch außer der Fastenzeit an den übrigen Montagen.

Die Meister gaben Anfangs darin gern nach, weil das ihrer Bequemlichkeit zusagte, und auf diese Art entstand der blaue Montag durchs ganze Jahr. Die Mißbräuche dabei wurden aber immer stärker, es entstanden bald die größten Ausschweifungen, Tumulte und Todtschläge; es ward endlich so arg, daß Kaiser und Reich mit einander darüber zu Rathe gingen.

In Wien scheint die Feier des blauen Montags am frühesten zu Mißbräuchen Anlaß gegeben zu haben, denn schon Kaiser Maximilian II. eiferte im Jahre 1571 sehr gegen die unmäßigen Fressereien und den blauen Montag der Handwerker.

Die Schuhknechte zu Augsburg hatten im Jahre 1726 mit den Schuhknechten zu Würzburg einen aufrührerischen Briefwechsel geführt. Sie versiegelten ihre Briefe mit dem Handwerkssiegel, das sie ihren Altgesellen anvertraut hatten und aus der Lade entwendeten. Der Magistrat untersagte ihnen diesen Briefwechsel; sie aber meinten ein solches Verbot wäre ein Eingriff in ihre Rechte. Ehe dieser Streit noch beigelegt war, brachten einige, die durch Schlägereien bei dem Magistrate in Geldstrafe verfallen waren, einen neuen Unfug auf. Sie wollten nämlich die Strafe nicht allein bezahlen, sondern meinten, Schuldige und Unschuldige müßten davon einen gleichen Antheil entrichten. Wer das nicht wollte und nicht gleich willig seinen Antheil hergab, erhielt den Schimpfnamen eines Spöttischen, alle übrigen wurden Brave genannt. Wo diese einen Spöttischen sahen, beuteten sie ihn.

Ein solcher wurde nämlich bei den Ohren und Haaren gefaßt, gezerrt, gerauft, geschüttelt, gestoßen und einige Mal herumgedreht, so daß mancher Gebeutelte alles

Bewußtsein und sogar einige das Gehör verloren.

Wollte der Spöttische das nächste Mal nicht wieder gebeutelt werden, so mußte er die Mißhandlung mit Geduld ertragen und sich zuletzt, wenn es der braven Gesellschaft aufzuhören beliebte, für das Empfangene bestens danken und laut versichern, es sei ihm recht geschehen.

Um nun diesen schönen Gebrauch auch in andern Städten einzuführen, unterhielten sie mit einigen Gesellen zu München einen Briefwechsel, der aber verrathen wurde. Nach mehreren Händeln, die deßhalb zwischen ihnen und dem Magistrate vorfielen, verließen endlich in einem allgemeinen Aufstand 107 Gesellen die Stadt und schrieben von Friedberg aus, wo sie sich hinbegeben hatten, an ihre Mitgesellen in Wien, Dresden, Leipzig und Berlin einen Brief folgenden Inhalts:

„Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß wir unsere alte Gerechtigkeit behalten, und berichten auch, daß keiner nach Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder geht er hin und arbeitet zu Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das wird er schon erfahren.“

Dieser Aufstand machte in ganz Deutschland Aufsehen. Da solche Mißbräuche die innere Ruhe der Städte störten, so kam es darüber auf dem Reichstage zur Sprache.

Es kam ein Reichsgesetz von 1731 heraus, kraft dessen der blaue Montag abgestellt sein sollte. Der König von Preußen drang gleich darauf, daß dies auch in seinen brandenburgischen Ländern geschähe; in den meisten andern Reichsländern aber, und selbst in Wien scheint das Gesetz nicht befolgt worden zu sein; es wurde daher vom Kaiser Franz I. 1764 erneuert, und im J. 1772 darüber ein neues Reichsgesetz gegeben, es blieb aber an vielen Orten dennoch beim Alten.

Joseph II. fand sich ebenfalls veranlaßt, den blauen Montag und noch mehrere andere willkührliche Feiertage der Handwerker zu verbieten; allein alle diese und ähnliche Verbote können nie allgemein wirksam sein, wenn die Meister selbst nicht zu dessen Aufrechthaltung mitwirken.

Blinden-Institute.

Baczko sagt von den Blinden, daß die mit einigem Schimmer umher tappen, weniger lernen und weniger sich helfen, als die ganz Blinden. Wem fällt dabei nicht die geistige Blindheit, oder die halbe oder falsche Aufklärung ein! — Jedenfalls ist die Blindheit eines der größten Übel des menschlichen Lebens und jedes Bestreben es zu lindern, verdient daher den wärmsten Dank.

Der Blinden-Institute bestehen zwei, in welchen gegen hundert Blinde erzogen und versorgt werden.

Die erste dieser Anstalten, das k. k. Blinden-Erziehungs-Institut gründete 1804 J. M. Klein als Privatunternehmung; es ist seit 1808 eine Staatsanstalt und befindet sich in der Josephstadt unweit der Lerchenfelder-Linie in der Brunngasse (188). Es ist der Eintritt an jedem Donnerstage, dem wöchentlichen Prüfungstage, von 10—12 Uhr für Jedermann frei. Zu den großmüthigsten Wohlthätern der Anstalt gehört der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, welcher derselben im Februar 1811 eine Summe von 50,000 Gulden widmete.

Hier werden arme blinde Knaben und Mädchen in dem Alter von 7—12 Jahren zur Bildung übernommen, aus eigenen Fonds erhalten und ihnen alle, den Blinden zugängliche Wissenschafts- und Gewerbsbegriffe beigebracht. Die Zöglinge lernen Religion, Kenntniß der sie umgebenden Dinge durch Gefühl, Gehör und Geruch, Lesen (plastischer Schrift), Rechnen, Singen, Musik (durch fühlbare Noten), Spinnen, Stricken, Verfertigen von Schnüren, Fran-

sen, Bindfäden und Schuhen, Korbflechten, Papparbeiten, Bandweben, Tischlerarbeit u. s. w.

Zöglinge von Talent und mit Vermögen erhalten auch Unterricht im Schreiben, in der Geographie, Geschichte und Mathematik.

Nach 6—8 Jahren treten sie aus der Anstalt.

Um diese Ausgetretenen nicht sich selbst zu überlassen, faßten 1825 mehrere Menschenfreunde, angeeifert durch den Institus-Director Wilhelm Klein den Entschluß, eine zweite Anstalt, welche den bezeichnenden Namen: „Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt für erwachsene Blinde“ führt, in das Leben zu rufen. Ihre Statuten erhielten am 28. April 1829 die Allerhöchste Bestätigung und die Anstalt hat sich des Protektorats Sr. k. Hoheit des Erzh. Franz Carl zu erfreuen.

Die Verwaltung leitet der Präses und ihm zunächst der Lokal-Direktor mit einem Vereins-Ausschuße. Die Erhaltung dieser Anstalt beruht auf die Beiträge ihrer Mitglieder, auf Geschenke und Legate und sie erweitert sich nach Maßgabe ihrer Kräfte.

Im Jahre 1842 genossen 27 männliche und 21 weibliche Individuen im Hause ihre Verpflegung. Sie leisten Arbeiten, die rücksichtlich der Solidität und Eleganz für Blinde an das Wunderbare grenzen.

Außer den im Hause Verpflegten genossen noch 23 Blinde außer dem Hause tägliche Betheilungen und an 72 blinde Personen wurden im Jahre 1842 Unterstützungen verabfolgt.

In dieser Versorgungs-Anstalt bestehen bereits mehrere Stiftungsplätze, von welchen der als Menschenfreund bekannte Redakteur der Theaterzeitung, Adolf Bäuerle, allein zwei, jede mit 4000 fl. C. M. gegründet hat. Diese Anstalt befindet sich in der Nähe der ersten (184 und 185), und der Eintritt ist täglich Jedermann gestattet.

Blumenaltar (Der)

des berühmten Niederländers de Heem wird zu den ersten Meisterstücken der k. k. Gemälde-Gallerie im Belvedere gezählt und behauptet unter allen Blumenstücken, welche sich dort befinden, den ersten Platz.

Dieses sinnreiche Bild, welches einen Kelch in einer Nische, über dem die heil. Hostie, von einem Nimbus umleuchtet, schwebt, umgeben von mannigfaltigen Blumen, Früchten und Korngarben, vorstellt, wählte sich der Kupferstecher Ponheimer (Sohn) zum Gegenstande seines Grabstichels. Seine Platte ist sehr gelungen, hat eine Höhe von 10½ Zoll und eine Breite von ungefähr 9 Zoll; eine Größe, welche vollkommen hinreichte, die vielerlei Gegenstände des Originals möglichst deutlich darzustellen, was auch trefflich ausgeführt ist, weil sogar alle an den Blättern hängenden Schmetterlinge und kleine Käfer sichtbar und erkennbar sind.

Blumen-Ausstellung.

Die Cultur und Veredlung der Blumen hat in Wien im Laufe dieses Jahrhunderts einen Aufschwung genommen, der diese Stadt zu einem der ersten Tempeln Florens erhebt.

Die Erdgewächse, welche wegen der Schönheit ihrer Blumen, oder wegen ihres angenehmen Geruchs in unseren Lustgärten gezogen werden, sind nur zum Theile aus bei uns wachsenden Pflanzen entstanden und durch die Kunst der Gärtner verändert und veredelt worden.

Die meisten stammen aus fremden Ländern her, wo sie wild wachsen.

Die Griechen und Römer scheinen sich fast mit denjenigen Blumen begnügt zu haben, welche in ihrer Nachbarschaft wild wuchsen. Von Anlegung besonderer Blumengärten und deren Bereicherung mit ausländischen Pflanzen, findet man keine Nachricht bei ihnen. Die heutige Blumenliebha-

berei ist wahrscheinlich aus Persien nach Constantinopel und von da nach Europa gekommen und zwar erst im XVI. Jahrhundert. Wenigstens sind die meisten Blumengewächse auf diesem Wege zu uns gekommen.

Vorzüglich hat Clusius, ein Arzt, (zu Arras 1526 geb., 1609 zu Leyden gest.) viel dazu beigetragen. Es lebten auch damals schon einige geschickte Gärtner, Jean und Vespasian Robin zu Paris und Emanuel Sweert in Wien, welche mit Blumen-Zwiebeln und Samen einen ausgebreiteten Handel trieben.

Die meisten Gartenblumen haben wir aus der Levante erhalten. Die orientalischen Völker und vorzüglich die Türken haben zuerst ein Vergnügen und eine Pracht darin gesucht, eine große Mannigfaltigkeit und Menge schöner Blumen in den Gärten zu ziehen. Aus ihren Gärten stammen die meisten ab, welche jetzt die unsrigen zieren.

Von den vielen Blumenausstellungen, die sich jährlich vor unseren Augen entfalten, berühren wir nur jene im Fürst Metternich'schen und Fürst Schwarzenberg'schen Garten am Rennwege und des Freiherrn von Hügel in Hietzing.

Der hier vorhandene Blumenreichthum ist unbeschreiblich, und die in bunter Farbenpracht prangenden Ericen, Kamellien, Tulpen, Hyazinthen und andere verleihen, wenn sie blühen, den weiten Räumen der Glashäuser ein wahrhaft feenartiges Aussehen. Besonders sehenswerth ist das von dem Architekten Johann Romano im J. 1843 meisterhaft gebaute Orchideenhaus mit seinem Inhalte. Die darin aufgehäufte Orchideenen-Sammlung ist eine der ersten und reichsten Europa's und dann besonders merkwürdig, wenn die Pflanzen in voller Blüthe stehen.

Blutegel-Cur (Die).

Es ist bekannt, wie versessen unsere Zeit auf Blutegel geworden ist. Wie jede Sucht, blieb sie nicht blos auf die Hauptstadt beschränkt, sondern verbreitete sich durch das ganze Land, und die Lehre von der allgemeinen Blutsaugerei wurde so allgemein, daß selbst in der kleinsten Stadt ein regelmäßiger Verbrauch von Blutegeln, wie von den nothwendigsten Lebensmitteln, statt findet. Die unbedeutendste Apotheke hat ein paar Dutzend Gläser mit diesen kleinen schwarzen Wohlthätern der Menschheit angefüllt. Es gibt keine Pfütze, worin man nicht zuweilen einen armen Teufel bis an den Hals stehen sieht, mit einem Netz in der Hand, um die Wasserärzte zu fangen, die das Blutlassen umsonst verrichten. Hat Jemand Kopfschmerz, so werden Blutegel angewendet, hat er Schmerz in der Zehe, so muß dasselbe Mittel helfen. Gicht, Schlagfluß, Wassersucht, Schwindsucht, Magenweh, Alles wird auf gleiche Weise behandelt. Die Blutegel werden für das allgemeine Heilmittel aller Krankheiten erklärt. Die Ärzte ersparen sich dabei viele Mühe, die Kranken fahren wahrscheinlich nicht schlechter und die Apotheker werden fett wie die Blutegel.

Eines Tages ritt ein Wiener Arzt in eine Vorstadt, wo er mehrere Kunden hatte. Der eine hatte die Hand verstaucht, der andere das Bein gebrochen, der dritte einen bösen Hals.

Für den bösen Hals wurden sogleich zwanzig Blutegel verordnet, und der Arzt schien es zu bedauern, daß er sie nicht auch gegen die andern Übel anwenden konnte. Einige Tage nachher ging er wieder in das Haus, wo der Mann mit dem kranken Halse lag, dessen Frau ihm entgegen kam.

„Nun liebe Frau, sprach der Arzt, was macht euer Mann heute?"

„Er ist ganz wohl und jetzt ausgegangen."

„Das habe ich mir gedacht, sprach der Arzt. Die Blutegel haben ihn geheilt. Ihr habt sie doch frisch erhalten?"

„O ja, Herr Doktor, sie haben ihm

sehr gut gethan, doch konnte er sie nicht alle nehmen."

„Nicht alle nehmen?" erwiederte der Arzt.

„O ich habe es pfiffig gemacht, sagte die Frau selbstzufrieden. Um der Abwechslung willen habe ich die eine Hälfte gekocht, die andere gebraten. Die ersten gingen recht gut hinunter, doch bei den zweiten ward ihm übel. Aber was er nahm, war gerade genug, heute ist er ganz wohl."

„Hm! sagte der Arzt mit leisem Kopfschütteln, haben sie ihn geheilt, so ist es gut, aber es wäre besser gewesen, sie äußerlich anzuwenden."

„Die Frau erwiederte, sie wolle es bei der nächsten Gelegenheit so machen, und wenn das Schicksal ihr wieder ein Dutzend unglücklicher Blutegel in die Hände gibt, so werde sie äußerlich einen Umschlag daraus machen."

Blutgäßchen (Das)

läuft von der Singerstraße bis in die kleine Schulenstraße und ist der noch herrschenden Sage nach ein Ort des Grauens und Entsetzens, wie schon sein Name sagt, den es haben soll, weil hier zur Zeit der Aufhebung des Tempelordens alle Mitglieder desselben erschlagen worden sein sollen, wobei das Blut stromweise in die Singerstraße hinabfloß.

Noch heut zu Tage soll es in den tiefen Kellern des Bierhauses (848), worin sich die Riemerherberge befindet, und welches den Namen des Vogels in der Au führt, nicht geheuer sein, wo sich noch blutige Gestalten zeigen, die nach einem halben Jahrtausende im Grabe keine Ruhe finden. Da diese Traditionen eng mit der Geschichte des Tempelordens in Wien und Österreich überhaupt verflochten sind, so glauben wir darüber nur so viel bemerken zu müssen, daß dieser Orden in Österreich auf Philipps des Schönen, Königs von Frankreich Antrieb von Friederich dem Schönen zwar aufgehoben ward, daß jedoch über diese blutige Katastrophe jede weitere historische Nachweisung mangelt. Nur so viel ist bekannt, daß die Güter des vertilgten Ordens an die Johanniter kamen. Übrigens bestehen nach Hormayr nur zwei bekannte Urkunden, welche von dem einstigen Bestehen des Tempelordens in Österreich Zeugniß geben: nämlich ein Tausch mit dem Schottenkloster um einen Jahrzins von 1800 Wiener-Pfennigen in Betreff eines Hofes in der Teinfaltstraße vom 28. September 1302 und ein Vergleich Otto's von Zelking mit Bruder Friederich dem Wildgrafen und Bruder Ecko, Almosenier und Komthur in Böhmen, Mähren und Österreich, wegen des von den Templern an Johann und Otto von Haslau verkauften Gutes zu Schwechat u. s. w.

Aus diesen Urkunden geht hervor, daß in Österreich keine eigene Ballei des Tempelordens, sondern daß ihr dortiger geringer Besitz der böhmisch-mährischen Ballei unterworfen war. Überhaupt läßt sich von den meisten Orten in Österreich, wo spätere Geschichtschreiber und die hundertzüngige Volkssage Templer hinsetzen, urkundlich darthun, daß diese Orte nicht jenem Orden, sondern andern Besitzern gehört haben. Durch diese geschichtlichen Andeutungen werden die blutigen Rittergestalten im Blutgäßchen wohl ihre Furchtbarkeit verlieren.

Bockgasse (Die)

läuft vom Stubenthor gegen den Dominikanerplatz und hat den Namen von dem alten Eckhause zum blauen Bock, der ehemals daran an beiden Fronten in einer springenden Stellung in einem Kopfe endend angebracht war. Eines Tages waren von dieser Bocksfigur die Hörner verschwunden und schnell verbreitete sich die Kunde, der Bock beim Stubenthor habe sich die Hörner abgestoßen und es lohne sich nun nicht mehr der Mühe, dort einen Bock zu schießen.

Diese Warnung hielt jedoch nicht immer die Bewohner jenes Hauses von einer ähnlichen Bocksjagd zurück. Einst wußte sich ein fremder Abenteurer bei einer Bewohnerin desselben so sehr in Gunst zu setzen, daß sie ihm gegen Verpfändung eines versiegelten, angeblich einen kostbaren Schmuck enthaltenden Kästchens eine sehr ansehnliche Summe vorschoß; nach der Hand zeigte sich aber, daß die Sache ein Gaunerstreich in Amorsgestalt und die Leistung des Vorschusses ein Bockschuß war. Der Abenteurer war ein Wolf im Schafspelze und darüber besteht der alte Reim:

Wenn Wolf und Bock zusammen kriegen,
Bestimm ich vorhinein das Siegen.

Bock (Der ehemalige Tanzsaal zum schwarzen)

auf der Hauptstraße der neuen Wieden (heute das Gasthaus zum ungarischen König) war vor einigen Dezennien, was heute der Sperlsaal in der Leopoldstadt und Dommayer in Hietzing ist, so unästhetisch sein Name immer klingen mag.

Der Bock war im Schilde dieses Gasthauses stehend, wie zum Sprunge bereit, abgebildet und man kann wahrlich sagen, daß nicht sobald ein Bock so viele Sprünge that, als dieser sowohl zur Faschings- als zur Sommerszeit gemacht hat.

Selbst gegen den in seiner Nähe durch eine Reihe von Jahren bestandenen schönen Saal, zur neuen Welt genannt, wußte sich dieser Bock auf die Hinterbeine zu setzen, und er brachte seiner Nebenbuhlerin so tüchtige Größe bei, daß er sie lange überdauerte.

Wie aber Alles auf Erden der Wandelbarkeit unterliegt, so auch dieser schwarze Bock. Es soll in der letzten Zeit seiner Existenz in seinem Saale nicht viel manierlicher zugegangen sein, wie im verrufenen Hexensabathe auf dem Blocksberge bei Wernigerode, wo bekanntlich der infernalische Wirth in der Gestalt eines schwarzen Bocks die Honneurs machte, und diese Ausartung führte den Verfall des Saals herbei.

Nichts desto weniger verdient er eine Reminiszenz mit den Worten des genialen Geway, der in diesen Hallen manche frohe Stunde genossen zu haben versichert.

Sei mir gegrüßt, o Bock! du schufst vor Zeiten
Mir manchen fröhlichen Genuß,
D'rum will ich dankbar hier dein Lob verbreiten,
Du schwarzer Schneider-Pegasus!

Manch Pärchen fand in deinem Garten Kühlung
Nach einer halb durchtanzten Nacht;
Hier ging das Sprichwort öfters in Erfüllung:
„Zum Gärtner ward der Bock gemacht."

Dort gingen Mädchen noch in Unterröcken,
Nicht in der Eva Leibcostüm,
Und ihre Tänzer hüpften gleich den Böcken
So drollicht und so ungestüm.

Der drang sehr wenig in den Geist der Alten,
Der dich aus Mangel an Vernunft
Der ungelehrten Welt hat aufbehalten,
Als Wapen für die Schneiderzunft.

Vom Bock kommt Alles, was uns Freude machen
Im Schauplatz und ergetzen kann,
Wir mögen gerne weinen oder lachen,
So danken wir's dem Biedermann.

Das Trauerspiel, des Lustspiels Antipode,
Kommt von dem Bock, Melpomene! —
Aus Trages, welches Bock heißt, und aus Ode
Besteht das Wort „Tragödie."

Was ist ein Lustspiel ohne die Satyre,
Die das Gericht erst würzen muß?
Und hat der Satyr nicht von diesem Thiere
Die Hörner und den rauhen Fuß?

Was war der alten Krieger Mauerbrecher,
Auch Sturmbock insgemein genannt,
War's nicht ein Bockskopf, der oft ganze Löcher
Durch dichte Mauern durchgerannt!

War Amalthea, die berühmte Ziege,
Nicht auch von einem Bock erzeugt?
Und hat sie Jupitern nicht in der Wiege
Mit ihrer Ammenmilch gesäugt?

Ihr Horn, zum Horn des Überflußes
Gestempelt, das die Welt entzückt!
Ward nicht mit jeder Gattung des Genußes
Der Mensch durch dieses Horn beglückt?

Ihr Mann, dem viele unsrer Männer gleichen,
(Dies ist wohl ein Erfahrungssatz),
Behauptet unter den zwölf Himmelszeichen
Als Steinbock seinen Ehrenplatz.

Bocskai's Kronen in der k. k. Schatzkammer.

Nachdem der wankelmüthige Sigismund Bathori Siebenbürgen (1602) an Rudolph II. abgetreten hatte, blieb dieses Land unaufhörlichen Unruhen ausgesetzt, bis Stephan Bocskai (Botskai) als Fürst (1605) von den Landesständen anerkannt und von den Türken, welchen Siebenbürgen als ein zinsbarer Staat damals unterworfen war, förmlich bestätigt wurde.

Da Bocskai auch einen großen Anhang unter seinen Glaubensgenossen, den Protestanten in Ungarn hatte, so ließen die Türken ihn zum Könige von Ungarn und Siebenbürgen ausrufen. Am 11. Novemb. 1605, auf dem ungarischen Wahlfelde Rákos nächst Pesth, setzte ihm der in Ofen sich befindliche Großwessir Mehemet eine alte hölzerne Krone, die er für eine griechische Kaiserkrone ausgab, in des Sultans Namen auf das Haupt.

Kurz darauf sandten ihm die Bürger von Kronstadt in Siebenbürgen eine goldene Krone, welche nach ihrer Angabe einem rasizischen oder walachischen Fürsten ehedem gehört haben sollte. Bocskai nahm beide Kronen an, lehnte aber weislich den Königstitel ab. Er hätte diese hohe Würde ohnehin nicht lange genossen, denn er starb den 28. Dezemb. 1606 zu Kaschau in Oberungarn im 51. Jahre seines Lebens, ohne männlichen Erben.

Nach seinem Tode blieb sein Feldherr Valentin Homonay, in dem Besitze seiner Kronen und Schätze; aber auf einem 1609 abgehaltenen Reichstage erhielt der Palatin von Ungarn, Georg Graf Thurzo, den Auftrag, die Kronen, namentlich die hölzerne, zurück zu fordern und sie in den Reichsschatz zu bringen, welches er am 30. Juni 1610 vollführte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die zwei alten Kronen, eine hölzerne und eine goldene, welche sich in der k. k. Schatzkammer befinden, wirklich die nämlichen sind, welche dem Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bocskai, angehört haben.

Die hölzerne ist mit Malereien und falschen Steinen und Perlen geziert. Auf dem oberen Theile sieht man ganz oben den Heiland, zwischen der Sonne und dem Monde sitzend, dann die heil. Apostel: Petrus, Paulus, Johannes, Andreas, Bartholomäus, Philippus, Jakobus und Thomas, in länglichten Vierecken gemalt. Auf dem Reife oder Diadem vorn sitzt Christus und hinten ein griechischer Kaiser, vermuthlich ein Andronikos; dann stehen rings herum in Brustbildern die beiden Erzengel Michael und Gabriel, die Heiligen Georg, Demeter, Kosmus und Damian, der griechische Kaiser Constantin, der Porphyrogenet und der Despot und Kral von Serbien, Vuk oder Vukassinus. Es bleibt höchst wahrscheinlich, daß die Krone für den Kralen Vuk Seobitz oder Seovitz, zusammengesetzt wurde. Sie ist alt und an dem etwas beschmutzten rothen seidenen Futter ist wahrzunehmen, daß man sie getragen hat.

Die andere Krone ist von Gold, und soll laut der Inventur 527 Dukaten wägen. Die Form und Arbeit verräth eine türkische oder persische Hand. Sie ist ohne christliches Zeichen mit unbedeutenden doch echten Rubinen, Smaragden, Türkissen und Perlen besetzt. Bel vermuthet, daß sie dem walachischen Woiwoden Micher oder Michael, der (1512) in Herrmannstadt ermordet wurde, gehört habe.

Bognergasse.

Die Bognergasse ist eine der belebtesten Gassen der Stadt, denn sie unterhält die Verbindung dreier, eben so besuchter Stadtgegenden, nämlich des Kohlmarktes, des Grabens und der Spänglergasse, mit dem Hofe, dem schönsten und größten Platze der Residenz.

Vormals war die Bognergasse gegen den Kohlmarkt abgeschlossen; denn es erhob hier das noch im Munde des Volkes fortlebende Peilerthor (Bairer- oder Pfeilerthor) seine gewaltigen Mauern, die einem festen Thurme zur Grundlage dienten, dessen finstere Gemächer als Gefängnisse verwendet wurden. Dieses Peilerthor stand beinahe in gerader Linie mit dem heutigen Sparcasse-Gebäude und dem Eckhause der Nagergasse Nr. 300, in dessen ebenerdigen Theilen die Sauerwein'sche Nürnberger- und Galanteriewaaren-Handlung untergebracht ist; es war eines der ältesten Thore Wiens und stand schon zu einer Zeit, wo der fürstlich Esterházy'sche Palast in der Wallnerstraße noch ein in dichtem Waldgebüsche verborgenes Jagdschlößlein der Beherrscher des Landes aus dem Babenberg'schen Geschlechte war.

Dieser sechshundertjährige Thorthurm wurde unter Carl VI. im Jahre 1732, nicht seiner Baufälligkeit halber, sondern als ein die Passage verengendes, die Umgebung verdüsterndes und nutzlos gewordenes Alterthum, abgebrochen. Die Tradition zeigte sich aber bei diesem Abbruche unfügsamer, als die Steine, welche der Gewalt der Brechstangen wichen; denn die Stelle, wo dieses Peilerthor seine hohen Zinnen erhob, hieß fortwährend das Peilerthor und ist als solches noch heute den ältern Bewohnern der Stadt bekannt.

Es ist auch nicht zu wünschen, daß diese Benennung ganz verfalle, denn solche mündliche Denkmäler sind oft entscheidender, als die schriftlichen Zeugnisse schlecht unterrichteter Federn. Betrachtet man die Namenbezeichnungen der Bognergasse und ihres einstigen ernsten Nachbars des Peiler- oder Pfeilerthores, mit etymologischen Augen, so zeigt sich, daß diesen Benennungen eine historische Rückerinnerung zum Grunde liegen dürfte.

In der Bognergasse hatten vor der Erfindung des Schießpulvers die Armbrust- und Bogenmacher ihre Werkstätten und ihre Waffen-Niederlagen, und nahe dabei gegen das Peilerthor saßen die Pfeilschnitzer und Bolzenschmiede, die jenen gleichsam in die Hand arbeiteten. Diese Bogenmacher oder Bogner bildeten eine der ersten und wichtigsten Zünfte der Stadt Wien, und hatten eigene Satzungen, auf deren genaue Beobachtung strenge bestanden wurde.

Herzog Albrecht V. ertheilte dieser Zunft noch im J. 1438 eine besondere Ordnung, welche unter dem Namen des Bogenbriefs bekannt ist. Dieser Fürst verordnete darin, daß, wenn einer aus dem Handwerke dieser Waffen-Verfertiger, Meister werden will, es nur mit Einwilligung der anderen Meistern geschehen kann. Der Bewerber um das Meisterrecht mußte das erste Jahr bei ihnen in der Bognergasse sitzen, und zwar nur mit einem Lehrjungen ohne Gesellen. In diesem Erstlingsjahre mußte er dann zwei Armbrüste vor die Meister bringen, damit von denselben untersucht werden könne, „ob Land und Leute, edel oder unedel, damit recht gerüstet und versorgt seien.“ Auch mußte der angehende Meister die bessere jener Armbrüste mit einer gegitterten, die andere mit einem schlechten (oder einfachen) Schießzeug dem über die Bogner gesetzten Anwalt zur Begutachtung vorweisen.

Die heutige Bognergasse besteht nur auf einer Seite, und zwar auf der linken,

wenn man sie vom Kohlmarkte betritt, aus zinsbaren Wohngebäuden, indem ihre ganze rechte Seite von dem grandiosen Hofkriegsraths-Gebäude eingenommen wird. So war diese Gasse aber nicht immer gestaltet. Herzog Albrecht III. nahm die Carmeliter-Mönche, welche zu seiner Zeit in der ganz verschwundenen Fischervorstadt (in der Gegend des Fischer- und Neuthores) wohnten, in die alte Herzogsburg am Hofe (der Ecktheil des Hofkriegsraths-Gebäudes gegen die Bognergasse) auf, wo seit Leopold dem Glorreichen die Münze gewesen war. Um diesem neuen Carmeliter-Sitze und dem dazu gehörigen Gotteshause nebst dem Leichenhofe Raum zu geben, kaufte Albrecht acht Häuser dazu, theils am Hofe und theils gegen die Bognergasse, unter welchen letzten auch jenes des bekannten Dichters und Wiener-Bürgers Peter Suchenwirth, den wir auf diese Art als einen Hausherrn in der Bognergasse kennen lernen, gehörte.

Als gerade sechs volle Jahrhunderte nach seiner Entstehung, die Seite dieses, inzwischen zum Professhause der Jesuiten gewordenen Gebäudes gegen die Bognergasse erneuert werden mußte, wurden noch deutliche und merkwürdige Spuren des ehemaligen Burggrabens der alten Herzogsburg aufgedeckt, durch welche die wahre Lage dieses Jasomirgott'schen Baues außer Zweifel gesetzt sein dürfte.

Börse (K. K. öffentliche).

Sie wurde in Wien 1771 errichtet; sie untersteht der n. ö. Landesregierung und wird von einem k. k. Börsekommissär geleitet. Es sind dabei fünfzehn Wechsel- und Börsensensalen angestellt, deren Wahl jedem Besucher der Börse frei gestellt ist, und welche jedes geschlossene Geschäft in das Journal eintragen, wofür sie 30 kr. von 1000 fl. als Sensariegebühr erhalten. Die Börse ist nach der neuen Ordnung Mittags von 12 bis 1 Uhr das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, für Handelsgeschäftsleute geöffnet.

Sie befand sich vormals am Kohlmarkte im Hause zum grünen Faßl, von wo sie im Mai 1800 in den Gundelhof am Bauernmarkt und dann, nach noch einigen Übersiedlungen, in die Weihburggasse (939) verlegt wurde, wo sie noch heute in dem im Jahre 1842 neu gebauten Hause abgehalten wird.

Ein öffentl. Blatt brachte folgenden beherzigungswerthen Aufsatz über den Schwindel auf den Börsen im Allgemeinen: „Der leidige Papierhandel nimmt immer mehr über Hand und entzieht wahrhaft nützlichen Unternehmungen eine sehr bedeutende Summe von Kapitalien. Die stäten Schwankungen, denen der Kurs jener Effecten ausgesetzt ist, auf welche sich der Spekulationsschwindel gerade geworfen hat, ziehen die empfindlichsten Verluste nach sich und haben schon den Untergang mancher Familie herbeigeführt. Auch der industriellen Aktien hat sich nunmehr die Spielsucht bemächtigt und nicht die wahrscheinliche Ertragsfähigkeit der betreffenden Unternehmung bestimmt ihren Preis, sondern einzig und allein das Manöver der Stockjobber, die bald enorme Summen aufkaufen, bald eben so große Massen wieder losschlagen, je nachdem es ihnen darum zu thun ist, den Kurs zu heben oder zu drücken, ohne daß sie dabei an den Interessen der Gesellschaft, mit deren Aktien sie verkehren, auch nur den geringsten Antheil nähmen.

Das Schlimmste dabei ist, daß häufig Private sich durch solche Handstreiche täuschen lassen, indem sie in dem steigenden Preise solcher Effekten eine Garantie ihres höhern Zinsenerträgnisses zu finden glauben, während derselbe doch nur das Resultat des momentanen Treibens der Spekulanten ist.

Betrübende Enttäuschungen, nachhaltige Verluste und unverdienter Mißkredit der

Unternehmung selbst sind die unausbleiblichen Folgen dieser Übelstände.

Unsere Abbildung einiger Reißaus nehmenden Börse-Spekulanten bezieht sich scherzweise auf jene ephemeren Glücksritter, die nach einer gelungenen Spekulation sich aus dem Staube machen.

Boskowitz (Jaroslaw von).

Zwei Brüder aus dem mächtigen Hause Boskowitz in Mähren, Tobias und Jaroslaw standen bei dem Könige Mathias von Ungarn in vorzüglicher Gunst. Tobias hatte sich im Felde ausgezeichnet und die Einnahme von Klosterneuburg und Korneuburg entschieden. Jaroslaw der Jüngere, war ein mit allen Gaben der Natur ausgestatteter junger Mann, der damit auch eine seltene Gelehrsamkeit und so viel Edelsinn verband, daß diese ausgezeichnete Persönlichkeit der von Ehrgeiz und Habsucht beherrschten Königin Beatrix, Prinzessin von Sizilien, und den meisten Hofleuten ein Dorn im Auge war. Jeder Vorwand ihn zu stürzen, war ihnen daher willkommen.

Als Mathias im Jänner des J. 1483 vor dem Schlosse (Kaiser-) Ebersdorf lag, welches die schöne Witwe des Herrn von Ebersdorf mit männlicher Kraft vertheidigte, und der König sich eben mit seinem Feldobersten über die Art und Weise berieth, das widerspänstige Nest in Trümmer zu legen, riß eine vom Walle der Burg kommende große Eisenkugel die Lehmwand der Feldhütte, worin sich der König befand, zusammen und fiel ohne weiteren Schaden zu verursachen zu seinen Füßen nieder. Niemanden fiel im ersten Augenblicke dieser im Kriege so gewöhnliche Vorfall auf. Bald darauf aber flüsterten die Feinde des Jaroslaw dem argwöhnischen Mathias ins Ohr, jenes Ereigniß sei nichts weniger als Zufall, sondern ein mißglückter Meuchelmord. Jaroslaw von Boskowitz habe mit der Burgfrau von Ebersdorf Briefe gewechselt, habe auch öfters Lebensmittel nach Wien einschwärzen lassen und dadurch die Belagerung dieser Stadt durch den König bedeutend hinausgezogen.

Mathias ergrimmte, verbarg aber Anfangs seinen Groll in sich, bis ein Wortwechsel über einen andern Gegenstand ihn zum Ausbruch brachte. Jaroslaw von Boskowitz ward in den Kerker und auf die Folter geworfen, wo er, wie leicht zu ermessen, Alles bekannte, was seine schurkischen Feinde nur immer wünschten. Er nahm aber, wie er von der Marterbank los war, das ganze, ihm vom Schmerz abgepreßte Geständniß zurück. Das half aber nichts; da seine Feinde auch seine Richter waren, so wurde er zum Tode verurtheilt. Die Nachricht davon erschütterte den König gewaltig, in dessen Herzen die alte Liebe zu Jaroslaw wieder erwachte. Er ließ ihm heimlich befehlen, die königliche Gnade anzuflehen, um sein Leben zu retten.

Stolz und bitter schlug der hochherzige junge Mann diesen Vorschlag ab: er habe um keine Gnade zu bitten, weil er sich keiner Schuld bewußt sei. Seine grausame Hinrichtung geschah an dem Tage, als Mathias nach Ungarn zurückkehrte (den 21. Dezember 1483), am Spital-Platz.

Indessen hatten die mächtigen Freunde

des edlen Schlachtopfers der Kabale den Scharfrichter zu gewinnen gewußt, und es war mit diesem ausgemacht worden, dem Herrn von Boskowitz blos eine Wunde zu versetzen. Er traf ihn in der That nur in die Schulter, und als er Miene machte einen neuen Streich zu führen, vertrieb ihn das aufgebrachte Volk durch einen Steinregen.

Boskowitz wurde in ein nahes Haus gebracht, wo die mit dem Rettungsplane einverstandenen Ärzte seiner harrten. Da aber der Volksauflauf die Hülfe zu lange verzögert hatte, so verblutete sich Jaroslaw und starb noch am nämlichen Tage.

Bei St. Stephan wurde ihm ein Denkmal aus Marmor gesetzt. Bohuslaw Boskowitz von Hassenstein, einer der größten Böhmen und der gelehrtesten Männer seiner Zeit, besang das blutige Ende seines unglücklichen jungen Verwandten, zu dessen Gedächtniß bis in die neuere Zeit die Minoriten zu Brünn eine jährliche Todtenfeier hielten.

Botanische Gärten.

Wien ist reichlich mit solchen Kräutergärten, wie sie ehemals genannt wurden, versehen. Von jenen in Schönbrunn, des Josephinums und der Theresianischen Ritter-Academie wird an dem gehörigen Orte gesprochen werden. Es wird hier nur von den beiden am Rennwege liegenden botanischen Gärten und zwar von jenem für die österr. Flora im Belvedere und jenem der Universität Erwähnung gemacht.

1. Botanischer Garten im Belvedere (Rennweg, 642). Großes Verdienst erwarb sich Doktor Nik. Host durch die von ihm besorgte Anlage dieses Gartens für die österr. Flora, welcher sich im oberen Belvedere befindet und auf unmittelbaren Befehl des Kaisers Franz I. entstand.

Host bereiste zu diesem Zwecke mehrere Male Tyrol, Kärnten, Krain, das Littorale, Steiermark, Österreich und die Nachbarschaft der Grenzländer, wie Croatien und Ungarn, und brachte durch seinen wissenschaftlichen Eifer eine Flora indigena viva zu Stande, in welcher jetzt der Liebhaber und Kenner des Pflanzenreiches fast Alles lebend beisammen findet, was die Natur in den genannten Ländern auf die höchsten Berge wie in den tiefsten Thälern, an den Ufern des Meeres, in den Ebenen, auf und unter dem Wasser, in den Klüften der Felsen und an den Baumstämmen zerstreut pflanzte, so daß noch bis jetzt weder in noch außer Deutschland eine ähnliche, so äußerst nützliche Anstalt auf so bequemen Raume besteht. Host stand ihr bis zu seinem Tode den 13. Jänner 1834, mit der thätigsten Verwendung vor.

2. Botanischer Universitätsgarten (Rennweg, 628). Der erste botanische Garten in Wien stand in der Roßau. Die n. ö. Stände waren die ersten, welche dem Mangel eines wissenschaftlichen Kräutergartens abhalfen. Sie kauften im Jahre 1663 den Garten des gestorbenen Obersten von Rust, gründeten daselbst einen Hortum medicum und eine Unterrichts-Anstalt zur Kenntniß und Cultur der Medicinal-Pflanzen, zu derem Vorsteher der Landschafts-Physicus Billot (Siehe Bankshaus), ein Franzose, ernannt wurde.

Nach seinem Tode (1677) verfiel die ganze Anstalt, worauf die Stände den Garten ihrem Landmarschall, Grafen Sprinzenstein, schenkten. Dieser Garten kam später an den Grafen von Kufstein und bildet heute die Häuser Nr. 125, 126 und 127 in der langen Gasse.

Die Kaiserin Maria Theresia erkaufte 1754 am Rennwege auf Anrathen von Swieten's einen, den Heun'schen Erben gehörigen Garten mit einer Bodenfläche von 3½ Joch, um darin die

zur Arzenei gehörigen aus- und inländischen Kräuter zur Belebung der Wissenschaft zu pflanzen, und wo den der Heilkunde Beflissenen die Kenntniß und Wirkung der Pflanzen an bestimmten Tagen beigebracht werden sollten."

Robert Vaugieß pflanzte hier zuerst indicinische Kräuter; merkwürdig ist die Zier von 150 verschiedenen Bäumen.

Der verstorbene Kaiser Franz I. vergrößerte diesen Garten um 10 Joch, so daß er dermal 14 Joch umfaßt, ungemein reich an Gewächsen ist und nach dem Tode der verdienstvollen Freiherren Jaquin, Vater und Sohn, eine großartige Umstaltung erleidet, die noch nicht vollendet ist.

Braida (Graf).

Im Monate Juni 1682 entstand zwischen dem Grafen und Obristen Braida und einem Grafen von Horn, welcher erst kurze Zeit in Wien sich befand, beim Kartenspiel ein heftiger Streit, wobei sie nach ihren Degen griffen und einander so hart angingen, daß der Graf Braida nach Verlauf einer halben Stunde und nach verrichteter Beichte in Gegenwart seiner Gemahlin starb.

Graf Horn, der ebenfalls verwundet war, flüchtete sich in das Capuziner-Kloster am neuen Markte. Da Duelle damals sehr häufig waren und in kurzer Zeit mehrere Cavaliere und Privatpersonen dadurch das Leben eingebüßt hatten, so erließ Leopold I. ein strenges Verbot, welches festsetzte, daß der, welcher bei einem Duelle ergriffen werde, ohne Gnade nebst seinem Gegner und den Secundanten durch das Schwert hingerichtet, des Begüterten Güter confiszirt und diejenigen, welche den Degen zum Duelliren nur entblößten, zum Spott an den Pranger gestellet werden sollten.

Brandmarke.

Das Brandmarken geschah Anfangs auf der Stirne und dann auf der Wange; sein Zweck war, die Bezeichneten kennbar zu machen.

Ferdinand III. befahl 1658 das Brandmarken auf den Rücken, um nicht die ganze Zukunft des Bezeichneten zu zerstören.

Carl VI. änderte 1716 das bisherige Brandmarken mit dem glühenden Eisen in die Einschröpfung des Buchstaben R bei Religirten und G bei den zur Galeerenarbeit Verurtheilten und zwar auf den Rücken unter Einreibung von Schießpulver.

Später wurden neben dem Buchstaben R und zwar 1736 sechs Anfangsbuchstaben der Namen österr. Provinzen und 1751 sogar sechzehn beizusetzen verordnet.

Es kam jedoch davon bald ab und Maria Theresia beschränkte das Brandmarken 1768 auf die Einschröpfung des R allein, so geschah es schon im Jahre 1742 mit dem angesehenen Wiener Cassa-Beamten Josef H*.

Unter Josef II. wurde 1782 einem Mörder ein Radzeichen öffentlich auf beide Wangen eingeschröpft. In seinem Criminalgesetz von 1787 ist das öffentliche Einschröpfen eines Galgens auf beide Wangen festgesetzt (§. 24). Als er am 10. März 1786 ausnahmsweise an den Mörder Z. die Todesstrafe wieder vornehmen ließ, kam das Brandmarken auf dem Rücken und sogar das Kneipen mit glühenden Zangen an der Brust leider und zwar zum letzten Mal vor.

Leopold II. stellte 1790 das Brandmarken für immer ein, eben so Franz I. 1803 mit Ausnahme eines Falles für Ausländer.

Der Wiener Freimann besitzt noch die alten Brandmarkungs-Werkzeuge, einen Galgen und ein Rad von Eisen, in der Größe eines Zolles, an Eisenstielen, die in Holz eingefaßt sind.

Brandstätte (Die),

gewöhnlich die Brandstatt genannt, war im Mittelalter viel geräumiger als heute, wie aus Hirsvogel's Plan von Wien zu ersehen ist. Dieser Platz war gegen den damaligen Stephans-Friedhof mit zwei Thören versehen, die täglich zur Abendzeit abgeschlossen wurden.

Erst durch den Bau des später entstandenen Gundelhofes, welcher seine Entstehung dem reichen Bürger Georg Gundlach verdankt, so wie im J. 1560, wo der Bürgermeister und Rath ein zweites neues Gebäude und zwar dort, wo gegenwärtig das Haus Nr. 628 steht, dem St. Stephansdome gegenüber, aufführten, woran der Heilthumstuhl über die Straße gebaut war, verlor die Brandstätte, welche zu dieser Zeit als Hüttenplatz und Binderholz-Lagstätte diente, viel an Raum und erhielt ihren gegenwärtigen, ringsum von Gebäuden eingeschlossenen Umfang.

Von der Brandstätte sagt Wolfgang Schmeltzl:

Ich gieng hinaus auf die Prandtstadt,
Da findt man mancherlai hausrat
Umb ziemlich gelt fayl alle tag,
Wer sein bedarf und nur vermag.

Heute ist die Brandstätte der Marktplatz, wo Enten, Gänse, Ferkel und Stockfische, vier animöse Thiergattungen, nach Maßgabe der herrschenden Jahreszeit abwechselnd feilgeboten werden. Wenn man diesen stillen, arglosen Verkehr betrachtet, so fühlt man wenig Neigung, den Annalisten ein williges Gehör zu schenken, die uns berichten, daß hier einst schwere Streitrosse getummelt und eisenbeschlagene Lanzen gebrochen wurden.

Auf diesem Platze wurde nämlich am Faschingdinstage alle Jahre ein Turnier oder ein Stechen der Wiener-Bürger, in Gegenwart des Bürgermeisters und aller Stadträthe abgehalten. Solche Lustbarkeiten waren damals nicht nur in Wien, sondern auch in vielen deutschen Städten üblich, wie denn nach Hüllmann im Mittelalter in den meisten Städten berittene Bürgercorps bestanden.

Diese Thatsache widerlegt auch einen ziemlich allgemein verbreiteten Glauben, daß damals nur Edelleute und Ritter das Recht hatten, zu Roße zu kämpfen und ritterliche Übungen öffentlich vorzunehmen. Unser berittenes Bürgercorps ist daher von altem Herkommen und im Jahre 1809 nur neuerlich in das Leben gerufen worden.

Bei diesem Bürgerstechen auf der Brandstätte wurden, wie auf den Turnieren der Ritter, den Siegern auch Preise verliehen, die aus der Stadtcasse bestritten wurden, und diese Kampfspiele waren bestimmt, die jungen Bürger im Reiten und Fechten zu üben, sie sollten im Kleinen das bewirken, was die Turniere bei dem Adel thaten.

Die eigentlichen Turniere wurden auf der sogenannten Kampflucken (champflukhen) vor der Burg, auf dem neuen Markt, oder nach Hinwegräumung des Hauses der Grafen Cilly, auf dem dadurch erweiterten Burgplatz gehalten.

Von dem Bürgerstechen kommt in den städtischen Akten nach dem Jahre 1444 keine Meldung mehr vor.

Ob die Tage der Tyoste, wie in der Kunstsprache diese Kampfübungen genannt werden, zurück zu wünschen seien, müssen wir unentschieden lassen und bemerken nur, daß man vielleicht nach einigen Jahrhunderten von unserer Zeit der Toaste eine ähnliche Frage aufwerfen wird.

Brandversicherungs-Anstalten.

1. Die erste österr. B. V. Gesellschaft trat den 18. Oktober 1824 in's Leben und wurde von Actionären mit einem Kapitale von zwei Millionen Gulden gegründet. Sie übernimmt auch Versicherungen im Aus-

lande. Die Versicherungsdauer ist längstens sieben Jahre, nach welchen eine Erneuerung Statt findet. Sie vergütet auch Land- und Transport-Schäden und Abdachungen. Im J. 1844 sind wirkliche Entschädigungsfälle 734 vorgekommen, für welche 211,820 fl. C. M. ausbezahlt wurden. Die größte Wirksamkeit besitzt die Gesellschaft in Ungarn, wohin 107,226 fl. 50 kr. entrichtet wurden. Sie befindet sich in der Dorotheergasse (1116).

2. Die k. k. priv. wechselseitige Versicherungs-Anstalt verdankt ihre Entstehung den Bemühungen des kais. Majors, Ritters Georg von Högelmüller (geb. 6. Febr. 1770, gest. 14. April 1826), der sie im J. 1824 zu Stande brachte.

Sie hatte schon im nächsten Jahre (1825) 38687 Theilnehmer mit 114,236 Gebäuden im Schätzungswerthe von 26,068,450 fl. C. M., im J. 1833 — 77649 Theilnehmer mit 151,823 Gebäuden, im Schätzungswerthe von 40,855,375 fl. und im J. 1844 — 66,623 Theilnehmer mit 128,617 Gebäuden, im Schätzungswerthe von 43,008,800 fl. Die Anstalt beschränkt sich auf inländische Provinzen und besteht aus einem Vereine von Gebäude-Eigenthümern, welche sich den Ersatz des an ihren Gebäuden sich ergebenden Brandschadens wechselseitig versichern. Sie befindet sich in der oberen Bäckerstraße (752).

3. Die Triester Brandschaden-Versicherungs-Anstalt, in der Dorotheergasse (1107), unter der General-Agentschaft des Großhändlers M. H. Weikersheim.

Branntwein.

Die Geschichte dieses geistigen Getränkes in Wien, wo daselbe in 180 Schenken verkauft wird, hält gleichen Schritt mit seiner Geschichte im übrigen Deutschland, wohin es von Modena in Italien kam, wo in Europa zuerst um das Jahr 1320 Branntwein in größeren Massen bereitet worden sein, und ein Handel damit begonnen haben soll. Wie man sagt kamen die Bewohner dieser Stadt bei Gelegenheit einer ergiebigen Weinlese auf den Gedanken, einen großen Theil des frischgewonnenen Weins in Branntwein zu verwandeln, fanden aber bald die Destillirkunst so einträglich, daß sie dieses Gewerbe bis zum Absatz des gebrannten Wassers in das Ausland erweiterten.

Auch Deutschland und Österreich empfing sehr bald ihren Antheil daran, und obwohl man hier ursprünglich auch nur den medizinischen Nutzen des gebrannten Wassers in das Auge faßte und sich seiner besonders als Bewahrungsmittel wider die Pest und andern ansteckenden Krankheiten bediente, welches auch Anfangs die Chemiker beweg, dessen Bereitung als ein Geheimniß zu behandeln, so wirkte doch seine eigenthümliche belebende Kraft bald so verführerisch, daß besonders Leute, die in freier Luft mit harter Arbeit zu thun hatten, sich seiner als Reizmittel gern zu bedienen begannen.

Daß dies in Deutschland schon seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Fall war, beweist der große Beifall, welchen das aus Italien kommende gebrannte Wasser bereits um diese Zeit bei den Harz-Bergleuten fand. Auch geht aus einem 1493 zu Bamberg in Druck erschienenen und wahrscheinlich um das Jahr 1460 geschriebenem Gedichte auf den Branntwein mit dem Titel: „Wem der gepraut Wein nutz sey oder schad, und wie er gerecht oder fälschlich gemacht sei —“ deutlich hervor, daß in dem Verlaufe von hundert Jahren seit dem ersten Bekanntwerden des gebrannten Wassers in Deutschland dieses Getränk schon so beliebt geworden war, daß nicht nur, wie es im Gedichte heißt, schon damals „schier Jedermann“ Branntwein trank, sondern auch das öffentliche Ausschenken desselben ein wohlbekanntes Gewerbe war; wovon der Titel-

holzſchnitt jenes Gedichtes eine anſchauliche Darſtellung liefert. In dieſen Verſen ſelbſt, die mit den Worten beginnen:

„Nachdem nun ſchier Jedermann
„Gemeiniglichen ſich nimmt an
„Zu trinken den gepranten Wein, —"

wird unter andern zum Lobe des Branntweins geſagt:

Bey der Wirkung jetzt bekannt,
Wird er andrer Balſam genannt,
Des Lebenswaſſers iſt auch er
Von den Alten benannt bisher;
In wes Waſſers und Weines man
Ihn miſcht und darnach zündet an,
Bis er ausbrennt, die übrig' Feucht',
Weit köſtlicher dann vordem reucht.

Auch rühmt der Dichter den heilſamen Einfluß des Branntweins auf die Arzneikräuter, die man damit geſättigt hat und legt ihm überhaupt alle möglichen Tugenden bei, obſchon er gleich Anfangs zugibt, daß „gar Mancher darwider ſein wolle, der ſich etwas zu wiſſen dünke. —" Dieſes für die deutſche Culturgeſchichte gar nicht unwichtige Gedicht iſt auch als Denkmal der altdeutſchen Sprache intereſſant, ja es hat der, von Mar Ayrer und Hans Pernecker vollführte Druck deſſelben ſogar typographiſchen Werth; denn während das Gedicht ſelbſt ſchon mit beweglichen Buchſtaben gedruckt iſt, die aber nirgend durch Haarſtriche verbunden ſind, iſt der Titel noch ausſchließlich ein Produkt der Holzſchneidekunſt, welche von demſelben Mar Ayrer ſchon 1487 zu Nürnberg zur Herſtellung eines ganzen Buches benutzt worden war.

Braulik'ſche Haus (Das)

befindet ſich neben dem Trienterhofe in der kleinen Schulerſtraße (843), es iſt ein ſtattliches Gebäude, welches ſeine jetzige Geſtalt 1761 erhielt; es gehörte damals dem Baumeiſter Math. Gerl und ſeiner Frau Catharina. Dieſer führte das Haus von Grund aus neu auf und widmete es der h. Jungfrau Maria vom Siege, weil er nach manchen Anfeindungen ſiegreich ſein Ziel erreicht hatte. Das Bildniß der h. Jungfrau iſt über dem Thore des Hauſes von einer naturgroßen, ſteinernen Trophäe umgeben mit der Inſchrift angebracht:

D. O. M.
Tutori.
B. Mariae Virg. de Victor.

Die heutige Beſitzerin iſt Frau Thereſe von Braulik.

Braunbaſtei.

Sie wird auch die Jacoberbaſtei genannt und erhebt ſich nächſt dem Carolinenthore und mußte, um demſelben die gerade Richtung geben zu können, ihrer rechten Kante beraubt werden.

Sie wurde nach der erſten türkiſchen Belagerung im Jahre 1533 ganz auf Koſten der deutſchen Reichsſtände nach Hirsvogl's Plan erbaut, wie es die in neuerer Zeit verſchwundene Inſchrift ſagte:

Ferdinandus Rom. Germ. Hung.
Boem. etc. Rex. Inf. Hisp. arch.
Austr. Dux Burg. etc. Sacri Rom.
Imp. Ord. et Magnum sumtibus.
Construi Juss.
Anno Christi MDLV.

Der Volkswitz bemächtigte ſich des Namens dieſer Baſtei, deſſen Herleitung unbekannt iſt, zu der Bemerkung, daß, wenn der Türke es wagen ſollte, noch einmal vor Wien zu erſcheinen, man es ihm von hier aus braun genug machen, d. h. die Hölle heiß machen würde.

Bis in unſeren Tagen war die Fläche dieſer Baſtei abgeſperrt, und man verdankt es der Entſtehung des neuen herz. Coburg-Koharyſchen Pallaſtes, deſſen Hauptfronte gegen die Baſtei gewendet iſt, daß dieſe nicht nur geöffnet, ſondern auch zu einem angenehmen, mit Raſenplätzen und Buſchwerke gezierten Spaziergang gemacht worden, und in der That ſeiner Lage und Umgebung we-

gen einer der schönsten Punkte des Stadtwalles ist.

Braunhirschen.

Das vor der Mariahilfer-Linie liegende, gegen 200 Häuser zählende Dorf Braunhirschen war vor einem Jahrhundert noch ein ungebauter Fleck, hie und da von Buschwerk bewachsen, auf welchem sich ein unansehnliches Wirthshaus mit dem Schilde zum braunen Hirschen erhob, welches in verjüngter Form noch besteht und um welches nach und nach die neuen Ansiedlungen bis zu ihrem heutigen Umfange entstanden.

Es bildet eine eigene, den Erben des Hrn. Wenzel Franz Dabler gehörige Herrschaft. Zur Zeit der französischen Invasion 1809 hatte sich ein verwegener französischer Soldat in die dortige Pfarrkirche geschlichen, um einen Raub zu begehen. Er wurde dabei von einem französischen General ertappt und von diesem in der ersten Entrüstung an den Stufen des Altars niedergehauen. In der Nähe dieses Ortes hinter der Gewehrfabrik wurde damals auch der junge Predigersohn Staps aus Erfurt den 11. Oktober 1809, seines Attentates gegen Napoleon bei einer Musterung in Schönbrunn wegen, von der Gensdarmerie erschossen.

Brautleute-Zug (Der).

Bei Gelegenheit der am 23. Jänner 1765 vollzogenen, ungemein feierlichen Vermählung Josephs II. (als Kronprinz) mit der Prinzessin Maria Josepha von Baiern, einer Tochter des deutschen Kaisers Carl VII. wurden auf besondere Anordnung der regierenden Kaiserin Maria Theresia am 30. desselben Monates 25 Bürger der Vorstädte Wiens, theils verwitweten und theils ledigen Standes mit ihren Bräuten in der festlich geschmückten Metropolitankirche zu St. Stephan bei fünf verschiedenen Altären feierlich getrauet.

Nach dieser religiösen Handlung nahmen die 25 jungen Brautpaare mit ihren beiderseitigen Eltern, Brautführern, Kranzeljungfern und bebänderten Junggesellen ihren originellen Zug paarweise, von zwei reich besetzten, abwechselnd spielenden Musikbanden begleitet, über den Graben und Kohlmarkt in die kaiserliche Burg, wurden daselbst im großen innern Burghofe von den allerhöchsten und höchsten Herrschaften in Augenschein genommen und begaben sich dann zum Burgthor hinaus, wo sie sich vertheilten und jeder Bräutigam seine Braut sammt seinen und ihren Angehörigen in bereitstehende Lehenwagen, die der Hof bestellt hatte, heimgeführt.

Jedes Brautpaar erhielt ein Geschenk von 50 Gulden zum Hochzeitsmale und 150 Gulden zur Aussteuer. Den Schluß dieses wahrhaft ungewöhnlichen Zuges machte ein Paar alter Eheleute, welche nach überlebtem 50jährigen Ehestande zugleich ihre dritte oder goldene Hochzeit begangen hatten.

Brav (Hans).

Dieser Hans Brav, ein Tiroler, dessen Bildniß sich in der k. k. Ambraser-Sammlung befindet, dürfte wohl, wenn seine angebliche Körpergröße von mehr als zwölf rheinländische, oder nach Andern von 9 Wiener Schuhe richtig ist, der größte aller bisher bekannten Menschen sein. Das Bildniß wurde im Jahre 1550 nach dem Leben des sein 48. Jahr erreicht habenden Riesen gemacht. Dieser Gigant ist unter dem Namen des großen Bauers von Trient bekannt, war Leibtrabant des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, dem Gemahle der schönen Philippine Welser und Stifters der Ambraser-Sammlung. Brav's riesenhafte Rüstung ist in einem der Rüstsäle im unteren Belvedere aufgestellt; er hält des Erzherzogs, 45 Pfund schwere Turnierstange im Arme.

Breitenfeld.

Der Name dieſes zwiſchen der Hernalſer- und Lerchenfelder-Linie liegenden, 8 Gaſſen, 93 Häuſer und 4600 Einwohner zählenden Grundes, kömmt ſchon in den älteſten Stadturkunden als ein Beſitzthum des Schottenkloſters vor; aber es blieb ein wüſter, unbebauter Boden bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts, wo der verdiente Abt Benno Pointner hier die regelmäßigſte aller Wiener Vorſtädte hervorrief.

Sie wurde, wie das Schottenfeld, nach einem vom Stifte, als der Grundherrſchaft, entworfenen Plane erbaut und hat zwei große Plätze. Der Name des Gründers Benno wurde einem dieſer Plätze und einer Gaſſe gegeben.

In der Carlsgaſſe lieſt man über dem Eingange eines netten, ebenerdigen Hauſes die, den Stifter ehrende Schrift:

„Der Breitenfelder Jugend gewidmeter
Unterrichtsort von ihrem Gönner
Carl Gaber."

Mit Recht führt die Gaſſe von dieſem den Namen die Carlsgaſſe.

Durch die Vorſorge der Gemeinde erhielt dieſe Vorſtadt im J. 1834 einen ſchönen, ganz aus Gußeiſen beſtehenden Baſſinbrunnen und einen Druckbrunnen und die Erlaubniß, zu dieſem Zwecke eine Quantität Waſſer von dem Hofaquadukte ableiten zu dürfen. Die Eröffnung des Brunnens geſchah am 22. Mai 1834.

Er befindet ſich in der Mitte des geräumigen untern Platzes. Die Einzeltheile wurden zu Blanko in Mähren auf dem Eiſengußwerke des Grafen von Salm, unter der Leitung des Doktor Karl Reichenbach modellirt und gegoſſen. Das Baſſin mit Basrelief-Zierrathen verſehen, ruht auf einer feſtgewölbten Brunnkufe und bildet ein ungleichſeitiges Achteck, indem die Winkel des urſprünglichen Quadrates ſich als abgeſchnitten darſtellen. Der Boden iſt aus fünf Gußeiſenplatten zuſammengefügt, deren jede 11 Schuh Länge und 3¾ Schuh Breite hat, dann aus vier Rahm- und Schlußſtücken, jeder zu 6 Zoll in die Breite.

Die acht Seitenwände beſtehen aus Sockel-, Bruſt- und Geſimsſtücken. Der innere Raum des Beckens hat einen Überzug von Feuerkitt, damit die Erzeugung des Roſtes vermieden werde und das Waſſer keinen unangenehmen Eiſengeſchmack annehme. In der Mitte des Baſſins, welches 428⅛ Kubikſchuh Waſſer faßt, erhebt ſich ein viereckiges Poſtament, auf deſſen Seitenwänden gegen Auf- und Untergang die Ausmündungen der Waſſerleitung in Geſtalt von Löwenköpfen angebracht ſind. An den beiden andern Flächen ſind folgende vergoldete Inſchriften von Berthold Engelſchmitt.

Gegen Süden:

Viribus unitis, facili consensu animorum
Fons, munus nobis, limpidus effodimur:
Clara stat effigies signumque insigne amoris
Natorum et natis, pignus amoris erit.
(Durch vereinte Kraft und brüderliche Eintracht der Gemüther
Wurde uns, als eine ſchöne Gabe, dieſer Brunnen errichtet:
Er ſteht als ein erhabenes Bild und Denkmal unſerer thätigen Liebe,
Und wird noch für unſere Enkel ein Pfand der Liebe ſein.)

Gegen Norden:

Francisco I. Aust. Imp. Caes. Aug.
Sigismundo Scot. Abb.
Car. Gaber. huc. sub urb. praefect.
Fons hic aperius est
IV. Non. Oct. MDCCCXXXIII.
(Unter der Regierung Sr. Maj. Kaiſer Franz I.
Unter dem Abte des Stiftes Schotten Sigismund
Und unter dem Gemeindevorſteher Carl Gaber
Wurde dieſe Quelle eröffnet
Am 4. Oktober 1833.)

Auf dem Poſtamente ſteht eine allegoriſche weibliche Statue, im verjüngten Maßſtabe, nach einem im k. k. Antikenkabinette befindlichen Originale geformt. In der linken Hand trägt ſie eine Gießkanne, die

Rechte deutet nach oben, welche bei der Originalfigur mit einem Stabe versehen ist. Um das Bassin windet sich ein Eisengitter, dem acht Steinpfeiler als Befestigungspunkte dienen. Die Gußeisentheile haben zusammen ein Gewicht von 22,748 Pfund und die Gesammtauslagen beliefen sich auf 3482 Gulden Conv. Münze.

Zugleich wurde ein Druck- oder Pumpbrunnen auf dem oberen Platze aufgestellt. Derselbe ist in Form eines länglichen Vierecks aus dunkelgrauem Granit gearbeitet, mit einer Vase geschmückt und durch ein Eisengitter mit acht Granitpfeilern gesichert. Die Wandflächen haben folgende Inschriften:

Durch
Wohlthätigkeit
und
Gemeinsinn.

Haec Lympha primum manavit
Quarto nonas Octobris
MDCCCXXXIII.

(Dieses Krystallwasser ist zuerst geflossen
Am 4. Oktober 1833.)

Caesare Francisco regnorum sceptra tenente,
Qui vere patriae dicitur esse pater,
Et Sigismundo Scotorum Praesule digno
Cui nostri hactenus est sollicitudo gravis:
Cura et res nostras solida moderante Cohero,
Fons signum nobis dulcis aquae patuit.

(Unter der Regierung Kaiser Franz I.,
Der mit vollem Rechte Vater des Vaterlandes heißt,
Unter dem würdigen Abte des Stiftes Schotten, Sigismund,
Dem unser Wohl recht innig am Herzen liegt,
Und unserem eifrigen Gemeindevorsteher Cober,
Wurde uns dieser reiche Quell süßen Wassers eröffnet.)

Breitenfurt.

Dieses im Forste Reichlesing eine Stunde von Laab hinter Kalchspurg im Wienerwalde liegende Walddorf, gehörte wie Laab zu der ersten Schenkung Kaiser Heinrichs II. an den Markgrafen Heinrich I. im Jahre 1003, indem es in dieser großen Waldstrecke lag. Es war mit seinen Waldhüttlern daher landesfürstlich.

Seine frühere Geschichte durch 830 Jahre ist völlig unbekannt, sie verliert sich in jene von Laab, mit dem es gleiche Nahrungszweige, gleiche Herren und Schicksale theilte.

Wer hier unsere Aufmerksamkeit verdient ist Gregor Wilhelm von Kirchner, Carls VI. Ministerial-Banko-Deputations-Hofbuchhalter und Oberaufseher der kaiserlichen Wälder und Forste. Er hatte während seiner Inspektion oft Gelegenheit zu bemerken, in welchem bedauerungswürdigen Zustande sich die armen, vom Baumfällen oft beschädigten und im Alter entkräfteten hilflosen Waldhüttler dieser Gegend befanden, und gerührt von Mitleid, dachte er auf ihre Versorgung.

In dieser Absicht baute er 1696 hier ein Schloß, ein Spital auf 40 Männer und Weiber, mit einer Capelle zum heil. Johann v. Nepomuck, die 1732 vom Cardinal Grafen v. Kollonitz eingeweiht wurde. Zur Seelsorge hatte er einen eigenen Benefiziaten bestirt. Der erste noch von ihm im Jahre 1733 vorgeschlagene Priester war Georg Richard, Edler von Lanzenfeld.

Das Spital nahm seinen Anfang im Jahre 1736. Der edle Mann war bereits das Jahr vorher, 1735, ins ewige Leben hinübergegangen. Er setzte das Spital zum Erben ein und verlangte, daß sein Leichnam in einem hölzernen Sarge verschlossen, in dem von ihm gebauten Spital-Kirchlein beigesetzet werde.

Durch 48 Jahre bestand diese Anstalt, als im Jahre 1784 die Vereinigung verschiedener Spitäler in das aufgelassene Carthäuser-Kloster nach Mauerbach anbefohlen wurde, und dahin auch die Armen in Breitenfurt wandern mußten.

Ein Theil des leeren Schlosses wurde der

k. k. Förſterswitwe, Roſalia Hönig, verkauft, das Spital aber abgebrochen, welches Schickſal auch das Schloß, bis auf zwei Fenſterbreiten, die den jetzigen Pfarrhof bilden, hatte. Nur aus der Architektur der Kirche kann man auf ſeine ehemalige Herrlichkeit ſchließen. Eine ſolche Totalveränderung konnte nicht ohne Einfluß für die Capelle und ihren Beneficiaten bleiben. Die neue Pfarreinrichtung bot die Gelegenheit dar, das Beneficium zur Lokalie zu erheben. Die Capelle zum heil. Johannes wurde nun eine kleine Pfarrkirche und der Beneficiat ein Lokal Capellan.

Die Kirche iſt im Innern mit Säulen verziert und hat drei Altäre. Das Hochaltarblatt ſtellt den heil. Johann von Nepomuck vor. Der Seitenaltar rechts hat das Bild Maria Verkündigung und ein Bild des heil. Aloiß; der linke das Kreuz als Hauptbild und einen Franz Xaver.

Das Kirchlein iſt faſt zirkelförmig erbaut und hat eine platt gedrückte Kuppel, welche ganz bemalt iſt. Leider befindet es ſich aber im ſchlechten Baufande und faßt kaum die Hälfte der gegenwärtigen Gemeinde; indem ſie urſprünglich für eine ſolche nicht erbauet wurde.

Nebſtdem ſind zu Breitenfurt noch folgende Filiale geſchlagen worden, die ehedem entweder nach Laab, oder nach Purkersdorf eingepfarret waren; nämlich Hochreitherd mit 151, Höniggraben mit 54 und Wolfsgraben mit 259 Seelen. Die Häuſer dieſer Orte liegen zerſtreut im Gebirge.

Breitenſee.

Dieſes Dorf liegt an dem herbſtlichen Manöverfelde „auf der Schmelz“ genannt, zwiſchen Ottakrin und Penzing. Es iſt unanſehnlich, bildet eine eigene Herrſchaft und ein Schloß mit einer Capelle des heil. Laurentius. Ein breiter, ſeeartiger Teich bildet den Platz des Dorfes und gab demſelben den Namen. Die Gegend umher iſt flach, einförmig und nur vom Wirthshausgarten genießt man eine angenehme Ausſicht. Dieſer Garten iſt es auch, der dem Dorfe, das ſonſt zu den Einöden um Wien gehörte, in unſeren Tagen, beſonders 1843 bei den Gaſtronomen der untern Volksklaſſen durch ſeine Rieſen-Knödel eine ganz beſondere Celebrität gab. Dieſe eßbaren Mehlkugeln hatten die Größe eines Kindskopfes, galten für eine groteske Delikateſſe und ein Exemplar mit einer Beigabe von geſelchtem Fleiſche koſtete nur 10 kr. C. M. Der Zulauf war ſo ungeheuer, daß einen ſolchen Rieſenknödel verzehrt zu haben, beſonderen Glücksfällen beigezählt wurde.

Bei dieſem Andrange zu den gigantiſchen Töpfen dieſer Titanen der Knödelwelt, fehlte es auch an komiſchen Epiſoden nicht. Hier ſättigte ſich eine aus vier Perſonen beſtehende Familie mit Behagen an Einem Knödel, während daneben ein Kritikus behauptete, dieſe Klöße würden in Kubikform gebracht, ein treffliches Straßenpflaſter abgeben.

Man erzählte ſich, daß ein junger Spekulant nach genoſſener Speiſe ſtatt der Bezahlung das Ferſengeld gab; der Kellner, der eben ein beſtelltes Knödel trug und den Flüchtling nicht mehr einholen zu können beſorgte, machte aus ſeiner Laſt eine Wurfwaffe und warf den Laufenden damit zu Boden.

Alle dieſe Schnacken trugen bei, Breitenſee populär zu machen und ſeinen Rieſenknödeln eine magneriſche Kraft zu verleihen.

Breiten Stein (Haus zum).

Dieſes Schild führt das Graf Joachim von Münch-Bellinghauſen'ſche (vormals Freiherr Ferd. von Goldenſtein'ſche) Haus (343) auf dem Hohenmarkte, welches das ganze kleine Gäßchen und rückwärts einen Theil der Landskron-

gaſſe begrenzt und durch ſeine Regelmäßigkeit ausgezeichnet iſt.

Es hatte in früheren Zeiten ein Ziegeldach und über dem Thore befand ſich auf einem breiten Steine eine wunderliche Vorſtellung, von welcher das Gebäude noch im J. 1460 den Namen des „ſilbernen Häusleins“ führte. Mit dem Verſchwinden dieſes ſilbernen Häusleins hat ſich auch dieſe Bezeichnung des Hauſes verloren und jene des breiten Steines, worauf einſt das ſilberne Häusleins paradirte, trat an ihre Stelle.

Wir wünſchen aber dieſen nichtsſagenden Namen derthin, wo das Häusleins iſt, und glauben, daß das Gebäude, wenn es nun einmal einen Schildnamen haben muß, „zum Phönix“ genannt werden dürfte, und zwar nach dem neuen Basrelief über dem Mittelfenſter des erſten Stockwerks, wo man in Vergoldung dieſen Vogel erblickt, wie er mit ſeinem Herzblute die Jungen ernährt, worüber die paſſende Inſchrift: „So nährt die Mutter“ angebracht iſt.

Brenner.

„Es wird wohl Wenige geben,“ ſagt Caſtelli, — „welche ſich auch nur des Namens dieſes komiſchen Schauſpielers erinnern, er hat auch nicht großes Aufſehen gemacht, dazu war die Zeit ſeines Wirkens zu kurz. Wenige Jahre, nachdem er ſich der Bühne gewidmet hatte, verfiel der Unglückliche in unheilbaren Wahnſinn und ſtarb bald nachher. Gemeine Naturen hat er mit ſeltener Wahrheit dargeſtellt. Sehr komiſch klang ſeine Sprache, er hatte wie man ſich bei uns ausdrückt, ein Hölzel im Munde. Dabei ſprach er ſehr ſchnell und überſtürzte ſich faſt in Worten. In dem Stücke: „Die Fiaker in Wien,“ ſpielte er einen Fiakerknecht, der ſich gegen einen angeſchuldeten Diebſtahl vertheidigt, mit ſo außerordentlicher Wahrheit, daß er dieſe Scene jedesmal wiederholen mußte.“

Bretze (Zur rothen).

So heißt das erſte Gaſthaus und zugleich auch Caffehhaus im Orte Neu-Lerchenfeld; es ſteht in der Gärtnergaſſe (161), gehört dem Herrn J. Färber und wurde den 27. September 1838 eröffnet.

Es hat einen ſchönen Garten, das Caffehhaus im erſten Stockwerke hat 2 Billards und Raum für fünf. Auch die Ausſicht auf die grünen Felder gegen Breitenſee iſt angenehm.

Warum aber Herr Färber die Bretze ſeines Etabliſſements roth gefärbt hat, will uns nicht einleuchten; er wird uns zwar erwiedern, dieſes Hausſchild ſei uralt und darum habe er es beibehalten. Das wiſſen wir nun wohl und können nach Belieben noch mit einem Dutzend ſolcher rothen Bretzen, z. B. am Neubau (244), zu Mariahilf (16), in der Joſephſtadt (139), im alten Lerchenfeld (13) u. a. m. aufwarten; dieſe Entgegnung befriedigt uns aber nicht, denn eine rothe Bretze iſt eine Abſurdität und eine ſolche kann man allenfalls des Herkommens wegen tolleriren, ſo lange ſie ihren Anſtrich hat, aber ſie verdient nicht aufgefriſcht zu werden.

Die Bretzen oder Bretzeln ſind bekanntlich ein ringförmiges Gebäck von Weizenmehl, deſſen Enden über einander gebogen ſind, ſich kreuzen und die beiden Seiten des Ringes wieder berühren. Sie ſollen ihren Namen von dem lateiniſchen Worte Precunculo (Gebetchen) erhalten haben, weil ſie von dem Prieſter der alten Kirche Kindern für erlernte Gebete geſchenkt wurden. Deßhalb ſtellten ſie auch Kreuze vor und werden an vielen Orten und auch in Wien nur zur Zeit der Faſten gebacken. Dieſer Urſprung der Bretzen erklärt, warum mehrere Häuſer ſie zum Schild-

zeichen gewählt haben. Übrigens gehören die Bretzen zu den ältesten Bretgattungen Wiens.

Bretzeneck.

Das Eckhaus des Kramergäßchens und des Lichtenkegs (535) hieß vormals das Bretzeneck (Pretzeneck); nach der Tradition soll ein alter Bretzenbäcker, der mit jeder verkauften Bretze auch einen Spaß zum Besten gab, dort seinen Standpunkt gehabt haben, von dem es bald allgemein hieß, der „Bretzenbäck am Eck," woraus verkürzt Bretzeneck wurde.

Bei diesem Hause fing der Hühnerhübel an, der sich bis zum Hühnergäßchen, welches im J. 1843 bei den dortigen Neubauten verschwand, erstreckte. Das H. v. Kilmannsegg'sche Haus (541) am Hohenmarkte bildete die eine Seite des Gäßchens, welches vormals ein Hauptniederlagsort des Hühnervolkes, wie es später der Aufwinkel für jenes der Gänse war.

Zwischen dem Bretzenecke und dem gegenüber stehenden, nunmehr neugebauten Taschnerhause (526) (Sieh. das.) stand einst das nach Ungarn führende Stadtthor, was dieser Gegend einen hohen antiquarischen Werth gibt.

Brenner (Friedrich Philipp Graf v.), Bischof zu Joppen, Weihbischof zu Olmütz, Probst zu Brünn und Domherr zu Breslau und Regensburg, wurde im J. 1639 von Ferdinand III. zum Bischofe in Wien ernannt, wo er am 26. Dezember, dem Festtage des heil. Stephan, seinen öffentlichen Einzug hielt.

Mit großem Eifer verwaltete er durch eine Reihe von 30 Jahren das oberste Hirtenamt daselbst. Er verwendete sehr bedeutende Summen (121,000 Gulden) für die Kirche und das Bisthum; erst unter ihm ward der jetzige Hochaltar der Domkirche erbauet. Auch das bischöfliche Haus auf der Freiung, dem Heidenschusse gegenüber, und das schöne Schloß zu St. Veit ließ er neu aufführen. Für sein Domkapitel erhielt er von Leopold I. die Bewilligung, daß die Capitularen anstatt des Chorpelzes eine andere Kleidung tragen durften. Er war so thätig, daß er durch lange Zeit alle bischöfliche Funktionen selbst verrichtete; in den ersten drei Jahren trug er mit bloßen Füßen das hochwürdige Gut bei der Fronleichnams-Prozession, er pflegte dieses sogar ebenso bei der Nacht zu den Kranken zu tragen. Er hat 2196 Priester, 1325 Diaconen, 2036 Subdiaconen und 2914 Minoristen geweiht. Im Jahre 1647 weihete er die Marmorsäule am Hof ein, welche 1667 Leopold aus Erz aufführte; 1643 die Andreas-Capelle im Bischofhof, 1651 die Paulanerkirche auf der Wieden und 1663 den Hauptaltar in der Capelle des Heiligenkreuzerhofes. Sein Wahlspruch war: Conscientia bona suave convivium (Ein gutes Gewissen ist eine süße Erquickung).

Kurz vor seinem Hintritt führte er auf Verlangen des Kaisers Leopold das Schutzengelfest und nach dem Wunsche der verwittweten Kaiserin Eleonore den Damenorden des Sternkreuzes ein. Er starb in dem Alter von 72 Jahren den 22. Mai 1669 und liegt in der großen Frauencapelle bei St. Stephan begraben.

Brennerstraße (Obere und Untere).

Eine Capelle der heil. Brigitta gab der oberen Brennerstraße ihren ältesten Namen, Brigidenstraße, wie aus Hormayr zu ersehen ist. Sie wurde bei der großen Feuersbrunst am 20. März 1319 in Asche gelegt, und kömmt damals nach der verderbten Weise des lateinischen Brigida in das deutsche Breida'sche unter dem Namen Preidenstraße vor.

Aus diesem wurde im Laufe der Zeit abgekürzt Preinstraße und erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird sie im Grundbuche als obere Preinerstraße angeführt, woraus die heutige Benennung Brennerstraße entstand.

Die untere Brennerstraße läuft parallel mit der ersten und hieß anfangs Ratstraße. Die älteste Erwähnung dieses Namens ist nach Schlager der einzige urkundliche Beleg, daß der Tempelherren wenige Jahre vor seiner Auflösung in Wien grundherrliche Rechte besaß, denn unterm 28. Sept 1302 vertauschte Bruder Ecke, Komendator des Ordens, mit dem Schotten-Kloster für das Tempelhaus in Schekwich die ihm zuständige Abgabe jährlicher 40 Wr. Pfund, vom Teinfaltshof um eine andere Gerichtigkeit. Die eben gedachte Feuersbrunst erstreckte sich bis zur Mauer dieser Ratstraße. Dieser Name verwandelte sich nach und nach in Rott- und Rothstraße und zu Ende des 16. Jahrhundertes kömmt sie als hintere Brennerstraße vor.

Briel (Die oder Der),

auch das Brühlthal genannt, ein wildromantischer Naturpark hinter Medling, drittehalb Stunden südwestlich von Wien, zieht sich in gleicher Schönheit einige Stunden lang bis zum Stifte Heiligenkreuz und kann ein plastisches Mignon-Gemälde einer Schweizer-Gebirgsgegend genannt werden.

Joseph II. liebte dieses Thal ungemein und es stimmten ihm die meisten Monarchen bei, welche im Jahre 1814 zu Wien im Congresse versammelt waren. Der verstorbene Fürst Johann v. Liechtenstein hat sich in den Anlagen der Briel, in deren Besitz er 1808 gelangte, ein Natur-Monument gesetzt, wie deren Europa wenige aufzuweisen hat.

Kaum hat man den alten, ehrwürdigen Markt Medling verlassen, so befindet man sich urplötzlich in einem engen Felsenthale, welches in ganz Österreich einzig in seiner Art ist. Zu beiden Seiten erheben sich schroffe, abenteuerlich geformte Steinwände, aus deren Ritzen hie und da einzelne verkrüppelte Bäume kärglich emporwachsen; nur die höhern Theile dieser Felsengründe tragen durch Kunst angebrachten Pflanzenwuchs. Nu und oft auch unter diesen Steinwänden liegen in bunter Mischung nette Villen und armselige Bauern-Häuschen, welche das schauerlich-pittoreske Dörfchen Klausen bilden. Alljährlich drohen Regengüsse diese Häuschen-Gruppen wegzureißen oder unter herabstürzende, durch Wasserfluten locker gewordene Kalkstein-Trümmer zu begraben. Kleine enge Höfe, kleine Gärtchen am durchrieselnden Bach mit einer Unzahl von zwerghaften Brückchen geben diesem kleinen Felsendorfe demnach einen besonderen ländlichen Reiz. Hat man dieses Klausen, welches zur Herrschaft Lichtenstein gehört und nach Medling eingepfarrt ist, zurückgelegt, und kömmt man bei den nördlich an der schlangenartig sich fortwindenden Fahrstraße sich erhebenden Felsen an, so lichtet sich die enge Thalschlucht etwas und hier liegt auch die erste Mühle der sogenannten vordern Briel. Zwei senkrechte, hohe Felsenmassen bilden hier, wie Herkulessäulen, die Grenzen des Thales und dicht daran liegen auf der hohen Spitze eines kegelförmigen Berges die spärlichen Ruinen der einst hochberühmten Burg Medling, eines Hauptsitzes des großen Hauses Babenberg.

Es sind noch Merkmale vorhanden, daß sich hier die zwei trennenden Thäler durch Felsenthor geschieden haben. Unbestreitbar war das Brühler-Thal einst nur ein Sumpf, bis Wasserströme, Winde und menschliche Kraft diese Felsen mürbe machten und wegräumten, und das stehende Wasser nach der Ebene leiteten.

Hat man das Thal betreten, so umgibt noch einer Weile ein hehrer Kranz von reichbelaubten Bergen im Halbbogenkreise ein liebliches Thal, das runde Thal genannt. Um eine Wiese mit malerischen Baumgruppen besetzt, führen gebahnte Wege in mancherlei Windungen im Thale umher, nach der Schweizerhütte und nach der hohen Bergspitze mit dem Tempel. Reizend erhebt sich hier auch die schöne Wiesen-Villa unweit des Maierhofes hinter dem Gasthause zu den zwei Raben, mit einem schönen Tanzsaale.

Das Brühl-Thal umschließt auch die Wohnung des berühmten Malers Casanova; zu dessen ersten Meisterwerken „Potemkins Eroberung von Oczakow“ gehört, und der hier in Dürftigkeit verschied.

Der höchste Berg der Gegend scheidet die hintere Briel von der vordern; auf seinem Gipfel steht der sogenannte Husarentempel. Er ist von edler, viereckiger Form, ruht auf Säulen und enthält in seiner Mitte die Statue Minervens. An einer Südseite ist der Eingang in das dunkle, schauerliche Todtengewölbe. Hier sagen ein Aschenkrug und eine Inschrift in Marmor, daß hier die Gebeine der Tapferen ruhen, die ihr Leben 1809 dem Vaterlande weihten und es verloren, als sie den Fürsten Johann von Lichtenstein retteten.

In der hintern Briel befindet sich die schöne, im Jahre 1822 im geschmackvollen Style erbaute Kirche.

Im ganzen Thalgrunde sind überall befahrbare Brücken über den Bach gelegt und nach allen Seiten schöne Verbindungswege angebracht. Niedliche Hausgärten, Gebüsche um die Wiesen und am Bache mit gemeinen Weiden, Weiden, Erlen und Haselnußstauden, Pappeln und Rüstern, üppige Weinhügel, fruchttragende Äcker, das buchtbelaubte Anningergebirge machen das ganze Thal zu einem unermeßlichen Nutz-Garten. Für Fußgeher bestehen Wege an der Nord-Seite, wo sie vor Staub gesichert sind und auf welchen sie die hintere Brühl erreichen, die an der schönen Nonnenwiese endet. Hier liegt der sogenannte vormalige Hildebrichs-Mühle im Schatten eines Gartens, der von dem Bache begrenzt wird. Die reizende Lage dieses Hauses macht es noch immer zum Lieblingsplatz der Sommerbewohner des Thales.

Hier ist auch der Punkt, von wo aus man Wanderungen nach den nahen Thal- und Bergpartien in den verschiedensten Richtungen unternimmt. Südlich führt ein angenehmer Fußsteig durch das Kienthal zu dem dreiviertel Stunden entfernten Eschenbrunnen, dessen Wasser an Frische und Klarheit alle benachbarten Gebirgswässer übertrifft. Ein zweiter Pfad führt in diesem Kienthale gleich anfangs links zur Berghöhe des Tempels. Ein dritter Fußweg gegen Westen und eine Fahrstraße laufen nach einem romantischen, eine kleine Viertelstunde entlegenen Thale hin, in dessen Richtung das nette Dörfchen Weissenbach versteckt ist. Es gehört zur kleinen Pfarre Brühl, welche eine Filiale von Medling ist.

Die vorige ärmliche Pfarrkirche zum heil. Veit in Hinterbriel stand zwischen dem Todtenacker und der kleinen, unbedeutenden Schule.

Sie dankt ihre Entstehung vorzüglich der Frömmigkeit eines Wieners. Um das Jahr 1691 verabredeten sich einige aus der Gemeinde, wegen oft erlittenem Schauer, einen Thurm zu bauen und ein kleines Glöcklein anzuschaffen, um den Schaden des Ungewitters künftighin abzuwenden. 1693 errichteten sie wirklich einen kleinen, hölzernen Thurm, schafften das Glöcklein herbei und zimmerten nebenbei eine kleine Capelle von Holz, um sich zu einem gemeinschaftlichen Gebete zu vereinigen.

Nach 30 Jahren riß ein Sturmwind

Thurm und Capelle zu Boden, und die Gemeinde beschloß, einen Thurm von Stein aufzuführen. Damals besaß Herr Resch von Wien, Einnehmer im Banco, das später Philipp Sonnleithner'sche Haus, er beredete die Gemeinde, den Thurm und die Capelle nicht mehr auf den vorigen entfernten Platz, sondern seinem Hause gegenüber zu erbauen. Er streckte auch dazu Geld vor und so fing man im Jahre 1724 den Bau der Kirche und des Thurmes an.

Der Marktrath von Medling suchte aber die Beendigung des Baues durch die Vorstellung zu hintertreiben, daß er der Pfarre Medling, in Hinsicht des Einkommens schädlich sein könnte. Die Ortsherrschaft, Carl Joseph Baron v. Waffenberg, Herr der Burg Medling und Veste Lichtenstein, nahm sich der armen Gemeinde an und erwirkte ihr die Erlaubniß, den begonnenen Bau fortsetzen zu dürfen, und noch im nämlichen Jahre 1735 stand die Kirche vollendet da.

Erst 1742 wurde darin jedoch täglich eine Messe gelesen, wozu eine Wiener Gastwirthin alljährlich 300 fl. bestimmte. 19 Jahre dauerte diese Einrichtung fort; weil man aber versäumt hatte, in diese Gutthäterin zu dringen, damit ein bestimmtes Capital angelegt würde, so ward die Gemeinde neuerdings des eigenen Gottesdienstes beraubt.

So standen die Sachen, bis Joseph II. diese Kirche zu einer Local-Pfarre erhob und ihr die beiden Filialen, Vorderbriel und Weißenbach, beigefügt wurden.

Patron ist der Fürst v. Lichtenstein, dessen Vater nach dem Aufhören der Cholera im Jahre 1832 die heutige, schöne Kirche erbaute und zwar aus Dankbarkeit, weil sein gesammtes Haus von dieser Krankheit verschont worden war.

Brigittenau (Die).

Diese liebliche Gegend führte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts den Namen „Wolfsau," und zwar nicht ohne Grund, denn sie war, ihrer Abgelegenheit wegen, in der Vorzeit ein Lieblingsaufenthalt von Wölfen und andern reißenden Thieren, die von hier aus sehr bequem ihre Raubzüge in die benachbarten Vorstädte Wien's machten.

Im J. 1645, als der schwedische General Torstenson nach der Eroberung von Korneuburg einen Angriff auf die große Donaubrücke versuchte, und die kaiserlicher Seits aufgeworfene Wolfsschanze erstürmte, führte der Erzherzog Leopold Wilhelm die Vertheidigung Wiens, und lagerte sich mit seiner Mannschaft außer dem alten Tabor, in dieser Wolfsau.

Die Bürger Wien's, beseelt von Liebe zu ihrem Fürsten, griffen freudig zu den Waffen; jedes Haus stellte zur Bewachung der Donau-Ufer einen Mann. Als der Erzherzog eines Morgens, — es war am Festtage der heil. Brigitta, in seinem Lager in der Wolfsau betend auf den Knien lag, flog eine schwedische Kanonenkugel durch sein Zelt und fiel, ohne den mindesten Schaden zu verursachen, bei seinen Füßen nieder. Zum ewigen Andenken dieses seltenen Glücksfalls ließ der Erzherzog an derselben Stelle und ganz nach der Form seines Zeltes, der Tagespatronin eine Capelle erbauen, nach welcher die Wolfsau seitdem die Brigittenau heißt.

Ferdinand III. stiftete zu dieser Capelle am 1. Juli 1651 auf alle Sonn- und Feiertage zwei heil. Messen zum Wohle des Hauses Österreich. Zum Unterstande und zur Vorbereitung der Priester wurde darneben eine Meßnerhütte errichtet, in Betreff dessen dem Probste Bernhard von Klosterneuburg, der Grundherrschaft der Au, unterm 20. März 1753 die Versicherung ertheilt wurde, „daß man nicht gemeint durch Aufrichtung solches Meßnerheusl Ihre oder dessen Gottshauß an desselben in denen Auen habender gerechtigkeit einiges Präjudiz oder Nachtheil zuzufügen," und daß der Besitzer dieses

Häuschens auf jedmaliges Verlangen einen Revers auszustellen habe, daß er das Stift als Grundherrn anerkenne.

Die Brigittenau umfaßt viele einzelne Theile und Auen, nämlich den Vorkopf, die neueste Anschütt seit dem Jahre 1788, den alten Fasangarten, den Königlboden, den kleinen Salzboden, den alten Heukadlboden, den Hausboden, das sogenannte Brigittahäufel, das Teichwiesenhäufel, die Anschütt am Salzboden, den breiten Boden und den Wirthshausboden, mit einem Gesammtflächen-Inhalt von 92 Jochen, 79 Klaftern.

Zwischen diesen verschiedenartig gestalteten Auen befinden sich herrliche Wiesen, wovon die Spitzwiese und die Salzwiese die vorzüglichsten sind; dieses Wiesenland beträgt zusammen beinahe 75 Joch. Dem Jäger in der Brigittenau ist zur Benützung die unter dem Namen der Jägerwiese bekannte Grasfläche im unteren Hausboden überlassen. Die Häuser und Ansiedelungen in der Brigittenau gehören zur Herrschaft Klosterneuburg.

Längs des Augartens liegen schöne Küchengärten, und bei mehreren derselben befinden sich Gebäude. An der Donau sind, in der Nähe der Aufladungsplätze, die Lagstätten mehrerer Holzhändler, und nächst denselben hat das k. k. n. ö. Wasserbauamt eigene Plätze zum Ausstreifen der Hölzer und zur Auflodung der Steine. Auch sind in derselben Gegend die Haarmascher.

Eine Strecke der Brigittenau von 24 Joch, in der Nähe der Königlwiese, ist dem Militär zu einem Exercierplatze für die in der nahen Leopoldstädter Caserne liegende Cavallerie überlassen, und im J. 1830 wurde der militärische Richtplatz in die Gegend neben den damaligen Lagstätten der Holzhändler Köchner und Luftenegger verlegt, was seitdem aufgehört hat, weil heut zu Tage auch die militärischen Hinrichtungen in der Nähe der Spinnerin am Kreuze geschehen. Die Bodenstrecke dieser sämmtlichen Ansiedlungen beträgt 234 Joch und 1357 Klafter.

Die ältesten und interessantesten Gebäude der Brigittenau sind: die Capelle der heil. Brigitta und das nahe dabei liegende Jägerhaus.

Das Fest der Kirchweihe wird an dieser Capelle alle Jahre an dem Sonntage gefeiert, an welchem die Kirche das Evangelium vom großen Fischzuge Petri vorträgt. — Bekanntlich ist dieses Kirchenfest ein wahres Volksfest der Wiener, welches zu allen Zeiten den lebhaftesten Antheil gefunden hat. Schon am Vorabende dieses Festes belebt sich die ganze Au; zahlreiche kleine Colonien von Wirthen, Krämern, Lebkuchenbäckern u. a. ziehen dahin, um sich dort für zwei Tage anzusiedeln. Auf allen Seiten werden ambulante Schenken und Buden aufgeschlagen, bunt gefärbte Zelte aufgespannt; die seltsamsten und possierlichsten Schilder werden an Stangen und Baumzweigen aufgehangen, und Seiltänzer, Gaukler und Musikanten errichten ihre Gerüste.

Am Morgen des Festtages selbst ziehen Scharen an Scharen und Wagen an Wagen, Tausende von Verkäufern mit allen Arten von Eßwaaren und Erfrischungen nach der Brigittenau, welche in aller Mund lebt, und bald das Ansehen eines ausgedehnten Marktplatzes erhält.

Ist der Mittag vorüber, so kommt von allen Gegenden der Stadt, der Vorstädte und der Umgebung das Publikum tausendweis angeströmt; zu Wagen, zu Pferde, zu Wasser und zu Fuß drängt sich Alles mit Ungeduld vorwärts nach der Lustau, gewöhnlich sehr bald in einen dicken Staubnebel eingehüllt. Ein großes Gedränge ist auf allen Brücken über die Donau zu schauen, die Leopoldstadt wimmelt von Durchziehenden, und die Schiffe der Überfahrten sind

mit Menſchen ſo überladen, daß ſie zu verſinken drohen.

Den Eingang der Au umlagert eine beinahe undurchdringliche Wagenburg; mit wahrer Todesverachtung drängen ſich die Scharen durch dieſelben, um ſich bald in die weiten, grünen Ebenen zu zerſtreuen, theils auf das einladende Grün zum Schmauſe ſich hinſtreckend, theils von Wieſe zu Wieſe, von Gebüſch zu Gebüſch wandernd, um die mannigfaltigen Scenen des Frohſinns zu ſchauen, die von allen Seiten ſich darbieten. Jede einzelne Leier, jede iſolirte Sackpfeife lockt zum luſtigen Tanze, und jeder Wieſenplan wird zum Tanzboden. Jede Au, jeder Schattenplatz wiederhallt vom Jubel der Luſt, in welcher die ſchmetternde Muſik aus den Tanzſälen der ſtehenden Wirthshäuſer, und die kümmerlichen Mißtöne einzelner Fidler und Harfner einſtimmen.

Eine allgemeine Heiterkeit iſt auf den Geſichtern aller Anweſenden zu leſen und ſelbſt dicht an der ehrwürdigen Stätte der Brigitta-Capelle, und über den unheimlichen, dort liegenden Peſtgräbern erfreut ſich das Volk in ausgelaſſener Luſtigkeit ſeines Lebens. Am lauteſten wird die Freude gegen Abend, wenn viele Beſucher des Feſtes ſich zur Heimkehr anſchicken; beſſenungeachtet herrſcht aber gute Ordnung und muthwillige Ausſchweifungen kommen ſelten vor.

Auf dem Rückwege aus der Brigittenau herrſcht daſſelbe Gedränge, wie beim Hinzuge, und faſt die ganze Nacht hindurch ſind alle Straßen von heimkehrenden, ſingenden und muſicirenden Gruppen bedeckt. Den folgenden Tag wird ein ſogenannter Nachkirchtag gehalten, welcher gewöhnlich noch zahlreicher, als das Kirchweihfeſt ſelbſt, und auch meiſtens von beſſeren Ständen beſucht wird. Iſt auch dieſer Nachkirchtag vorüber, ſo kehrt die vorige Ruhe in dieſe ſtillen, ſchönen Auen zurück.

Brockmann (Franz, Carl u. Thereſe).

Franz Brockmann wurde 1745 zu Grätz in Steiermark geboren, wo ihn ſein Vater, ein Zinngießer, im 12. Jahre zu einem Barbier in die Lehre gab. Bald darauf ward er Bedienter eines Offiziers, entfloh aber von ihm wegen ſchlechter Behandlung. Von Mönchen aufgefangen, die ihn dem Kloſter beſtimmten, entwich er abermals, gerieth dann unter einer Seiltänzertruppe, die zugleich auch kleine Schauſpiele gab.

Bei dieſer Truppe betrat er 1760 in Laibach zum erſten Male die Bühne, entfloh jedoch noch zehn Monaten abermals, verſuchte ſich hierauf einige Zeit als Schreiber und kehrte 1762 zu ſeinem Vater zurück.

Als man Miene machte, ihn auf's Neue dem Barbierhandwerk zu überliefern, ging er mit Einwilligung ſeines Vaters wieder zu der herumreiſenden Bodenburg'ſchen Theatergeſellſchaft, mit der er 1762—1765 Marburg, Klagenfurt, Laibach, Trieſt, Warasdin, Eſſek und Temeswar bereiſte.

Im letzten Jahre heirathete er die Tochter der Directrice (Maria Thereſia, geb. Bodenburg, geſt. 1798), ging mit ihr 1766 nach Wien, dann 1768 zur Kurz'ſchen Geſellſchaft, wo er als Criſpin, ſie als Columbine debutirte. Sie folgte aber 1769 ſchon einem Rufe nach Wien.

Er blieb bei der Geſellſchaft, welche Würzburg, Frankfurt, Mainz, Köln und Düſſeldorf beſuchte, bis 1771, wo er von Schröder nach Hamburg verſchrieben ward, und als Nelſon in der „Freundſchaft auf der Probe“ und als Medon im „Cedrus“ debutirte. Ob er ſich gleich durch eine vortheilhafte Bildung, Anſtand und Leichtigkeit auszeichnete, ſo wollte er anfänglich doch nicht gefallen; im Cedrus mißfiel er ſogar. Man warf ihm Fremdheit des Dialects und einen weinerlichen Ton vor; Schröder war vielleicht der Einzige, der ſich nicht abhalten ließ,

Anlagen zu erkennen, die einſt allgemein bewundert werden ſollten.

Als Reinecke und Müller nur für Unvollkommenheiten Augen hatten, und ſogar Borchers ſich verleiten ließ, einzuſtimmen, erwiederte ihr Meiſter: „Er wird Euch Allen noch Sand in die Augen ſtreuen!“ und der Erfolg beſtätigte eine Prophezeihung, mit der man damals Scherz trieb.

B. hielt ſich übrigens nicht für zu gut, über jede neue Rolle die Belehrung Schröder's einzuziehen, und dieſer war ſo vorſichtig, ihn nicht eher wieder im Trauerſpiele auftreten zu laſſen, als bis er die Anſtößigkeit der Sprache und des Spiels überwunden hatte.

Im Jahre 1773 errang B. endlich durch ſeinen Eſſex, in der „Gunſt der Fürſten,“ die Stufe eines großen, tragiſchen Schauſpielers. 1776 ward Hamlet nach Schröder's Bearbeitung gegeben. B. war Hamlet, und von jetzt an gründete ſich ſein großer Ruf, der von Hamburg aus bald ganz Deutſchland durchflog; Deutſche und Engländer ſetzten ihm Garrick zur Seite. Hamlet und B. waren in Hamburg an der Tagesordnung des Geſpräches und des Geſanges; ſie beſchäftigten die zeichnenden Künſte und ſtanden im getriebenen Bildwerk, in Kupferſtichen und Münzen vor den Schaubühnen.

Das führte endlich auch einmal den würdigen Reimarus, trotz wiederholter Gegenvorſtellungen ſeines Kutſchers, der dem befremdlichen Befehl allen Glauben verſagte, in's Theater, das er nicht beſucht hatte, ſeitdem er aus England gekommen war. „Das iſt recht gut,“ ſagte er zu ſeinen Begleitern, „das darf Euch gefallen; aber was ſprecht Ihr nur allein von B.? Auf den Geiſt ſeht! Den Geiſt bewundert! Der kann mehr, als die Andern zuſammen!“ Den Geiſt ſpielte damals Schröder.

So gelangte B. zu dem Ruhme, mit dem er 1778 Hamburg verließ, um einem Rufe des Kaiſers Joſef II. nach Wien zu folgen, wo er mit 2000 fl. jährlichen Gehalts engagirt ward. Anfangs 1778 ſchied er von Berlin als Hamlet, wo ihm eine Ehre widerfuhr, die in unſern Tagen kaum eine mehr iſt. Er ward nämlich, was vorher keinem Künſtler geſchehen, hier zum erſten Male hervorgerufen. Von Chodowiecki ward er mehrmals in Kupfer geſtochen, und Abramſon verewigte auf vielfältiges Verlangen ſein Andenken durch eine ſilberne Denkmünze *), die erſte, die zu Ehren eines deutſchen Künſtlers geſchlagen wurde.

In Wien debutirte er als Eſſex. Die geſchäftige Kabale wußte es dahin zu bringen, daß er Anfangs nicht gefiel; jedoch wuchs trotz dem der Beifall mit jeder Rolle, und der Kaiſer ſelbſt ertheilte ihm perſönliche Auszeichnungen. Sein Bildniß, als Montalban in Lanaſſa, hängt in der Gallerie der k. k. Hofſchauſpieler in Wien, 1789 wurde er alleiniger, vom Kaiſer angeſtellter Director der Hofbühne und auf Reiſen geſandt, um neue Mitglieder zu engagiren; 1791 wurde das Directorat jedoch einem Cavalier anvertraut. 1785 und 1787 beſuchte er abermals Hamburg als Gaſt und 1803 Berlin und Leipzig.

Er war damals (1803) ſchon in das Väterfach übergegangen und ſpielte auch dieſe, ſowohl Heldenväter, als bürgerliche und komiſche, mit der größten Virtuoſität und dem tiefſten Studium. Er ſtarb am 12. April 1812. B. Glanzperiode datirt ſich von 1773 an, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. In dieſer war er nächſt Fleck der erſte Helden-, Liebhaber- und Characterſpieler Deutſchland's.

Thereſe Brockmann wurde 1740

*) Auf dem Avers das Bildniß des Künſtlers mit der Umſchrift: Brockmann actor utriusque scenae potens. Auf dem Revers: Peragit tranquilla potestas quod violenta nequit. Im Abſchnitt: Berolini di 1. Jan. 1778.

geboren; sie spielte komische Mütter, Carrikatur-Rollen, Kammerfrauen, Bauernweiber und zänkische Charaktere mit vieler Auszeichnung.

Brot (Das größte) und der kleinste Stein am St. Stephansdome.

Außer dem eisernen Gitter des Riesenthores sind zwei eiserne Haken, einst bestimmt, die alten hölzernen Gitter des Kirchen-Eingangs anzuhängen. Das Volk ritzte mit diesen Haken nach und nach die Mauersteine zirkelförmig auf und verband damit den Glauben, diese Haken seien schon beim ersten Bau hier angebracht worden, um der Nachwelt die damalige Größe eines Groschenbrots anzudeuten. Man nennt diese angeritzte Runde das größte Brot, so wie im Gegensatze damit ein unweit davon angebrachter, weißlicher, etwa einen halben Schuh langer Stein an einem Eckpfeiler des Riesenthores, worauf das kleine Standbild Katharinens, der Gemahlin Rudolf des Stifters, stand, für den kleinsten Stein des ganzen Domes gehalten wird. Der in der Mauer eingeritzte Umriß des größten Brotes mag zwei Schuh im Durchmesser haben und würde, wenn er die wahre Größe des Brotes, dieser Gottesgabe, bezeichnete, die Worte eines armen Mannes, der einer Hausfrau, die beim Fenster Brot schnitt, um ein Stück anging, als sie ihm eines herabwarf mit den Worten dankte: „Vergelt's Gott, wenn's der Wind nicht davon trägt!“ (so dünn war die Gabe ausgefallen) die rechte Folie verleihen.

Browne (Graf Georg),

aus einem alten, irländischen Geschlecht entsprossen, ist ein Bruderssohn jenes berühmten Ulysses Maximilians Browne, der gegen König Friedrich II. von Preußen den 1. October 1756 bei Lobositz und den 7. Mai 1757 bei Prag kämpfte.

Georg betrat in früher Jugend die Kriegslaufbahn im österr. Dienste und zwar am 21. Jänner 1758 als Fähnrich in seinem 16. Jahre (indem er den 18. Febr. 1742 zu Moskau in Rußland geboren wurde); er durchlief schnell die unteren militärischen Stufen und schwang sich im Jahre 1769 vom Obersten zu immer höheren Würden empor, so daß er im Jahre 1789 Feldzeugmeister und im Jahre 1794 geheimer Rath und Commandeur des Theresienordens war.

Nach dem Wunsche des Kaisers Joseph II. schrieb er die Geschichte des österr. Erbfolgekrieges vom Jahre 1740 bis zum Frieden von Achen, so wie die Geschichte der Feldzüge gegen die Türken vom Jahre 1730 bis zum Frieden von Belgrad.

Dieser als Feldherr und militärischer Schriftsteller ausgezeichnete Mann starb in Wien den 16. October 1794, sieben Jahre vor seinem Oheim und Busenfreunde, dem berühmten Feldmarschall Lascy, und beider Gebeine ruhen vereinigt in einem Grabe im schönen Parke von Neuwaldegg (Dornbach) bei Wien.

Bruck (an der Leitha)

ist eines der ältesten Städtchen Österreich's an der Grenze Ungarns, das den Bewohnern der Hauptstadt, obgleich es beinahe drei Posten davon entfernt ist, dennoch sehr nahe angeht, weil sich dabei eine der schönsten und großartigsten Parkanlagen des Landes befindet, welche mit der Stadt selbst ein Eigenthum des in Wien ansässigen, geachteten Grafenhauses der Harrache ist.

Die unregelmäßige Bauart des dortigen Schloßes beurkundet ein höheres Alter; vorzüglich ist darin der Familiensaal sehenswerth, worin alle Harrache vom ersten Besitzer des Schloßes bis auf unsere Zeit in Lebensgröße und in dem jedesmaligen Zeitcostüme abgemalt sind.

Auf einem der alten Schloßthürme, der Römerthurm genannt, genießt man von

der obersten, offenen Zinne desselben einer sehr schönen und weit umfassenden Aussicht über den Park, die Stadt und die ganze umliegende Gegend.

Der Park ist groß, hat äußerst gut gewählte, liebliche Anlagen und wurde von Jahr zu Jahr mehr verschönert.

Beim Eintritt hat man einen unebenen Wiesengrund vor sich, dessen frisches Grün wie ein ausgebreiteter Teppich da liegt und dessen sanfter Abhang von der Leitha bespült wird. Hie und da erheben sich kleine Hügel von Baumgruppen, die so gepflanzt sind, daß die äußersten Stauden fast am Boden kriechen und mit Blumen umkränzt sind, die inneren aber sich gegen den Mittelpunkt allmälig erheben und so einen, von jedem Lüftchen beweglichen Hügel bilden. Alle diese Gruppen von Gebüschen enthalten nicht nur die seltensten Gewächse aus allen Weltgegenden, sondern unterscheiden sich auch durch das höhere und tiefere Grün ihrer Blätter, und durch die Farben ihrer Blüthen.

Wählt man von den vielen durch den Park hinziehenden Wegen den Fahrweg zur Linken, so verliert man das erste Paterre aus den Augen und wandelt in einem künstlichen Waldgange, von dem seltensten Gehölze gebildet; darunter befinden sich: der Judasbaum, die schönen Arten von Rhus, die italienischen Cypressen, der Alpen-Rhamnus, der Lärchenbaum, die amerikanische Birke, die Ceder vom Libanon, die Pinus pinea ster und Pinus strobus, die nordamerikanische Tannfichte und der virginische Wachholder.

Bei einem Gitterthore wendet man sich bei dem Kastanienwäldchen von dem Fahrweg ab auf einen Fußsteig. Links gelangt man zu einer Orangerie-Gruppe und dann in den Fichtenwald.

Hier empfängt uns ein lieblicher Platz, wo mehrere seltene Pflanzen, die Datura arborea, der karolinische Gewürzstrauch, der Benzoen-, Lorbeer-, der Erdbeerbaum, das dreiblätterige Eisenkraut und andere ausländische Gewächse einen Schönhügel bilden, welcher mit fremden Ahornen, Tulpenbäumen und Platanen umgeben ist. Verläßt man diesen Platz und wählt den Pfad zur Rechten, so wird man plötzlich von einem artigen Lusthaus, das Achteck genannt, überrascht.

Von hier führt ein Weg nach der Fahrbrücke am sogenannten Kaiserweg. Rechts setzt man mittelst einer sehr leichten Ziehbrücke über die Leitha. — Hier theilt sich der Weg; der zur Rechten bietet eine angenehme Promenade über einen, mit nordamerikanischen Nadelhölzern sich sanft erhebenden Hügel dar, von dessen Höhe man eine gefällige Übersicht des schönen Wasserstückes in der neuen Anlage genießt.

Weiter rechts führt ein Weg über die sogenannte Staffelbrücke, und links in die Aue, durch welche der Kaiserweg bis an die Commerzial-Straße leitet. Weiter in den Wald hinein ist die Fasanerie. Man durchschneidet die Straße und kommt an einen Arm der Leitha, jenseits welchem die anmuthige Halbinsel in ihre Schatten einladet.

Um dahin zu gelangen, ist eine zierliche fliegende Brücke angebracht. Bleibt man aber diesseits, so wandelt man durch eine Wiesenparthie, von der sich eine weite Aussicht in die jenseitige Waldung und Fasanerie eröffnet. Ein alter, seltsam gewachsener Baumstamm bietet sich als Sitz an und gewährt durch Trauerweiden den unerwarteten Anblick einer Urne, die an dem andern Ufer vor hohen Bäumen auf einem weißen Postamente sich aus der Ferne darstellt.

Hinter einem Pappelwäldchen führt eine Brücke zur Fasanerie und rechts ein Steg zu einem ländlichen Tempel. Rechts gegen den Wald kommt man an eine Kopfweide,

die aus einem Stamme noch unter der Erde achtzehn Seitenstämme empor treibt, deren jeder einen eigenen Baum auszumachen scheint. Von einem anmuthigen Sitze unter weißen Pappeln sieht man in weiter Entfernung einen einsamen Thurm.

Endlich gelangt man über die dritte Brücke in die nahe Fischerparthie. Die Anlage derselben unterscheidet sich von andern ähnlichen Anlagen; vor sich hin erblickt man ein großes Gewässer, das eine irreguläre Insel umgibt. Ehe man dahin gelangt, stoßt man an einen kleinen Hafen, dessen beide Mündungen mit Schleusen versehen sind, welche, da das obere Wasser der Fischerpathie beträchtlich höher liegt als der untere Arm der Leitha, dazu dienen, durch Schwellung des Wassers die Schiffe in den Hafen zu heben, um aus der niedrigern Leitha hinauf fahren zu können.

Über eine dieser Schleusen führt eine in Absätze gebrochene und an den Geländern mit Netzen behangene Birkenbrücke, und nicht fern davon kommt man auf eine mit Nadelholz bepflanzte Anhöhe.

Auf der in einem hohen Bogen gespannten Brücke genießt man abwechselnde Aussichten. Sie leiten das Auge entweder bloß über Gewässer, oder in neues Gebüsch, oder auf Wiesen und zur Fischerhütte.

Von diesem Fischerländchen kommt man an eine vierstämmige dicke Schwarzpappel mit Geländersitzen und weiter an eine uralte, schön gewachsene, große Eiche. Dieser Weg ist eigentlich ein Abweg, denn er führt von der Richtung gegen das Schloß etwas zurück. Bald lenkt man wieder ein und kommt in den Pflanzengarten.

Dieser Garten ist nach dem Linné'schen System geordnet, und schließt im Hintergrunde mit dem Arboretum; dort erhebt sich nahe am zweiten Arme der Leitha ein sanfter Hügel, auf welchem ein der Botanik geweihter Tempel aufgeführt wurde, dessen Inneres alles dasjenige enthält, was an Ort und Stelle zum Studium der Pflanzenkunde nöthig sein kann.

In der Wohnung des Obergärtners findet man eine gutgewählte Bibliothek, ein schätzbares Seminar, wo in einigen tausend schön geschliffenen Gläsern die seltsamsten Samenarten aufbewahrt werden und ein geschmackvoll geordnetes Herbarium.

Bruckbierhaus (Das) nächst der vormaligen Schlagbrücke.

Dieses Bierhaus war vor etwas mehr als einem Jahrhunderte eines der ersten und besuchtesten Schenken der Hauptstadt. Es stand neben dem bekannten späteren Huglmann'schen (heute Mosé'schen) Caffehhause, wohin Koltschützky's, des berühmten ersten Wiener-Caffesieders Erben ihre Caffehschenke, damals Caffehhütte genannt, aus der Stadt versetzt hatten.

Zu jener Zeit erhob sich bei der Schlagbrücke das Bruckhaus, wo die Brückengefälle von den Mauthbeamten eingehoben wurden. Dieses alte Amtshaus war nach Aufhebung der dort bestandenen Mauth entbehrlich geworden; der Magistrat löfete dasselbe daher 1709 mit kaiserlicher Bewilligung ein und veräußerte das an sich sehr kleine Gebäude an Private.

Bald darauf wurde in diesem Häuschen eine Bierschenke eröffnet, welche den Namen des Bruckbierhauses erhielt und auf seiner Façade eine rohe Abbildung der nahe liegenden Brücke hatte, an welcher ein im Geschmacke der Zeit cestumirter Soldat Wache stand.

Diese Schildwache erhielt sich durch Nachhilfe des Pinsels so lange, wie das Bierhaus selbst, und wurde bei jeder Renovirung nach dem herrschenden militärischen Zuschnitte adjustirt, so, daß man sie am Ende mit der possirlichen Musketier-Kasquette und dem reichgepuderten Normal-Zopfe erblickte, aus welchen die damaligen Spaßvögel Wiens bald einen Bier-Zopf,

wie ihn deren mancher Besucher der Schenke heimgetragen haben mag, machten, so daß die Redensweise, „er hat sich einen Zopf geholt," gerade nicht mehr und nicht weniger sagte, als „er hat das Bruckbierhaus besucht." — Diese Art Zöpfe nahm an den Männerköpfen die Stelle der früheren Haarbeutel ein, und es findet dabei nur der Unterschied statt, daß diese letzten sich im figürlichen Sinne zwar länger erhalten haben als jene, daß jedoch dagegen die Zöpfe in natura die Haarbeutel überlebt haben; denn noch vor einem Vierteljahrhundert war die Herrschaft des Zopfes so mächtig, daß in einer deutschen Zeitung das spaßhafte Triolett erschien:

Komm, Glaßel, immer ohne Kopf
Zum Ort, der deinen Namen reimet,
Wächst nur am Kopf ein langer Zopf;
Du kommst in Gunst, selbst wenn dir, Tropf,
Im Hirne kein Gedanke keimet:
Wächst nur am Kopf ein langer Zopf;
Gelegenheit hat an den Schopf
Kein Haar, doch hier ist's angeleimet,
Wächst nur am Kopf ein langer Zopf.

Die Lage beider Schenken, nämlich jener Caffehhütte und des Bruckbierhauses an der zu allen Zeiten äußerst gangbaren Schlagbrücke, der einzigen, welche damals die Stadt mit der Leopoldstadt verband, war den Bewohnern beider Donauufer sehr angenehm und bequem; diese zwei öffentlichen Lokalitäten wurden daher eben so beliebte als belebte Unterhaltungsorte für Bier- und Caffehliebhaber aller Stände. Mit der Zeit gestaltete sich aus dem Bruckbierhause ebenfalls ein Caffehhaus, und zwar jenes, welches gegenwärtig Jakob Stierböck besitzt, und welches unter ihm zu einem der ersten Etablissements seiner Art erhoben worden ist. Seit dem Jahre 1754 vermehrten sich überhaupt die Caffehhäuser an der Schlag- oder gegenwärtigen Ferdinandsbrücke so schnell, daß deren im Jahre 1770 sogar sechs bestanden, die sich jedoch heute auf fünf reducirt haben.

Brücken.

Außer den Donaubrücken vom Tabor bis zum Spitze verbinden über den sogenannten Donaukanal fünf Brücken die Stadt mit den Vorstädten und diese mit einander. (Siehe Donaubrücken). Über dem Wienfluß bestehen deren von seinem Eintritte im Rayon der Linien nächst der Hundsthurmer-Linie dreizehn:

1. in der genannten Vorstadt eine Fahrbrücke von Ant. Behsel erbaut.

2. Ebendort von der Kugelgasse aus eine Fußgeherbrücke.

3. In Margarethen nächst der Stärkmachergasse eine Gehbrücke.

4. Auf der Wieden zuerst ein nach dem Magdalenagrund führender Steg, der Magdalenensteg genannt, so wie weiter unten

5. die Ketten-Fahrbrücke von Ant. Kobautsch erbaut, ferner

6. der Fokanedisteg bei der Schleifmühlgasse und

7. der Kettensteg nächst dem Naschmarkte von Jos. Jäckel erbaut, der von einer Aktien-Gesellschaft errichtet wurde und wo ein Passirgeld von einem Kreuzer W. W. bezahlt wird.

8. Die steinerne Fahrbrücke, welche die Hauptverbindung der Stadt mit den jenseits der Wien liegenden Vorstädten unterhält und vormals eine eigenthümliche Physiognomie hatte, indem sie mit fünf frommen Denkmälern besetzt war, unter welchen das Bäckerkreuz (Siehe das.) das vorzüglichste war. Außer diesem stand dort noch eine steinerne Statue des heil. Domitian, Landespatrons von Kärnten mit der Aufschrift:

SanCto DoMitiano
Pio Patri Patriae
Carinthi Viennae Vniti
pie statVuere.

(„Dem heil. Domitianus, dem frommen

Vater des Vaterlandes haben die vereinigten Kärntner in Wien dies aus Andacht errichtet" und zwar wie das Chronographikon sagt 1621.)

Unweit davon sah man die Statue des heil. Böhmenkönigs Wenzel mit der Aufschrift:

„Franz Ignaz Wratislau Graf von Mitrowitz der Röm. Kayſ. Maj. würklich geheimer Rath Cammerer und Stadthalter im Königreich Böheim.

Anno 1704."

Ferner: S. Wenceslaus Rex Bob. R. V. 1762. „Der h. Wenceslaus König in Böhmen; iſt renovirt worden 1762."

Gegenüber war das Bildniß des h. Johann von Nepomuk und ein Bildniß der ſchmerzhaften Mutter mit dem Gottesſohne auf dem Schooße, worunter die Verſe in Marmor eingehauen waren:

„Vor Hungers-, Pest und Kriegs-Gefahr,
O Mutter Gottes uns bewahr;
Erhör dein Volk und stehe uns bey
So seynd wir aller Straffen frey.
17 Ex Voto. 39.

Alle dieſe Denkmäler verſchwanden im Anfange dieſes Jahrhunderts.

9. Der Gehſteig beim Schwarzenbergiſchen Garten und

10. jener nächſt dem Waſſerglacis.

11. Die ſteinerne Fahrbrücke vor dem Stubenthore.

12. Der Gehſteig zur neuen Zollhalle und

13. die Fahrbrücke, welche zu den Weißgärbern führt.

Bruder (Die Schenke zum luſtigen) befand ſich vor einem halben Jahrhundert im Komödiengaſſel nächſt dem Kärntnerthor-Theater, wo noch heute ſich das bekannte Bierhaus befindet. Der damalige Schenkwirth ſoll der Sage nach Florian Schnüffler geheißen haben, und ſein Gaſtzimmer war unter dem Namen der Comödianten-Herberge (oder auch der Schenke zum luſtigen Bruder) bekannt, weil ſie vorzüglich den Schauſpielern von wandernden Geſellſchaften und von kleinern Provinzialtheatern, die nach Wien kamen, nicht bloß zum gewöhnlichen Einkehr- und Aufenthaltsquartiere diente, wo ſie bis zu einem ſich ergebenden Engagement verweilen konnten, ſondern weil auch die Unternehmer ambulanter Bühnen, wenn ſie um Mitglieder verlegen waren, dorthin kamen, um Erſatzmannſchaft für die verſchiedenen Rollenfächer anzuwerben.

Schnüffler, der ein luſtiger Patron war, hatte ſich das Vermittlungsgeſchäft zwiſchen den Entrepreneurs und den Anſtellungſuchern anzueignen und daraus eine — freilich nicht ſehr löbliche — Quelle des Gewinns zu machen gewußt. — Er zeichnete ſich dabei durch die originelle Art und Weiſe aus, wie er die Engagements mit den wandernden Kunſtjüngern einleitete, und nach einem beſtimmten, ſich ſtets gleichbleibenden Verfahren zum Abſchluß brachte, wie denn überhaupt das ganze Weſen dieſes Mannes originell war.

Jeder Theater-Unternehmer mußte ihm das Rollenfach bezeichnen, das zu beſetzen war und genau den Gehalt und die Emolumente angeben, die mit der Anſtellung verbunden waren. Wenn es nun dem Unterhändler gelang, dem Entrepreneur zu leichtern Bedingniſſen ein taugliches Subjekt anzuwerben, ſo machte Schnüffler billigen Anſpruch auf ein Gratiale von fünfzig Perzent des abgeſtrichenen Betrages, und jedes ſo abgeſchloſſene Geſchäft wurde dann mit einem lauten Lebehoch bei einem Glaſe Extrawein rechtskräftig den contrahirenden Parteien kund gemacht.

Dieſes Vivatrinken ereignete ſich zu Schnüfflers nicht geringem Nutzen ziemlich oft, weil bekanntlich ſolche Jünger Thaliens in der Regel ein neuerungsliebendes Völkchen bilden. Dieſe Gewohnheit des

Schenkwirthes, alle abgeſchloſſenen Verträge mit einem Lebehoch zu beſiegeln, verſchaffte ihm nach und nach den Zunamen des Bivat-Bruders, und ſeinem Lokale jenen der Schenke zum luſtigen Bruder.

Wir wollen von den hundertfaltigen Engagementsfällen Schnüfflers hier nur einen aufzeichnen, um einen Begriff von der Art zu geben, wie der Bivatbruder und Herbergsvater ſich dabei zu benehmen pflegte.

Wenn er unter den angekommenen Schauſpielern einen tauglichen Mann für ein ihm angemeldetes leeres Rollenfach gefunden zu haben glaubte, ſo wurde der Auserleſene vom Wirthe alſo bewillkommt:

»Schön guten Morgen wünſch' ich, Herr N! Wie ſchaut's aus? Schon gefrühſtückt? — Ich hör', der Herr ſucht ein Engagement? — Ich könnt' juſt ſo einen brauchen, wie der Herr iſt.« Ohne Antwort abzuwarten, wandte ſich Schnüffler nun zu einem Kellnerburſchen, der verabredeter Weiſe auf der Lauer ſtand und genau wußte, was er zu thun hatte. »Sepperl,« ſprach der Wirth zu dieſem, »bring ein Seitel Wein!«

Der geſchäftsloſe und dienſtſuchende Schauſpieler entgegnete: Ja, Herr Schnüffler, ich ſuche allerdings ein Engagement, und können Sie mir dazu verhelfen, ſo werde ich gewiß nicht unerkenntlich ſein.

»Was fällt dem Herrn ein!« nahm Schnüffler wieder das Wort; — »Sepperl, laß auch ein Paar Würſtl einlegen. — Nu, wie viel Gage verlangt der Herr monatlich?«

Der Schauſpieler. Ich erhielt bisher fünfzig Gulden und mit weniger kann ich nicht vorlieb nehmen — ich glaube ſogar auf mehr Anſpruch machen zu können, weil ich mit allgemeinem Beifall in —

Schnüffler. Fünfzig Gulden und noch mehr? Sepperl, laß die Würſtel noch nicht einlegen; fünfzig Gulden und ſogar noch mehr zu dieſer Zeit, wo es wenig Geld und viele Leute gibt! — Sepperl, brauchſt dich auch mit dem Wein nicht zu tummeln (beeilen)! Weiß der Herr was, mit dreißig Gulden hab' ich Commiſſion, mit dreißig Gulden kann ich bei einem Glaſe Wein abſchließen.

Der Schauſpieler. Nein, Herr Schnüffler, lieber hang' ich die Kunſt an den Nagel! — Doch ſoll es mir auf zehn Gulden gerade nicht ankommen. Schließen wir mit vierzig Gulden ab, ſo ſind wir einig!

Schnüffler. Vierzig Gulden? Sepperl du kannſt einſtweilen den Wein bringen! — Aber wie ſtehts denn mit der Gar-

derobe? Sind wir gehörig equipirt, und hat der Herr das, was ein erster Liebhaber haben soll, z. B. schwarze und weiße Hosen, blauen Frack u. s. w.

Der Schauspieler. Nein, damit bin ich gegenwärtig nicht versehen; meine Kleider sind abgetragen und außer der Mode.

Schnüffler. Nicht? — Sepperl, laß dir mit dem Weine noch etwas Zeit! Wenn der Herr die Garderobe nicht hat, so kann aus der ganzen Geschichte nichts werden.

Der Schauspieler. Was ich nicht habe, läßt sich anschaffen. Mein künftiger Prinzipal soll mir so viel Vorschuß geben, als ich zur Anschaffung der nothwendigen Garderobestücke bedarf, und soll mir monatlich fünf Gulden von der Gage abziehen.

Schnüffler. Vorschuß gibt er nicht gern — aber wenn es nicht anders ist, so wird er wohl anbeißen müssen, weil ihm ein erster Liebhaber fehlt, und seine Damen ohne einen solchen nicht mehr auftreten wollen. Hat der Herr sonst noch etwas einzuwenden?

Der Schauspieler. Nein, vor der Hand wüßte ich weiter nichts.

Schnüffler. Sepperl, jetzt bring den Wein, zwei Gläser und zwei Paar Würstl! Wir wollen die Sache formaliter abschließen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese Materialien zum Abschlusse des Geschäftes für Rechnung des Schauspielers gebracht wurden, und daß der pfiffige Schnüffler nicht den kleinsten Theil davon zu sich nahm. Dieses nannte er seine Sporteln, so wie den ihm von der Verhandlung selbst zufallenden Antheil seine Abschnitzel, weil er von der ausgesprochenen Gage der Entrepreneurs einen Betrag abgeschnitten hatte.

Die nebige Abbildung zeigt uns diesen Schnüffler, wie er ein abgeschlossenes Geschäft mit einem Vivat-Trunke feiert.

Brunehilden-Sage.

Diese Sage fällt in die denkwürdige Zeit des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren; sie ist die Ausgeburt seiner Gegner, die, wie es im menschlichen Leben so oft zu geschehen pflegt, aus Schelsucht und Verleumdung einen Fürsten, dem in den meisten Handlungen so viele Zeugen seines Ruhmes zur Seite stehen, dort angreifen, wo man keine Zeugen beizuziehen pflegt. Nicht nur ältere und gleichzeitige, sondern auch neuere Chroniken erzählen mit vieler Übereinstimmung die Mähre von Brunehilden, der schönen und tugendhaften Wienerin, von welcher Ennenkel sagt: die Frawe praneul voll Rainikait und keuschen Mut und aller Ehren Chranz.

Dieser ausgezeichneten Bürgerin soll Herzog Friedrich lange auf alle mögliche Art vergeblich nachgestellt und endlich bei einem in der Burg absichtlich gegebenen glänzenden Banket, zu welchem die vornehmsten Bürger Wiens eingeladen waren, seinen Zweck erreicht haben, indem er sie vom Tanzsaale entführte und mit Gewalt ihm zu willfahren zwang.

Hierüber entstand in der ganzen Stadt so viel Unwillen, daß vier der angesehensten Bürger zu ihm eilten, ihn zu warnen und zu bitten, der Gefahr des Augenblickes zu weichen; worauf sie ihn über die Burgmauer hinab zur Stadt hinaus ließen, von wo er sich in die romantische Einsamkeit seiner Lieblingsburg Starhemberg begab.

Die Sage der Brunehilde ist sogar mit des Herzogs blutigem Tode verbunden. Einige Chronisten geben sie für ein vom Herzoge verführtes Edelfräulein vom Hause der mächtigen Pottendorfer aus, die scheinbar die Liebe des Herzogs erwiederte, aber im Innersten ihres Herzens ihn haßte und blutige Rache geschworen hatte.

Sie folgte ihm daher überall, selbst auf seinen Feldzügen in der Verkleidung eines

Knappen. In seiner letzten Schlacht bei Neustadt rannte sie dem ungestüm auf den Feind losstürzenden Fürsten einen Speer in die Seite und erwürgte ihn, als er vom Pferde gestürzt war, mit dem Zaume seines eigenen Rosses.

Andere Annalisten berichten, das Fräulein von Pottendorf habe ihren Bruder zu des Herzogs unzertrennlichem Begleiter und zum Vollstrecker der Blutrache ihrer Schmach bestellt.

Fuhrmann setzt das Ereigniß ins J. 1235 und nennt die schöne und grausame Brunehilde ebenfalls eine Edle von Pottendorf.

Brunn am Gebirge.

Zwei Stunden von Wien entfernt, an der alten Straße nach Steiermark, liegt an einer Wald- und Bergkette der kleine Marktflecken Brunn am Gebirge, mit einer alten Pfarrkirche und 160 Häusern, durch deren Mitte sich der Krotenbach schlängelt, dessen beide Ufer mit Pappeln besetzt sind. Obgleich die Lage reizend ist, so kann der Ort selbst ein ähnliches Lob nicht ansprechen, und der Krotenbach könnte füglich Krötenbach heißen, denn der Markt hat wirklich etwas von einer Krötenbehausung. Der Ort verdankt seinen Namen dem herrlichen Quellwasser, welches aus den Gebirgen kommt, und sich auf dem Platze in ein steinernes, altförmiges Becken ergießt. Allein trotz der Güte dieses Wassers ist es doch der herrliche Wein, der hier wächst, und unter dem Namen des Brunners in ganz Österreich bekannt ist, welcher diesem Ort seine Celebrität verschafft hat. Der Volkswitz pflegt bekanntlich mit diesem Namen auch das liebe Wasser oder einen übermäßig gewässerten Wein zu bezeichnen, und der Brunner ist gleichbedeutend mit Gänsbacher, Lichtenberger, Klarenbrunner, Roßmäuler, Mattauer u. a. m.

Dieser Ort war unterthänig der einstmaligen Grafschaft Medelich. Nur die vielen Höfe, die hier einst bestanden, mögen dem kleinen Brunn den Namen eines Marktes verschaffet haben, dessen Bewohner durch den reichen Ertrag ihrer Weingärten, deren jährliche Fechsung oft 60 bis 70,000 Dreiling betrug, wohlhabend waren.

Ungewiß ist die Entstehung des Marktes; man setzet sie in den Zeitpunkt der Vereinigung Steiermarks mit Österreich 1192.

Ein massiver Thurm, der einst mitten im Orte, an der Stelle des jetzt mit Nr. 14 bezeichneten Hauses, stand, und einer alten Sage nach, unter dem Namen des Brändelhofes ein Gefängniß für Wildschützen war, soll den Namen des Marktes veranlaßt haben, den aber Andere, wie oben gesagt wurde, von den vielen in der Gegend befindlichen Brunnquellen, oder auch von dem, in dem angrenzenden Enzersdorf liegenden Brunnerhaus, dem letzten Gebäude gegen Brunn, ableiten wollen.

Einst war dieser Markt mit vier Thoren geschlossen und noch zeigt man die Plätze, wo sie gestanden haben; allein der Besitzer von Lichtenstein, Fürst Poniatowsky, ließ dieselben bis auf eines niederreißen und verwendete das Materiale 1800 zur Erbauung des neuen Pfarrhofes.

Die vielen Höfe machten Brunn vormals zu einem ansehnlichen Orte, der beinahe aus lauter solchen Dominical-Höfen von Edlen aus Wien bestand; indem diese hier ihren Wein durch inwohnende Weinzierl selbst baueten, ihr Melkvieh hatten und den Sommer zubrachten. Solche Höfe sind oder waren:

1) Der Sauerhof.

2) Der Kemeterhof, später ein Brauhaus.

3) Der Baltram- oder Bölthamerhof, jetzt ein Bauerhaus.

4) Das freie Landgut Thurmhof;

es war 1722 die Wohnung der Grafen Vasquez und Perlas aus Spanien. Später besaß denselben der Appellations-Vicepräsident Bernhard Edler von Keeß; dann Herr Michael Edler von Held, der ihn zwischen 1802 und 1803 dem Fürsten Poniatowsky verkaufte, und dadurch dessen Vereinigung mit der Herrschaft Lichtenstein veranlaßte. Die dortige St. Barbara Capelle, zu der 1662 Johann v. Suttinger eine Meßstiftung gemacht hatte, dient dermalen zur Küche und Verrathskammer.

5) Der Gattingerhof, welchen Leopold Gattinger, hiesiger Marktrichter in der letzten Hälfte des 16. Jahrhundertes von dem deutschen Orden erkaufte; er vermachte ihn 1599 der Gemeinde und dem Spitale. Gegenwärtig ist er das Gemeindehaus.

6) Der zweite Gattingerhof, welchen der Eigenthümer einst seinen Dienstbuben vermachte, verdankt seine gegenwärtige Gestalt dem Doktor von Allstern.

7) Der Bründlhof, jener massive Thurm, dessen wir schon oben erwähnten.

8) Der Kirchhamerhof.

9) Der Haßlingerhof, welchen der gleichnamige Eigenthümer sammt einigen Grundstücken 1662 zum Spitale schenkte. Gegenwärtig heißt er das Spitalhaus.

10) Der Musterhof, einst ein Eigenthum des Benediktiner-Stiftes Oberaltaich. Jetzt bildet er das Orts-Spital.

11) Der Klosterfrauen Lorenzerhof, gegenwärtig ein zertheiltes Hauerhaus.

12) Der Michaelerhof, einst den Barnabiten in Wien gehörig.

13) Endlich der Mölkerzehenthof, der noch gegenwärtig als solcher besteht.

Doch nicht allein diese Höfe, sondern auch das hier befindliche Spital, mit seiner schönen, im Jahre 1662 zu Ehren des heil. Heinrich erbauten Kirche, zeichnete den Markt Brunn vortheilhaft aus. Es ist schon sehr alt und verdankt wahrscheinlich sein Entstehen der Frömmigkeit jener Wiener, die im Sommer hier ihre Höfe bewohnten und ein Haus zum Unterstande der Armen bauten. Das erste, welches die Wohnung der Armuth wurde, war das sogenannte Sterneckerhaus.

Dabei war vor Zeiten auch ein Pilgrimhaus, das durch die St. Kunegunden-Zeche besorgt wurde.

Durch wohlthätige Beiträge und vorzüglich durch die Erlaubniß, die zur Zeit der Reformation 1558 hier leer stehenden Beneficien zum Besten des Spitals einziehen zu dürfen, ward der Wohlstand desselben bedeutend verbessert. Dazu kam noch später der 1662 zum Spitale geschenkte Haßlingerhof nebst Grundstücken; ferner der erkaufte Musterhof; endlich die Buchruckerische Stiftung von 600 Gulden wodurch das Spital zu einem Vermögen von 40,000 Gulden gelangte.

In dieses Spital wurden vormals nur die armen Bürger untergebracht; die armen Einwohner und Weinzierler aber waren in dem 1713 zur Pestzeit erbauten Lazarethe, abgesondert vom Orte, einquartirt. Niemand sah sich dort um sie um; im Winter ohne Holz und in jeder Noth ohne Hülfe, wurden sie oft eine Beute des Todes.

Auf die Anzeige des Pfarrers Korn ward dieses Gebäude niedergerissen, und die Armen, gleich den Bürgern, im Ortsspitale untergebracht.

Bis 1558 war der Markt eine Filiale der Pfarre zu Medling. Übrigens ist es gewiß, daß Brunn schon im Anfange des 13. Jahrhunderts mit einer Kirche oder Capelle versehen war. Einer alten Volkssage gemäß, soll diese zwischen 1201 und 1210 entstanden sein. Als Erdbeben, Wassergüsse, Pest und sehr strenge, verderbliche Winter überall Angst und Schrecken verbreiteten, da sollen die Einwohner von Brunn

die Erbauung derſelben zu Ehren des heil. Kreuzes verlobt und ausgeführt haben. Der Kirche geſchieht zum erſten Male ſichere Erwähnung 1216.

Von dieſer Zeit an hören über hundert Jahre alle Nachrichten auf und erſt 1327 erfährt man, daß die Kirche vergrößert und zu Ehren der heil. Kunegunde, Gemahlin Kaiſer Heinrichs II. eingeweihet wurde. Mit dem Namen:

„St. Chunigunds Kirchen zu Prunn,“

kömmt ſie in einer noch gegenwärtig bei der Pfarre aufbewahrten Urkunde Otto's, Herzogs von Öſterreich, Steier und Kärnten vom Jahre 1338 vor. 1522 wurde dieſe Kirche zum zweiten Male erweitert, der hinter ihr ſtehende Thurm, der an allen vier Wänden kühn durchbrochen, auf vier großen Pfeilern ruhet, ward ſeiner Schwere wegen, abgetragen, kürzer gemacht und an den vier Ecken abgeſchliffen; das Presbyterium und der Hochaltar wurden hinausgebaut und an die Kirche, zur Befeſtigung gegen den ſtarken Druck des Gewölbes, tüchtige Strebe-Pfeiler angeſetzt. So kam der Hochaltar gerade über ein achteckiges Gewölbe zu ſtehen, das einſt zur Aufbewahrung der Todten diente und von außen die Jahreszahl 1580 (1440) aufweiſet.

Zur Zeit der Reformation 1544 waren die Prieſter von Brunn entflohen und nur Leopold Auer blieb bei ſeinem Hauſe und dem Beneficium zum heil. Kreuze. Die Gemeindeglieder hatten daher die Stiftungen der drei übrigen Beneficien an ſich gezogen; die Zechleute den Wachsdienſt und die zur Kirche gehörigen ſieben Holden ſich zugeeignet.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß wegen der proteſtantiſchen Religionsunruhen, ſich in Brunn längere Zeit hindurch kein Pfarrer befand.

Erſt 1582 wird als erſter Pfarrer Leonardus Grefius bekannt, unter welchem ſich der Schullehrer Chriſtoph Iſperer und die Gemeindeglieder Mathias Stainer und Leonard Griffig, der Frohnleichnamsfeier widerſetzten und auf das Abendmahl unter beiden Geſtalten drangen. Nach ihm erſcheint erſt 1597 Chriſtophorus Mittermayr, als ordentlich inſtallierter Pfarrherr zu Prunn.

Im J. 1652 brannte durch eine im Schulhauſe ausgekommene Feuersbrunſt die Kirche ſammt dem alten Pfarrhofe gänzlich aus.

Bald mag der fromme Eifer der hieſigen Bürger die Spuren dieſes Unglücks ausgetilgt haben; denn ſchon 1654 findet man bei der Kirche einen Dominikaner, Namens Dominicus Biſſemanns, als Pfarrer.

Im J. 1683 wurde durch die Türken die Kirche aufs neue zerſtört. Der Pfarrer Jodoc Kunzer hatte ſich mit allem Kirchenſilber, Paramenten, Pfarrbüchern und dem größten Theile der Bewohner geflüchtet; dann kehrte er in ſeine Heimath zurück, begrub die einzelnen niedergehauenen Bürger des Marktes ſammt andern ermordeten Flüchtlingen zu Perchtholdsdorf, und hielt in Ermanglung der nöthigen Prieſter, mit Erlaubniß des Conſiſtoriums, öfters an einem Tage, zuerſt in Perchtholdsdorf, dann zu Brunn, und endlich zu Medling den feierlichen Gottesdienſt. Kaum hatte er aber in dem alten Pfarr-Protokolle ſeine Schickſale eigenhändig beſchrieben, ſo unterlag er 1684 den vielen Anſtrengungen.

Durch die milden Beiträge der Grafen Vasquez und Perlas de Pinos, welche mit Karl VI. aus Spanien gekommen waren und hier im Thurmhofe wohnten, wurde erſt 1722 die Herſtellung der Kirche begonnen und dieſe endlich den 30. Sept. 1735 vom Graf. v. Kollonitſch, zu Ehren der heil. Jungfrau Kunegundis eingeweiht.

Bemerkenswerth war dabei die Gegen-

wart des Don Emanuel, Prinzen von Portugal, der als Brautwerber um die Hand der Kaiserin Maria Thereſia längere Zeit hier wohnte und durch Anſchaffung von allerlei Kirchengeräthſchaften ein großer Gutthäter des Gotteshauſes wurde, auch durch Aufſtellung eines Veſperbildes der ſieben Schmerzen Mariens, welches er aus Granada mitgebracht hatte, den Hochaltar neuerdings zierte.

Der Marktrichter Oberfellner und die Geſchwornen Hebenſtreit, Lorenz Kraubacher und Peter Breu, ließen 1622 jene große, ſilberne Monſtranz gießen, die den St. Stephansthurm in Wien vorſtellt und ihrer Seltenheit wegen von der Einlieferung befreit war.

Die Baroneſſe Eliſabeth v. Waffenberg ließ die drei Seitenaltäre in der Kirche errichten.

Brunn iſt der Hauptſtadt durch die Eiſenbahn, welche hier vorbeiläuft und einen ſchönen Stationsplatz hat, ſo nahe gerückt, daß eine Spazierfahrt dahin die Sache einer halbtägigen Zeit iſt; dieſer Umſtand, verbunden mit ſeinem allgemein anerkannten, herrlichen Rebengewächſe, kann daher nicht verfehlen, es zu einem der beſuchteſten Unterhaltungs-Punkte zu machen, wenn es den guten Marktbewohnern in den Sinn kommen ſollte, etwas für die Bequemlichkeit der Gäſte zu unternehmen. Es iſt zwar damit bereits durch die Errichtung eines neuen zierlichen Badhauſes und eines demſelben gegenüber liegenden ſchönen Gaſthofes mit dem neuen Wege zur Burg Lichtenſtein der Anfang gemacht worden, womit es aber noch nicht abgethan iſt, indem vor Allem auf gangbare Wege und Stege geſehen werden muß, was um ſo weniger unbeachtet bleiben ſollte, als von gut oder wenigſtens mittelmäßig konditionirten Straßen die Ortsbewohner ſelbſt den beſten und häufigſten Genuß haben. — Von allen Philoſophien iſt jene der Gänſe und Enten, die fortwährend in Pfützen herumwaden, weil es ihre Vorfahren auch gethan haben, unzweifelhaft die unſichhaltigſte.

Brunnengäßchen (Das)

bildet zwiſchen den zwei Lichtenſtein'ſchen Palläſten, welche durch zwei Schwibbögen mit einander verbunden ſind, den Durchgang von der Herrngaſſe in die Wallnerſtraße.

Es trennte ehemals die alten Wohnſitze der Herrn von Hofkirchen und der Grafen von Öttingen, woraus die heutigen Lichtenſtein'ſchen Paläſte beſtehen und hat ſeinen Namen von dem dortigen alten Brunnen, der eines Tages plötzlich ſein Waſſer verlor und aus deſſen ausgetrockneter Tiefe ſich gleichwohl zu gewiſſen Zeiten ein unheimliches Plätſchern und Rieſeln ſoll haben hören laſſen, welches die beſondere Eigenſchaft hatte, nur von Tauben vernommen werden zu können.

Dieſer geheimnißvolle Brunnen, deſſen Säuſeln nur Gehörloſe hören konnten, erinnert an den Freßbrunnen zu Mariaſchein in Böhmen, der allen jenen tüchtigen Appetit gab, welche ohnehin daran keinen Mangel hatten.

Brunnen (Der) in der Burg.

Er befindet ſich im Schweizerhofe, knapp am merkwürdigen Hauptportale zur linken Hand, wenn man dieſen alten Fürſtenbau vom großen innern Burgplatze betritt. Das Brunnenbecken iſt vom Mezzaninſtockwerke überbaut und mit einem Kupferdach bedeckt.

Der Brunnen führt auch den Namen des Kaiſerbrunnens und wird ſchon im Theilungsvertrag der Burg vom 31. Mai 1458 zwiſchen den Erben des jungen Königs Ladislaus, nämlich: Kaiſ. Friedrich III., ſeinem Bruder Albrecht und ihrem Vetter Sigmund von Tirol genannt.

Er war früher ein gewöhnliches Schöpf-

werk und enthält nun ein herrliches Gebirgswasser, welches ihm durch die Hofwasserleitung von den Dornbacher-Bergen in reicher Fülle zugeführt wird.

Als 1462 Friedrich III. in der Burg belagert wurde, richteten die Belagerer aus Tücke ihr Geschütz hauptsächlich auf den Punkt, wo der Burgbrunnen lag, um den Vertheidigern des Platzes das Wasser zu entziehen. Christoph Quoß, dem die Vertheidigung dieses Theiles der Burg anvertraut war, wußte dieses Vorhaben aber dadurch zu vereiteln, daß er den Brunnen mit Pfälen und Dillen so gut verwahrte, daß die feindlichen Kugeln davon wirkungslos abprallten.

Die Erhaltung dieses Brunnens war für die Burg von der höchsten Wichtigkeit, denn die Weinvorräthe waren darin bereits ausgegangen und die ganze Besatzung mußte sich schon seit mehreren Tagen mit Wasser begnügen, welches einige Cavaliere und Oberoffiziere mit Honig vermischt tranken.

Eine sonderbare Erscheinung bot dieser Brunnen beinahe 200 Jahre später dar. Dieser sonst so reichhaltige Brunnen gab bei der am 2. Apr. 1657 in der Burg ausgebrochenen Feuersbrunst, welche den Tod Ferdinands III. verursachte, schon beim dritten Zuge nicht einen Tropfen Wasser mehr.

Unter der langjährigen und unruhigen Regierung Leopold I. blieb auch dieser Brunnen nicht unangefochten; denn eines Tages sprengten Übelwollende das Gerücht aus, auf Anstiften der ungarischen Malkontenten sei derselbe vergiftet worden. Man fand darin aber statt der Vergiftung nichts als einen todten Hund, einen Truthahn und ein Paar Katzen, welche, wie leicht zu ermessen, darin zufällig umgekommen waren.

Brunnen in der Josephstadt.

Im Jahre 1775 wurde in der Vorstadt Josephstadt ein Brunnen gegraben, wobei die Erde einstürzte und zwei Arbeiter begrub, die ihr Leben nur der durch Kaiser Joseph II. schnell herbeigeschafften Hilfe verdankten.

Dieser Auftritt wurde damals in öffentlichen Blättern besprochen und durch einen Kupferstich verherrlicht, unter welchem Marmontel bei Josephs II. Anwesenheit in Paris die Verse setzte:

O! qu'un roy populaire est un mortel auguste!
Vous qui foulez aux pieds vos peuples consternés,
Apprennez d'un heros plus sensible, et plus juste,
Quel est le prix des jours de deux infortunés.

Leider verkannte einer dieser Geretteten die Großmuth des Monarchen so sehr, daß er nach zwei Jahren in Ungarn wegen verübten Raubmordes lebendig gerädert wurde.

Brunnenhäuschen (Das).

Dieses Gebäude (470) ist das kleinste Haus von Wien; es liegt am Fuße der neuen Ruprechtsstiege bei dem Fischerthore und bildet die Spitze der Kohlmessergasse und des Fischmarktes.

Es nimmt kaum etwas mehr als einige Geviertklafter Raum ein, ist auf die Breite des angebauten Bassin-Brunnens beschränkt und hat auf jeder seiner drei Mignon-Façaden ein mäßiges Fenster, so daß es mehr dem Schilderhause eines Grenadiers, als einem Wohngebäude gleicht.

Ein Spaßvogel erzählte von diesem Häuslein, es habe darin, als es noch ein Stockwerk hoch war, ein stämmiger Zinsmann seine Wohnung aufschlagen wollen, er habe dasselbe in gebückter Stellung betreten und als er sich darin aufrichtete, habe er mit seinem Eisenkopfe das Dach durchbrochen, so daß er oben aus dem Hause, wie aus einem Faße heraus sah. Scherzweise nannte man diese Mausfalle den Zwergelhof.

Brüßeler Vogelschießen (Das).

Eines der schönsten Gemälde David's Teniers des jüngern, stellt das Brüßeler Vogelschießen dar; es ist auf Leinwand gemalt, hat eine Höhe von 4 Fuß 5 Zoll und eine Breite von 7 Fuß 9 Zoll. Diese Feierlichkeit wurde in der genannten Stadt jährlich gehalten, und die von Teniers dargestellte ist jene des Jahres 1652, welcher der große Kunstfreund, Erzherzog Leopold Wilhelm, als General-Gouverneur der Niederlanden beiwohnte, der auf einer vor der Kirche auf dem Platze des Sablons errichteten Bühne von den Abgeordneten der Schützengesellschaft eine Armbrust empfängt.

Der Künstler hat nicht allein den prächtigen Aufzug und den Zulauf der Volksmenge, sondern unter derselben auch viele Personen nach der Natur und im Vorgrunde sich selbst und seine ganze Familie abgebildet. Dieses schöne Bild befindet sich in der kaiserl. Sammlung im Belvedere.

Buchdruckerkunst.

Groß sind die Verdienste der Wiener und der Landesfürsten um die Emporbringung der edlen Buchdruckerkunst. Diese Verdienste schlummern aber, wie so manches andere Gute und Große, in Verborgenheit und sind nicht einmal bei Aufstellung des Gutenberg-Denkmals unseres Wissens in Etwas berühret worden.

Kaiser Friedrich III. hat sogar, der einzige Fürst seiner Zeit, in Erwägung der großen Vortheile, welche die Buchdruckerkunst gewährt, die Buchdrucker den Gelehrten gleichgesetzt, sie geadelt, ihnen erlaubt Gold zu tragen, und den Setzern und Druckern ein eigenes Wapen mit dem offenen Helme verliehen.

Ein Wiener Bürger, Ulrich Haan, Schüler von Faust und Schöffer, führte 1466 die Buchdruckerkunst in Rom ein. Johann Wiener, aus Wien, druckte 1476 in Vicenza den Virgil, und als er zu den Fuggern nach Augsburg gezogen war, setzte Koblinger (auch ein Wiener) das schöne Werk fort.

Die ältesten Wiener Buchdrucker waren Hans von Winterburg bei Kreuzenach (1492—1519), Hieronymus Binder (Doliarius, auch von seinem Vaterorte Liebenthal, bei Jauer, Philovallis genannt), Hans Syngreiner (Singrenus), von Alt-Otting. Der Letztere erscheint als Hausherr, zum Winter, unter den Tuchlauben.

Auf ihre Bücher setzten sie: „Gedruckt in der Stadt Wien, zu Wien in Österreich."

Um dem immer mehr einreißenden Lutherthum Abbruch zu thun, ließ König Ferdinand I. im Jahre 1543 ein Edikt ergehen, vermöge welchem alle Buchdrucker und Buchführer (Buchhändler) der sektischen verbotenen Bücher, welche in den österr. Ländern betreten würden, als Hauptverführer und Vergifter der Länder ohne alle Gnade sogleich am Leben mit dem Wasser gestraft, ihre verbotenen Bücher aber verbrennt werden sollen. Auffallend ist darin der Gegensatz des Ertränkens mit dem Verbrennen.

Die im Jahre 1551 nach Wien berufenen Jesuiten errichteten im fünften Jahre nach ihrer Niederlassung eine Buchdruckerei. — Seit 1540 bestand eine Staatsdruckerei in Wien, denn Syngreiner wurde privilegirt auf alle Verordnungen und Neuigkeiten.

Die erste Hofzeitung wurde im Jahre 1488 ausgegeben mit der Aufschrift: „Vermerkt die Hofmär aus dem Niederland," zur Beruhigung des Volkes wegen der Gefangennehmung Maximilians von den meuterischen Flamändern. In der Folge wurden über viele Neuigkeiten Extra-Blätter ausgegeben: Über die Türkengefahr; über den Venediger Krieg; über den französischen Wankelmuth u. s. w.

Von den vielen bibliographischen Curiositäten Wiens beschränken wir uns, folgendes Werk, seines geschraubten Titels wegen, namhaft zu machen.

„Neu aufgelegter curieser Tändelmarkt der jetzigen Welt, in allerlei Waaren dargestellt, aus den Tändler-Butten lustiger Einfälle herausgeklaubt und mit unterschiedenen Realien und Moralien, Geschichten und Gedichten, vielen Merkwürdigkeiten, auch poetischen Einfällen und gelehrten Gedanken untersprickt. Darin solche Sachen, welche wohl würdig zu lachen. Ein Werk, welches nicht nur zu einem Hausbuche sehr nützlich, sondern auch wegen vieler biblischen Concepten und Sittenlehren vielen Predigern auf den Kanzeln dienlich. Mit sonderbarem Fleiße zusammengetragen und herausgegeben von Johann Valentin Reiner, weltlichen Priester, Austrinco-Viennensi.

Wer mich nicht lesen kann im Kauf,
Der seq' der Nasen einen Sattel auf.
(Zwei Theile, 4. Wien 1734.)"

Dieses Werk mit dem Titel: „à la Rococo," fand so vielen Beifall, daß davon im Jahre 1748 zu Nürnberg eine neue Auflage erschien. Sein buntscheckiger Titel scheint hie und da auch schon Nachahmung finden zu wollen; wie es sich aber in den neuen Werken mit den Realien und Moralien verhält, ist eine andere Frage, die wohl zum Vortheile des älteren Autors beantwortet bleiben dürfte.

Bucquoi'sches Haus (Graf Georg von).

Dieses auf dem Kohlmarkte (257) liegende Haus war das Eigenthum des berühmten kais. General-Lieutenants und Hofkriegsraths-Präsidenten Raimund Grafen von Montecuculi, des großen Vertheidigers der Pike, welche er die Königin aller Waffen nennt.

Dieser tapfere Feldherr, der so viele Schlachten mitgemacht hatte, starb zu Linz, wo er auf seinen Lorbeeren ruhte, den 16. Oktober 1680 an einer Wunde, die er durch einen herabstürzenden Balken erhalten hatte.

Das Haus blieb bei seiner Familie bis im Anfange dieses Jahrhunderts, wo es an den Grafen Carl von Clary und Aldringen und hierauf an die Freiin von Ehrenfels kam, von welcher es sein heutiger Besitzer erwarb.

Burg (K. K.).

Die Burg ist seit dem Jahre 1200 die Residenz der österreichischen Fürsten und obgleich hinsichtlich des Alterthums im höchsten Grade ehrwürdig, doch nichts weniger als ein durch architektonische Schönheit ausgezeichneter, ein imponirendes Ganze bildender Bau.

Sie liegt am äußersten südwestlichen Ende der Stadt und besteht aus mehreren, in verschiedenen Zeiten und nach einem sehr verschiedenen Geschmacke entstandenen Gebäuden, die kein harmonisches Bauwerk bilden, und welche durch die ungleichartigsten, labyrinthmäßigen Verbindungen mit einander zusammenhängen.

Der große Baufreund, Carl VI. wollte für die österreichischen Monarchen einen, ihrer hohen Stellung angemessenen Pallast herstellen und eine neue Burg bauen. Der berühmte Hofarchitekt Fischer von Erlach machte dazu die noch vorhandenen Pläne und das Werk wurde wirklich angefangen, aber der eingetretenen Zeitumstände wegen nicht vollendet. Bloß die herrliche Winter-Reitschule wurde aufgeführt und aus ihrer Anlage sieht man, wie großartig und schön der ganze Bau ausgefallen wäre. Bis zur Zeit Ferdinands I. und der großen neuen Fortification Wiens durch diesen Fürsten, bestand die Burg bloß aus dem großen Viereck des Schweizerhofes mit vier großen Eck- und mehreren kleinen Thürmen. Um die Burg lagen mehrere öde Gründe, die bei der Be-

festigung verschwanden, und der Glacis hießen.

Zur Hofburg gehören im weitesten Sinne folgende Gebäude: Die eigentliche oder alte Burg, gewöhnlich der Schweizerhof genannt, — der Amalienhof, — der Augustinergang, — das Ballhaus, — die (Hof-) Bibliothek, — das neue Burgthor, — der Hofgarten mit den Gewächshäusern, — der Kaiserspital-Trakt, — die Leopoldinische Burg, — der Naturalien-Cabinets-Trakt, — die Redoutensäle, — die Reichskanzlei, — die Reitschule, — der Rittersaal, — die Stallburg und das (Hof-) Theater, von welchen in besonderen Artikeln gehandelt wird.

In diesen Gebäuden sind an Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen aufgestellt: das geheime (Haus-, Hof- und Staats-) Archiv, — die (Hof-) Bibliothek und die (Privat-) Bibliothek des Kaisers, — das Mineralien-Cabinet, — das Münz- und Antiken-Cabinet, — das Naturalien-Cabinet, — das physikalisch-astronomische Cabinet und die Schatzkammer, von welchen ebenfalls abgesondert gesprochen wird.

Das auf dem innern Burgplatz gegen Osten sich erhebende Gebäude, die eigentliche alte Burg, der Schweizerhof genannt, ist der älteste Theil der Burg. Er wurde von Leopold VII., Herzog von Österreich aus dem Hause Babenberg, um das Jahr 1200 erbaut, und hatte seine ursprüngliche Form mit den vier Eckthürmen, noch im J. 1458 unter Friedrich III.

Ferdinand I. vergrößerte und verschönerte diese Residenz in den Jahren 1536—1552, wie es zwei, diese Jahreszahlen tragende Inschriften bezeugen, und zwar die eine über dem großen Einfahrtsthore vom innern Burgplatz in den Schweizerhof und eine andere, welche über dem ehemahligen Hoftheater-Musikalien-Verlag stand.

Dieser Fürst kaufte 1522 auch das Haus des Marschalls von Ebersdorf (auf dem Standpunkte der heutigen Stallburg) an sich, welches er ganz niederreißen und auf dessem Grunde, so wie auf einem Theil des Michaelerplatzes gegen die jetzige Reitschule, des Vogelmarktes und zum Theil des Josephplatzes er seiner Gemalin Anna zu Lieb einen großen neuen Lust- und Irrgarten anlegen ließ.

Unter ihm brannte 1525 nächtlicher Weile das Zeughaus der Burg oder der Cillyhof (der zum Theile auf dem heutigen innern Burgplatz und zum Theil dort stand, wo sich der Amalienhof befindet) ab. — Im J. 1529 kaufte der Kaiser zur Erbauung eines Hofkanzlei-Gebäudes das Haus des Freiherrn von Gusmann, welches an die Ecke der Schaufelucken (Schauflergasse) gegen die Burg stand. Nach Aufhebung der Belagerung Wiens durch die Türken (1529) wurde der Cillyhof neu gebaut und die heutige Stallburg von Grund aus für des Kaisers Sohn, den aus Spanien kommenden König Max und seine Gemalin Maria, Carls V. Tochter, aufgeführt.

Unter Ferdinand II. und dem III. geschah wenig für die Burg, um so mehr aber für den erwähnten Burggarten, der unter ihnen von den Augustinern bis in die Schauflergasse reichte, den heutigen Josephsplatz, den Vogelmarkt und den Michaelsplatz einnahm, so wie mit mehreren Springbrunnen, hohen Kaskaden, schönen Grotten und eleganten Badhäusern verschönert wurde. In der Brunnstube dieses Gartens wurde ein ganzes Silberbergwerk vom Wasser regiert, wovon sich noch im Anfange dieses Jahrhunderts in der Zuckerbäckerei des Burgtheaters einige Spuren vorfanden.

Bedeutender waren die Burgbauten unter Leopold I. Er ließ gleich Anfangs in einem Theile des Irrgartens (der vormalige Reit- oder Tummel- und jetzige Jo-

ſephsplatz) ein großes Comödienhaus aufführen und begann 1660 den Bau des nach ihm genannten Leopoldiniſchen Traktes, wodurch der Schweizerhof mit dem Amalienhof verbunden wurde.

Carl VI. erbaute zuerſt die Botſchafter- und die Säulenſtiege im Schweizerhof und ließ nach Fiſcher von Erlach's Plänen nach einander das Bibliotheks-Gebäude, die Reichskanzlei und das verſchwundene Opernhaus (wo jetzt der kleine und ein Theil des großen Redoutenſaals ſteht), aufführen.

Maria Thereſia verwandelte das vorige Ballhaus in das gegenwärtige Burgtheater, erbaute das noch ſtehende Ballhaus beim Kaiſerſpital, welches durch einen hohen Schwibbogen mit dem Amalienhof zuſammenhängt. Später ließ ſie auch das große Opernhaus in die zwei Redoutenſäle umgeſtalten. Unter ihr baute 1746 und 1747 der Hofbaudirektor, Graf Tarroucca, aus einem alten Stadel auf der Auguſtiner-Baſtei das ſogenannte Hofhaus, oder das gegenwärtige Hofbau-Amt. Auch wurde ein Theil des Auguſtinergangs, des Münz- und Antiken- und ein Theil des Naturalien-Cabinets hergeſtellt.

Von 1753—1756 wurden die beiden alten Thürme abgetragen, der Widmerthurm und jener links neben der Capelle gegen das alte Paradiesgärtchen oder der heutigen Sommer-Reitſchule.

Weiland Kaiſer Franz I. ließ 1801 und 1805 die alte Auffahrt vom ehemaligen Widmerthurme und hinter der ſpaniſchen Baſtei oder dem ſogenannten Spanier kaſſiren und von dem Hofarchitekten Montoyer den ſchönen Ritterſaal erbauen. Die Sprengung der Feſtungswerke vom Kärntnerthore bis über die Schottenbaſtei hinaus durch Napoleon im J. 1809 (den 16., 17., 19. Oktober und den 2., 4., 10. November) war Urſache vieler und namhafter Verſchönerungen. So verſchwand das alte, unanſehnliche Burgthor 1818 und der genannte Spanier 1819.

In ihrem höchſten Glanze ſtrahlte das alte öſterreich. Fürſtenhaus 1814 bei Gelegenheit des ewig denkwürdigen Wiener-Congreſſes. In dieſem Jahre bewohnte der Kaiſer Alexander von Rußland und ſeine Gemalin die Kaiſerin Eliſabeth, die Könige von Preußen, Baiern, Dänemark und Würtemberg, als Gäſte des öſterreichiſchen Hofes, die Burg. Zu dieſen kamen noch der Kronprinz (gegenwärtige König) und Prinz Carl von Baiern, der Churfürſt von Heſſen, der Großherzog von Baden, der Erbgroßherzog von Heſſen, die Herzoge von Braunſchweig, Naſſau, Weimar und Coburg.

Gleich nach der Ankunft dieſer hohen Gäſte begann eine Reihe öffentlicher Feſte, wobei der Reichthum, die Würde und der Geſchmack des kaiſerlichen Hofes ſich zeigte, der allgemeine Verwunderung erweckte, und wie die Hauptſtadt Öſterreichs und die Burg ſie noch nie geſehen hatten.

Nebſt den zahlreichen gewöhnlichen Hofequipagen, die auf das Reichſte neu ausſtaffirt waren, wurden zum Gebrauche der fremden Herrſchaften und ihres Gefolges noch hundert Aushülfswagen aufgeſtellt; die Zahl der Edelknaben war vervierfacht, die Hofbedienung um mehrere hundert Köpfe vermehrt und vier mit Fahnen und Trommeln verſehene Ehrenwachen verſahen den Dienſt im großen innern Burghofe.

Das in allen Theilen der Burg damals herrſchende lärmende Leben war unbeſchreiblich, und man kann damit nur einigermaßen jenes vergleichen, als die große Maria Thereſia, ihr Gemahl Franz I., ſechzehn Erzherzoge und Erzherzoginnen, umgeben von einem glänzenden zahlreichen Hofſtaate, darin ihre Tage verleb-

ten. Nach vorhandenen Rechnungen waren in jener Zeit die Hofställe mit zweitausend zweihundert Pferden besetzt und zum Dienste der Burg waren jährlich zwölftausend Klafter Holz erforderlich.

Burgbastei (Die).

Unmittelbar vor dem hervorspringenden Burgflügel des Rittersaales oder der scherzweise sogenannten Nase erhob die spanische Bastei, auch kurzweg der Spanier genannt, ihre gewaltigen hohen Wälle und vor diesem Festungswerke lag die ihr an Umfang viermal überlegene, aber etwas niedrigere Burgbastei, welche mittelst eines schief gegen die Bellaria in gerader Linie hinlaufenden Walles mit dem vorigen Paradiesgärtchen zusammenhing. Die Mittelspitze der spanischen Bastei wurde vor einem Jahrhunderte durchgebrochen, um einer über dem Stadtgraben gezogenen Brücke Raum zu machen, wodurch die unmittelbare Verbindung der Burg mit der Burgbastei hergestellt wurde.

Im Hintergrunde dieser Burgbastei schlug der durch sein Caffehhaus am Kohlmarkte bekannte Italiener Milano eine beinahe 20 Klafter lange Limonadehütte auf, welche 1808 Peter Corti an sich brachte und die durch ein halbes Jahrhundert sich als der abendliche Versammlungsort der eleganten Welt Wiens geltend zu machen wußte und es vermuthlich noch wäre, wenn nicht die zur Zeit der letzten Invasion (1809) eingetretene Sprengung der Bastionsmauern die gänzliche Demolirung dieser Bastei nach sich gezogen hätte.

Dieses Caffehzelt führte mit seinem Vorderplatze den Spitznamen der Ochsenmühle, weil die spazierenden Herrn und Damen, des beschränkten Raumes der Bastei wegen, immer und ewig die Runde vor und durch dieses Zelt machen mußten, wodurch allerdings eine gewisse Ähnlichkeit mit dem einförmigen Gange einer solchen Mühle hervorging.

Vor der Caffehhütte stand eine runde Orchesterbühne, neben welcher zu beiden Seiten im Schatten einer dreifachen Baumreihe die sitzende schöne Welt ihre Reize den Blicken der vorübergehenden Beschauer darbot. Man konnte mit Sicherheit darauf zählen, jede fremde, auch die höchsten Celebritäten, sei es nun hinsichtlich des Rangs, der Kunst oder der Wissenschaft, Abends auf der Bastei zu sehen.

Das: Abends auf der Bastei! ging von Mund zu Mund und hatte noch das Gute, daß damit durchaus keine Ausgaben verbunden waren. Es gab Personen und ganze Familien, die ohne Ausnahme alle Abende dort zubrachten und, wie Titus, den Tag für verloren hielten, an welchem sie nicht Abends auf der Bastei gewesen waren. Hier fand der beliebte Volksdichter den Stoff zu seinem Bühnenstücke: „Der Geist auf der Bastei," und ein Anderer zu dem bekannten Lokalliede: „Auf der Bastei, auf der Bastei! ja da sieht man so mancherlei."

Man kann sich daher die schmerzliche Sensation denken, welche 1812 die Kunde hervorbrachte, daß die Bastei, nämlich die Burgbastei, deren Mauern die Franzosen im Oktober 1809 gesprengt und in den Stadtgraben gelegt hatten, ganz abgetragen werden sollte, um Raum zur Anlegung eines neuen äußern Burgplatzes zu gewinnen. Man konnte sich lange nicht mit der Idee vertraut machen, daß Wien ohne Bastei, d. i. ohne diese Burgbastei bestehen könne, und man besuchte den der Nasirung geweihten theuren Erdhaufen selbst dann noch, als schon statt der vorigen Harmoniemusik die kakofonischen Schubkarren-Töne der militärischen Arbeiter sich daselbst hören ließen. —

Die Burgbastei wurde nach der ersten türkischen Belagerung Wiens (1529)

nach dem Projekte des Stadtingenieurs Hirſchvogl errichtet und ein volles Jahrhundert ſpäter mit der ſpaniſchen Baſtei vermehrt. Dieſe Doppelbaſtei war bei der zweiten Belagerung der Türken (1683) von höchſtem Belange und der Schauplatz vieler wichtigen und wunderbaren Ereigniſſe.

Eine unerklärliche Waffenthat iſt es, wie der kaiſerliche Hauptmann Heiſtermann auf der Burgbaſtei mit nicht mehr als fünfzig Mann zu gleicher Zeit die von den belagernden Türken angezündeten Palliſaden löſchte und Tauſende von wildanſtürmenden Janitſcharen kräftig zurückſchlug.

Am 30. Juli jenes Jahres fiel eine türkiſche Bombe auf dieſer Baſtei, wo ſie zerſprang und dabei ein kaiſerliches Geſchütz, wobei der Oberſtlieutenant Gſchwindſtand, der unbeſchädigt blieb, anzündete, welches ſeine Bombe in die türkiſchen Approchen warf, wo ſie — (ſo ſagt die gleichzeitige Relation) guten Effekt that. Derſelbe Fall wiederholte ſich von derſelben Baſtei am folgenden Tage.

Nicht weniger merkwürdig war der 10. Auguſt, an welchem die Türken einer auf der Burgbaſtei poſtirten Quartierſchlange die Mündung abſchoſſen und das Stück anzündeten. Der hinter der Lavete ſtehende kaiſerliche Büchſenmeiſter wurde ohne irgend eine Verletzung umgeworfen. Auch von dieſem Vorfalle war der Oberſtlieutenant Gſchwind Augenzeuge. — Als man den 23. Auguſt 1683 bei dieſer Baſtei den türkiſchen Minen entgegengrub, kamen die kaiſerlichen Trabanten auf eine bisher ganz unbekannte Stiege von 66 Staffeln, die aus den ſchönſten Quaderſteinen aufgemauert war.

Bürgermeiſter (Erſter) der Stadt Wien.

Der erſte namentlich bekannte und in ſtädtiſchen Urkunden vorkommende Bürgermeiſter iſt Herr Paltram mit dem Beinamen Patzo im Jahre 1276. Dieſer Mann ſpielte damals in der politiſchen Welt eine ungemein wichtige Rolle; er war einer der eifrigſten Anhänger Ottokars von Böhmen und wurde deshalb mit ſeinen fünf Söhnen von Kaiſer Rudolph von Habsburg als Landesverräther zum Tode verurtheilt; er wußte ſich aber der Vollziehung dieſes Spruches durch die Flucht zu entziehen. Dieſer Bürgermeiſter Paltram ſtiftete mit dem Abte von Heiligenkreuz nächſt Baden, in Wien das beſtandene St. Clarakloſter (ſ. daſ.), welches einen Theil des heutigen Bürgerſpitals in der Stadt einnahm, und deſſen Kirche ſich dort erhob, wo heute das Katzmaierſche Caffehhaus iſt.

Bürgermiliz.

Am Früheſten findet man die Stadtguardia, welche aus bewaffneten Bürgern beſtand, und beſtimmt war, die öffentliche Ordnung zu erhalten. Ihre erſte Spur findet man in einer Verordnung Leopold's des Glorreichen von 1198: „Endlichen ſetzen und ordnen Wir, das 24 Burger, ſo in der Stadt die Fürtrefflichſte, Fürnehmſte und Taugentlichſte ſeyn und gefunden mögen werden, mit einem Aid bekräfftigen, daß ſie eine gute Ordnung wollen anſtellen und in Allem, was zur Ehr und Nutzen der Stadt geraichen möge, fleiſſiges Aufmerken haben und alſo, wie ſie es am beſten wiſſen mögen, den gemainen Nutzen trewlich helffen fördern. Und dieſe 4 und Zwainzige ſollen zur Erhaltung guter Policey und Ordnung in der Stadt offt und vielmal zuſammen kommen.“

Wie die Stadt an Bevölkerung zunahm, vermehrte ſich auch die Zahl der Stadtguardia. Die ſpäter unter dem Statthalter Graf von Jörger entſtandene Rumorwache hatte die Obliegenheit der heutigen Polizeiwache, und war ein ämtlich organiſirter Körper, während die Stadt-

guardia nur bei besondern Gelegenheiten fungirte.

Schon zu Ottokar's Zeit war die innere Stadt in Viertel eingetheilt, welches sich fort und fort als sehr geeignet zur Handhabung der öffentlichen Ordnung zeigte. Diese Eintheilung der Stadt ging in die Steuerbücher über und ist noch in Kraft beim Steueramt, im Grundbuch und in der polizeilichen Eintheilung.

Jedes Viertel wurde, als die Bevölkerung der Stadt bedeutend gestiegen war, in ein Jung- und in ein Alt-Viertel untergetheilt, und hiernach bildete die bewaffnete Bürgerschaft acht Compagnien. Die Vorstädte sind dem Steueramte und dem Grundbuche der Stadt noch immer nach den Stadtvierteln zugewiesen.

Vollständig organisirt wurde die Bürgermiliz erst bei der ersten türkischen Belagerung 1529. Schon damals wurde sie nach den vier Vierteln der innern Stadt in eben so viel Haufen (Compagnien) eingetheilt und diese nach den Vierteln Stuben-, Kärntner-, Widmer- und Schotten-Compagnie genannt.

Aus den Relationen dieser Belagerung ist zu ersehen, daß die Hauptleute Johann von Greißnek und Johann Hauser zwei Viertheile von der Bürgerschaft befehligten, die beim Schottenthor zu beiden Seiten aufgestellt waren; die übrigen Bürger aber waren unter dem Bürgermeister und Stadtrichter zur Feuerwache bestellt. Als die Gefahr vorüber war, kehrten die Bürger wieder zu ihren Handthirungen zurück.

Im J. 1683 bei der zweiten türkischen Belagerung wurden sie aufs Neue berufen und um vier Compagnien vermehrt, welche die Namen Jungstubner, Jungkärntner, Jungwidmer und Jungschotten erhielten. Die Bürgerschaft hatte damals schon ihre eigene Artillerie, eine Schützen-Compagnie und ein Cavallerie-Corps. Überdies entstanden noch verschiedene Freicorps, z. B. jenes der Studenten in großer Anzahl; die Wirthe stellten 350, die Fleischhauer und Bierbrauer 300, die Bäcker 155, die Schuhmacher 300, die Kaufleute und Niederleger 250 Mann, die alle mit gezogenen Röhren versehen waren.

In beiden Belagerungen leisteten die Bürger wichtige Dienste. Leopold I. gab ihnen daher nach dem Abzuge der Türken sechs Kanonen zum Geschenke, die in dem bürgerlichen Zeughause aufbewahrt, und bei besonderen Gelegenheiten gebraucht wurden.

Auch blieb die Bürgermiliz fortan stabil, nur wurde 1740 das Cavalleriecorps aufgelöst. Das zweite Bürger-Regiment, jenes der Schutzverwandten ohne Bürgerrecht (Decreter) entstand 1745, bei Gelegenheit als Franz I. und Maria Theresia von der Kaiserkrönung zu Frankfurt am Main zurückkamen.

In der Folge wurden in der Organisation der bewaffneten Bürgerschaft Reformen und Verbesserungen vorgenommen. 1760 erhielten die Offiziere des bürgerlichen Regimentes die Auszeichnung, militärische Auszeichnung (Porteepées, Epaulettes ꝛc.) tragen zu dürfen. Übrigens waren noch damals nicht sämmtliche bewaffnete Bürger, sondern nur die Ober- und Unteroffiziere, die Schützen und Artilleristen uniformirt, die Übrigen unterschieden sich blos durch die Federbüsche, die bei jeder Compagnie anders waren. Auch pflegte gewöhnlich nicht die ganze Bürgerschaft auszurücken, sondern es zogen blos das Schützencorps und die Artillerie, so wie die Unteroffiziere der acht Compagnien des ersten Regimentes aus.

Der ehrenvollste Wirkungskreis fiel für die Bürgermiliz in die Jahre der französischen Invasionen 1805 und 1809.

Im ersteren boten sich wieder die befugten oder schutzverwandten nicht

bürgerlichen Gewerbsleute freiwillig zum Dienſte an, und es wurde aus ihnen das zweite Regiment der Stadtmiliz gebildet. Auch fällt in dieſes Jahr die vollſtändige Uniformirung des Bürgermilitärs und die Entſtehung des Corps der Akademie der bildenden Künſte als bleibend, das ſchon 1740 und 1797 vorübergehend zuſammen getreten war. Ebenſo wurde das bürgerliche Artilleriecorps, ſo wie die erſte (blaue) und die zweite (grüne) Grenadierdiviſion, welchen ſich bald auch die bei dem zweiten (grauen) Regimente formirte dritte Grenadierdiviſion anſchloß, errichtet.

Höchſt ehrenvoll waren die von der Bürgerſchaft in den genannten zwei Epochen geleiſteten Dienſte, ſowohl durch Bewachung der von aller Garniſon entblößten Reſidenz, als auch, indem ſie die Ordnung aufrecht hielt, während die Hauptſtadt von den feindlichen Truppen beſetzt war.

Als die Stadt in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1809 beſchoſſen wurde, leiſteten ſie nicht nur auf den Wällen die wichtigſten Dienſte, ſondern die Cavallerie durchzog auch die ganze Nacht patrouillirend die Stadt, für Ordnung wachend. Ihre in dieſen bedrängten Zeiten an den Tag gelegte Thätigkeit erwarb ihnen ſelbſt die Anerkennung des Feindes.

1810 erhielt die Bürgerſchaft von dem Kaiſer Franz I. ſechs neue brenzene Kanonen zum Geſchenke, weil die Franzoſen die ihr von Leopold I. verehrten im J. 1809 weggeführt hatten.

Auch während des Krieges 1813—1814 verſah die Bürgermiliz den Garniſonsdienſt. Die eigentliche Beſtimmung und die Pflichten des Bürgermilitärs ſind, bei Feindesgefahr die Vaterſtadt inner den Linien zu vertheidigen, zur Aufrechthaltung der innern Ruhe beizutragen, und zur Verherrlichung öffentlicher Feierlichkeiten zu paradiren. Auch verſehen ſie bei allen Feierlichkeiten, welche die Stadt insbeſondere betreffen, die Wache. In Allem ſtehen die Bürgercorps unter der Leitung des Magiſtrates, deſſen Bürgermeiſter jedesmal Oberſt iſt. Bei Dienſtleiſtungen ſetzt ſich derſelbe mit dem General- und Platzkommando in das Einvernehmen. Jeder nach dem beſtehenden Reglement zum Bürger-Militärdienſte Berufene bleibt hierzu bis zum erreichten 60. Lebensjahre verpflichtet und muß auf Befehl des Kaiſers zum Garniſondienſte unter die Waffen treten, welche der Mannſchaft der Grenadier-Diviſionen, dann des 1. und 2. Regiments aus dem ſtädtiſchen Zeughauſe verabfolgt werden; die Uniformirung aber findet auf eigene Koſten Statt. Die übrigen Dienſtesauslagen werden aus ihrer Kaſſe beſtritten, zu welcher jedes Mitglied das vorgeſchriebene jährliche Contingent zu entrichten hat. Das Tragen der Uniform iſt nur im Dienſte geſtattet.

Der gegenwärtige Stand der Bürgermiliz iſt folgender:

1. Grenadier-Bataillon in drei Diviſionen; die erſte iſt blau uniformirt mit hochrothem, die zweite dunkelgrün mit hochrothem, die dritte mohrengrau mit himmelblauem Aufſchlag.

2. Erſtes Regiment, blau mit rothem Aufſchlag, acht Compagnien. Dieſem Regimente war bis im Anfange dieſes Jahrhunderts das ungariſche Corps zugetheilet, welches ſeine Nationalkleidung von rother, die Pelze aber von hellerer Farbe trug, und nur mit dem Säbel, ohne Obergewehr aufzog; die Borbirung der Uniform und der Hüte war Silber.

3. Artillerie-Bombardierscorps, dunkelblau, mit rothem Aufſchlag, ſechs Compagnien. Dieſes Corps hatte vorher auch Feuergewehre, ſeit 1791 aber, der Erbhuldigung Leopolds II., wurden dieſe abgeſchafft.

4. Das Scharfſchützencorps, welches auch den Titel: k. k. priv. ritterlich-bürgerliches Scharfſchüt-

zeneorps führt, dunkelgrün mit hellrothem Aufschlag, dreieckig gestülpte Hüte mit Gold und grünen Rosetten, eine goldene Schleife mit einem Jägerhorn, dann schwarzen Federbusch mit einer gelben Schwungfeder, in sechs Compagnien.

5. Corps der bildenden Künste, grün mit kirschrothem Aufschlag, in vier Compagnien.

6. Zweites Regiment, mohrengrau mit blauem Aufschlag, in acht Compagnien.

7. Cavalleriecorps, blau mit rothem Aufschlag und Helmen, in zwei Escadronen.

Der Stab des sämmtlichen Bürgermilitärs besteht aus einem Oberst, Oberstlieutenant, drei Majors, Quartiermeister mit Hauptmannsrang, Stabsadjutant mit Hauptmannsrang, Caplan und Stabsarzt.

Bürgerspitals-Gebäude (in der Stadt).

In das ausgestorbene Clarisserinnenkloster versetzte nach dem Abzug der Türken Ferdinand I. am 1. März 1530 das Armen- und Krankenspital der Bürger, welches bis dahin vor dem Kärntnerthore an der Wien, dort, wo noch vor einigen Jahrzehenden eine steinerne Säule sich erhob, stand, weil dieses Spital beim Anrücken der Feinde abgebrannt und ganz zerstört worden war, und dessen Schutt und Trümmer sie sich bei ihren Belagerungs-Operationen trefflich zu Nutzen gemacht hatten.

Über diese Schenkung des Clarisserinnenklosters an das Bürgerspital erließ der gedachte Fürst am 20. Dezember 1589 eine förmliche Urkunde, welche dieses Besitzthum des Bürgerspitals-Fondes gegen jede Anfechtung sicherte.

Durch Ankauf und Zubau mehrerer Nebenhäuser entstand aus diesem Kloster nach und nach das heutige Bürgerspitals-Gebäude, worin die alten und armen Bürger und Bürgerinnen Wiens, so wie die bedürftigen Bürgerssöhne und Bürgerstöchter bis 1784 untergebracht wurden, in welchem Jahre Joseph II. alle Pfründner in das Spital bei St. Marx übersetzte und den Befehl erließ, das riesige Pfründnerhaus in der Stadt in ein Zinshaus zum Besten des Bürgerspitals-Fondes umzuschaffen.

Das Bürgerspital ist das größte Zinshaus Wiens; es hat drei und zum Theil vier Stockwerke, 10 Höfe, 16 Stiegen und mehr als 200 Wohnungen. Da bei der 2. türkischen Belagerung die Grube zum Begraben der Todten auf der Freiung zu klein war, so wurde eine zweite im großen Hofe des Bürgerspitals eröffnet. Dieses bezeugte ein 1690 in dem dortigen alten Kloster-Kreuzgange der Clarisserinnen gesetzter Stein mit der Inschrift:

Als man sechzehen hundert Jahr
Drey und achzig geschrieben,
Und die unzehlig Türcken-Schaar
Wurd von Wien abgetrieben,
Gar viel von denen Leuthen seyndt,
In Grüfften da Begraben,
Welche wider so starken Feindt
Die Stadt verfechtet haben.
Wie sie als Christen Helden hier
Zeitlichen Todts gesterben,
Hat im Himmel ihr Seel dafür,
Die ewig Cron erworben.
Damit sie gleichwohl in der Welt,
Auch immerwehrend leben,
Ist dieser Stein hieher gestellt
Ihr Andenken zu geben. 1690.

In diesem Spitale wurden gegen 3000 arme Bürgersleute gut verpflegt. Die Anstalt hatte nebst der Apotheke für die Kranken auch ein großes Bräuhaus für die Gesunden und eine „curiöse Ochsenmühle," die von vier Ochsen getrieben wurde, deren zu diesem Ende 30 vorhanden waren.

Der Zinsertrag beläuft sich gegen 90000 Gulden C. M.

Man kann dieſes Gebäude Wien im Kleinen nennen und man ſagt, daß im Anfange dieſes Jahrhunderts darin ein Mann ſtarb, der das Territorium des Hauſes durch 25 Jahre nicht verlaſſen hatte und gleichwohl an keinem Tag vor dem ſpäten Abend nach Hauſe kam. Dieſer ſonderbare Mann war ſo verſeſſen auf die Lokalität ſeines Domicils, daß er auch ſeinen ganzen Umgang mit Menſchen auf Perſonen beſchränkte, die mit ihm unter einem Dache wohnten, daß er nur dort wohnende Gewerbsleute in Arbeit nahm, daß ihm der erſt kürzlich verſtummte Nachtwächterruf dieſes Hauſes die angenehmſte Serenade war, und daß er nur bedauerte, im Umkreiſe des Bürgerſpitals-Gemäuers nicht auch die letzte, ewige Wohnung finden zu können.

Sechs Eingänge führen wie ſechs Stadtthore von allen Himmelsgegenden in dieſes koloſſale Haus. Von der Kärntnerſtraße ein Fahrther, vom Spitalsplatz beim Hofoperntheater deren zwei, von dem Lobkowitz'ſchen Pallaſt gegenüber ebenfalls eines und in der Kloſtergaſſe eine einfache Thür und ein für Wagen geſperrtes Fahrthor.

Dieſe Seite des Bürgerſpital-Gebäudes ſtand vormals und zwar noch im J. 1547 nach Hirtzogi's Stadtplan mit der Kärntnerſtraße durch eine ſeitdem geſperrte Gaſſe in unmittelbarer Verbindung. Dieſe einſtige Gaſſe iſt noch von der Kärntnerſtraße erkennbar, da ſie neben dem fürſtlich Schwarzenbergiſchen Pallaſte der St. Johannescapelle gegenüber nur durch ein Thor vermauert iſt und heute ihrer ganzen Länge nach den hinteren Hof des gedachten fürſtlichen Hauſes bildet.

Sowohl das alte, bei der erſten türkiſchen Belagerung zerſtörte Bürgerſpital vor dem Kärntnerthore diesſeits, als ein noch älteres jenſeits der Wien, welches in der Gegend der Paniglgaſſe lag, waren urſprünglich dem heiligen Geiſte gewidmet und wurden nach ihm auch genannt, weil er vorzugsweiſe für den Patron der Armen und Bedrängten galt.

Dieſe alte fromme Erinnerung lebt noch in den Firmen der Bürgerſpitalsapotheke und des dortigen Gaſthauſes zum heiligen Geiſt fort. So erfreulich dieſe Reminiscenz immer ſein mag, ſo will uns deren Anwendung bei dem letzten Objekte nicht zuſagen; wir beſcheiden uns dabei durch die Bemerkung, es handle ſich hier um ein uraltes Herkommen, wo man mehr den Eingebungen des Gemüthes als den Einſichten des Verſtandes Folge leiſtete.

Die Lage des Bürgerſpitals dürfte eine der günſtigſten der Stadt ſein. In der Nähe der Hofburg und der zwei Stadtſchauſpielhäuſer, umringt von ſehr belebten Straßen und Plätzen, bildet dieſes in ſich abgeſchloſſene Gebäude gleichſam eine Oaſe im Gewirre und Getöſe des großſtädtiſchen Treibens; eine Ruhe und Stille, die nur in den Theaterſtunden gegen die Seite der Auguſtinerbaſtei unterbrochen wird.

Dieſe wohlthuende, an die ehemalige Klauſur der Clariſſerinnen mahnende Abgeſchiedenheit mitten im wilden Leben der Reſidenz, trägt nicht wenig bei, das Leben in dieſem Stadttheile angenehm zu machen.

So ruhig war aber vormals die nächſte Nachbarſchaft dieſes Gebäudes nicht. Denn zur Zeit, als der Spitalplatz noch der Schweinmarkt hieß, war er es in doppelter Beziehung; es wurden nämlich hier die Schweine in der That feil geboten und da man es zu jener Zeit mit der Reinlichkeit der öffentlichen Plätze nicht genau nahm, ſo ſetzten ſich die Spuren und Merkmale dieſes unſaubern Verkehrs von einem Markttage zum andern fort, wodurch die ganze Umgebung mehr einer Pfütze als einem öffentlichen Platze glich.

Dieſer Markt hatte aber nebſt dieſer unreinen auch eine traurige Beſtimmung, da er ein Richtplatz für zum Tode verurtheilte Verbrecher war, woran es nach der

alten blutigen Halsgerichtsordnung nicht gebrach.

Bürger-Verſorgungs-Anſtalt zu St. Marx.

Das Jahr, in welchem dieſes unter dem Namen Bürgerſpital von jeher bekannte Inſtitut errichtet wurde, iſt unbekannt; aus einer vorhandenen Urkunde vom Jahre 1318 iſt jedoch zu erſehen, daß es damals ſchon beſtand. Gerard, ein Geiſtlicher und Arzt, Pfarrer zu Felling an der Prieſling, Kaplan Leopold's des Glorreichen, ſtiftete in Wien ein Hoſpital zum heiligen Geiſt, weil dieſer vorzugsweiſe als Vater der Armen galt.

Die Gegend zwiſchen der heutigen Carlskirche und der Panigl- (früher Plänkler-) Gaſſe war der Ort dieſer, in der erſten türkiſchen Belagerung (1529) der Erde gleichgemachten Zufluchtsſtätte der Armuth und des Troſtes. Später erhob ſich auch diesſeits der Wien, außer dem Kärntnerthore, in der Gegend der vor zwei Jahrzehenden verſchwundenen ſteinernen Säule, ein anderes, durch die Wohlthätigkeit mehrerer Wiener Bürger um 1256 gegründetes Hoſpital, auch zum heiligen Geiſt, das damals ebenfalls zerſtört, aber 1330 in die Stadt, nächſt dem Kärntnerthore, in das Frauenkloſter überſetzt wurde, und welches der Urſprung des heutigen Bürgerſpitals-Gebäudes in der Stadt iſt.

Nach einigen Jahren gab Clemens IV. den Wohlthätern dieſer Stiftung Ablaß; ſie zählte achtzig Jahre ſpäter ſchon über 600 Arme und übertraf alle anderen Deutſchlands.

Der Stiftungsbrief und die erſten Begabungsurkunden gingen wahrſcheinlich 1462 zu Grund, als Friedrich III. mit ſeinem Kriegsvolke in der Gegend von St. Marx Halt machen und durch vier Tage unter Zelten verweilen mußte, bis ihm die Wiener die Stadtthore öffneten, oder als König Mathias von Ungarn von dieſer Gegend aus zur Belagerung der Stadt Wien heranrückte.

Mit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts erhob ſich dieſes Spital durch die Sorgfalt des Magiſtrates und durch milde Stiftungen immer mehr und mehr. Im J. 1586 wurde es durch den Magiſtratsrath Sebaſtian Wilfing mit einem Seitengebäude vermehrt, welches Ulrich Hakhl, Abt zu Zwettel, im Jahre 1600 vergrößern ließ.

Durch Wohlthäter wurde auch 1626 der Bau des Thurmes, welcher vor der Kirche ſteht, deren Daſein ſchon in das 13. Jahrhundert fällt, begonnen.

Im J. 1780 wurden hier ſchon 200 Kranke verpflegt und die Einkünfte beliefen ſich auf 25,000 Gulden.

Im J. 1800 fanden 300 alte Bürger und Bürgerinnen, für welche allein es beſtimmt iſt, darin ihre Verſorgung.

Zeitereigniſſe und verſchiedene andere Umſtände hatten aber in dieſem Jahre dieſe ſonſt ſo reich dotirte Anſtalt ſo heruntergebracht, daß ihre Exiſtenz in Frage ſtand. Kaiſer Franz I. erließ unterm 9. September 1800 daher eine Aufforderung an die Bürger Wiens, ihre alten und verarmten Mitbürger und Mitbürgerinnen kräftig zu unterſtützen, weil durch einen Zuſammenfluß widriger Ereigniſſe das Verſorgungshaus zu St. Marx ſeiner Auflöſung nahe ſei.

Der Kaiſer löſte die bis dahin beſtandene Verwaltung unter einem Hofkommiſſäre auf und ſchuf dafür die noch beſtehende Bürgerſpitals-Kommiſſion. Dieſe väterliche Sorgfalt bewahrt eine über dem marmornen Haupteingange des Spitals angebrachte Aufſchrift der Nachwelt auf, ſie lautet:

„Franz II. hat im Jahre 1800 den Bürgern Wiens die Obſorge über ihre bedrängten Brüder mit anvertraut.“

Dermalen werden aus dem Bürgerſpitals-Fonde über 700 Bürger und Bürgerinnen außer dem Verſorgungshauſe und 400 in ſeinen Mauern verpflegt. An ſonſtigen Denkwürdigkeiten bietet uns das St. Marxer-Spital folgende dar

Zur Zeit der erſten türkiſchen Belagerung, am 23. September 1529 ſprengte eine wilde Horde Ungläubiger bis zum Spitale, und da ſie dort keine Beute fanden, auch nur 10 Mann kaiſerlicher Reiter, die zu kühn den Feind verfolgten, durch Übermacht gefangen nehmen konnten, ſo ſchnitten ſie in kannibaliſcher Wuth 14 Kranken, die ihres höchſt leidenden Zuſtandes wegen nicht mit den übrigen Inſaſſen des Spitals in die Stadt in Sicherheit gebracht werden konnten, die Köpfe ab und ſteckten ſechs davon auf Stangen, welche die gefangenen kaiſerlichen Reiter dem Sultan als Siegeszeichen ins Lager tragen mußten.

Den 16. September 1659 kam ein merkwürdiger Vergleich zu Stande, durch welchen ein mehr als hundertjähriger Prozeß zwiſchen dem Stifte Kloſterneuburg und dem Wiener-Bürgerſpitale und Stadtrath, in Betreff des Eigenthums einiger Auen im Werd (Leopoldſtadt) beendigt wurde. Die Stadt hatte nämlich im Werd die ſogenannte Rohrſchütt, den Langgrund, den Grabſtein (auch von dieſem Prozeſſe Streitgut genannt), und die Ringelſee-Au ſich angeeignet, und ſowohl den Fiſchfang als die niedere Jagd und den Holzſchlag durch mehrere Jahre darin ausgeübt, worüber von Seite des Stiftes Klage geführt wurde und ein hundertjähriger Rechtsſtreit entſtand. Endlich wurde das Eigenthumsrecht dem Stifte zuerkannt und für die demſelben entgangene Nutzung ſollte das Bürgerſpital eine höchſt bedeutende Entſchädigung entrichten. Am oben genannten Tage wurde jedoch der Vergleich geſchloſſen, laut welchem das Stift in der Rückſicht »der hohen Noth und Dürftigkeit des Armenhauſes und Bürgerſpitals, dann der vom Lande darin unterhalten werdenden Armen und der Kranken, welche erhalten werden müſſen,« aus Mitleid auf ſein ſtrenges Recht verzichtete und zum Beſten der Armen ſich mit einer Entſchädigungsſumme von 12,300 Gulden zu begnügen erklärte.

Den 16. Juli 1712 wurde Johann Gnadenberger, Hauptmann des kaiſerl. Infanterie-Regimentes Markgraf von Baireuth, im 41. Jahre ſeines Alters zwiſchen St. Marx und Simmering von einem unbekannten Mörder erſtochen. Der von ſeiner Gattin ihm geſetzte Grabſtein befindet ſich an der Kirche des Bürgerſpitals zu St. Marr, und hat folgende Verſe:

„Was du nach meinem Tod, o Mann,
Zum Gedächtniß mir hätteſt gethan,
Verricht' ich dir mit Schmerzen.
Wenn dieſer Tauſch zu wünſchen wär,
Daß lebteſt du, und ich nicht mehr —
Vergönnt ich dir's vom Herzen.

Weil aber Gott nach ſeinem Rath
Das Urtheil ſo gefället hat,
Und dich von mir genommen,
So laſſ' er uns an einen Ort,
Die Leiber hier, die Seelen dort,
Fröhlich zuſammenkommen.“

Der Zweck dieſer großartigen Anſtalt iſt noch heute: verarmte und kränkliche Bürger und Bürgerinnen, Bürgersſöhne und Töchter, die zur Arbeit unfähig ſind und keine Unterſtützung haben, lebenslänglich zu verpflegen.

Die Pfründner ſind in dem einſtockigen Gebäude in 45 Zimmern untergebracht, welche eigene Namen zu Ehren eines Heiligen oder eines Wohlthäters der Anſtalt haben. Überdieß befinden ſich im Hauſe ein großes Arbeitszimmer für die Pfründner, die Kanzlei, Wohnungen für das Kanzleiperſonal, den Beneficiaten, eine eigene Hausapotheke, eine Badeanſtalt, wo täglich 60 Bäder bereitet werden können, eine eigene Kirche, ein großer mit ſchattigen

Bäumen bepflanzter Hof, in welchem ſich die verpachtete Bräuerei befindet, und ein Garten zur Erholung der Pfründner. Die lichten und hohen Zimmer ſind eingetheilt zur Aufnahme für Geſunde, Halbkranke, gänzlich Kranke und Defecten (Blinde und Lahme). Die Betten ſtehen in angemeſſener Entfernung, zwiſchen denſelben ein Käſtchen und ein Seſſel.

Das Vermögen der Anſtalt beſteht an Realitäten (Zins-, Bräu- und Wirthshäuſern, Wäldern, Grundſtücken, Gefällen, Jurisdictionen) in 2,300,000 fl., — an öffentlichen Staatspapieren bei 680,000 fl., zuſammen 2,980,000 fl., und ſie bezieht ſowohl hievon als durch Legate, Beiträge u. ſ. w. einen Brutto-Geſammtbetrag jährlich von ungefähr 400,000 fl. Die Vermögens-Gebahrung iſt unter der Leitung der Bürgerſpitals-Wirthſchafts-Commiſſion. Die unmittelbare Aufſicht und Leitung des Bürgerſpitals iſt dem Verwalter übertragen. Zur Seelſorge iſt ein Beneficiat und zur Heilung der Erkrankten ein Doktor der Medicin und ein Wundarzt angeſtellt.

Die außer dem Hauſe betheilten Bürgerſpitalspfründner, deren Stand ſich auf beiläufig 900 Köpfe beläuft, erhalten täglich 5 Kreuzer C. M. Nebſt dieſen werden bei dem großen Andrange verarmter Bürger und deren Gattinnen auch mehrere auf Rechnung des Bürgerſpitalfondes in den hieſigen, jetzt magiſtratiſchen Verſorgungshäuſern untergebracht und verpflegt.

Die Tagesordnung iſt: Um 6 Uhr Morgens ſtehen die Pfründner auf, richten ihre Betten zurecht und nachdem ſie ſich angekleidet haben, wird das Gebet verrichtet, wornach das Frühſtück folgt. Um 8 Uhr Morgens iſt die allgem. Ordination, nach welcher ſich der Arzt in die Kranken- und Defizientenzimmer begibt.

In der Hauscapelle wird täglich Vormittags die Meſſe geleſen und Nachmittags der Segen ertheilt. An Sonn- und Feiertagen wird eine Predigt gehalten.

Das jährliche Reſtaurations- und Dankfeſt, welches aus Anlaß der Reſolution des höchſtſeligen Kaiſers Franz I. vom Jahre 1800, welche dieſer Verſorgungsanſtalt ihren Fortbeſtand geſichert hatte, alljährlich gefeiert wird, findet jährlich am Sonntage nach Anna ſtatt.

Burggraf (Der verwünſchte) zu Elbogen.

Auf dem alterthümlichen Rathhauſe der Stadt Elbogen in Böhmen zeigt man den Beſuchern einen kleinen Reſt von der unter dem abenteuerlichen Namen des verwünſchten Burggrafen bekannten Meteormaſſe, deren ganzes Gewicht 191 Pfund betrug, und von welcher der größere Theil von etwa 150 Pfund ſich in dem k. k. Mineralien-Cabinete in Wien und ein kleinerer Theil in dem Muſeum zu Prag befindet.

Die Volksſage erzählt über die Entſtehung dieſes ungemein merkwürdigen Meteors Folgendes: Einer von den königlichen Burggrafen, welche zu Elbogen ihren Sitz hatten, verwaltete ſein Amt mit ungemeiner Härte und wurde daher allgemein gehaßt und gefürchtet. Als er eines Tages, — es war gerade ein Sonntag, — den frohnpflichtigen Einwohnern, des Feſttages ungeachtet, mit der Schloßglocke das gewöhnliche Zeichen zum Frohndienſte gab, wurde er dieſer Gottloſigkeit zur Strafe vom Blitze ſo getroffen, daß er und die Glocke in jene Maſſe zuſammen ſchmolz. Nach dem Glauben des Volkes iſt dieſe Maſſe bald leicht und bald ſchwer, je nachdem ſie von einem Unſchuldigen oder von einem Sündhaften angefaßt wird.

Auch legte man dieſem verwünſchten Burggrafen die fernere, nicht weniger abenteuerliche Eigenſchaft bei, daß er, wohin immer gelegt, ſtets wieder an ſeiner frühe-

ren Stelle und zwar in einem Gewölbe des Schlosses, zum Vorscheine kam.

Burghuber.

Dieser Vater aller Kasperle und Jackerle starb zu Wien 1795 im 52. Jahre. Er war seiner Zeit und besonders in jüngern Jahren der erste Lustigmacher, und der Gegenstand des schallendsten Gelächters nicht nur auf, sondern auch außer der Bühne, wozu schon seine komische, dicke und kurze Figur die nächste Veranlassung gab. Er galt für einen wahren Schatz der herumwandelnden Prinzipale der Extemporir-Theater, denn Einer suchte dem Andern ihn wegzukapern, um bei jeder augenblicklichen Geldnoth einen Helfer, was er immer war, sich zu erwerben.

So geschah es, daß der Tausendkünstler oft drei- bis viermal in einem Jahre sein Engagement wechselte, nebenbei war er ein unmäßiger Trinker, besonders von Bier, und trotz seiner, für die damalige Zeit beträchtlichen Gage, fast immer ohne Geld. Der Vater der Jackerle wird er deswegen genannt, weil er diesen Charakter, wenn man ihn so nennen darf, wirklich schuf. Denn nachdem nach und nach einige Kasperle neben ihm aufwuchsen, die sich meistentheils nach ihm gebildet hatten und ihn oft in ihrem Wesen zu übertreffen schienen, bildete er sich diesen neuen Charakter unter dem Namen: Jackerl, in welchem er mehr Albernheit und österreichische Bauerneinfalt legte, als eigentlich in dem des Kasperl liegt. Dieser nämlich ist ein Gemisch von Hanswurst, Scapin, Crispin und Arlequin; B—s Jackerl aber glich mehr der Plumpheit des Pierrot und Brighella.

Burkersdorf (Purkersdorf)

ist ein ansehnliches Dorf mit einem alten landesfürstlichen Schlosse und gehört mit der gleichnamigen Herrschaft dem k. k. Waldamte. Es liegt an der Einmündung des Gablitzbaches in die Wien, ist die erste Poststation an der Linzer Hauptstraße und deßhalb ungemein lebhaft.

Die Pfarrkirche ist als ein besonderer Wallfahrtsort bekannt, und das vom Freiherrn von Führenberg erbaute Posthaus wird zu den schönsten des Landes gezählt. Sehenswerth ist auch der Sommerpallast und der große schöne Garten des Landgrafen von Fürstenberg.

In der Charwoche des Jahres 1408 fiel hier eine Begebenheit vor, die angeführt zu werden verdient. Bei den Unruhen, welche wegen der Vormundschaft des jungen Herzogs Albert V. in Österreich herrschten, wurde zu ihrer Beilegung am Palmsonntag ein Landtag zu St. Pölten gehalten, wozu die Stände und Städte Abgeordnete schickten. Als die Wiener Deputirten zurückkehrten, wurden sie bei Burkersdorf von einer starken Gegenpartei angegriffen. Conrad Vorlauf, Bürgermeister von Wien, ein diensterfahrener und in den Waffen geübter Mann, Rudolph Angerfelder, Stephan Poll, Johann Rock, Niklas Unterhimmel, Conrad Rampersdorfer und andere wurden gefangen und der Rathsherr Niklas Flußart niedergemacht.

Am 11. Juli ließ sie Herzog Leopold, einer von den Mitbewerbern um die Regentschaft, auf dem Schweinmarkt zu Wien (Spitalplatz) enthaupten. Als der Scharfrichter den alten Rampersdorfer zuerst vornehmen wollte, sagte der Bürgermeister Vorlauf: „Ich bin euer Rathgeber, Führer und Vorläufer für die Rechte unseres rechtmäßigen Herzogs gewesen, wofür wir den Tod nicht verdienet haben; da es aber doch mit uns so weit gekommen ist, so geziemt es sich auch, daß ich mich zuerst aufopfere und Euch, wie mein Name lautet, auch im Tode vorlaufe.“ —

Diese Begebenheit ist bei St. Stephan neben dem Grabe des Kaisers Friedrich

auf einem rothen Marmorsteine beim Altar des h. Johannes von Kent in Versen eingegraben. Die Geschichte hat auch die Namen der vorzüglichsten jener räuberischen Gesellen aufbehalten; sie heißen: Hans der Laun, Burkhard Truchzeß, Stephan Serbegk, Merten der Jud, Hans und Thomas die Neudecker, Hans Freitl, Ehart Mucharat, Wilhelm Feuerschüz und Abel Traunsdorfer. Vorlauf allein leistete ritterlichen Widerstand und führte solche Streiche, daß, hätten sich alle Begleiter wie er gehalten, die Übermacht der Raubritter fruchtlos geblieben wäre.

Im J. 1709 befestigte eine Müllerin an einem Weidenbaume bei Burkersdorf ein Marienbild, welches sie mit einem hölzernen Schirmdache schüzte. Dieses Bild wurde Anfangs nur von Vorübergehenden verehrt. Nach der Pest von 1713, in welcher Burkersdorf von 113 Menschen 94 verloren hatte, betete die Tochter der Müllerin, die ihre Erhaltung während der Pestzeit dem frommen Vertrauen zu diesem Bilde zuschrieb, alle Samstage mit ihren Hausleuten einen Rosenkranz vor demselben, an welchem bald die ganze Gemeinde und auch zufällig die anwesenden Fremden Theil nahmen.

Eine bei dem Bilde angebrachte Büchse erhielt in Kurzem bei 200 fl., welche die Vorübergehenden hineingelegt hatten. Von diesem Gelde und dem seinigen ließ Joh. Maier, Obervater des Bürgerspitals zu Wien, eine hölzerne Capelle neben dem Weidenbaume errichten und das Bild hineinhängen, worauf der Zulauf des Volkes sich sehr vergrößerte. Zwar befahl das Consistorium, die ohne seine Einwilligung erbaute Capelle zu schließen, und gab das Bild dem landesfürstlichen Förster in Burkersdorf zur Verwahrung; aber die Gemeinde, an deren Spize der Dorfmüller Joh. Denkh trat, erhielt im J. 1721 die Erlaubniß, das Marienbild wieder zur öffentlichen Verehrung in der Capelle aufzustellen, die nun in eine steinerne verwandelt, geweiht, und mit der Erlaubniß, Messe darin zu lesen, versehen wurde, und zu deren fortdauernder Erhaltung derselbe Müller ein Capital von 400 fl. widmete.

Die Zahl der Wallfahrer nahm nun in dem Maße zu, daß sie die Capelle bald nicht mehr fassen konnte. Das Bild wurde daher im J. 1729 in die Pfarrkirche zu Burkersdorf übertragen, und hier auf dem Hochaltare zur Verehrung ausgestellt. Auch hieher erhielt sich der Andrang der Gläubigen, wie es fromme Stiftungen beurkunden.

Burleske (Die)

auf dem Theater in Wien ist eng mit der ersten Geschichte des hiesigen Schauspielwesens verbunden und besonders des Kampfes wegen merkwürdig, welche sie mit dem geregelten Drama durch lange Jahre geführt hat.

Das Jahr 1708 muß als dasjenige bezeichnet werden, in welchem das deutsche Schauspiel in Wien bleibend eingeführt wurde. Früher spielten hier bloß reisende Gesellschaften von Comödianten, wie sie damals genannt wurden, und Marionettenspieler, die beide nur zur Zeit der gewöhnlichen Jahrmärkte zum Vorschein kamen und ihre Vorstellungen in einfachen Hütten oder geräumigen Häuserhöfen zum Besten gaben.

Damals bestand aber bereits ein eigenes italienisches Theater im Ballhause am Franziskanerplaze, welches mehrere Gesellschaften nach einander besaßen. Der gute Erfolg dieser Südländer unter der Leitung der Herrn Calderoni, Sebastien, Scio und Ristori war die Veranlassung, daß auch eine Truppe deutscher Schauspieler es endlich wagte, in dem alten Ballhause, welches sich damals in der Teinfaltstraße befand, deutsche Comödien zur Vorstellung zu bringen.

Um diese Zeit ließ der Magistrat für die italienische Gesellschaft des Ristori nächst dem Kärntnerthore, dort wo heute das große Opernhaus sich erhebt, auf dem damaligen Steinmetzplatze, einen Saal bauen; da aber Ristori's Truppe bald darauf auseinander ging, so nahmen die deutschen Schauspieler 1712 Besitz von der neuen Schaubühne, welche sie jedoch 1718 mit der italienischen Gesellschaft des Ferdinand Danese theilen mußten, mit welcher sie dann wechselweise Vorstellungen gaben.

Dem Joseph Stranitzky, in den Annalen der Bühnenwelt als der erste berüchtigt, der den Charakter des Hanswurst's in Wien auf die Bühne brachte, kann jedoch das Verdienst nicht versagt werden, daß er auch zu jenen gehört, die das deutsche Schauspiel in Wien überhaupt festsetzten. Nach dem Absterben seiner Mitgesellschafter blieb er bis 1728 der alleinige Chef der deutschen Gesellschaft.

Nach seinem im genannten Jahre erfolgten Tode übernahmen Borosini und Sellier die Direktion dieses Theaters mit einem zwanzigjährigen Privilegium. Diese brachten nach und nach kleine Singspiele und italienische Opern zur Aufführung, welche aber nicht mehr im Schauspielhause nächst dem Kärntnerthore, sondern abwechselnd mit der deutschen Comödie in dem Ballhause am Franziskanerplatze gegeben wurden.

Im Jahre 1737 wurden die deutschen Schauspieler nach Mannersdorf berufen, um vor dem Hof zu spielen, und sie fanden dort so vielen Beifall, daß sie von da an durch einige Jahre in der k. k. Hofburg, in dem sogenannten spanischen Saale, ihre Vorstellungen geben durften.

Im J. 1741 fällt die Erbauung des heutigen Burgtheaters. Es wurde an der Stelle des vorigen Hof-Ballhauses errichtet, welches auf den heutigen Ballhausplatz, hinter der Schauflergasse, verlegt wurde, wo es sich noch befindet. Auf diesem neuen Burg- oder Hoftheater spielte die deutsche Gesellschaft wechselweise mit jener des Kärntnerthores unter Sellier's Direktion.

Nach Ablauf des besagten zwanzigjährigen Privilegiums erhielt Freiherr von Lopresti nebst der italienischen auch die deutsche Schaubühne. Da er 1752 beide Theater aufgab, so verlieh Maria Theresia dem Magistrate die Aufsicht über die Schaubühnen, gestattete demselben, einige Commissärs dazu zu wählen, und übertrug dem Grafen Franz von Esterhazy und dem Grafen Jakob von Durazzo, zwei Cavalieren des Hofes, die Oberaufsicht.

Die Stadt trug hierauf die Theaterverwaltung dem Herrn Leopold von Ghelen auf. Zugleich wurde von der großmüthigen Fürstin eine bedeutende Summe angewiesen, um die Schauspiele mit der gehörigen Pracht ausstatten zu können, und sie befahl der Stadt den Schaden, den sie etwa durch diese Unternehmung erleiden würde, zu ersetzen.

Im Juni 1754 wurde dem Grafen Durazzo allein die Besorgung des Schauspielwesens übergeben. Da der Graf aber 1764 als kaiserlicher Bothschafter nach Venedig gesandt wurde, so erhielt Graf Joh. Wenzel von Spork das General-Direktorium der Bühne, und unter ihm nahm die Verbesserung des Geschmackes und die Veredlung der Schaubühne ihren Anfang.

Unter allen vorigen Direktionen war die deutsche Schaubühne aus keinem andern Gesichtspunkte betrachtet worden, als das Zwerchfell der Zuschauer zu erschüttern. Über die Art, wie dieses zu geschehen habe, war man ganz gleichgiltig. Darum herrschten die Farce und das Extemporiren mit Allgewalt auf den Bretern, und die wenigen besseren Stücke, die dann und wann auf den Vorschlag einiger feiner fühlenden Mit-

glieder des Theaters zur Vorstellung kamen, waren um so weniger vermögend, die Hanswurstiaden zu verdrängen, als man sie auf die schlechtesten Tage setzte, und an Sonn- und Feiertagen durchaus nicht geben wollte.

Um diese Zeit erhob sich auch die laute Stimme der Critik zu Gunsten des regelmäßigen Schauspiels. Die ersten Schriftsteller der Hauptstadt, Wechtler, Quandt, Engelschall, Riegger, Petrasch, Klemm, Herrl u. A. machten theils in eigenen Broschüren, theils in Wochenblättern zweckmäßige Vorschläge zu einer, den guten Sitten und dem guten Geschmacke angemessenen Schaubühne. Diese Bemühungen waren jedoch noch nicht im Stande, die Vorstände der Bühne von dem Wahne abzubringen, die Abschaffung der Posse und die Verfeinerung des guten Geschmacks sei nichts als ein frommer Wunsch, und eine Chimäre der Gelehrten.

In diesem Zusammenstoße des Schlendrians mit der theatralischen Besserung übergab der Hof 1766 das deutsche Schauspiel dem Herrn Hilverding von Wewen. Dieser verdienstvolle Mann, der nur eine Bühne zu leiten hatte, schickte nach dem Wunsche patriotischer Theaterfreunde, den Theatersecretär Klemm nach Leipzig, um die deutschen Dichter aufzufordern, deutsche Originalwerke gegen anständige Bezahlung zu liefern. Auf diese Art wollte er die Burleske nach und nach ganz beseitigen und dem geregelten Schauspiele die Herrschaft der Bühne verschaffen.

Eine mächtige Unterstützung fand Hilverding an dem berühmten Herrn v. Sonnenfels, der in dem Wochenblatte: „Der Mann ohne Vorurtheil," seine Stimme mit Kraft vernehmen ließ. Er zeigte den großen Einfluß, den die Bühne auf die Sitten ausübe, griff zuerst die Hexen- und Zauberstücke an und bewies mit vieler Beredtsamkeit die Sätze, „daß eine gesittete Schaubühne keine Grille; — daß eine solche Schaubühne einer strengen Censur unterworfen sein müsse; daß die Censur nicht bloß auf die Fabel, sondern auch auf den Dialog des Stückes erstreckt werden soll und daß folglich die extemporirten Stücke nicht geduldet werden können."

Sehr zur Unzeit übernahm unter diesen Verhältnissen den 16. Mai 1767 ein Ausländer, der Oberstlieutenat von Affligio, die Leitung des Theaters, der durch großsprecherische Verheißungen die Inhaber desselben, die Herren von Häring, Schwarzleutner, Kurländer und Hilverding zu verdrängen wußte.

Ohne Kenntniß der deutschen Sprache und keineswegs gesonnen, etwas zur Verbesserung des Nationalgeschmacks zu thun, überließ er sich, wie ein Blinder, fremder Führung. Indessen hatte es Affligio nicht mehr mit dem vorigen Publikum zu thun, dessen einziger Abgott der Hanswurst war. Die Burleske war bereits bis zur Hälfte von der Bühne verbannt und die guten Stücke, deren man wöchentlich schon zwei gab, wurden nicht selten stärker als jene besucht. Auch die Schauspieler selbst waren schon von einem besseren Geiste beseelt, und sie waren beinahe alle bereit, der Bequemlichkeit des Extemporirens gegen die Ehre, gute Schauspieler genannt zu werden, auf immer Valet zu sagen.

Ein großer Vorschritt zum Besten geschah zur Osterzeit 1769; denn bei der Eröffnung der Schaubühne wurde, nach dem Tode Prehausers, des letzten hiesigen Repräsentanten der Burleske, die ganze Gesellschaft unter sich einig, in keinen andern, als in regelmäßigen Stücken mehr aufzutreten; sie faßten den förmlichen Entschluß, sich nicht mehr zu unanständigen Werkzeugen des niedrigsten Pöbelwitzes und schamloser Zoten gebrauchen zu lassen.

Wir können den Gliedern eines so ehrenvollen Bundes die Genugthuung nicht ver-

sagen, hier namentlich aufgeführt zu werden. Die deutsche Bühne bestand damals aus den Herren: Heydrich, Jaquet, Stephani dem älteren und dem jüngeren, Preinfalk, Müller, Gottlieb, Steigentesch, Weiner und Reichard, und aus den Frauen: Huber, Jaquet (Tochter), Gottlieb, Brockmann und Teutscher.

Allein alle diese Bestrebungen wären nicht vermögend gewesen, der guten Sache den Sieg zu verschaffen, wenn nicht der durch ästhetische Bildung ausgezeichnete Freiherr von Bender gleichzeitig die Leitung des deutschen Theaters allein übernommen hätte. Er ermunterte die Schauspieler in ihrem schönen Vorsatze und sprach sich unverhohlen dafür aus, daß die Possenspiele ganz von der Bühne verdrängt werden sollen.

Von nun an hörte das extemporirte Theater ganz auf und alle Bemühungen, es wieder einzuführen, blieben erfolglos.

Der Freiherr von Bender übertrug Herrn Franz Heufeld die Aufsicht der Bühne, der ganz in die Ideen des Freiherrn einging. Es wurden keine Kosten gespart, um ein glänzendes Kostüm und schöne Theaterverzierungen anzuschaffen; alle Wochen kam ein neues Schauspiel zur Darstellung und um eine neue Abwechslung in den scenischen Productionen zu erhalten, wurde der berühmte Noverre als Balletmeister angestellt.

Dieser heitere Himmel des Schauspiels verdüsterte sich jedoch bald durch die Entfernung des Freiherrn von Bender, der sich auf Reisen begeben mußte, wodurch das deutsche Theater an Hrn. Affligio zurückfiel. Dieser Mann bot mit seinen Associés Alles auf, den mühsam aufgeführten Bau seines Vorgängers zu untergraben, indem sie behaupteten, nur die Farce könne ihnen täglich volle Häuser verschaffen. Die Erfahrung widerlegte jedoch diese Behauptung und sie bewies auch, daß das Gute im Geiste des Publikums schon zu tiefe Wurzel gefaßt hatte, um einen Rückfall besorgen zu können.

Den ersten Versuch, das Extemporiren wieder empor zu bringen, wagte Affligio gegen Ende 1769, als die sogenannte Badnertruppe, welche in der Leopoldstadt zu spielen die Erlaubniß hatte, auf dem k. k. Theater nächst dem Kärntnerthore ihre Possen aufführen wollte, wozu schon Alles festgesetzt war. Die deutsche Schauspielergesellschaft durchblickte die dieser Maßregel zum Grunde liegende geheime Absicht, welche darin bestand, sie zu entlassen und die Bühne wieder wandernden Truppen mit der Harlekinsjacke einzuräumen.

Um diesen Entwurf zu vereiteln, entwarf der Schauspieler Stephani der Ältere eine schriftliche Vorstellung über die Entwürdigung der Bühne, welche die ganze Gesellschaft unterzeichnete und die dem Grafen von Spork und von diesem und dem Herrn von Sonnenfels der Kaiserin Maria Theresia übergeben wurde und zur Folge hatte, „daß allen fremden Schauspielertruppen die Erlaubniß, auf dem kaiserlichen Theater zu spielen und das Extemporiren überhaupt förmlich untersagt wurde.“

Nach wenigen Monaten geschah ein zweiter Versuch zu Gunsten des leidigen Hanswurst und seiner Consorten, und zwar ein Versuch, der dem guten Geschmacke weit gefährlicher hätte werden können. Der vielbekannte Bernardon erschien in Wien, wie ein Deus ex machina. Herr von Affligio versprach sich von diesem Manne, dessen Stücke 30 Vorstellungen nach einander erlebt hatten, was damals eine unerhörte Sache war, goldene Berge und dieser bestärkte ihn in seinen Hoffnungen, wenn man ihn frei schalten und walten lasse, d. h. wenn man dem Hanswurst wieder ein freies Feld einräumen wolle.

Dem guten Bernardon stand jedoch

das Verbot des Extemporirens im Wege; man ſann daher auf Mittel, es aufheben zu machen. Affligio übergab eine Vorſtellung, welcher er ein Verzeichniß der regelmäßigen Stücke, die er gegeben hatte, mit einer Nachweiſung beifügte, daß ſie dem Publikum nicht gefielen. Er ſchloß mit der Bitte, wieder extemporirte Stücke und Maſchinen-Komödien, welche er benannte, aufführen zu dürfen.

Das Anſuchen wurde ihnen jedoch den 11. Jänner 1770 abgeſchlagen. Der Staatsrath, Freiherr von Gebler, ein Verehrer der Wiſſenſchaften, beförderte durch ſeinen gründlichen Vortrag weſentlich das Aufblühen der Nationalbühne. Die Kaiſerin ließ neuerdings das leidige Extemporiren auf allen hieſigen Theatern unterſagen und gab den 15. März desſelben Jahres der Theater-Cenſur eine Verfaſſung, durch welche jede Unanſtändigkeit auf ewig von der Bühne verbannt wurde.

Bernardon trat nun zwar auf, der ungeheure Zulauf des erſten Tages war nur eine Folge der Neugierde und keineswegs der Theilnahme an ſeine Perſon. Er verſchwand nach kurzer Zeit und räumte den Kampfplatz ſeinen geſitteten Nachfolgern. Mit Bernardon trat auch Herr von Affligio vom Schauplatze ab und übergab die Leitung der geläuterten Bühne dem Grafen von Cobary, der die einmal betretene Bahn rühmlich und ungeſtört verfolgte.

Burſchenſchaft.

Das Beſtehen von Wiener-Burſchenſchaften an der Hochſchule läßt ſich ſchon 1384 nachweiſen. Die Annahme dürfte daher nicht gewagt ſein, daß dieſe Studenten-Corporationen allen übrigen derlei Verbindungen zum Vorbilde dienten.

Die Schule zu Wien wurde von Kaiſer Friedrich II. 1237 durch ein eigenes Privilegium geſtiftet.

Sie hatte anfänglich ihren Standpunkt bei St. Stephan, wurde um 1257 unter dem böhmiſchen König und Erzh. von Öſterreich Przemisl Ottokar II. zu der „neuen Burg“ an die Stadtmauern überſiedelt, dann von Albrecht II. 1356 nahe an die Auguſtinerkirche auf dem Schweinemarkt (dermal Lobkowitzplatz) überſetzt.

Herzog Rudolph IV., welcher mit Recht den Beinamen Ingeniosus oder Fundator führte, und, weil er vom Papſte Urban V. Kraft einer zu Avignon am 19. Juni 1365 ausgeſtellten Bulle, die Vollmacht erhielt, das Studium generale in Wien einzuführen, als der eigentliche Gründer der Univerſität zu betrachten iſt, verlegte ſie 1366, in die, angeblich von den Tempelherren, deren Orden vom Papſte Clemens V. durch eine Bulle vom 2. März 1312 aufgelöſt worden war, verlaſſenen Häuſern, nahe bei dem Stubenthore und dem Dominikaner-Kloſter.

Albrecht III. mit dem Zopfe, erweiterte die Schule durch Einführung der theologiſchen Facultät und dotirte wegen des großen Andranges lernbegieriger Jünglinge hiezu noch mehrere Häuſer: „ein anſehnliches Haws der hohen Schuel aula genannt (welches noch auf Auguſtin Hirſvogels Plan von Wien 1547 angezeigt iſt), gegenüber der hohen Schuel Spital, und der hohen Schuel Bibliothek,“ worin des erſten deutſchen Dichters Conradi Celtis, dann Andreas Peuerbachii und Joannis de monte regio (von Königsberg), anſehnliche und köſtliche Bücher aufbewahrt wurden.

Zu dieſen Gebäuden hatte nach und nach jede Provinz gewiſſe Güter geſtiftet und Häuſer erbauen laſſen, in welchen die Ihrigen unterhalten wurden: „Die Öſterreicher die Lampelburſchen, die Wiener die Roſenburſchen, die Salzburger, Steyrer und Weißenburger die Hapdenheimerburſchen, die Schwaben, Würtemberger und Ulmer die Lilienbur-

schen, die Ungarn die Burschen Christi und Bruckburschen.«

Die Juristen und Mediciner hatten ihre besondern Gebäude, worin zugleich ihre Professoren wohnten, die Unbemittelten aber wurden in eigenen Gebäuden, in den längst verschollenen Häusern zum Goldberg, zum goldenen Löwen, zur Pankheta vom täglichen Almosen verpflegt. Von allen diesen ist jenes, wo die Rosenburschen wohnten, bekannt; nämlich das Haus 666, welches gegenwärtig von der k. k. Postwagen-Direktion verwendet wird.

Bürste (Die schwarze und die weiße).

In der Häuser-Gallerie der innern Stadt erblicken wir auch diese zwei Bürsten; die erste liegt am Kienmarkte (461), wo sie den Durchgangbogen zur St. Ruprechtskirche bildet und die zweite ist das Haus der Eder'schen Erben auf der Brandstatt (630), vormals zum Palmbaum genannt.

Ehemals sollen sich in beiden Häusern Bier- und Weinschenken befunden haben, denen von den durstigen Wiener-Kehlen so fleißig zugesprochen wurde, daß zu der weißen oder schwarzen Bürste gehen so viel sagte, als tüchtig trinken; da jedoch den schweren, lallenden Zungen dieser Satz zu lange war, so kam der einfache Ausdruck bürsten auf, der dasselbe bezeichnete und noch heute bezeichnet.

Büßerinnen-Haus bei St. Hieronymus.

Dieses Kloster stand auf dem Platze des heutigen Franziskanerklosters in der Deutschherren- oder Singerstraße gegen die Weihenburg (Weihburggasse).

Es stifteten diesen die Zeit seiner Entstehung charakterisirenden Zufluchtsort mehrere fromme und reiche Bürger, aus rathsmäßigen Geschlechtern, insbesondere der in den ersten Würden der Stadt ausgezeichnete Conrad Hölzler.

Am 24. Februar 1384 ertheilte Herzog Albrecht III., mit dem Zopfe oder mit der Locke (cum trica) »diesem Haus und Stift für die armen, freien Frauen, die sich aus den offenen Frauenhäusern, oder sonst aus dem sündigen Unleben zur Buße und zu Gott wenden *), gänzliche und ewige Freiung von aller Steuer und Mauth, Zoll und Lehen. — Der Herzog selbst wollte ihr Schirmvogt sein, an seiner Statt aber der Bürgermeister zu Wien und ein eigener Offizial. Diese sollten ihnen einen frommen Mann, oder wenn man diesen nicht haben möchte, eine fromme Frau zu Verwesern setzen. Es war ihnen auch in der Klausur jede Beschäftigung erlaubt, außer Gastgeben, Weinschank oder Kaufmannschaft. Wer immer eine dieser Frauen zum Weibe haben wollte, der sollte es thun können, an Ehre und Glimpf und seines Ansehens und seiner Rechte in der Zeche oder Zunft unbeschadet, außer die Frau hätte ihn schon in ihrem offenen freien Leben zur Heirath verführt und gewonnen. Wer ihn darob höhnte oder überhaupt diese Frauen schmähte oder betrübte, sollte an Leib und Gut gestraft werden. Fiel eine aus ihnen wieder ins alte Sündenleben zurück, so wurde sie in der Donau ertränkt. Auf unbefugte, wenn auch übrigens fleckenlose Verlassung des Klosters stand kurzes Gefängniß und Abschaffung aus der Stadt.

Eine noch vorhandene Urkunde zeigt, daß der Kaiser selbst mit seinem Fürwort einschreiten mußte, daß einer Bürgerin, Mar-

*) Zahlreich sind die Nachrichten, die uns von diesem Wohlthate Albrecht von Bonstetten, [illegible], Lez u. a., so wie von den Neueren [illegible], [illegible], Fuhrmann u. a. hinterlassen haben. Aeneas Sylvius nennt sie gleichwohl [illegible] [illegible].

tha Elblin, ein ſolcher Fehler verziehen und die Verweiſung aufgehoben wurde.

Nach drei Jahren der Stiftung vererdmete die Wiener Bürgersfrau, Klara Pauperger, den Bau einer Capelle in der nahen Weihburggaſſe nächſt dem Hauſe dieſer Büßerinnen, worin mit Bewilligung des Domprobſten zu St. Stephan Gottesdienſt gehalten wurde.

Vorzüglich ſollten in dieſer neuen Capelle die Trauungen geſchehen, wenn eine büßende Frau einen Mann finden ſollte, der ſie zur Ehe begehrte. Dieſes Kirchlein wurde am 30. November 1387 durch den Biſchof Simon von Caſtora geweiht.

Im folgenden Jahrhunderte verordnete Herzog Albrecht V., daß unter den Büßerinnen bei St. Hieronymus die Heuchelei keine Wurzel faſſen ſolle und daß keine mißlungenen Heirathsentwürfe von dort aus wieder angeknüpft werden dürfen.

Friedrich III. ertheilte dem Kloſter noch eine Beſtätigung aller Freiheiten. Aeneas Sylvius ſagt zu ſeiner Zeit von dieſen Büßerinnen, die er leichte Fräulein nennt, „daß ſie Tag und Nacht Hymnen in deutſcher Zunge ſingen, und daß Scham und Frömmigkeit jeden ihrer Tritte bezeichne; man höre daher auch ſelten eine Läſterung wider ſie.“

Das Kloſter der Büßerinnen ſtand in Wien in hoher Achtung und dieſem Anſehen verdankte es auch ſeine Wohlhabenheit, die ſo weit ging, daß die Wiener Bürger ihnen zur Zeit der zweiten Belagerung Wiens durch König Mathias Corvin, 1482, ihre Kleinodien und werthhaften Habſeligkeiten verſetzten, um die öffentlichen Bedürfniſſe mit dem erhaltenen Gelde beſtreiten zu können.

1486 entſtand in der Gegend des Kloſters ein heftiger Brand und alle Häuſer der ganzen Gaſſe brannten zuſammen, doch blieb das Kloſter unbeſchädigt. Die Frauen genoſſen auch viele Begünſtigung von dem päpſtlichen Stuhle und beſonders waren es Bonifaz IX. (ſtarb 1404), Martin V. (ſtarb 1431), Nikolaus V. (ſtarb 1455) und Pius II. (ſtarb 1464), die ſie ihres beſonderen Schutzes würdigten. Mit Bewilligung des Biſchofes von Wien, Johann Vitez, errichteten ſie 1491 eine Todtenbruderſchaft in ihrer Kirche. Alle Donnerstage hatten ſie eine öffentliche Prozeſſion.

Des Hauſes Ordnung verſchwand aber bald darauf, indem den nahen Himmelspförtnerinnen die Aufſicht über die genaue Beobachtung mehrerer Stiftungen bei St. Hieronymus übertragen wurde. Aber in den Unruhen der alten und neuen Regenten nach Max's I. Tode und im Beginne der Reformation löſte es ſich gänzlich auf. — An Reue und Buße dachte eben Niemand mehr. Die Nonnen entſprangen und ſelbſt die letzte Oberin, Juliana Kleebergerin, kam in Unterſuchung wegen des Wandels, den ſie im Kloſter geduldet und den ſie ſelbſt geführet, und wegen Verſchleuderung der Stiftsgüter. Als das Kloſter ſchon lange einſam und verlaſſen ſtand, war ihr noch die Wohnung in demſelben geſtattet. Sie ſtarb am 20. Jänner 1553 und fand auch dort ihr Grab.

Das Kloſter ging hierauf (1553) ganz ein, fiel dem Magiſtrate als Stifter anheim, und derſelbe widmete es einem Penſionate für Bürgermädchen von 6—7 Jahren, welches den Namen einer Jungfrauen-Zuchtſchule erhielt. Dieſe Anſtalt beſtand jedoch nur 36 Jahre, denn das Gebäude wurde 1589 den Franziskanern, die bisher auf der Laimgrube waren, verliehen, die es noch beſitzen, und mit welchen die Geſchichte des heutigen Franziskanerkloſters beginnt.

Der im Anfange des 17. Jahrhunderts von ihnen bewerkſtelligte neue Aufbau des Kloſters und der Kirche hat jede Spur der Geſtalt des vorigen Sitzes der Büſſerinnen vertilgt.

Buß-Prozession.

Den 28. August 1639 wurden die Leibesstationen nach dem heil. Grabe zu Hernals und dieses selbst feierlich eingeweiht.

Eine große Prozession ging vom Gottes-Leichnams-Altar bei St. Stephan, wo künftig die Wallfahrten nach Hernals den Anfang machen sollten, aus, welcher Ferdinand III., der Erzherzog Leopold Wilhelm und der ganze Hofstaat beiwohnte. Sie verweilten bei jeder Station so lang, bis sie vom Suffragen eingeweiht war.

Das h. Grab in Hernals wurde genau nach dem hölzernen Modell, welches der Franziskaner-Pater Egydius von St. Hieronymus aus der Stadt Jerusalem nach Wien gebracht hatte, erbaut. Papst Urban VIII. begabte die von dem Wiener-Bischofe eingesetzte jährliche Bußprozession dahin auf Ansuchen der verwitweten Kaiserin Eleonora mit einem vollkommenen Ablasse, den Benedikt XIV. auf alle künftige Zeiten bestätigte.

In der Folge gingen jährliche Wallfahrten auch von der Franziskanerkirche, von der Universität und von St. Ulrich aus.

Die genannte Kaiserin Eleonora, Witwe Ferdinands II. hat die Stationen mehr als dreißig Mal, meistens zu Fuß besucht. Gewöhnlich pflegte man diese Prozession am Freitag vor dem Palmfeste zu halten. Im Laufe der Zeit ereigneten sich dabei mehrere Unanständigkeiten und 1674 entstand zwischen den Studenten und den Soldaten der Stadtguardie ein blutiger Tumult, der die Abschaffung der Prozession nach sich zog.

Butenop (Heinrich),

welcher den 21. Februar 1843 in Wien starb, war damals der älteste Schauspiel-Direktor Deutschlands und 91 Jahre alt. Er hatte unter Eckhof seine theatralische Laufbahn begonnen und war schon ein bedeutender Künstler, als Iffland bei demselben Theater, bei welchem sich Butenop befand, als Anfänger spielte.

Später wurde er kön. preuß. Schauspiel-Direktor im preuß. Schlesien und als seine Tochter, Mad. Anschütz, bei dem Hoftheater nächst der Burg mit ihrem Gatten angestellt wurde, übertrug Butenop die Theaterunternehmung in Schlesien seinem Sohne und übersiedelte nach Wien.

Butenop war ein merkwürdiger Mann. Schon gegen die 90 Jahre im Alter vorgerückt, erfreute er sich des besten Gedächtnisses; so oft ein gutes, zur Deklamation geeignetes Gedicht im Drucke erschien, lernte er es schnell auswendig und trug es mit aller Wärme und Begeisterung in geselligen Kreisen vor. Er war ein lebendiges theatralisches Conversations-Lexikon; er wußte über Alles Auskunft zu geben, kannte alle lebenden und verstorbenen Schauspieler in Deutschland und wußte immer das Verläßlichste aus ihrem Leben mitzutheilen.

Das Leichenbegängniß fand am 24. Februar 1843 Nachmittags nach dem Gebrauche der evangelischen Kirche A. C. statt. Er wurde auf dem Währinger-Friedhofe im eigenen Grabe zur Erde bestattet.

Burbaum (Hanns)

ist einer der bekanntesten Baumeister der Metropolitankirche zu St. Stephan. Er war beim Bau des Thurmes dieser Kirche der Gehülfe und Polier des Baumeisters Peter von Prachawitz, der den Bau bis 1429 leitete. Diesen ersetzte Burbaum als Kirchenbaumeister und ihm war es vorbehalten, am vierten Tage nach Michaelis 1433 die Spitze des Riesenthurmes zu krönen.

Die Festigkeit dieses wunderherrlichen Baues stimmt mit der noch im Munde des Volkes lebenden Sage überein, daß dabei Wein statt Wassers zum Mörtel genommen worden sei. Der Grund dieser Sage ist, daß im Jahre 1450 unter Friedrich III. am

St. Hyppolitustage von Burbaum der Grundstein zum zweiten, unausgebauten Thurm gegen den ehemaligen Zwettlhof gelegt wurde, und weil der Wein in diesem Jahre ungemein sauer war und darum spottweise der Reifbeißer genannt wurde, so befahl der genannte Fürst bei schwerer Ahndung, den ungenießbaren Wein nach St. Stephan in die Bauhütte zu tragen.

Er wollte damit nicht nur das ungesunde Getränk dem Genusse entziehen, sondern auch den Glauben der Zeit, daß Wein dem Mörtel mehr Stärke und Haltbarkeit gäbe als Wasser, Genüge thun. Wie die Sagen überall, wo große Kirchenbauten des Mittelalters unvollendet blieben, ihre geheimnißvollen Deutungen und abenteuerlichen Begründungen bei der Hand hat, so auch bei diesem Thurme, als dessen Erbauer sie statt des wackern Meisters Hanns Burbaum einem viel späteren Baumeister, nemlich Anton Pilgram aus Brünn nennt, zu dessen Lehrjungen sie den Hanns Burbaum zu machen für gut befunden hat.

Dieser unausgebaute Thurm hätte bekanntlich mit dem vollendeten eine gleiche Form erhalten sollen, und wenn man die Herrlichkeit dieses architektonischen Meisterstückes betrachtet, so kann man sich nicht wundern, wenn die Volkssage damit manche Andeutungen verbindet, die ihr ein solcher Anblick unwillkührlich einflößt.

Welch ein Verhältniß der Theile zum Ganzen herrscht nicht in dieser majestätischen Riesensäule! — Welch' eine Harmonie bei allen scheinbaren Dissonanzen, welche wunderbare, fast unbegreifliche Einheit bei all den hunderterlei Verschiedenheiten! — Wie eine Pyramide aus der andern wächst eine Spitzsäule aus der andern; da scheint Alles ein ewiges Werden und Streben; und doch ist Alles ein Gewordenes, Fertiges, Ewiges und das Ganze ein Stamm, ein steinerner Baum, mit hunderttausend Knospen und Trieben, den Menschenhände zur Ehre Gottes pflanzten und den Gott zur Ehre des Menschen himmelan wachsen ließ.

Doch schreiten wir zur Sage, daß der Lehrjunge Hanns Burbaum bei seinem Meister Pilgram um dessen Tochter warb, dieser aber schlug sie ihm, von Habsucht verblendet, ab und sagte dabei mit spöttischem Tone: „Ja, Burbaum, wenn du den zweiten Thurm in der und der Zeit bauen kannst, dann soll sie dein Weib werden.“

Burbaum nahm diese höhnenden Worte im Ernst und verschrieb sich von Liebe getrieben dem bösen Feind, um durch dessen Hülfe den zweiten Thurm in der von seinem Meister ausgesprochenen Zeit in voller Herrlichkeit herstellen zu können.

Wie nun der Thurm durch des Höllenfürsten Beistand rasch heranwuchs und Meister Pilgram dieses sah, entbrannte sein Herz in Neid und Haß wider den wundersamen Lehrjungen, so daß er ihm auf dem Kunstgerüste des Baues eine Falle stellte, wodurch Burbaum, als er in seiner Unachtsamkeit auf dieselbe trat, von der schwindelnden Höhe herunterstürzte und sich den Hals brach.

Meister Pilgram starb darauf aus Verzweiflung und seit jener Zeit, wo sich sündhafte menschliche Eitelkeit in das zur Ehre Gottes bestimmte Werk mischte, kann nun der zweite Thurm nicht vollendet werden.

Eine Sage, die von dem tiefen Sittlichkeitsgefühl des Volkes zeigt, und die sich unter den mannigfaltigsten Abänderungen bei den meisten alten Bauwerken, welche unvollendet blieben, wiederholt. Es ist merkwürdig, wie das Volk hierbei unbewußt das Eingreifen der egoistischen Eitelkeit richtet, die sich an jeden großen Zweck heften will und wie es in seiner Sinnigkeit, in seinem richtigen, wenn auch derben Takt das Mißverhältniß ohne Weiters dem Teufel in die Schuhe schiebt.

C.

Cachucha.

Dieſer in neueſter Zeit ſo bekannt gewordene ſpaniſche Nationaltanz hat in Wien zu viel Aufſehen gemacht, um nicht berührt zu werden. Sogar die Ausſprache ſeines Namens (Katſchutka) hat unſern Journalen Stoff zu kleinen Kämpfen gegeben.

Nach der Muſik eines bekannten ſpaniſchen Volksliedes hat die Tänzerin Fanni Elsler um 1830 zuerſt einen Tanz getanzt, der theils aus den eigenthümlichen Tanzſchritten des Fandango und des Bolero beſteht, theils durch die Bewegung des ganzen Körpers den ſüdlichen Charakter zur Anſchauung zu bringen ſucht. Die Cachucha erſchien zuerſt in dem Ballet le Diable boiteux und machte ſeitdem die Runde durch ganz Europa, aber nur wenigen Tänzerinnen gelingt es, die unnachahmliche Grazie der Elsler zu erreichen.

Die eigentliche Schwierigkeit dieſes Tanzes liegt nicht in den Tanzſchritten, obgleich auch dieſe einen eigenthümlichen Charakter haben, ſondern in dem Ausdrucke des Geſichts, in den Bewegungen des Oberkörpers und der Arme und der geſchickten Anwendung der Caſtagnetten.

Cajetaner (Die) auf der hohen Brücke.

Die Capelle dieſer Ordensmänner wurde vom Cardinal Chriſtian Auguſt, Herzog von Sachſen-Zeitz und Biſchof von Raab in ſeinem ſchönen Hauſe nächſt der hohen Brücke (217) gegründet; er widmete ſie der heil. Jungfrau und dem heil. Cajetan und ſchenkte Haus und Kirche 1703 den Theatinermönchen oder den ſogenannten Cajetanern.

Sie beſtanden aus adeligen Perſonen, die weder eigene unbewegliche Güter beſitzen, noch Almoſen ſammeln durften, ſondern bloß von dem leben mußten, was ihnen freiwillig gegeben wurde.

Der erſte Probſt war Joh. Hlogeckh, ein gelehrter Mann und geweſener Conſiſorialrath in Prag, dem gleichberühmte Männer nachfolgten, worun Amadäus Hamilton, der eine Miſſionsreiſe nach Perſien machte, und Guſtav Roſa, geweſener Feldmarſchall in Rußland, beſonders zu erwähnen ſind.

Dieſe Ordensmänner theilten himmelblaue Scapuliere der unbefleckten Empfängniß aus, welches ihnen viel Zulauf verſchaffte. Die Joſephiniſche Reformationszeit brachte 1783 auch ihre Aufhebung hervor, wornach das Haus an den Religionsfond und ſpäter an Private gelangte; heute gehört es den Graf Triangy'ſchen Erben und es ſoll darin noch der Ort, wo ſich die Kirche befand, erkennbar ſein.

Calbot (Lord).

Lord Calbot aus Schottland war ſchon in einem Alter von 25 Jahren Ritter des Hoſenbandordens, Generallieutenant, Oberſt

eines Cavallerieregiments und Mitglied des geheimen Raths. Er beſaß ein Vermögen von 30,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, und was mehr iſt, dabei auch die allgemeine Achtung und Liebe.

Eines Abends ſagte er zu ſich ſelbſt: »Ja, Calbot, du biſt glücklich, du biſt geehrt, geliebt, von Jedermann bemerkt. — Aber womit haſt du das Alles verdient? — Kannſt du ſtolz auf deine Verzüge ſein? — Du warſt ſchon Oberſt als du noch in der Wiege lagſt. — Die Tapferkeit deines Regiments machte dich zum Ordensritter. — Was ſind denn nun deine eigenen Verdienſte? Wohlan! ich will wiſſen, ob ich ſelbſt einigen Werth habe!«

Calbot hatte Beſitzungen in Amerika. Unter dem Vorwande dahin zu reiſen, hielt er um die Erlaubniß an, das Reich auf einige Zeit verlaſſen zu dürfen und erhielt ſie. Er nahm 1000 Thaler zu ſich, ritt davon, und war bald in Wien.

Maria Thereſia war damals in einen ſehr gefährlichen Krieg verwickelt. Calbot wußte, daß der öſterreichiſche Feldmarſchall Brown ein Schottländer war, — er ließ ſich bei ihm anmelden. — »Gnädiger Herr, ſagte er, als er vorgelaſſen worden, — ich bin ein Schottländer und komme hieher, mein Blut für die Rechte der großen Fürſtin zu vergießen, und unter einem ſo großen General als Eure Excellenz ſind, den Dienſt zu erlernen.«

»Gut, mein Sohn, — antwortete der Feldmarſchall, — hat er etwas Vermögen?«

»Das habe ich nicht, ich verſtehe aber die Kunſt, es zu entbehren, und will mich würdig machen, eines zu beſitzen.«

»Gut! — ich nehme ihn unter mein Regiment, er ſoll als Corporal angeſtellt werden.«

»Ich wünſchte früher gehorchen zu lernen, als zu befehlen.«

Der Feldmarſchall ſah ihn einige Augenblicke voll Verwunderung an und ſagte darauf: »Auch dieß ſoll geſchehen! — Handle er, junger Mann, wie er ſpricht, — ich will für ſein Glück ſorgen.«

Nunmehr war der reiche Lord Calbot gemeiner Soldat. Seine Aufführung war untadelhaft, ſein Muth vom Verſtande geleitet. Alle ſeine Cameraden liebten ihn; und ſeine Kenntniſſe gaben ſeiner Tapferkeit einen höheren Werth; mit ſchnellen Schritten ſtieg er von einer Stufe der Ehre zur andern empor. Nach vier Jahren bekam er ein Regiment, mit welchem er ſich bei einer Affaire ſo auszeichnete, daß er zum Generallieutenant ernannt wurde.

Jetzt war das Ziel ſeiner Wünſche erreicht: ſich länger zu verbergen, hielt er für unrecht. Er ließ große Summen aus England kommen, ſetzte ſich in eine glänzende Equipage und fuhr nach Wien zum Feldmarſchall Brown.

Welch' Erſtaunen, als der Vorhang aufgezogen wurde, der bisher den vornehmen Schottländer bedeckt hatte!

Man fuhr zur Kaiſerin. Maria Thereſia, von Bewunderung hingeriſſen, ernannte den Lord zum Feldmarſchall und gab ihm das große Thereſienkreuz.

Calbot wurde jetzt der Gegenſtand des allgemeinen Erſtaunens am Hofe, in der Stadt und bei der Armee. Er hielt ſich noch einige Zeit in Wien auf, reiſete dann nach England zurück und genoß dort den innern Frieden, den das Gelingen edler Unternehmungen mit ſich führt.

Camaldulenſer-Kloſter.

Dieſes von Ferdinand II. im J. 1623 auf dem Kahlen- oder Joſephsberge geſtiftete Kloſter iſt ſo innig mit der Geſchichte dieſes Berges verflochten, daß wir uns auf dieſe berufen müſſen. Camaldulenſer hießen die Einſiedler von Camaldoli, auf einem Gipfel der Appenniniſchen Gebirge, welche nach der ſtrengen Regel

Benedicts lebten und zu einem großen Ruf der Heiligkeit gelangten.

Aus dem Worte Camaldulenſer entſtand das deutſche Calmäuſer, womit man Anfangs, ſeiner Abſtammung entſprechend, einen ſtillen, frommen, die Einſamkeit liebenden Menſchen bezeichnete; jetzt nennt man einen Menſchen ſo, der finſtern, verſtockten, in ſich geſchloſſenen Charakters durch das Leben hinſchleicht, dem Jedermann verdächtig vorkommt; einen Kopfhänger, Andächtler und heimlichen Sünder.

Camerabſchaft (Literäriſche).

Wie das Trinken allmälig durch die Beſtrebungen der Mäßigkeitsvereine aus der Mode, ſo kömmt das Eſſen beſonders bei Literaten u. Journaliſten immer mehr in die Mode.

Wer möchte daher, wie wir irgendwo fanden, den großen Einfluß der Kochkunſt auf Geiſt, Gemüth u. Charakter überhaupt bezweifeln? Damit ſoll aber nicht behauptet werden: ein Laufer müſſe durchaus einen Haſen ſpeiſen, oder ein Dichter Lerchen, wohl aber, daß ein Virtuos in der Kochkunſt eben ſo gut ein Diplom verdient, als irgend ein anderer Virtuos.

Es iſt wahr, die Werke des Kochkünſtlers ſind nicht unſterblich, dagegen kann er mit Stolz ſagen: ſie werden verſchlungen, und zwar in einem praktiſcheren Sinn als literariſche Tagserſcheinungen.

Gemeinſames Intereſſe für Werke der Kochkunſt gleicht manche Verſchiedenheit der Meinung aus; bei großen Eſſvereinen kann man täglich ſehen, wie ſich die Leute mit wahrem Eifer in jede beliebige Meinung hineineſſen, ja ſich oft darin verbeißen.

Ein ſolches großes Eſſen befördert die Liberalität, die Loyalität, die Legitimität, die Pietät, die Orthodoxie, Häreſie, Philoſophie und hunderterlei andere „äten“ und „ien,“ wenn auch nicht immer die Diät und die Poeſie.

Bei ſolchen literäriſchen Collationen werden nun dutzendweiſe Bruderſchaften getrunken, die erbittertſten Feinde duzen ſich dabei und ſchwören ſich ewige Camerabſchaft. Kaum aber iſt der Weindunſt einigermaßen verraucht, ſo erwacht in den Theilnehmern ſolcher Gelage der alte Groll und ſie fallen ſich nur um ſo grimmiger in die Haare. Einen ſolchen Ausgang liefert uns die nebenſtehende Scene, die dem Coſtüme der Agirenden nach, zwar nicht in unſere Tage, aber auch nicht in eine allzuferne Vergangenheit fällt.

Campi (Antonia).

Dieſe Sängerin der italieniſchen Oper wurde in Polen geboren und behauptete von 1794 — 1822 einen großen Ruf. Den Anfang ihrer Künſtlerlaufbahn machte ſie bei der Guardaſoni'ſchen Geſellſchaft, für welche ſie 1785 in Warſchau gewonnen wurde und mit der ſie wechſelnd in Leipzig und Prag wirkte. Es iſt unmöglich alle Rollen

in deutschen und italienischen Opern aufzuzählen, in welchen sie durch den Umfang ihrer Stimme und durch die vollendete Bravour glänzte, die sie aber bis zu einer Über- und daher Verschnörkelung auch der einfachsten Cantilene mißbrauchte. 1801 kam sie zum Schikaneder'schen Theater in Wien, 1818 zum Hof-Opern-Theater und wurde 1820 zur kaiserl. Kammersängerin ernannt. Noch in der letzten Zeit gab sie mit Furore Gastrollen in Leipzig, Dresden, Frankfurt, München, Stuttgart, Prag, Berlin und Warschau. 1822 wollte sie abermals in München gastiren, starb jedoch daselbst, ehe sie ihre Leistungen begonnen hatte. Die Campi gehörte zu den größten Sängerinnen der neuesten Zeit; der Umfang ihrer Stimme betrug in der Blüthenzeit drei volle Octaven und man erhob sie hinsichtlich dieser Mittel sowohl, als wegen der musikalischen Bildung, selbst über die Catalani.

Canal (Der Wiener Neustädter).

Im J. 1795 machten Graf Anton Apponi, der Großhändler Bernhard von Tschoffen und der Hofagent Reiter den Plan, von Wien bis Schottwien einen Canal zu führen, um zur Ersparung des täglich im Preise steigenden Brennholzes die großen Steinkohlenlager um Ödenburg und Neustadt benützen zu können.

Kurz darauf übernahm der Staatsschatz unter der Leitung des Baudirektors von Schemerl den Bau, den sie durch eine eigene Hofkommission leitete, der im Sommer 1787 begann, und im April 1803 war der Canal von Wien bis Neustadt fahrbar.

Im Mai 1799 verordnete Kaiser Franz, daß dabei auch minder bösartige Sträflinge, die wegen minder schwerer Verbrechen in der Strafe waren und dieselbe bereits durch längere Zeit ausgestanden hatten, zu verwenden wären. Sie wurden in verhältnißmäßiger Anzahl aus allen Festungen nach Wien geschickt und in einem Theile des St. Marxer-Gebäudes untergebracht.

Die weiteren Vortheile dieses Wassertransportes erzeugten die Idee, diesen Canal, wo möglich, bis Triest fortzuführen; sie gerieth aber durch die natürlichen Hindernisse, die sich ihr entgegen stellten, bald in's Stocken.

Im J. 1821 wurde der Canal ganz dem Wiener Großhandlungshause Fries übergeben.

Er umgeht in der Nähe von Laxenburg den Wienerberg und nimmt nahe bei der Stadt sein Ende; er durchschneidet die St. Marxer-Linie und läuft durch die Landstraße bis auf das Glacis, wo vor dem Invalidenhause das große Bassin zum Ausladen der Schiffe gegraben und von da sein Abfluß in die nahe Wien angebracht ist.

Sein Abfall vom höchsten Punkte bei Neustadt bis zu seinem Abflusse beträgt 55 Klafter und Schleußen zählt er 32. Die Schiffe haben 5½ Fuß in der Breite und 72 Fuß in der Länge. Die volle Ladung wird zu 300 Zentner angenommen, die ein Pferd mit mäßiger Anstrengung und einer mittleren Schrittgeschwindigkeit zieht.

Schon des Ingenieurs Le Maire hydrographische Karten drückten die frommen Wünsche zur Erreichung dieser Verbindung aus. Selbst der kaiserl. Hofbildhauer Beyer trat als Dilettant auf, die Wien, gleich dem Donauarm, zu einem Hebel des Handels der Kaiserstadt zu machen.

Steinkohlen, Brennholz und Ziegeln sind die Hauptfrachten, dabei auch viele Kaufmannsgüter. — Salz ist die bedeutendste Rückfracht. — Acht Schleußen (darunter drei doppelte) sind innerhalb der Linien, von St. Marx, wo der Canal einbricht, bis zum Bassin. Die Überfallswässer an den Schleußen werden, längst der ganzen Canalstrecke, zugleich zum Umtrieb von Stampfwerken, von Mahl- und Schneidemühlen benützt.

Bald nach seiner Entstehung wurde der Canal auch zu kleinen Lustreisen nach Lorenburg benutzt. Es wurden eigens verdeckte Schiffe mit Jalousien gebaut und Morgens um 6 Uhr ging an den Fahrtagen das erste Schiff vom Bassin ab. Das schrittweise Fortkommen verschaffte diesen Wasserspazierfahrten aber den Namen der Wasser-Schneckenfahrt, und nach Jahresfrist fuhr Niemand mehr auf dem Canal nach Lorenburg, als die Mäuse und Ratten auf den gewöhnlichen Holzschiffen.

Candianische Mutter Gottes.

Das wunderthätige Bild unserer lieben Frau von Candien wird in der Michaeler-Pfarrkirche auf dem Frauen-Altar verehrt.

Das Bildniß ist gemalt mit dem Gotteskinde auf dem linken Arm. Es war vor Zeiten auf der den Venetianern gehörigen Insel Candia, in der, dem heil. Nikolaus zu Ehren erbauten Kirche, zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Als im 17. Jahrhundert diese Insel von den Türken erobert wurde, nahm ein Geistlicher dieses Bild zu sich und entfloh damit, um es vor dem Feinde sicher zu stellen. Später schenkte er es dem kaiserlichen Obristen, Herrn von Kielmansegg, welcher es der genannten Pfarrkirche verehrte, wo es viele Wunder gewirkt hat.

Als im J. 1679 zur Pestzeit in Wien der P. Don Casimir Dembski, Priester der Barnabiten bei St. Michael, zum Troste der Inficirten sich freiwillig der Gefahr aussetzte und dem wohlthätigen Werke der Krankenpflege Tag und Nacht eifrigst oblag, wurde er auch von dem Übel behaftet und mit zwei Pest-Beulen in das Lazareth gebracht. Er gerieth in Lebensgefahr, und da alle ärztliche Hilfe vergebens war, wurde er mit den heil. Sacramenten zum Tode vorbereitet; er selbst empfahl sich dem Schutze der Mutter Gottes, zu deren Bildniß von Candia er seine Andacht trug, und schlief darüber ein.

Im Schlafe erschien ihm die h. Jungfrau in eben der Kleidung, wie sie auf dem Bilde von Candia zu sehen ist, sammt dem h. h. Sebastian und Rochus, welche ihm die fünf Psalmen vorbeteten, deren jeder mit einem Buchstaben des Namens MARIA beginnt, und welche ihr zum Lobe der Seraphinische H. Lehrer Bonaventura zusammen getragen hat. Der kranke Pater betete nach Möglichkeit mit, worauf die Erscheinung sprach: „Jetzt bist du gesund," und verschwand.

Als Dembski erwachte, befand er sich frisch und gesund, und die Giftbeulen waren verschwunden; dieses geschah den 7. Sept. 1679. Den folgenden Tag, als am Feste der freudenreichen Geburt Maria, verließ er das Krankenbett und legte seiner Gutthaterin die Danksagung ab, indem er zum Erstaunen des Pfarrers in dem Lazarethe des Doctors Resch die heil. Messe las und mehreren Verpesteten mit eigenen Händen das heil. Sacrament reichte, welches mündlich und schriftlich bezeuget wird. Zum Andenken opferte er bei dem Gnaden-Altar der Mutter Gottes von Candia eine gemalte Opfertafel, welche noch jetzt an einem Pfeiler zu sehen ist. Er starb 1683.

Canter (der zehnjährige Doctor der Rechte).

Den 25. Jänner 1472 erließ Friedrich III. an einen zehnjährigen Doctor der Rechte ein merkwürdiges Einladungsschreiben, dem wir einige Notizen über die Persönlichkeit des kleinen Wundermannes vorausschicken, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Gröningen in Friesland auftauchte.

Der noch nicht zehnjährige Knabe eines dortigen Privaten, Johann Canter, verband mit einer schnellen Auffassungsgabe ein so treffliches Gedächtniß, daß er in Kurzem allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Cantor, ein einsichtsvoller Mann, der die seltenen Naturgaben seines Sohnes bemerkte, unterließ trotz seiner mittelmäßigen Vermögensumstände nicht, ihm den gründlichsten Unterricht durch geschickte Lehrer ertheilen zu lassen, deren Erfolg auch so günstig war, daß der nicht zehnjährige Knabe zum Juris utriusque doctor befördert wurde.

Sein Ruf wurde bald allgemein und gelangte selbst bis zu Kaiser Friedrich, der ihn persönlich kennen zu lernen wünschte und einen eigenen Gesandten abschickte, um ihn mittelst eines eigenhändigen Schreibens zu einem Besuche einzuladen. Dieses Schreiben lautet wörtlich:

„Friedrich III., römischer Kaiser ꝛc., wünschet Glück und Heil dem höchst zu verwundernden und vortrefflichen Knaben, Andreä Cantern, Johannis Canters zu Grüningen lieben Sohn!"

„Es ist zu Unserer kaiserlichen Majestät Ohren gelanget, das herrliche und große Gerüchte von dir und der von allen Zeiten her unerhörte Ruhm deines herrlichen Lobes, wie nämlich du, o fürtreffliches allerliebstes Kind, noch vor dem zartesten zehenden Jahre deines Alters, fast aller und jeder literarischen Künste Erfahrenheit erlanget und überkommen, ja auch zu der Wissenschaft Unserer kaiserlichen Gesetze, und der heiligen Canonen gelangt, und (welches umb so viel höher zu verwundern, als seltzamer und ungewöhnlicher es Uns zu sein scheint) saget man noch über dieses von dir, daß du das ganze Alte und Neue Testament in ganz richtiger Ordnung, nicht ohne sonderbare Hülff und Beystand der göttlichen Gütigkeit und Gnaden, öffentlich von jedermann lesen, auslegen, erklären, und in öffentlichen disputationibus mit unerschrockenem, standhafftigen Gemüthe auff alle Fragen und scharffsinnigen Schlußreden antworten solltest. Dieweil Wir dann begierig seyn, die Wahrheit eines so grossen Wunderwerks selbst eigentlicher zu erfahren, haben Wir dich, durch diß Unser Schreiben zu ersuchen nicht unwürdig erachtet, mit gnädigstem Ansinnen, daß du dich nicht beschweren wollest, in Unsere kaiserlichen Majestät besonders geliebten Universität zu Wien auf das schleunigste als du kannst anzulangen: Sintemahl Wir mit unaussprechlicher Begierde dich allhier zu sehen, und die hohe Würde deines so herrlichen und vortrefflichen Ingenii der kaiserlichen Geschenke theilhaftig zu machen, ein Verlangen tragen. Demnach so wirst du, so bald du immer kannst, dich auf die Reise anhero nach Wien begeben, und zu dem königl. Throne Unserer kaiserl. Hoheit verfügen, auff daß Wir dich, nachdem Wir wahrhafftige Bewerniß der so hohen Wissenschaft deiner allerzartesten Jugend verspürt haben werden, mit den guldenen Kleinodien des Doktorstandes krönen und zieren mögen. Dann wir wollen dir (und zwar nicht unbillich) die vornehmste Stelle an unserm königlichen Hofe überlassen, und du wirst Uns um so angenehmer, werther und lieber seyn, als geringer du bist von Alter und Jahren; Hiemit gehab dich wol, lieber Sohn, und sey darauf beflissen, daß Unsere bei so reiffem und hohem Alter baufällige Majestät dich bald sehen und eines so hohen, wunderbaren und angläubigen Trostes und Freude nicht länger benemmen seyn möge. Gegeben in unserer geehrten Universität Wien, unter unserer Majestät Secret Anno 1472 den 25. Januarii Unseres Reichs im 33 Jahre."

Capelle (des heil. Blutes zu Korneuburg).

Die Gräuelthat, welche im J. 1502 zwei Juden an einer heil. Hostie verübten, gab, wie die kirchliche Topographie von N. Ö. (IX. 211.) erzählt, Veranlassung zur Erbauung dieser Capelle, die nach der im J. 1305 gepflogenen Untersuchung aus dem Hause des Juden Zerklini errichtet und

in welcher die Reliquie, die bisher in der Pfarrkirche lag, aufbewahrt wurde.

Die Freigebigkeit des herzuſtrömenden Volkes war ſo groß, daß bald darauf bei derſelben ein Beneficiat angeſtellt werden konnte. Herzog Otto der Fröhliche, ſtets beſorgt, die Andacht zu vermehren, war unzufrieden mit den religiöſen Leiſtungen eines einzigen Prieſters. Er rief daher im J. 1338 einige Auguſtiner-Eremiten aus ihrem Kloſter zu Baden hieher, ſchenkte ihnen neben der Capelle einen Platz zur Erbauung eines Kloſters, das er, nebſt der ihnen eingeräumten Kirche, unter ſeinem und ſeiner Nachfolger beſonderen Schutz nahm.

Die herzogliche Stiftung ward 1340 vollendet und bald ſo geehrt, daß ſchon 1457 und 1458 zwei päpſtliche Legaten der Kirche mehrere Ablaſſe ertheilten und dieſe des Zulaufes wegen, vergrößert werden mußte.

Im 16. Jahrhunderte gerieth das Kloſter in Verfall; es wurde 1545 mit allen ſeinen Einkünften bedingungsweiſe der Stadt zu einem Spitale eingeräumt, jedoch 1623 zogen die Eremiten wieder ein, und erholten ſich bei allen Kämpfen mit den wechſelnden Zeitverhältniſſen bald ſo, daß ſie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen neuen Bau des Kloſters ſowohl, als der gegenwärtigen prächtigen Kirche vornehmen und vollenden konnten.

Inzwiſchen wirkten die Reformen Joſeph's II. und die folgenden Kriege auf ihre ökonomiſchen Verhältniſſe ſo nachtheilig, daß ihre Zahl immer mehr zuſammenſchmolz und ſie 1808 aufgehoben wurden. Darüber gingen auch die heil. Gegenſtände zu Grunde, welche das Volk einſt ſo ſehr herbeigezogen hatten.

Capellen.

Vormals hatte beinahe jedes anſehnliche Privathaus in Wien ſeine eigene Capelle. Unter Joſeph II. wurden viele derſelben im J. 1788 geſchloſſen. Die bedeutendſten dieſer aufgehobenen Capellen in der innern Stadt ſind:

Allerheiligen-Capelle im Trautſon'ſchen Haus in der ob. Breunerſtraße (heute Kaan, 1138.)

Barbara-C. in derſelben Straße.

Brune-C. im Gamingerhof (494).

Catharina-C. im Zwettelhof, erbaut im J. 1214 und im J. 1844 beim Bau des neuen Zwettelhofes abgebrochen. (S. d.)

Dreifaltigkeits- und Dreikönig-C. im kaiſ. Zeughauſe (140).

Dreikönigs-C. im Schwarzenbergiſchen Pallaſt am neuen Markte.

Franz- und Thereſien-C. im Gebäude der Hofkanzlei in der Wipplingerſtraße.

Georgi-C. im Trattnerhof (618), vormals Freiſingerhof.

Heiligenkreuz-C. im alten Amtshauſe, (heute 933 in der Rauhenſteingaſſe).

Maria-Verkündigungs-C. im Hauſe zum geld. Hirſchen in der Rothenthurmſtraße (728).

Neuperg'ſche C. auf der Freiung (103).

Nikolaus-C. im Seizerhof (427).

Peter- und Paul-C. im Althan'ſchen Haus in der hintern Schenkerſtraße, (49, heute Graf Seilern.)

Peter- und Paul-C. im Goldberg (683), in der Johannesgaſſe.

Philipp- und Jakobs-C. im Kellnerhofe. Sie entſtand 1490.

Thomas-C. im Gundelhofe (588).

Todten-C. am Stephansfreithof, ſtand gegen das deutſche Haus.

Laverie-C. im Ballgäßchen.

Die noch beſtehenden Capellen in der Stadt ſind folgende:

Andreas-C. im Biſchofshof (889).

Andreas-C. im Lichtenſtein'ſchen Pallaſt in der Herrngaſſe.

Bernards-C. im Heiligenkreuzerhofe (677).

Dreikönig-C. im kaiſ. Gußhaus auf der Seilerſtatt.

Himmelfahrt-Mariä-C. im Melkerhof (108).

Johann von Nepomuk-C. auf der hohen Bricke. Erbaut 1735.

Leopolds-C. im Eſterhazy'ſchen Pallaſt in der Wallnerſtraße (276). Geweiht 1699.

Maria-Empfängniß-C. im Harrach'ſchen Pallaſt auf der Freiung.

Maria-Opferung-C. im n. ö. Landhauſe (30).

Maria-Schmerzen-C. in der Nuntiatur (321).

Maria-Vermälungs-C. im Curatenhauſe bei St. Stephan (874).

Martins-C. im Stabs-Steckhaus, beim neuen Thor (199).

Savoien'ſche Damenſtifts-C., Johannesgaſſe (977).

Stanislaus Koſtka-C. bei der goldenen Schlange in der Steindlgaſſe (428).

Todesangſt-Chriſti-C. auf d. Schranne.

Die vorzüglichſten noch beſtehenden Capellen in den Vorſtädten ſind:

Aloys-C. im Kloſter der barmh. Schweſtern in Gumpendorf (195).

Anna-C. in der Cavallerie-Caſerne in der Joſephſtadt (168).

Antons-C. im Provinzial-Strafhaus in der Leopoldſtadt (231). Erbaut 1673.

Auferſtehungs-C. im obern Belvedere (642).

Brigitta-C. in der Brigittenau, in Form eines Zeltes erbaut.

Civil-Mädchen-Penſionats-C. Kaiſerſtraße, 1841 eingeweiht.

Herz-Jeſu-C. im Prieſter-Deſizientenhaus, Landſtraße (433). Erbaut 1780; eröffnet 1784.

Joſephs-C. im Handlungs-Kranken-Inſtitut, Alſergaſſe (280).

Januarius-C. im ital. Gardehauſe in der Ungergaſſe. Erbaut 1754.

Johann von Nep.-C. im Invalidenhauſe ſeit 1727.

Johann von Nep.-C. im Hofe der Artillerie-Caſerne am Rennweg.

Johann von Nep.-C. am Schanzl.

Johann des Täufers-C. neben der Thurybrücke. Erbaut 1713.

Johann des Täufers-C. im Lazareth in der Währingergaſſe (233). Erbaut 1579.

Joſephs Calaſantius-C. im Weltprieſter-Krankenhaus, Landſtraße (433).

H. Kreuz-C. in der Holzſtraße in der Roſau, an der Donau, erbaut 1714.

Marcus-C. im Bürgerſpitale auf der Landſtraße.

Martins-C. im langen Keller, am Neubau, 1772 eingeweiht.

Matzleinsdorfer-Linie-C.

Michaels-C. im Thereſianum, Wieden (306).

Militärſpitals-C. in der Alſergaſſe.

Roſalien-C. im Freihauſe auf der Wieden, 1660 erbaut.

Roſalien-C. im Verſorgungshaus am Michelbairiſchen Grund (19), 1729 erbaut.

Taubſtummen-Inſtituts-C. auf der Wieden.

Thereſien-C. im Reconvaleszentenhauſe auf der Landſtraße.

Da von dieſen Capellen bei den Gebäuden, in welchen ſie ſich befinden, geſprochen wird, ſo ſchreiten wir zu den Capellen der kaiſ. Burg, welche unſtreitig das meiſte Intereſſe erwecken.

Die Zahl der Capellen darin war nach den Zeit- und individuellen Verhältniſſen der fürſtl. Perſonen, welche die Burg bewohnten, verſchieden.

Im letzten Jahrzehend der Regierung Leopolds I. bis zum Tode Carls VI. waren in der Burg beinahe ſo viele Capellen, als kaiſ. Witwen und höchſte Herrſchaften darin lebten; dieſe Capellen gingen nach und nach jedoch bald ein.

Eine derſelben lag im zweiten Stockwerke des Schweizerhofes oder der alten Burg, eigentlich ſchon im Ferdinandi-

ſchen Zubau, in den letzten Zimmern gegen die Reichskanzlei; ſie beſtand ſchon unter Ferdinand II. und war im J. 1712 die Kammer-Capelle der Kaiſerin Witwe Eleonore Magdalena Thereſe, Mutter Joſephs I. und Carls VI. Sie verſchwand im J. 1786 und wurde zur Vergrößerung der Wohnung Kaiſers Franz II. (oder I. als öſterr. Kaiſer) als Kronprinz und ſeiner erſten Gemahlin Eliſabeth von Würtemberg verwendet.

Auch der Amalienhof hatte ſeine Capelle. Sie lag Anfangs gegen die Baſtei, wurde ſpäter in den Schwibbogen gegen die Reichskanzlei übertragen und im J. 1700 von Leopold II, der im Amalienhofe reſidirte, zur Vergrößerung ſeiner Wohnzimmer verwendet. Sie ging unter der Regierung ſeines Sohnes und Nachfolgers Franz I. ein.

Gegenwärtig beſitzt die Burg zwei Capellen. Jene im Schweizerhofe iſt die größere und eigentliche Burgpfarrkirche, ſie wird auch als ſolche zum gewöhnlichen Gottesdienſte gebraucht. Sie iſt ſehr alt und ſtammt von Herzog Rudolph dem Stifter her, der noch bei Lebzeiten Albrechts des Weiſen (oder Lahmen) das Zimmer in der Burg, worin er im J. 1357 geboren wurde und welches ſich im damaligen großen Thurm nächſt dem Widmerthore befand, in eine Capelle verwandelte, die er allen Heiligen weihte, weil Rudolph an dieſem Tage das Licht der Welt erblickt hatte. Er befreite die Beſitzungen und Holden der Capelle von allen Abgaben und Gerichten, und ſtiftete dabei im J. 1359 mit Zuſtimmung des Papſtes Innocenz VI. eine Collegialkirche mit einem Probſt, 24 Chorherrn und 36 Hilfspriеſtern.

Da der neuen Capelle enger Raum weder zu dieſer großen Stiftung noch überhaupt zu dem glänzenden Hofe paßte, ſo überſetzte Rudolph dieſelbe nach St. Stephan.

Auch der zweite König Albrecht, die Luſt und Freude ſeiner Völker, ſoll eine Capelle erbaut haben, deren Standpunkt aber unbekannt iſt. Die jetzt ſtehende Capelle iſt ohne Zweifel jene, welche Friedrich III. auf dem Grunde der vorbeſagten Rudolphiniſchen erbauen und im J. 1449 einweihen ließ. Was daran bis zur Zeit ihrer Regierung ſchadhaft geworden war, ließ Maria Thereſia 1748 im alten gothiſchen Style glücklich wieder herſtellen; deßhalb ſtört den Kenner wenig Fremdartiges in der kleinen, hinter dem Altare dreiſeitig geſchloſſenen Capelle.

Von Außen iſt vom alten Baue nur noch die Altar-Vorlage mit zwei hohen Strebepfeilern und zwei ſteinernen Fürſten-Statuen unter Baldachinen ſichtbar, die aus den Fenſtern des hierſeitigen Bibliothekganges, wohin man mittelſt der Redoutenſaal-Stiege gelangt, gut überſehen werden können. Alle übrigen Theile der Capelle ſind verbaut.

Das ſchöne Crucifix auf dem Hochaltar iſt ein Werk der Meiſterhand Raphael Donner's und das Altarblatt malte Fetti aus Mantua. Die drei Seitenaltäre ließ Maria Thereſia errichten und den 8. Sept. 1748 durch den Biſchof von Tournay in den Niederlanden, Franz Grafen von Salm, einweihen; dieſer fing ſogleich nach der Vollendung des Ausbeſſerungsbaues in der Capelle den Gottesdienſt wieder an, indem er das erſte h. Meßopfer an dem Hochaltare verrichtete.

Der Profeſſor Hubert Maurer erhielt vom höchſtſeligen Kaiſer Franz I. den Auftrag, für die Capelle zwei Bilder zu den Seitenaltären zu malen, nämlich den h. Johann den Täufer in der Wüſte und die h. Katharina. Da Maurer aber nicht im Stande war, in der beſtimmten kurzen Zeit beide Bilder zu malen, ſo wurde nach ſeinem Vorſchlage Füger angewieſen, eines dieſer Bilder zu malen und dieſer wählte den Johannes.

Am 2. Dezember 1463 wohnte Friedrichs III. unruhiger Bruder, Albert, zwiſchen

5 und 6 Uhr früh in dieser Capelle der h. Messe bei, gegen deren Ende ihm so schlimm wurde, daß er verschied, bevor man ihn in seine Gemächer bringen konnte.

Von allen Trauungen, welche in der Capelle mit Personen, die nicht zum Regentenhause gehörten, vollzogen wurden, behauptet jene des Freih. Sigmund von Dietrichstein, des Kaisers Maximilian I. geheimer Rath mit Barbara, Tochter des Freih. Georg von Rotthal, obersten Land- und der Infantin Maria, Oberstthofmeister, die erste Stelle. Diese Verbindung ist in der Geschichte unter dem Namen der Dietrichstein'schen Hochzeit bekannt und durch ein Gemälde verewigt, wovon in Hormayr's Taschenbuch eine Abbildung mitgetheilt wird. Die Vermählung geschah den 22. Juli 1515 an demselben Tage, an welchem bei St. Stephan die Doppelheirath zwischen einem Enkel des Kaisers mit Anna von Ungarn und dem Prinzen Ludwig von Ungarn mit des Kaisers Enkelin vollzogen worden war. Es war dabei der Kaiser Max, die zwei Könige von Polen und Ungarn, der königl. Prinz Ludwig, die zwei bräutlichen Prinzessinen, zwei Kardinäle, 13 Bischöfe, 16 Fürsten u. s. w. gegenwärtig. Sigmund von Dietrichstein ward vom Kaiser und dem König Wladislaw von Ungarn zur Trauung geführt, zwischen welchen zwei Fürsten die freiherrliche Braut an der ungemein glänzenden Tafel saß.

Den 6. Jänner 1696 erhielt darin der türkische Befehlshaber zu Novigrad, genannt mit der silbernen Hand, der bei der Belagerung von Ofen gefangen genommen wurde, mit seiner Frau die Taufe. Da der Kaiser und die Kaiserin Pathen waren, so erhielten die Täuflinge die Namen Leopold Joseph und Magdalena.

Den 26. Dezember 1782 legte darin die Prinzessin Elisabeth von Würtemberg, Braut des Erzherzogs Franz (des höchstseligen Kaisers) feierlich das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Die zweite Capelle liegt im Leopoldinischen Trakte am nördlichen Ende des Controlergangs, sie führt die Namen der kleineren, der St. Josephs- oder nach der letzten Einweihung der St. Michaels- so wie auch der Kammer-Capelle, und wird nur bei besondern kirchlichen und andern feierlichen Gelegenheiten z. B. in der Charwoche zum h. Grabe u. s. w. gebraucht. Das schöne Hochaltarblatt ist von Carlo Maratti und die Gemälde der Seitenaltäre sind von Peter Strudel, dem Direktor der Akademie der bildenden Künste und Erbauer des Strudelhofes in der Währingergasse; die zwölf Apostel von Ant. Franz Maulbertsch. Im J. 1772 ließ die Kaiserin Maria Theresia diese Capelle neu herstellen, und den 29. Sept. durch den Kardinal Migazzi, zu Ehren des h. Joseph, einweihen.

Capistran.

Noch ist am Stephanskirchhof zu seh'n der Stuhl von Stein,
Darauf der Capistranus mit Hohn' und heil'gem Schein;
Doch wenn auch wär zerfallen sein Bild an jedem Ort,
Was er mit Gott verübet, lebt wohl für alle Zeiten fort.
(J. B. Vogl.)

Als Fastenprediger zu Venedig allbekannt, ging Johann von Capistran, als Legat des Papstes, als Kreuzprediger wider die Türken und als Großinquisitor gegen die wiklef-hussitischen Lehren nach Deutschland und wurde den 31. Mai 1451 zu Neustadt von Friedrich III. und von dem Prinzen Ladislaus feierlich empfangen. Der Ruf seiner Wunder zog aus allen Thälern und von allen Bergen eine große Volksmenge in seine Nähe.

Als er am Wienerthore zu Neustadt vom Kaiser Abschied nahm, und ohne jede Begleitung, in seiner armseligen Kutte, ohne einen Pfennig Geld und blosfüßig, nur das Kreuz in seiner Hand, am 6. Juni

1451 nach Wien ſich aufmachte, war Alles, was in der Gegend lebte, auf ſeinem Weg. — In Wien empfing ihn die Hochſchule und der Magiſtrat am Kärntnerthore und begleiteten ihn in das Kloſter ſeines Ordens, der Franziskaner auf der Laimgrube.

Seine erſte Predigt bei St. Stephan über die Worte Jeremiä: »A. a. a! Mein Herr und Gott! ich kann nicht reden, denn ich bin nur ein Kind!« war von ſo unwiderſtehlicher Kraft, daß die zahlloſen Zuhörer von ſeiner lateiniſchen Rede, die ſie nicht verſtanden, weit mehr ergriffen wurden, als durch die deutſche Verdolmetſchung; der paniſche Schrecken vor den Türken verſchwand und man zweifelte nicht, ſie unter dem Kreuzbanner dieſes Wundermannes nach Aſien zurückzujagen.

Sein Wort wirkte ſo ſtark, daß mehrere der ausgezeichnetſten Lehrer der Univerſität, mehrere mächtige Barone, darunter der reiche Herr von Volkſtein, ein Jugendgeſpiele des Prinzen Ladislaus, und nach einer beſonders erſchütternden Predigt fünfzig Jünglinge auf einmal die Welt verließen und in den Franziskanerorden traten.

Der Kaiſer und der Magiſtrat räumten ihm das Clarenkloſter bei St. Theobald auf der Laimgrube ein, und der Probſt Simon von Kloſterneuburg das dortige Kloſter der Dominikanerinnen, welches ſie Armuthshalber verlaſſen hatten, und in welchem Capiſtran's Kelch bis zur Aufhebung als ein theures Kleinod aufbewahrt wurde. Die Stadt St. Pölten beſchloß nach Capiſtran's Beſuch ebenfalls die Errichtung eines Franziskanerkloſters. Der dortige Bürger, Johann Lieberſchneider, gab dazu Haus und Grund her, worin er, obgleich achtzigjährig, ſelbſt als Ordensbruder eintrat. Er ſtarb daſelbſt in einem Alter von 103 Jahren und vermachte dem Kloſter ſein ganzes Vermögen.

Capiſtran predigte 28 Tage in Wien, dann wendete er ſich nach Brünn und von dort nach Ungarn. Von allen Seiten ſammelten ſich Kreuzfahrer um ihn, und Wien unterſtützte ſie freigebig mit Geld, mit Lebensmitteln und mit Schiffen. An der Rückſeite des St. Stephansdoms, gegen die Schulerſtraße zu, iſt noch der ſteinerne Predigtſtuhl zu ſehen, von dem herab der mächtige Redner zu dem Volke ſprach. Dieſe merkwürdige Kanzel, über welcher der gewaltige Redner in einer himmliſchen Glorie in Lebensgröße angebracht iſt, wurde erſt 1843 vollſtändig reſtaurirt und ſteht jetzt in ihrer urſprünglichen Geſtalt vor uns.

Den 21. Juli 1456 geſchah ein Hauptſturm der Türken auf Belgrad. Sultan Mahomed II. lag mit 160,000 Mann vor dieſer durch den berühmten Hunyad vertheidigten Feſtung. Die Beſatzung durch ihn und Capiſtran zur höchſten Tapferkeit entflammt, leiſtete den hartnäckigſten Widerſtand. Der Sultan hatte geſchworen über die Trümmer von Belgrad nach Ofen zu ziehen, und dort in der alten ungariſchen Königsburg ſein Mal zu halten. Er beſchoß die Stadt aus 300 Bombarden, ſo daß man in dem 20 Meilen entfernten Szegedin den Donner des Geſchützes hörte.

Mit Sonnenuntergang des obigen Tages waren die untere Stadt und die äußere Feſtung in ſeiner Gewalt. Mit Wuth ſtürmten die Türken gegen das obere Schloß und alles ſchien verloren. Schon ſendete Hunyad einen Theil der Beſatzung über die Sau, den Rückzug gegen Semlin zu decken, als Capiſtran mit dem Kreuze und einem Schwerte in den Händen herbeiſtürzte, und die Truppen wieder in das Gefecht führte. Er warf die Feinde zurück, ließ die in den Gräben befindlichen durch hinabgeſchleuderte, brennende Reisbündel erſticken und rettete ſo das Schloß. Nun ließ er alle Glocken läuten, die Fahne des Kreuzes wehen und ſtürzte an der Spitze von höchſtens 3000 Mann aus der Feſtung, um 160,000 Tür-

ten im freien Felde anzugreifen. Zugleich machte Hunyad an der andern Seite einen Ausfall. Die Türken wurden bis in ihr Lager verfolgt, 24,000 blieben auf dem Schlachtfelde, und der Sultan selbst ward verwundet. Er hob in der Nacht die Belagerung auf und floh bis nach Sophia. Das ganze Lager mit allen Kriegsgeräthen ward die Beute der Sieger.

Capitano.

So wurde eine alte Theaterfigur genannt, deren Ursprung schon in den Raufbolden und Maulhelden aus Klein-Asien zu suchen ist, die Terenz und Plautus aufstellen. Italiener und Spanier gaben diesem Charakter auf der Bühne die größte Ausdehnung.

Der Matamore, Capitano Spezzafer und Spavento sind Abarten desselben und auch der deutsche Hauptmann Daraboridatumtoribes des Gryphius aus ihm entstanden. Immer ist der Capitano ein Ausländer. In Italien ein Spanier, in Frankreich ein Italiener und das Prahlerisch-Lügnerische sein immer wiederkehrender Charakter.

Raupach in den Brautführern und Bauernfeld in dem Musikus von Augsburg haben in neuester Zeit vergeblich dem Capitano wieder zu beleben versucht. Er wurzelt nicht mehr im Leben des Volkes. Am besten hat ihn Adolph Bäuerle in seinem Rummelpuff in der falschen Prima Donna dargestellt. Das Costüm des Capitano war sehr verschieden, ein überlanger spanischer Stoßdegen, ein großer Schnurbart und ungeheure Sporen, aber bezeichnend. Folgendes Quattrain findet sich unter einer seiner vielen Abbildungen:

Ce capitaine fait grand éclat,
Et sa valeur est si parfaite,
Qu'il est des derniers au combat,
Et des premiers à la retraite.

Capuziner.

I. Kirche und Kloster zu St. Ulrich.

Dieses Kloster war das älteste dieses Ordens in Österreich. Der Prager Bischof Sbignew Berka hatte sich wegen zunehmender Ketzerei einige Väter dieses Ordens von Clemens VIII. erbeten. Der Papst schickte ihm im J. 1599 unter der Leitung des berühmten, von Pius VI. in der Zahl der Seligen versetzten Paters Lorenz von Brundus eine Colonnie des Ordens von zwölf Priestern, die auf der Reise der in Böhmen herrschenden Pest wegen in Wien bleiben mußten, wo sie bei den Minoriten in der Stadt so lange untergebracht wurden, bis sie vom Erzherzoge Mathias und dem Kardinal Clesel ein Haus in der Vorstadt St. Ulrich erhielten.

Weil aber darin zehn von ihnen erkrankten, so verschaffte ihnen der Freiherr Ernst von Molard und der Italiener Alexander Zazara in der Stadt eine bequeme Wohnung.

Hierauf verhalf ihnen der Freiherr von Molard von Rudolph II. die Bewilligung, in Wien ein Kloster errichten zu dürfen und kaufte ihnen bei St. Ulrich so viel Grund, als zur Erbauung eines Klosters und einer Kirche, so wie zur Anlegung eines Gartens erforderlich war.

Im Beisein des Erzherzogs Mathias und des Bischofs von Neutra, Franz Forgatsch, ward im J. 1600 mit dem Bau der Anfang gemacht und in Kurzem stand die neue Stiftung vollendet da. Gleichzeitig ließen sie sich auch in Prag und Grätz nieder, und zählten Jünglinge der angesehensten Häuser, Colloredo, Lamberg, Magnis u. a. unter ihren Mitgliedern.

Leider wurde alles zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken 1683 in Asche gelegt und unweit seines Schuttes prangte Kara Mustaphas auf mehrere Millionen geschätztes Zelt mit der heiligen Fahne.

Der kaiſ. Feldmarſchall, Graf Johann Carl Serenyi ſtellte aber 1684 Kloſter und Kirche wieder her, und wählte dieſe zur Grabſtätte ſeines Hauſes. Er ruht als zweiter Stifter auch darin neben dem Freiherrn von Molard, dem das Kloſter ſeine erſte Entſtehung verdankte.

Das Jahr 1784, folglich gerade ein Jahrhundert nach dem Wiederaufbaue, löſte auch unter Joſeph II. das Capuzinerkloſter am Platzl ſich auf, und im J. 1810 übergab es Franz I. den Mechitariſten. (S. d.)

2. Kirche und Kloſter in der Stadt.

Die betrübten Tage, die Kaiſer Mathias durch Religion- und Bürgerzwiſt und harten Unfrieden im eigenen Hauſe erlebte, ließen ihm und ſeiner kinderloſen Gemahlin Anna, Erzherzogs Ferdinand von Tirol Tochter, keine andere Friedenshoffnung mehr, als im Tode, und es war nur die Sorge für Ihre Ruheſtätte, womit Sie ſich unaufhörlich beſchäftigten. Dieſes Mißgeſchick erklärt es zur Genüge, warum Mathias, das Nichts alles Irdiſchen tief fühlend, ſich und ſeinen Nachfolgern das Haus der Armuth und Demuth zur letzten Ruheſtätte erkor.

Kaum hatte das kaiſerl. Ehepaar dieſen Wunſch ausgeſprochen, ſo ſtarb die Kaiſerin. In drei Monaten folgte ihr Mathias. — Sobald die Schlacht am weißen Berge bei Prag ſeine drangvolle Lage etwas geändert hatte, dachte Ferdinand II., Teſtaments-Exekutor der Kaiſerin Anna, daran, den von Mathias zum Kloſterbaue beſtimmten alten Schaumburgerhof, am neuen Markte, den Wohnſitz der erloſchenen reichen Grafen dieſes Namens, nach welchen auch der Schaumburgergrund genannt wird, und das dahinter gelegene, zur nahen Stallburg gehörige Sattel- und Zeugmagazin, die vorige ſogenannte Zaunburg dazu herzugeben.

Am 8. Sept. 1632 wurde in Gegenwart des ganzen Hofes der Grundſtein gelegt, vom Kardinal Dietrichſtein das Kreuz geweiht, und am Fuße desſelben dem Fürſten Carl von Lichtenſtein und dem Grafen Helfried von Weggau das goldene Vließ vom Kaiſer umgehängt.

Es dauerte gleichwohl ein Jahrzehend bis Kirche, Kloſter und die Kaiſergruft (S. d.) vollendet war. Den 20. Mai 1691 brannte das Kloſter größtentheils ab, nur die Kirche und die Nebenhäuſer blieben von den Flammen verſchont.

Am 13. Auguſt 1699 ſtarb hier der beim Volke im Rufe eines Wundermannes ſtehende Capuziner, Markus Avianus, der beim Entſatze Wiens 1683 die Fürſten geſegnet hatte und dem Herzog Carl von Lothringen ſo theuer war, daß er ihn auf ſeinen meiſten Feldzügen begleiten mußte. Die Damen plünderten alle Gärten Wiens, um die Leiche des frommen Paters auf lauter Roſen zu betten. Nur mit Mühe wehrte die kaiſ. Garde den ungeheuren Zulauf in der Capuziner-Sakriſtei ab. Leopold I. ſelbſt hatte ſeinen alten Freund die Augen zugedrückt und ward nur mit Mühe abgehalten, ihn in der kaiſ. Gruft beiſetzen zu laſſen. Es beſteht von dieſem Fürſten folgendes Chroniſticon auf Aviano's Grab:

Patrl MarCo De aVIano Vero IesV eorVo
reqVIes et LVX perpetVa.
(obiit 13. Aug. Viennae)
Petrl MarCo ab aVIano CapVCIno ConCIonatorI eVangeLICIs VIrtVIbVs eXornato
Viennae aVstrIae In oCVLo DoMInI aVI
aVaVIter eXpIranti
LeopoLDVs aVgVstVs aVgVsta eVa fILII-
qVe Moesti posVere.

Im J. 1751 wurde in der dortigen Capelle vom Hofe der koſtbare marmorne Altar errichtet; am 25. April das Muttergottesbild Tröſterin der Betrübten, in einer Prozeſſion am neuen Markte herumgetragen und auf dieſen Altar aufgeſtellt.

Am 1. Febr. 1782 fand die Regierungs-Kommission in den unterirdischen Räumen dieses Klosters vier Patres, wovon einer 11 Jahre, der andere 13, der dritte 16 und der vierte mit Namen Frater Memesian 53 Jahre gefangen gesessen hatte.

In dieses Kloster wurde 1783 der bekannte Schriftsteller Ignaz Aurelius Feßler übersetzt, welcher zehn Jahre vorher in Medling in den Orden getreten war. Eigensinn von seiner und Intoleranz von der andern Seite verleidete ihn den dortigen Aufenthalt, und unterstützt von Joseph II., der ihn zum Lektor ernannte, verließ er das Kloster, um nach einem abenteuerlichen Leben zu Sarepta als evangelischer Bischof zu sterben.

Unter Joseph II. wurde ein Theil des Klosters und sein ganzer Garten zu Wohnungen verbaut, der Gottesdienst in der Gruft eingestellt, sie selbst verschlossen gehalten und der Altar in die Kirche herauf übertragen, gegenüber der kais. Capelle. Neben diesem Altare ruht der vorgenannte Freund Leopolds I., der Seher und Wundermann J. Markus Avianus.

Die gegenüber dem Eintretenden zur Linken stehende kais. Capelle weiset die Standbilder des Kaisers Mathias, seiner Nachfolger der beiden Ferdinande und des römischen Königs Ferdinand IV. — Der in Rom gebildete Capuziner Norbert Baumgartner versah diese Kirche mit Altarblättern und blieb nicht ohne Einfluß auf die Kunstschule seiner Vaterstadt Wien, denn Professor Maurer war unter seinen Schülern. Besonders gelungen ist Norberts Opferung Mariä. Das schöne Altarblatt in der kais. Capelle ist von Gabriel Matthäi aus Rom und zwei große Altarblätter für die öffentlichen Andachten zu Mariä Verkündigung und Weihnachten bestimmt, sind eine Kunstarbeit von Ludwig Schnorr. Die neben der Kirche befindliche, sogenannte Schatzkammer ist nur reich an Reliquien, von verschiedenen Päpsten den Kaiserinnen und Erzherzoginnen geschenkt, an Arbeiten in Sammt und Seide von den Kaiserinnen Anna, Amalia und Theresia, an Arbeiten in Elfenbein, Holz und Silber, von der Hand Maximilian II. und Leopold I. — Infel und Stab und ein alterthümlich gestickter Beutel, letzterer von der frommen Sage, Ungerns großer Bekehrer und Reformator dem h. König Stephan, erstere dem h. Rupert zugeschrieben, der von Regensburg bis tief in Pannonien die Leuchte des christlichen Glaubens und milder Sitten getragen, und in der alten Juvavia seinen Sitz aufgeschlagen hat; eine bizantinische Monstranz aus der nun in einer Moschee verwandelten Sophienkirche; ein kleiner Hausaltar aus Bernstein von der Ostsee zum Geschenke Leopolden I. dargebracht vom Churfürsten Friedrich von Brandenburg, als ihm, vorzüglich durch Österreichs Unterstützung, der preußische Königstitel zu Theil geworden und die Köpfe der Apostelfürsten Peter und Paul, aus vielfärbigem äußerst künstlich auf Holz aufgetragenem Tuchschererstaube zusammengesetzt. (Siehe Kaisergruft).

Capuzinerquelle bei Und.

Das oft gehörte Volkssprichwort, welches Fremden auch als Räthsel aufgegeben zu werden pflegt „Krems und Stein" seien drei Orte, rührt bekanntlich daher, daß das ungefähr in der Mitte zwischen beiden Städten liegende Capuzinerkloster und jetzige Militärspital den Namen Und führt.

In einem benachbarten Weinberge dieses Kloster fand ein Bauer im J. 1495 eine Quelle des reinsten Wassers, welches sich in kurzer Zeit als ein wirksames Heilmittel wider die damals grausam wüthende Pest, und gegen die eben zu jener Zeit sich verbreitende Syphilis galt. Die Quelle ward eingefangen, ein Heiligenbild dabei aufge-

richtet und das Waſſer um theures Geld wie Balſam verkauft.

Der Ruf dieſes Brunnens verbreitete ſich ſo ſchnell, daß in dem Zeitraume von 1498—1519 jährlich mehr als 20,000 Menſchen dabei Heilung ſuchten. Daß auch viele ſie wirklich fanden, dürfte aus dem Umſtande hervorgehen, weil noch Weißkern in ſeiner Topographie von Niederöſterreich ſagt, dieſes Waſſer ſei zu ſeiner Zeit für theures Geld erkauft worden.

Nach einiger Zeit ging für den Verkauf dieſes Waſſers ſo viel ein, daß die Aufmerkſamkeit des Grundherrn rege wurde; der Biſchof von Paſſau erhob Anſprüche, die landesfürſtliche Kammer ebenfalls, welche endlich aller Proteſtation der guten Väter im Kloſter Und ungeachtet, ſich veranlaßt fand, aus guten Gründen Beſitz von der Quelle zu nehmen.

Später verlor ſich jedoch allmählig der Glaube an die Heilkraft des Brunnens, und heute dient er blos zur Bewäſſerung ſeiner Umgebung.

Carl (Schauſpieler und Theater-Direktor).

Dieſer in beiden Beziehungen ausgezeichnete Mann wurde in Krakau den 8. Okt. 1791 geboren. Obſchon von Geburt nicht zur Bühne beſtimmt, entwickelte ſich in ihm doch ſchon frühe ein ſo mächtiger Drang hierzu, daß man ihn mit Recht einem, für die Schauſpielkunſt durch Talent Berufenen nennen kann. Er wurde in der Militär-Schule zu München und ſpäter in der Ingenieur-Akademie zu Wien erzogen, trat 1805 in öſterr. Militär-Dienſte, machte als Officier die Feldzüge 1805 und 1809 mit, in welchem letzteren er als Parlamentair abgeſchickt und in Mantua als Geißel zurückbehalten wurde. Carl dürfte der einzige, in Wien lebende Mann ſein, welcher der Exekution des heldenmüthigen Andreas Hofer in Mantua als Augenzeuge beiwohnte.

Im J. 1811 verließ er, aus Neigung zu einem Mädchen vom Theater, die militäriſche Laufbahn und widmete ſich der Schauſpielkunſt. Er betrat im Juni 1811 zum erſten Male in München das 2. Hoftheater (damals im Herzoggarten) und entwickelte ſeine reichen Gaben ſo ſchnell, daß er nach Jahresfriſt ſchon als Regiſſeur bei dem neuerbauten Hoftheater am Iſarthore angeſtellt wurde.

Bald darauf ernannte ihn König Max. Joſeph zum Direktor dieſer Hofbühne, welche ihm 1823 auf eigene Rechnung übergeben wurde.

Im J. 1813 verehelichte er ſich mit der rühmlich bekannten Schauſpielerin, Margaretha Lang, und das kunſtſinnige Publikum Münchens zählte dieſes Künſtlerpaar zu ſeinen erſten Lieblingen. Auf mehreren Ausflügen zu Gaſtſpieldarſtellungen nach Wien, Prag, Frankfurt, Carlsruhe, Mannheim ꝛc. errangen ſie ſich Lorbeern und nicht unbedeutenden pekuniären Gewinn.

Im Sommer 1825 fand Carl in einem Tagsblatte, daß, wegen Mangel an Beſuch, das Theater an der Wien, mit deſſen Beſitzer, dem Grafen Ferdinand Palffy er wegen Gaſtrollen unterhandelt hatte, geſchloſſen ſei. Carl verfiel auf dem Gedanken, mit ſeiner eigenen Geſellſchaft auf der geſchloſſenen Bühne Gaſtvorſtellungen zu geben. — Raſch in ſeinen Entſchlüſſen, reiſte er ſchon den folgenden Tag nach Wien, pachtete das Theater an der Wien vom Grafen Palffy für einige Monate, und traf ſchon zu Anfang Auguſts mit ſeiner vollſtändigen Truppe in Wien ein.

Das Neue und Originelle der Sache, mehrere ausgezeichnete Künſtler, welche ſeine Geſellſchaft zierten und vorzüglich ſein eigenes Talent als Schauſpieler, wie als Arrangeur, verwandelten dieſe Bühne ſchnell in ein

Theater de préférence; denn man strömte täglich in Massen dahin. Die im Oktober desselben Jahres in München eingetretene Landestrauer wegen dem Ableben des Königs, gestattete Carln, seinen Aufenthalt in Wien bis Mai 1826 zu verlängern, worauf er seine Gesellschaft, von welcher mehrere Mitglieder bei den Hofbühnen in München angestellt waren, wieder zurück brachte. Da man das Isarthor-Theater andern Zwecken widmete, so erhielt er die Erlaubniß, seine und seiner Frau Pensten im Auslande genießen zu dürfen, worauf er nach Wien kam, wo er seit 1827 als Pächter und Direktor dem Theater an der Wien ehrenvoll verstand.

Dabei zum wohlhabenden Mann geworden, scheuete Carl auch keine Opfer, wenn es galt, dem Publikum seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Welche bedeutende Summen für wohlthätige Zwecke er während dieser Zeit abgeliefert hat, ist bekannt, und wie viel Gutes er aus eigenen Mitteln gethan und noch thut, kann um so weniger unberührt bleiben, weil es nicht selten mit Undank vergelten wurde.

Gegen Ende des Jahres 1838 kaufte er das Theater in der Leopoldstadt. Bei der Schwierigkeit, damals eine Anzahl beliebter Künstler an einer Privat-Anstalt sich verschaffen zu können, mußte Carl dieses Theater so lange als Filial-Anstalt behandeln, als er das größere und kostspieligere an der Wien in Pacht hatte; nachdem dieses aber im April 1845 in öffentlicher Feilbietung verkauft werden war, zog er mit dem Kern seines zahlreichen Kunstpersonals in die Leopoldstadt.

Die goldene Zeit des Theaterbesuchs hat seit mehreren Jahren durch die hunderterlei neu entstandenen Belustigungsorte und durch die Wohlfeilheit, womit sie dem Publikum geboten werden, sich bedeutend vermindert; allein Carls Anstalt besitzt noch immer mächtige Anziehungskräfte, und da sie überdies an einem der bevorzugtesten Plätze der Kaiserstadt sich befindet, so konnte man von seinem gebildeten Geist und richtigen Takte mit Recht erwarten, daß er dem von Außen und Innen veralteten Theater eine neue Gestaltung geben werde.

Er ist auch entschlossen, ein neues, schönes Gebäude an die Stelle des alten aufzuführen; aber auch bis zu diesem Zeitpunkt, dem noch einige verzögernde Umstände im Wege stehen, konnte Carl aus Achtung und Dankgefühl für seine Gönner sich nicht überwinden, das Haus in seinem veralteten Zustande zu lassen. Er sperrte es während sieben Wochen, und hat in dieser Spanne Zeit das Unglaublichste geleistet. Von Außen zu einem neuen, eleganten Gebäude umgewandelt, übertreffen die innern Einrichtungen Alles, was Geschmack und Eleganz nur immer zu leisten vermögen. Es ist gleichsam zum Ton geworden, sich in diesem freundlichen Salon einzufinden, wo man die schönsten Damentoiletten und die ersten Elegants der Hauptstadt erblickt. Auch Jene, die sich nur erheitern wollen, müssen in Carls Theater gehen, wo er, Scholz und Nestroy in unerschöpflicher Laune wirken. Carl hat sich durch seine unermüdliche Thätigkeit ein bedeutendes Vermögen erworben; mancher an seiner Stelle würde dabei wohl von den gehabten Mühen ausruhen und die Früchte ihrer Talente in Ruhe genießen; nicht so Carl. Er lebt nur in seinem Geschäfte, sein reger Geist muß schaffen und wirken. Ward er auch oft verkannt und verunglimpft; denn welcher Mann von Genie wird das nicht, — so wird doch Jeder, der ihn näher kennt, nicht nur seinen ausgezeichneten Verstand, seine Energie, seine Einsicht und seinen Takt bewundern, sondern auch seinen redlichen Charakter und seine männliche Consequenz schätzen. Wir halten Carls theatralische Laufbahn noch lange nicht für geschlossen, und glauben, daß dieser Bühnenleiter par

excellence noch bedeutende Erſcheinungen in der Theaterwelt hervorbringen wird.

Carl V.

Titian's Porträt dieſes Fürſten in der kaiſ. Gemälde-Sammlung im Belvedere iſt das trefflichſte und gelungenſte aller Abbildungen desſelben. Das Gemälde iſt höher als 6 und breiter als 5 Fuß und ſtellt den Monarchen in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht, in der rechten Hand ein weißes Schupftuch haltend, vor. Oben lieſt man:

Carolus V. Imp. An. Aeta. 50. MDL.
TF. (Titianus faciebat.)

Carl V. iſt einer der merkwürdigſten Fürſten, von welchem einer ſeiner Zeitgenoſſen ſagt:

„Er hat 40 Reiſen verrichtet, als: neun in's Deutſchland, ſieben in Italien, zehn in's Niederland, vier in Frankreich, zwei in England, ſechs in Spanien und zwei in Afrika. Achtmal iſt er über das mittelländiſche und dreimal über das deutſche Meer gefahren, wie Meteranus ſchreibt im erſten Buch der niederländiſchen Hiſtorien. Sein letzter Durchzug war gegen Metz, welche Stadt er aber nicht erobern konnte, daher einer dieſe Verſe machte:

Ni Metz, ni Maurix, ni Mauritania, ni Magd.,
Ni mors, quid multis? fueram per singula felix.

Er war ein mächtiger, verſtändiger Kaiſer, der allenthalben iſt geehret und gefürchtet worden, und dem zu Ehren einer dieſes Lob geſchrieben:

Carole, mortales dubitant, homo sisne, Deusve.
Sunt tua sceptra hominis, at tua facta Dei.

Der berühmte Dichter Sabinus ſagte von ihm:

Quo major valideque potentior armis
Nullus ab Augusti tempore sceptra tulit.

Sein Symbol war: Plus ultra! worüber die Verſe gemacht wurden:

Vis ultra? est ultra non est quo progrediaris,
Nil ultra est Aquilae Imperiique decus.

Er iſt in Hiſpanien im Kloſter St. Juſt den 21. September 1558 geſtorben, und Anfangs zu Granada begraben worden. P. de Lancré, königl. franz. Rath ſchreibt in ſeinem Buche: Le Lâvre des Princes (Seite 398), es ſei ihm folgendes Epitaphium gemacht worden:

Hic jacet intus, Carolus Quintus,
Vae qui transitis per ibi, Orate pro alibi,
Et si estis mille, Orate pro ille,
Et dicite bis aut ter, Ave Maria et Pater noster.

Aber es iſt nicht wohl zu vermuthen, daß man einem ſo ungelehrten Geſellen vertrauet habe, dieſem hohen Potentaten ſo unſauber Latein zu ſeiner Grabſchrift zu nehmen. Glaublicher iſt, was Zierikius aus Hipolyto Capilupo ſetzet und ſo lautet:

„Europae domuit tollentes cornua Reges
Carolus, atque Asiae terror et horror erat.
Et pedibus Libyam calcavit, victor et illi
Innumeras victus praebuit Indus opes.
Deinde sibi frenum injecit, fratrique regendum
Imperium, et Nato caetera regna dedit.
Atque ait, a nobis et honores temnere et unum hoc,
Discite Mortales: Pulvis et umbra sumus."

Nachdem ſein Sohn, Philipp II. das Kloſter St. Lorenz im Dorfe Escurial in Neu-Caſtilien gebauet hatte, ließ er ſeines Vaters Gebeine von Granada dahin führen und mit folgender Grabſchrift in lateiniſcher Sprache verſehen:

„Carl V. Röm. Kaiſer und Mehrern des Reichs, dieſer Königreiche, beider Sicilien und Jeruſalem König, Erzherzogen zu Öſterreich, ſeinem theuerſten Vater, hat ſein Sohn Philipp dieſes aufgerichtet. Es liegen auch hier des Kaiſers Gemahlin Eliſabeth und ſeine Tochter Maria, ſammt ſeinen beiden Schweſtern Eleonora und Maria, jene in Frankreich, dieſe in Hungarn Königin."

Carl hat sich wenig in Wien aufgehalten; bei seiner kurzen Anwesenheit daselbst ließ der spanische Hauptmann Martin Ignaz Barbuda, vom Regimente Alcantara, sich eine hochtönende Grabschrift setzen, worin der Satz vorkommt, in dem Herzen des Hingeschiedenen habe nie eine Anwandlung von Furcht Eingang gefunden. Als Carl V. dieses las, sagte er: »Ich glaube, daß dieser Ritter ohne Furcht nie ein brennendes Licht mit einem Finger angerührt hat.«

Auf Carls Zepter stand ein Männchen mit einer Tafel, worauf das Wort: Sto (ich stehe) stand. An den Fußsohlen des Bildes nagten zwei Mäuse, wobei geschrieben stand: Jacebis (du wirst fallen).

Carl der Kühne.

Die kaiserliche Bildergallerie besitzt von diesem merkwürdigen Fürsten von Hanns Holbein dem Jüngeren ein meisterhaftes Bildniß (auf Holz, 3 Fuß hoch, 2 Fuß 4 Zoll breit). Der Herzog ist darauf in halber Figur und in Lebensgröße und zwar im Profil vorgestellt. Er ist im Staatskleide mit dem goldenen Vließ umhangen, und trägt einen großen, runden Hut, woran vorne ein goldenes Schildchen mit den Bildnissen zwei... Heiligen angebracht ist.

Carl von Burgund wurde am 10. Nov. 1433 zu Dijon geboren. Walter Scott hat uns in seinem »Quentin Durvard« die ungestüme Tapferkeit, die große Prachtliebe und die wilde Leidenschaftlichkeit dieses Fürsten wahr beschrieben. — Schon vor dem Tode seines Vaters (1467) machte er sich als Graf von Charolais durch wilde Kampflust bekannt und sein ganzes Leben bestand aus Kriegen, besonders gegen den schlauen König Ludwig XI. von Frankreich. Der Krieg gab ihm auch in der Schlacht bei Nancy gegen die Schweizer im J. 1477 den Tod.

Sein Hof war der glänzendste in Europa; das Ritterwesen fand in ihm einen seiner eifrigsten und letzten Beschützer und man kann ihn neben Kaiser Max einen der letzten Ritter nennen.

Carlskirche.

Carl der VI. war der Stifter dieser Kirche und des dabei sich befindlichen Collegiums der Kreuzherrn mit dem rothen Sterne, kraft seines Gelübdes dem heil. Carl Borromä gethan, zur Abwendung der 1713 in Wien wüthenden Pest, die über 12,000 Menschen dahin raffte. Auf des Kaisers Befehl mußten am 22. Okt. dieses Jahres die Bürger, der Clerus und die Behörden sich in der St. Michaelskirche versammeln und von da sich in Procession nach St. Stephan begeben. Bei dieser Procession wurden die Reliquien des heil. Carl Borromä, von dem Fürst-Bischofe zu Wien begleitet, in die Metropolitankirche übertragen, und der Monarch, von dem ganzen Hofstaate und von sämmtlichen Ministern umgeben, folgte dem Zuge, warf im Dome an den Stufen des Hochaltars sich auf die Knie und that im Angesichte des ganzen Volkes das Gelübde, zu Ehren des heil. Carl eine neue Kirche in Wien zu erbauen.

Das feierliche Gelübde, welches der Fürst ablegte, dürfte, da es weniger bekannt ist, hier, als ein Denkmal jener Zeit und als ein Zeichen wahrer Pietät, mitgetheilt werden.

»Im Namen des einigen und allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes! Allerhöchster, unbegreiflicher, gerechter, langmüthiger und höchst barmherziger Gott! ich Carl, an dem Hochaltare dieser Domkirche knieend, erkenne und bekenne als dein Diener heute vor dir, daß ich und mein Volk vor dir gesündiget haben, also zwar, daß durch deine schwere Hand Verwirrung und Todesschrecken unter uns allgemein entstanden ist. Durch diese Strafe gewarnet, bitten wir dich um Vergebung unserer Sünden; denn eingedenk

deiner Barmherzigkeit, heilst du, was du schlägst, und führest wieder zurück, was du zur Todespforte hinführest. In Erkenntniß dieses deines gütigsten Willens, sage ich dir, als dem Herrn des Lebens, mit andächtigem Herzen Dank und hoffe ganz zuversichtlich, daß du, o Gott, unser Erretter, indem wir auf dich allein hoffen, unser Schild wider die Todespfeile sein und uns durch die Provinzen unseres Reiches mit dem Leben auch die vollkommene Gesundheit schenken werdest. Daher ich für mich und meine Familie, für meine Königreiche und Provinzen verspreche und gelobe, daß ich zur Vermehrung deiner Ehre und zur Aufnahme unseres heiligsten Glaubens eine neue Kirche, unter dem Titel des heiligen »Carl von Borromä« erbauen und Mittel und Sorge aufbieten werde, damit in dieser Kirche zu ewigen Zeiten um Abwendung der Pest in den österr. Staaten, nach mit der Glocke gegebenen Zeichen, täglich eine stille, am Donnerstage jeder Woche aber eine gesungene Messe gehalten werde, da auch zugleich Nachmittags der Rosenkranz mit fünf Absätzen und die lauretanische Litanei soll gebetet werden. Gleichwie ich ferner mich, meine Nachfolger und die Stände der Provinzen vor dir, o Gott der Herrlichkeit, zu Haltung dieses Sühnungsgelübdes verbinde, um dir für alle Wohlthaten zu danken, Vergebung zu erflehen und Abwendung der Übel zu erbitten, so will ich dich durch die unendlichen Verdienste Jesu Christi unseres Erlösers und Urhebers unseres Lebens, und durch die häufigen Verdienste der ohne Makel empfangenen Jungfrau Maria, der h. Joseph, Stephan des Königs, Wenzel, Adalbert, Veit, Januar, Leopold, Colomann, Maximilian, Florian, Egyd, Domitian, Cyrill, Methudius, Cassian, Vigilius, Hermagoras, Fortunatus, Achaz, Quirin, Modestus, Elisabeth, Hedwig, Theresia, Rosa, Rosalia und andere Schutzheiligen, fußfällig und inbrünstig gebeten haben, du möchtest dieses Opfer meines unterthänigsten Gelübdes dir, o Gott, mein Herr, gefallen lassen, und auf diesen dir gelobten Tempel, auf dieses Heiligthum, dessen Steine auch bei unserem Schweigen dein Lob ausrufen und verkünden werden, als auf das Zeichen des, zwischen dir und uns vermittelst deiner Gnade gemachten Bundes von deinem himmlischen Thron herabsehen, damit du, o großer Gott, in deiner großen Güte, dich unser erinnerst, und damit wir, deiner Befehle, Gerichte und wunderbaren Werke eingedenk, und frei von aller Furcht der Übel des Krieges, des Hungers und der Pest, sowohl die noch übrigen Personen unserer Familie gerettet, als auch nach unserem Wunsche unser Volk mit überflüssigem Segen von dir immer begabt sehen mögen; was ich Carl, der ich zur Haltung dieses Gelübdes verbunden bin, wünsche und hoffe.«

Den Entwurf der Kirche machte der große Meister, Johann Fischer von Erlach, von welchem alle großen Bauten Wien's aus jener Zeit herrühren. Philipp Martinelli leitete unter ihm die Ausführung.

Am 4. Februar 1716 legte Carl VI. persönlich den Grundstein und an der Stelle des Wiener Bischofs, weihte ihn jener von Neutra, Ladislaw Erdödy, am 28. October 1737.

Die vollendete Kirche ist unstreitig die prächtigste Wien's und auch imponirend durch ihre Lage auf einer Anhöhe jenseits der Wien, unferne der einstmaligen Stätte des ritterlichen Hofspitals zum heil. Geist und heil. Anton.

Auf elf steinernen Stufen steigt man zu dem auf sechs Säulen korinthischer Ordnung ruhenden Portal oder bedeckten Eingang. — Auf seinem, ein Dreieck bildenden Giebel, zeigt sich in halb erhabener Arbeit auf weißem Marmor, Wien in den Nöthen der Pest; darunter stehen die lateinischen Worte des Psalm's:

„Vota mea reddam in conspectu timentium Deum.“ — (Ich will mein Gelübde lösen im Angesichte Derjenigen, die den Herrn fürchten.)

Zu beiden Seiten des Portals stehen ganz frei zwei hohle Säulen, 13' im Durchmesser, 41' hoch, mit Wendeltreppen, die bis zu den Capitälern führen. Auf der einen sind St. Carolus Borromä Leben und Hinscheiden, auf der andern seine Wunder in halb erhobener Arbeit aus weichen Marmor, in von oben bis unten gewundenen Reihen dargestellt. An jedem der kleinen Thürmchen zu oberst dieser Säulen ist eine Glocke und an den Ecken der Capitäler jeder Säule sind vier aus cyprischem Erze gegossene vergoldete Adler, die mit den Flügeln zusammenstoßend ein Geländer bilden.

In des Hauptgebäudes Mitte steigt eine achteckige, von Innen 15° hohe und 10° breite, mit Kupfer gedeckte Kuppel empor, eben durch eine sogenannte Laterne geschlossen. Zu beiden Seiten der Kirche sind zwei triumphbogenartige Nebengebäude, unter welchen man durch Seitenthüren in die Kirche kömmt. Über denselben sind die Glocken und Uhren.

Der Hochaltar stellt in Bildhauerarbeit aus weißem Marmor die himmlische Glorie des heil. Carl vor. Das Deckengemälde der Kuppel, wie Maria den heil. Carl in den Himmel einführt, ist von Rothmayer, die Gemälde der Seiten-Altäre sind: die heilige Elisabeth, von Daniel Gran; St. Lukas, von van Schuppen; Mariahilf, von Ricci; die Witwe von Naim, von Altemonte.

1736 traf der Großprior und Ordensgeneral Franz Böhm, von seinem Sitze in der Altstadt Prag, zu Wien ein, empfing die Stiftung des Monarchen und vollzog die feierliche Einführung seiner Ordensbrüder, der ritterlichen Kreuzherrn mit dem rothen Sterne.

1783 wurde die Kirche eine Pfarre, die sich über einen Theil der Landstraße, nämlich den Heumarkt, Wag- und Marokanergasse, einen Theil des Rennweges, die alte Wieden und die von der Landstraße links hinlaufenden Querstraßen erstreckt.

In dieser Kirche findet sich auch das Denkmal des edlen Dichters Heinrich Edlen von Collin (geb. 26. Dezemb. 1771, gest. 30. Juli 1811). Des allzufrüh Verewigten Freund, Graf Moriz Dietrichstein, hatte die Verehrer seiner Muse zu freiwilligen Beiträgen aufgefordert, die schnell und ergiebig zusammen strömten, so daß nicht nur an das Denkmal unverzüglich Hand angelegt werden konnte, sondern sogar noch ein Überschuß blieb, um für einen talentvollen Studierenden der Rechtsgelehrsamkeit, ein Stipendium zu gründen, das die Collinische Stiftung hieß, und vom Ältesten der Collin'schen Familie vergeben werden sollte. Am 1. Sept. 1813 geschah die feierliche Enthüllung des Denkmals, das unter Füger's und Zauners Leitung, der Bildhauer Sautner verfertigte.

Die Stiftsherrn des Kreuzordens haben neben der Kirche, deren Äußeres 1837 mit einem Aufwand von 20,000 fl. restaurirt wurde, eine mit einem Garten versehene Residenz.

Carlsschule.

Die Pfarrschule zu St. Carl am Rennwege befand sich vormals in der dortigen Marokanergasse in einem Privathause. Da sie für die große Kinderzahl zu beschränkt war, so befahl Kaiser Ferdinand I. die Erbauung eines neuen Schulhauses in den Räumen des sogenannten alten Hospitals am Rennwege und zwar aus dem Fonde dieses Spitals selbst. Das Gebäude enthält nebst einer schönen Lehrerwohnung fünf große Lehrzimmer, welche 600 — 700 Kinder bequem fassen können. Die Schule wurde den 22. September 1838 mit vieler Feierlichkeit geöffnet.

Carmeliter (auf der Laimgrube).

Die Kirche des heil. Joseph und das ehemalige Kloster der Carmeliter ob der Laimgrube, nehmen den Platz ein, wo Rudolph IV. 1363 zunächst an der dortigen Pfarrkirche bei St. Theobald, ein Frauen-Kloster des St. Claren-Ordens für 20 Frauen und eine Äbtiffin bauete. Es bestand aber dieses Frauenkloster nicht länger als 88 Jahre, nämlich bis 1451, in welchem diese Frauen sammt ihren Stiftungen von Kaiser Friedrich III. anders wohin ersetzt, und das Kloster sammt Kirche dem h. Johann von Capistran und dessen Mitbrüdern übergeben wurde.

Durch diesen Heiligen ward das Kloster viel größer erbauet, denn es wohnten darin zuweilen über 200 Religiose der strengen Observanz des heil. Franciscus. Allein auch diese besaßen den Ort nur 78 Jahre, denn 1529 im Monat September wurden 100 derselben von den Türken niedergemacht, die übrigen retteten sich durch die Flucht. Das weitläufige Kloster sammt Kirche ward in Grund und Boden zerstört. Außer den von den Türken niedergemachten Franziskaner-Mitbrüdern starben von der Zeit ihres Dahinkommens 25 Priester und drei Laienbrüder, die dort begraben wurden.

Nach Verlauf mehrerer Jahre kam der öde Grund an Herrn Krebs, einem wienerischen Rathsherrn, welcher, nachdem er viele Gebeine der zur Erde bestatteten Franziskaner ausgegraben und beiseits gesetzt hatte, ein Haus mit einer neuer Capelle zu Ehren des h. Theobald aufbauen und einen Garten anlegen ließ, wo nachmals die Franziskaner aus der Stadt geraume Zeit an Feiertagen für Almosen die h. Messe zu lesen pflegten.

Zunächst der neuen Soldaten-Caserne am Getreide-Markt befand sich über dem Thore des sogenannten Freihauses oder gemeiner Stadt Wien Kornhaus die gemalten Bildnisse des heil. Theobald und Florian mit der Beischrift:

D. Theobaldi Parochiales aedes.
„Pfarr-Haus von St. Theobald."

Diese Schrift gibt das Jahr der Erbauung dieses Freihauses 1632 an und sagt, daß dieses Gebäude sammt andern Häusern allda einstens zu der Pfarre St. Theobald gehörten, daher führte das Carmeliterkloster daselbst noch lange den Namen des heil. Theobald und die Gemeinde diesen Heiligen in ihrem Grund-Insiegel.

Der Krebs'sche Grund kam von einer Hand in die andere und endlich an Herrn Baron Chaos von Richthausen, von welchem die Carmeliter das Gebäude sammt Capelle und Garten 1661 an sich kauften, um sich allda mit landesfürstlichen Consens ein Kloster und Kirche anzulegen.

Die große Türkenneth von 1683 verwandelte auch dieses Kloster in Schutt und die nur vier Jahre vorhergegangene große Pest hatte 27 Conventualen hinweggerafft. Doch ungemein schnell entstand es wieder aus seinen Ruinen. Am 22. August 1687 legte der Erzherzog, nachmaliger Kaiser Joseph I. den Grundstein und der Wiener-Bischof Graf von Trautson weihte ihn ein. Die Kirche führte des Prinzen Namen, Joseph. Auch als Kaiser besuchte er sie öfters und dahin war sein letzter Ausgang. Vom Male bei den Carmelitern heimreitend, empfand der vortreffliche Joseph die Schauer seiner letzten Krankheit. Tages darauf zeigten sich die Pocken und mit seinem Tode war Spanien und die neue Welt für Habsburg auf immer verloren.

In diesem im J. 1784 aufgehobenen Kloster befindet sich nun das große Arbeitshaus.

Auf dem Hochaltar der Kirche ist das Gnadenbild Maria Major aufgestellt, auch befinden sich darin Reliquien des h. Albert aus dem Orden der Carmeliter und der h. Magdalena de Pazzis.

Carmeliterhaus (Das)

in der inneren Stadt erhebt sich in der Salvatorgasse der Rathhauskirche gegenüber. Es führt die Nr. 378 und bildet mit dem anstoßenden, vormals dazu gehörigen großen Welzerischen Hause Nr. 379 die ganze Halbinsel von der genannten Gasse und der Fischerstiege in's Rosmaringäßchen.

Zur Zeit der Belagerung Wien's durch König Mathias von Ungarn 1482 gehörte dieses Haus der angesehenen Familie Reicholf, von welcher es Stephan Zapolya, Graf von Zips, des Königs Oberfeldherr, erhielt, nach welchem das Haus durch lange Zeit »des Grafen Stephan Haus« genannt wurde.

Nach der ältesten Gewähr von 1488 Pfingstag nach Michaeli ward ihm, »dem obersten Hauptmann in Österreich,« dieses Haus vom Könige frei geschenkt. Graf Zapolya baute darin im ersten Stock eine Capelle, woraus jetzt ein Wohnzimmer gemacht ist.

Nach Vertreibung der Ungarn fiel es dem Landesfürsten anheim und Maximilian I. schenkte es der Domprobstei zu St. Stephan, von der es an den Magistrat und von diesem an die Hutstocker kam.

Im J. 1613 ward es auf die noch bestehende Weise in zwei Theile geschieden. 30 Jahre später (1643) schenkte es der Bürger Lorenz Zeilinger, gemeiner Stadt Wien Mauthhändler, zur Sühne für manche Amtsuntreue dem Carmeliter-Kloster, wovon es noch im Munde des Volkes den Namen trägt, obgleich diese geistliche Gemeinde das Haus schon im J. 1653 dem kais. Dragoner-Hauptmann, Hanns Geilberger verkaufte.

Zur Zeit, als der genannte Graf Stephan von der Zips der Besitzer dieses Hauses war, hatte er folgendes Erlebniß: Als sich König Mathias einst zwischen Preßburg und Hainburg gelagert hatte und den Grafen mit einem Haufen Kriegsleute nach Bruck an der Leitha zur Recognoscirung abschickte, fielen die Brucker aus und trieben nach einem blutigen Scharmützel die Ungarn, als die Schwächern, in die Flucht, wobei Stephan von Zips gefangen und zweien Soldaten übergeben wurde, die ihn nach Bruck führen sollten, während die andern den Flüchtigen nachsetzten. Die Soldaten, nichts Arges besorgend, führten ihn ohne Wehr und ungebunden mit sich fort; doch mit einem Male zog er dem ihm zur linken Seite Gehenden das Schwert aus der Scheide, massacrirte Beide und gelangte durch Flucht glücklich im Lager an. Einen ähnlichen Streich verübte auch Johann von Hunyad.

Carmeliter in der Leopoldstadt.

Dieser Convent wurde 1841 aufgelöset und das Klostergebäude dem Orden der grauen Schwestern zu Gumpendorf angewiesen, die darin ein Filialhospital errichtet haben.

Schon um 1360 nahm Rudolph IV. die Carmeliter in Wien auf; er wies ihnen das damalige Kloster zu St. Johann im Werd zum Sitze an.

Dieses stand in der sogenannten Fischervorstadt, welche vom heutigen Schanzel bis zum untern Arsenal in der Gegend des Neuthores reichte. Die Väter verweilten dort nur kurze Zeit, denn 1386 räumte ihnen Albrecht II. die Capelle und das Gebäude des Münzhauses auf dem Hof (das Hofkriegsrath-Gebäude) ein, weil nach dem Wortlaute der Urkunde: »sich gefüget hat, daß die Capell, das Gesezz und auch die Wohnung zu Wyenn in dem Werd, da etwenn die Augustiner wohnhaft waren, die seliger Gedächtnüß der hochgeborn Fürst — Herzog Rudolf gegeben und geantwort hat den Erbenn und Geistlichen unsern liebn andacht'gen unser Frauen Brüder, genannt Carmeliten, von der gro-

ſen prunſt, die vor Zeiten ze Wyenn iſt geſchehen gar abgerunnen vervallen, und verbünſt iſt, ſo ganzleich, das die eg'n Brüder daz nit widerbringen und gepauen mögen.“ Nach der erſten Belagerung Wiens durch die Türken (1529) verſchwand die Fiſchervorſtadt ſammt Kloſter und Kirche St. Johann für immer. Das Kloſter der Carmeliter am Hofe ging 1554 ein und das Gebäude wurde den Jeſuiten übergeben. So blieb es, bis 1622 der General des Ordens der Carmeliter die Klöſter in Polen unterſuchte und auf der Rückreiſe nach Wien kam. Ferdinand II. genehmigte nicht nur die Errichtung eines neuen Ordenshauſes, ſondern bot ſich ſelbſt an, der Stifter desſelben zu ſein.

Es wurden die Häuſer der Witwe Henkhel und des Bernhard Maurer in der Leopoldſtadt gekauft und dem Ordensgenerale als Geſchenk überlaſſen. Da der dadurch erhaltene Raum aber zu einer Kirche und einem Kloſter nicht zureichte, ſo wurden auch die nachbarlichen Häuſer des Daniel Moſer und des Simon Schmied dem Ordensgeneral verliehen und für ewige Zeiten die Beſitzungen der Carmeliter im Werd von allen Steuern und Laſten befreit.

Den 16. Auguſt 1623 erfolgte der kaiſerl. Stiftbrief, durch welchen den Ordensbrüdern das Sammeln von Almoſen geſtattet und die Erlaubniſi zu predigen, Beicht zu hören und die Sakramente zu ſpenden, ertheilt wurde.

Kloſter und Kirche wurden zugleich zu bauen angefangen. Die Kirche war den 15. Auguſt 1624, obſchon nur niedrig und klein, vollendet und wurde von dem Nuntius, Carl Caraffa, Fürſten von Rocella, eingeweiht. Zwei Jahre ſpäter wurde ſie auf Koſten des Fürſten Hartmann von Lichtenſtein vergrößert und erhöhet; zugleich ſtiftete Fürſt Udalrich von Eggenberg das Exercitienhaus und legte den Grundſtein desſelben.

Der Kloſterbau ging nicht ſo ſchnell vorwärts; erſt den 24. Sept. 1627 war die Feier der Grundſteinlegung, wobei Ferdinand II., ſeine Gemahlin Eleonora, die Erzherzoge Ferdinand und Karl und die Erzherzoginnen Maria Anna und Cäcilia gegenwärtig waren. Das kaiſerl. Paar verſenkte ſelbſt den Grundſtein, in welchem die Denkſchrift auf einer bleiernen Tafel und fünf Goldmünzen enthalten waren, in die Grundfeſte; der Kardinal Cleſel hatte ihn geweiht.

Während des Baues kam der Ordensgeneral der Carmeliter, Pater Dominicus a Jesu, welcher im Rufe hoher Frömmigkeit ſtand, im untern Werd an. Er war von Papſt Paul V. an den Kaiſer und den Herzog von Baiern geſchickt worden, um in dem Kriege gegen die Böhmen als Legat zu dienen. Er kam den 22. Nov. 1629 im Werd an und wurde mit um ſo größerer Auszeichnung empfangen, als ſeinem Gebete zur ſeligſten Jungfrau vorzüglich der Sieg der Katholiken am weißen Berge bei Prag zugeſchrieben wurde.

In Betreff dieſes Sieges können wir hier nicht unberührt laſſen, es ſei die merkwürdige Thatſache aktenmäßig erwieſen, daß der fromme Laienbruder Stephan von Verona, der damals im Capuzinerkloſter zu St. Ulrich am Platzl lebte, dem gottesfürchtigen Kaiſer Ferdinand den Sieg, den ſeine Feldherrn Max von Baiern, Tilly und Bucquoy am weißen Berge über die Schweden erfochten hatten, noch in derſelben Stunde meldete, als die Schlacht geliefert worden war. Dieſe Umſtände bewogen den Kaiſer, das Capuzinerkloſter am neuen Markte zu vollenden und die Carmeliter im untern Werd zu ſtiften. Nebſt der Abgabenfreiheit ſchenkte er ihnen den Tabor mit allen Einkünften und Gefällen; die frommen Väter verbaten ſich aber dieſe große Huld, wogegen ihnen der Monarch antwortete: „Bedenket gut, was ihr thut, meine

lieben Väter! ihr werdet nicht immer einen zweiten Ferdinand haben.“

Pater Dominikus verweilte jedoch nur kurze Zeit im Carmeliterkloster, denn schon am 29. Nov. 1629 berief ihn der Kaiser in die Burg zu sich, um in den wichtigsten Staatsangelegenheiten seinen Rath zu vernehmen. Nicht lange war es dem frommen Vater aber vergönnt, dem Fürsten Dienste zu leisten; er starb den 16. Februar 1631.

Sein Leichnam wurde in einem feierlichen Trauerzuge aus der Burg in den untern Werd gebracht und in der Kirche der Carmeliter Anfangs bei dem Altare der h. Jungfrau begraben, bald darauf aber in eine eigene Gruft unter dem Hochaltare beigesetzt.

Im J. 1639 kam endlich der Sitz der Carmeliter vollkommen zu Stande. Die Kirche, das Kloster, das Exercitienhaus und ein geräumiger Garten, welcher von der Sperlgasse bis zur Herrngasse sich erstreckte, bildeten ein herrliches Ganze. Die Kirche war vergrößert und mit einer prächtigen Vorderseite geziert worden. Sie wurde zu Ehren der seligsten Jungfrau und der h. Theresia den 15. Oktober 1639 von dem Wiener Bischofe, Philipp Friedrich Grafen von Breuner, neu geweiht.

Dieses Gotteshaus erhielt noch manche Verschönerungen; Fürst Hartmann von Lichtenstein ließ 1639 den Hochaltar herstellen; einen zweiten Altar, zu Ehren der h. Anna, auf der Evangelienseite, stiftete 1657 die Gräfin Anna Eusebia von Harrach, geborne Freiin von Schwanberg; Frau Walburga von Gelburg, geborne Vasin von Vaisenberg, ließ die Kirche mit Marmor pflastern; die Familie der Freiherrn von Herberstein gründete 1658 den Altar des h. Albert auf der Epistelseite und im nächsten Jahre ließ Erzherzog Leopold Wilhelm den marmornen Altar mit dem Bilde des h. Joseph errichten.

Die Niederlassung der Carmeliter war für die Vorstadt eine große Wohlthat, deren Seelsorge der entfernten Pfarre zu Eipoltau im Marchfelde übertragen war. Nach der Ankunft der Carmeliter wurde die Seelsorge diesen Mönchen übertragen, welche die Pfarrverwaltung aber nur bis zum J. 1646 besorgten, weil durch Ordinations-Dekret vom 31. Dezember den Curaten bei St. Stephan, in Folge der neuen Pfarreintheilung außer der Stadt Wien nicht nur Alles übertragen wurde, was außer der Schlagbrücke gelegen war, sondern auch der Prater, die Landstraße, Erdberg, die ganze Vorstadt vor dem Stubenthore, die ganze Vorstadt vor dem Kärntnerthore und Nikolsdorf bis zur Rothgasse, wo der Pfarrbezirk St. Michael außer der Stadt begann.

Diese Bestimmung erlitt 24 Jahre später eine Änderung, weil nach Aufhebung der Judenstadt, die sich damals in der Leopoldstadt in der Gegend zwischen den Carmelitern und der Augartenstraße befand, die neue Pfarre St. Leopold entstand.

Während der türkischen Belagerung 1683 wurde das Carmeliterkloster von dem Erbfeinde in Asche gelegt und die Kirche als Pferdestall gebraucht. Am 9. Juli brachten die Väter ihr Archiv und ihre Kostbarkeiten in die Stadt in das fürstlich Dietrichstein'sche Haus in der Herrngasse und am 13. zogen sie und die barmherzigen Brüder ganz in die Stadt, wo diese in dem genannten fürstlichen Hause und die Carmeliter im Kloster ihrer Ordensschwestern, der Siebenbüchnerinnen (in der Sterngasse, dem heutigen Polizeigebäude) eine Zufluchtsstätte fanden.

Nur drei Ordensbrüder blieben mit edler Resignation für den Dienst der Leopoldstadt-Bewohner zurück, die sich verspätet hatten und in die Stadt nicht mehr aufgenommen werden konnten. Da am genannten 13. Juli der rothe Thurm gesperrt und die

Schlagbrücke abgeworfen wurde, so konnte am folgenden Tage nur mit vieler Mühe das Gnadenbild der h. Jungfrau und der Leib des sel. Dominikus aus der Kirche der Carmeliter gerettet und zu Schiffe in die Stadt gebracht werden. Nach dem Abzuge der Türken wurde Alles schnell wieder hergestellt. Der Convent fand bei dem hohen Adel viel Unterstützung. Die Kaiserin Eleonora, die Witwe Ferdinands II. bestimmte in ihrem letzten Willen eine Summe zur Herstellung eines der Seitenaltäre und ließ das Bild der h. Jungfrau mit dem geneigten Haupte, welches Pater Dominikus a Jesu um das J. 1610 in Rom unter Schutt und Trümmern gefunden, im J. 1623 mit nach Wien gebracht, bis an sein Ende hoch verehrt und dann der genannten Fürstin überlassen hatte, — auf diesem Altare aufstellen.

Der Altar der h. Maria vom Berge Carmel wurde 1702 auf Kosten des Fürsten Maximilian von Lichtenstein neu hergestellt und mit den Statuen der Verwandtschaft der h. Jungfrau geziert. Der Künstler hat gesucht, an diesen Statuen die Gesichtszüge der damaligen Glieder des fürstlichen Hauses nachzubilden.

Große Wohlthäter der Carmeliter waren auch die Grafen Joseph von Paar, Ferdinand von Windischgrätz und Leopold von Hallweil, deren Wapen in der Kirche, über den von ihnen errichteten Altären, angebracht sind. Die Grafen von Windischgrätz und Hallweil haben sich in dieser Kirche auch ihre Ruhestätten gewählt.

Der geräumige Platz vor der Kirche wurde 1707 mit den Bildsäulen verschiedener Heiligen und 1723 (statt der zehn Jahre vorher errichteten hölzernen) mit einer steinernen Dreifaltigkeitssäule geziert.

Als der Klostergarten in Bauplätze getheilt wurde, verlor die Kirche alle diese Statuen auf dem Vorderplatze; diese Standbilder wurden zu Grundsteinen für die neue Umfangsmauer des Klosters verwendet. Als an dieser Kirche unter Joseph II. eine Filialpfarre (zu St. Joseph genannt) errichtet wurde, ward das Pfarramt an Weltgeistliche verliehen und Christoph Kolb war der erste, der zum Pfarrer ernannt wurde.

Von 1812 — 1824 war in dieser Kirche das Gnadenbild, „Maria Taferl“ genannt, welches früher die Kirche zu Jedlersee schmückte, aufgestellt; im letzten Jahre wurde es aber auf Bitten der Bewohner des genannten Ortes wieder dahin übertragen.

Die heutige Kirche hat einen Hochaltar mit dem Bilde der h. Theresia, und sechs Seitenaltäre, wovon der erste mit dem Bilde der h. Dreifaltigkeit und dem Gnadenbilde mit dem geneigten Haupte, der zweite mit dem Bilde der h. Anna, der dritte mit dem Bilde des h. Johann vom Kreuze, der vierte mit jenem der Vermählung Mariens, der fünfte mit jenem des h. Albert und der sechste mit dem Bilde des h. Simon vom Stock geziert ist.

An Grabsteinen ist in diesem schönen Gotteshause nur einer vorhanden, und zwar jener des Grafen von Hallweil (S. d.) mit folgender Inschrift:

†

Ferdinandus Leopoldus Sac. Rom. Imp. Comes ab Halweil obiit Die. x. AVgVsti aVb ara. Iota tVMVLatVs. In paCe.

Das Portal der Kirche ist der Architektur wegen sehenswerth.

Die Carmeliter hießen in Wien vormals die weißen Brüder, weil sie weiße Mäntel trugen.

Carmeliterinnen in der Stadt (Die) bewohnten das St. Josephskloster und wurden gewöhnlich die Siebenbüchnerinnen genannt. Dieser seltsame Name des Klosters vom hohen Markt hinein, auf der Höhe gegen den Salzgries hinunter, in der Sterngasse, wo nun das

große Polizeihaus, ſtammt von den Häuſern her, aus denen es zuſammengebaut wurden, und von denen das größte, den Schild „zu den ſieben Büchern“ führte, was das gemeine Volk nicht ſelten in Siebenbürgen und Siebenbürgerinnen verkehrte.

Dies Haus hatten die Juden unbefugt an ſich gebracht und dort die Grundfeſten einer Synagoge gelegt. Der Fiscus legte ſich darein und confiscirte den Platz. — Ferdinands II. Gemahlin Eleonora Gonzaga, Herzogin von Mantua, hatte eine beſondere Vorliebe für die von der heil. Thereſia reformirten Nonnen U. L. F. am Berge Carmel. Sie berief einige derſelben aus Italien zu ſich in die Burg, wo ſie mehrere Jahre wohnten. Am 22. Okt. 1633 legte die Kaiſerin in Gegenwart Ferdinands II. und III. und des Erzherzogs Leopold Wilhelm den Grundſtein zum Hochaltare; 1638 am 11. März bezogen die Nonnen feierlich das neue Kloſter, deſſen Kirche gleichwohl erſt 1642 eingeweiht wurde.

Nebſt dem Kloſter baute die erlauchte Stifterin noch ein zweites Klöſterchen, das ſie Nazareth nannte und der Unterkunft der Kranken oder Fremden widmete. Als ihre geliebte Nichte, die Prinzeſſin von Lothringen 1648, im Jahre des weſtphäliſchen Friedens, in einer unglücklichen Niederkunft das Leben verlor, beſchloß Eleonore ihren, ſchon ſeit dem Tode Ferdinands II. gefaßten Entſchluß ins Werk zu ſetzen und in dieſer ihrer Stiftung die letzten Tage ihres Lebens zu beſchließen. Dies vollbrachte ſie auch ſchon am 5. Aug. 1648 und nur auf eine kurze Zeit vermochte ſie der Rath der Ärzte, dieſen Aufenthalt, wegen zunehmender Schwäche des Augenlichtes zu verändern; aber bald kehrte ſie wieder zurück, verſchied im Kloſter 1657 und wurde im Habit einer Carmeliternonne in der Kloſtergruft, hinter dem Altare, beſtattet, nach der unter Joſeph II. den 12. Jänner 1782 erfolgten Aufhebung aber nach St. Stephan überſetzt, mit ihr ihre Freundin und Lehrerin, die von ihr aus Genua berufene Mutter, Paula Maria a Jesu, deren Leichnam noch unverweſen war. Auch unter dieſen Nonnen waren bis zur Aufhebung viele vom in- und ausländiſchen Adel. — Eine Inſchrift über der Kirchenthür nannte die Stifterin und das Jahr der Stiftung:

D. O. M.
S. Joseph. Dei genetricis sponso
Eleonora D. G. Rom. Imp. Germ. Ung. Boem. Reg.
Nata Princ. Mant. et Montisferr.
In SS. Virg. et M. Theresiae sobolem
Pietate atque munificentia celebris
Templum hoc et monasterium fundavit, dicavit, dotavit. 1642.

Die Güter dieſer Carmeliterinnen fielen gleichfalls dem Religionsfonde zu, für den ſie die Staatsgüter-Adminiſtrationen verwaltete. Das Gebäude wurde der Polizei eingeräumt.

In dieſer Kirche hielt der Kardinal und erſte Wiener Erzbiſchof Sigm. Graf von Kollonitſch, weil ſeine Schweſter, eine vormalige Hofdame, dort Nonne war, als Prieſter ſein erſtes Meßopfer, wobei ihm die Erzherzogin Eliſabeth, Braut Karls VI. (III. von Spanien) in Gegenwart des Kaiſers Leopold des I. und der Kaiſerin Eleonora den üblichen Kranz darreichte.

Am 19. März 1732, als dem Feſttage des h. Joſeph, begab ſich Carl VI. und die Kaiſerin dahin, um von da in Prozeſſion, welche der Erzbiſchof Kollonitſch führte, zu der neu errichteten Ehrenſäule am hohen Markt, die Vermählung Joſephs mit Maria vorſtellend, ſich zu begeben.

Nach der Aufhebung wurde ein Theil des Kloſters zu einer freiwilligen Arbeitsanſtalt benutzt, die im Monat Februar 1786 in einen Theil des Dorotheerſtift-Gebäudes überſetzt wurde.

Auf dem Hochaltare der Siebenbüchnerinnen befand ſich ein marianiſches Gna-

denbild, welches das auf einem Tische stehende, und mit der rechten Hand den Segen gebende Jesukind vor sich haltend, vorstellte. Es erschien davon ein Kupferstich mit der Inschrift:

„Bildnus
des Gnaden-Bilds, so Anno 1656 aus Candia gebracht worden, und von I. M. Kayser Ferdinando III. denen barfüssigen Carmeliterinnen zu Wien geschenkt worden."

Dabei fand sich folgendes kaiserliche Attestat:

†

„Unser Lieben Frauen Bild, so man die Candia nennet, habe ich denen Ehrwürdigen Closter-Frauen bey St. Joseph des Reformirten Carmeliter-Ordens, verehret, welches ich von einem Feld-Marschal Lieutenant Baron Pompei empfangen, welcher es von einem Gubernator einer Stadt in Candia, so fern mich recht erinnere, Rettino *) genannt, die wegen des starken Einfalls hat geschleiffet werden müssen, zu absonderlichen Favor empfangen, und mich berichtet, daß es allezeit, vor einen Gnaden-Bild gehalten, und Lampen davor gebrennet worden, welches hiemit attestiren wollen.

Wien den 2. Jenner Anno 1656.

Ferdinandus

(L. S.)

Carolinenstift.

Diese schöne Anstalt befindet sich in der Vorstadt Erdberg; sie ist der Erziehung guter weiblicher Dienstbothen gewidmet und in der Regel werden darin Töchter verdienter Soldaten, vorzüglich Unteroffizieren aufgenommen. Der Bau des Stiftungshauses und ihre Erhaltung ist ganz das Werk der Großmuth und Sorgfalt Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter, Caroline Auguste. Die Anzahl der Zöglinge erreicht gewöhnlich die Zahl von 40, und Vorsteherinn des Stiftes ist Antonia Arneth, die Tochter der rühmlich bekannten Schauspielerin Maria Anna Adamberger.

Carolinenthor.

Zur Bequemlichkeit des zu Fuß gehenden Publikums ließ der Magistrat mit Kaisers Franz I. Bewilligung zwischen dem Stuben- und dem Kärntnerthore im J. 1817 in der geraden Richtung der Weihburggasse den Stadtwall durchbrechen und ein neues Stadtthor eröffnen, welches der regierenden Kaiserin zu Ehren den Namen des Carolinenthores erhielt und für die Bewohner der gegenüber liegenden Vorstädte eine wahre Wohlthat war. Um den Raum für das Thor und die Brücke über dem Stadtgraben zu gewinnen, mußte ein kleines Haus und die Kante der Braunbastei abgetragen werden. Die Anlage dieses Thores und die ruhige, angenehme Lage des vor demselben liegenden Glacis-Platzes hatte im J. 1819 auch jene der beliebten Brunnentrink-Anstalt oder des sogenannten Wasserglacis zur Folge, welche die Stelle des einst so beliebten Spazierganges der Burgbastei ersetzt und dieses Thor zu eines der besuchtesten Stadteingänge macht.

Carolinischer Pallast.

Dieser Pallast (1160) beherrscht von der Augustinerbastei aus das ganze südliche Panorama der Vorstädte und in Betreff der schönen Lage nimmt es unter allen Häusern der Stadt die erste Stelle ein.

Nach Wolmuts Plan von Wien befand sich an der Stelle dieses Fürstensitzes die alte städtische Gießhütte, welche der Stadtrath 1543 von dem Büchsengießer Meierhofer kaufte, um darin das städtische

*) Rettimum oder Rettimo, eine aus den vier Hauptstädten der Insel Candia, welchen Platz die Türken 1647 eroberten, und von der Zeit an durch Basen regieren lassen. Als die Venetianer Candia noch hatten, war zu Rettimo ein bischöflicher Sitz; auch war der dortige Malvasier-Wein berühmt.

Geschütz zu gießen. Diese Gießhütte ging jedoch nach einigen Jahren bei dem Baue der Festungswerke ein und wurde auf die Wieden verlegt.

Der älteste Theil des Pallastes mit dem Einfahrtsthore entstand unter Maria Theresia und sein vorriger Besitzer, Herzog Albert Casimir von Sachsen-Teschen ließ ihn 1801—1804 gegen die kais. Burg zu bedeutend verlängern und prachtvoll möbliren. Es darf uns daher nicht wundern, wenn ihn 1805 Prinz Murat und 1809 der Prinz Eugen Beauharnais zu ihrem Wohnsitze wählten.

Seit dem Tode des Herzogs Albert am 10. Februar 1822 (geb. 11. Juli 1738) kam der Pallast mit allen darin aufbewahrten herrlichen Kunstsammlungen an seinen Erben Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Carl, der ihn auch bewohnt, und dessen schönes Porträt in Lebensgröße von Peter Krafft sich darin befindet.

Auch von Klieber sind darin mehrere Gypsfiguren, z. B. Apoll und die neun Musen im Musiksaale, etwas über Lebensgröße, so wie auch Minerva und zwei Sphinxe. In diesem Pallaste befinden sich herrliche, von dem Herzoge Albert angelegte Kunstsammlungen, — eine Sammlung von Handzeichnungen, welche mehr als 13000 Stücke der bewährtesten Meister aus allen Schulen (36 von Michael Angelo, 20 von Andreas del Sarto, 112 von Rafael Sanzio, 132 von Albrecht Dürer u. s. w.) enthält; — eine Kupferstichsammlung von mehr als 100.000 Blättern, worin die Werke der größten Maler von den ersten Kupferstechern dargestellt sind; Dürers Werke sind vollständig und in den schönsten Abdrücken vorhanden; das Blatt Finiguerra's (geb. 1313) von Durand in Paris erkauft, kostete 3500 Franks.

Die Bibliothek besteht aus 18000 Bänden; vorzüglich reichhaltig sind die Fächer der Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, der Kriegskunst und Staatswissenschaft, der Naturgeschichte und der schönen Künste; dabei befinden sich die besten Classiker aller Nationen in den schönsten Hand- und Prachtausgaben, die schönsten botanischen Werke der Deutschen, Franzosen und Engländer nebst einer Sammlung der besten Landkarten und einer bedeutenden Anzahl gezeichneter Pläne. Die vom Erzherzoge gesammelte Handbibliothek von mehr als 6000 Bänden erstreckt sich über alle Fächer der Kriegswissenschaften.

Carolinische Triumphpforte.

Bevor Fischer von Erlach unter der Regierung Kais. Carls VI. die Reichskanzlei erbaute, stand an der heutigen großen Einfahrt in die Burg vom Michaelerplatz gegen die Schauflergasse querüber, eine prächtige Triumphpforte vom Hof-Architekten Hildebrand ausgeführt, nach dem Entwurfe des kaiserl. Antiquars und Direktors des Münz-Kabinets Gustav Adolph Heräus. Der ganze Bau bestand aus lauter gehauenen Quadern und hatte drei Eingänge: ein Hauptthor für Wagen und zwei Nebenpforten für Fußgeher. Oben über der ganzen Triumphpforte war das Steinbild des die Weltkugel tragenden Riesen Atlas, ein Symbol der schweren Last der Regierung so vieler Reiche; auf den Nebenpforten zur Rechten und Linken ein Frauenbild mit einer Säule und der mit der Keule bewaffnete Alcide, anspielend auf Carl's VI. Wahlspruch: Constantia et Fortitudine. — Auf dem Piedestal des Atlas las man:

Imperante Caes. Aug. Carolo VI. porta palatii renovata. A. Ae. Cb. MDCCC. imp. I.

Unter dieser Schrift stellte sich zwischen zwei Genien der Doppeladler des Reiches dar mit des Kaisers verschlungenen Buchstaben auf der Brust. Der Schlußstein des größeren Schwibbogens wies des Janus Doppelantlitz. In den Feldern über den zwei Nebenpforten waren vier Marmor-Basre-

lieſs: Jaſon das goldene Vließ ſuchend als Sinnbild der Reiſe Carls VI. über England, Holland und Portugal nach Spanien, mit der Inſchrift: „Sic patriam fugimus; — das dem mit dem goldenen Vließe heimkehrenden Jaſon glückwünſchende Italien: „Quante per aequora vectum accipio; — Barcellonas Entſatz während einer Sonnenfinſterniſs: „Tibi Signa dedit;“ — der auf der Säule ruhende Herkules mit drei Lorbeerkronen, die drei Siege andeutend, die Guido von Starhemberg in dem einen Jahr 1710 bei Almenara, Saragoſſa und Villaviciosa für Carln erfochten: „Ter victor in anno.“ — Am Gitter des Ganges waren von Aufsen auf der Stadtſeite vier Trophäen von Waffen aufgerichtet. Dieſes im damaligen Geſchmack errichtete, aufgezeichnete Werk ſtand aber nur 16 Jahre, nämlich von 1712, als Carl VI. nach Frankfurt und Preſsburg zog, um die Krone ſeiner Väter, der Kaiſer, auf ſein Haupt zu ſetzen und die h. Krone des eben durch den Szathmarer Frieden beruhigten Ungarns bis 1728, — wo die Reichskanzlei erbaut und in Folge deſſen dieſe Triumphpforte abgetragen wurde.

Caroſſen.

Unter Carl VI. und Maria Thereſia pflegte man, um das Ausfahren des Hofes anzudeuten, durchweg zu ſagen, die Caroſſen (ſo wurden vorzugsweiſe die kaiſ. Equipagen genannt) kommen. Eine ſolche Ausfahrt, beſonders in der Stadt, war auch ein groſsartiger Anblick.

Die Hofwagen waren von koloſſaler Gröſse und ſtarrten vor Gold. Sie wurden von ſechs Pferden gezogen; der Kaiſer nahm den Hauptſitz in denſelben ein und die Kaiſerin ſaſs ihm zur Seite, à la Campagne; ſonſt aber ihm gegenüber. Im erſteren Falle durfte der Leib-Kutſcher nicht auf dem ſonſt gewöhnlichen Kutſcher-Sitz ſitzen, ſondern muſste auf den Pferden reiten, und einen gelben Sammtpelz und eine Mütze mit Federn tragen; der Vorreiter hatte dieſelbe Kleidung. In der Stadt ritten ſtets die kaiſerlichen Kammerherrn und andere Vornehme des Hofes in ſpaniſchen Mänteln nebenher, und auf beiden Seiten des Wagens ging die Arcieren- und Trabanten-Garde. War der Hof aber auſser der Stadt, ſo trugen die nebenher Reitenden gewöhnliche deutſche Kleidung. Die übrigen kaiſerlichen Wagen, in denen die Hofdamen fuhren, waren ebenfalls mit ſechs Pferden beſpannt und wurden von den Kutſchern auf dieſelbe Art gefahren, wie der Leibwagen.

Caſernen.

Bis zur Regierung Carls VI. waren in Wien die Truppen in gewiſſen Quartieren der Stadt und Vorſtädte in hölzernen Baraken untergebracht, und dem flachen Lande war die Militär-Einquartierung eine groſse Laſt. Dieſer Fürſt begann daher den Bau groſser Caſernen, wozu er auch die Stände und die Bürgerſchaft ermunterte. Die Erſten faſsten in Folge deſſen am 10. Juni 1716 den Entſchluſs, nach dem Beiſpiele des Herzogs von Baiern, zum Baue von Caſernen zu ſchreiten. Zu Wien wurde der erſte Platz dazu in der Leopoldſtadt auserſehen; man wählte einen Grund nahe am alten Taber, welcher zum Grundbuche des Kaiſerſpitals dienſtbar war und zwei Küchengärten, welche dem Joſeph Zigeuner und der Witwe des Dominik Forte gehörten. Dem Erſten wurde ein anderes Haus in der Nähe mit einem Garten eingeräumt; daſſelbe welches heute zur Erhaltung ſeines Namen den Schild zum Zigeuner führt. Der Witwe wurde ihr Beſitz abgekauft. Der Bau der Caſerne begann im J. 1721 und war 1723 vollendet; es wurde zuerſt vom Carl Bathiany'ſchen Regiment leichter Reiter, welches einſt Pappenheim und ſpäter Piccolomini hieſs, bezogen.

Diese Caserne ist 96 Klafter lang, mit zwei großen Höfen und 47 Klafter breit; es können darin 600 Mann mit den Pferden untergebracht werden.

Die zweite Caserne dem Alter nach ist jene am Getreidemarkte auf der Laimgrube. An ihrer Stelle stand früher ein hölzernes Soldatenhaus; Carl VI. erbaute das heutige Gebäude, welches den 27. September 1732 die Prinz Eugen'schen Dragoner zum ersten Mal bezogen. Später wurde diese Caserne meistens von Grenadieren bewohnt.

Die Caserne am Salzgries in der Stadt entstand ebenfalls unter Carl VI. im J. 1748; sie nimmt den Platz ein, worauf früher 53 Häuser und Häuserchen standen. Sie hieß Anfangs „auf der Münchbastei" vom neuen Thor rechter Hand hinauf. Bei ihrem Bau wurden tief aus der Erde starke hölzerne Wehren gegen das Einreißen des Donaustromes, der hier vormals vorüberfloß, ausgegraben. Am 12. März 1748 betrat das Infanterie-Regiment Kollowrat diesen neuen militärischen Standort zum ersten Male.

Die Errichtung der Alser-Caserne fällt in Theresiens Regierungszeit. Hier war früher die Landschafts-Akademie für adelige Jünglinge. Zur Caserne wurde den 19. Okt. 1751 in Gegenwart beider Majestäten der Grundstein gelegt. Am 18. April 1753 bezog ein Bataillon, nebst zwei Grenadier-Compagnien des Baron Kheil'schen Infanterie-Regiments, deren Mannschaft neu montirt war, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zwischen 10 und 11 Uhr die neue Caserne. Sie hat drei Stockwerke und sieben Höfe.

Die Reiter-Caserne in der Josephstadt war früher das Graf Haugwitz'sche Gartengebäude; die darin sich befindliche Anna-Capelle wurde 1759 erbaut. Ihren jetzigen großen Umfang verdankt diese Caserne der neueren Zeit.

Die Artillerie-Caserne am Rennwege (s. d.) war früher das Waisenhaus. Joseph II. legte am 21. März 1768 den Grundstein zum neuen Baue, dessen Kosten größten Theils von der Chaosi'schen Stiftung genommen wurden. Es wurde zugleich in der dortigen Kirche eine Gruft für den Körper des Freiherrn von Chaos errichtet. Die neue Kirche wurde am 29. April 1770 eingeweiht; die Inschrift davon lautet:

In haC saCra DoMo ophanI pIa Vota persoLVVnt.

Heute ist die Hauptstadt hinlänglich mit Casernen versehen, deren Zahl sich auf 19 beläuft und nach den Waffengattungen vertheilt, folgende sind:

Für Artillerie.

Landstraße, Rennweg (566).
Stadt, Renngasse (140).
„ Seilerstätte (958).

Für das Beschäl-Departement.

Landstraße, Heumarkt (535).

Für Cavallerie.

Josephstadt, Kaisergasse (168).
Leopoldstadt, Augartenstraße (149).

Für Fuhrwesen.

Landstraße, Ungargasse (385).
„ Heumarkt (535).
Wieden, Favoritenstraße, der sogenannte Holzhof (303).

Für die Hofburgwache.

Laimgrube, Hauptstraße (185, entstand im Jahre 1840).

Für die Infanterie.

Alservorstadt, Hauptstraße (196).
Gumpendorf, Hauptstraße (395).
Laimgrube, Getreidemarkt (3).
Landstraße, Heumarkt (535, entstand im Jahre 1841).
Stadt, Salzgries (200).

Für die Militär-Polizei-Wache.

Landstraße, Hauptstraße (277).
Stadt, Sterngasse (453).
Wieden, Trappelgasse (398).

Für Sappeurs.

Leimgrube, Hauptſtraße (186).

Für die Trabanten-Leibgarde.

Leimgrube, Gardehausgaſſe (200, entſtand im Jahre 1840).

Transportſammelhaus.

Alſerchenfeld, Kaiſergaſſe (12, im vormals Trattner'ſchen Buchdruckerei-Gebäude).

Caſinos.

Wir ſind überreich an Caſinos; ein adeliges in der Herrengaſſe, ein juridiſches in der Biſchofsgaſſe (638), ein merkantiliſches in der Spiegelgaſſe (1097), ein reſtauratoriſches am Neuenmarkte (1045); ein Caſino in Döbling bei Jägerniß, in Gaudenzdorf bei Gierſter, in Hietzing bei Domayer, in Simmering bei Fuchs; nichts als Caſino und doch werden Wenige wiſſen, was ein Caſino iſt und wie das Wort dazu gekommen iſt, das zu bezeichnen, was wir heute darunter verſtehen. Hier folgt die Erklärung. In der neapolitaniſchen Provinz Terra di Lavoro erhebt ſich, umgeben von einer reizenden Landſchaft, der Monte Caſino. Auf dem Gipfel desſelben erbaute der h. Benedikt um das Jahr 530 ein Kloſter, welches durch Reichthum und durch die wunderbaren Heilkräfte, in deren Beſitz die Bewohner desſelben waren, die Aufmerkſamkeit der Chriſtenheit auf ſich zog. Aus allen Provinzen Italiens ſtrömten Scharen von Pilgern nach der Abtei, wo ſie hoffen durften, geiſtige und körperliche Leiden gleichzeitig geſtillt zu ſehen. Was die frommen Brüder des Kloſters durch ihre Gebete und Heilmittel nicht erreichten, das ſpendete die Natur in reichlichem Maße. Eine geſunde, friſche Luft, ein heiterer, lachender Himmel, eine über alle Beſchreibung entzückende Ausſicht und endlich die Reize eines ſorgenloſen Zuſammenlebens, welche durch die Sorgfalt der Kloſterbrüder noch gehoben wurden, ließen in der Erinnerung aller Derjenigen, welche einige Zeit auf dem Monte Caſino zugebracht hatten, den Wunſch zurück, jene Stunden wiederkehren zu ſehen.

Die auf dem Wallfahrtsorte angeknüpften Bekanntſchaften würden in der Heimat fortgeſetzt; man fühlte das Bedürfniß eines Vereinigungs-Punktes, man wählte ſich hierzu einen paſſenden Ort, man ſtiftete Zuſammenkünfte und gab ihnen den Namen des gefeierten Berges, der noch fortlebt.

Caſtelli's Doſen-Sammlung.

Der geſchätzte Dichter Caſtelli zählt zu ſeinen Eigenthümlichkeiten auch die, ein ſtarker Tabak-Schnupfer zu ſein. Um indeß die Monotie zu vermeiden, immer eine und dieſelbe Doſe bei ſich zu führen, hat er allmälig eine Sammlung von Doſen-Variationen angelegt, die zu den zahlreichſten gehören dürfte, welche die große Geſellſchaft der Tabak-Schnupfer beſitzt. Sie zählt nach einer darüber in öffentlichen Blättern erſchienenen Notiz nicht weniger als 1200 Stücke, die ſämmtlich genau geordnet, claſſificirt und in zahlreichen Schränken aufbewahrt ſind. — Dieſe Doſen ſind indeß nicht allein als Curioſitäten zu betrachten, ſondern ein Theil derſelben kann füglich als eine Illuſtration der neuen Wiener-Kunſtgeſchichte angeſehen werden.

Bei der allgemeinen Liebe, welche Caſtelli in Wien beſitzt, haben ſich nämlich die Künſtler Wien's beeifert, ſeine Doſen-Sammlung mit ihren Schöpfungen zu bereichern, und ſo findet man darin die geiſtreichſten und zierlichſten Arbeiten der bedeutendſten Wiener Talente. Dieſe ſind auf den Doſen ſämmtlich unter Glas gebracht, und es finden ſich darunter Arbeiten von Waldmüller, Barberini (dem Landſchafter), de Pian (dem Architekturenzeichner), Kaſtl (dem Thiermaler), Fiſchbach, Krafft, Mucky (dem ver-

ſtorbenen Landſchaftsmaler), Ender, Rebell (ebenfalls verſtorben, Direktor der Galerie im Belvedere), Neder (Genremaler), Dallinger, Frl. v. Kondelka (der berühmten Blumenmacherin, jetzt Frau v. Schwerling), Schwemminger, Wöhner (dem Landſchafter), Gauermann (dem berühmten Landſchaft- und Thiermaler), u. ſ. w.

Aber auch Arbeiten fremder, in den öſterr. Staaten lebender Künſtler, wie von Canella, dem Mailänder Architekturmaler, Briſchi, Rajo (in Mailand), Marco ſieht man hier und ſogar die berühmteſten Bildhauer Wien's, wie z. B. Rammelsmeyer (eine ſchöne Gruppe in Pfeifenthon modellirt), Klieber u. ſ. w. haben dazu beigeſteuert. — Ein anderer Theil der Sammlung iſt nach den Stoffen geordnet, worin die Doſen gearbeitet worden, je nachdem ſie in Schildpatt, Silber, Gold oder dergleichen angefertigt ſind, worunter ſich auch die Doſen in Steinglas, einer neuen Erfindung eines böhmiſchen Glasfabrikanten, befinden. Zu den eigentlichen Curioſitäten gehörte Molière's Tabaksdoſe, die durch Zufall in Caſtelli's Sammlung gekommen iſt.

Caſtriota.

An dem mittleren Fenſterpfeiler des erſten Rüſtſaals der kaiſ. Ambraſer-Sammlung hängt der Helm und das Schwert dieſes berühmten Türkenbeſiegers, der unſerer Beachtung nicht entgehen darf. Das erſte Waffenſtück iſt ein weißer Sturmhut mit einer eiſernen Sturmbinde, worauf vergoldete Roſen und die Aufſchrift: Imperatoredst und oben ein kupfervergoldeter Bockskopf angebracht iſt. Zweifelhaft iſt aber die Echtheit des Schwertes, deſſen Kreuz und Knopf von ſchwarzem Eiſen, und die Klinge mit eingeſchlagenen türkiſchen Buchſtaben verziert iſt.

Georg Caſtriota (geb. 1403) war der jüngſte Sohn eines Häuptlings oder Fürſten in Epirus. Er wurde am Hofe des Sultans Murad, wo er ſich als Geiſel für die Treue ſeines Stammes befand, erzogen, lernte dort den Kriegsdienſt und die Mittel kennen, über die im Felde ſtehenden Türken den Sieg davon zu tragen. In Caſtriota's Buſen kochte glühender und verborgener Haß gegen die Unterdrücker ſeines Heimatlandes; dieſer Haß wurde nicht wenig durch den Umſtand genährt, daß Murad alle Brüder Caſtriota's vergiftet hatte und nur ihn ſeiner männlichen Schönheit und weil er den tief verſchloſſenen Jüngling für ganz unbedeutend hielt, am Leben gelaſſen hatte. Durch Liſt öffnete ſich, als er vom Hofe entlaſſen worden war, Caſtriota ſeine von den Türken beſetzte Hauptſtadt Croja, erwarb an einem Tage alle Türken in ganz Epirus, ſchloß gegen die Pforte Bündniſſe mit Rom, Neapel, Venedig und Frankreich, widerſtand in ſeinen undurchdringlichen Wäldern und wilden Bergſchluchten der türkiſchen Macht unter Murad und ſeinem Sohne Mahomed und lieferte ihnen binnen 20 Jahren vierhundert, meiſtens ſiegreiche Treffen und Gefechte, in denen er mit eigener Hand mehr als 2000 Türken erſchlug und dabei ein einziges Mal verwundet ward. — Zum Angedenken des alten, einſt weiterſchütternden Kriegsruhmes Macedoniens unter Alexander dem Großen nannte ſich der kriegeriſche Caſtriota Iſkenderberg, germaniſirt Skanderberg, d. i. Alexander. — Dieſer Mann war ein Zeitgenoſſe des großen Cornanus und beide die gefürchtetſten Feinde der Pforte; leicht und behend im Marſche, ungeſtüm im Angriff, am gefährlichſten auf verſtellter Flucht, ſcharfſinnig in Benützung des Bodens und in der Ausdauer unerſchütterlich. Die Hauptepoche ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen fällt in die Jahre 1443 — 1448. — Caſtriota ſtarb unabhängig von der Pforte zu Liſſa im J. 1467.

Catalogus Catalogorum.

Im J. 1590 erſchien in Oktav ein ſatyriſch-komiſcher Bücherkatalog als Nachahmung von dem Bücherverzeichniſſe der Bibliothek zu St. Victor bei Rabelais. Es blieb jedoch bei dem erſten Theile, und nach einigen Nachrichten ſoll Wien der Druckort deſſelben ſein, was wir den Bücherkennern zur Beurtheilung überlaſſen. Der ganze Titel des Werkes iſt ſo ſonderbar, daß er als bibliographiſches Curioſum angeführt wird.

„Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis. Das iſt, ein ewig werende, gordianiſcher, Pergameniſcher und Tirrarineniſcher Bibliotheken gleichwichtige Verzeichnuß und Matrikratur, aller fürnemer, ausbündiger, fürtrefflicher, nützlicher, ergetzlicher, ſchöner, nicht jedermann gemeiner, getruckter und ungetruckter Bücher und Schriften, Operum, Tomorum, Tractatuum, Voluminum, Partium, vieler mancher herrlicher Authorn und Scribenten. Allen luſtgirigen, Ruhm und Klugheit nachſtellenden Geſellen zu Dollen polemiſcher Tractätlein, ungetreumter, unerrathener Namen. Täuffung und Titulgierung, dienſtlich, nutzlich, hülflich und entwürflich. Vermals nie auskommen, ſondern von den ſinnarmen und buchſchreibreichen, an ſtarken Ketten bisher verwart gelegen, neulich aber Artwiſum von Fiſchmentzweiler, erdichtricht, abgelöſt und an Tag gebracht.

Gottlob durch unſer Fleiß und groß Müh
Iſts Catalogi erſt Theil außhie.
Drumb laßt euch nit ſo faſt verlangen
Der ander kompt hernach mit Prangen.

Getruckt zu Nienendorf, bei Nirgendsheim im Menthergrund, 1590. 8.“

Cavalier (Wiener) vor 200 Jahren.

Wie unter der Regierung Ferdinands III. in Wien die Hofſitte und ritterliche Galanterie beſchaffen war, davon liefert uns ein Schriftſteller jener Zeit ein merkwürdiges Bild, deſſen Hauptzüge hier folgen:

„Wenn ein Herr heirathen will, muß er 1. um Erlaubniß bitten, daß er der Dame darf aufwarten. 2. Wenn er das erlangt, iſt ſo viel, als wenn er ſchon Zuſage hätte. 3. Muß er ihr aufwarten, welches hierin beſtehe: a) Kleidet er ſich aufs prächtigſte, und gibt jedem Diener eine Livrée. b) Schickt er alle Tage früh zur Braut, und läßt fragen, wie ſie geſchlafen und wie ſie den Tag wolle zubringen. c) Schickt er zugleich Blumen, welche das Frauenzimmer pfleget an die Bruſt zu heften. d) Wenn ihm nun die Antwort werden, um welche Zeit ſie ausfahren werden in die Kirche, kommet er dann in ihr Haus, hebt ſie in den Wagen und reitet mit bloßem Haupte dort her, wo die Braut ſitzt, wenn gleich auf der andern Seite eine vornehme Perſon wäre, bei welcher man ſonſt reiten ſoll.

Bei der Kirche ſteiget er vom Pferde, machet den Wagen auf, hebt ſie heraus und führet ſie in die Kirche. Wenn die Kirche aus iſt, hebt er ſie wieder auf.

Speiſet ſie bei einem Fremden, muß er ſich auch zu Gaſte bitten, denn in Öſterreich iſt gebräuchlich, daß ſich einer ſelbſt zu Gaſte ladet und läßt ſagen, er wolle dem Herrn bei der Malzeit aufwarten.

Über dem Eſſen muß er allezeit vorlegen und ſie im Geſpräch erhalten. Wenn ſie zu trinken begehrt, ſo nimmt er den Teller ſambt dem Glaſe, und wenn ſie trinket, hält er den Teller unter, damit das Waſſer, ſo vom Glaſe fleußt, die Kleidung nicht verderbe; trinkt allezeit auf ſeiner Fräulein Dame Geſundheit. Ihr aber darff er keines zubringen, ſitzt allezeit neben ihr, damit er ihr deſto beſſer aufwarten könne. Wenn etwa die Hausfrau ſeine Braut in ihr Zimmer mitnimmt, ſo bittet der Galan, daß er ihr aufwarten darff, und in ſolchem Frauenzimmer wartet er ſeiner Liebſten [illegible] auff.

Iſt es im Sommer, ſo führet er ſie zu Mittag im Roßer (Prater). Im Win-

ter aber muß er ſie im Schlitten fahren. Solche Aufwartung währt aufs wenigſte drei Monate, denn man macht es denen Cavaliers ſauer.

Wenn zur Hochzeit geſchrieben wird, muß er ſeiner Liebſten ſchicken Galanterien auf einer großen ſilbernen Tapen (Taſſe), als: etliche Paar ſeidene Strümpfe, Seidenzeug, Band, Handſchuhe, 12 Federn, Fächer, Spitzen, Kammertuch und was er meint, daß ihr angenehm ſei. Man kommets auf, daß die Herren alle Tage ein Präſent ſchicken, da doch keines wird unter 100 Thler kommen, ſilbern und golden Geſchmeide, als Armbänder, Ohrengehenke von Edelſteinen ꝛc.

Er muß die Zimmer ſeiner Braut beſſer beziehen, denen Dienern neue Hochzeitlivreen geben, und nicht nur mehr Diener für ſich aufnehmen, ſondern auch für ſie zum wenigſten beſtellen: 4 Pagen, 2 Lakaien, Kutſcher und Vorreiter, dieſelben ſchickt er früher an den Hochzeittag durch einen ſeiner Diener hin zu ihr und laſſet ihr ſagen, dieſe ſollen ihre Diener ſein und denen hätte ſie zu befehlen.

Schickt auch um dieſe Zeit einen neuen Wagen mit neuen Zugpferden, welcher acht oder zum wenigſten ſieben ſein müſſen, damit, wenn eines aufſtehig werden ſollte, man das andere an die Stelle haben kann. Letztlich muß er ſeiner Liebſten Kammerjungfer von Fuß auf kleiden.

Die Hofdames geben ihrem Bräutigam nichts, es ſei denn, wenn ſie einen nehmen; nur geben ſie Nachtzeug. Am Hochzeittage Weißzeug, als 6 Hemden, 6 Umſchläge, 12 Schnupftücher, 6 Paar Handblätter. Die halben Unkoſten der Hochzeit.

Am Hochzeittage führet der Bräutigam faſt um 9 Uhr zu Nachts mit ſeinen Freunden; in die Kirche gehet der Bräutigam der Braut entgegen, hilft ihr aus dem Wagen und führet ſie in die Kirche, beide ſind weiß und auf ſilberne Stück gekleidet.

Die Braut hat an ihrem Rock einen Schweiffe (Schleppe) von drei Ellen, welchen entweder ein Page oder Fräulein nachtragen muß, bei der Kopulation ſind die Gemahlringe ſchlecht von Golde rautenweiſe geflechten. Weil durch den Ring nichts anders als die Ewigkeit verſtanden wird. Wo aber ein Stein iſt in dem Ringe, kann dieſer nicht mehr die Ewigkeit bedeuten, weil gleichſam an dem Ort, wo der Stein geſetzet, des Ringes Ende iſt.

Über Tiſche ſitzen die Herrn ohne Mantel und Degen, ſobald man aber von der Tafel aufſtehet, nimmt jedermann ſeinen Mantel und Degen.

Erſtlich wird der Ehrentanz gehalten, darzu die Brautführer mit zwei Fackeln den Bräutigam aufrufen, welcher allein mit der Braut tantzet, und läßt ſie wieder fahren, wenn die Courante zweimal aufgeſpielet worden. Dann tantzen die Geſandten, nach denen Geſandten des Bräutigams und der Braut nächſte Anverwandten den Ehrentanz mit der Trompeten Schall.

Wenn die Ehrentänze vorüber, legen die Cavaliers, welche vorher in der Reihe herumgeſtanden, den Degen und Mantel ab, und nimmt ein jeder eine Dame und tanzt mit ihr auf teutſche Manier. Denn nun betritt die Brautmutter das Brautgemach und überantwortet dem Herrn Bräutigam ſeine Braut, welche ſich gewaltig dagegen ſträuben muß.

Wann eine Hofdame ſich verheirathet, iſt gebräuchlich, daß am erſten Tage Braut und Bräutigam mit ihrer Majeſtät an der Tafel ſpeiſen und ſitzen beide unter der Tafel, welche bisweilen aus ſonderbarer Höflichkeit nicht ein bißchen eſſen, der Kaiſer und die Kaiſerin oben an.

Die Kaiſerin pflegt auch die Braut zu putzen, und ſelbſt in die Hofkapelle, allwo die Kopulation iſt, zu begleiten; den andern Tag wird erſt die Heimführung: da kommt

der Bräutigam in Begleitung vieler anderer zu Pferde in den kaiserl. Hof und holet seine Liebste und hält erst in der Stadt rechte Hochzeit.

Cavallerie-Corps (Erstes städtisches).

Den 18. Juli 1608 zog dem zur Regierung gekommenen Kaiser Mathias in Wien, unter Anführung des Bürgermeisters Lukas Laufur, ein Bürger-Corps von vierzehn Fähnlein Fußvolk und zehn Fähnlein Reiter, aus Adeligen, Bürgern und Kaufleuten zusammengesetzt, in der Leopoldstadt entgegen und führten ihn von dort durch den Ehrenbogen in die Stadt und nach der Hofburg.

Das berittene Corps der Adeligen und der Bürger, welches bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sich zeigte, erhielt sich lange und kam erst im 18. Jahrhunderte außer Gebrauch. Das jetzige bürgerliche Cavallerie-Corps ist im J. 1806 entstanden.

Celtes (Konrad).

Unter den Grabsteinen, welche die Außenseite der St. Stephanskirche zieren, befindet sich in der Mauer des unausgebauten Thurmes beim sogenannten Adlerthore nächst dem neuerbauten Zwettelhofe, auch jener eines in vielerlei Hinsicht hochberühmten Mannes. Es ist Konrad Celtes *), kaiserl. Bibliothekar in Wien, Stifter der poetischen Facultät an der hiesigen Hochschule, und der erste Dichter seiner Zeit, der auch als solcher von Kaisers Friedrich III. eigener Hand (den 18. April 1487 zu Nürnberg bei Gelegenheit des Reichstages) öffentlich mit einem Lorberkranze gekrönt wurde. Von diesem Grabsteine wurde in den zu Nürnberg im J. 1822 erschienenen Beiträgen zur Kunst- und Literaturgeschichte von Heller und Jäck (1. und 2. Heft) eine Abbildung geliefert. Die Schrift des Steines lautet:

Deo opt. max.
Conr. Celti Protucio, Poetae, ostrofranco
ex testamento pie positum
in laurea (VI) (Vo) corona
An. Chr. MDVIII. II. non. Febr.
Vivit XLIX annos, dies tres.

Celtes war zur Zeit seiner Krönung 32 Jahre alt, und der erste deutsche Dichter, dem diese Ehre zu Theil wurde, wozu der Kurfürst von Sachsen die Veranlassung gab.

Hundert-, ja Tausendweise gehen die Bewohner Wiens täglich an dem Denkmale dieses Mannes vorüber, ohne daß demselben aus irgend einem Auge ein flüchtiger Blick zugeworfen wird. Wir wollen mit der Männerwelt dieser Gleichgiltigkeit wegen nicht rechten, sondern hiermit nur einen kleinen Versuch machen, wenigstens die Theilnahme des zarter fühlenden schönen Geschlechts für den hingeschiedenen Dichterfürsten einigermaßen rege zu machen, eine Theilnahme, die er um so mehr verdienen dürfte, als ihm zu seinen Lebenszeiten von

*) Dieser ausgezeichnete Mann war den 1. Februar 1459 zu Wipfeld, einem Marktflecken in Franken, geboren; sein Familienname war nach Angabe der „österreichischen National-Encyklopädie" (1. B. S. 490) nicht wie gewöhnlich aus unzureichenden Gründen angenommen wird, Meißel oder Pickel, sondern Schäfer oder Scheffer. Jedenfalls sollte er nach dem Zeitgebrauche latinisirt Celtis und nicht Celtes heißen. Sein Vater war ein einfacher Landmann, der aus ihm einen Weinbauer machen wollte. In dem genannten Werke ist eine genügende Lebensskizze dieses berühmten Mannes, der in Wien in einem Alter von 49 Jahren, den 4. Februar 1508 (und nicht wie Vossius sagt 1505) starb, enthalten, worauf der geneigte Leser mit dem Beisatze verwiesen wird, daß die vorliegende Mittheilung es nur mit dem Unstern zu thun hat, welcher diesem sonst so allgemein nach Verdienst gewürdigten Manne auf seiner Liebesbahn geleuchtet hat.

den Damen in der That auf eine Art mitgespielt wurde, daß ihm der Zuname eines Märtyrers der Liebe nicht versagt werden kann.

Um zur Sache zu kommen, müssen wir auf die Gedichte dieses von den Schönen seiner Zeit hart geprüften Mannes einen Rückblick werfen. Sie erschienen zu Nürnberg im Quart-Formate im Jahre 1502, und ein Nachtrag davon ebenfalls in Quart nach seinem Tode im J. 1513 zu Straßburg. Die erste Sammlung enthält blos Elegien, und die anderen lyrische Gedichte. Jene bestehen aus vier Büchern erotischer Gedichte an die vier Geliebten, die der Dichter nach einander hatte, und von ihm Hasiline, Elsula, Ursula und Barbara genannt werden. Wie es ihm mit diesen holden Wesen erging, berichtet er uns in diesen Gesängen, die er mit Recht Trauerlieder nennt.

Im zweiten Buche verläßt er die heißgeliebte Hasiline, ein Muster der Treue, weil er sie zwei Mal auf einer offenbaren Untreue ertappt hatte.

Er wandte sich daher an die sanftblickende Elsula, eine Rose, die im Dunkeln glüht; aber es ging ihm mit dieser nicht um ein Haar besser; er bekam von dieser Rose nur die Dornen zu fühlen, wie die sechste Elegie des zweiten Buches beweiset, und alle folgenden Elegien enthalten nichts als Vorwürfe über die Ausschweifungen dieser Geliebten. —

Im dritten Buche, dessen Gegenstand die holdselige Ursula ist, beklagt sich der Dichter ebenfalls in mehreren Stellen über ihre Untreue. Er beschreibt sie als ein Mädchen von neunzehn Jahren und von hinreißender Schönheit. Sie starb an der Pest, und seinem Schmerze über diesen Verlust ist die letzte Elegie im dritten Buche geweiht.

Celtes wählte sich jetzt die zärtliche Barbara zur Geliebten; allein auch in dieser Wahl war er unglücklich, denn auch diese Schöne hatte zwei große Fehler: sie liebte den Trunk und war ganz außerordentlich eifersüchtig. Die unzarte Art, wie der Sänger davon spricht, verträgt sich mit unseren Sitten nicht. Dieser bacchantischen Xantippe sind alle Elegien des vierten Buches gewidmet. Auch kommen darin Ausfälle gegen den französischen Hof und die Geistlichkeit vor, daß man daraus schließen muß, daß zu Nürnberg damals gar keine Censur stattgefunden habe.

Wir schließen diese Notiz über das Liebesunglück unseres Celtes mit der Bemerkung, daß die zu Straßburg gedruckte Sammlung vier Bücher Oden, und ein Carmen seculare im Sapphischen Sylbenmaße enthält, und daß eine Ode des dritten Buches dem deutschen Erfinder der Buchdruckerei gewidmet ist. In die bekannte Sammlung: Deliciae Poetarum Germanorum sind einige Gedichte des Celtes aufgenommen. Er war außer Rudolph Agricola, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und hat das Verdienst, zur Herstellung der schönen Wissenschaften in Deutschland, besonders aber der Poesie, viel beigetragen zu haben.

Champagnerwein (Inländischer).

Der österreichische und ungarische Champagner-Wein erinnert unwillkührlich an französische Husaren, an deutsche Uhlanen, — kurz an jeden Mischmasch von Nationalitäten. Es wäre ja genug, den fraglichen Wein mit seinem natürlichen Namen zu bezeichnen und ihn mousirenden Österreicher- oder Ungar-Wein zu nennen. Man wird uns doch nicht weiß machen wollen, daß die Champagne im Lande der Magyaren liege, oder daß uns der getaufte Ungarwein deßhalb mehr behagen werde?

Ganz anders dachten die Britten im Anfange dieses Jahrhunderts über Alles, was aus Frankreich kam; — besonders war

ihnen der Champagner-Wein verdächtig. Sogar in Parlamentsreden wurde dagegen geifert. „Wie!“ rief ein solcher Eiferer, „soll England sich durch französische Possenspiele und Schwänke übertölpeln lassen, um das Joch des Eroberers zu tragen! — Nein! das soll nicht geschehen, obschon er uns in hundert Schiffen ganze Tonnen voll Verführung und die Sittenlosigkeit ballenweise zuführt, obschon die Burgunderfässer mit allen Lastern gefüllt und die Champagner-Flaschen mit Atheismus zugestöpselt sind!“

Das ist nun eine schwere Beschuldigung, die hier dem Champagner gemacht wird; unstreitig hat der englische Spleen hier das Wort geführt. Die jovialen Wiener finden diese lieben Bouteillen keineswegs so gefährlich; nur der hohe Preis von 3½ fl. C. M. verbittert das edle Getränk.

Da aber fast keine mittelmäßige Tafel, kein Namens- oder Geburtstag, kein halbhonetter Hausball, kein Freuden- oder Abschiedsfest, ohne Champagner mehr begangen wird, so haben die Weinhändler seit geraumer Zeit die Kunst erfunden, aus einigen Gattungen inländischer Weine einen ganz leidlichen Champagner zu fabriciren.

Und dazu bedurfte es nicht einmal eines tiefen Forschens. Um dieses zu erklären, bedarf es nur eines kleinen Abstechers in das Gebiet der Natur, eigentlich der Weinkunde.

Das Wesen des Champagner-Weines besteht in der unterbrochenen oder zurückgehaltenen Gährung.

Manchmal unterbricht man aber die erste merkliche Gährung absichtlich, um den Weinen die schäumende Eigenschaft zu geben oder sie zu moussirenden Weinen zu machen, — was unser Champagner ist, — dadurch, daß man den Wein, wenn er noch brauset, abzieht und auf starken Flaschen vor dem Zugange der Luft bewahrt.

Diese Weine schleudern mit Geräusch die Stöpsel aus den Flaschen, perlen, verwandeln sich bei dem Eingießen in die Gläser in einen weißen Schaum, und haben einen lebhafteren und pikanteren Geruch und Geschmack, als die nicht schäumenden Weine. Diese Wirkung rühet von dem, noch nicht in der gehörigen Menge ausgeschiedenen, und darin zurückgehaltenen kohlensauren Gas her, was mit Heftigkeit austritt, sobald der Wein die freie Luft berührt.

Das Moussiren des Weines wird durch einen kleinen Zusatz von krystallisirter Citronensäure (auch Weinsteinsäure) und reiner Soda erwirkt.

Immer sind aber diese Weine nur noch unvollkommen zu nennen; sie sind nie von der Güte und Stärke, wie gehörig ausgegohrene Weine, und auch der Gesundheit weniger zuträglich.

Warum sollte also nach dem Gesagten aus dem österreichischen und ungarischen Gewächse kein Mousser-Wein, wie der Champagner, gemacht werden können? — Dieser verkappte Franzose moussirt in der That ganz regelmäßig, er ist sogar etwas feuriger, als der Wahre, hat aber weniger Süße; — übrigens schadet er (nach Umständen) weder dem Magen, noch dem Kopfe.

Wenn es mit allen Wein-Verfälschungen so ehrlich zuginge, wie mit dem österr. und ungar. Champagner, so könnte man allenfalls darüber hinaus gehen; allein diese verborgene, böse Kunst wird bekanntlich auf manche schädliche Arten getrieben. Man quirlt, der Kukuk weiß aus welchen Ingredienzen, einen After-Champagner zusammen, dessen Genuß Magenkrämpfe und Kopfschmerzen verursacht. So fabricirt man auch Tokaier aus Honig und levantischen Zibeben, und man zersetzt die rothen ungarischen Weine mit Zimmet und Gewürznelken, um ihnen mehr Feuer und, wie man glaubt, einen aromatischen Geschmack zu geben.

Aber noch eine zweite Täuschung wird mit dem inländischen Champagner getrieben, — eine Täuschung, die unserem Beutel so schadet, wie die erst erwähnte unserer Gesundheit. — Wie oft bezahlt man an öffentlichen Orten den Preis des wahren Champagner-Weins und trinkt den inländischen! Das Ärgste dabei ist, daß sogar die Vignetten und Stöpselsiegel eine französische Firma zeigen. — Man lasse sich aber durch diese trügerische Außenseite nicht täuschen. — Diese Täuschung ist um so bedauerlicher, weil man sich viel weniger nach dem ausländischen Wein sehnen würde, wenn man nur die edlen inländischen unverdorben zu erhalten wüßte. Doch dieser Klagepunkt gehört auf ein anderes Blatt und darum scheiden wir jetzt von dem inländischen Champagner mit dem Vorsatze, ihm nie mehr diesen Namen beizulegen und ihn schlecht und recht moussirenden Österreicher oder Ungarwein zu nennen.

Chaos'sche Stiftung.

Von den kais. Ställen hinauf an der Laimgrube, gleich ober dem Hause zum rothen Krebsen befand sich das weitläufige Chaos'sche Stiftgebäude. Johann Conrad Richthausen, Freiherr von Chaos, kaiserl. Hofkammerrath, Oberst-Erbmünzmeister und Kammergraf in den ungarischen Bergstädten, glaubte sein ansehnliches Vermögen nicht besser anwenden zu können, als wenn er es für die Armen und für Jünglinge, deren Eltern verstorben, oder ohne Vermögen waren, bestimmte, damit sie durch gute Erziehung zu rechtschaffenen Männern gebildet werden.

Er errichtete daher für solche 1663 ein weitläufiges Gebäude am Bürgerspital in der Stadt (Kärntnerstraße 1043) und versah es mit jährlichen Einkünften.

Das Gebäude ist zweistockig und von fester Bauart, über dem Portale liest man auf einem rothen Marmorstein die Schrift:

A M D C
Die
Freiherrliche
Chaosische
Stiftung.
Fund. 1664.
Renovirt 1722.

Auf den Thorpfeilern stehen zwei Figuren, wovon die linke einen Schild mit dem Wapen des Stifters und die rechte einen Schild mit dem bekannten späteren v. Tratterischen Motto:

Ora et labora

hält.

Als nach drei Jahren die Pest in Wien einriß und mehrere dieser Stiftjünglinge davon ergriffen wurden, stellte Adam von Grundemann, welcher von dem indessen verstorbenen Stifter zum Testaments-Vollzieher ernannt worden war, in der Vorstadt Laimgrube in größter Eile ein Gebäude her, wohin die kranken Jünglinge, um sie von den gesunden abzusondern und ihnen eine freiere Luft zu verschaffen, überbracht wurden.

Als hierauf bis 1693 das Stiftkapital durch die Sorgfalt der Stiftungs-Vorsteher so stark angewachsen war, daß eine viel größere Anzahl Jünglinge aufgenommen werden konnte, so bauete Carl v. Moser dieses Stiftungshaus nicht nur um ein Stockwerk höher, sondern setzte auch den Bau im Umkreise bis an den Spittlberg fort, so, daß das zu dieser Stiftung gehörige Gebäude schon im Jahre 1783 von dem rothen Krebse bis an das sogenannte Holzsetzer'sche Haus am Spitelberg reichte und 145 Jünglinge, welche entweder von adeliger oder wenigstens ansehnlicher ehelicher Geburt sein mußten, die bequemste Wohnung verschaffte.

Diese Jünglinge mußten bei ihrer Aufnahme wenigstens sieben Jahre alt sein, er-

hielten Koſt und eine ſehr maleriſche Kleidung (himmelblau auf ſpaniſche Art mit weißen Hüten), wurden in allen ihrem Alter angemeſſenen Wiſſenſchaften unterrichtet und nach vollendetem 18. Jahre entlaſſen.

Im J. 1746 trat die Chaos'ſche Stiftung einen Grund und einen Theil des Gebäudes an die Herzogin von Savoyen, gebornen Fürſtin Lichtenſtein, ab, zur Errichtung ihrer adeligen Akademie.

Im J. 1754 wurden die Chaos'ſchen Stiftlinge von Maria Thereſia in die Währingergaſſe in das Bremer'ſche Haus überſetzt, das Stifthaus auf der Laimgrube noch mehr erweitert und darin eine Militär-Akademie von 200 Zöglingen errichtet, welche den 1. Novemb. d. J. eröffnet wurde. Aus der Währingergaſſe wurde die Chaos'ſche Stiftung am 30. April 1767 in das Waiſenhaus auf dem Rennwege überſetzt. Vermöge des dabei erlaſſenen Hofdekrets vom 27. April 1767 wurden die 82 Stiftlinge, weil dadurch die Regiekoſten und die Lehrer, die ohnehin im Waiſenhauſe vorhanden waren, erſpart wurden, auf 100 vermehrt. Auf dem Rennwege blieb die vereinte Stiftung bis 1785, wo Kaiſer Joſeph II. das Gebäude der Militär-Ökonomie widmete, und dem Waiſenhauſe das von ihm aufgelaſſene ſpaniſche Spital einräumen ließ. Die Chaos'ſche Stiftung beſitzt ein Stammvermögen von 80,000 fl.

Charakterbüſten.

Das bekannteſte und trefflichſte Werk des geſchickten Bildhauers Franz Xav. Meſſerſchmidt (geb. den 20. Auguſt 1732 zu Wieſenſteig in Schwaben und geſt. zu Preßburg den 21. Auguſt 1783) iſt eine Suite von 49 Charakterbüſten, womit er den gewagten und theilweiſe auch gelungenen Verſuch machte, die verſchiedenſten menſchlichen Empfindungen, Leidenſchaften und Individualitäten plaſtiſch darzuſtellen; dabei befindet ſich ſein eigenes, gut getroffenes Bildniß, höhniſch lächelnd.

Dieſe originelle Sammlung ging nach dem Tode des Künſtlers durch verſchiedene Hände. Zuerſt kaufte ſie der jüdiſche Großhändler Baruch, welcher ſie in der Folge an einen polniſchen Juden und dieſer wieder an einen Privatmann verpfändete. Letzterer ließ ſie bereits vor 30 Jahren im Prater öffentlich für Geld ſehen.

Gegenwärtig iſt dieſe Sammlung im Beſitze Hrn. Joſeph Jüttners, Beſitzers des allgem. Auskunfts-Comptoirs in Wien, der ſie im J. 1835 im Saale zur Mehlgrube öffentlich aufſtellte. Ein Abguß der Büſten iſt in einer Praterhütte zu ſehen.

Chemiſches Laboratorium der Univerſität.

Der heutige Hörſaal der Chemie an der Univerſität war vormals das Studenten-Theater der Jeſuiten; er iſt der größte Saal der Hochſchule und befindet ſich im uralten Schulgebäude, der ſogenannten Schola Austriacorum in der Schulgaſſe (757), im erſten Stockwerke. Die Bänke ſind ganz theatraliſch gereihet und faſſen 200 Perſonen.

Der Saal wird von vier ſehr großen Fenſtern an einer Seite beleuchtet. Im Hintergrunde des durch eine hölzerne Barriere abgeſonderten Laboratoriums ſtehen die feſten chemiſchen Öfen und davor eine Reihe tragbarer Öfen von Eiſen und Thon unter einem hohen eiſernen Rauchmantel. Rechts iſt der Brunnen und links die großen eiſernen, meſſingenen und marmornen Mörſer und Ambeſe angebracht.

Im Nebenſaale, der beinahe eben ſo groß iſt und 1841 durch Ausbrechung von vier großen Fenſtern das nöthige Licht bekam, werden die zum Unterrichte erforderlichen Apparate aufbewahrt, wovon beſonders ein ſehr wirkſamer magneto-elektri-

scher, und eine Luftpumpe beachtenswerth sind. Historisch interessant sind: ein von Fortin in Paris verfertigter, mit allen Vorrichtungen zur genauen Messung versehener Gasometer und Verbrennungs-Apparat; ein großer, leichter, gläserner, zur genauen Abwägung eingerichteter Ballon, derselbe, womit Lavoisier die von ihm angegebene Dichtigkeit der Gasarten bestimmt hat; die Original-Vorrichtung, womit Benjamin Franklin das Wärme-Leitungs-Vermögen der Metalle ausgemittelt hat und der pneumatische Apparat, womit Jacquin (Vater) zuerst das Volumen der bei Zerlegung des kohlensauren Kalkes ausgeschiedenen Kohlensäure gemessen hat.

Wegen Besichtigung dieses Laboratoriums wendet man sich an den Herrn Professor Pleischl oder den Assistenten.

Cholera.

Aller angewandten Vorsichten zum Trotze brach diese räthselhafte und verderbliche Seuche nach einem dreitägigen Regenwetter in der Nacht vom 13. auf den 14. Sept. 1830 plötzlich auf das heftigste in Mitten der innern Stadt aus, von wo sie sich mit Blitzesschnelle in die Vorstädte verbreitete und viele Menschen, worunter mehrere aus höheren Ständen begriffen waren, wegraffte.

Kaiser Franz I. begab sich von Baden nach Schönbrunn, kam, um den Muth der Wiener aufrecht zu erhalten, beinahe täglich in die Stadt, wo er die öffentlichen Arbeiten besuchte, Audienzen ertheilte und selbst das Burgtheater besuchte.

Die Zahl der Erkrankten betrug:

den	13. Septemb.	5.
"	14. "	41.
"	15. "	139.
"	16. "	127.
"	17. "	111.
"	18. "	130.

Das Traurige der Erscheinung abgerechnet, boten die verschiedenen Präservative und Privatcurirungen manche lächerliche Seite dar, die von dem Wiener-Volkswitze aufgegriffen wurden. Der Eine schützte sich mit Kälte, der Andere mit Wärme; jener mit Essig, dieser mit Wasser, und große Summen wurden für Camillöhl und Magisterium Bismuthi vergeudet.

Die Frage der Contagiosität des Übels war der Gegenstand des Tages und der Streitpunkt der Ärzte. Die Staatsverwaltung hieb nach der richtigen Ansicht des geheimen Rathes und ersten kais. Leibarztes, Andreas Freiherrn von Stifft, schon am 18. Sept. diesen gordischen Knoten auseinander, indem jede Sperre aufgehoben wurde, wodurch das Miasma selbst seinen ersten Todesstreich erhielt.

Schon zwei Tage darauf, den 20. Sept. verminderte sich die Krankenanzahl auf 99, den 21. auf 76, den 22. auf 60 u. s. w. Am 17. Nov. kehrte der Kaiser aus Schönbrunn in die Hofburg zurück und im Monate Dez. war die Krankheit ganz verschwunden; nur im Sommer 1832 zeigte sie sich besonders in den Vorstädten und auf dem flachen Lande wieder und wurde wie eine gewöhnliche Epidemie behandelt.

Chorherrnhof.

Das heutige mit Nr. 871 und 872 bezeichnete stattliche Domherrnhaus auf dem St. Stephansplatze an der Ecke der großen Schulerstraße besteht aus zwei Häusern, die schon seit mehreren Jahrhunderten ein Besitzthum des Wiener-Domkapitels sind und wovon jenes, welches die Ecke der genannten Straße bildete (871) in früheren Zeiten vorzugsweise das Chorherrnhaus hieß, im J. 1529 zur Zeit der ersten Belagerung der Stadt durch die Türken die bischöfliche Behausung war und den auffallenden, bezeichnenden lateinischen Namen hatte:

Hoc fac et vives.

Es gelang uns nicht den Urſprung dieſer Benennung, die vielleicht nur dem augenblicklichen Einfalle eines ſeiner einſtigen Bewohner ihr Daſein verdankt, auf die Spur zu kommen.

Chriſtinen-Denkmal.

Das ſchönſte Todten-Denkmal in Kunſthinſicht von Europa iſt jenes, welches Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen in der Auguſtiner-Hofkirche im J. 1805 ſeiner Gemahlin, der Erzherzogin Chriſtine durch den berühmten Canova mit einem Aufwande von 20,000 Dukaten errichten ließ.

Man erblickt dem Haupteingange des Gotteshauſes gegenüber, aus der Wand etwas hervortretend, eine 28 Fuß hohe Pyramide, von violetgrauem, geflecktem carrariſchem Marmor, welche auf einer 6 Fuß 6 Zoll breiten und 28 Fuß langen Baſis ruht. Von dieſer führen zwei breite Stufen zu einer Pforte, welche ſich als Eingang zu dem Grabe in der Mitte der Pyramide öffnet.

Dieſem Eingange hat ſich linker Hand ein Trauerzug genähert; zunächſt der Pforte ſieht man die Tugend, eine weibliche Geſtalt in langem Gewande mit aufgelöſten Haaren. Sie iſt begleitet von zwei Fackelträgerinnen, zarte Mädchen, welche mit ihr durch Blumengewinde verbunden ſind.

In einer kleinen Entfernung auf der unteren Stufe folgt die Wohlthätigkeit, eine weibliche Figur, welche am rechten Arme einen hülfloſen blinden Greis führt, deſſen Rechte ſich an einem Stabe feſthält, während ein kleines Mädchen, mit kindlicher Andacht die Hände faltend, zwiſchen beiden ſteht.

Auf dem Architrave über der Pforte ſind die einfachen Worte eingegraben:

Uxori optimae Alberto.

Auf dem oberen Theile der Pyramide ſchwebt die Figur der Glückſeligkeit und trägt in den Schlangenzirkel der Unſterblichkeit das Porträt Chriſtinens mit der Umſchrift:

Maria Chriſtina Auſtriaca.

Der Glückſeligkeit gegenüber reicht ein fliegender Genius den Verdienſten der Erzherzogin einen Palmzweig.

Auf der oberſten Stufe vor der Pyramide liegt ein in Trauer verſunkener Löwe, als Sinnbild der Seelenſtärke der Fürſtin. Auf den Löwen ſtützt ſich ein geflügelter Genius, das Sinnbild der Zärtlichkeit des Gatten.

Mit Wehmuth liegt dieſer Genius auf den Stufen und gibt ſich in die Arme der Starkmüthigkeit, als Sinnbild der ihm entriſſenen Gattin. Er blickt nach dem hinter dem Löwen gelehnten teutoniſchen Schild, auf dem das öſterr. Wapen eingegraben iſt. Die linke Hand ruht auf einem runden etruskiſchen Schilde, weil Sachſen, durch die Herzoge von Braunſchweig aus dem Hauſe Eſte abſtammt.

An der Kirchenwand neben dem Mauſoleum iſt in einem goldenen Rahmen in deutſcher und franzöſiſcher Sprache eine kurze Beſchreibung des Denkmals mit Berufung auf die darüber in Wien und Rom erſchienenen Werke angebracht.

Chriſtoph (Zum großen).

Dieſes ſtattliche, Freiherr von Aichenſche Haus (368) erhebt ſich in der Salvatorgaſſe, wo es die eine Ecke der Fiſcherſtiege bildet. Es entſtand im Anfange dieſes Jahrhunderts aus mehreren kleineren Gebäuden und prangt an der Ecke gegen das Rathhaus mit der ſeinen Namen verſinnlichenden Statue des heiligen Chriſtoph, welche ein Werk des berühmten Tiroler Bildhauers Franz Chriſtian Thaler iſt.

Der heil. Chriſtoph ſtammte der Legende zufolge muthmaßlich aus Syrien, ließ ſich in Antiochien taufen und erlitt gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts den Märtyrer-

tod. Seine Verehrung war ehemals sehr weit verbreitet und dies mag auch seinem Bilde in Wien Eingang verschafft haben, obgleich seine Lebensumstände sehr dunkel sind. Er wird gewöhnlich in Riesengröße abgebildet, wie er das Christuskind durch einen Fluß trägt. Christophorus bedeutet nämlich Träger Christi.

Christusbild (mit der Kugel zu Hadersdorf).

Außer dem wohlhabenden Markte Hadersdorf am Kamplfluße, bei dem dort sich befindlichen alten Spitale, erblickt der Vorübergehende ein eingemauertes Kreuz mit vier Nischen oder Vertiefungen.

Führt ihn ein frommer Sinn zum Betschämel der Säule hin, so wird sein spähendes Auge in der Mauerhöhlung gegen die Straße ein gemaltes Cruzifixbild, dessen Brust von einer Kugel durchlöchert ist, erblicken. Es verhält sich damit also:

Vor ungefähr einem Jahrhunderte ritt hier ein Husar vorüber, der vor seinem Austritte mit einigen Kameraden aus der Branntweinflasche ein so tüchtiges Abschiedstränklein zu sich genommen hatte, daß er sich nur mit Mühe auf dem Rosse halten konnte.

Als er sich dieser Wegsäule näherte, fiel ihm eine Anzahl andächtiger Beter auf, die sich dort versammelt hatten. Der trunkene Reitersmann hielt bei diesem Anblicke sein Roß an und erlaubte sich ärgerliche Spöttereien über die Frömmigkeit dieser guten Leute, worüber er von ihnen nach Gebühr, vielleicht auch etwas unsanft, zurechtgewiesen wurde. Er ergrimmte hierüber dermaßen, daß er sein geladenes Gewehr ergriff und es so abschoß, daß die Kugel über den Köpfen der Beter dem Ebenbilde des Heilandes in die Brust fuhr.

Nach vollbrachter Freveltat gab er seinem Rosse die Sporen und entschwand den Blicken der entsetzten Landleute. Die Vergeltung folgte ihm aber auf der Verse, und ereilte ihn auf der langen Donaubrücke bei dem Spitze. Hier wurde sein Pferd scheu, bäumte sich und sprang mit seinem Reiter in die hochwogende, sturmbewegte Donau, die Mann und Roß in ihrer Tiefe begrub.

Civil-Mädchen-Pensionat (k. k.)

Joseph II. ist der Gründer dieses Institutes, welches heute einen Grad von Vollendung erreicht hat, der kaum überstiegen werden dürfte. Er befahl 1786 die Errichtung eines Pensionates für Mädchen, um sie zu Gouvernanten und Lehrerinnen für das weibliche Geschlecht auszubilden. Ein von der Klausur entfernter Theil des Ursulinerklosters war zur Unterkunft der Anstalt bestimmt, worin nur vaterlose und die Töchter pensionirter Beamten aufgenommen wurden und deren Leitung der Theresia Luzak, gebornen de Chaplin, anvertraut war.

Im J. 1789 erhielt Barbara Zehe die Stelle der Vorsteherin und 1797 wurde die Anstalt unter die Curatel der Grafen Saurau, Kuefstein und Dietrichstein gestellt. Nach dem Tode der genannten Oberversteherin 1801, erhielt ihre Tochter, Theresia Richter, deren Stelle, unter welcher 1826 das Pensionat unter die Leitung der n. ö. Regierung und Studien-Hofkommission kam, was noch der Fall ist.

Da 1803 das Ursulinerinnenkloster seine Lokalitäten in Anspruch nahm, so übersiedelte das Pensionat in ein zu Hernals angekauftes Haus, worin es bis 1806 blieb, wo dieses baufällig gewordene Haus verkauft und die Anstalt in einen Theil des Minoritenklosters in der Alservorstadt verlegt wurde. Hier nahm jedoch die Zahl der Zöglinge so sehr zu, daß 1841 die Nothwendigkeit einer größeren Räumlichkeit gebietherisch eintrat.

Die Wahl der Lokalität fiel auf das gräflich Cherk'sche Gartenpalais am Stroz-

zugrunde. Dieſe Beſitzung ſchenkte Maria Thereſia dem Grafen Johann von Chotek; den Pallaſt hatte der, dem Kaiſer Carl VI. treugebliebene und mit ihm aus Spanien nach Wien gekommene Biſchof von Valenzia erbaut und der Kaiſerin vermacht. Graf Chotek ſchritt zur Verſchönerung des Gartens; die Verwüſtung ſeiner Güter durch die Preußen brachte aber den Bau ins Stocken; die Kaiſerin erfuhr es und ſchenkte dem Grafen 10000 Gulden.

Der Mitteltrakt dieſes ſchönen Gebäudes iſt rückwärts von einem 2800 □ Klafter großen, mit Alleen, Raſenplätzen und einer engliſchen Anlage verſehenen Garten begrenzt. Das Gebäude ſelbſt ſchließt mit ſeinen zwei Seitenflügeln einen großen Hofraum dadurch ab, daß gegen die Kaiſerſtraße eine Mauer aufgeführt iſt, über deren Einfahrtsthor man die Schrift: „K. K. Mädchen-Penſionat“ erblickt. In der Mitte dieſes Hofes befindet ſich die Waſſerleitung, welche ein Arm der von Ottakring in die kaiſ. Stallungen geleiteten Quelle iſt.

An der Eingangsthür des linken Seitenflügels befindet ſich die Capelle. Im erſten Stockwerke des Haupttraktes iſt der Speiſeſaal, welcher hundert Individuen Raum gewährt. Dieſer Theil des Gebäudes birgt in ſeinen hohen, lichten Räumen noch vier ſogenannte Kameraden, wovon jede aus einem Zimmer für die Unterverſteherin, aus dem Arbeitszimmer der Zöglinge, aus zwei Schlafzimmern für dieſelben, aus dem Clavier-Lehrzimmer und einer Stubenmädchen-Kammer beſteht.

Das Inſtitut enthält gegenwärtig dreißig Staatsſtiftplätze, acht aus dem Realitäten-Lotteriefonde, drei gräflich Makó'ſche und ſechs n. ö. Ständiſche, und die neu aufgenommenen Zöglinge haben in das Penſionat nichts mitzubringen. Koſtzöglinge zahlen 300 fl. C. M. und 60 fl. C. M. für Clavierunterricht- und Landſchaftzeichnen. Die Mädchen werden von acht bis zehn Jahren aufgenommen und bleiben bis zwanzig Jahre im Inſtitute, wo ſie in der Regel als Erzieherin oder Lehrerin austreten und einen Ausſtattungsbetrag von 200 fl. C. M. erhalten.

Außer den Stiftplätzen befinden ſich im Penſionate auch noch Zöglinge auf Koſten der Allerh. Privatkaſſe, der Kaiſerin Mutter und von Privaten; die Zahl der Zöglinge beträgt über 60.

Die feierliche Einweihung der Capelle im Penſionatshauſe fand den 21. Jänner 1841 Statt. Es hatten ſich dabei J. J. M. M. die regierende Kaiſerin und die Kaiſerin Mutter eingefunden, und die kirchliche Handlung vollzog der Fürſterzbiſchof. Das Altarbild, die h. Anna, Marien Unterricht ertheilend, iſt ein Geſchenk S. k. H. des Erzherzogs Franz Carl. Nach Beendigung der Einweihung hielt im Prüfungsſaale der n. ö. Regierungsrath und Penſionats-Referent Graf von Hohenwart-Gerlachſtein, welchem die Anſtalt ihre neuen Statuten und die hohe Stufe ihrer Vollkommenheit verdankt, eine der Tagsfeier entſprechende rührende Anrede.

Dieſe Statuten beſtimmen mit vieler, dem Culturzuſtande der Zeit vollkommen entſprechender Umſicht die Grundſätze, welche in Betreff des wiſſenſchaftlichen Unterrichtes und der moraliſchen Bildung zu beobachten ſind, ſo wie auch die Regeln der Hausordnung, des Verhaltens der Zöglinge außer dem Hauſe, der Privat-Ökonomie-Ordnung und der Krankenpflege.

Die Studien ſind in fünf Claſſen zu zwei Jahrgängen eingetheilt, in welchen vorgetragen werden: Leſen, Schönſchreiben, Kopf- und Zifferrechnen, Sprachlehre, Geographie, Geſchichte, Naturgeſchichte, Naturlehre, Styl, Methode, Theorie der Erziehungskunde, deren Anwendung auf weibliche Verhältniſſe, Äſthetik und mündlicher Vortrag in Leſeübungen.

Seine Maj. der Kaiſer verlieh dem In-

ſtitute ſein Bildniß, welches den 17. Mai 1841 bei der Semeſtralprüfung im Saale feierlich aufgedeckt wurde; es iſt in Lebensgröße und im Toiſon-Ordenskleide nach dem Kuppelwieſer'ſchen Original mit vieler Ähnlichkeit ausgeführt.

Clara-Kloſter (nächſt dem Kärntnerthore).

Die franz. Königstochter Blanka, Gemahlin Rudolph des III., des Sanftmüthigen (eines Enkels Rudolphs von Habsburg), gründete 1303, unweit des Kärntnerthores, am Schweinmarkt (Spitalsplatz) ein Kloſter ſtrenger Regel bei St. Clara; in jener wilden Zeit eine Zufluchtsſtätte ſchirmloſer Witwen und Jungfrauen des Landadels, worin in der Folge drei Prinzeſſinnen vom Hauſe Habsburg traten, Anna, Friedrich des Schönen Tochter und zwei Katharinen, die eine des bei Sempach erſchlagenen Leopolds Schweſter, die andere ſeine Tochter.

Als Anna, Tochter Friedrich des Schönen, Witwe des Königs von Polen und in zweiter Ehe des Grafen von Görz, darin den Schleier nahm, folgten ihr dahin 26 der angeſehenſten Hof- und Staatsdamen. Der Stiftsbrief vom St. Clarenkloſter wurde erſt, nachdem ihm die ſchöne Blanka allzufrüh in Kindesnöthen entriſſen worden, von ihrem Gatten Rudolph (28. September 1305) förmlich ausgefertigt. Er ſchenkte dem Kloſter damit einen Theil des unteren Werds (Leopoldſtadt) jenſeits der Donau, dem Dorfe Erdberg gegenüber, welcher Schenkung Friedrich der Schöne die Freiheit der Fiſchweide auf dem Waſſer, welches aus der Donau um die den Kloſterfrauen gehörende Au zwiſchen Erdberg und Ebersdorf auf ihren Gründen floß, beifügte. Dieſe Beſitzung der Clariſſerinnen im Prater gab der alten fabelhaften Sage, daß in dieſem Walde einſt ein Nonnenkloſter beſtanden habe, ihre Entſtehung.

Auch Blankas Schwiegermutter, die milde Königswitwe Eliſabeth nahm Theil an der Stiftung, und von Judenburg kamen die erſten Clariſſerinnen hieher.

Ein Zufall hat die ganze Reihe der Äbtiſſinnen ziemlich vollſtändig aufbewahrt, die man von keinem der wiewohl erſt in unſern Tagen aufgehobenen Frauenklöſter mehr aufzuſtellen vermag. — Die erſte war 1316 Schweſter Cäcilie. Unter Kunigunde von Rappach (1348) wüthete in Wien die große Peſt, in der faſt alle Klöſter ausgeſtorben ſind. St. Clara blieb davon ganz unberührt und eine einzige Nonne ſtarb aus Altersſchwäche. Die letzte Äbtiſſin 1528 — 1540 war Anna Welzerin.

Das Kloſter behauptete durch Jahrhunderte die erſte Stelle unter den geiſtlichen Frauenhäuſern der Hauptſtadt. Es erſtreckte ſich von der Gegend des heutigen Opernhauſes, wo beinahe dort, wo ſich in unſeren Tagen das Caffehhaus befindet, die Kloſterkirche ſich erhob, bis zum Lobkowitzplatz, und nahm beiläufig in deſſen Mitte ſein Ende, von wo es in gerader Linie bis zur Kärntnerſtraße lief und mit aller Zubehör beinahe den halben Raum des heutigen Bürgerſpital-Gebäudes einnahm.

Als Soliman 1529 auf Wien heranzog, flohen die Nonnen nach Villach in Kärnten und ihr Kloſter war ein wichtiger Beobachtungs- und Waffenplatz. Die Kranken des zerſtörten Bürgerſpitals vor dem Kärntnerthore wurden zur Himmelpforte geflüchtet und als die Belagerung aufgehoben war, in das geräumige Lokale von St. Anna verlegt; Ferdinand I. überließ am 20. Dezember 1539 das Clarenkloſter völlig dem Bürgerſpital, dem er es ſchon 1530 proviſoriſch eingeräumt hatte.

Dies wurde auch den mittlerweile von

Villach zurückgekehrten Nonnen ſchen unterm 25. April 1530 auf ihre Bittſchrift bedeutet, um ſo mehr, da die Wiederherſtellung des alten Bürgerſpitals, bei der neu beſchloſſenen, höchſt dringenden Erweiterung der Feſtungswerke ſchlechterdings unausführbar war.

Die Clariſſerinnen baten, ihnen das Pilgerhaus bei St. Anna einzuräumen, und der Magiſtrat, als nunmehriger Herr ihres alten Lokals, des jetzigen Bürgerſpitals, erhielt deßhalb den Auftrag; aber die Bedingungen, unter denen er es ihnen übergeben wollte, waren den gottgeweihten Jungfrauen nicht anſtändig. Endlich erhielten ſie ſelbes frei und ohne Bedingung und am 27. März 1531 geſchah die förmliche Einantwortung.

Die nun nach St. Anna übertragenen Clariſſerinnen ſtarben binnen eines Jahrzehends in der Peſt 1541 völlig aus und Rudolph II. räumte das Haus den Jeſuiten ein.

In der alten Clarenkirche waren die Grabſteine mehrerer Äbtiſſinnen und der alten Bürgergeſchlechter: Hult, Geykramer, Pleintinger, Suttinger, Himmelreich, Georg Ebersberg, des erſten Meiſters dieſes Spitals, geſt. 27. Februar 1522, Gregors Heiml, des letzten Caplans im alten verwüſteten und in dieſem neuen Bürgerſpital, geſt. 16. Mai 1538. Auch ſagte eine Inſchrift:

„Anno Domini 1480 iſt die Mauer und die zween Thurm angefangen und im 1489. Jar verpracht. Die zeit was Purger Maiſter der ebl und veſt Ritter Lorenz Hayden. Pit Gott Allen die dazu geholfen haben.“

Von dieſem Kloſter hat ſich eine Sage erhalten, die unter dem Titel der Glockenſtimme auf uns gekommen iſt.

Etliche Jahre nach Aufhebung der erſten türkiſchen Belagerung Wiens (1529) lebte in der Nähe dieſes Kloſters eine junge Witwe, die über den Tod ihres Mannes untröſtlich war. Sie überlief ihren Beichtvater mit Beſuchen, geberdete ſich dabei wie eine Unſinnige und gelobte ihm eine ewige Witwenſchaft. Dem Beichtvater kam dieſer heftige Schmerz nicht recht gehener vor; er warnte die Frau daher vor jedem voreiligen Gelübde und gab ihr den Rath, einige Tage hindurch zu faſten, jeden Morgen die Kirche des St. Clarakloſters zu beſuchen und dort vorzüglich auf den Klang der Glocken Acht zu haben. — Die Witwe befolgte den Rath des Beichtvaters, hielt drei Tage ſtrenge Faſten und begab ſich am früheſten Morgen in die bezeichnete Kirche, wo ſie aufmerkſam auf den Ton der Glocken, die zur Meſſe läuteten, horchte. Nach wenigen Tagen fand ſie ſich wieder bei ihrem Rathgeber ein und ſagte ihm, daß ihr die Sprache der Glocken zwar Anfangs unverſtändlich geweſen ſei, da ſie nichts als Mang-Mang-Mang geſagt hätten; allein jetzt ſei ſie mit dieſen ungewohnten Tönen beſſer bekannt geworden, und der Ruf der Glocken ſei: Mann-Mann-Mann; ſie werde daher nicht länger anſtehen, dieſem Gebote Folge zu leiſten.

Clary'ſche (Fürſtl.) Pallaſt.

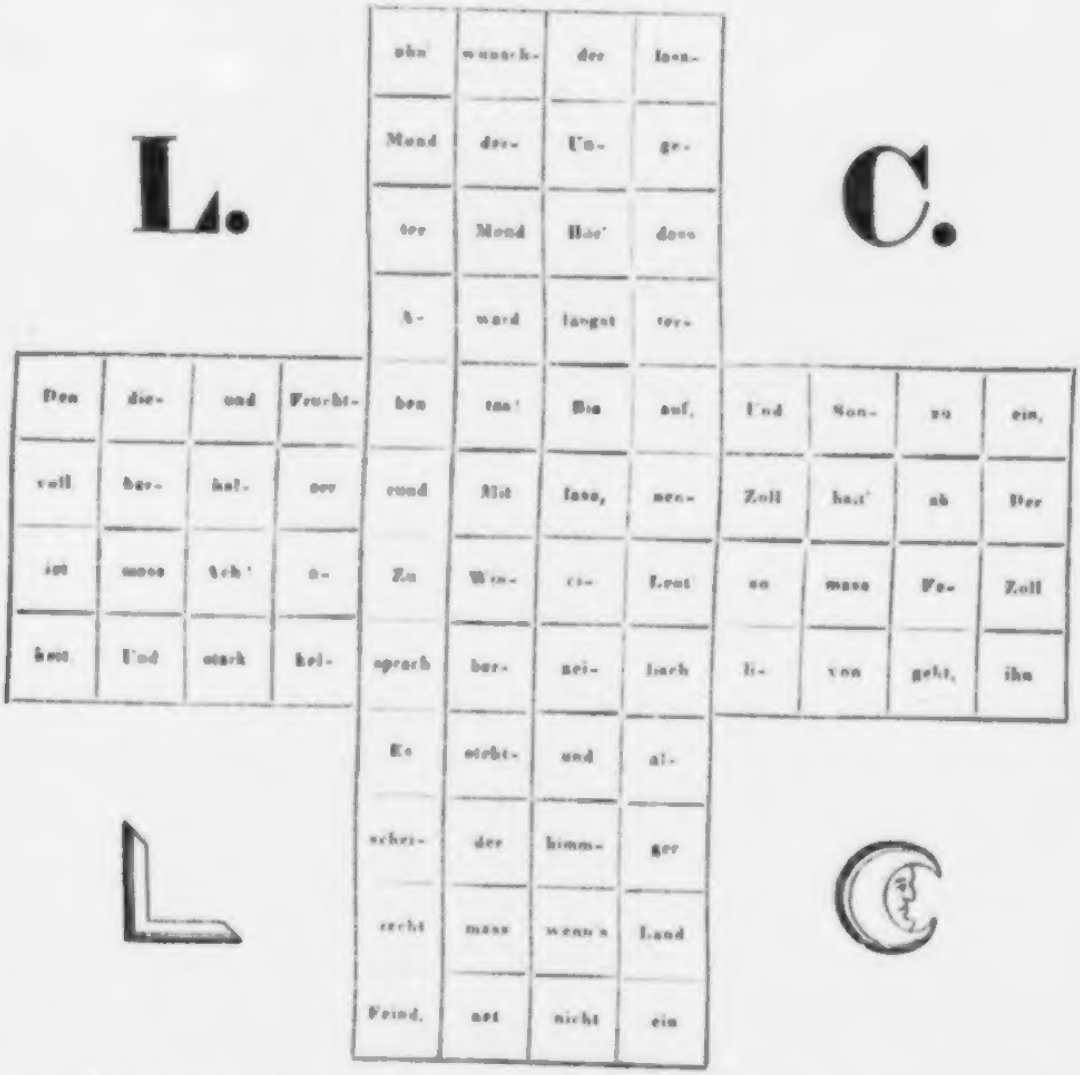
Dieſes Gebäude in der Herrngaſſe (28) war einſt der mächtigen Fünfkirchner Wohnung, welchen aus Wiens alter und einflußreicher Bürgerſchaft kein Name, den zugleich Ritterwürde ſchmückte, an Alter und Reichthum verglichen werden kann. Nach den Fünfkirchen finden wir die Freiherrn von Molard, von welchen Ernſt von Molard das Capuzinerkloſter zu St. Ulrich ſtiftete, im Beſitze dieſes Hauſes, von welchen es auch ſeine jetzige, durch Solidität und Alterthümlichkeit ausgezeichnete Geſtalt erhielt.

Claudia Felicitas.

Sie war Kaiſer Leopolds I. zweite Gemahlin und Tochter des Erzherzogs Ferdi-

nand Carl von Tirol, mit welcher der Kaiser 1673 in Gratz das Beilager hielt. Sie starb den 7. April 1676, kaum 25 Jahre alt, nach einer langwierigen, verzehrenden Krankheit ohne Kinder zu hinterlassen. Ihr Bildniß befindet sich im IV. Saale der Ambraser-Sammlung Nr. 73.

Als sie sich zum ersten Male in gesegneten Umständen befand, erschien in Wien folgendes Gedicht von 80 Silben in Kreuzesform nach den Regeln des Rösselsprungs; es ist vielleicht die älteste Schrift dieser Art.



Dieses Gedicht, im Geschmacke und Tone jener Zeit verfaßt, fand damals guten Anklang, und der Kaiser, welcher mit Wohlthaten und Belohnungen sehr freigebig war, ließ dem Dichter für jede Silbe einen Dukaten auszahlen.

Die Figuren über und unter den Armen des Kreuzes stehen mit der Schrift nicht in Verbindung und sollen nur andeuten, daß der Dichter das L für (Leopold) mit einem Winkelmaße und C (für Claudia) mit dem halben Monde verglich.

Den Liebhabern dieser Räthselaufgaben zu Lieb setzen wir hier die Auflösung in gestürzter Form bei:

Clement (Franz).

Er wurde in Wien 1780 geboren und ſtarb daſelbſt nach einem vielfach bewegten Leben den 3. November 1842. Als Violinſpieler zeichnete er ſich durch die Kühnheit ſeiner Bogenführung und einem phantaſiereichen Vortrag beſonders aus. Man erzählte ſich von dieſem Sonderlinge eine Unzahl Anekdoten, wovon die folgende eine der intereſſanteſten ſein dürfte. Zur Zeit des Wiener-Congreſſes in den Jahren 1814 war zu Wien Alles vereinigt, was nur irgend Anſpruch auf eine ausgezeichnete Stellung im Leben machen konnte, und Kaiſer Franz ergriff jede Gelegenheit, ſeinen erhabenen Gäſten den Aufenthalt in ſeiner Hauptſtadt angenehm zu machen. Eines Tages kam auch die Rede auf den Violinſpieler Clement und ſeine außerordentliche Bravour auf dieſem ſeelenvollen Inſtrumente. Kaiſer Alexander von Rußland, der hohe Macen aller Künſte, äußerte den Wunſch, dieſes Phänomen unter den Violinſpielern zu hören, und Clement ward in die Hofburg beſchieden. Das Conzert hatte längſt begonnen, und ungeduldig fragte Kaiſer Franz, wo denn Clement bleibe, als gemeldet wurde, daß der Violinſpieler im Vorſaale ſtehe, aber nicht einzutreten wage, weil er keine Violine habe, um darauf zu ſpielen. (Seine eigenthümliche Violine, ein gewöhnliches Marktprodukt, war eben ein paar Tage vorher zum Trödler gewandert, wie dies im Leben dieſes Künſtlers eben nicht ſelten vorkam.) Auf des Kaiſers Befehl wurde dem Harrenden eine Geige voll Klang und Kraft, eine Amati gereicht; worauf Clement in den Conzertſaal trat und die erhabene Verſammlung durch ſein meiſterhaftes Spiel ſo entzückte, daß Kaiſer Alexander, dem der Vorfall mit dem Geigenmangel des Künſtlers mitgetheilt worden war, am Schluſſe des Conzertes demſelben die ſchöne Violine, auf der er geſpielt hatte, zum Geſchenke gab. Acht Tage darauf ward der Virtueſe abermals nach Hof beſchieden; er erſchien und hatte zwar eine Geige bei ſich, aber nimmer jene herrliche Amati, denn dieſe hatte ſich längſt wieder in ein gewöhnliches Marktinſtrument verwandelt. Demungeachtet riß er durch die Kraft und Fülle ſeines Tons, durch das Gemüth und die Seele, die aus ſeinem Spiele ſprachen, durch die Sicherheit und Leichtigkeit in Überwindung der größten Schwierigkeiten eben ſo ſehr zur Bewunderung hin, als das erſte Mal; ſo zwar, daß Niemand die Amati vermißte, als eben Kaiſer Alexander, welcher nach Beendigung des Conzertes zu Clement trat und ihm leiſe in's Ohr ſagte: »Lieber Clement, heute werde ich Ihnen ein Präſent in Geld reichen laſſen, denn wollte ich Ihnen nach jedem Conzerte eine Amati zum Geſchenke geben, ſo würde bald keine mehr aufzutreiben ſein!«

Gleſel (Melchior).

Dieſer berühmte und merkwürdige Mann war ein Bäckersſohn von Wien; ſeine Eltern hingen dem Lutherthume an, in welchem er auferzogen wurde. Doch bald wurde er von P. Scherer, aus der Geſellſchaft Jeſu, zur katholiſchen Kirche zurückgeführt.

Der mit vielen Talenten begabte Gleſel vollendete zu Ingolſtadt die Studien und kam hierauf in das Wiener Jeſuiten-Collegium, und hier gelang es ihm, wie Ogeſſer ſagt, auch ſeine Eltern in den wahren Schafſtall Chriſti zurückzuführen.

Da er in Wien als päpſtlicher Alumnus

studirt hatte, so stiftete er 1618 selbst einige Nummern in dem Convikt bei St. Barbara, welche Stiftung er 1630 verbesserte. Er gelangte nach und nach zu hohen Ämtern. Er war Domprobst bei St. Stephan und zugleich passauischer Offizial, kais. Rath und Hofprediger, und seit 1588 (noch nicht 38 Jahre alt) Administrator des Bisthums zu Wiener-Neustadt.

Papst Paulus V. beehrte ihn mit dem Titel eines apostolischen Predigers. Man findet in einem alten Manuskripte, daß er nach vielen Bemühungen durch eine nachdrückliche Predigt 1590 am Palmsonntage die ganze Neustadt, welche nicht anders, als unter beiden Gestalten kommuniziren wollte, zum Empfange des h. Abendmals unter der Gestalt des Brotes allein bewogen hat. Diese Predigt befindet sich im zweiten Bande der Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit des Ignaz Wurz, vormaligen öffentlichen Lehrers der geistlichen Beredsamkeit in Wien.

Im J. 1598 trug ihm Rudolph II. die Verwaltung des Wiener-Bisthums auf, in welchem er den 19. Jänner 1602 nach vorhergegangener päpstlichen Bestätigung feierlich installirt wurde. Ungeachtet dessen schrieb er sich nur: Ernannter Bischof von Wien und Administrator des Bisthums Neustadt, bis er zwölf Jahre darauf, am Ostertage, zu Kremsmünster von Rom die zweifache Bestätigung als wirklicher Bischof zu Wien und Neustadt erhielt.

Im J. 1616 wurde ihm auf Anlangen des Kaisers Mathias die Kardinalswürde zu Theil und das Biret von dem Kardinale, Franz Dietrichstein, zu Prag überreichet. Es wurde ihm auf Anordnung des Stadtrathes eine Ehrenpforte in der Singerstraße errichtet, als er sich in dieser neuen hohen Würde den 18. Februar 1618 nach St. Stephan zum Dankamte verfügte.

Weil bisher die Dompröbste eine enge Wohnung hatten, so bauete er 1609 in der Singerstraße dem Mikelaerinnenkloster gegenüber ein Haus (heute 891) und bestimmte es zu ihrem beständigen Wohnsitze. Im J. 1768 wurde dasselbe mit höchster Einwilligung dem Domkapitel inkorporirt, aber nur kurze Zeit von dem Domprobste bewohnt.

Als er 1618 der ungarischen Krönung des Erzherzogs Ferdinand beiwohnte, und nachmals mit diesem nebst dem Erzherzoge Maximilian, dem frohlockenden Volke vom Fenster aus zusah, ereignete sich, daß, als die Soldaten Freudenschüsse machten, eine Kugel nur fingerweit von ihm vorbei fuhr, worüber er sagte: „Dies macht mich nicht fröhlicher, sondern nur mehr gefaßt zum Tode.“

Er war des Kaisers Mathias allgewaltiger Minister, und scheint als solcher, vom Glanze seiner Macht geblendet, sich übernommen zu haben. Er soll eine fast königliche Auszeichnung in Anspruch genommen und die Prinzen des Herrscherhauses beleidiget haben.

König Ferdinand, der Erzherzog Max und der spanische Bothschafter Graf Ognate vereinigten sich daher, ihn vom Kaiser Mathias zu entfernen. Beide Fürsten machten ihm einen Besuch, um ihn zu einem Gegenbesuche zu verpflichten. Clesel kam auch wirklich am 20. Juli 1618 um zwei Uhr Nachmittags zur Gegenvisite in die Burg, wo er mit seinem Gefolge sich in das Zimmer Ferdinands begab. Der Kammerherr von Stein ging ihm entgegen und entschuldigte den König mit einer Unpäßlichkeit, sonst würde er dasselbe thun. Ferdinand, Maximilian und der spanische Bothschafter hatten sich in einem Nebenkabinette eingesperrt.

Als der Kardinal in das Appartement kam, trat ihm der Kämmerer Seifried Freiherr von Breuner mit der Anrede entgegen: „Das ganze Haus Österreich habe

im Einklange mit Sr. päpſtlichen Heiligkeit und dem König Ferdinand von Ungarn beſchloſſen, ihn wegen üblen Hofregiments und wegen Untharen nicht länger mehr in Wien zu gedulden, weßwegen er den Kardinalshut und Mantel ab- und den bereiteten ſchwarzen Mantel anzulegen und den gegenwärtigen Oberſten Grafen Dampierre und Collalto zu folgen habe.“ Hierbei wurde ihm eine Schrift, worin alle gegen ihn erhobenen Beſchwerden verzeichnet waren, eingehändigt.

Nach einem lebhaften Wortwechſel ergab ſich Cleſel mit Reſignation in ſein Loos, worauf die zwei Offiziere ihn über einen abſeitigen Gang zur Burg hinaus auf die Baſtei und durch die Feſtungswerke auſſer das Schottenthor führten, wo ſie ſich mit ihm in einen verdeckten Wagen ſetzten. Jenſeits der Spinnerin am Kreuze ſtanden zweihundert Dampierre'ſche Küraſſiere, in deren Begleitung es ſchnell der Steiermark zu und nach dem Schloſſe Ambras bei Innsbruck ging, wo Cleſel fürſtlich bedient, aber in enger Haft gehalten wurde. Nach ein paar Jahren wurde er nach der Abtei Georgenberg überſetzt.

Cleſels Vertrauter, der Dominikaner-Prior, Peter Hüttner, der in der Ritterſtube lange auf die Zurückkunft des Kardinals wartete, wurde feſtgenommen und muſte die Schlüſſel zu deſſen Schriften und Schätze hergeben, der blos in Baren mehr als 400,000 Dukaten enthielt.

Als Alles vorüber war, traten die Prinzen vor den Kaiſer, meldeten ihm den ganzen Vorgang und überreichten eine Information über Cleſels nachtheiliges Wirken. Der vom Podagra geplagte Kaiſer gab ihnen keine Antwort; mehr Empfindlichkeit äuſſerte die Kaiſerin, als ihr Oberſthofmeiſter, Graf Max von Trautmannsdorf, Stifter des weſtphäliſchen Friedens, ihr den Vorfall mittheilte.

Als Ferdinand nach dem Tode des Kaiſers Mathias zur Regierung kam, hatte Cleſel wenig Hoffnung Wien wieder zu ſehen.. Papſt Urban VIII. vermittelte endlich deſſen Ausſöhnung mit dem Kaiſer. Nach einer faſt zehnjährigen Abweſenheit kam der Kardinal am 25. Jänner 1628 wieder in Wien an; er wurde mit groſſen Ehren von der Geiſtlichkeit, der Hochſchule, dem Adel und der Bürgerſchaft unter dem Geläute der Glocken empfangen.

Er lebte nur zwei Jahre noch und verſchied am 18. September 1630 zu Neuſtadt im 77. Jahre ſeines Alters. Seine Leiche wurde nach Wien geführt und bei St. Stephan in der groſſen Frauencapelle beigeſetzt.

Das Stadtarchiv beſitzt zwei Briefe von ihm an den Stadtrath, deren einer zu Rom, den 14. Auguſt 1627, der andere zu Wien, den 10. Februar 1629, datirt iſt. In dem erſten zeigt er eine Freude über das Verlangen ſeiner Schäflein, ihren alten Hirten wieder zu ſehen, und erſucht den Stadtrath, ihm auf ſeine Ankunft in Wien eine anſtändige Wohnung zu verſchaffen; in dem zweiten führt er an, daß er in Wien geboren und erzogen ſei, und hier das Evangelium 49 Jahre gepredigt habe. Weiter meldet er, daß er des Herrn Vitzthomb Haus unentgeldlich bewohne, und weil dieſer Herr geſtorben, genöthiget ſei, ſich entweder um eine andere Wohnung umzuſehen, damit die Witwe in ihrem Hauſe ihr Unterkommen hätte, oder wenn ſie auch in Geduld ſtehen wollte, für ſie ein anderes Haus zu miethen, und den Zins zu bezahlen, welches er dem Stadtrathe zum Nachdenken überließ.

Hieraus erhellet, daß damals der biſchöfliche Wohnſitz ſehr baufällig geweſen ſein muß, zumal, weil ſein Nachfolger eine neue biſchöfliche Reſidenz hergeſtellet hat. Wo aber das obgedachte Haus des Herrn Vitzthomb lag, iſt unbekannt.

Den Klosterfrauen zur Himmelpforte hatte er sehr große Wohlthaten erwiesen; er baute ihnen in ihrer Kirche eine schöne Orgel, worauf sein Name zu lesen war, und vermachte ihnen in seinem Testamente eine beträchtliche Summe Geld, deshalb sie aus Dankbarkeit alle Jahre am h. Dreikönigtage als seinem Namensfeste, und an seinem Jahrtage einen Leuchter mit einer zweipfündigen Wachskerze, die mit einem Rosmarinkränzel umwunden war und von Frühe an bis Abends nach der Vesper brennen mußte, auf sein Grab setzten.

Cobenzl-Berg,

ehedem Reisenberg genannt, ist der dritte Berg in der cetischen Bergreihe, welche von Wien aus, gegen die Donau zu, mit dem Leopoldsberge abgeschnitten scheint. Seinen Namen erhielt er von Philipp Grafen v. Cobenzl, welcher lange Zeit Vicekanzler, und 1801 — 1805 Botschafter in Paris war, ihn als sein Eigenthum an sich brachte, und ihm seine gegenwärtige Gestalt gab.

Er ist von den Gebäuden des Kahlenberges westwärts ungefähr eine Stunde, auf dem nämlichen Gebirgsrücken, entlegen. Die Entfernung von den Linien der Hauptstadt beträgt bei anderthalb Stunden, und der Weg dahin geht über die Dörfer Döbling und Grinzing.

Der Garten, in dessen Mitte sich das Schloß befindet, erstreckt sich von dem Eingange aufwärts über den ganzen Rücken des Reisenberges bis zum Fuße desselben, und zieht sich dann durch das benachbarte waldige Thal bis zur halben Höhe des gegenüber aufsteigenden Kahlenberges hinauf; ein rieselnder Gebirgsbach läuft von der höchsten Spitze ins Thal hinab, in welchem er von einer Quelle verstärkt wird, und sich endlich in einen Teich ergießt.

Das Wohngebäude selbst ist einfach und ländlich verziert. Aus den Zimmern desselben und von der Wiese vor demselben genießt man einer herrlichen Aussicht, zwischen dem Kahlenberge und Himmel vorbei, über Wien, über die Donau und das Marchfeld, bis an die ungarischen Gebirge.

Nach dem Tode Cobenzl's 1810 kam diese Besitzung an den Baron von Pfaffenhofen und an andere Besitzer.

Coburg-Kohary'sche Pallast (Der)

zwischen dem Carolinenthore und der Stubenthorbastei mit seinen majestätischen Säulenfronten ist nach dem Plane des fürstlichen Lichtenstein'schen Architekten Schleps erbaut und es ist damit im Frühjahre 1840 der Anfang gemacht worden. Auf der Seilerstätte, wo der viel kleinere alte, unregelmäßige Pallast stand, befanden sich einige kleine unbedeutende, einstockige Häuschen, das Croatendörfchen genannt, weil dabei zur Marktzeit die croatischen Hühner- und Eierwägen ihren Standtpunkt hatten. Diese Häuschen gehörten dem k. k. Artillerie-Hauptzeugamte, welches dieselben sammt Grund und Boden dem Prinzen zur Erweiterung seines Pallastes gegen dem überlassen hat, daß er zur Unterbringung derjenigen Militär-Individuen, die früher in diesen Häuschen wohnten, ein anderes Gebäude aufführe. Dieser Pallast ist übrigens ohne Hofraum und ist größtentheils auf der Stelle alter Fortifikationswerke erbaut. Er gehörte früher dem Grafen Kohary, Schwiegervater des Fürsten, und dem berühmten Feldmarschall Grafen Lacy, der darin am 24. Nov. 1801 starb.

Coeckelberghe-Dutzele (Die Ritter Carl, Gerhard und Ludwig von).

Diese drei Brüder beschäftigen sich, nachdem sie sich der düstern, der wissen-

ſchaftlichen Forſchung und höheren Ausbildung ſo abholden Amtsſtube entrückt ſehen, mit der Bebauung des heiteren, geiſterfriſchenden Felds der Literatur.

1. Carl Heinrich Joſeph, k. k. Rath, iſt der Verfaſſer der Histoire de l'Empire d'Autriche depuis les temps les plus reculés jusq'au règne de Ferdinand I. in 6 Bänden (1845. Wien, Gerold), welche dem Herrn Hofkammer-Präſidenten, Carl Freiherrn v. Kübeck Ex. gewidmet iſt und deren Reinertrag der Verfaſſer dem Fonde für die Verſorgung erwachſener Blinden zugewieſen hat. Mit dieſem wohlthätigen, verband er auch einen hochpatriotiſchen Zweck, nämlich die Erwirkung einer richtigen und parteiloſen Kenntniß der Geſchichte Öſterreich's bei allen Aus- und Inländern, welche der deutſchen Sprache nicht mächtig ſind, und wozu die internationale franzöſiſche Sprache ſich vorzüglich eignet.

2. Gerhard Robert Walter iſt unter dem Schriftſteller-Namen Realis bekannt, wohin der geneigte Leſer verwieſen wird.

3. Ludwig Maria Lambert trat im Jahre 1843 mit dem Werke: „Das rationelle Whiſt, oder das Whiſtſpiel mit allen ſeinen Abarten vollſtändig aus Einem Prinzip nach der philoſophiſchen und mathemat. Wahrſcheinlichkeit entwickelt und erhärtet, nebſt einem leichtfaßlichen philoſophiſchen Verſuch über die mathematiſche Wahrſcheinlichkeit dieſes Spieles," hervor, worüber eine der competenteſten Stimmen, nämlich Hr. J. S. Ebersberg im Wiener Zuſchauer (1843 Nr. 41, S. 433) ſagt: „Der Name des Verfaſſers iſt uns bisher nicht vorgekommen, aber die Betrachtung dieſes Verſuches wird dem Vaterlandsfreund mit ſtolzer Freude erfüllen. Haben wir Köpfe unter uns, welche mit ſolcher Tiefe der Denkkraft ein geſelliges Spiel erörtern und an dieſen Gegenſtand einen Schatz wiſſenſchaftlicher Bildung, ja gründlicher Gelehrſamkeit verwenden, was dürfen wir, unter günſtigen Verhältniſſen, für die Erörterungen wichtiger Culturesfragen hoffen?" Hebt Hr. Ebersberg hierauf den mathematiſchen Theil des Lehrbuches beſonders hervor, ſo berückſichtigte der Recenſent in der allgem. Augsb. Zeitung (1843 Nr. 340, S. 2673) mit vollem Rechte vorzüglich den philoſophiſchen Theil desſelben, der größtentheils die Grundlage des Syſtems iſt, und ſein Ausſpruch, daß dieſe Schrift ein vollſtändiger Coder ſowohl für rationelle, als für irrationelle Spieler ſei, der in Zukunft jede Controvers motivirt entſcheidet, iſt um ſo gegründeter, als er die Folge des von ihm kurz entwickelten Syſtems iſt. — Derſelbe gedenkt auch demnächſt ein Werk über die franzöſiſche Ausſprache herauszugeben, welches er ſich beſtrebt hat, nicht nur durch ſtreng ſyſtematiſche Ordnung und philoſophiſche Analyſirung der Begriffe, ſondern auch durch Vollſtändigkeit und vorzüglich durch eine richtigere Proſodie, als die bisherige zum großen Nachtheile der Gleichförmigkeit in der Ausſprache ſo lange gäng' und gebe geweſene des Abbé d'Olivet, ſo gemeinnützlich als möglich zu machen, da alle bisher erſchienenen Abhandlungen über dieſen Gegenſtand das Bedürfniß eines Werkes fühlbar machen, welches einmal poſitive Grundregeln der franzöſiſchen Ausſprache vorzüglich in Rückſicht der Betonung feſtſetzt *).

*) Wir glauben es der Vollſtändigkeit ſchuldig zu ſein, über die Familie, zu welcher die genannten Literaten gehören, und zwar um ſo mehr eine Notiz mitzutheilen, als das Angegebene urkundlich erwieſen iſt. Auch ſah ſich die Académie d'Archéologie Belgique beſonders durch den Umſtand, daß der Adel der Familie ſchon vor Erbauung der Stadt Brüſſel nachgewieſen wird, veranlaßt, im 1. Bande ihres Bulletin's, und ihrer Annalen (Antwerpen 1843) die dießfällige ganze Erklärung der in Brüſſel beſtandenen k. Heroldlichen Kammer aufzunehmen. Die Coeckel-

Collalto'sche Fideicommißhaus (Graf).

Die Gegend, wo heute am Hof dieses Grafenhaus (420) sich erhebt bis rückwärts zur Parisergasse und dem Judenplatze wurde im 14. und 15. Jahrhunderte von dem Judengarten eingenommen, indem damals die genannte Nation hier vorzüglich ansäßig war.

Nach der allgemeinen Judenvertreibung 1450 wurde ein Theil dieses Judengartens zum Häuserbau verwendet, und jenes, welches die Stelle des heutigen Collalto'schen Hauses einnahm, erhielt den Namen des Hauses „zum Elend," wahrscheinlich weil es Anfangs eine Herberge für Fremde war.

Das heutige, einen Durchgang vom Hof in den Schulhof bildende Palais ist das Werk des vorigen Jahrhunderts und entstand aus mehreren kleinen Häusern; als Eigenthümlichkeit muß bemerkt werden, daß es mittelst eines Schwibbogens mit dem Altane der Kirche am Hofe zusammenhängt und eine interessante Gemäldesammlung enthält. Im J. 1809 hat es der französische General Lefrère zu seiner Wohnung gewählt.

Collin, 1. (Heinr. Jos. von),

geboren zu Wien 1772, war der Sohn eines berühmten Arztes. Collin, ein vortrefflicher, unermüdlich thätiger und durch seine Vaterlandsliebe ausgezeichneter Mann, hat sich durch seine Trauerspiele: Regulus, Coriolan, Polyxena, Balbac, Bianca della Porta, Mäon, die Horatier und Curiatier,

---

berghe (sprich nach der Landesmundart Kuckelberg) stammen aus Brabant, wo sie schon vor Erbauung der Stadt Brüssel die Herrschaft ihres Namens besaßen. Diese Ortschaft liegt außerhalb des Kantbrischen Thors. Aus dieser Veste entstand eines der sieben patrizischen Urhäuser der genannten Stadt, jenes des Löwen (in der Landessprache: a'Leeuws), wie noch aus dem Wapen der Familie zu ersehen ist. Bei der Erbauung der Stadt besaß die Familie die Burg, genannt den Steen (Stein) van Coeckelberghe; sie war eines der ältesten Lehen und stand in der heutigen Buttergasse, dem Chor der Kirche zu St. Nikolaus gegenüber, auf dem Platze, wo nach dem Bombardement der Stadt im August 1695 die zwei neuen Häuser „der Fahnenträger" und der „Blasebalg" erbaut wurden, wie es ein dort angebrachter Denkstein besagt. Der erste urkundlich bekannte Ahnherr ist Werner v. C., Herr der gleichnamigen Herrschaft, welcher auf dem Schlachtfelde bei Grimberghe im J. 1141 vom Herzoge Gottfried III. von Brabant und Lothringen, genannt in der Wiege, zum Ritter geschlagen wurde. Seine Nachkommen besaßen auch die Herrschaften Oud-Heverley, Berchem, Hardeschem, Asche, Bruyssegheim, Limhout, Screyberghe, Bergestraeten, Dutzele u. a. Sie bekleideten die ersten Landeswürden, Echevin, Chambellan héréditaire (Erbkämmerer), Sénéchal, Porte-Etendart (Bannerherr), Ecuyer (Schwertträger), Amman de Bruxelles, u. s. w., und verbanden sich nicht nur mit den Fürstenhäusern de Ligne, d'Arenel, Valois, Grimberghe u. s. w.; sondern auch mit erlauchten Geschlechtern (Diest, Rotzelaer, Huldenberghe, Lierre), welche zum herrschenden Hause gehörten (de familia Ducis). Es ist charakteristisch, daß kein Glied der Familie je einem andern, als dem eigenen Landesherrn gedient, und daß sie diesem zu allen Zeiten die größten Opfer und die höchste Treue bewahrt haben. Auch die Kirche fand an ihnen eifrige Beförderer; die Abteien Jette, Dilighem, Affligem u. a. verdanken ihren reichen Schenkungen das Dasein. In den Unruhen von 1789 verloren sie wegen Anhänglichkeit an das österreichische Erzhaus durch Plünderungen und Verheerungen ihrer Güter und Häuser den größten Theil ihres Vermögens, wofür sie, der erhaltenen Zusicherung ungeachtet, bisher noch nicht entschädigt worden sind. Vor der im J. 1794 erfolgten Besetzung Belgien's durch die Franzosen verließ der Vater der oben genannten Brüder, Joh. Bapt. v. C., Herr zu Dutzele und Bergestraeten, Conseiller de S. Maj. und Sekretär des souverainen Raths von Brabant mit seiner Familie sein Vaterland, um sich in den österreichischen Staaten niederzulassen, wo seine genannten drei Söhne ihre Studien vollendeten und in Civildienst traten, während die übrigen fünf sich dem Militärstande widmeten und größtentheils auf dem Felde der Ehre starben.

worunter Regulus das berühmſte iſt, und durch ſeine Gedichte (Wien 1812) einen ehrenwerthen Namen als Dichter erworben. Seine Dramen ſind durchgängig mit einem tüchtigen Verſtande angelegt und zeichnen ſich durch eine gemeſſene Charakteriſtik, hohe, würdige Geſinnung und eine kräftige, hochgebildete, faſt zu ſententiöſe Sprache aus. Er erſtrebt, nach dem Muſter der griechiſchen Tragiker, Erhabenheit in der Einfachheit und tragiſchen Eindruck in der Ruhe der Charaktere. Daher iſt C. da am trefflichſten, wo er antike Stoffe behandelt. Moderne und romantiſche Süjets ſagten ihm weniger zu, weil zwiſchen der Behandlung, welche dieſe Süjets erfordern, und denjenigen dichteriſchen Eigenſchaften, mit denen Collin ausgeſtattet war, ein offenbarer Widerſpruch Statt findet. Die zuſammengeſetzte Natur des Menſchen, dieſe wunderbare Welt von Leidenſchaften und ſeltſamen Gegenſätzen, hat er auf das Allzueinfachſte zurückgeführt. Von vorn herein ſoll Alles, was die Charakteriſtik betrifft, in ruhiger Klarheit zu Tage liegen und durchſichtig ſein. Das böſe und vernichtende Princip, welches mit dem guten ringt und von dieſem überwunden wird, tritt in Collin's Trauerſpielen zu wenig hervor; dagegen ſchwächt, wie z. B. in Regulus, die faſt ununterbrochene Darſtellung heroiſcher Aufopferungen und edelmüthiger Geſinnungen den Eindruck des Ganzen und wirkt ermüdend. Die Perſonen in ſeinen Dramen haben nichts mehr zu überwinden, da ſie vom Hauſe aus ſich ſelbſt überwunden haben, ſie ſind fertig, unbeugſam, unbeweglich, ſie entwickeln ſich nicht; ſie haben die Größe, aber auch die Kälte der ſtrengen, moraliſchen Conſequenz. Daher hat Collin auf der Bühne nie Glück gemacht. Ein Nervenfieber raffte ihn zu Wien den 28. Juli 1811 im ſchönſten Alter als Hofrath bei der geheimen Credit-Hof-Commiſſion hin. Seine Werke erſchienen geſammelt, Wien 1812 — 1814 in 6 Bänden. Sein Denkmal enthält die Carlskirche (S. d.).

2. Matthäus von, Bruder des Vorigen, geb. 1779 zu Wien, wo er ſeit 1813 Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte, und ſeit 1815 Erzieher des Sohnes Napoleons war. Seine dramatiſchen Dichtungen, worunter Marius, der Tod Friedrich des Streitbaren, Butes, Bela's Krieg mit dem Vater u. ſ. w. erſchienen geſammelt: Peſth 1813 — 1817, in zwei Bänden.

Colloredo-Mannsfeld'ſcher Pallaſt (Fürſtl.).

Dieſer auf der Freiung gegen den Heidenſchuß liegende Pallaſt (238) iſt der Urſitz der Grafen von Kaunitz in Wien, die ihn noch 1683 beſaßen und erſt aufgaben, als ſie auf demſelben Platze den Prachtbau (62) des heutigen fürſtlichen Kinsky'ſchen Hauſes aufführten. Nach den Kaunitzen trat Graf Niklas Eſterhazy in den Beſitz des jetzigen Colloredo'ſchen Pallaſtes, der ſeine dermalige elegante Form dem im J. 1844 verſtorbenen erſten Oberſthofmeiſter, Fürſten Rudolph von C. M. verdankt. Im J. 1815 ging dieſes Gebäude in das Eigenthum des bisherigen Caſino-Inhabers in der Mehlgrube am neuen Markte über, der daraus einen großartigen Gaſthof zu machen gedenkt.

Colomann.

Der Markt Stockerau iſt durch den dahin geleiteten Nebenzweig der Nord-Eiſenbahn den Bewohnern der Hauptſtadt ſo nahe gerückt worden und er wird ſeitdem auch ſo häufig beſucht, daß ein in der Legenden-Geſchichte Öſterreich's ausgezeichnetes Ereigniß, deſſen Schauplatz dieſer Ort war, in Erinnerung gebracht zu werden verdient.

Stockerau's, oder wie es in alten Zeiten genannt wurde, Stockerowe's Entſtehung verliert ſich in das Dunkel der

Vorzeit; es gehöret daher zu den älteſten Ortſchaften des Landes. Unter den erſten Babenbergern wurde es von den Fluthen der Donau ganz verſchlungen, oder im buchſtäblichen Verſtande des Wortes, von der Erde rein weggewaſchen.

Unter Markgraf Leopold I. um das Jahr 985 erfolgte ſeine Wiedererbauung und zwar auf dem Platze einer abgeſtockten Au, woher der Name Stockerau entſtand; wie auch noch heut zu Tage zum Andenken daran das Siegel dieſes Marktes ein abgehauener Baumſtamm, oder ein ſogenannter Stock in einer Au darſtellt.

Unter dem Nachfolger dieſes erſten Babenbergers, Leopold des Erlauchten, dem Markgrafen Heinrich, dem Überwinder der verbündeten Polen und Mährer, unter deſſen Regierung zum erſten Male der Name „Öſterreich“ und zwar in einer Urkunde Kaiſer Otto's III. (996), wodurch er Unſer-lieben-Frauen zu Freiſing Neuhofen bei Ulmersfeld ſchenkte, vorkommt, — ereignete ſich die traurige Geſchichte Colomann's, worüber vormals ſo viel geſchrieben wurde.

Vor dem Thore zu Stockerau, das nach Mallebern führt, kann der aufmerkſame Forſcher noch einige grasbewachſene Mauerreſte auffinden; es ſind die letzten Spuren des St. Colomanns-Kloſters vom Orden des heil. Franziskus, das ſich hier ſtolz emporhob und einſt in Öſterreich hochberühmt war.

Der ſchottiſche Prinz Colomann kam auf ſeiner Rückreiſe vom gelobten Lande in dürftiger Pilgerskleidung nach Stockerau, wo er ſeiner ausländiſchen Sprache wegen für einen feindlichen Ausſpäher gehalten, gefangen genommen, grauſam gefoltert und endlich an einem dürren, abgeſtorbenen Hollunder-Baum mit einem Zweige deſſelben Stammes aufgehängt wurde, woran er nach der damaligen Zeitſitte dem Raubgeflügel der Luft preisgegeben durch längere Zeit hängen blieb.

Dieſe ſchauerliche That geſchah im J. 1010. Der Leichnam Colomann's hing lange, den Unbilden der Witterung und dem Fraße der Vögel bloß geſtellt. Aber kein Thier näherte ſich ihm, und keine Verweſung trat ein; denn der Körper behielt ſeine blühende Lebensfarbe, was allgemeines Aufſehen machte.

Dieſes ſtieg nicht wenig, als nach einiger Zeit ſogar der abgeſtorbene, blätterloſe Baum, woran der Leichnam hing, wieder friſch und jung zu blühen anfing, und als der Zweig, der den Prinzen hielt, die erſten neuen Knoſpen trieb.

Dieſes befremdende Ereigniß erregte gerechte Zweifel an der Strafbarkeit des ſo ſchmählich getödteten Fremdlings und bewog einige fromme und zartfühlende Bewohner Stockerau's, den Leichnam vom Baume herabzunehmen, und im Schatten des neuen Laubes deſſelben in einer Erdgrube zur Ruhe zu bringen.

Nach Jahresfriſt verheerte eine neue Überſchwemmung der Donau die ganze Gegend um Stockerau und nur der kleine Erdhügel, welcher mit friſchem Graſe bewachſen, Colomann's Leichnam deckte, blieb von der verderbenden, alles mit ſich reißenden Fluth verſchont.

Die Kunde davon kam zu den Ohren des Markgrafen, Heinrich von Öſterreich, der ſich darüber von Geiſtlichen eine ausführliche Anzeige erſtatten, den Körper ausgraben und beſichtigen ließ. Dieſer war ganz unverweſen und ſtrömte einen wohlriechenden Duft von ſich; was nur die Wirkung einer Wunderkraft ſein konnte.

Auf des Markgrafen Befehl wurde der Körper daher im Jahre 1014 von dem Biſchofe Mainhard von Halberſtadt feierlich nach Melk gebracht und dort den 13. Oktober des genannten Jahres in ein prachtvolles Grab gelegt, bei welchem zahlreiche Wunder geſchahen, worüber Folianten geſchrieben wurden.

An der Stelle bei Stockerau, wo Colomann den ungerechten, schmerzhaften Tod erlitt, wurde Anfangs eine einfache Sühnungscapelle, in der Folge aber das im J. 1783 unter Kaiser Joseph des II. Regierung aufgehobene Franziskanerkloster erbaut, welches den Namen des St. Colomanns-Klosters erhielt. Auch wurde Colomann zum Schutzheiligen von Stockerau erwählt.

Die Kirche dieses Ordenshauses erhielt im J. 1676 von dem damaligen Prior des Benediktinerstiftes zu Melk, Robert Jäger, ein beträchtliches Stück des Hollunderbaumes, an welchem der Heilige seine Seele ausgehaucht hatte, und im J. 1708 verehrte der Bischof von Neustadt, der Graf von Puchheim, derselben Kirche einen Theil der Kinnlade des Heiligen.

Colomann's Diener.

Das Auftreten Colomann's in Wien's Nähe stellte ein rührendes Beispiel von Diener-Treue auf, wozu beinahe zwei Jahrhunderte später (1192) Richard's von England treuer Blondel ein Seitenstück lieferte.

Da der Prinz Colomann den Hof seines Vaters, um in Betreff seiner Pilgerschaft keinen Widerspruch zu finden, heimlich zu verlassen beschloß, so entdeckte er sein Vorhaben nur seinem Diener Gotthalm, ohne ihm jedoch die Zeit seiner Abreise zu bestimmen. Nach des Prinzen Verschwinden machte sich auch Gotthalm auf, um seinen Herrn aufzusuchen und mit ihm die Gefahren der Reise zu theilen. Nach langem Herumirren kam der treue Diener auch nach Österreich, wo er das Schicksal seines Herrn und die weitere Kunde erfuhr, der Leichnam Colomann's sei im Stifte Melk beigesetzt und werde wie heilig verehrt. Er machte sich auf den Weg, starb jedoch, bevor er dahin kam, in dem Dorfe Maur, nur wenige Schritte mehr vom Ziele seiner langen und beschwerlichen Reise entfernt. Er wurde wie sein Herr im Stifte Melk beigesetzt.

Colomann's Kerker.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war in Stockerau der Kerker in seiner Urgestalt zu sehen, in welchem der fromme Pilger Colomann die Zeit vor seinem Martertode zugebracht haben soll. Es war ein düsteres Verließ, worin weder Luft noch Licht drang; es ist jetzt gänzlich umgestaltet und dient zu einem Keller. Nach einer mit W. A. Sedky unterzeichneten Nachricht in der illustr. Theaterz. (1845 Nr. 103) bewahrt der Eigenthümer des Hauses, welches einst das Rathhaus war, noch jetzt ein gewichtiges Vorhängschloß auf, welches man in diesem Kerker fand und dessen Form und Mechanismus längst vergangenen Jahrhunderten angehören.

Colomanns-Kirche und Leichenhof.

Gegen 1337 wurde von Meister Jacob, Arzt zu Wien und Pfarrer zu Himberg, gleich außer dem Kärntnerthore, dem uralten dort gestandenen Bürgerspitale gegenüber, eine kleine Kirche zu Ehren des heil. Colomann's erbaut und dem genannten Spitale geschenkt, wie es aus der Gutheißungsurkunde des Passauer Bischofs Albert von 1338 zu ersehen ist. Bei diesem Kirchlein wurde ein Friedhof angelegt, der davon den Namen des Colomann-Gottesackers erhielt, wovon bis in unseren Tagen noch die steinerne Säule übrig war. Dieses beweiset eine in dem Archive des Bürgerspitals vorhandene Urkunde des Veit Griessenbeck, Syndikus von Wien, worin vorkommt, daß sich der Magistratsrath Johann Lichtenberger neben dem steinernen Kreuze in St. Colomanns-Gottesacker seine Grabstätte erwählt habe. Es war auch noch gegen das Jahr 1766 neben dieser Säule

ein großer Grabstein zu sehen, dessen Inschrift aber unleserlich geworden war. Die im J. 1815 weggenommene Säule hatte auf einer marmornen Tafel die Inschrift:

Das pau ist volpracht
zu lob Gots und in den
Eren Mariam und zu
Trost aller gelaubigen
Seelen-hail und ist volpracht
in die sancti Jacobi Apostoli
Anno Domini MCCCCXXII.

Im J. 1348 kam in Wien eine fürchterliche Pest zum Ausbruche. Sie griff so sehr um sich, daß in einem Tage 500—700 Menschen starben. Die Symptome der Seuche waren, daß die Kranken rothe und schwarze Flecken oder geschwollene Drüsen unter den Achseln bekamen. Das Übel dauerte von Ostern bis Michaeli und in vielen Häusern starben alle Bewohner. Herzog Albrecht der Weise zog sich nach Burkersdorf zurück. Er hatte zwar verboten, die an der Pest Verstorbenen in den Freithöfen der Stadt zu begraben; man beerdigte sie jedoch sehr nahe an der Stadt, nämlich auf dem Gottesacker bei St. Colomann, wo sechs ungeheure Gruben die Zahl der Leichen kaum fassen konnten. Einige Annalisten übertreiben die Sache so sehr, daß sie in jeder Grube 14,000 Todte legen.

Colomannsstein.

Unter dem Thore bei dem Seiteneingange zu St. Stephan gegen den Bischofshof bei der Thürschwelle linker Hand befindet sich ein weißer Stein in Messing gefaßt, worauf eine ganz verwischte lateinische Schrift angebracht war, welche sagte, „daß dieses der Stein sei, auf welchem bei Abhägung der Beine des h. Märt. Colomann das Blut floß, welchen Stein Herzog Rudolph IV. von Österreich dahin versetzte.“ Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckte man oberhalb diesem Steine auf einer vergoldeten Kupferplatte eine zweite lateinische Schrift, woraus man entnahm, daß dieser Stein, welcher ein Altarstein genannt wird, auf Anordnung desselben Herzogs von Peter, Bischof von Chur, zu Ehren des h. Colomann und aller heil. Märtyrer 1361 geweihet, vom Herzoge eigenhändig darunter viele Reliquien gelegt und von mehreren Bischöfen Denjenigen ein Ablaß verliehen worden sei, welche diesen Stein ehrerbietig küssen oder sich vor demselben neigen. Nun folgt der dießfällige Ablaßbrief, welchen Ogeßer mittheilt.

Communicant (Der unwürdige).

Die Legende der sogenannten Teufelslöcher bei den Minoriten in der Stadt fällt in das Jahr 1348. Sie ist im fünften Seculum des genannten Klosters von A. R. P. Matthäus ausführlich enthalten. Dieser Erzählung ganz angemessen war im Kreuzgang nächst der Klosterpforte auf der Mauer in Fresko ein Gemälde zu sehen, welches das Ereigniß mit kurzen Worten also meldete:

„Renovirte Abbildung eines unwürdigen Communicanten. Es ist mit allen Schriften bewiesen und bezeuget, daß einer aus Verachtung des Gebotts der christlichen Kirchen, in einem Tag das hochw. Sakrament, welches er 7 Jahre zu empfangen unterlassen, 7 mal genohmen. Darauf er alsobald mit jähen Tod verschieden, und sein Leib an diesem Ort begraben worden, welchen folgende Nacht der Teuffel, als er den Sakristan gerufft, nach aufgethanen Grab herausgerissen und zerschmettert, aus welches Mund 7 Hostien gefallen, den Leib mit sich hinweggeführet und zu einen Zeichen das Loch, so in dieser Mauer zu sehen ist, verlassen.

Nun gedenk, o Mensch! siehe! und gehe fort. Anno 1348, dessen Antiquität ist in dieser Kirchen zu sehen.“

Es waren jedoch zwei Löcher vorhanden, obgleich die Inschrift nur von einem

ſpricht. Die andere Mauerlücke befand ſich gegenüber und ging durch und durch in die Kirche. Es befand ſich am Altare der ſchmerzhaften Mutter und im Kreuzgange im Winkel eines Pfeilers nächſt dem Epitaphium des Herrn Balthaſar Hauſer. Unweit davon oberhalb der Kirchenthüre war ein zweites ähnliches Gemälde angebracht, deſſen Beiſchrift unleſerlich geworden war und wobei ſich daher eine kleine Tafel befand, welche auf die ausführliche renovirte Inſchrift im Kreuzgange hinwies.

Der gottloſe Communicant ſoll ein Bäcker geweſen ſein und noch nach Jahrhunderten ſoll man an der Mauer Spuren des gewaltſamen Durchbruches wahrgenommen haben.

Jeder Verſuch, dieſe Löcher zu vermauern, ſoll erfolglos geweſen ſein, indem die eingeſetzten Steine am folgenden Morgen herausgeworfen waren. So kam es, daß dieſe Öffnungen erſt zu Joſeph II. Zeiten nach Aufhebung des Kloſters geſchloſſen wurden.

Congreſſe. O

Wien war der Schauplatz zweier wichtiger, in die Geſchicke Öſterreich's und Europa's mächtig eingreifender Fürſten-Verſammlungen und zwar 1. in dem J. 1515 und 2. gerade drei Jahrhunderte ſpäter 1814 — 1815.

1. Am 16. Juli 1515 fanden ſich hier die Könige Wladislaus von Ungarn und ſein Bruder, der Polenkönig Sigmund, ein, welche eine innige Verbindung mit Kaiſer Maximilian beabſichtigten. Schon am Abend zuvor hatte König Sigmund mit Polen und Reuſſen zu Hainburg, Wladislaw aber mit den Ungarn und Böhmen bei Bruck an der Leitha ſich gelagert. In der Ebene bei Trauttmannsdorf ſollten die Fürſten zuſammentreten.

In größter Pracht erwarteten beide Könige den Kaiſer, welcher mit gleichem Glanze erſchien und von den Geſandten von Spanien und England, von den Herzogen von Baiern, Würtemberg und Mecklenburg und der Blüthe des deutſchen und öſterreichiſchen Adels begleitet wurde. Das Gefolge beſtand aus 5000 Mann in glänzender Rüſtung.

Der Kaiſer reichte ſeinen edlen Gäſten die Hand und ſprach mit Herzlichkeit: »Dies iſt der Tag, den der Herr geſendet; darum laßt uns froh und luſtig ſein!« — Wladislaw vergoß Thränen und tauſendſtimmiger Jubel erfüllte die Luft. Es ward eine Wechſelheirath feſtgeſetzt; die Tochter Wladislaw's ſollte mit einem Enkel des Kaiſers (Carl oder Ferdinand) ſich vermählen, und die Enkelin des Kaiſers ward dem Prinzen Ludwig verlobt.

Am 17. Juli 1515 erfolgte der Einzug der Könige Wladislaw von Ungarn und des Polenkönigs Sigmund. Des Regenwetters ungeachtet, bewillkommten 1500 Bürger, in Scharlach gekleidet, vor ihnen ſechs mit der Ritterwürde geſchmückte Rathsherrn, in ſilbernen Harniſchen zu Roß, die Könige im freien Felde; an der ſteinernen Brücke vor dem Stubenthor ſtand die Stadtobrigkeit, die Hochſchule, die Geiſtlichkeit mit den Heiligthümern, und die Zünfte mit ihren Fahnen.

Voraus zog die ungariſche, böhmiſche und polniſche Reiterei, ihr folgte der öſterr. Adel, von mehr als 200 Trompetern und Paukern begleitet. Hierauf ritten König Sigmund und Prinz Ludwig; der Kaiſer und Wladislaw, der eine über, der andere bald ſechzigjährig, wurden in Sänften getragen, die Prinzeſſin Anna folgte in einem goldenen Wagen; 400 ſchwergerüſtete, deutſche Reiter ſchloßen den Zug.

Fünf Tage waren den Arbeiten gewidmet. Am 22. Juli fand die feierliche Verlobung bei St. Stephan Statt. Der Kaiſer vertrat die Stelle eines ſeiner Enkel bei der Prinzeſſin Anna, welche er zugleich als Königin krönte, weil jeder ſeiner Enkel ein

Königreich zu erben hatte. Es waren dabei anwesend die päpstlichen Legaten, der Nuntius, der Cardinal Primas von Gran, der Cardinal von Gurk, vierzehn Bischöfe und zahllose Prälaten; 200 junge Cavaliere wurden von den Fürsten zu Rittern geschlagen.

Festlichkeit drängte sich an Festlichkeit, merkwürdig war ein, am neuen Markte gehaltenes Turnir. Am 29. Juli schieden die Fürsten von Wien und am 3. August trennten sie sich zu Neustadt, aber ihr Freundschaftsbund war unzertrennlich und seine Folgen segensvoll.

2. Im 32. Artikel des Pariser Friedens 1814 war auf den 1. August d. J. ein allgemeiner Fürsten-Congreß in Wien festgesetzt worden, um die Angelegenheiten Europa's zu reguliren. Obgleich sich die Eröffnung bis 1. Nov. verzögerte, so fanden sich die theilnehmenden Fürsten doch früher in Wien ein, wo sie sämmtlich in der k. k. Burg als Gäste untergebracht wurden.

Am 22. September 1814 hielt der König von Dänemark, der erste eintreffende hohe Gast, seinen Einzug durch die Leopoldstadt; Kaiser Franz war ihm bis an die äußerste Donaubrücke entgegen gefahren und während des Zuges durch die Praterstraße ertönten 100 Kanonenschüsse von den Stadtwällen.

Eben so wurde am folgenden Tage der König von Würtemberg empfangen. Drei Tage später, den 25., zwischen 12 und 1 Uhr, folgten der Kaiser Alexander und der König von Preußen. Kaiser Franz, von den Gliedern des allerhöchsten Hofes und der Generalität begleitet, war ihnen bis zum Tabor entgegen geritten. Mehrere Regimenter zu Pferde und zu Fuß eröffneten den feierlichen Zug; die drei Monarchen waren zu Pferde; Kaiser Alexander zur Linken, Kaiser Franz in der Mitte und König Friedrich Wilhelm zur Rechten. Tausend Kanonenschüsse waren während des überaus glänzenden Einzuges abgefeuert worden.

Am 27. September 1814 traf die russische Kaiserin von Melk in Wien ein, am 28. der König und die Königin von Baiern, mit dem Kronprinzen und Prinzen Carl, am 30. der Kurfürst von Hessen, am 9. October der Großherzog von Baden, der Erbgroßherzog von Hessen, die Herzoge von Braunschweig und Nassau, von Weimar und Coburg, und so fort viele deutsche und ausländische Prinzen, Prätendenten und bevollmächtigte Minister, so daß wohl, so weit die Geschichte reicht, keine so glänzende Versammlung je Statt gefunden hat.

Von nun an bis zur Auflösung des Congresses durch die Nachricht der Entweichung Napoleons von der Insel Elba (am 1. März 1815) wechselten in Wien und in der Burg die großartigsten Festlichkeiten in rascher Folge mit einander ab; militärische Übungen, Jagden, Carousselé, Bälle, französische Schauspiele von Cavalieren gegeben, Volksfeste im Augarten, Ausflüge nach Schönbrunn, Laxenburg, Gräz, Ofen und Pesth, eine herrliche Beleuchtung in der großen Schönbrunner-Orangerie und in der Rotunde der Flora, das große Oratorium Händel's: „Samson" von der Gesellschaft der Musikfreunde durch 700 Dilettanten aufgeführt, — prächtige Schlittenfahrten, Bälle und Gastmale bei den heimischen und fremden Ministern und der Glanzpunkt aller die wahrhaft historische Siegesfeier der Leipzigerschlacht am 18. October 1814 im Prater.

Conservatorium der Musik.

Die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien entstand 1812 und schon nach Monatsfrist wurde Händel's Alexanderfest von 630 Individuen meisterhaft auf-

geführt. So viel Sinn und Anlage für Muſik ſchlummerte in Öſterreich's Hauptſtadt. Im J. 1814 bei der Aufführung von Händel's Samſon nahm der Verein den Namen der Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterr. Kaiſerſtaates an, erhielt Statuten und ward förmlich organiſirt.

Da der Zweck derſelben iſt, die Muſik in allen ihren Zweigen emporzubringen und ihre Einkünfte zur muſikaliſchen Bildung der Jugend und zur Unterſtützung von Talenten zu verwenden, ſo entſtand 1818 das vaterländiſche Conſervatorium der Muſik.

Gegen die Verpflichtung jedes Zöglings, die Anſtalt durch ſechs Jahre zu beſuchen, wird der Unterricht in allen Lehrgegenſtänden unentgeldlich ertheilt. Die Geſellſchaft beſitzt das ſchöne, in neuer Zeit gebaute Haus (558) in der Stadt unter den Tuchlauben, worin ſich der einzige, acuſtiſch gebaute Conzertſaal in Wien befindet, der 600 Menſchen faßt und auch fremden Künſtlern gegen Bezahlung überlaſſen wird.

Im J. 1829 wurde ein Concurs für dieſes neu zu errichtende Gebäude ausgeſchrieben, welche Unternehmung der Beſchränktheit des Baulokales wegen große Schwierigkeiten darbot. Unter zwölf Bauentwürfen wurde jener des Architekten Franz Löſl (geb. 1801 zu Brünn) als der beſte angenommen und ihm die Leitung des Baues übertragen. Das Gebäude war 1831 vollendet und beurkundet ſowohl durch die ſchöne Façade, als durch die Eigenthümlichkeit der innern Eintheilung das Talent des Künſtlers. Die Geſellſchaft beſitzt folgende ſchätzbare Sammlungen:

1. Eine gut geordnete Bibliothek über die Literatur der Tonkunſt aus 1400 Bänden. Ihr Stamm bildet die Bücherſammlung des berühmten muſikaliſchen Theoretikers und Encyklopädiſten J. Gerber; darunter befindet ſich eine vollſtändige Sammlung der Marpurg'ſchen und Mattheſon'ſchen Schriften, alle deutſchen muſikaliſchen Zeitſchriften, viele ſeltene Abhandlungen der älteſten Zeit und ſchätzbare, noch ungedruckte Handſchriften von Klein, Knecht, Adelung, Cramer, Fuhrmann, Mitzler u. a.

2. Das Archiv praktiſcher muſikaliſcher Werke, beſtehend aus 8000 Compoſitionen von 1000 Tonkünſtlern, die in einem alphabetiſchen und thematiſchen Verzeichniſſe genau aufgeführt ſind. Beſonders reichhaltig iſt die Abtheilung der Kirchenmuſik, wozu die Stadt Lübeck weſentlich beitrug.

3. Ein Muſeum von Kunſtgegenſtänden im Fache der Muſik, darunter ein Portefeuille mit Kupferſtichen, ſeltener Orgelproſpecte u. d. gl., viele Bildniſſe berühmter Tonkünſtler, türkiſche und andere ſeltene Inſtrumente, Taktmeſſer, Münzen, antike Handſchriften u. a. m. Alle dieſe Kunſtgegenſtände ſind im Gebäude der Geſellſchaft aufgeſtellt.

Conſumo-Zettel.

Wie es noch vor 100 Jahren mit der Statiſtik in Wien beſchaffen war, davon liefern uns die Conſumo-Zettel einen Beweis. So lange das Hand-Grafen-Amt beſtand, gab daſſelbe um die Zeit des neuen Jahres auf Karten-Blättern ſauber geſchrieben und zwar als Neujahrs-Geſchenk das jährliche Conſumo der Stadt Wien heraus. In der Folge ſtellte das Amt zwar dieſe galante Offizioſität ein, daß aber dieſe ſogenannten Chärtl noch 1734 üblich waren, das zeiget das in Abſchrift hier angeſetzte:

Wieneriſches Consumo pro Anno 1734.

	Stück.
Ausländiſche (verſteht ungariſche) Ochſen	23,901
Inländiſche dito	606
Khie	19

	Stück.
Mast-Kälber	422
Butten-Kälber	50,808
Schaf- oder Kappen	44,987
Lampl	117,745
S. V. Mast-Schwein	4,850
Mittere	7,282
Frischling	19,729
Spanferkl	24,336
Wein.	Eimer.
Ausländische	10,157½
Österreicher	457,807½
Bier	186,176

Dieses Consumo-Kärtchen ist in mancherlei Hinsicht sonderbar, schon die erste Post ist auffallend, wo es heißt: Ausländische (verstehe Ungarische) und das Salva Venia vor den Mast-Schweinen zeigt von der Artigkeit des alten Hand-Grafen-Amtlichen Concipienten. Beachtenswerth ist der geringe Bier-Verbrauch gegen jenem des Weines, bei welchen Artikeln bekanntlich heute das entgegengesetzte Verhältniß herrscht, indem mehr Bier als Wein getrunken wird.

Controlorgang (Der)

befindet sich im Leopoldinischen Trakte der Burg und erstreckt sich von der Joseph's- oder Kammer-Capelle bis zum Schweizerhofe, mit welchem er die Verbindung unterhält. Seine Fenster sehen auf den Paradeplatz und auf der andern Seite gegen den innern großen Burgplatz befinden sich die Bureaux des Staats- und Konferenzrathes.

Nach dem Augustinergange ist dieser Controlorgang, — welcher seinen Namen dem Umstande verdanke, daß sich daselbst in der vorjosephinischen Zeit, das Hofcontroloramt oder die mit der häuslichen Verpflegung des allerhöchsten Hofes beauftragte, dem ersten Obersthofmeister-Amte untergeordnete Behörde, befand — der bedeutendste und interessanteste der Burg, und sein Durchgang ist ebenfalls jedem anständig Gekleideten gestattet.

Dieser Gang war unter Joseph II., der bekanntlich die vormals übliche Etikette und strenge Hofsitte abschaffte und der Schöpfer des Geistes der hohen Leutseligkeit ist, welcher seitdem alle Glieder des allerhöchsten Kaiserhauses beseelt, von besonderer Wichtigkeit.

Wer immer dem Monarchen ein Anliegen persönlich vortragen oder eine Gnade erflehen wollte, der kam in diesen Gang. Man sah ihn auch, wenn der Kaiser in Wien war, den ganzen Tag mit Menschen aller Stände besetzt, wovon die meisten Suppliken in der Hand hatten. Plötzlich öffnete sich eine Thür, aus welcher der Kaiser, ohne irgend eine Anmeldung und meistens auch ohne Begleitung, trat, den alsbald der Haufen umringte und seine Gesuche anbrachte. Wessen Geschäft eine längere Unterredung forderten, der erhielt die Freiheit, in ein nahes Kabinet zu treten und den Kaiser allein zu sprechen. Dieser Auftritt erneuerte sich an manchen Tagen vier- bis fünfmal.

Mit dem Augustinergange, dem Fräuleingange und den beiden, sonst der Freude und Lust gewidmeten Redouten-Sälen theilte der Controlorgang im J. 1809 das schöne Loos, der Arbeitsort einer Anzahl reizender jugendlicher Charpiezupferinnen für die Verwundeten beider Armeen, welche sich in den damaligen Wiener Spitälern befanden, zu sein.

Convicte.

I. Löwenburgisches Convict.

Johann Jakob Graf von Löwenburg, k. k. geheimer und Hofkammerrath, bestimmte in seinem Testamente (14. April 1731) seine einzige Tochter, Aloisia, zur Universal-Erbin unter der Bedingung, daß, wenn sie vor der Großjährigkeit oder ohne Erben stürbe, das Vermögen den Piaristen zu Wien in der Josephstadt, zur Errichtung eines Convictes, zufallen sollte, in welchem so viele ungarische und österreichische adelige Jünglinge in gleicher Anzahl unter-

halten und unterrichtet werden ſollen, als die Einkünfte es geſtatten.

Im Monate Auguſt 1732 ſtarb der Stifter und einige Jahre ſpäter auch die Tochter kinderlos, und die Stiftung kam zu Stande. Auf einem, den Piariſten gehörigen Gartengrunde wurde an der anderen Seite ihres Collegiums ein eigenes Gebäude für die Stiftlinge aufgeführt und der Eingang mit einer Inſchrift bezeichnet. Die Herſtellung dieſes Gebäudes koſtete aber ſo viel, daß es bis 4. April 1748 leer ſtand. Mit dieſem Tage ward die Stiftung mit vier Stiftlingen angefangen. Das jährlich erſparte Intereſſe mußte wieder fruchtbringend angelegt werden, und es wurde beſonders bewilligt, daß die Piariſten in den noch leeren Theil des Gebäudes adelige, oder auch andere, dieſen gleich gehaltene Knaben, gegen angemeſſene Bezahlung in Koſt nehmen durften. Dieſe Koſtkinder vermehrten ſich dergeſtalt, daß ſchon im J. 1749 eigene Profeſſoren im Convicte nöthig waren, und man von dem Erſparten das Gebäude ſogar verbeſſern konnte.

Im J. 1751 machte Maria Thereſia von Kollmünzer, unter dem Provinzial der Piariſten P. Anton Huber, eine ewige Stiftung, zur Verſorgung ihrer und ihres Gemahls Blutsfreunde. Mathias Kollmünzer, gebürtig von Schwarzhofen aus der oberen Pfalz, war der Erſte, der als Zögling der Piariſten dieſe Stiftung genoß.

Den 16. September 1755 erhöhte die Kaiſerin die Stiftung mit ſechs Zöglingen, deren Ernennung ſie ſich vorbehielt. — Den 1. November 1763 vereinigte ſie die Teuffenbach'ſchen Stiftlinge mit dem Löwenburg'ſchen Convicte, und im folgenden Jahre verordnete ſie das allgemeine Tragen einer Uniform, wenn ſie öffentlich erſcheinen.

Von 1765 — 1768 wurde das Convicts-Gebäude bis an die Kirche, ſo wie es jetzt ſteht, auf Koſten der Piariſten ſammt einem Krankenhauſe ausgebaut.

Im J. 1771 kamen die unadeligen Stiftlinge der Kielmannsegg'ſchen Stiftung aus der Juriſtenſchule in der Stadt in das Löwenburg'ſche Convict, und es wurde eine Verbindlichkeit der Piariſten vom J. 1736, einen in der Joſephſtadt gebornen Bürgersknaben mit Koſt, Wohnung, Unterricht gleich den übrigen, nach der Rhetorik in's Convict zu nehmen, ausgeführt; ſollte kein Joſephſtädter Knabe vorhanden ſein, ſo kann der Stadtmagiſtrat einen andern Bürgersſohn präſentiren.

Im J. 1772 kam die innere Einrichtung des phyſikaliſchen Muſeums und der Bibliothek zu Stande.

Am 20. Jänner 1781 mußten auf Befehl Joſeph des II. die von Maria Thereſia verpflegten kaiſ. Zöglinge in die Militär-Akademie überſetzt, oder wenn ſie ſich hierzu nicht bequemen wollten, ihren Eltern nach Hauſe geſendet werden. — Endlich ward im J. 1782, gleich andern Erziehungshäuſern, auch dieſes Convict aufgehoben. Die Stiftlinge erhielten Hand-Stipendien, die Piariſten aber bekamen die Erlaubniß, in das Convicts-Gebäude zum Unterrichte und zur Erziehung Knaben gegen ein beſtimmtes Koſtgeld zu übernehmen.

Im J. 1791, unter der Regierung Leopold des II., kamen die Löwenburg'ſchen Stiftlinge in das Thereſianum.

Im J. 1793 wurden die Thereſianiſch-Leopoldiniſche Ritter-Academie und das Löwenburg'ſche Convict bei St. Barbara an der Hauptmauth, in ein Ganzes vereinigt.

Als Franz II. das Thereſianum im J. 1797 neuerdings errichtete, erhielten die Piariſten in ihr Convict die Löwenburg'ſchen Stiftlinge wieder und die Hand-Stipendien hörten auf. Eben ſo wurden ihnen im J. 1801 ihre urſprünglichen Stiftungen wieder ganz zugewieſen, und ſeit dieſer Zeit dürfen die Piariſten ſowohl Adelige als Nichtadelige aus der gebildeten Bürgerklaſſe zum Unterrichte und zur Erziehung aufnehmen.

Für eine bestimmte Summe werden auch außer den Stiftlingen, Knaben zwischen 7 und 14 Jahren angenommen.

Nebst den Studien erhalten sie noch Unterricht in der französischen und italienischen Sprache, im Zeichnen, Schönschreiben und Tanzen. Nur der Musikunterricht wird besonders bezahlt. Mit dem Gebäude sind auch zwei Gärten verbunden. An Hilfsmitteln besitzt das Institut zwei reichhaltige Bibliotheken, ein physikalisches Cabinet, eine kleine Mineraliensammlung und ein wohlgeordnetes Herbarium.

2. Stadt-Convict.

Das k. k. Convict in der Stadt in Wien befindet sich am Universitätsplatze Nr. 750. Es wurde vom Kaiser Franz im J. 1802 wieder errichtet, nachdem das alte Wiener-Stadt-Convict unter Joseph II. 1783 aufgelöset worden war. Es führt die Aufschrift: Institutioni juventutis vovit Franciscus II. 1802.

Die Zöglinge sind meistens Stiftlinge und werden von eigenen Collegiengeldern unterhalten, es werden aber auch Kostgänger angenommen, welche für einen bestimmten Erlag mit jenen gemeinschaftliche Uniform, Verpflegung und Unterricht im Französischen, Italienischen, Zeichnen und Schönschreiben erhalten.

Die Convictisten können nicht allein das Gymnasium besuchen, sondern auch in allen Fakultäten ihre Studien machen; indessen werden jene Stiftlinge, welche sich den Studien der Medizin widmen, nicht im Hause behalten, sondern sie genießen ein Stipendium von 280 fl., welches ihnen in vierteljährigen Raten ausbezahlt wird.

Das Convict besitzt eine Bibliothek im Hause von Classikern, so wie einen Vorrath an den nöthigen Schul- und Hausbüchern, welche letztere alle Stiftlinge und zum Theil auch die Kostzöglinge unentgeldlich erhalten. Die k. k. Hofsängerknaben, welche ebenfalls Convictszöglinge sind, haben auch einen Violin-, einen Clavier-, einen Zeichen- und einen Singmeister.

Corpora baptizata.

Der Hof-Capellan Vincenz Darnaut, der 1819 den Kaiser Franz I. nach Rom begleitete, gibt von den aus den Katakomben gezogenen Reliquien, die man Corpora baptizata nennt, und wovon sich in Wien und der Umgebung mehrere als Geschenke des römischen Hofes befinden, folgende Nachricht:

„Die römischen Katakomben sind ungeheure Labyrinthe unterirdischer Gänge, welche Stunden lang in die Breite und Länge sich hinziehen. Man trifft sie in und außer Rom, vorzüglich an der berühmten Straße, via Appia genannt. Sie dienten den ersten Gläubigen, um in dieser schauerlichen Verborgenheit den ersten Anfällen einer Verfolgung zu entgehen und durch die gemeinschaftliche Feier der heiligen Geheimnisse sich zum nahen Tode zu bereiten. Darum kömmt man in diesen Todtengängen, die oft in mehrere Stockwerke abgetheilt sind, nicht selten auf geräumige Plätze, wo mehrere Christen Station halten, oder eine gottesdienstliche Versammlung feiern konnten; denn viele derselben tragen noch das Gepräge oder die Zeichen heiliger Versammlungsörter. Dahin nun, oder in die Nähe derselben begrub man diejenigen, welche als Blutzeugen der Lehre des Gekreuzigten, der christlichen Nachwelt im Glauben vorangegangen sind, und uns das seltene Beispiel der standhaftesten Beharrlichkeit gegeben haben. Ihre Gräber wurden gewöhnlich durch irgend ein Zeichen ihres Martertums von den Gräbern der übrigen Christen unterschieden, die gleichfalls in dieser unterirdischen Stadt ihre Ruhestätte fanden.

Solche Leiber der h. Märtirer pflegt man mit religiöser Feierlichkeit zu erheben, und wir hatten die h. Freude, gerade während unserer Anwesenheit in Rom an einer solchen Theil zu nehmen; indem auf die Anzeige der h. Congregation in dem Cömeterium S. Priscillae (so hieß diese Katakombe) die Grabstätte eines h. Märtirers geöffnet werden sollte.

Unsere Gesellschaft fand sich auf die Einla-

dung des abgeordneten Prieſters am Eingange des Cömeteriums ein. Mit freudig wehmüthiger Stimmung ſtiegen wir, jeder ſein Licht, wie ein Bergknappe, in der Hand, die Stufen hinab. Als wir zur erſten größern Halle kamen, machten wir Halt. Hier wurden wechſelweiſe die Pſalmen de communi plurimorum Martirum laut abgebetet, und hierauf begaben wir uns paarweiſe — denn breiter ſind die meiſten Gänge nicht — weiter hinab ins zweite und ins dritte Stockwerk, wo die Atmoſphäre, bei aller Feuchtigkeit des Lehmbodens, anfing merklich wärmer zu werden.

In einer runden Seitenhalle, in die wir uns gelegentlich begeben haben, und die wohl zwanzig Menſchen faſſen konnte, ſahen wir noch gemalte Anzeigen von Engeln; die Figuren der h. Apoſtel Petrus und Paulus, und beſonders Täubchen, ein gewöhnliches Chriſten-Symbol. In der Niſche war noch das Gemäuer des Altars zu ſehen, wo ein Prieſter das h. Meßopfer verrichtet hatte.

Wir kamen in einem der Seitengänge zur Grabſtätte des Märtirers, den eigentlichen Gegenſtand unſeres Verlangens. Das erſte, was uns hier in die Augen fiel, war die in einer kleinen Vertiefung hart an der Grabesſtätte angemauerte Blutſchale (phiala sanguinis). Sie war beinahe voll Sanderde, von dem Blute des heil. Märtirers befeuchtet. Der Rand des Glaſes war ſo hochroth, daß unſer Licht nur dunkel durchſchimmerte.

Wir drückten das h. Gefäß an unſere Lippen; es war der einzige Zoll der Dankbarkeit, den wir damals dieſem ſeligen Vollender leiſten konnten. Nun wurde das Grab eingeſchlagen. Es war ein Skelett, Glied für Glied in natürlicher Ordnung, als wäre es geſtern ins Grab gelegt worden. Dabei vermißten wir das Haupt des Heiligen, ein offenbares Zeichen, daß er enthauptet worden. Die aufgeſammelten Überreſte wurden in einem Käſtchen verſiegelt, der h. Congregation übergeben, welche für den h. Märtirer einen Namen wählet.

Dieſes ſind die corpora baptizata, welche aus den Katakomben von Zeit zu Zeit aufgefunden, erhoben und an die chriſtlichen Fürſten, Kirchen und Klöſter verſchenket werden."

Criminalgerichtsgebäude.

Das ſeit dem Laufe mehrerer Jahrhunderte beſtandene Criminal-Gefangenhaus am hohen Markte (die ſogenannte Schranne) zeigte ſich bei der ſtets zunehmenden Bevölkerung der Hauptſtadt und der nothwendig dadurch vermehrten Zahl der Vergehungen, bereits ſeit langer Zeit zu gering am Umfang und ſeine Überfüllung führte verſchiedene Inconvenienzen herbei. Dieſe Angelegenheit kam ſchon im J. 1816 zur Sprache. Es wurden dem Kaiſer Franz I. Vorſchläge in dieſer Sache vorgelegt, in Folge deſſen die Erbauung eines ganz neuen Criminal-Gefangenhauſes beſchloſſen wurde.

Es fand ſich in der innern Stadt kein geeignetes Lokal hiezu, und es wurde daher der Platz, auf welchem ſich bisher die bürgerliche Schießſtätte bei der Alſergaſſe befand, dazu erwählt. Das weite Terrain bot Gelegenheit dar, den Bau ſo großartig als möglich auszuführen, und die Nachbarſchaft der Caſerne zeigte ſich ebenfalls geeignet, um die Wahl für dieſen Platz zu beſtimmen.

Der k. k. Provinzial-Baudirektions-Adjunkt Fiſcher, entwarf die Pläne, nach welchen im J. 1830 der Bau begann und 1834 vollendet war. Das Gebäude, welches gegen die Stadt Frente macht, umfaßt vier Abtheilungen, nämlich: den Mitteltrakt mit drei Stockwerken, welcher die Bureaux enthält, und in welchem die geſammte Amtirung vereint iſt. Zwei Flügelgebäude, von denen der nördliche Flügel die Strafanſtalt, der ſüdliche die Krankenanſtalt enthält. Endlich der rückwärtige Theil des Gebäudes, welcher zur Verwahrung der Inquiſiten beſtimmt iſt.

Die beiden Seitenflügel waren ſchon im J. 1832 vollendet. Der Bau des Mitteltraktes war eine Zeitlang ausgeſetzt, endlich aber iſt er im J. 1836 wieder begonnen worden. Das Gebäude, in eben ſo grandiſem

als kräftigem Style aufgeführt, imponirt durch ſeine Ausdehnung, und gehört zu den bedeutendſten Bauwerken, welche in der Hauptſtadt in neueſter Zeit entſtanden. Beſonders vortheilhaft ſtellt es ſich vom Walle der Stadt geſehen dar.

Die Mittelabtheilung mit ihrem Uhrthürmchen, dem Portale und flachen Dach, ſo wie die gewaltigen Flügel, Alles vereint ſich, den Geſammteindruck zu erhöhen.

Crucifix.

Bevor wir den zwei vorzüglichſten Crucifixen und Chriſtusbildern, welche ſich in unſerer Hauptſtadt befinden, beſondere Abſätze widmen, glauben wir die unſägliche und undankbare Mühe des deutſchen Schriftſtellers Chriſtian Pier nicht unberührt laſſen zu dürfen, der auf die Leiden des gekreuzigten Heilandes unter dem Titel: „Christus Crucifixus," ein frommes Gedicht, von etwa tauſend Verſen machte, worin alle Wörter zu Ehren des Namens des Erlöſers mit dem Buchſtaben C anfangen. Der ganze Titel lautet:

Christus crucifixus,
Carmen cothurnatum catastrophicumque,
crudelem Christi cunctorum credentium conservatorio cruciatus caedemque cruentam
contumeliosamque continens.

Der Anfang iſt:

Currite, Castalides, Christo comitante Camoenae.
Concelebratura cunctorum carmine certum
Confugium collapsorum, concurrite cautus!

Crucifix (Ferdinandiniſches).

Dieſes Kreuzbild gehört zu jenen Stücken der kaiſ. Schatzkammer, welche ſich zwar nicht durch inneren Werth, wohl aber durch die daran geknüpften Erinnerungen auszeichnen.

Bekannt iſt König Ferdinands II. bedenkliche Lage in der Burg, als ihm der rebelliſche Graf Thurn, welcher ſich in der Vorſtadt bei St. Ulrich gelagert hatte, und die mit ihm einverſtandenen proteſtantiſchen, niederöſterreichiſchen Landſtände ſo arg zuſetzten, daß keine menſchliche Hilfe dem gedrängten Fürſten mehr möglich ſchien. Ferdinand ſuchte daher bei dem himmliſchen Vater Rath und Troſt und verrichtete vor einem, in ſeinem Schlafzimmer hängenden Kreuzbilde ein inbrünſtiges Gebet, von dem er den ermuthigenden Zuruf in lateiniſcher Sprache: „Ferdinande, non te deseram!" (Ich werde dich nicht verlaſſen, Ferdinand!) zu hören glaubte.

Wenige Minuten nach dieſem Gebete und den erhaltenen Troſtworten ließ ſich ein unziemliches Geräuſch im Vorſaale hören und unangemeldet traten ſechzehn proteſtantiſche Landherrn herein, um von dem gedrängten Fürſten mit frecher Stirne die Genehmigung verſchiedener, ihn ſehr erniedrigender Anträge zu ertrotzen, wobei Herr von Thonradtel ſich ſogar vermaß, dem König, die Knöpfe ſeines Wamſes faſſend, mit den Worten: „Gib Dich, gib Dich! wirſt du nicht unterſchreiben?" eine Schrift aufzudringen.

Eben ſo bekannt iſt Ferdinands Rettung durch die Dampierre'ſchen Küraſſiere, die in dieſem verhängnißſchweren Augenblick am innern Burgplatz (S. d.) erſchienen, ſich im Angeſichte des Schweizerhofs aufſchwenkten und ihre Gegenwart durch das Schmettern ihrer Trompeten anzeigten.

Als ſich im J. 1782 der Papſt Pius VI. in Wien befand und in der Burg die Gemächer der hochſeligen Kaiſerin Maria Thereſia bewohnte, hatte Joſeph II. die Aufmerkſamkeit, dieſes merkwürdige Crucifix auf dem Kammeraltar des h. Vaters aufſtellen zu laſſen.

Leopold I. verlangte es in ſeiner Sterbſtunde (5. Mai 1705) und ſprach kurz vor ſeinem Hinſcheiden: Von dir hab ich Scepter und Krone empfangen, zu deinen Füßen lege ich ſie heute nieder.

Crucifix (Großes) bei den Trinitariern (Alservorstadt).

Es ist in Lebensgröße aus Holz geschnitzt und stellt den geistaufgebenden Heiland dar. Die Geschichte desselben ist merkwürdig, hier folgt sie nach einer gleichzeitigen Aufschreibung: Als der kais. General Graf von Rabutin die Befehlshaberstelle in Herrmannstadt in Siebenbürgen angetreten hatte, brachte seine Gemalin, Elisabeth Dorothea, Herzogin von Schleswig-Holstein, in Erfahrung, daß in der dortigen evangelischen Kirche verschiedene alte Statuen und Bilder von Heiligen ganz unbeachtet aufbewahrt würden. Sie ersuchte die Stadtobrigkeit, ihr einige derselben eigenthümlich zu überlassen. Der Magistrat bewilligte das Ansuchen und schickte der Herzogin an ihrem Namenstage ein großes Crucifix mit dem Leichname des Erlösers, die Statuen zweier Heiligen und einen nach Art einer Kornähre zusammengeflochtenen Palmzweig in einer Kiste, eine Gabe, welche der frommen Dame sehr willkommen war.

Da dem großen Kreuzbilde aber eine Hand fehlte, die nicht aufgefunden werden konnte, so ließ die Herzogin diesen Abgang durch einen geschickten Bildhauer ersetzen und hierauf den sterbenden Heiland in der Militärcapelle zu Herrmannstadt öffentlich aufstellen.

Als der General Rabutin mit seiner Gemalin nach Wien zurückkehrte, nahm diese das Crucifix mit sich und wollte dasselbe Anfangs in der Stadt bei den Theatinern auf der hohen Brücke, in deren Nachbarschaft sie wohnte, aufstellen; weil aber deren Kirche zu dessen Aufstellung zu klein und zu niedrig war, so schenkte sie es, nebst dem Haupte des h. Märterers Albanus, mit mehrerem kostbarem Altarsschmucke, Priesterkleidern und einer Monstranze von vergoldetem Silber, den Trinitariern oder heutigen Minoriten in der Alservorstadt.

Der geflochtene Palmzweig, den das Volk irriger Weise für eine ungewöhnlich große Kornähre hielt, wurde erst in Wien unten am Kreuze angebracht. Dieses Christusbild wurde, als die Reformation in Siebenbürgen überhand nahm, von einigen Katholiken zu Herrmannstadt, nächst dem Elisabethther außer der Stadt unter die Erde vergraben, wo es gegen anderthalb hundert Jahre verborgen lag. 1699 fand man es ganz unverletzt.

Cunigunde (Die Heilige).

Die h. Cunigunde und ihr Gemal Kaiser Heinrich II. sind uns nicht so fremd, um in unseren Erinnerungsblättern übergangen zu werden. Unter den ältesten Heiligthümern des St. Stephandomes befinden sich Reliquien dieses h. Fürstenpaares, welche vormals am 3. März, als dem Cunigundentage, in Prozession um die Kirche herumgetragen wurden. Auch ist die Vermuthung nicht zu verwerfen, daß unser, dem h. Stephan gewidmeter Dom, von jenem zu Bamberg, einer Stiftung dieses kais. Ehepaares, und der ebenfalls dem genannten Märterer geweiht wurde, seinen Patron erhalten hat.

Diese Umstände rufen das Andenken an die jungfräuliche Kaiserin zurück, welche eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg und die Gemahlin Kaiser Heinrich des II. war. Religiöse Schwärmerei, die in jener Zeit frommer Glaube hieß und als solcher nur bewundert werden kann, bewog das kais. Paar, in einer Engelsehe zu leben und die Enthaltsamkeit zur höchsten Aufgabe des Lebens zu machen. Dessen ungeachtet wurde Cunigunde, deren Lebenswandel rein und fleckenlos blieb, von ihren Feinden eines verbotenen Umganges beschuldigt und von dem Kaiser selbst auf dem Reichstage zu Frankfurt deshalb angeklagt.

Die Richter unterwarfen sie dem Gottesurtheil, und Cunigunde mußte mit

bloßen Füßen über eine glühende Pflugschar wegschreiten. Dies geschah, die Kaiserin war aber unbeschädigt geblieben; ein Wunder hatte für sie gezeugt und die Verleumdung verstummte. Diese Pflugschar wird noch heute in der von ihr und ihrem Gatten erbauten Domkirche zu Bamberg, dem h. Stephan geweihet, aufbewahrt. In der glücklichsten Ehe lebte sie fortan an ihres kaiserlichen Gatten Seite, zog sich nach seinem Tode (1025) in das neu erbaute Kloster Kaffungen bei Kassel zurück, nahm den Schleier und starb daselbst 1040. Papst Innocenz III. sprach sie im Jahre 1200 heilig. Zacharias Werner hat den frommen und kräftigen Charakter dieser Fürstin zum Gegenstande einer Tragödie gewählt, die sich durch erhabene und schöne Einzelnheiten auszeichnet.

Die Legende dieser frommen deutschen Fürstin ist reich an zarten Zügen. Die Kaiserin zahlte die Werkleute an dem Dombau jeden Sonnabend selbst aus und zwar ohne einen Unterschied zwischen den faulen und den fleißigen Arbeitern zu machen. Aber der Himmel gab darüber der frommen, mildthätigen Frau eine heilsame Lehre; denn die Arbeiter, die Nichts gethan hatten, bekamen durch ein ihnen ungünstiges Wunder auch Nichts in der Hand.

Eben so besichtigte die Kaiserin täglich die Arbeiten an der Kirche und da that auch jedesmal, wenn die Pforte verschlossen war, diese vor ihr sich von selbst auf. Eines Tages aber war die Fürstin, wie sie den Berg zur Kirche hinanstieg, ermüdet. Sie zog deshalb aus einem mit Weinreben bepflanzten Hügel, an dem sie vorbei ging, einen Pfahl, um sich darauf zu stützen, und so kam sie an die versperrte Kirchenthüre. Diesmal öffnete sie sich jedoch nicht; erst als die bestürzte kais. Frau den Pfahl weggeworfen hatte, wiederholte sich das Wunder der aufspringenden Pforte; denn der Himmel will, daß auch nicht das geringste fremde Gut die Hand dessen belaste, für den seine Zeichen reden sollen.

Curatenhaus (Cur- oder Kurhaus).

Dieses fünf Stockwerke hohe, mächtige Gebäude (874) am St. Stephansplatze mit einem Seiteneingange in der Nebengasse ist nach und nach bis zu seiner jetzigen Ausdehnung angewachsen. Es befindet sich darin das erzbischöfliche Seminarium, die Hauptschule und das Kirchenmeisteramt der Domkirche.

Ursprünglich war es der gemeinen Stadt Wien Steinhütte, wo die städtischen Baumeister zusammen kamen und das Hüttenknechts-Quartier. Die bürgerlichen Steinmetze haben heute noch darin ihre uralte Zechstube, welche von den übrigen Theilen des Gebäudes abgesondert ist. Hierauf wurde darin auch die gemeiner Stadt Bürgerschule verlegt, die selbst nach Errichtung der Universität noch lange in Ansehen blieb.

Das heutige Haus steht auf dem Platze dieser, schon von Kaiser Friedrich II. aus dem Hause der Hohenstaufen in seiner goldenen Bulle für Wien vom J. 1237 erwähnten Schule, die Albrecht I. von Habsburg in seiner Handfeste von 1296 den Bürgern und dem Rath der Stadt überließ, und welche bis zur Reformationszeit in ihrem Flor bestand.

Als der Bischof Wolfrath unter Ferdinand II. den alten Bischofhof neu aufbaute und die Curgeistlichkeit in ein anderes Haus übertragen wollte, ersuchte er den Rath der Stadt, ihm dazu „die Gummerschuel auf der Burgerschuel zu St. Stephan sambt dem großen Saal, wie auch die Bibliothek, dann des Kirchenschreibers, der Baumeister und des Hüttenknechts Zimmer sambt dem Höfel“ zu überlassen.

Die Steinmetzzunft hatte in diesem Schulhause ihre Lade noch von der Zeit des

Kirchenbaues her, und dieſe Zunft trug ſpäterhin eine bedeutende Summe zum Bau des Prieſterhauſes bei, welches unter Carl VI. 1735 auf Betrieb und Koſten des Cardinals Kollonitſch beſchloſſen und 1742 unter Maria Thereſia vollendet wurde. Franz I. vergrößerte es 1806 dem Zeitbedürfniſſe gemäß und ſtellte es zur Unterkunft des ſeit 1750 hier untergebrachten Clerus her.

Die dortige Capelle wurde den 21. Nov. 1742 von dem Erzbiſchofe Graf von Kollonitſch eingeweihet und der Vermählung Mariens gewidmet; es wurden darin gewöhnlich Perſonen von höherem Stande kopulirt. An dem Seitenaltare befindet ſich ein geſchnitztes Frauenbild mit der Jahreszahl 1470, welches noch ein Überbleibſel der Capelle des alten Curathauſes iſt.

Die Curargeiſtlichkeit beſteht aus zwölf Chorprieſtern und zwei Dompredigern, die ſämmtlich im Hauſe wohnen. In dem Gange zur Kanzlei des Cur- und Chormeiſters ſind die alten Abbildungen der Domprediger von dem berühmten Peter Canisius (geb. 8. Mai 1524 zu Nimwegen, geſt. 21. Dezemb. 1597 zu Freiburg) angefangen zu ſehen.

Cuſpinian's Grabmal

in der St. Stephanskirche nächſt dem Eingange der Kreuzkapelle gehört zu den merkwürdigſten Denkmälern derſelben. Es iſt aus rothem Marmor und ſein lebensgroßes Bruſtbild mit bedecktem Kopfe darauf zwiſchen jenen ſeiner zwei Gattinnen zu ſehen. In dem unteren Felde des Monumentes ſind ſeine acht Kinder knieend dargeſtellt. Die Grabſchrift lautet:

Joannes Cuspinianus, Doctor quondam civitatis Viennensis. Praefectus. — Anna Maria octo liberorum, Agnes altera conjux.
Excolui primum Musas et Apollinis artes,
Nempe fui Medicus, tumque Poëta simul;
Postea mihi datum majoribus auxi
Caesar, et ornavit Praesidis officio,
Illa igitur nostro sint verba inscripta sepulchro
Vivam vixi olim, Cuspinianus eram.
Historiae immensae monumenta externa reliqui,
Vivus in his semper Cuspinianus erit.
Vixit an. LVI. anno MDXXIX mense Apr. d. 19. obiit.

Dann folgen die Namen der acht Kinder, vier des männlichen und vier des weiblichen Geſchlechtes.

Sein deutſcher Name iſt Joh. Spießhammer; er erblickte im Jahre 1473 zu Schweinfurt in Franken das Tageslicht und kam in früher Jugend nach Wien, wo er ſeine Studien vollendete. Er ſtarb den 19. April 1529 vier Tage vor dem Beginne der erſten türkiſchen Belagerung Wien's in einem Alter von 56 Jahren. Er war kaiſerl. Rath, Leibarzt und Bibliothekar unter Maximilian I., ein vielſeitiger Gelehrter und beſaß des Kaiſers ganzes Vertrauen; daher er ihn auch bei mehreren Gelegenheiten als Redner nach Ungarn, Böhmen und Polen ſandte, ſich auch ſeiner ſonſt in den wichtigſten und ſchwierigſten Angelegenheiten bediente. Er ernannte ihn nach des berühmten Conrad Celtes Tode zum Hofbibliothekar. Der Thätigkeit dieſes Mannes verdankt die kaiſ. Hofbibliothek eine bedeutende Menge ſeltener Manuſcripte, theils aus den Bücherſammlungen mehrerer Klöſter in Öſterreich, theils aus der berühmten Bibliothek des Königs Mathias Corvinus von Ungarn. Cuſpinian ſtarb in der Würde eines Präſidenten des geheimen Rathes und öſterreichiſchen Kanzlers.

Czernak (Georg). *O*

Den 9. Mai 1675 hatte Georg Czernak, ein geborner Ungar, 21 Jahre alt und Studirender im Fache der Phyſik mit einem Soldaten in der Leopoldſtadt beim ſchwarzen Adler gezecht. Später kamen auch fünf Mühlzungen dahin, mit welchen der

Soldat Händel anfing und nach begonnenem Streite mit ſeinem Säbel einen Mühljungen auf den Kopf über ſeine weiße Kappe hieb, worauf zwei andere Mühljungen dem Soldaten in die Arme fielen und ihm den Säbel aus der Hand nehmen wollten.

Czernak nahm ſich des Soldaten an, entblößte ſeinen Degen und ging auf beide Müllner los, wodurch er verurſachte, daß ſie den Soldaten los laſſen mußten, welcher dem einen Müllner mit dem Säbel faſt den Kopf ab-, den andern aber Namens Simon Schick, den Arm entzwei gehauen hatte. Dieſem gab Czernak noch überdies einen tödtlichen Stich, ſo daß er nach einer Viertelſtunde ſterben mußte.

Weil nun Czernak hierauf in Verhaft genommen wurde und den gethanen Streich bekannte, auch durch beeidigte Zeugen überführt wurde, ſo erkannte der Vice-Rector und das Conſiſtorium der allhieſigen Univerſität zu recht: „Georg Czernak ſei dieſer That halber an der Richtſtätte zu führen, und von dem Scharfrichter mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode hinzurichten.“

Dem zu Folge iſt den 8. Juni beſchloſſen worden, daß die Execution vor dem großen Thore des Univerſitäts-Gebäudes geſchehe, und unter der Einfahrt ein Tiſch für den Vice-Rektor und die Conſiſtoriales geſetzt, bei dem Vice-Rektor auf dem Tiſche Rpomia Rectoralia, cum sceptro und gladio gelegt werden ſoll, und wenn man nun vom Lieutenant der Wacht, wie auch von dem Stadtrichter den Scharfrichter wird haben können, ſodann die Hinrichtung den 12. Juni vorgenommen werden ſoll. Daher dem Notarius der Univerſität befohlen wurde, ſich zu dem Lieutenant zu verfügen und denſelben um wenigſtens 100 Mann erſuchen ſoll, welche zur Sicherheit und zur Beſchreibung eines Kreiſes erforderlich ſind, welches demſelben auch bewilliget wurde. Es wurde nachgehends jedoch nicht für thunlich erachtet, daß an dem h. Frohnleichnams-Abend, über in der Octav, in welcher die Proceſſionen täglich continuirt haben, die Hinrichtung vorzunehmen, deßwegen iſt dieſelbe auf den 21. verſchoben worden, wurde aber auch ſelbſt da nicht vollführet, indem der Vater des Czernak bei Ihrer kaiſ. Majeſtät eine Bittſchrift einreichte, in welcher er unterthänigſt um allergnädigſten Pardon für ſeinen unglücklichen Sohn bat, demnach ein Stillſtand mit der Execution anbefohlen und bald hierauf dem Czernak das Leben vollends geſchenkt wurde, und nur auf drei Jahre mit ſchweren Eiſen zu arbeiten nach Raab geſendet wurde.

Czernin'ſche (Gräflich) Pallaſt und Gemäldeſammlung.

Dieſer ſchöne Pallaſt befindet ſich in der Wallnerſtraße (263) und er nimmt die Stelle des alten Lamberg'ſchen Freihauſes ein. Seine ſchönſte Zierde iſt die darin aufgeſtellte Gemäldeſammlung, welche der verſtorbene Graf Johann Rudolph von Czernin, Oberſtkämmerer, mit eben ſo viel Kenntniß als Aufwand gründete. Dieſe ſchöne Sammlung kann durch Vermittelung des Haushofmeiſters beſichtigt werden. Sie beſteht aus mehr als 300 Gemälden, worunter ſich vorzügliche Werke aus der italieniſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Schule befinden. Unter den hiſtoriſchen Bildern ſind bemerkenswerth: eine h. Familie von Saſſoferrato; eine h. Familie von C. Maratti; eine h. Familie von Luini, Jeſus unter den Schriftgelehrten von Giordano; ein Betender vor einem Chriſtusbilde, eine büßende Magdalena von Tizian; Eſther vor Aſſuerus von Dominichino; eine Kreuzabnahme Chriſti von Volterra; Venus und Amor von Franceſchini; Taufe Chriſti und Elias von Pouſſin; die Frauen beim Grabe Chriſti von Rubens; die betende Maria von Holbein; dann ſchöne Stücke von Wenix, van Eyck, Fresnoy, Bourdon u. a. m.

Ausgezeichnete Genrebilder ſind: Meier-

Atelier von Peter de Hoghe; eine Spielgeſellſchaft von Gerh. Dow; eine muſicirende Geſellſchaft von Rembrandt, Porträts des Malers C. Netſcher mit Frau und Kinder; einige Meiſterwerke von Oſtade und Teniers. — An Landſchaften findet man herrliche Arbeiten von Ruysdael, Everdingen, Pymacker, Berghem, Huysmann, Pouſſin, v. Goyen und Artois. — An Thierſtücken ſind noch vorhanden: eine Kuhweide von P. Potter, andere Stücke von H. Roos, Snayers, du Jardin, Cuyp, Hondekoeter und Weuvermans. An Porträts ſind mehrere ausgezeichnete Stücke von Barth, van der Helſt, Mirevelde, Tintoretto, Tizian, della Vecchia, van Dyk, Strozzi, Rembrandt, Joſuah Reynolds vorhanden; vorzüglich erwähnenswerth ſind zwei Köpfe von Albrecht Dürer. Endlich befinden ſich in dieſer Kunſtſammlung noch einige ſchätzenswerthe Blumenſtücke von Huyſum und Ruyſch.

Czyprai'ſcher Rechtshandel.

Es iſt ein ſonderbares Ding um einen Czyprai'- oder Schyprai'ſchen Rechtshandel; das es aber zugleich auch ein komiſches Ding iſt, ſo wollen wir den Urſprung dieſer Benennung zur Beluſtigung angeben.

Als der bekannte Franz Freiherr von der Trenk, Oberſt und Pandurenchef (geb. 1. Jänner 1711 und geſt. 4. Oct. 1749 zu Brünn) ſich um das Jahr 1745 in Slavonien befand, wurde er bei dem Baron Pejaczewitz zum Mittagmale eingeladen, wobei ſich ein Herr von Czyprai (Schyprai), ein armer unwiſſender Edelmann einfand, der, weil er überall zum Zeitvertreibe diente, auch in dieſem Hauſe freien Eintritt fand. Bei der Tafel wurde Verſchiedenes geſprochen, und endlich kam man auch vom Sliwowitze oder Zwetſchkenbranntwein zu ſprechen. — Trenk ſagte ſcherzend: „Auf meinen Gütern bekomme ich alle Jahre für 30000 fl. Branntwein aus Kuhmiſt.“

Czyprai war ſo leichtgläubig, daß er dieſen Scherz für vollen Ernſt aufnahm. Er bat alſo Trenken, ihm dieſe Kunſt zu lehren, und Trenk verſicherte ihm, es mit Vergnügen zu thun.

Pejaczewitz ſagte: „Ich will Ihnen, mein lieber Czyprai, 30000 Fuder Miſt auf meinen Gütern anweiſen.“

Aber woher Holz nehmen? fragte dieſer. — Trenk fiel in die Rede, und ſagte: „Ich gebe ihnen 30000 Klafter Holz dazu.“ Nun forderte der ſich glücklich und reich glaubende Thor das Verſprechen von beiden ſchriftlich, und erhielt es. Trenk's Billet lautete ſo:

„Ich Endesgefertigter bevollmächtige hiemit, und erlaube dem Baron Czyprai, daß er ſich im Walde Tſcherra Horra dürfe unentgeltlich 30000 Klafter Holz gegen dieſe meine Anweiſung ſchlagen laſſen.“

Trenk.

Trenk dachte damals gewiß nicht, daß dieſe aus Scherz gemachte Verſchreibung, die ſchon wegen dem enthaltenden Holzſchlagungsorte ungiltig war, für ſeinen Erben eine Veranlaſſung zu einer Rechtsſache ſein könnte, und dennoch war ſie es; denn kaum war Trenk im J. 1749 in Brünn mit Tod abgegangen, ſo erſchien Czyprai zu Wien vor Gericht, und forderte ſein Holz, und das Gericht ſprach das Urtheil: „daß die Trenk'ſche Maſſe ihm pr. Klafter 1 fl. 30 kr., folglich 45000 fl. ſammt Koſten und Gerichtsaufwande baar bezahlen ſolle.“

Der Befehl zur Verabfolgung dieſes Geldes war bereits an die Erbsadminiſtration ergangen, als der Erbe noch zeitig genug von Allem Nachricht erhielt, und ſo viel Zeit gewann, dieſerwegen eine beſondere Commiſſion zur Unterſuchung dieſer Forderung zu erhalten, wobei ſich dann zeigte, daß der Wald Tſcherra Horra jenſeits der Sau in der Türkei liege. Man ſah nunmehr das Lächerliche dieſer Forderung ein, und das zu voreilig gefällte Urtheil wurde vernichtet.

D.

Dach (von St. Stephan).

Die Domkirche hat ein Doppeldach, worauf von unten eine ſehr kunſtvolle Schnecken-Stiege von 134 Staffeln auf das erſte Dach führt, von wo man mittelſt ſechs verſchiedenen Leitern oder hölzernen Stiegen auf das Oberdach gelangt. Es ſtehen daſelbſt aus Vorſicht wegen Feuersgefahr achtzehn kupferne Fäſſer, deren jedes 293 Eimer Waſſer hält.

Das vordere hohe Dach rühret von Herzog Rudolph IV. dem Stifter her; es reicht vom Rieſenthore bis zu den zwei großen Thürmen und iſt 17° 3½' hoch. Das andere ſtellte Kaiſer Friedrich III. her und es hat eine Höhe von 10° 1'. Die Hauptſtämme des Dachſtuhls allein belaufen ſich auf 2889.

Beide Dächer ſind mit halbrunden, glaſirten Ziegeln von rother, weißer und grüner Farbe bedeckt, die im Sonnen- und Mondlichte einen ſchönen Anblick gewähren. Beide Dächer umgeben ringsherum von außen Gänge von ſchöner Steinmetzarbeit. Auf dem hinteren Giebel lieſt man das Jahr 1490, das Todesjahr des Mathias Corvinus, in welchem beide Dächer mit einander verbunden wurden.

Bei der zweiten türkiſchen Belagerung wurde dieſes Dach und der Thurm ſehr übel zugerichtet; auf beide waren mehr als 1000 feindliche Schüſſe geſchoſſen; der beſchädigte Theil des Dachwerks mußte reparirt werden, und daſſelbe wurde daher, bis die gehörigen Ziegeln verfertigt waren, mit einer auf Ziegelart angeſtrichenen Leinwand gedeckt.

Dachl (Zum).

Das Haus Nr. 1056 am neuen Markt unweit der Capuzinerkirche, wird gewöhnlich das Dachl oder zum Dachl genannt, weil eine kleine Bedachung an ſeiner Eingangsthür angebracht war. Dieſe Bezeichnung war vorher mehreren Häuſern eigen, unter welchen die Bierſchenke zum rothen Dachel an der Ecke des alten Fleiſchmarkts und des Hafnerſteigs, welche vor einem halben Jahrhunderte ein ſehr beſuchter Ort war, und noch heute der Dachl-Bäcker auf der Seilerſtätte, bekannt durch gutes Brod, welches den alten Spruch:

Ehr' und Nutzen wohnen, ach!
Selten unter einem Dach, —

Lügen ſtraft, beſonders erwähnenswerth ſind.

Dachrinnen.

Am 18. Juli 1734 erſchien zum Aerger der Hausbeſitzer, aber zur großen Freude des geſammten zu Fuß gehenden Publikums eine Hofverordnung, womit den Hauseigenthümern ſcharf befohlen wurde: „Daß Jeder in ſeinem Hauſe derjenigen Dachrinnen, welche bis mitten in die Gaſſe oder Straße reichten, und bei einfallendem Regenwetter theils die Wege verdarben, theils auch den Fahrenden und Gehenden viele Unbequem-

lichkeit verursachten, abändern und solche entweder rückwärts in die Höfe der Häuser hinein oder neben den Mauern herunter auf die Gasse leiten solle."

Mit dieser seit Jahrhunderten gewünschten Rinnenveränderung wurde in der Stadt und den Vorstädten auch sogleich der Anfang gemacht und damit eine der größten Ungemächlichkeiten des öffentlichen Verkehrs beseitigt. Diese Dachrinnen waren meistens von übermäßiger Größe und hatten die verschiedenartigsten Gestalten; gewöhnlich ergossen sie durch Schlangen- und Drachen-Mäuler, durch Delphinen- und Löwenrachen u. s. w. ihre Wasserströme schonungslos und nach Verhältniß der Höhe des Hauses mit vieler Gewalt auf die Köpfe der Vorübergehenden, Vorüberreitenden und Vorüberfahrenden. Diese Rinnen sind es auch, welchen das Sprichwort „vom Regen in die Traufe kommen," seinen Ursprung verdankt.

Dallinger v. Dalling (Joh.).

Wien zählt zwei ausgezeichnete Maler dieses Namens. Der eine war ein ausgezeichneter Thier- und Historienmaler, und zu Wien den 13. August 1741 geboren. Sein Stammvater Joachim, Stadtrichter zu Enns, war von Ferdinand II. 1628 in den Adelstand erhoben worden, und auch sein Vater Franz und Großvater hatten sich der Malerkunst gewidmet. Dallinger begab sich 1756 nach Bregenz und durchzog Deutschland und die Schweiz. Erst 1759 besuchte er die Wiener Kunstakademie und studirte unter Vinzenz Fischer und Maytens. Von Letzterem wurde er 1764 nach Frankfurt a. M. geschickt, um den Feierlichkeiten der Kaiserkrönung beizuwohnen, und mehrere Scenen derselben aufzunehmen, dessen er sich sehr gut entledigte.

Durch den kaiserl. Leibarzt Brambilla erhielt er Zutritt in die fürstl. Lichtenstein'sche Gallerie, wo er mehrere Gemälde kopirte und sich die Gunst des Inspectors Zanti so erwarb, daß er ihn nach dem Tode seines Schutz zu seinem Nachfolger vorschlug. 1781 erhielt er diese Stelle, welche er durch 35 Jahre bekleidete.

Er ordnete die Gallerie, restaurirte die beschädigten Gemälde, und bewirkte, als der große Kunstfreund, Fürst Alois Lichtenstein zur Regierung kam, den Einlaß in die Gallerie, so wie auch die Erlaubniß für junge Künstler, zu kopiren. Er starb den 6. Jänner 1806.

Unter seinen zahlreichen Leistungen sind einige große Altarbilder, kleine historische Skizzen, Pferde- und Schlachtstücke besonders erwähnenswerth. Die meisten Gemälde gingen nach Rußland und Polen.

2. Sein Sohn (ebenfalls Joh. genannt) den 7. Mai 1782 geboren, ist ein rühmlich bekannter Thiermaler und geschickter Restaurateur alter Gemälde. Schon 1803 wurde er seinem Vater als Adjunkt zugetheilt, und erhielt 1831 nach dem Ableben des Direktors Joseph Bauer dessen Stelle. Besonders zogen ihn die Leistungen der holländ. Schule in Thierstücken an. Vortrefflich weiß er Pferde darzustellen. Mehrere seiner Gemälde befinden sich in der kais. und in der fürstl. Lichtenstein'schen Gallerie.

Unter seine vorzüglichsten Leistungen gehören: Ein Knabe mit Pferden auf der Weide, ein Fuhrmann mit Pferden im Stalle, Gruppe von Schiffzugpferden und einzelne derselben, ein Stier und eine Kuh.

Damen.

Diesen Namen erhielten in Frankreich in früherer Zeit bloß die Frauen der Adeligen, seit der Revolution erhielten ihn aber auch bürgerliche Frauen. Im collektiven Sinne verstehen wir heute darunter das ganze weibliche Geschlecht im Gegensatze der Herren oder des männlichen Geschlechtes.

Eben so sinnig als national bedeutet in

der Hofsprache des österreichischen Kaiserhauses das schöne deutsche Wort Frau mehr, als das französische Dame; denn in den Verordnungen über die Hoftrauer, Hofzirkel u. s. w. heißt es jedesmal: „Die allerhöchsten und höchsten Frauen, und die Damen erscheinen u. s. w.“

Dasselbe richtige Verhältniß herrscht in der Poesie, und Schiller sagte nicht: „Ehret die Damen,“ sondern nach Recht und Billigkeit: „Ehret die Frauen!“

Damenstift (Savoien'sches).

Die Gründerin dieses adeligen Frauenstiftes in der Johannisgasse (977) ist die Herzogin von Savoien, geborne Fürstin Liechtenstein; die Statuten desselben bestätigte die Kaiserin Maria Theresia den 21. Juli 1772 und der jeweilige Oberlandesrichter ist Curator des Stiftes.

Es bestehen darin drei Regentinnen und die Säftsdamen theilen sich in wirkliche, die im Hause wohnen und in Honorar-Stiftsdamen. Mit dem Institute ist auch ein Aussteuerfond für Stiftdamen, die sich verheirathen, verbunden.

Das Stiftshaus ist ein ehrwürdiges, stattliches Gebäude von zwei Stockwerken, welches mit einer Statue der unbefleckten Empfängniß von dem Bildhauer Franz Xav. Messerschmidt, dem Verfertiger der bekannten Charakterbüsten (s. d.) geziert ist. Auch befindet sich zum Besuche der Bewohner des Hauses eine schöne Capelle darin.

Dämpfingerhof.

Das Gebäude des heutigen israelitischen Tempels in der Seitenstettengasse (494) hieß von jeher der Dämpfinger- oder auch Pempfingerhof am Katzensteig von einem alten erloschenen Bürgergeschlechte.

Der heutige Bau rührt vom J. 1826 her; der schöne israelitische Tempel ist vom Architekten Kornhäusel und wurde den 15. Februar des genannten Jahres eingeweiht und für die deutsche Israeliten-Gemeinde feierlich eröffnet.

Dieser ungemein zierliche Tempel sticht sehr ab gegen dem Bethaus der Israeliten aus Polen, welches sich im dritten Stockwerke des Doktors Lazenhofes (500) und zwar im Mittelcrakte zwischen seinen beiden Höfen befindet, und gegen der alten Synagoge der Juden aus der Türkei am Hofnersteig (321).

Dampf-Getreide-Mahlmühle (in Wien).

Diese Dampf-Mahlmühle steht zur Seite des Praters, am linken Ufer des Donaucanals am Schüttl; sie bildet ein schönes, gezogenes Viereck mit einigen, in regelmäßigem Verhältniß stehenden Nebengebäuden und ist mit edler Einfachheit ganz massiv gebaut. Sämmtliche Maschinen sind aus der Werkstätte John Lockerills, bilden die wesentlichste technische Einrichtung, und stellen in ihren Verrichtungen die werthvollste Erfahrung des technischen Wissens dar.

Das Gebäude ist siebenstockig und eine Dampfmaschine bringt darin Leben und Bewegung. Mit Staunen sieht das Auge beim Eintritte gußeiserne Hebel, Kurbeln, Wagbalken, Wellen, Schwungräder, von denen manches Stück mehr als 100 Zentner wiegt, so leicht sich bewegen, als ein Stäbchen in der Hand eines Kindes. Das rohe Getreide wird gleich parterre in eine trichterförmige Öffnung geleert und gelangt mittelst eines Paternosterwerkes in die oberste Höhe, wo man es aufspeichert und wieder hinab in die Gänge läßt. Von selbst kommt das zum Mahlen bestimmte Getreide zur Putzmaschine, in's Beutelwerk, in den Abkühlungsapparat und leert sich endlich als fertiges, schönes Mehl in die Säcke. Alle sieben Stockwerke des Hauses haben nicht mehr als vier Menschen nöthig, mit deren

Beihilfe die sechzehn Gänge der Mühle in 24 Stunden 800 Metzen Weizenmehl liefern.

Danae (Die) Titian's.

Eine der ersten Zierden der k. k. Gemälde-Sammlung im Belvedere ist Titian Vecelli's herrliches Bild der Danae, der liebreizenden Tochter des Akrisios und der Eurydice.

Um den ganzen Sinn dieses Meisterwerkes zu fassen, muß man sich die demselben zum Grunde liegende Mythe gegenwärtig halten und sich aus der griechischen Fabellehre erinnern, daß ein Orakel dem Akrisios verkündet hatte, er werde durch den Sohn seiner Tochter das Leben verlieren. Um dieses Unheil abzuwenden, kerkerte er das Mädchen in einen ehernen Thurm ein; aber der galante Zeus liebte die schöne Abgesperrte; er umschwebte daher in Gestalt einer Wolke das Gefängniß und löste sich dann in einen goldenen Regen auf, wovon einige Tropfen auf den Schooß der Jungfrau fielen.

Hierauf nahm er seine wahre Gestalt wieder an und Danae ward die Mutter des Theseus. Als der Vater der Prinzessin dieses erfahren hatte, übergab er Mutter und Kind in einem leichten Nachen dem Meere. Aber menschlicher waren die Wogen, sie trugen die dem Verderben Preisgegebenen an das Gestade der Insel Seriphos, wo sie bei Dikys eine liebevolle Aufnahme fanden. Das Orakel fand seine Bestätigung; Theseus tödtete in der Folge durch einen Discuswurf bei den Todeskampfspielen des Königs von Larissa wirklich seinen Großvater. —

Das Wunder des goldenen Regens hat man oft auf prosaische Weise durch Bestechung gedeutet; vielleicht legte die Mythe aber einen tieferen Sinn in dasselbe und wollte ein Bild der schaffenden Natur mit ihren Zauberfarben schmücken. Sinnreich ist die Auslegung, Akrisios könne der starre Winter sein, dem die Ahnung wird, er werde dem Frühlinge weichen müssen; darum schließt er seine Tochter, die Erde, in einem Kerker von Eis. Aber der Donnergott naht im Lenzgewitter, sinkt nieder als leuchtender, belebender Regen, welcher die harten Fesseln sprengt und den Schooß der Erde befeuchtet, die hierauf den Lichtsohn (Perseus) gebiert.

Doch es ist Zeit, daß wir von der Mythe abbrechen und mit der Epistel eines Volksdichters schließen, der an dem schönen Bild sich oft erquickt und ihm eine aus dem täglichen Leben geschöpfte Nutzanwendung beigelegt hat:

Entzücken ahnend liegt dahin gestrecket,
Auf ihrem Bette Danae
Von keiner neid'schen Hülle uns verdecket
In etwas mehr als Negligé.

In einem Thurm versperrt, bewacht, mißhandelt,
Strömt Zeus (den Mythologen nach
In einem gold'nen Regenguß verwandelt)
Durch's Fenster in ihr Schlafgemach.

Zu all den Schlössern fand er bald den Schlüssel,
Denn Gold sperrt alle Riegel auf,
Ein altes Weib fängt gierig mit der Schüssel
Die gold'nen Münzen hastig auf.

O möchte so was jetzt uns noch begegnen,
O ließ' uns Vater Jupiter
Einmal im Jahre nur Dukaten regnen,
Bald gäb' es keine Börse mehr. —

Indessen können wir es nicht verhehlen,
Daß uns von Zeus an, bis hierher
Dergleichen Danaen so wenig fehlen,
Als mancher solcher Jupiter.

Darwarhof.

Dieses einen Durchgang vom alten Fleischmarkte in die Grashof- und Kölnerhofgassen bildende Gebäude (698) zeigt sich noch größtentheils in seinen alten, ursprünglichen Bauformen; eine im Hofe zwischen den Fenstern des zweiten Stockwerkes angebrachte Marmortafel sagt, daß

der Hof im J. 1818 renovirt wurde. Im Hofraume befinden sich fünf Stiegen, wovon zwei sich knapp neben einander erheben.

Wo sich der heutige Darwarhof erhebt, stand ursprünglich das Haus zum goldenen Lampel, woraus später das Zwölferische Haus wurde. Von seinem Eigenthümer, dem griechischen Handelsmann Markus Darwar erhielt es seinen gegenwärtigen Namen, den es beibehalten hat, obgleich es nach ihm dem Herrn von Ludwigstorf gehörte und heute den Grafen von Serwill zum Besitzer hat.

Den Erben des Markus Darwar gehört auch das merkwürdige Haus zum großen Küßenpfennig in der Adlergasse (723) und am alten Fleischmarkte jenes Nr. 702. Die Nennung des Darwarhofes ruft auch den als Beförderer neugriechischer Sprache und Literatur bekannten Schriftsteller Demeter Nikolaus Darwar in's Gedächtniß zurück, der in Wien eine neue griechische Schule eröffnete, zu deren Gründung der Grieche Christoph von Naxo, Erbauer des unweit des Darwarhofes stehenden großen Hauses (696), mit der bekannten, den Kaiser Joseph II. verewigenden Aufschrift, ein Legat von 20000 fl. hinterlassen hatte.

Daumen (Der) des h. Augustinus.

In der Reliquienkammer der Augustiner-Hofkirche befindet sich ein Theil des Daumens des heil. Kirchenvaters Augustinus, womit er seine bekannte Regel und so viele andere fromme Bücher geschrieben hat. Dieser Partikel wird in einem silbernen Gefäße aufbewahrt, worauf eine kaiserliche Krone von großem Werth zu sehen war.

Daumlange Hansel.

Das Mährchen vom daumlangen Hansel, oder wie man ihn im deutschen Reiche nennt, vom Däumling, ist auch ein Lieblingsthema der Wiener Ammen und Kindsfrauen; darum halten wir es nicht für überflüssig zu bemerken, daß dieses Mährchen einen historischen Grund hat, und daß der daumlange Hansel und der Paduaner Professor der Arzeneikunde, Fortunatus Licetus, eine und dieselbe Person ist.

Dieser gelehrte Mann war, als er geboren wurde, nicht größer als 8½ Zoll, oder so lang, als eine flache Hand. Gleich nach der Geburt untersuchte ihn sein Vater, welcher ein Arzt war, nach allen Erfordernissen der Kunst, und machte den Schluß, daß er doch etwas größer sei, als gewöhnlich ein Embryo zu sein pflege, und ließ ihn lebendig nach Napallo im Genuesischen bringen, wo er ihn dem Hieronymus Bardi und andern Ärzten des Orts vorzeigte, um ihre Meinung über das außererdentlich kleine Söhnlein zu vernehmen. Allein man fand, daß ihm nichts an der Lebensfähigkeit abging, und sein Vater nahm sich daher vor, eine Probe seiner Kunst an ihm zu machen, und das Werk der Natur selbst zu beendigen.

Er gab sich bei der Pflege und Auferziehung des Kindes alle erfinnliche Mühe, und verfuhr dabei eben so künstlich, als man in Ägypten mit dem Ausbrüten der jungen Hühner verfährt. Er nahm eine Amme an, und schrieb ihr genau Alles vor, wie sie sich zu benehmen, und was sie zu beobachten habe; er ließ das Söhnchen in einen besonders dazu verfertigten Ofen setzen, und wendete überhaupt so viel Mühe an, daß es ihm gelang, ihn aufzuziehen, und ihm das nöthige Wachsthum zu geben, vermittelst der Gleichförmigkeit der äußern Hitze, die sorgfältig nach dem Steigen und Fallen eines Thermometers eingerichtet war.

Man würde immer zufrieden genug gewesen sein, wenn es ein Vater, der so erfahren in dem ganzen Felde der Arzneikunst und Erziehung war, durch seinen angewand-

ten Fleiß so weit gebracht hätte, daß er das Leben seines Söhnchens wenige Monate oder Jahre hätte fristen können. Allein wenn man weiß, daß das Kind achtzig Jahre lebte, und daß es achtzig verschiedene Bücher schrieb, welche alle die Frucht einer großen Belesenheit und einer reifen Urtheilskraft waren; so muß man gestehen, daß die Begebenheit wunderbar ist, daß das Unglaubliche nicht allezeit unwahr, und die Wahrscheinlichkeit nicht immer auf der Seite der Wahrheit ist.

Licetus war nicht älter als 19 Jahre, da er ein Buch schrieb, das einen so langen Titel hatte, als er selbst war. Es heißt Cosmopsychanthropologia, oder von dem Ursprunge der menschlichen Seele.

Daun'sche Grabmäler.

Die schönen Grabmäler der zwei Kriegshelden Daun befinden sich in der schönen Todtencapelle der Augustiner Hofkirche, im Angesichte des herrlichen Denkmals Leopold's II.; Wirich Philipp Lorenz Graf von Daun, Fürst von Thiemo, General-Feldmarschall, Stadtcommandant von Wien und Stifter der Hauptlinie seines Geschlechtes, wurde den 19. Oktober 1668 geboren und starb in Wien den 30. Juli 1741, und sein noch berühmterer Sohn Leopold Joseph Maria, war Feldmarschall, Commandirender in Österreich und Wien, wo er den 25. Sept. 1705 geboren wurde. Nach seinem Vorschlage wurde die Militär-Academie errichtet, deren Leitung er 1752 übernahm; er starb am 5. Februar 1766 und seine dankbare Fürstin Maria Theresia ehrte sein Verdienst auch nach seinem Leben noch durch die Errichtung eines reichen Monuments in der Hofkirche der Augustiner.

Deficienten-Haus (Priester-).

Das geistliche Deficienten-Haus in der Ungargasse (433), am Eck der Adlergasse, befand sich früher zu Mariahilf in einem Privathause, wurde 1788 in dem heute dem Kaufmanne Voigt gehörigen Hause (436) in der Ungargasse und einige Zeit später in dem gegenwärtigen Lokale, dem von Alters her sogenannten Doktor Thron'schen Hause verlegt.

Schon in den Tagen Leopold des I. finden sich Spuren, daß die Bruderschaft von St. Peter und Paul dieselben edlen Zwecke für die Pflege kranker Priester verfolgt hat. Das Haus Nr. 438 war 1709 der Wohnort der Elisabethinerinnen. Späterhin (1757) wurde es den Piaristen eingeräumt, welche hier deutsche Schulen eröffneten, aber in der Epoche der Josephinischen Reformation selbe in ihr Noviziat-Gebäude auf der Wieden übertrugen, und ihr Haus in der Ungargasse 1788 käuflich dem Priesterhause abtraten.

Den Plan dazu entwarf der Exjesuit Mulat mit einigen Weltpriestern Wien's, und der Cardinal-Erzbischof Graf Migazzi genehmigte denselben unterm 30. Mai 1788. Gleich Anfangs traten 263 Priester als wirkliche Mitglieder ein; vorzüglich zeichnete sich Josepha Hohenauer mit einem Beitrag von 10000 fl. aus. Neuer ist die Stiftung der Anna Maria Gast, Witwe des Consistorialraths und Kanzlei-Direktors Gast; sie setzte den 18. Jänner 1812 das Institut zum Universalerben ihres Vermögens ein; von welchem vier Priestern sowohl in als außer dem Hause eine jährliche Zulage von 100 fl. gegeben wird.

Die darin dem heil. Joseph gewidmet gewesene, sehr freundliche Capelle entstand schon 1733 und verschwand, als das Institut sein heutiges Lokal bezog. Vor etwa 40 Jahren entstand das anstoßende Zinshaus des Priesterhauses (434), wodurch der Garten an Raum verlor. Beim Baue dieses Hauses verschwand auch die vorige, dem öffentlichen Besuche gewidmet gewesene Capelle zum Herzen Jesu; die heutige befindet sich im Erdgeschoße des Instituts-Ge-

bäudes rechts beim Eingange und wird nur von den Bewohnern des Hauses besucht. In dem Garten steht noch ein Mauerstück mit einem den Erlöser vorstellenden Frescobilde. Jeder Desizienten-Priester hat ein großes Zimmer inne, und die Anstalt steht unter der Leitung des würdigen Herrn Hofcaplans Anton Pöck.

De Ligne'sche (Prinz) Haus.

Das Wohnhaus des Prinzen de Ligne auf der Melkerbastei mit der Hauptfronte auf dem Stadtwalle, stand dort, wo 1845 das neue Gebäude Nr. 87 errichtet wurde. Der sechs Schritt vom Pasqualatischen Hause sich erhebende Fürstensitz war klein und hatte auf dem Wall zwei vorspringende Säulen; wie das Stall- oder Domestikengebäude nebenan war es rosenroth getüncht, welches die Lieblingsfarbe des Prinzen war; rosenroth war auch die Livree seiner Diener, seiner Wägen, und seine Briefpapiere. In diesem rosenrothen Hause lebte und starb den 14. Dezember 1814 dieser letzte Ritter der neueren Zeit während des merkwürdigen Wiener Congresses.

Alle Souveräne wetteiferten miteinander, ihm ihre Achtung zu bezeugen, und da geschah es eines Tages, daß ihnen der Prinz im Taumel eines glänzenden Festes bemerkte, sie hätten nun in Wien alles gesehen außer den Leichenzug eines österreichischen Feldmarschalls und dieses Schauspiel werde er ihnen verschaffen. Nach wenig Tagen schon hielt der Prinz Wort, er starb in dem Alter von 80 Jahren.

Trefflich charakterisirt ihn folgende Skizze: „Jedem Unglücklichen verwandt, war sein Haus eine Freistätte der gebeugten Menschheit, wie es sich der geselligen Freude öffnete. In einer langen Reihe von Jahren hat er, ein Mann von angenehmer Persönlichkeit, ein Muster französischer Feinheit und Grazie, mit ausgezeichnetem Erfolge über das gesellschaftliche Leben geherrscht. Eine Existenz, wie die seine, war eine ganze eigene Erscheinung, die von dem nicht begriffen werden kann, der nicht Zeuge davon war. Durch seine vielen Verbindungen in allen Theilen des cultivirten Europa's, noch mehr durch seine witzigen Worte, die oft mit unglaublicher Schnelligkeit in den entferntesten Ländern wiederholt wurden, war er nicht sowohl das Eigenthum einer Familie, eines Kreises von Freunden, einer Stadt, als er dem ganzen gebildeten Geschlechte seiner Zeit angehörte und dennoch — von der Familie, von den Freunden, von der Stadt, in der er lebte, wurde er geliebt, als wäre er einzig für sie Alle gewesen. Mit der unerschöpflichen Anmuth seines Umganges erfreute er, was in seiner Nähe lebte. Indem er die Gegenwart mit der Heiterkeit seines Humors, und mit der Fülle seines Herzens liebend umfaßte und erwärmte, fühlte man es mit Rührung; — er war der Wiederhall einer schon verklungenen Zeit. Sein Charakter, wie er hier geschildert ist, spricht sich auch in seinen Schriften aus, die überdies noch unaussprechlich interessiren, durch Reichthum an Kenntnissen und originellen Ansichten, durch unerschöpflichen Witz, durch geistvolle Darstellung und durch einen vollendeten Styl."

Denis (Michael)

wurde im Jahre 1729 zu Schärding geboren; er besuchte, kaum 10 Jahre alt, das Gymnasium zu Passau, welches mit Jesuiten besetzt war. Unter diesen hörte auch er die Philosophie. Dieses hatte ihn mit dieser Gesellschaft so befreundet, daß er am 18. Oktober 1747 bei St. Anna in Wien das Noviziat antrat. Nachdem er nach den gewöhnlichen zwei Prüfungsjahren durch vier Jahre sich dem Lehramte gewidmet hatte, schritt er zum Studium der Theologie, das er in Grätz vollendete, wo er 1756 die Priesterweihe erhielt.

In Judenburg verlebte er das dritte

Probejahr, worauf er nach Presburg als Frühprediger verſetzt wurde. Im J. 1759 kam er als Präfekt an die Thereſianiſche Ritterakademie zu Wien und begann im folgenden Jahre die Redekunſt zu lehren; in welcher Stellung er durch 12 Jahre wirkte, weſentlich zur Bildung eines beſſern Geſchmackes im Gebiete der Literatur in Öſterreich beitrug, und mehrere gelungene Dichtungen herausgab.

Nach Auflöſung der Jeſuiten im Jahre 1773 bekam er die Aufſicht über die ſchöne Garelliſche Bücherſammlung, und dieſem Umſtande verdanken wir ſeine Einleitung in die Bücherkunde; welche in zwei Bänden in Wien 1777 erſchien, und wovon 1795 eine zweite Auflage veranſtaltet wurde.

Nach Verlauf einiger Jahre wurde Denis eine Cuſtosſtelle an der k. k. Hofbibliothek angetragen und er erhielt im Jahre 1791 von Kaiſer Leopold II. ſeiner ausgezeichneten Verdienſte wegen den Hofrathstitel. In dieſer ehrenvollen Stellung überraſchte ihn am 29. Sept. 1800 der Tod. Er wurde in Hüttelsdorf begraben, wo ſein Denkmal mit einer von ihm ſelbſt verfaßten Inſchrift an der dortigen Pfarrkirche zu St. Andreas noch zu ſehen iſt. (Siehe Andreaskirche zu Hüttelsdorf.)

Denis fand die früheſte Spur einer in Wien bleibend beſtehenden Buchdruckerei kurze Zeit vor der Beſitznahme der Stadt durch König Mathias Corvin von Ungarn und hielt den Traktat der Diſtrictien von Dr. Hans, Pfarrer zu Mayen, Domherr zu Wien und Paſſau von 1482 für den älteſten bekannten Wiener Druck.

Denkſäule (bei Schwechat).

Am 14. September 1683, nachdem Wien glücklich von den Türken befreit worden war, langte Kaiſer Leopold I. von Linz auf der Donau wieder in ſeine, ihn ſehnlichſt erwartende Hauptſtadt an, wo er von den Churfürſten von Baiern und Sachſen und von ſeiner wackern Generalität feierlich empfangen wurde, und die tapfere Bürgerſchaft auf denſelben Plätzen, die ſie während der Belagerung mit ihrem Blute behauptet hatte, muſterte. Am nächſten Tage beſuchte er das Lager der mit ihm verbündeten Fürſten, welches ſich von St. Marx bis über Schwechat hinaus erſtreckte. Auf der Höhe außer Schwechat, wo der Kaiſer den heldenmüthigen König Johann Sobiesky von Polen im Angeſichte des Heeres umarmte, verewigt eine Denkſäule dieſen intereſſanten Auftritt.

Deutſches Haus.

Seit den Tagen Leopold des Glorwürdigen von Babenberg, hat der altehrwürdige Ritterorden der deutſchen Herrn Sitz in Öſterreich. In den blutigen Kämpfen von Ptolemais und Damiette, hatten die Ordensritter als getreue tapfere Kampfgenoſſen, an der Seite des ritterlichen Herzogs geſtanden. Ihrer Thaten gedenkend, berief er den Orden nach Öſterreich. Des deutſchen Hauſes zu Wien älteſter Brief datirt ſchon vom Jahre 1210. Für Herzog Leopold ſprach der tägliche Abendſegen der frommen Brüder, und auf dem alten Gebetzettel des deutſchen Hauſes iſt zu leſen: „Laſſet uns beten für die ehrlichen Bürger von Lübeck und Bremen, die da Stifter waren unſers Ordens. Auch helft mir gedenken Herzogen Leupolds von Öſterreich u. ſ. w.“

Leopold's Sohn Friedrich der Streitbare, fand in den Tagen der Prüfung die Treue der Ordensritter bewährt. Der tapfere Comthur Ortulph von Traiskirchen, war der Hüter ſeiner Schätze, und vertheidigte mannhaft die von ihm beſetzte Burg Starhemberg. — Er ſah noch die Tage Ottokar's, und im hohen Alter jene beſſere Zeit Rudolph's von Habsburg. Er mag als der zweite Stifter des Ordens in unſeren Gauen gelten. Seit ihm hauſeten 32 Comthure in Wien.

Durch ihr Alter, durch die Wichtigkeit ih-

rer Beſitzungen behauptete die Balley Öſterreich ſtets einen ausgezeichneten Rang in dem hohen Orden. Sie gehörte damals nicht nach Mergentheim zum deutſchen, ſondern nach Marienburg zum preußiſchen Gebiete. Der am 26. Dez. 1805 zu Preßburg geſchloſſene Friede hob im 12. Artikel den deutſchen Orden als ſolchen auf.

Der Hoch- und Deutſchmeiſter wurde ein Fürſt, nicht mehr zu ernennen vom Groß-Capitel, ſondern vom Kaiſer von Öſterreich. Damals war Erzh. Anton Victor Hoch- und Deutſchmeiſter. Der Orden ward in ſeinem Stande in Öſterreich belaſſen, aber alle Beziehungen, in welchen der Hoch- und Deutſchmeiſter ſonſt an die Berathung und Einwilligung des Groß-Capitels und der Balley Franken gebunden war, banden ihn fortan an den Kaiſer, als Familien-Oberhaupt und Regenten der Primogenitur. Die Vorrückung in die Commenden, die Zulaſſung bereits aufgenommener Candidaten zum Noviziat und der Novizen in den Orden dauerten fort. Die Gelübde waren nicht aufgehoben.

Nach dem Tode des Erzherzogs Anton trat der Erzherzog Maximilian von Öſterreich-Eſte als deſſen Nachfolger in die Würde des Hoch- und Deutſchmeiſters. Durch neuerliche Verordnungen Sr. Majeſtät wurden die Verhältniſſe und die Stellung des Ordens befeſtigt, und das Ordenshaus hat ſeitdem ſchon mehrere Mal die ernſte und rührende Feier der Aufnahme von neuen Rittern gefeiert.

An der Stelle des gegenwärtigen Deutſch-Ordenshauſes in Wien (Singerſtraße) ſtand ſchon als der Orden nach Öſterreich kam, eine Kapelle, welcher der Paſſauer Biſchof Berthold einen Ablaß verlieh. In den wüthenden Feuersbrünſten, welche Wien unter der Regierung Ottokar's von Böhmen verheerten, ſank auch die alte Kapelle der deutſchen Herrn in Schutt und Aſche. Die gegenwärtige Kapelle wurde 1326 unter Friedrich dem Schönen erbaut. Baumeiſter war Georg Schiffering aus Nördlingen. In der Sakriſtei befindet ſich eine alte Marmortafel, deren Inſchrift das genannte Jahr der Erbauung verbürgt.

Die Kirche ward der heil. Eliſabeth geweiht. Im J. 1395 ward ſie verſchönert und 1707 unter dem Comthur Heinr. Theobald Grafen von Goldſtein (ſtarb 1720) renovirt. Das innere prächtige Ausſehen der Kapelle, im altdeutſchen Style, wiewohl mit neuerer Vergoldung, Zügen und Arabesken vermiſcht, die hohen ſpitzen und oben durchbrochenen Fenſter, die ſchlanken auf Marmorart gemachten Säulen mit goldenen Knäufen, die vielen Wapenſchilder und Grabmäler erinnern noch vielfach an die Prachtbaue der Großmeiſter zu Marienburg. Die Kapelle hat 3 Fenſter auf die Straße, zwiſchen welchen außerhalb einige Spitzſäulen und ein Giebel von alter Arbeit aber mit neuerem Zuſatz ſich erheben.

Das Hochaltarblatt (die h. Eliſabeth, Königin von Ungarn) iſt von T. Beck, ein werthvolles Gemälde. Der älteſte Grabſtein der Kirche iſt von 1453. Unter den Grabmälern der Comthure iſt jenes des Grafen Guido von Starhemberg, Neffen des berühmten Vertheidigers von Wien gegen die Türken (1683) das ſehenswertheſte.

Guido Graf von Starhemberg, Miniſter und Feldmarſchall, war Landcomthur in Öſterreich. Er war es, der die Reſidenz des Landcomthurs von Groß-Sonntag für immer nach Wien übertrug und das deutſche Haus großen Theils umbaute (geſt. 7. März 1737).

Dianabad (Das)

iſt eines der ſchönſten Bade-Anſtalten Wiens. Das eigentliche Badehaus iſt niedlich und reinlich eingerichtet, hat einen großen Geſellſchaftsſaal und iſt mit einem ſchönen Garten verſehen.

Beſonders beachtenswerth iſt die damit verbundene und den 20. Mai 1843 eröffnete Schwimmanſtalt.

Auf dem geräumigen Boden des Gartens

am Hause Nr. 8 (an das Gebäude des Dianabades anstoßend) erbaut, erhebt sich über dem weiten Bade- und Schwimmbassin eine herrliche Halle, 29 Klafter lang, 11 Klafter breit und 8 Klafter hoch, bildet ein längliches Viereck, dessen Mittelraum das Bassin einnimmt. Dieses Bassin ist 19 Klafter lang, 7 Klafter breit, und sein Boden bildet eine schiefe, von Norden gegen Süden sich senkende Fläche, so, daß an der Nordseite, wo die Treppe in das Bassin hinabführt, dessen Tiefe 4 Fuß, an der Südseite aber 8 Fuß mißt, so, daß die nördliche Hälfte des Bassins den Badenden, der Schwimmkunst Unkundigen, die südliche den Schwimmenden gewidmet ist.

An der Nord- und Südseite sind im Erdgeschoß schöne Vestibules, und im ersten Stockwerk, mit diesen correspondirend, geräumige, von schlanken Gußeisensäulen getragene Platformen, welche an der Ost- und Westseite durch Gallerien mit zierlichen Eisengeländern in Verbindung gesetzt sind. Längs dieser Gallerien sind auch die 110 Badecabinette in den Nischen dieser Langseiten des Baues angebracht; das Licht empfängt die Halle durch 26 große Glasfenster im Dache; das Dach selbst wird von einer eben so geschmackvollen als kräftigen Bogenstellung von 16 gußeisernen Bogen gestützt.

Die Wand über der südlichen Platform ist im Giebelfelde mit einem schönen Freskogemälde von Friedrich Schilchers Hand geschmückt. Die Darstellung ist: „Neptun und Amphitrite, von Najaden und Tritonen umgeben.“ Eben so ziert das nördliche Giebelfeld eine Vorstellung von derselben Meisterhand: „Diana und Actäon.“

Der ganze Bau dieser Bade- und Schwimmanstalt ist von ausgezeichneter Schönheit und Solidität. 15,000 Eimer Wasser sind zur Füllung dieses Beckens nöthig. Die Einströmung geschieht durch sechs Lagen von Kupferröhren; der Ablauf findet durch 44 Ausmündungen Statt, so, daß Zufluß und Abströmung sich wechselseitig ergänzen, und auf diese Weise eine stete Erneuerung der Wassermasse, und folglich auch stete Reinheit und Klarheit derselben bedingt wird.

Da ein Hauptzweck dieser Anstalt die Benützung derselben auch zur Winterszeit ist, so befindet sich in dem an der Südseite anstoßenden Gebäude der Wärmeapparat. Hier erhält das kalte Wasser vor seinem Einströmen den allzeit nöthigen Wärmegrad.

Diana-Gesellschaft.

Unter Carl VI., der ein trefflicher Schütz und wackerer Jäger war, entstand am kais. Hofe die Diana-Gesellschaft, ein förmlich organisirter Jagdverein, der eigene Statuten, und ein bestimmtes Costüm hatte. Die Gesellschaft erhielt sich bis zu Kaiser Joseph des II. Regierung und über ihren damaligen Bestand gibt eine Broschüre in französischer Sprache in Folio (Wien 1785) Nachricht. Sie hat den Titel: **Liste de tous les membres de la noble société de Diane cacciatrice a Vienne en Autriche selon l'ordre alphabetique.“** Großmeister ist Ferdinand, König von Neapel, mit seiner Gemalin; Grand maitre deputé: Fürst Joh. Carl Dietrichstein-Proskau, Oberststallmeister; Kanzler: Graf Carl Palffy, Vicekanzler; erster Assistent: Fürst Carl Lichtenstein; zweiter: Graf Wenzel Sinzendorf; dritter: Fürst Adam Auersperg; vierter: Graf Franz Anton Kollowrat; Almosenier: Joh. Ant. Ricci. Die Anzahl der Damen-Mitglieder ist 16, nämlich Gräfin Ther. Bucquei, Wald. Clary, Jsab. Colloredo, Mar. Dann, Fürstin Christ. Dietrichstein, Gräfin Mar. Esterhazy, Fürstin Graffalkovics, Gräf. Luise Hardegg, Fürstin Eleon. Lichtenstein, Marquise Ant. Los-Rios, die Gräfinnen Paul. Salm, Wald. Salm, Ther. Schönbern, Christ. Seilern, Elis. Waldstein und Ther. Zichy. Cavaliere sind 80, darunter: vier Grafen und Fürst Carl

Auersperg, Fürst Butera, Graf Carl. Joh. Clerfayt (General), Graf Jos. Dietrichstein, Fürst Nikol. Esterhazy (ungarischer Garde-Capitain), Landgraf Joach. Egon Fürstenberg, Graf Carl Haddik, Ritter Hamilton, Graf Alois Harrach (General), Graf Ant. und Graf Joh. Phil. Hoyos, die Grafen Domin. und Ernst Kaunitz, Fürst Alois Lichtenstein, Prinz de Ligne, Graf Wenzel Paar, vier Grafen Palffy: Joseph, Nik., Franz, Leop.; Graf Jos. Rosenberg, Prior Rossi, Graf Eug. Schönborn, Graf Jos. Stockhammer, Bar. Tinti, Graf Georg Waldstein, Graf Phil. Wurmbrand, Graf Steph. Zichy. — Decretisten sind 14. Als Secretär ist unterzeichnet: Franz Ant. Vanotti. Diese Liste hat dritthalb Bogen und eine in Kupfer gestochene allegorische Titeleinfassung.

Dichter-Krönung.

Diese schöne Sitte des Alterthums wurde von Friedrich III. auf deutschen Boden und somit auch nach Österreich und Wien verpflanzt. Der um die Wissenschaften sehr verdiente Conrad Celtes war der erste, welcher den Lorberkranz aus des Kaisers Hand erhielt. Maximilian I. reichte selbst mehreren den poetischen Lorberkranz. So zu Linz 1501 bei der Aufführung des Schauspieles: „Ludus Dianae," den Verfasser Celtes und seine gelehrten Freunde. Im dritten Acte erscheint mit vielem Gefolge Bachus, von dem Schlesier Vincenz Longinus dargestellt, und bittet den Kaiser um Ertheilung des Lorbers. Maximilian tritt vor, krönt den knienden Gott der Reben und der ganze Chor brach in lautem Jubel aus.

Zu den vorzüglicheren, die von Maximilian selbst dieser Auszeichnung in Wien gewürdigt wurden, gehören der gelehrte und als Geschichtschreiber, Staatsmann und Mäcen gleich geachtete Johann Cuspinianus 1493; der Böhme Johann Panetianus 1505; der thätige Kremser Thomas Resch 1508; später Ursinus Velsius, durch seine Geschichte des Krieges in Ungarn noch immer bedeutungsvoll; der Schweizer Joachim von Watt (Vadianus) aus der Reformationsgeschichte seines Vaterlandes bekannt; Rudolph Agricola von Wasserburg am Bodensee; Johann Rosinus, Canonicus bei St. Stephan, berühmter Prediger; der Rechtsgelehrte Philipp Gundel, unsterblich in seinen Annalen der Wiener Hochschule u. a. m.

Hierauf übertrug Maximilian die Ertheilung des Dichterkranzes den Vorstehern der Beredsamkeit und Dichtkunst. Von Conrad Celtes erhielt ihn 1512 Johann Stabius; 1558 aus der Hand des Paul Fabricius: Vitus Jacobäus von Nürnberg, Johann Lauterbach aus der Oberlausitz und Elias Corbinus von Joachimsthal; 1560 Pater Dorfner (Paganus) aus Hessen; Caspar Cropacius von Pilsen, Johann Hermann von Goellnitz. Allein bald gab es in Deutschland mehr gekrönte als wirkliche Dichter, und so mußte, was früher Ehrfurcht und Liebe erzeugte, zum Gespötte selbst der Bessern werden.

Dieb (Der gehängte).

Im J. 1440 wurde ein Dieb aufgehängt, dessen Leichnam der medicinischen Fakultät übergeben wurde, um zergliedert zu werden. Als man ihn mit lauem Wasser gewaschen hatte und zu den anatomischen Operationen schreiten wollte, erholten sich nach und nach die Lebensgeister des Gerichteten, und zum Erstaunen aller Anwesenden schlug derselbe endlich die Augen auf und fing zu reden an. Der Chronist schweigt über das weitere Schicksal dieses Mannes.

Diebsschergenhaus.

Dort wo sich heute im tiefen Graben das Haus zum heil. Joseph (175), der Frau Katharina Hammerschmidt gehörend, erhebt, stand noch gegen das Ende der Re-

gierung Maria Thereſiens das ſogenannte Rumorhaus, welches von den alten Rumorknechten ſeinen Namen führte; gemeinhin nannte man es bei ſeinem früheren Namen: Diebsſchergenhaus oder den Bettler-Kotter, weil widerſpänſtige Bettler darin feſtgehalten wurden. Nach Auflöſung der Rumorwache 1775 erhielt dieſes Gebäude den Namen des Polizei-Stockhauſes; allein dieſes dauerte nur bis 1783, wo nach Auflöſung des Kloſters der Siebenbücherinnen in der Sterngaſſe dieſes das Polizeihaus wurde, wohin auch die Gefangenen vom Stockhauſe im tiefen Graben gebracht wurden.

Es herrſchte ſchon auf gemilderte Sitten, daß im J. 1428 am 28. Sept. (am Erchtage nach Michaeli) Niklas unterm Himmel, der Bürger- und Münzmeiſter und der Stadtrichter Hanns Steger verboten, der Hoher (Scharfrichter), der Diebsſcherg und ihre Geſellen ſollten nicht mehr öffentlich auf den Märkten ſammeln, ſondern dafür eine Summe Geldes erhalten. Für dieſe Gilt kaufte der Stadtrath zu der Stadt Handen das hintere Frauenhaus, hinter der St. Mertenskirche. Jeder Stadtkämmerer gab dem Diebsſchergen jährlich vierzehn Pfund Pfennige. Dazu ſollten ihm fallen die zwölf Pfund, die weiland Stephan der Lange in dasſelbe Diebsſchergenhaus geſchafft hatte. Das brachte wöchentlich ein halbes Pfund Pfennige, davon ſollte er die Gefangenen ſpeiſen und ſelbſt auch den Hoher in die Koſt haben, gegen dem, daß dieſer ihm die Hälfte gab, was er außer dem Burgfrieden oder auf dem Lande mit ſeiner Meiſterſchaft verdiente.

Auch ſollte dem Diebsſchergen gebühren, was ihm von Fürbiethen, von Hunden und andern kleinen Gerichtswandeln zuſtand; dagegen ſollte er weder an Plätzen noch an Straßen den Leuten läſtig werden. Jeder Schergenknecht erhielt vom Stadtkämmerer jährlich fünf Pfund Pfennige. Im Frauenhaus durften ſie ſich nicht blicken laſſen und dort nichts zu gebieten noch zu ſchaffen haben.

Dietrich der Reiche.

Ennenkl und Hagen ſprechen von dieſem angeſehenen Wiener Bürger, der unter Leopold dem Glorreichen lebte und in Urkunden jener Zeit unter die angeſehenſten Zeugen genannt wird. Ennenkl ſagt von ihm:

Er waz der ſtat zu Wienne holt
Derſelb Herczog Leupolt
Und hett einen Burger in der ſtat
Der waz viel dich an ſeinem rat
Derſelb waz unmazzen reich
Und waz gehaizzen Dietreich.

Er bauete auf ſeiner Ortſchaft Zaismannsbrunn (St. Ulrich), um eine eigene Kirche zu haben, jene von St. Ulrich, ließ ſie von St. Stephan eximiren, ſtiftete darauf einen Caplan, ſcheint aber ohne Erben geſtorben zu ſein, ſo daß ſein reicher Nachlaß an ſeine Schweſter Kunigunde von Ringelberg kam und an deren Kinder Heinrich, genannt Weinhäuſer und Jutha, Gemahlin Berthold's von Ebergaſſing.

Dieſe verkauften nach langem Streit ihr Patronatsrecht und ihre Gründe bei St. Ulrich an den Ritter und Bürger Griffo, Sohn Herwick's bei Maria-Stiegen, von welchem 1302 St. Ulrich im Tauſch im Maria-Stiegen an die Schottenabtei kam, die es ſchon über ein halbes Jahrtauſend beſitzt.

Dietrich der Reiche war durch Kunſtfleiß einer aus jenen Bürgern, die wie Kunz Aff und Ulrich Permann, ihr Geld nicht gezählt, ſondern mit Schüſſeln geſchöpft und gewogen haben.

Leopold handelte wenig in Sachen des Landes ohne ſeinen Rath. Dieſem folgend gab einſt der Herzog die Schlüſſel ſei-

ner Schatzkammer dem reichen Dietrich, um zu nehmen, was er darin an Gold und Silber fände, und es den Bürgern, Laubherrn, Krämern und Schiffmeistern zu leihen zum Flor ihres Gewerbes, das sich auch dadurch in schneller und üppiger Blüthe entfaltete.

Darum war denn auch ein froher Zusammenlauf, wo immer der Herzog seinen Wienern sich zeigte, und ein in allen Gassen wie in allen Thälern widerhallendes Gejauchze, wenn sein Fuß auch nach der kürzesten Abwesenheit den heimatlichen Boden wieder betrat.

Einst brannte dem edlen Fürsten das Herz, mit seinen Wienern den Weihnachtsabend zu begehen. Er ritt daher durch die festlich erleuchteten Straßen. In einem Augenblicke wußte es die ganze Stadt. Groß und Klein, Jung und Alt lief dem Herrn nach, ließ ihn hoch leben, drängte sich herzu, ihm Hände oder Füße zu küssen. Schnell fanden sich auch die Gilden und Zünfte zusammen.

Vor ihm gingen die Münzer oder Hausgenossen her, mit Kleidern von Goldstoff, mit Bechern und Ringen von Silber und Gold, als Angebinde zum heil. Christ. Die Kaufleute gaben ihm köstliches Gewand, von allen Farben, was das Abend- und Morgenland vermochten, — die reichen Wildwerker Hermelin und anderes köstliches Pelzwerk, — die Krämer Seidenzeug, Zendal und köstlich Gewürz, — die Fleischhacker führten 30 Rinder mit Bänder geschmückt, an Seilen daher, — die Bäcker brachten Kipfel und Flecken, weißer als Schnee, und es war nur eine Stimme des Jubels und der Liebe.

Der Herr erlaubte ihnen, um eine Gnade zu bitten. — Sie klagten, die Fremden thäten ihnen großen Eintrag, seien ihnen viel schuldig, und sie könnten nicht zu ihrem Gelde kommen. Leopold möchte daher einen Termin setzen, auf den die Schuldner unverweiglich bezahlen müßten. — Der Fürst begehrte ihre Briefe zu schauen, gewährte ihre Bitte und auf einem billig festgesetzten Tag trieben die Gerichte alle ihre Forderungen ein.

Dietrichstein'sche Gärten.

Zu den ausgezeichnetsten und größten Gärten innerhalb den Linien gehört der fürstlich Dietrichstein'sche in der Währingergasse (278), und der gräflich Dietrichstein'sche am Rennwege (547).

Der Erste erstreckt sich bis zur Roßau, wo er durch die lange Gasse vom fürstlich Lichtenstein'schen abgesondert ist; es umgibt ihn ringsum ein Eisengitter, welches den Vorübergehenden die freie Ansicht der großartigen, ungemein reizenden und geschmackvollen Anlagen gestattet, und jedem Freunde der Natur und des Schönen lüstern nach der näheren Beschauung derselben macht. Im Mittelpunkte dieses jungen englischen Parks liegt das zierliche, 1834 gebaute Gartenpalais, der gewöhnliche Wohnsitz des genialen Schöpfers dieses herrlichen, von lieblichen Hainen umkränzten Reviers, welches noch ungemein an Werth gewinnen wird, wenn die neuen Anpflanzungen an Jahren und Üppigkeit zugenommen haben werden.

Dieses Besitzthum ist das Majoratshaus und trat an die Stelle des uralten vorigen Majoratshauses in der Herrngasse (heute das Staatsgebäude Nr. 27). Dem fürstlichen Garten ist jener des vorigen Gasthauses, zum goldenen Engel, einverleibt worden, welches durch lange Zeit den schönsten Gartensalon Wien's hatte; er bildet gegenwärtig die fürstliche Wagenremise.

Der gräflich Dietrichstein'sche Garten am Rennwege dehnt sich der Länge nach von der dortigen obern Canalbrücke bis zur Reißnergasse aus und ist der längste Garten Wien's innerhalb der Linien; seine Fläche, der es verhältnißmäßig

an Breite gebricht, bildet einen ſanften Abhang und enthält angenehme Partien.

Ditters (Carl),

(oder wie er nach ſeiner Erhebung in den Adelſtand hieß: von Dittersdorf), geb. 1739 zu Wien, ließ ſich ſchon im 12. Jahre als Virtuos auf der Violine hören. Der Fürſt von Hildburghauſen nahm ihn unter ſeine Pagen auf und ließ ihm den ſorgfältigſten muſikaliſchen Unterricht geben.

Das Hofleben ſchien ihm jedoch nicht zu behagen; er machte Schulden und entfloh aus Hildburghauſen. Er wurde jedoch bald eingeholt und der Fürſt bezahlte ſeine Schulden. Als dieſer bald nachher ſeine Capelle entließ, empfahl er Ditters nach Wien, welches nebſt der Freundſchaft, die er mit Metaſtaſio geſchloſſen hatte, ihm eine Stelle im Hoftheaterorcheſter verſchaffte. 1761 begleitete er Gluck nach Italien, erntete hier als Violinvirtuoſe großen Beifall und trat 1764 als Capellmeiſter in die Dienſte des Biſchofs von Großwardein.

Bisher hatte er nur Inſtrumentalmuſik geſetzt; auf Metaſtaſio's Antrieb aber componirte er vier Oratorien desſelben (Iſaak, David, Hiob, Eſther), die großen Beifall fanden. Zugleich fing er an für ein kleines Theater zu arbeiten, das der Biſchof errichtet hatte und entwickelte in der Operette, Amore in musica, zuerſt ſein großes Talent für die dramatiſche Compoſition. 1769 gab der Biſchof das Theater auf, weil die Haltung desſelben der Kaiſerin Maria Thereſia unpaſſend ſchien; Ditters kehrte nach Wien zurück, machte eine Reiſe durch Deutſchland und verweilte einige Zeit bei dem Fürſtbiſchof von Breslau. Dieſer nahm ihn als Capelldirektor in ſeine Dienſte, ernannte ihn 1770 zu ſeinem Forſtmeiſter, verſchaffte ihm das Diplom eines Ritters vom goldenen Sporn, ließ ihn in den Adelſtand erheben und machte ihn 1773 zum Landeshauptmann von Freienwaldau.

Seine Hauptwerke ſind ſeine Opern, welche die erſten komiſchen in Deutſchland waren und noch heute unvergeſſen ſich auf dem Repertoir befinden. Der Doktor und Apotheker, die erſte deutſche, welche nach Art der italieniſchen mit Finales verſehen iſt und die er 1786 auf's Wiener Theater brachte; ferner: Hieronymus Knicker, das rothe Käppchen, Democrit und Betrug durch Aberglauben erwarben ihm den größten Beifall.

Die Italiener haben ſeiner Muſik italieniſchen Text unterlegt und ſeine Opern wurden in Italien mit gleichem Beifall aufgeführt; er erſtieg die höchſte Stufe des Ruhms, die er in ſeiner Sphäre erreichen konnte und erfreute ſich des glücklichſten Familienlebens. Aber Leichtſinn zerſtörte ſein Glück. Er ſtarb in bedrängten Umſtänden auf der Herrſchaft des Freiherrn Ignaz v. Stillfried zu Rotsſotha in Böhmen am 31. Okt. 1799.

Ditters war ein Künſtler von der ſeltenſten und umfaſſendſten Bildung; als humoriſtiſcher Componiſt iſt er einer der erſten der Nation, ſeine Produktionen floſſen unmittelbar aus einer reichen, ewig heitern Seele und ſprachen daher zum Herzen, weßhalb er mehr als irgend einer Volks-Tondichter genannt werden kann. Auch als Dichter war er beachtenswerth und einen großen Theil ſeiner Operntexte hat er ſelbſt geſchrieben.

Wir nennen unter ſeinen Compoſitionen noch: Io sposo burlato, le contadine fidele, Orpheus der Zweite, der neue Gutsherr, das Geſpenſt mit der Trommel, Hokus Pokus, der eiſerne Mann, der gefoppte Bräutigam, die Guelfen, die luſtigen Weiber, der Mädchenmarkt, der Durchmarſch u. ſ. w. Seine Selbſtbiographie, zum Beſten ſeiner hinterlaſſenen Familie (Leipzig 1801 bei Breitkopf und Härtl) gibt intereſſante Aufſchlüſſe über ſein Leben.

Döbling.

Man entschließt sich schwer, das schöne Döbling, welches außer der Nußdorfer Linie liegt, ein Dorf zu nennen; indessen theilt es mit Hietzing den Vorzug, die zwei prachtvollsten Dörfer des Kaiserthums zu sein.

Es zeichnet sich durch seine Nähe von Wien, durch seine malerische Lage und durch seine vielen und lieblichen Gärten und Landhäuser so entschieden aus, daß es sich zu einem der ersten Lieblingsaufenthalte der Bewohner Wien's aufgeschwungen und sich in deren Gunst so fest eingewurzelt hat, daß ihm selbst die Errichtung der Eisenbahn, die der Wiener Villeggiatura eine neue Richtung gegeben hat, nicht geschadet hat.

Döbling wird durch den Orbes- oder Krotenbach, der im nahen Gebirge zu Tage schießt und Sievering durchrieselt, in Unter- und Ober-Döbling, ihrer Lage nach abgetheilt.

Unter-Döbling liegt im Thale und steht mit dem nahen Heiligenstadt unter der Grundherrschaft Klosterneuburg. Es ist weder so groß noch so glänzend wie Ober-Döbling, auf dessen Höhe dasselbe gleichsam mit neidischen Augen emporblickt. Unter-Döbling gehört nach urkundlichen Nachrichten schon seit 1307 dem Stifte Klosterneuburg, welchem es von Leopold von Sachsengang geschenkt wurde. Es hat, wie Ober-Döbling, einigen Geschichtschreibern zu Folge von der Familie der Herrn von Topelik, welche in Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts häufig genannt werden, den Namen, und beide Ortschaften wurden 1683 bei dem Einfalle der Türken gänzlich zerstört.

Das Klima Unter-Döbling's ist in nassen Jahren weniger gesund, als jenes von Ober-Döbling, und nicht ohne Grund wird der, beide Ortschaften trennende Bach von dem gemeinen Manne der Kroten- (Kröten)-bach genannt, an welchen Sumpfbewohnern in feuchten Sommern in diesen Niederungen kein Mangel ist.

Übrigens hat auch Unter-Döbling viele angenehme Sommerhäuser, worunter das vor einigen Jahrzehenden vom Baron Lang angelegte sich durch seine Lage bemerkbar macht.

Ober-Döbling kann in Alt-Döbling, wohin man auf der geraden Straße von der Linie, und in Neu-Döbling, wohin man von der alten Bildsäule des heil. Erasmus durch die ehemals Frank'schen Anlagen gelangt, untergetheilt werden. Trotz seiner schönen Lage am Gebirge und an der Donau blieb Döbling viele Jahrhunderte hindurch von den Bewohnern Wien's unbeachtet und erst seit 1760, wo der Feldmarschall Leopold Joseph Maria Graf von Daun es zum Landaufenthalte wählte, begann sein Aufkommen, weil sich von nun an viele Adelsgeschlechter Wien's hier anbauten.

Der erste, im größeren Style entstandene Sommersitz ist jener des Wiener Kunsthändlers Tranquillo Mollo, der vor etwa drei Dezennien entstand, und welchem sich seitdem die vielen übrigen Villen angereihet haben.

Ober-Döbling stand seit Joseph des II. Regierung als Religionsfondsherrschaft unter der Staatsgüter-Administration, kam dann an die Familie von Würth und gehört heute der Frau Theresia Riedel. Döbling hat zwei Gotteshäuser; das eine ist die schöne Pfarrkirche zu St. Paul, welche schon im 14. Jahrhunderte erbaut, in neuerer Zeit aber ganz neu und auf das geschmackvollste hergestellt wurde, und das zweite die nicht minder alte St. Johannes-Capelle, in welcher jedoch kein Gottesdienst mehr gehalten wird. Erstere feiert ihr Kirchweihfest am Pauli-Bekehrungs- und letztere am St. Johannes-Tage, wo-

bei es in Döbling ungemein lebhaft hergeht.

Zu den merkwürdigsten Gebäuden Ober-Döbling's sowohl in Betreff des Alters als der gegenwärtigen Beschaffenheit, gehören die Rothenmühl und der Tulnerhof.

Die erstere sticht schon ihres Äußeren wegen hervor; es ist das vormalige sogenannte Henikstein'sche Haus, links auf der Anhöhe mit einem schön und großartig angelegten Parke, welcher durch viele Jahre dem öffentlichen Besuche freigegeben war. Diese Besitzung wurde später das Eigenthum des Großhändlers Leopold Edlen von Herz, unter welchem zur Sommerszeit im dortigen schönen großen Saale Concerte gegeben wurden, die zu ihrer Zeit Epoche machten. Heute befindet sich hier Dr. Görgen's Privat-Institut für Gemüthskranke.

Einer der geschmackvollsten Landsitze in Ober-Döbling ist der 1834 und 1835 nach dem Entwurfe des Architekten Pichl neu aufgeführte, sogenannte Tulnerhof, das Eigenthum des Herrn Rudolph, Edlen von Arthaber (siehe Arthaber).

Schließlich wird noch das Casino-Gebäude mit der Garten-Anlage des Herrn Zögernitz und das kleine Schauspielhaus angeführt.

Doczi (Urban)

war aus Ungarn gebürtig. Nachdem ihn König Matthias stufenweis zu verschiedenen Bisthümern, als Sirmien, Wardein, Raab und Erlau erhoben, und die Stadt Wien 1485 eingenommen hatte, zierte er ihn 1488 auch mit der Insel des Wiener Bisthums.

Unter den vielen Denkmälern seiner bischöflichen Sorgen gehört auch, daß er im Jahre 1489 das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä feierlich zu begehen befahl, da es vorher nur von der Geistlichkeit und Universität begangen wurde. Nachdem König Matthias 1490 zu Wien mit Tod abgegangen war, und der römische König Maximilian diese Stadt nach einer kleinen Gegenwehr der Ungarn wieder zurück bekommen hatte, schloß ihn Maximilian von dem Wiener Bisthum aus, und bestellte auf eine kurze Zeit zu dessen Verwaltung den Sekauerbischof Mathias Schait; Urban begab sich hierauf in sein Bisthum nach Erlau zurück, wo er starb, und in der Domkirche vor dem Kreuzaltare begraben ist.

Seinen Todfall setzet P. Fischer und P. Prey auf das J. 1493, doch scheint es, daß er schon 1492 gestorben sei; indem ihm sein Neffe Stephan Crispo, Bischof in Sirmien, in diesem Jahre ein Grabmal in der Kirche zu Erlau erbauete.

Domherrnhof.

Der heutige Domherrnhof am Stephansplatz gegen die große Schulerstraße ist im J. 1842 aus den zwei Häusern 871 und 872 von dem Baumeister Lepp. Mayer gebaut worden. Wie das alte Gebäude (872) nächst dem deutschen Hause bildet auch der neue Hof einen Durchgang in die kleine Schulerstraße; dieses führte ehemals den Namen des Füchselhauses von einem erloschenen Bürgergeschlechte Wien's, und war zur Zeit seines Abbruches (1842) das älteste Gebäude der Stadt Wien, was schon aus seinen uralten, merkwürdigen Bauformen, besonders im Hintergrunde des Hofes, klar hervorleuchtete. Es ist uns keine Abbildung dieses niedergerissenen architektonischen Alterthums bekannt.

Dominikaner-Bastei.

Sie hieß vormals gewöhnlich die Predigerbastei, und unter ihr liegt die alte Hollerstauden-Bastei, worauf heute eine Garten-Anlage angebracht ist. Die Dominikaner-Bastei ist die höchste aller Stadt-Basteien und der Klosterkirche angebaut. Beide Basteien entstanden nach

der erſten türkiſchen Belagerung nach Auguſtin Hirſchvogl's Plan in den Jahren 1542 — 1545. Sie iſt ausſchließend auf Koſten der Bürgerſchaft aus lauter Quaderſteinen des bei der beſagten Belagerung zerſtörten Kloſters der Nikolaierinnen auf der Landſtraße erbaut worden und iſt noch heute der bürgerlichen Artillerie vorbehalten, die bei feierlichen Gelegenheiten ihr Geſchütz darauf aufpflanzt.

Dominikaner-Kirche u. Kloſter.

Der erſte Stifter dieſes nächſt dem Stubenthore liegenden, uralten Kloſters iſt Leopold VII. oder der Glorreiche, aus dem Hauſe Babenberg 1186; er widmete es angeblich den Templern, woher es eine Zeitlang den Namen des Tempelhauſes hatte; er übergab es jedoch 1226 dem von ihm aus Ungarn in Wien eingeführten Orden der Dominikaner, welche der 1170 zu Calarbeja in Alt-Caſtilien aus einem adeligen Geſchlechte geborne heil. Dominikus 1215 zu Toulouſe geſtiftet hatte.

Die ſeltenen Talente, womit ihn die Natur begabt hatte, machten, daß er ſchon in früher Jugend als Canonikus und Archidiakon zu Osma angeſtellt wurde. Er wurde von Innocenz III. zur Erforſchung, Bekämpfung und Züchtigung der Ketzer, namentlich der Albigenſer gebraucht, wobei er das Inquiſitions-Gericht in's Leben rief. Man hält ihn daher nicht mit Unrecht für den erſten Inquiſitions-General, und da er den Gliedern ſeines Ordens täglich eine beſtimmte Zahl Gebete vorſchrieb, auch für den Urheber des Roſenkranzes. Er ſtarb am 6. Auguſt 1221 zu Bologna und wurde ſchon 1233 von Gregor IX. heilig geſprochen.

Die Dominikaner folgen der Regel der Auguſtiner und tragen weiße Kleidung. Die Hauptbeſtimmung des Ordens iſt, durch Predigen zu bekehren, woher er der Prediger-Orden genannt wurde. Um dieſe Beſtimmung in möglichſt ausgedehntem Grade erfüllen zu können, erhielten ſie die Vorrechte eines Bettler-Ordens und ausſchließend das Direktorium der Inquiſition.

Der Orden war früher der einflußreichſte von allen; in ſpäterer Zeit wurde aber ſein Wirkungskreis durch die Jeſuiten ſehr beengt.

Von dem heutigen Kloſtergebäude iſt, wie bei den Schotten, der Kreuzgang allein noch ein Überreſt aus alter Zeit, wenn gleich nicht aus Leopold's des Stifters Tagen, da er eine von Leopolds Kloſter Lilienfeld ganz verſchiedene Bauart zeigt. Es iſt ein ausgedehntes, unregelmäßiges Gebäude mit mehreren Höfen, wovon heute zwei Drittel zur Unterkunft von öffentlichen Ämtern dienen.

Auf der Fronte nächſt dem Stubenthore erblickt man bei der Sonnenuhr die lebensgroßen Abbildungen zweier Ordensväter, welche ſich ungeachtet der Unbilden der Witterung gut erhalten haben. Kirche und Kloſter wurden bei der erſten Belagerung durch die Türken 1529 beinahe gänzlich zerſtört, wornach es Ferdinand I. im J. 1530 größtentheils wieder herſtellte.

Da nach einem Jahrhunderte die Kirche ganz baufällig geworden war, ſo erneuerte Ferdinand II. ſie von 1621 — 1631 gänzlich und ertheilte ihr im neurömiſchen Style ihre heutige prächtige Geſtalt. Sie erhielt 1836 eine bedeutende Ausbeſſerung, gehört zu Wien's ſchönſten Gotteshäuſern und hat eine ungemein impoſante Fronte, die bedauern läßt, daß ſie am nordöſtlichen Ende der Stadt in einer ihrer unbeſuchteſten Quartiere liegt.

Sie iſt eine Pfarrkirche und führt den Namen zur heil. Maria Rotunda. Sie beſitzt mehrere gute Altarblätter, von welchen Tobias Bock den heil. Dominikus, die heil. Dreifaltigkeit und die heil. Jungfrau; Spielberger die Anbetung der Hirten und die Marter der heil. Katharina; Roettiers die heil. Katharina von

Siena und den heil. Vincenz Ferrarius; und Pachmann den heil. Thomas von Acquin gemalt haben. Das Frescogemälde der Kuppel ist von Andr. Pozzo, die Fresco-Medaillons von Denzala. Für den Hauptaltar malte 1840 Leopold Kupelwieser »die Einsetzung der Feier des heil. Rosenkranzes« in Öl.

Beachtung verdient auch das Grabmal der Kaiserin Claudia Felicitas, zweiten Gemalin Kaiser Leopold des I.

Dominikaner-Mühle (zu Gumpendorf).

Ein abgeleiteter Arm der Wien lief ehemals durch Gumpendorf und trieb dort vier Mühlen, von welchen jene der Dominikaner die merkwürdigste ist. Noch am Schluße des vorigen Jahrhunderts sah man daselbst Denkmäler der türkischen Barbarei vom J. 1683. Eine ungefähr zwei Klafter lange Eisenkette, nach Art der alten Feldmesser-Ketten, jedoch von stärkerem Eisen geschmiedet, mit zehn daranhängenden Ringen oder Fußeisen, womit die Türken während der Belagerung der Stadt die gefangenen Christen zusammen kuppelten und in dieser Mühle fest hielten, hingen im Hofe in einer ziemlichen Höhe um das Eck des Gebäudes. Als die Türken abzogen, vergaßen sie auf diese zehn Gefangenen, die von den kaiserl. Truppen gefunden und befreit wurden. Zwei dabei befindliche Inschriften lauteten:

Anno 1683 des türkischen Einfall verwüstetes Haus.

Anno 1689 wiederum renovirt.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Nov. 1777 gerieth diese dem Dominikaner-Kloster gehörende Mahlmühle in volle Flammen und brannte sammt allen seinen Scheunen, Stallungen und einigem Viehe völlig ab; nur die scheunigste Hülfe hat die Nachbarschaft, besonders ein gegenüber stehendes Herrschaftshaus, dessen Fensterläden schon zu brennen angefangen hatten, gerettet.

Domprobsthof (von St. Stephan).

Die erste Wohnung des Domprobsten nach Errichtung des Wiener Bisthums 1480 befand sich auf der Fischerstiege in den, dem Rathhause gegenüber stehenden Häusern; die Probstei war damals zuvörderst auf die Einkünfte von Perchtoldsdorf (Petersdorf) angewiesen. Allein die große Entlegenheit der Fischerstiege von der Domkirche bewog Friedrich III. schon 1482 den Dompröbsten die Häuser der Bürger Joh. Wildersstorfer und Hansens Khranstorfer in der Weihenburg (Weihburggasse) anzuweisen.

Hier blieben sie, bis der Bischof und Cardinal Melchior Clesel im J. 1609 in der Singerstraße eine neue Probstei gründete, die noch heute unter Nr. 891 besteht und das Profil des Stifters in einem steinernen Medaillon über dem Thore hat. Das Gebäude wurde 1753 vom Domprobste und Weihbischofe Franz Anton Marxer erneuert und stellt sich noch heute unsern Blicken in seiner alterthümlichen Form dar. Früher bildete es einen Durchgang auf dem Franziskanerplatze, auf welchem der hintere Theil des Gebäudes steht. Nach Marxer bewohnte es kein Probst mehr; es wurde zur Unterkunft der Chorknaben der Stephanskirche verwendet und wird heute zur Miethe gegeben.

Donaubrücken.

Die Insel, welche die Leopoldstadt und die Jägerzeile trägt, hieß noch vor 200 Jahren der untere Werd und wurde gewöhnlich mit dem Beisatze: »en halb Tunav vor dem Roten Turn« bezeichnet. Von besonderer Bedeutung war sie zu jeder Zeit, als die Verbindungsstraße der Hauptstadt mit den jenseitigen Ländern.

Diese Verbindung wurde lange Zeit nur durch Fähren und keineswegs an bestimmten Punkten, sondern unstät und schwankend unterhalten, indem die Überfuhr bald vom Wasserstande, bald von der Laune der Schiffer abhing.

Nur für das augenblickliche Interesse des Krieges hergestellt, wurden unter Carl dem Großen, König Ottokar von Böhmen und Rudolph von Habsburg Schiffbrücken errichtet. Jene, welche Ottokar bei der Vermählung seiner Nichte mit dem Könige von Ungarn für den Prachteinzug seiner Braut aufstellen ließ, gehörte zu den außerordentlichen Erscheinungen der Zeit, und doch war sie nur für den Moment der Festlichkeit errichtet worden.

Herzog Albrecht dem Lahmen wird zuerst eine Brücke bei dem rothen Thurm, und zwar in dem Fleischhackerbriefe erwähnt; sie hatte den Namen Schlagbrücke erhalten, nach der Bauart, und nicht wegen der nahen Schlachtbänke der Fleischhauer, welche am rechten Ufer, gegen die heutige Vorstadt „Weißgärber" standen.

Der seit den Zeiten der Kreuzzüge aufblühende Handel Wien's und der allmälige Anbau der Werder führten die Nothwendigkeit herbei, eine bleibende Verbindung der beiden Donauufer durch stehende Brücken zu bewerkstelligen.

Albrecht gab am 4. Juli 1439 der Stadt Wien den ersten Brief zur Erbauung einer bleibenden Brücke beim rothen Thurme, der sogenannten Schlagbrücke.

Nicht alle Brücken standen Anfangs dort, wo sie sich heut befinden. Vor dem rothen Thurm blieb zwar die Schlagbrücke durch alle folgenden Zeiten unverändert; die Straße im Werd ging in gerader Richtung gegen das Haus zum schwarzen Bären, und aufwärts bis über das Haus zum goldenen Widder, wendete sich aber dann links, und lief fast in der Richtung der heutigen Augartenstraße gegen die ehemalige Wolfsau (Brigittenau). In der Gegend des Augartens, neben der jetzigen Reiterkaserne, stand das Mauthhaus der mitteren Brücke, vorzugsweise am Taber genannt.

Von diesem Mauthhause zog sich die Straße schief nach dem mittleren Donauarm, wo in der sogenannten Wolfsschütt die zweite Brücke über den Fluß geschlagen war. Doch der weitere Verfolg der Veränderungen, welche dieser Straßenzug erlitten hat, würde uns zu weit von unserem Ziele entfernen; wir kehren daher zu den Brücken zurück, welche die Stadt mit der Leopoldstadt-Insel verbinden.

Diese Verbindung bestand bis 1722 nur durch die einzige Schlagbrücke und durch die Überfuhr am scharfen Eck und an der Brigittenau, nächst der jetzigen Reiterkaserne. Bei den Umstaltungen, welche Joseph II. der Leopoldstadt durch Austrocknung des Fugbaches, durch Anlegung einer Commerzialstraße über das Bett desselben, und durch die Eröffnung der neuen Gasse gab, entstanden auch zwei neue Brücken, eine vom Schüttel bei dem Prater gegen die Weißgärber, und eine dem Augarten und der neuen Gasse gegenüber nach der Roßau.

Beide waren aus Holz, und wurden oft durch Eisgänge beschädigt.

Die neue oder Augarten-Brücke wurde 1782 von Joseph II. angelegt, um dem Publikum den Besuch des Augartens, des Lieblingsaufenthaltes dieses Fürsten, zu erleichtern. Sie war zu Ende Mai 1783 vollendet worden, und gleichzeitig wurde durch die Holzstätte eine breite Straße geführt, welche in zwei Armen, gegen das neue und gegen das Schottenthor auslaufend, zum Theile noch besteht.

Um die Brücke gegen die Weißgärber, welche als Übergang für Frachtwägen zur Hauptmauth und zur gesicherten

Verbindung der Stadt mit der nördlichen Haupt-Handelsstraße von besonderer Wichtigkeit war, gegen alle Unfälle möglichst dauerhaft herzustellen, wurde 1800 der Bau einer steinernen Brücke beschlossen, und ihre Ausführung dem Freiherrn von Pacassi übertragen, welcher durch dieses Werk sich berühmt gemacht hat.

Sie ruhte auf zwei Landjochen und einem Mittelpfeiler, und sie bestand aus zwei, mit Steinen zusammengeketteten Bogen. Die Sehne eines jeden Bogens enthielt 126 Wiener Schuh; der Pfeiler hatte zur Basis 10 Klafter 4 Schuh Länge, ruht auf 430 Pilotes und hat ein Gewicht von 27,585 Ztr. Besonders merkwürdig ist diese Brücke wegen ihrer weiten Spannung bei einem sehr flachen Bogen. Franz I. legte am 13. Sept. 1801 den Grundstein. Der Bau dauerte bis Ende des J. 1803. Am 7. Nov. wurde die Brücke in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin feierlich eröffnet. Der Pfeiler zeigte die Inschrift auf der Vorderseite:

„Francisco II. H. R. J. A. A.“

und auf der Rückseite: „MDCCCIII.“ Nach ihrem Schöpfer ward sie die Franzensbrücke genannt.

Leider mußte schon 1809 dieses Kunststück, um den anrückenden Franzosen die Verbindung mit dem Prater und der Leopoldstadt abzuschneiden, am 9. Mai abgebrannt werden. In der Folge wurde die Brücke durch den Ritter von Kudriaffsky wieder hergestellt und am 1. Juli 1818 eröffnet. Allein im J. 1843 zeigte sich die Nothwendigkeit einer abermaligen Reparatur, die noch im Werke begriffen ist.

Auch die neue oder Augartenbrücke wurde den 9. Mai 1809 wegen der feindlichen Invasion abgebrannt; die Franzosen stellten sie aber im August 1809 wieder her. Sie wurde unter mehrfälligen Reparaturen bis 1822 benützt; da sie aber so schadhaft geworden war, so ward im Oktober 1822 eine hölzerne Nothbrücke vom Kaiserbade gegen die Schiffamtsgasse errichtet, und am 13. November eröffnet. Hierauf wurde an der Stelle der vorigen Augartenbrücke im J. 1829 die gegenwärtige aufgeführt, welche sich ebenfalls durch Festigkeit und Zierlichkeit auszeichnet.

Das herrlichste Meisterwerk der Wasserbaukunst erhielt Wien 1819, als die Schlagbrücke, die seit 1775 stand, abgetragen und die Herstellung einer Prachtbrücke aus gespannten Ketten mit Landjochen und einem Mittelpfeiler aus behauenen Quadersteinen, im Style der Franzensbrücke, angeordnet wurde. Der Bau wurde dem Direktor von Kudriaffsky übertragen, und ist in Bezug auf die Gründung des Mittelpfeilers für die Kunstkenner von hohem Interesse, indem sie mittelst eines Senkkastens geschah. Die Kunst, mit Senkkästen unter dem Wasser den Grund zu legen, ist ein Produkt der neuesten Baukunst; sie war in England und Frankreich erst einigemal versucht worden, aber die dabei gemachten Erfahrungen waren bei weitem noch zu unvollständig, um als sichere Norm für Ingenieure benützt werden zu können, die sich in dieser neuen Bauart noch nicht versucht hatten.

Um die Mitte März 1819 begann die Verfertigung des Senkkastens, in der Gegend des vormaligen Theresienthores, und die Vollendung erfolgte im April. Am 18. d. M. wurde der Kasten glücklich in die Donau gerollt, ungeachtet zwei Seile rissen. Er war 14 Klafter lang, 3 Klafter breit und 13 Schuh tief; am 22. Mai 1819 wurde er mit eingemauerten Grundsteinen an seinen Standpunkt, auf die geschlagenen Piloten, abgeführt und aufgesetzt. Am 17. Juni, als der Mittelpfeiler die gewöhnliche Höhe des Wasserspiegels erreicht hatte, wurde der Grundstein durch Ferdinand I., (damals Kronprinz), mit vielem Gepränge gelegt.

Am 28. November 1819 war die Brücke vollendet. Ihre Entfernung vom Gegen-

ger des einen Landjoches bis zum andern ist 84 Klafter 1 Schuh. — Der Mittelpfeiler ruhet auf 413 Piloten, und hat beiläufig 30.000 Zentner im Gewicht.

Von 60 Bögen bilden 12 die Geländer und 48 die eigentliche Brücke. Sie ist 10 Klafter 3 Schuh breit, und erhielt den Namen der Ferdinandsbrücke.

Während ihres Baues war in der Gegend des vormaligen Thereſienthores gegen die Geſtättengaſſe der Leopoldſtadt eine Nothbrücke aufgeſchlagen, welche vom April 1818 bis Ende November 1819 beſtand.

Im J. 1797 ließ Fürſt Raſumovsky von ſeinem Pallaſt auf der Landſtraße (heute Fürſt von Lichtenſtein) eine hölzerne Brücke erbauen. Selbe war mit einem eiſernen Gitter geſperrt, und hatte einen Hüter, der den Herrſchaften, welche die Brücke paſſiren wollten, die Gitter öffnen mußte; Fußgeher konnten ſich derſelben ſtets bedienen. Im J. 1809 riß der Eisgang dieſe Brücke nieder, ſie wurde zwar im J. 1810 wieder hergeſtellt, hatte aber im J. 1819 das Loos, bei dem hohen Waſſerſtande der Donau einzuſtürzen. Durch mehr als ein Jahrzehend blieb nun dieſe Gegend ohne Brücke, bis eine Aktien-Geſellſchaft zuſammentrat und die erſte noch ſtehende Kettenbrücke herſtellte, welche den Namen Sophienbrücke erhielt, und für deren Betretung jeder Fußgeher einen Kreuzer C. M. zu entrichten hat.

Ein zweiter Kettenſteg, die Carlsbrücke genannt, entſtand im J. 1828, in der Nähe des Fiſcherthors, gegen die Ankergaſſe der Leopoldſtadt; ſie iſt ebenfalls das Werk einer Aktien-Geſellſchaft, und darf nur gegen Entrichtung derſelben Gebühr paſſirt werden.

Außer der Geſchichte ihrer Grundſteinlegung und des Baues läßt ſich von dieſen Brücken in hiſtoriſcher Hinſicht wenig Erhebliches anführen. Bei der Schlagbrücke allein ereignete ſich den 2. Juni 1649 eine Begebenheit, die man in den Annalen der Stadt Wien aufgezeichnet findet.

An dieſem Tage fand daſelbſt ein ſtarker Auflauf ſtatt, weil der wachehaltende Soldat auf einen Studenten, der aus jugendlichem Leichtſinne nicht Rede ſtehen wollte, geſchoſſen hatte. Der entſtandene Tumult nahm von Minute zu Minute zu, und vergebens war jede Bemühung, die Ruhe herzuſtellen. Unter Trompetenſchall wurde daher öffentlich ausgerufen, daß bei längerer Zuſammenrottung die Rädelsführer unter den Studenten ergriffen, ſtandrechtlich behandelt und alle Privilegien der Hochſchule kaſſirt werden würden. Dieſer Aufruf hatte zwar Anfangs einigen Erfolg; den 16. des genannten Monats aber fand man in den Gaſſen der Stadt Aufforderungszettel zu neuen Zuſammenrottungen angeſchlagen, die unruhigſten der Studenten begehrten von dem Rektor Genugthuung, und da dieſe nicht gleich erfolgte, ſo kam es zu Thätlichkeiten mit den Bewohnern der Judenſtadt, die ſich damals noch in der Leopoldſtadt befand. Endlich mußte die bewaffnete Macht die Ruhe herſtellen, und den Angegriffenen in der Judenſtadt wurde einen Monat hindurch eine Sicherheitswache von 300 Mann gegeben, um ſie vor den Mißhandlungen der Studenten zu ſichern.

Am 16. Februar 1658 riß der heftige Eisgang nicht nur die Schlagbrücke beim rothen Thurme, ſondern auch die große Donaubrücke nieder; ſieben mit Salz beladene Wägen, welche eben auf dieſer waren, wurden in den Strom geſtürzt, und ſieben Menſchen kamen dabei ums Leben.

Dornbach.

„Dornbach, Deine Roſen flieſſen!“ — So beginnt ein altes Lied anſpielungsweiſe auf die Tradition, daß dieſes Dorf ſeinen Namen einem Bache verdanke, der aus einem Gebüſche wilder Roſen hervorkomme.

Von allen Straßen, welche von Wien nach seinen Umgebungen führen, muß jener von Hernals nach Dornbach der leidige Vorzug der Langweiligkeit und Beschwerlichkeit zugestanden werden. Sie bildet in den Sommermonaten eine kleine Wüste Sahara, in welcher keine Mücke ihren Durst löschen kann. Schon seit Jahrhunderten führen die Besucher Dornbach's diese Klage, ohne daß seine Insassen nur eine Miene gemacht haben, dieser gerechten Beschwerde nur einigermaßen abzuhelfen.

Endlich wird aber auch dieser Beschwerde Genüge geleistet und eine neue Straße ist im Baue begriffen, zu deren Zustandebringung der dortige stiftliche Administrator, Herr Michael Nagenzaun nachdrücklich mitgewirkt hat.

Dornbach und Neuwaldegg bilden, obgleich politisch abgesondert, zusammen ein sehr bedeutendes, eine halbe Stunde von Wien liegendes Dorf, am Fuße eines Wein- und Holz tragenden Gebirges. Dornbach wird von einem Bache gleichen Namens durchflossen. Dieses Bergwasser vereinigt sich mit einem zweiten Bache, und beide bilden zusammen ein Gewässer, welches unterhalb Dornbach der Alserbach genannt wird, der seinerseits der Ortschaft Hernals und der Wiener Alservorstadt ihren Namen gab, und zwischen den Vorstädten Althan und Roßau sich in die mächtige Donau ergießt.

Dornbach wird in das obere und in das untere Gut eingetheilt, welche besondere Herrschaften sind. Das obere Gut heißt Neuwaldegg, und das untere Gut ist das eigentliche Dornbach. Dieses gehört dem Benediktinerstifte St. Peter in Salzburg, dem es Herzog Leopold der Heilige schenkte. Dazu gehört auch der zwischen Dornbach und Zemmerprecht (Zehbrothen) liegende Grund und das unter dem Namen des Eselberges bekannte Holz.

Dornbach gehört unter die ältesten Ortschaften Österreich's. Bischof Ambricho von Regensburg erhielt nach dem Jahre 852 durch seinen Advokaten Anteapot Alles, was der edle Helmprecht bei Dornigin-pach besessen hatte, durch Tausch. — Schon im Jahre 1115 war die Herrschaft ein Eigenthum des Salzburger Klosters St. Peter, dem es noch angehört. — Im Jahre 1150 schenkte Herzog Heinr. Jasomirgott diesem Kloster den Wald bei Dornbach.

Bei dem Entsatze von Wien im Jahre 1683 drangen die polnischen Truppen unter der Anführung ihres Königs, Johann Sobiesky, bei Dornbach auf die Türken ein, während die übrige Befreiungs-Armee über den Kahlenberg zog. — Im Jahre 1713, als die große Pest im Lande herrschte, wurde Dornbach von diesem Übel stark heimgesucht. Der Ort hatte damals schon sechzig Häuser, wovon zwei und dreißig angesteckt waren. Von den mit der Seuche behafteten Personen starben 131, und 40 genasen.

Die Gegend Dornbach's besitzt einige mineralogische Merkwürdigkeiten. Es befindet sich dabei ein Steinbruch, von welchem das Badhaus den Namen erhielt, und auf dessen Gipfel man einer ungemein schönen Aussicht genießt. — Am Fuße des bedeutenden Hügels, der das Schloß Neuwaldegg trägt, beißt ein grau-blauer Tonschiefer zu Tage aus, der an der Luft größtentheils zerfällt und das Wasser mit vielem Brausen einsaugt. In dem Schloßgarten erblickt man schönen Kalktuffstein, der würfelförmig aussieht und in dem nahe gelegenen Walde trifft man Schiefernieren (Tophus lenticularis Lin.) an. Abbé Schütz sagt in seiner Abhandlung über die Mineralgeschichte Österreichs, die schwarze Farbe dieses Steines komme vom Bergpeche her. Er sah Stücke davon, die im Feuer mit Bernsteingeruch brannten. Dieser Stein zeigt sich in einem Sandgebirge, und manche Stücke haben gegen zwei Schuhe im Durchmesser.

Wichtiger für die Besucher Dornbach's

und für die Bewohner Wiens ist der bei Dornbach wachsende Wein und das herrliche Dornbacher Wasser.

Vom Anbau des Weines nähren sich die dortigen Landleute größtentheils; er wird überhaupt unter die Nebengewächse der ersten Classe gezählt, und das Gebirge gegen Pötzleinsdorf, Alseck genannt, ist Dornbach's goldener Weinboden.

Das dortige Wasser versieht einen Theil der Hauptstadt. — Nicht weit vom Dorfe sieht man an dem Wege nach Hernals einen Markstein, welcher den Anfang der Wasserleitung der Stadt Wien bezeichnet. Eine zweite Quelle kommt aus den Weingebirgen. Das Wasser wird an beiden Seiten der Straße unter der Erde bis zu den beiden Brunnstuben fortgeführt, welche sich gleich beim Eingange von Hernals befinden, von wo es in Röhren bis nach Wien fortläuft.

Im Anfange des Dorfes erhebt sich das mit einem Garten versehene herrschaftliche Gebäude, worin der Verweser des Gutes oder der sogenannte Pater Hofmeister und einige Ordenspriester, welche die Seelsorge versehen, ihren Sitz haben. Gleich darneben steht die Kirche, welche mit ihrem mit Blech gedeckten Thurme gut in die Augen fällt. Sie ist dem heiligen Peter geweiht. Die Pfarre ist ebenfalls ein Eigenthum des Stiftes St. Peter in Salzburg, und dem Dekanate Klosterneuburg zugetheilt.

Die Kirche ist alt, und hat nichts Merkwürdiges als folgende Grabschrift, welche ein rother, auf den Fußboden eingelegter Marmor enthält. Oben steht der Name:

Maria Francisca de Wallides, geborne Wiesser, 1768, 19. Juni

Weiter unten:

Qui transis: jam siste viam, mox probe memento,
Dum morimur, fumus, pulvis et umbra sumus.
Mors te certa manet, sed qua ventura sit hora,
Incertum, vel qua sit tibi cunda via?
Mille modis morimur mortales, nascimur uno,
Sunt hominum morbi mille, salusque una;
Noctes atque dies metam properamus ad [illegible]
Ultima nos omnes efficit hora pares!
Omnem crede diem tibi diluxisse supremum,
Est praesens tumuli forsitan hora tui.
Morimus ut vivas, vivas moriaris oportet.
Aluesce ergo prius, quam moriare, mori,
Sic dira lugens abreptae fulminis ictu
Nata canit matri. Sic — quo socro.

Diese mit Stellen aus den lateinischen Classikern durchwebte Grabschrift verdient, daß sie deutschen Lesern, für die sie doch eigentlich gehören sollte, verdeutscht werde. Sie betrifft den Tod einer durch den Blitzstrahl plötzlich hingerafften geliebten Mutter und Witwe. Ihre weinende Tochter läßt der Dichter so den Vorübergehenden anreden:

„Steh stille, — denk, daß wir bald Beute des Todes, bald Rauch, Staub und Asche sind. — Der gewisse Tod wartet deiner — ungewiß aber ist dir die Stunde und der Weg seiner Ankunft. — Auf tausendfachen Arten sterben wir, werden auf eine geboren — tausendfältig sind die Krankheiten der Menschen, nur in Einem besteht ihr Heil — Tag und Nacht eilen wir nach einem Ziele — die letzte Stunde macht uns alle gleich. — Denk dir jeden Tag als den letzten — vielleicht ist diese Stunde deine Grabesstunde. — Leb, als stürbest du, und stirb so, daß du leben könnest! — Gewöhne dich früher an den Tod, als er dich ereilt. — — So jammert die trauernde Tochter der durch einen grausamen Blitzstrahl hingesunkenen Mutter nach" — u. s. w.

Die letztern Verse sind schwer zu lesen. Ein losgerissenes Stück der Steinplatte nimmt einige Silben und einen Theil der marmornen Unsterblichkeit mit.

Der Kirche gegenüber befindet sich das im Jahre 1842 neugebaute Schulhaus. Die vorige Schule befand sich neben der Kirche und wurde weggebrochen, um den jetzigen freien Platz zu bilden. In diesem Schulhause wurde am 1. October des besagten Jahres ein Fest begangen, welches

ungeachtet der Seltsamkeit seiner Entstehung und des komischen Anstriches dennoch einer Erwähnung verdient. Der dortige Schullehrer Pfriemer, ein guter Musiker und großer Verehrer Haydn's, hatte auf einer Reise in Salzburg einen Nagel zum Geschenk erhalten, welcher sich in der dortigen Klosterschenke zu St. Peter befand, und woran der berühmte Haydn in jener Schenke jedesmal, so oft er sie besuchte, seine Perrücke aufgehängt haben soll. — Diese Reliquie beschloß der genannte Schulmann auf eine feierliche Weise in die Wand seiner Wohnung zu befestigen, und an der Stelle von Haydn's Perrücke dessen Bildniß anzubringen. — Dieses Nagelfest begann um 7 Uhr Morgens mit Pöllerschüssen, in der Kirche wurde dann um 10 Uhr Haydn's sogenannte spanische Messe und Nachmittags dessen berühmte Litanei von Dilettanten ausgeführt, wobei Pfriemer dirigirte. Zu Mittag war Tafel bei demselben, nach welcher Gelegenheits-Gesänge vorgetragen, und Haydn's mit Kränzen geschmücktes Bild aus dem Schulzimmer in die Wohnung des Festgebers gebracht wurde.

Außer der Pfarrkirche steht noch mitten im Dorfe eine der heiligen Anna geweihte Kapelle, in welcher noch Gottesdienst gehalten wird. Dieses Bethäuschen wurde im Jahre der Pest 1713 von der Gemeinde erbaut; ein im folgenden Jahre gedrucktes Lied gedenkt dieser Widmung also:

Als in abgewichnen Jahren
Dornbach voller Leichen war,
Haben wir deine Hilf' erfahren,
In betrübter Pest-Gefahr.

Ursprünglich war die Capelle viel kleiner; sie wurde erst 1713 in ihrer gegenwärtigen Gestalt hergestellt und ebenfalls auf Kosten der Gemeinde im J. 1805 renovirt.

Dornbach hat einen schönen Gasthof „zur Kaiserin von Österreich," womit aber ein unschönes Caffehhaus verbunden ist, wie es deren in der Umgebung Wiens kein ähnliches geben mag, ferner ein Gemeinde-Wirthshaus und eine Bierschenke. Am häufigsten besucht wird jedoch das Ausschenklocale im Pfarrhofe, dessen ungestörte Lage gegen den Bach nicht ohne Anmuth ist.

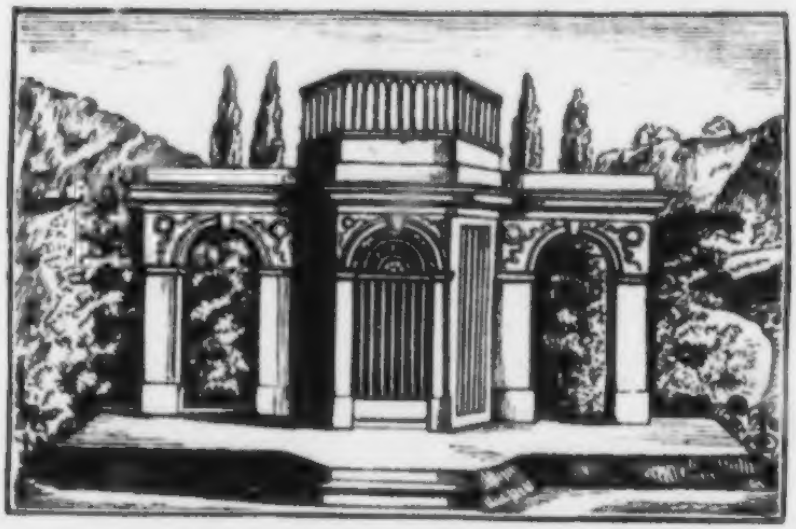
Schon die Lage des Dorfes zwischen zwei Bergreihen erklärt, daß dasselbe nur eine schlangenartig, nach den Windungen des Baches fortlaufende Gasse bilden könne, zu welcher sich in der neueren Zeit jedoch eine noch immer durch Anbau zunehmende Seitengasse gesellte, welche die Haltergasse genannt wird, und dem Pfarrhofe gegenüber anfängt. Sie besteht gegenwärtig aus 9 Häusern und läuft eine Viertelstunde weit im Schooße eines Nebenthales bis am Fuße jenes Theiles des Galizinberges fort, der das Wirthshaus trägt, und wo sich drei in einer kleinen Wildniß zerstreut liegende, ebenfalls zu Dornbach gehörende Häuser befinden, die in einem stillen, romantischen, waldumgrenzten Bergkessel liegen, dessen Endpunct ein verlassener Steinbruch ist.

Diese ganze Haltergasse entlang fließt ein kleiner Waldbach, der etliche hundert Schritte vor dem ersten dieser Häuserchen durch ein aus dem Innern des Galizinberges hervorsprudelndes Brünnlein neue Nahrung erhält; ein Brünnlein, welches in der ganzen weiten Umgebung das reinste und köstlichste Gebirgswasser liefert, um dem zu Liebe wir diese verborgene, wenig bekannte Gegend oft besucht haben. Dieser Besuch ist um so angenehmer, weil er in mehrerlei Hinsicht lohnend ist; denn man kann nicht nur aus dieser duftenden Tiefe auf sonnigen oder schattigen Wegen die Höhe des Galizinberges binnen wenigen Minuten ersteigen, sondern auch von der sogenannten Kuhweide oder vom Heuberge eine herrliche Aussicht nach der Hauptstadt genießen.

Übrigens wird man in dieser unkultivirten halben Einöde auf eine angenehme Art durch eine sinnig angebrachte kleine Anlage über-

raſcht, welche das Werk eines hier zu Zeiten der ländlichen Ruhe ſich hingebenden Staatsbeamten, Herrn Jakob Marſchner, iſt, deſſen niedliche Salons und Glorietten mit dem umliegenden Steingerölle einen wohlthuenden Kontraſt und gleichſam eine Oaſe in der Wüſte bilden. Dieſer Abſtand und die freudige Überraſchung, welche er in den Beſuchern dieſer wenig beſuchten Gegend hervorbringt, veranlaßt uns um ſo mehr die untenſtehende Abbildung des dort ſinnig angebrachten Gleriett's mitzutheilen, als daſſelbe auch nach einem edlen Geſchmacke aufgeführt iſt.

Noch eine Curioſität beſitzt dieſer Punkt



in einem 100 jährigen Greiſe, der durch Kräuterſammeln und Salbenkochen ſich als Wunderdoktor geltend zu machen wußte, und ſeine Curen endlich ſo weit trieb, daß ihnen Schranken geſetzt werden mußten.

Seit einigen Jahren hat ſich endlich Dornbach auch durch einen öffentlichen Maskenzug bemerkbar gemacht, der dort am Faſchingsdinſtage gehalten wurde und an die vorzeitigen ähnlichen, öffentlichen Aufzüge erinnert. Hier folgt die Ankündigung des Zuges vom J. 1842:

„Dienſtag den 8. Febr. iſt großer Masken-„zug unter dem Titel: Freuet euch des Lebens! „welcher um 1 Uhr Nachmittags in Dorn-„bach über Neuwaldegg Statt findet. Große Ma-„skenquodlibet von verſchiedenen Karri-„katuren dargeſtellt. 1. Zwei Laufer. 2. Zwei „Trompeter. 3. Mehrere Ritter, die den Zug „eröffnen, darunter der Zugkommandant. „4. Der amerikaniſche Hühnerkrämer. 5. Der „Räuber Palavicini. 6. Der Faſchingkönig „in Floridus. 7. Eine Muſikbande bei Gas-„beleuchtung. 8. Ein Sultan ſammt Diener-„ſchaft. 9. Die Verliebten auf der Waſſer-„promenade. 10. Der ſchönſte Ritter von Mi-„lano. 11. Saturnus, der Kinderfreſſer. „12. Ein Tanzbär. 13. Der Jude am Eil-„wagen. 14. Die Zunft der Milchweiber. „15. Die Blutfreundſchaft in Krähwinkel auf „der Wurſt. 16. Der Schneider auf dem „Bock. 17. Gänzlicher Ausverkauf mit Scha-„den. 18. Alte Weibermühle. 19. Neuer „Backofen von Tirol. 20. Maskenquodlibet. „21. Robert der Teufel, wie er mit den alten „Weibern in die Verſorgung fährt. Abends „um 7 Uhr iſt großer Maskenball.“

Dorotheergaſſe.

Von den älteſten Zeiten bis 1547 (auf Hirſchvogl's Stadtplan) erſcheint ſie unter dem Namen der Verberſtraße, ſonder-

bar genug führte ſie gleichzeitig auch den Namen der Laderſtraße. Lange vor Errichtung des Chorherrn-Stiftes zu St. Dorothea erhob ſich darin eine der hh. Dorothea und Katharina geweihte Capelle, welche dem Stifte den Namen gab.

Zwiſchen dieſem Kloſter und dem dazu gehörigen Nebenhauſe befand ſich ein die Verberſtraße mit der heutigen Spiegelgaſſe (Hintergaſſe) verbindendes Gäßchen, zu den ſieben Schwibbögen genannt, welches Albrecht V. 1424 dem Stifte ſchenkte, damit dasſelbe geſchloſſen werde, und an deſſen Stelle in unſerem Jahrhundert die Neuburgergaſſe entſtand.

Dorotheerkirche und Kloſter.

Unter Herzog Albrecht V. den Weiſen um 1350 ſtifteten der gelehrte Biſchof Nicodem von Freiſingen und Andreas Plank, Pfarrer zu Garſten, Jugendlehrer des Herzogs, unweit des Auguſtinerkloſters und in der Nähe des Harniſchhauſes (ſ. d.) und der alten Kanzlei in der Rab- und Färberſtraße (heute Dorotheer- und zum Theil Spiegelgaſſe) das Stift der regulirten Chorherrn bei St. Dorothea, nach einer uralten kleinen Capelle ſo genannt, die in dieſer Stadtgegend ſtand. Da Albrecht aber am 20. Juli 1358 ſtarb, ſo überlebte er den völligen Ausbau nicht, der erſt 1360 vom Paſſauer Biſchof Georg, der h. Dorothea, der h. Katharina, den hh. Apoſteln und Erzengeln geweiht wurde.

Die Kirche war Anfangs nur eine Beneficiat-Kirche, die von weltlichen Geiſtlichen verwaltet wurde, allein 1414 wurde ſie von dem genannten Andr. Plank, Albert des IV. Kanzler, in ein Collegium regulirter Chorherrn des h. Auguſtin verwandelt, von denſelben mehrere an die Kirche ſtoßende Häuſer angekauft, und zu einer Wohnung der Chorherrn eingerichtet, die theils von Thürnſtein und theils aus St. Pölten hieher berufen wurden.

Friedrich III. machte die Kirche zur Hofkirche und ließ deren Vordertheil prächtig bauen. Ferdinand I. eximirte dieſe Prälatur mit päpſtlichem Conſens von der Paſſauiſchen geiſtlichen Jurisdiction, und brachte es dahin, daß ſie unter der Obhut des Wiener-Bisthums zu ſtehen kam.

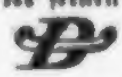
Das Gebäude der Prälatur ließ 1673 der damalige Abt, Hieronymus Hayden, der 23. an der Zahl, von Grund aus neu aufführen. Nicht lange hierauf wurde auch die Kirche dergeſtalt reparirt, daß ſie eine der ſchönſten in Wien war, in welcher man beſonders die ſchöne Marmorarbeit und die kunſtreiche Malerei Rothmayer's von Roſenbrunn bewunderte. In derſelben wurden auch die Reliquien des h. Joſimus und des h. Joniſitus, wie ein großes Heiligthum bewahret, und an gewiſſen Feſttagen zur öffentlichen Verehrung ausgeſetzt. Das Stift beſaß auch eine anſehnliche Bibliothek, welche Sigmund Kuglsperger, der ſiebente Abt ſtiftete, und welche ſich im Laufe der Zeit reichlich vermehrt hatte.

Die Kirche und das Stiftsgebäude ſind zum Theil noch vorhanden. Als Joſeph II. das Stift 1783 aufhob und mit Kloſterneuburg vereinigte, wurde die Prälatur dem Verſatzamte überlaſſen und der Dorotheerhof in der Folge als Neuburgerhof vom Probſt Gaudenz Dunkler in zwei gleichförmige Zinshäuſer umgeſtaltet und in deren Mitte eine neue, Neuburgergaſſe genannte Gaſſe eröffnet, welche die Spiegel- und Dorotheergaſſe mit einander verbindet.

Die Stiftskirche wird als Magazin zur Aufbewahrung der Effekten verwendet. In der beſtandenen ſchönen Kreuzcapelle hatten Carl V. und Ferdinand I. dem alten Helden Salm, dem tapfern Vertheidiger Wien's 1529 gegen die Türken, ein herrliches Denkmal mit ſeinen, ſeiner Fürſten, ſeiner Waffenbrüder und ſeiner Thaten Abbildungen errichten laſſen. Bei der Aufhebung [illegible] dieſes merkwürdige Produkt deutſcher Kunſt

leider auf die Salm'schen Herrschaften in Mähren zuerst nach Oppatowitz und dann nach Raitz.

Dosso Dossi.

Von diesem Maler aus Ferrara besitzt die kais. Bildergallerie einen h. Hieronymus in der Wildniß mit einem Crucifix in der Hand, welches er mit großer Bewegung emporhält. Vor dem Heiligen liegt ein offenes Buch auf der Erde und zur Linken sieht man eine mit Figuren belebte Landschaft. Das auf Leinwand gemalte Bild ist 2 Fuß 3 Zoll breit und 1 Fuß 7 Zoll hoch, und wird nicht sowohl wegen seines Kunstwerthes, als der sonderbaren in das Fach der Rebus einschlagenden Art wegen, mit welcher der Künstler seinen Namen darauf angebracht hat:  hier angeführt.

Drachengäßchen.

Dieses Sackgäßchen befindet sich am alten Fleischmarkte und führt zum uralten Hause 688, dem Herrn Alexander Kurtti gehörend. Die ganze Physiognomie dieses Stadtwinkels ist unheimlich und es wehen uns darin um so mehr Schauer der Vorzeit an, wenn man erwägt, daß die Hinterseite des Hauses zum Basilisken (678) in der Schönlaterngasse sich hier erhebt, und das Gäßchen von dem Ungeheuer oder Drachen, der einst den Brunnen dieses Hauses vergiftet haben soll, ebenfalls seinen Namen erhalten hat. Da wenig Bewohner Wien's dieses Gäßchen seiner Strumpfgestalt wegen betreten haben, so glaubten wir ihm eine Notiz widmen zu sollen.

Drahtbinder (Slowakische).

Könnt' ich die Gewissen flicken,
Dürft' ich keine Stunde ruh'n;
Schon für Ärzte und Juristen
Wär' Jahr aus, Jahr ein zu thun.
W. Fischer.

Zu jeder Jahreszeit sieht man in den Straßen Wien's Menschen, die aus dem innersten Ungarn kommen, und welche die deutsche Sprache nicht verstehen. Diese armen Slowaken verkaufen Draht, Mäusefallen, grobes Spielzeug für Kinder und andere geringfügige Sachen, dabei bessern sie kupfernes und eisernes Geschirr aus, und umflechten Töpfe und Schüsseln. In der gemeinen Volkssprache heißen sie Kastelbinder, zuweilen auch Pfannenflicker.

L. Tieck sagt von diesen Menschen: „Ihr Gang hat nichts von unserer Dressur, sondern ist so frei und leicht, wie ihn kein Tanzmeister erreichen oder nur nachahmen könnte; dabei ist in ihren Schritten aber nichts von dem festen Springegang, den man an den Tirolern beobachten kann. Eben so hat ihr Auge nichts von dem kühnen Umblick jener Bergjäger, sondern es sieht ruhig und in stiller Schwermuth gerade aus und nieder, ist aber niemals forschend oder neugierig. Diese Armen, weil ihr Gesicht von ihrem Geschäft in der Regel schwarz und ungewaschen und von der Sonne und dem langen Wege gebräunt ist, werden von Manchem wie Banditen und Bösewichte angesehen.

Ich bin ihnen Tagelang nachgegangen, um sie zu beobachten, ich habe mich mit ihnen zu verständigen gesucht und ihnen manche Gabe zukommen lassen, weil mir ihr Wesen so edel und echt menschlich schien. Sie sammeln, was sie an kleiner Kupfermünze einnehmen, und schütten es in einen Ärmel ihrer Kutte, die sie unten zubinden, um mit dem geringen Erwerb mühsam in ihr fernes Vaterland zurückzukehren. Der Ausdruck ihres Gesichts ist so schwermüthig, daß man sich angezogen fühlt, und das Merkwürdigste ist, ich habe niemals einen von ihnen lachen, oder auch nur lächeln sehen, selbst wenn ich ihnen eine Gabe mittheilte, die ihre Erwartung übertraf. Ein milder dankender Blick hat mich gerührt, und sie waren Augenblicks so ruhig, wie immer."

Die Drahtbinder bilden eine sowohl durch Tracht als durch Lebensweise von den übrigen Slowaken ganz verschiedene Classe (Drotár, Drotar, Dratenjk). Sie bewohnen

einige Dorfschaften des Trentschiner und Zipser-Comitates, und treiben so viel Ackerbau und Viehzucht, als zur Deckung ihrer Lebensbedürfnisse ausreicht. Mit besonderer Geschicklichkeit verstehen sie aus Eisen- und Messingdraht verschiedene, mitunter recht nette Geräthchen, zu verfertigen. Ihre dreifüßigen Drahtgestelle, ihre mit buntem Glasschmelz verzierten Pfeifenstürer, ihre Schnürstiftchen, ihre Messingkettchen finden in allen Theilen des Staates Absatz. Dieser Handel wird jedoch nicht durch Vermittlung betrieben, sondern sie wandern selbst zu Hunderten aus, um ihre Drahtwaaren zu verbreiten.

In Böhmen, Mähren, überhaupt mehr in den slavischen als deutschen Provinzen ziehen sie schaarenweise zu 20 oder 30 umher, und durchkreuzen Städte, Märkte, Dörfer und Maiereien, um für ein Geringes in den Küchen die alten Scherben zu neuen, oft recht brauchbaren Geschirren zu restauriren.

Der Anzug eines Drahtbinders hat viel Eigenthümliches. Knapp anliegende weiße Hosen mit sandalenartig geschnürten Schuhen, ein in Fett braun gesottenes Hemd, ein kurzer Mantel aus dem gröbsten Ziegenhaartuche, dessen Ärmel zur Reisetasche und zum Felleisen dienen, machen die wesentlichsten Stücke seiner Tracht aus. Um die Schulter trägt er an einem breiten Riemen eine kleine Ledertasche, in der er seine Zänglein und Hämmerchen nebst sonstigen Kleinigkeiten aufbewahrt. Am Riemen trägt er seine kleinen Waaren an Häkchen zur Schau. Ein breitkrämpiger Hut nebst einem langen Stocke, der mit einer kleinen eisernen Art statt eines Handgriffes versehen ist, dürfen nicht fehlen.

So sieht man ihn Vormittags in den Höfen der Häuser die Runde machen, und sein melancholisches Dajte drátowao! Hrnce drátowao dajte! Gebt zu binden! Töpfe gebt zu binden! ausrufen. Den Nachmittag verbringt er am liebsten mit Cameraden in der Branntweinschenke oder Bräuhäusern, wo sie die Fässer reinigen.

Überhaupt halten die Drahtbinder in der Fremde sehr zusammen. Sie wählen einen aus ihrer Mitte, gewöhnlich den Ältesten und Verständigsten zum Hauptmann, den sie Mjstr (sprich Mister) nennen. Er bewahrt die kleinen Ersparnisse jedes Einzelnen aus seiner Truppe, und legt die Streitigkeiten derselben bei, Widerspruch und Auflehnung gegen ihn werden mit Stockschlägen bestraft; jedoch geschieht es nicht selten, daß sich die ganze Schaar gegen den Hauptmann zusammenrottet und ihn elend zugerichtet davonjagt.

In der bessern Jahreszeit halten sich die Drahtbinder gewöhnlich in der Nähe der Dorfschaften in Waldeslichtungen auf. Da werfen sie Stock, Hut, Mantel und Tasche von sich und lagern sich in wilden Gruppen im Kreise umher, um ihre kurzen Pfeifchen aus Wachholderholz zu schmauchen, während Einer von ihnen eine wunderbare Geschichte von Dschingiskhan oder Soliman erzählt, oder sie stimmen im lauten Chor ihre alten mährchenhaften Lieder an. Die Weisen dieser Lieder stehen den leichtbewegten, reichnuancirten, so hoch musikalischen Melodien der böhmischen und mährischen weit nach. Die Tonarten sind durchgehends moll; diese Weise selbst bewegt sich nur im Raume weniger Töne, und wird vom größten Theile des Chores unisono abgesungen, während die andern Wenigen eine Art Baß, gewöhnlich in der Sert, dazu anstimmen. An poetischem Gehalte jedoch übertreffen die slowakischen Lieder die böhmischen und mährischen.

Drechsler (Joseph)

wurde 1782 zu Walischbürchen in Böhmen geboren, widmete sich, nachdem er von seinem Vater Unterricht in der Musik erhalten und in Passau Generalbaß gelernt hatte, der Theologie; er gab sie jedoch bald wieder auf und ging nach Wien, wo er 1810 Correpe-

tister am Hofoperntheater, 1814 Vice-Capellmeister, und 1821 Capellmeister an der Universitätskirche und am Josephstädter Theater wurde; 1824 ging er in gleicher Eigenschaft an das Leopoldstädter Theater über, wo er bis 1829 blieb, sich dann aber von der Bühne zurückzog. Drechsler hat sich um die Wiener Lokaloper und das Singspiel sehr verdient gemacht; unter seinen Opern sind: Claudine von Villabella, der Zauberkorb und Pauline auf den meisten deutschen Bühnen mit großem Beifall gegeben worden; außerdem schrieb er die Musik zu einem Melodram: der verlorne Sohn und zu 18 Possen und Zauberspielen, von denen: der Bauer als Millionär, der Diamant des Geisterkönigs, der Berggeist, die Schlangenkönigin, Sylphide, der Tausendsassa, der Wunderdoktor u. m. a. die Runde über alle Theater gemacht haben. Seine Musik ist leicht, melodisch und wohlgefällig, mehrere seiner Lieder sind Volkslieder im eigentlichen Sinne geworden und es ist zu bedauern, daß seine Arbeiten meist an Produktionen gefesselt sind, die ihrer Natur nach nur eine ephemere Existenz haben.

Dreifaltigkeitshof (am Kienmarkt).

Die Dominikaner-Nonnen zu Tuln, gestiftet von Rudolph von Habsburg zum Andenken seines Sieges über Ottokar 1280, kauften eines der merkwürdigsten Häuser Wien's, nämlich das sogenannte Kämmererhaus am Kienmarkte, welches schon im J. 1204 seine Dreifaltigkeits-Capelle hatte, und welches Fried. der Streitbare in den Unruhen seiner Zeit einzog. Seine Nichte Gertrud von Mödling schenkte es 1247 Berthold dem Kämmerer, genannt der Speismeister, wieder. Diemut, Bertholds Witwe und seine Tochter Gertrud verkauften es dem Konrad von Tuln, obersten Landschreiber und Kammergrafen in Österreich, der dieses Haus bald darauf durch die Hand des Herzogs Albrecht den frommen Frauen in Tuln übergab, die es aber schon im J. 1295 zweien Wiener Bürgern wieder verkauften. Dieses heute mit Nr. 496 bezeichnete Haus erhielt seinen früheren Namen des Kämmererhauses, weil es die Wohnung des Stadtkämmerers war, bevor es das Benefiziatenhaus zur heil. Dreifaltigkeit wurde. Seine uralte Capelle soll heute darin noch zu erkennen sein.

Dreifaltigkeitssäule (am Graben).

Als die große Pest, welche 1679 in Wien beinahe durch 12 Monate wüthete und in Allem 122,849 Menschen, worunter 49,486 allein in der Stadt, also mehr als die Hälfte der gesammten Bevölkerung dahinraffte, aufgehört hatte, legte Leopold I. den 25. Oktober 1681 bei St. Stephan auf die feierlichste Art folgendes Gelübde ab.

„Dir, dem unsterblichen Könige aller Zeiten, dem in der Wesenheit einigen, in den Personen aber dreifachen Gotte, dir Vater, dem Schöpfer aller Dinge, dir Sohn, dem großen Erlöser, dir, heiligem Geiste, dem Seligmacher, dessen Macht ganz ohne Schranken, dessen Weisheit nichts verborgen ist, dessen Vorsehung sich bei ihren Rathschlüssen nicht irret, dessen Herrlichkeit alles erfüllet und dessen Barmherzigkeit über alle seine übrigen Werke hinausreichet; dir, o heiligste unzertheilte Dreieinigkeit! dem unendlich gütigen, ewigen, unbegreiflichen Gott, sage ich, ich Leopold dein mindester Knecht unterthänigen, demüthigsten Dank, daß durch deine endlose Güte von dieser Stadt und dem ganzen Lande Österreich die erschreckliche Pestseuche allergnädigst abgewendet worden ist. Ja ich lege hiermit in meinem und meiner Nachkommen Namen das Gelübde ab, daß wir anstatt der hölzernen Säule, die itzt auf dem Platze (dem Graben) stehet, eine aus Marmor zur Ehre deines unsterblichen Namens aufrichten, in der nächst dabeiliegenden Peterskirche alle Tage eine Messe und dann

auch alle Sonntage des ganzen Jahres hindurch vor eben dieſer, Dich meinen Gott und Herrn vorſtellenden Säule eine geſungene Litanei halten laſſen wollen. Nimm an, o gnädigſter Gott! dieſes Gelübd, welches dein Diener fußfällig vor dir hiemit ablegt. Ich bitte dich vom Innerſten meines Herzens, du wolleſt mich, meine Gemahlin, meine Erben und mein ganzes Haus, wie auch meine Völker und Kriegsheere, meine Länder und Königreiche unter dem ſteten Schuße deiner göttlichen Barmherzigkeit bewahren, regieren, behüten und beſchützen."

Die frühere hölzerne Säule hatte der Stadtrath im Mittelpunkte des Platzes errichtet und es war dabei den 17. Juni 1680 ein feierliches Dankfeſt vor derſelben veranſtaltet werden. Die Säule wurde dabei mit mannigfaltigen Sinnbildern geſchmückt, an ihrem Fuße, in einer aus Glas erbauten Capelle ein Altar aufgeſtellt, der ganze Graben verziert, mit Tribunen für den Adel und die Muſikchöre ausgeſtattet, und über den beiden Springbrunnen die Statuen des h. Joſeph und des h. Leopold angebracht. Vormittags wurde eine Predigt und ein feierliches Hochamt, Nachmittags eine Predigt und ein Roſenkranzgebet und Abends eine Predigt und eine muſikaliſche Litanei abgehalten. Die Abendpredigt hielt der bekannte und ſeiner Zeit vom Volke ſehr beliebte Auguſtiner-Barfüßer, Pater Abraham von St. Clara; ſie iſt in ſeinen Werken unter dem Titel: „Öſterreichiſches Deo-Gratias" enthalten. Er ſagt unter andern darin: „Als gegenwärtiger Zeuge des erſchröcklich graſſirenden Übels, bekenne ich, das ſo bald man ſothane Gelübds-Säule aus geſamten Eyfer, auf dem Graben aufgericht, habe das Graben, und Todten-Graben ein End genohmen; und ſo bald man dieſes Ehren Gebäu der Allerheiligſten Dreyfaltigkeit aufgericht, ſeyen alle Leuth weit aufrichtiger, das iſt fröhlicher daher gangen. Samſon habe durch Umwerfung der Säulen viel 1000 ums Leben gebracht, durch Aufrichtung aber dieſer Säule ſind viel 1000 Wiener beym Leben erhalten worden. In Anſehung des groſſen Elends des Wieneriſchen Lazarets, ſo mit etlich tauſend angefüllet war, hätte ſich ein harter Stein erbarmen mögen, und wäre kein Wunder geweſt, die Mauren dieſes Gebäues hätten Zähren vergoſſen; jedoch in kurzer Zeit hat das Elend, ſo unmöglich konnte beſchrieben werden, dergeſtalt abgenohmen, das in dem 1680. Jahr im Monat Mai kein einziger Kranker mehr darin befunden worden, mit höchſter Verwunderung, weil die Stadt wider ſo Volkreich wie zuvor, und weil die benachbarte Örter und Länder in der Peſt, und doch Wien ohne Peſt war, als konnte es niemand anderſt alß ein Wunderwerk tauffen. Damit man aber dieſes deſto beſſer zu erkennen, Gott allein, nicht aber der Natur ſolches zuzuſchreiben habe, wollte Gott die Abwendung, und daß völlige Ende der Wieneriſchen Seuche nicht bis in Winter hinausſchieben, oder inmitten Winter erſt abwenden; denn ſo fern die graſſirende Krankheit zu Winterszeit nachgelaſſen hätte, würde es jedermänniglich der Natur, dem kalten Wetter, den rauhen Winden, und den in der Erde verhaltenen Dämpfen zugeſchrieben haben."

Zur heutigen Säule legte Kaiſer Leopold 1687 den Grundſtein und vollendet war ſie 1693. Sie iſt 66 Fuß hoch, hat unten die Form eines Dreiecks, iſt aus weißem Salzburger Marmor und koſtete 42,719 Gulden. Der Entwurf rührt vom Architekten Ottavio Burnacini her, und ausgeführt wurde er von Fiſcher von Erlach. Die erſten plaſtiſchen Künſtler Wien's, Frühwirth, Rauchmüller Strudel, nahmen Theil an der Arbeit, einige Engelgruppen gereichen ihnen zur Ehre. Im Ganzen iſt das Monument ohne Geſchmack. Der Haupttheil des Piedeſtals zeigt einen Felſen, auf welchem der Glaube ruht, zu deſſen Füßen ein Engel das Ungeheuer, die Peſt, in den Abgrund ſtürzt. Oben kniet der

Kaiſer, neben ihm enthält eine Tafel die Worte ſeines Gelübdes und über ihm erheben ſich pyramidaliſch die Wolken mit ſchwebenden Engeln. Auf der vergoldeten Wolkenſpitze ruht die Dreieinigkeit. Die Basreliefs auf dem Piedeſtale ſtellen die Erſchaffung des erſten Menſchen, Noah's Rettung, das letzte Abendmal, das Oſterlamm, die Ankunft des h. Geiſtes und die Stadt Wien dar.

Im J. 1776 wurde die Säule von Maria Thereſia renovirt und mit Ende Mai aufgedeckt. Daſſelbe geſchah vor einigen Jahren.

Am 19. Juni 1779 wurde mit der Veſperzeit der Anfang zu der hundertjährigen Jubelfeier, wegen der 1679 abgewendeten Peſt in der Peterskirche und bei dieſer Dreifaltigkeitsſäule gemacht, und durch 8 Tage fortgeſetzt, wobei die Kaiſerin Maria Thereſia im Gewölbe des Handelsmannes Philipp Freitag zur weißen Taube der Andacht beiwohnte, wo ſeit dieſer Zeit an ihr Bildniß zum Andenken aufgeſtellt war, und in welchem Gewölbe auch ihr Großvater Leopold I. 1693 den 29. Okt. der Einweihung der Säule beigewohnt hat.

Noch heute findet am 8. September jeden Jahres, dem Feſttage der Geburt Mariä, eine feierliche Prozeſſion um dieſe Säule ſtatt.

Dreifaltigkeits-Säule (am Spitelberg).

In der Mitte der Breitengaſſe am Spitelberg erhob ſich dort, wo heute die Brunnenſäule ſteht, eine ſchöne Dreifaltigkeitsſäule, die der dortige Hausbeſitzer und Spaltermacher Martin Friz, von welchem das ſogenannte Spaliermacherhaus am dortigen Glacis den Namen erhielt, aufrichten ließ, wie es nachſtehende, daran angebracht geweſene Verſe ausführlich berichteten:

„An. 1689.
Der Heiligſten Dreyfaltigkeit
Zu Ehren und zur Dankbarkeit
Iſt dieſe Saul, die man hier ſieht,
Allhier verlebt und aufgericht.
Wie GOtt diß Land und dieſe Stadt,
Von Peſtilenz erledigt hat.
In neun und ſiebenzigſten Jahr,
Wie auch von groſſer Türken G'fahr,
Als Anno drey und achtzig ward
Die lieb Wien Stadt belägert hart,
Und überſchwemt mit Feindes Macht
Co GOtt zerſtreut und z'ſchanden g'macht.
Auch Anno acht und ſechzig g'wolt
Daß der groſſe Kaiſer Leopold
Gott noch mehr G'winnen und obſiegen
Dan Belgrad muſt auch unterliegen
Mit dieſen er ganz Hungerland,
Beſchoſſen hat mit grechter Hand,
Ja Boſnien, Dalmatien,
Sclavonien, Bulgarien,
Auch Servien muſt ſich ergeben,
Kunte nicht gnug widerſtreben.
Darum thue recht, fürcht und lieb Gott
Der uns geholffen aus der Noth;
Auch uns aus aller heiffen kann,
Wann wir ihn nur ſtets ruffen an.
Befleiß dich anbey gutter Sitten,
Thue für die Abgeſtorbenen bitten,
Damit du kommſt zu ſeiner Zeit
Mit ihnen auch zur Seligkeit."

Dieſe Säule verſchwand im J. 1821, wo ſie mit Geſchmack erneuert wurde. Die neue Säule iſt das erſte aus dem Mariazeller Gußwerke hervorgegangene Stück, woran zugleich der Gemeindebrunnen, ſo wie in neueſter Zeit die Ferdinand'ſche Waſſerleitung angebracht wurde.

Dreifaltigkeits-Säule (nächſt der St. Ulrichskirche).

Hinter dem Sanktuarium der genannten Pfarrkirche gegen dem Spitelberg auf einem freien Platze ſteht eine ſchöne ſteinerne Säule der h. Dreifaltigkeit, welche die Bürger jener Vorſtadtgegend aus Dankbarkeit ſetzen ließen, weil ſie zur Peſtzeit 1713 von der Seuche nicht ergriffen wurden. Die Inſchrift daran, welche erſt unlängſt weggenommen wurde, lautete:

„Der Allerheiligſten und unzertheilten Dreifaltigkeit zu ewigen Lob und Ehr haben die ſam-

mentlichen Pfarr-Kinder zu St. Ulrich um Abwendung der damahl graſſirend-tapdigen Contagion dieſe Gelübds-Säulen aufgericht. Den 2. Auguſti Anno 1713."

Dreifaltigkeits-Spital.

Das Spital der heil. Dreifaltigkeit, auch das Kaiſerſpital am Rennwege genannt, mit der Kirche zum heil. Kreuz, iſt der jetzige Arcieren-Gardehof. Dieſes Gebäude war vormals unter dem Namen des Ottl'ſchen Gartens bekannt, aus welchem Carl VI. 1737 ein Spital machte, dem er den Namen der heil. Dreifaltigkeit gab.

Dieſes Spital wurde durch die Erbſchaft des Herrn Wilhelm von Kirchner, durch Vereinigung der Villiot'ſchen und Hofmann'ſchen Armen-Stiftungen und des alten, 1340 geſtifteten Kaiſerſpitals bei der Burg am Burgplatze die größte Krankenanſtalt Wien's.

Ihre Einkünfte beliefen ſich jährlich auf 40000 fl., von welchen 1200 Arme, mit Ausſchluß der wenigen aus der Hofdienerſchaft, für welche Maria Thereſia 1755 ein beſonderes Gebäude aufführen ließ, erhalten wurden.

Die ſchöne, bei dem Spitale ſtehende Kirche zum heil. Kreuz iſt ein Werk derſelben Fürſtin. Die Einweihung geſchah am 1. November 1763.

Joſeph II. löſete 1784 dieſes Spital auf und gab es der galiziſchen Abtheilung der adeligen Arcieren-Leibgarde.

Drei Hufeiſen (Haus zu den).

Dieſes an der Wien liegende, zur Laimgrube gehörige Gaſthaus (32) gehört zu den älteſten der Vorſtädte, wie es auch ſeine Bauart bezeuget. Als am 28. Dezember 1726 der tripolitaniſche Geſandte, Muhamed Effendi, mit zwei Söhnen und einem anſehnlichen Gefolg, unter Begleitung einer Abtheilung des Baireuthiſchen Dragoner-Regiments, zum zweiten Male in Wien anlangte (er war ſchon 1724 hier anweſend), ſchlug er ſeinen Wohnſitz an der Wien in dieſem Gaſthauſe zu den drei Hufeiſen auf, wo er mit einer Wache von dem Stadt-Garde-Regimente auf kaiſerliche Koſten einquartirt wurde. In dieſem Gaſthauſe hatte zu derſelben Zeit eine Frau vier lebende Kinder, nämlich drei Mädchen und ein Knäblein zugleich auf die Welt gebracht, welche in der heil. Taufe die Namen, Maria Johanna, Maria Walburgis, Anna Maria und Johann Joſeph erhielten, jedoch nicht länger als 24 Stunden lebten und mit einander in einen Sarg, zwei und zwei die Füße gegen einander habend, begraben wurden. — Der Garten und die Nebengebäude dieſes Gaſthauſes erſtreckten ſich vormals bis zur rückwärts liegenden Kothgaſſe, und als Erinnerung daran führt die dortige Drei-Hufeiſengaſſe ihren Namen.

Dreihündel-Thurm.

Von der uralten Pfarrkirche des Dorfes Moosbrunn, unweit von Ebergaſſing, iſt nur der Thurm dem Abbruche entgangen, und das mit Recht, denn dieſer Thurm muß zu den baulichen Seltſamkeiten gerechnet werden. Er iſt durchaus von Stein gebaut, bildet ein regelmäßiges Viereck von fünf Klaftern im Quadrat, hat eine Höhe von zwölf Klaftern und eine im Viereck ſpitzig auslaufende Kuppel. An der ſcharfen Schneide dieſer Kuppel ſind zwei in erhobener Steinarbeit geformte Hundsköpfe angebracht, die durch eine ſehenswerthe optiſche Täuſchung von allen Seiten drei Hunde vorſtellen, wovon der Thurm den Namen Dreihündel-Thurm erhalten hat. Von der Höhe dieſes Thurmes überblickt man beinahe das ganze Kreisviertel unter dem Wiener Walde.

E.

Ebersberg (Jos. Sigm.).

Dieser als Redakteur des Wiener Zuschauers und als Schriftsteller gleich ausgezeichnete Mann, der fürstbischöflicher Rath und Mitglied mehrerer Gelehrten- und Humanitätsvereine ist, erblickte den 22. März 1799 zu Steinakrunn in N. Ö. das Licht der Welt. Er wußte sich schon frühe als einer der tüchtigsten und beliebtesten Jugendschriftsteller bemerkbar zu machen, und legte durch seine ebenfalls für die Jugend berechnete Zeitschrift, die Feierstunden, im J. 1824 den Grund zu der allmäligen Ausbildung des Zuschauers, eines der gediegensten und ausgebreitetsten Journale des Kaiserthums, welches sich nicht nur das Ziel gesetzt hat, die Frivolität und Unanständigkeit allenthalben, wo sie sich breit machen, zu bekämpfen, sondern an ihrer Statt auch Liebe und Pflege des Guten und Schönen zu erwecken, zu erhalten und zu steigern. Durch sein persönliches, würdevolles und ehrenhaftes Benehmen hat Ebersberg seiner Stimme in der literarischen Welt einen hellen, reinen Klang zu verschaffen gewußt; auch kann er der Pflegevater manches schönen, aufkeimenden Talentes, das ohne seine Ermunterung und Lenkung auf Abwege gerathen wäre, genannt werden.

Ebersdorf.

Ebersdorf, auch Kaiser-Ebersdorf genannt, ist eine kaiserliche Staatsherrschaft an der Donau, östlich beinahe eine Meile von Wien, in einer nichts weniger als reizenden Gegend gelegen. Man hält den Platz, wo jetzt Ebersdorf nahe an der Mündung der Schwechat in die Donau steht, für jenen der Ala nova der Römer, einen Ort an der römischen Straße, welche längst der Donau von Vindobona (Wien) nach Carnuntum (Hainburg) führte. Diese Ala nova kommt im Antoninischen Reisebuche vor; über seine wahre Lage herrschen aber verschiedene Meinungen, indem nebst Ebersdorf auch die Gegend von Albern, Mannswörth und Schwechat dafür gehalten wird.

Das Schloß zu Ebersdorf ist ein großes, schönes Gebäude, welches noch heute seine erhabene ehemalige Bestimmung als kaiserliches Lustschloß verräth. Es ist jetzt eine Kaserne, worin gewöhnlich vier bis sechs Compagnien liegen. Vormals war es mit einem breiten Wassergraben umgeben, welcher aber vor zwanzig Jahren zum Theile mit Erde ausgefüllt und zu Gemüsegärten verwendet wurde. Die erste hier gestandene Burg war der Sitz der Herren von Ebersdorf, einem der ältesten und ansehnlichsten Herrenstands-Geschlechter Österreich's. Sie waren Abkömmlinge der mächtigen Grafen von Thierstein im Elsaß, wo noch heute die Ruinen von Thierstein zu sehen sind, und waren auch Hausbesitzer in Wien, indem noch unter Friedrich III. das Haus des Landmarschalls von Ebersdorf dort stand, wo heute sich die kaiserl. Stallburg erhebt.

Besonderes Aufsehen machte zur Zeit des Bruderzwistes zwischen diesem Fürsten und seinem Bruder Albrecht in Wien, Herr Reimbrecht von Ebersdorf mit dem Beinamen mit der „sieghaften Zunge," den man auch den österreichischen Alcibiades nennen könnte. Das Leben dieses Mannes ist eine Kette von galanten und schauderhaften Ereignissen, die Stoff zu einem bändereichen Romane gäben. Dieser mittelalterliche Lebemann sperrte seine Gattin, nachdem er ihrer satt geworden war, ohne alle Umstände in einen finstern Kerker ein, gab sie für todt aus, und ließ sich noch bei ihrem Leben mit seiner alten Liebschaft, einem Edelfräulein, trauen. Die Sache wurde aber entdeckt und Reimbrecht von Wien — verbannt. — Er begab sich nun gemächlich nach Italien, wo er besonders in Venedig und Padua sein Unwesen trieb, und der Schrecken der Väter und Ehemänner wurde.

In jener stürmischen Zeit wurde auch die Burg Ebersdorf im J. 1477 von den Söldnern des Kaisers den ganzen Winter hindurch bis zum Feste St. Jakob belagert und sehr verwüstet; jene wurden aber durch die Annäherung des Königs Matthias an der Einnahme verhindert.

Am 17. März 1485, als Wien von Matthias Corvinus belagert wurde, und Veit von Ebersdorf Commandant der Stadt war, zog der König mit einem Theile seines Heeres gegen das Schloß Ebersdorf, um dessen Besitzerin, die Gemahlin, oder nach Andern, die Mutter des Stadtvertheidigers, zur Übergabe zu zwingen. Kaum angekommen, begann Matthias den Angriff. Er gerieth aber dabei in große Gefahr; denn während er einem Boten Gehör gab, der wegen Übergabe des Schlosses gekommen war, wurde aus demselben eine eiserne Kugel geschossen, welche zu des Königs Füßen niederfiel. Hierauf wurden augenblicklich die Unterhandlungen aufgehoben, Mauerbrecher aufgeführt, und alle Anstalten zur Zerstörung der Veste getroffen. Nur die inständigen Bitten der Frau von Ebersdorf und die schleunige Übergabe des Platzes konnten den König besänftigen.

Dieser Veit von Ebersdorf war auch Kaiser Friedrich's Feldhauptmann und Kriegsrath, und bewies bei der Vertheidigung Wien's eine ungewöhnliche Tapferkeit. Dennoch trat er nach der Einnahme der Stadt durch die Ungarn auf die Seite des Königs Matthias, worüber er bei dem Kaiser in Ungnade fiel. Er wurde zwar in der Folge durch Vermittlung der Landstände im J. 1499 von Maximilian I. wieder begnadigt, jedoch nur gegen dem, daß er seinen Stammsitz Ebersdorf an den Kaiser abtreten und dafür Mauer und Ernstbrunn als Tausch annehmen mußte. Von dieser Zeit an ist das Schloß und die Herrschaft Ebersdorf immer landesfürstlich geblieben, und erhielt den Namen Kaiser-Ebersdorf.

Bei der ersten Belagerung Wien's durch die Türken (1529) stand bei Ebersdorf ein Theil des türkischen Heeres, und im Schlosse hatte der Sultan Soliman sein Hauptquartier. Nicht so gut erging es dem Schlosse und dem Orte bei der zweiten türkischen Belagerung (1683), bei welcher beide durch die Flammen zerstört wurden. Wie das Schloß vor seiner Zerstörung ausgesehen hat, zeigt Vischer's Topographie, welcher es im J. 1672 abgebildet hat.

Im J. 1693 wurde das Schloß auf's Neue und schöner als vorher wieder hergestellt. Es wurde ein Lieblingssitz Kaiser Leopold des I., welcher hier alle Jahre die Herbstzeit zubrachte, und große Jagden anstellte. Die nachfolgenden Monarchen, und zwar Maria Theresia bestimmte dasselbe sammt der Herrschaft im J. 1748 zur Wohnung und zum Unterhalte der Armen, um dem häufigen Betteln und dem daraus entspringenden Müssiggange Schranken zu setzen.

Es wurde sowohl zur Verpflegung der Unbehöflichen, als auch zum Arbeitshause eingerichtet. Im J. 1756 ließ die mildthätige Fürstin dann noch ein neues und schönes Gebäude aufführen, welches zur Erziehung armer Officiers-Töchter bestimmt wurde; ein Institut, das noch heute in Hernals fortbesteht. — Joseph II. verwandelte das Schloß in eine Militärkaserne, worin 1793 die französischen Kriegsgefangenen lagen, und die späterhin zu einem Militär-Spital eingerichtet wurde. Als solches wurde es auch während der französischen Invasion vom J. 1805 gebraucht. Im J. 1809 schlug im alten Schlosse Kaiser Napoleon sein Hauptquartier auf.

Die Kirche in Ebersdorf ist ein berühmter Wallfahrtsort, bekannt unter dem Namen: „Maria auf dem Baume;“ das Frauenbild ist hinter dem Altare mitten auf einem hohen, belaubten Baume angebracht. Die landesfürstliche Pfarre gehört in das Decanat zu Fischament. Das jährliche Kirchweihfest wird am Pfingstmontage gefeiert, wobei ein großer Zusammenfluß von Besuchenden Statt findet.

Unter den Gebäuden von Ebersdorf ist der unter dem Namen des Thürnel- oder Schlögelhofes bekannte Freihof besonders zu berühren. Es war vormals ein herrlich eingerichtetes Landhaus, mit einem schönen, im englischen Geschmack angelegten Garten, bei dessen Eingange sich eine frei stehende große Sonnenuhr befand, deren Zahlen aus farbigen gläsernen Kugeln zusammengesetzt waren, die wegen des Sonderbaren der Sache eine gute Wirkung hervorbrachten. Der Garten selbst war eine herrliche Anlage, und hat eine große Abwechslung von Gebüschen, Schattengängen, Alleen, Wasserfällen, Grotten, Eremitagen u. s. w. dar, bei welchen es auch an pikanten Überraschungen nicht fehlte. Ein sich schlängelnder Bach führte zu einer Wasseruhr, die von einem Wässerchen in Bewegung gesetzt wurde. Diese Anlage war größtentheils das Werk seiner vormaligen Besitzerin, der Gräfin Veterani, gebornen Gräfin Korzensko, nach deren Tod es an andere Besitzer kam. Jetzt sind alle diese Herrlichkeiten verschwunden. Zur Zeit, als Napoleon sein Hauptquartier in Ebersdorf (1809) hatte, soll er manche Nacht in den Gemächern des Thürnelhofes zugebracht haben.

Das Bräuhaus zu Ebersdorf wird für eines der größten Bräuhäuser Österreich's gehalten, und hatte von jeher den Ruf, eines der besten Biere zu liefern. Dasselbe galt von dem Erzeugnisse der sogenannten Jesuitenmühle, die außerhalb des Ortes sich befindet. Im J. 1795 ließ der damalige Staatsgüter-Administrator und bekannte Sänger der Flora und Ceres, Freiherr von der Lühe in Ebersdorf einen Raum von zweitausend Quadratklafter zu einer Obstbaumschule verwenden, worin über 14,000 Stämme von verschiedenen Obstarten gesetzt wurden. Auch der Ortsschule wies er einen Platz zu einer ähnlichen Anstalt an, gab dem Lehrer die nöthigen Samen und eine schriftliche Anweisung zur Cultur. Der Zweck dieser Anstalt war, die Schuljugend zur Anpflanzung der Obstbäume anzuhalten, um den heranwachsenden Landleuten die Kenntniß und die Neigung zu der überaus nützlichen und in Österreich nicht gehörig betriebenen Obstbaumzucht beizubringen.

Die auf dem Wege nach Schwechat liegende, aber zu Ebersdorf gehörige große Wassermühle gehörte laut eines alten, in der Mühle aufbewahrten Kaufbriefes von 1632 damals „dem Hanns Freiherrn von Munterschier, der k. k. Maj. bestellten obersten Lieutenant, auch in Lothringen Kämmerer, und der Anna Genovefa, gebornen Thörin.“ Die Namen Munterschier und Thörin konnten nicht besser gewählt werden.

Ebreichsdorf

liegt auf der nach Eisenstadt und Ödenburg führenden Straße und beschäftigt in seinen Fabriken mehr als 1000 Menschen. Das einem Wassergraben entragende Schloß hat ein alterthümliches Ansehen und ist mit einem im veralteten Geschmacke angelegten Park versehen, der nicht ohne Reiz ist, aber keineswegs für die Langeweile entschädigt, welche der unangenehme Weg dahin in den Besuchenden erzeugt.

Das Schloß erbaute Hieron. Beck von Leopoldsdorf, ein gelehrter Mann, der viele Reisen machte, und in Konstantinopel für eine große Summe die zwei merkwürdigen und in der Hofbibliothek sich befindenden Manuscripte: **Res gestae familiae Ottomanae** und **Reges Arsacidarum**, an sich brachte. Er war Ferdinand des I. und Maximilian des II. Hofkammerrath, und hinterließ nach seinem, im Schlosse zu Ebreichsdorf den 28. Nov. 1596 erfolgten Tode, eine herrliche Bücherſammlung, welche in der Folge Kaiser Matthias kaufte und der Hofbibliothek einverleibte.

Ein sonderbares Loos brachte die Schöpfung des berühmten Reisenden, Hieron. Beck von Leopoldsdorf, sein geliebtes Ebreichsdorf, nach dem Ausblühen seines Stammes, an seine Nachkommen von weiblicher Seite, an die Wartensteine zurück.

Eck (Das Haus zum scharfen)

in der Leopoldstadt hat von seiner Lage diesen Namen erhalten; denn die Donau macht hier eine jähe Biegung und bildet dadurch in der That ein scharfes oder spitziges Eck. — Vormals, als noch keine stehende Brücke die Stadt mit der jenseitigen Donauinsel verband, bestand hier eine Überfuhr mittelst Schiffen, die auch in späteren Zeiten, so oft eine Ausbesserung der Brücken es nothwendig machte, hergestellt wurde. In diesem Hause befindet sich eines der ältesten Donaubäder, und dasselbe ist in der Geschichte der Stadt auch als der Wohnsitz vieler orientalischer Botschafter aufgezeichnet. Hier wohnte der außerordentliche Gesandte Chadi Mustafa Effendi, welcher am 13. Mai 1748 anlangte, um dem Kaiser Franz I. zur Besteigung des deutschen Thrones Glück zu wünschen, und der von der berittenen Bürgerschaft zu Simmering empfangen und durch die Stadt in sein Quartier geleitet wurde. In demselben Hause nahm der den 24. März 1750 angekommene Gesandte von Tripolis, Hassan Effendi, seine Wohnung; bei dieser Gelegenheit sah Wien acht Christensclaven in seinem Gefolge, welchen hier die Freiheit ertheilt wurde. Auch ein zweiter Gesandter aus dem genannten Raubstaate stieg hier im J. 1756 ab. Im J. 1758 traf auch ein Abgesandter aus Algier hier ein.

Eiermarkt (auf der Seilerstätte).

Wer an einem Dinstage und Freitage Vormittags über die Seilerstätte geht, der weiß, was ein Eier- und Hühnermarkt ist. Lange, nachdem man dieses ohr- und nasebeleidigende Stadt-Revier verlassen und die schöne luftige Bastei am Carolinenthore erreicht hat, glaubt man durch eine natürliche Täuschung der Sinne sich noch immer in diesem Menschen- und Federviehgewimmel zu befinden; noch vibrirt das Trommelfell unserer Ohren von dem tausendstimmigen Gackern des jungen Hühnervolkes, und noch ist unser Geruchsorgan von dessen mephitischer Ausdünstung afficirt.

Für den Beobachter des menschlichen Treibens ist aber auch eine Wanderung in diese gallinischen Gefilde nicht ganz ohne Interesse. Schon die große Anzahl der hier feil gebotenen Hühner nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts, z. B. im J. 1804, wurden innerhalb den Linien Wien's in runder Summe 371,000 junge und 34,000 alte Hühner gebraten, gebacken und gesotten.

Wie aber Alles im Vorschreiten ist, so auch der Hühner-Consumo, welcher gegenwärtig sich auf 450,000 junge, und 47,000 alte Hühner beläuft. — Diese Zahlen verschwinden aber, wenn man die Blicke auf den numerischen Inhalt der reihenweise aufgestellten Eierfässer wirft.

Im J. 1804 wurden 21 Millionen in die Linien eingeführt, und von den Bewohnern der Stadt und Vorstädte in tausend Umstaltungen verzehrt. Seitdem hat sich der Eierverbrauch um nicht weniger als drei Millionen vermehrt und beträgt gegenwärtig 24,000,000 Eier. — Wenn nun die Hauptstadt Wien allein eine solche Eiermenge verschlingt, wie viel mögen erst im ganzen Lande Österreich unter der Enns, wie viel in Oberösterreich, in Böhmen, in Ungarn, — — in der ganzen österr. Monarchie — — verzehrt werden?

Der menschliche Forschungsgeist ist bekanntlich nie zu befriedigen; er hat sich daher auch mit der Untersuchung des spezifischen Gewichtes eines Hühnereies und der Bestandtheile, woraus es besteht, beschäftigt. Das Ergebniß seiner Forschung war, daß ein solches Ei im Durchschnitte 3¼ Loth wiegt und 1½ Kubikzoll hat. (Ein Gänsei wiegt 12 Loth und fast 9 Kubikzoll.) Die Schale von einem Hühnerei wiegt 2 Quentchen (von einem Gänsei 9), der Dotter 4 (dort 17) und das Weiße 7 Quentchen (von einem Gänsei 22).

Doch genug von Hühnern und Eiern, mehr Aufmerksamkeit verdienen die Hühnerhändlerinnen und Eierweiber. — Man beobachte eine solche originelle Marktfrau in ihrer flinken Geschäftigkeit, wie sie die Eier hin und her zählt und sie gegen Luft und Sonne hält, um die Qualität ihrer zerbrechlichen Waare zu prüfen.

Wenn man die Züge einer solchen Eierguckerin genau betrachtet, so erhalten wir, dem ersten Eindrucke nach, ein sprechendes Bild von Verschlagenheit und Eigennutz; — bei längerer Beschauung entwickeln sich in diesem meistens originellen Gesichte aber noch eine Fülle von Nebenbildern, die nicht weniger anziehen, als die Hauptphysiognomie desselben.

Neben der Eierguckerin sehen wir darin auch gewissermaßen eine Sternguckerin; denn wie Astronomen nach den dunklen Sonnenflecken, späht sie durch das Sehrohr ihrer Faust nach den schwarzen Punkten der Hühnereier, deren Schattenseite sie genau bestimmen kann. Wir sehen eine Beförderin der Aufklärung; denn die mindeste Unklarheit im Eierklare ist ihr ein Gräuel, und die Obscuranten der Eierwelt haben an ihr eine geschworne Feindin. Wir sehen eine echte Krämerin, die selbst verlegene, schlechte Waare, nämlich die faulen Eier, zur Osterzeit im bunten Aufputze gut an Mann zu bringen weiß. Wir sehen eine Moralistin, von der sogar die uralten und superklugen Chineser noch etwas lernen könnten; denn ohne den Confuzius gelesen zu haben, erkennt unser Weib die Wahrheit der Lehre, daß Eier und Steine nicht mit einander streiten sollen.

Sie ist eine bessere Geographin als die weisen Araber, weil in ihrem Kopfe sicherlich nie das geographische System derselben, daß nämlich ein erdumgürtender Ocean bestehe, worin die Erde wie ein Ei in einem Becken schwimme, entstanden wäre. Ein Blick auf ihre Züge sagt uns, daß sie gescheidter als die großkörpfigen Richter des berühmten Entdeckers von Amerika das bekannte Räthsel vom Ei des Columbus auf die natürliche, einzig mögliche Art gelöset hätte.

Dagegen aber müssen wir einige Zweifel hegen, ob sie den bekannten Eiertanz auszuführen im Stande sei. Ihr Körperwuchs hat zu wenig von einer hindostanischen Bajadere, und ihre Füße sind jenen einer ägyptischen Almé zu unähnlich, um eine solche Behauptung aufstellen zu können. Eben so tragen wir Bedenken, ihr trotz der reichen

Gabe Mutterwitzes, den wir ihr zutrauen, die Beantwortung der Frage zuzumuthen, wie man ein Ei in der Schale zwischen drei Personen theile? Ganz gewiß glauben wir aber versichern zu können, daß sie sich in die Erörterung: „ob die Henne eher gewesen sei, als das Ei,“ nicht eingelassen hätte.

Schon die Alten haben uns darüber ihre Gedanken eröffnet, wie man in den Abhandlungen des Athenäus im zweiten Buche der Tischgespräche, und bei dem Macrobius in seinen Saturalien (7. 16.) nachlesen kann; — dieser gibt den Vorzug der Erstgeburt eigentlich weder der Henne noch dem Ei, und läßt die Sache — wie es wohl nicht anders sein kann, und was ihm auch unser Eierweib hätte sagen können — unentschieden.

Wir glauben diese flüchtige Bemerkung nicht besser schließen zu können, als wenn wir über dieses unauflösbare Räthsel ein Sprüchlein mittheilen, das wir irgendwo gelesen zu haben uns erinnern:

Ohne Ei gibt's keine Henne,
Ohne Henne gibt's kein Ei;
Ist das Ei ein Kind der Henne,
So ist sie ein Kind vom Ei.
Als und ward die erste Henne,
Als und ward das erste Ei,
Ward uns da zuerst die Henne,
Oder ward zuerst das Ei?
Muß der Zirkel Ei und Henne
Urbeginnen von dem Ei?
Schwankender Verstand bekenne,
Daß dies ewig Räthsel sei.

Einhorn (Zum goldenen).

Diesen Schild führte vormals das in der Bischofgasse liegende Haus 635, ausgezeichnet durch sein Alterthum und als die Geburtsstätte eines um Wien sehr verdienten und an sich sehr merkwürdigen Mannes.

Der Eintritt durch den niedrigen Thorbogen und ein Blick in den Hofraum ist hinreichend, um das zweihundertjährige Alter des Gebäudes zu beurkunden. Sehenswerth ist der durch alle Stockwerke fortgesetzte Säulengang zur rechten Hand des Hofes, der, obgleich zu ebener Erde vermauert und eben so viele Nischen, als Säulen vorhanden sind, bildend, dem Hause ein eigenthümliches Ansehen gibt. Der heutige Bau rührt unbezweifelt von seinem einstigen Besitzer, dem Kaufmann Conrad Richthausen, her, dessen berühmter Sohn, Johann Conrad Richthausen, Freiherr von Chaos darin den 27. Nov. 1606 geboren wurde.

Nach einem vielbewegten Leben und nachdem er seiner großen Kenntnisse und ausgezeichneten Verdienste wegen oberster Erbmünzmeister in Österreich und oberster Kammergraf der ungarischen Bergstädte, so wie im J. 1653 von Ferdinand III. zum Freiherrn von Chaos ernannt worden war, starb er kinderlos mit Hinterlassung einer Witwe, Cordula, gebornen Brunnmeister, den 25. Juli 1663 zu Schemnitz, von wo sein Leichnam nach Wien gebracht und in der damals noch stehenden Pfarrkirche des Bürgerspitals in der Stadt beigesetzt wurde. Hier erbauete der Magistrat dem Freiherrn eine eigene Capelle, wo er ihm ein großes Denkmal von rothem Marmor mit einer ausführlichen Inschrift setzte. Bei dem Wiederaufbau des am 3. Nov. 1761 von den Flammen verzehrten Kärntnerthor-Theaters wurde diese Capelle, um Raum zu gewinnen, abgebrochen, und die Gebeine des Freiherrn kamen auf den Schwarzspanier-Friedhof nächst der Alsergasse, und vier Jahre darauf in eine besondere Gruft der Kirche des Waisenhauses auf dem Rennwege (heutige Artillerie-Caserne). Ein Verehrer dieses ausgezeichneten Mannes veranlaßte vor etwa zwei Decennien die Eröffnung dieser Gruft.

Sein großer Reichthum erzeugte und rechtfertigte zum Theil den Glauben, Chaos sei im Besitz der Goldmacherkunst gewesen, und in der That erhielt von ihm die kais. Schatzkammer eine Platte im Gewichte

von 300 Dukaten, welche urſprünglich Blei geweſen ſein, und die er in Gegenwart Ferdinand des III. in Gold verwandelt haben ſoll. Dieſe Platte hat auf einer Seite die Inſchrift:

Diva Metamorphosis,

und auf der andern:

Exhibitum Pragae d. 15. Jan. 1658 in praesentia Sacrae Ces. Maj. Ferdinandus III.

Einſiedelei (nächſt Ober St. Veit).

Gehen wir zum Einſiedler oder Eremiten, ſagt man ſich heute in jener Gegend, wie vor hundert Jahren, nur mit dem Unterſchiede, daß vormals auf jener Berghöhe eine ſtille Klauſe, heute ein lärmendes Wirthshaus ſteht, daß man dort vormals einen bärtigen alten Greiſen und heute viele bärtige junge Greiſe findet, daß vormals auf jener Höhe nur das Murmeln des Gebetes und heute das Schnattern der Frivolität gehört wird, und ſtatt dem Klange des Andachtsglöckleins dort jetzt Gläſer, Weinflaſchen und Bierkrüge klingen. Doch der Worte ſchon zu viel um anzudeuten, daß in der That ein Bruder des Ordens der Eremiten (ſ. daſ.) in der Vorzeit auf jener damals noch ganz von Waldungen bewachſenen Höhe ſeine einſame Zelle hatte, und daß erſt lange nach Aufhebung dieſer geiſtlichen Bruderſchaft ſich hier ein Gebäude erhob, woraus das heutige Gaſthaus wurde, welches ſeiner Lage und ungemein reizenden Ausſicht wegen, zu den anziehendſten Punkten in der Umgebung der Hauptſtadt gezählt wird, und als ſolcher einen zahlreicheren Beſuch verdient.

Eiſenbuch (Das)

oder eiſerne Buch der Stadt Wien iſt ein ſtarker Folioband und entſtand unter Friedrich dem Schönen. Dieſer Fürſt ſtellte der Stadt am 21. Jänner 1320 eine Handfeſte aus, womit er die mit den alten Bürgern beinahe abgeſtorbenen alten Ordnungen erneuerte und befahl, daß in Zukunft ein „rechtes Buch“ gehalten werden ſoll, um darin alle Rechte und Verordnungen, Armer und Reicher wegen hineinzuſchreiben.

Dieſe Handfeſte iſt der Anfang des noch vorhandenen Eiſenbuches, worin die damaligen Stadt-Vorſteher im Beginne alſo aufgezeichnet ſind: Conrad der Haarmarkter, Hubmeiſter, — Heinrich der Kraneſt, Bürgermeiſter, — Walchun, Stadtſchreiber, — Conrad der Hannsgraf, — die Herrn Niklas und Otto von Eslarn, — Herrmann von St. Pölten, — Andrä am Kienmarkt, — Stephan der Chrigler, — Niklas der Pell, — Dietrich der Cleber, — Rudolph der Kuhel, — Dietrich unter den Lauben, — Jakob der Kraneſt, — Pilgrim der Munderfer, — Heimann von Brüx, — Herr Michael und Wieſent und der kurze Leopold. — Die Handfeſte beginnt mit den Rechten der Bürger an der Burgmauth, an der Wagenmauth, an der Waſſermauth ſtromauf- und abwärts, am innern Zoll, am Fleiſchzoll und Getreidzoll am neuen Markte.

Als Albrecht der Lahme ſeinen Judenbrief erließ, kam in das Eiſenbuch in hebräiſcher Sprache über Revers der Sammlung der Juden zu Wien mit Willen ihres Leibs, unbezwungen und mit ganzem Herzen, daß ſie ſehen die Noth der ehrſamen Burger und den Zwiſt darüber, und wie ihnen das hart ſei, und wie ſie dazu thun wollen, mit Gottes Gnad und mit ihrer Gnad. Darum geben ſie hierfür zu leihen 1 Pfund Wiener Pfennig um 3 Pfennig, und 60 Pfennig, und wieder einen und 20 Pfennig um einen Helbling für die Woche den Reichen wie den Armen. Das haben ſie gethan zu Wien am Freitag am Neumond im Juli des Jahres 5093 als die Welt erſchaffen ward, und das ſind die Namen der jüdiſchen Meiſter: der arme Hadgimi, Sohn Eleazars, ſeine Seele ſei in den ſanften Gärten der Verſchämten, als er nie ward. Der betrübte Sadgia Hadgim, Sohn Seers, ſein Gedächtniß ſoll ſein in der zukünftigen Welt. Der betrübte Moiſe,

Sohn eines Meisters Gamliel, dessen Seele soll umfangen sein mit den lebendigen Seelen."

Im J. 1434 wurde der neue Meß-Eimer zu Jedermanns Nachachtung im Rathhause aufgestellt, wovon das Eisenbuch sagt: „Unter Hans Steger, Bürgermeister zu Wien und Kellermeister in Österreich ward ein neuer Meß-Eimer, Vater des Gewichtes gemacht, zur Abteuchung der Gewichte des Landes und ward zum ewigen Gedächtniß in den Rathsthurm gesetzt, und ist also ganzer 1 Zentner und 26 Pfund schwer. Item desselben Jahres ist die Glocke und die eiserne Stange, womit man jährlich alle Bergeimer vernichten soll, in das Rathhaus gesetzt worden." — Dieser Hanns Steger ließ das Eisenbuch fortsetzen, und alle seither erlassenen Verfügungen in das große Stadtbuch zusammenschreiben.

Herzog Albrecht V. ist der einzige Landesfürst, dessen Tod (als ein wahres Unglück für die Stadt) im Eisenbuche besprochen wird.

„1439 ist der allerdurchl. Fürst und Herr Albrecht römischer zu Ungarn u. Behaim König, Erzh. zu Österreich unser gnädigster lieber Herr hinabgezogen gen Ungarn wider die Türken, aber die Ungarn haben ihm nicht helfen wollen zu streiten, und sind etliche von ihm aus dem Felde gezogen und etliche sind blieben und haben ihre Knecht dawen geschickt, damit haben sie den frummen König aufgehalten, daß er ist krank worden und hat darnach auch von dannen gezogen also kranker auez dem langen Dorf bei Gran. Da hat er drei Geschäft gethan, eines gen Ungern, eines gen Behmen, eines gen Österreich, und darnach sein Geist aufgeben, am Erchtag Simon und Judä Abends und ist sein Leichnam geführt worden herauf gen Raab und man wollt ihn hier gen Wien bracht und nach seinem Empfelchen hier begraben haben. Da haben ihn die Ungarn nicht weren lassen und ihn gen Weißenburg geführt und da elendiglich begraben."

Eisenstadt.

Diese königl. ung. Freistadt liegt im Ödenburger Comitat, in einer angenehmen Gegend unter dem Leithagebirge; sie ist mit Mauern umgeben, zählt 6000 Einwohner, und zerfällt in den städtischen und fürstlich Esterhazy'schen Grund. In ersterem befinden sich das Rathhaus, ein Franziskanerkloster mit der fürstl. Gruft, die alte Pfarrkirche, die fürstl Kanzelei-Gebäuden und eine wegen der (1713) geherrschten Pest errichtete Dreifaltigkeitssäule. Der Schloßgrund, der einen Theil der obern Stadt bildet und auch die sogenannte Judenstadt umfaßt, enthält die fürstliche Caserne und das prächtige, 1805 erbaute Esterhazy'sche Schloß. Den Platz ziert ein Springbrunnen und die Säulengänge des Stall- und Wachgebäudes; zwei eiserne Gitterthore führen in den ob. Stadtgrund und in die Judenstadt. Das Schloß hat eine Auffahrtmaschine, welche sieben bis acht Menschen in das dritte Stockwerk hebt. Im Innern des Pallastes sieht man einen der größten, 4000 Menschen fassenden Sommersaal mit meisterhaften Plafondgemälden; die Capelle, wo Joseph Haydn die Musik leitete; das Theater, die Jagdkammer ꝛc. Merkwürdig ist der Park, der sich terrassenförmig auf das Leithagebirge hinaufzieht. Er enthält den Leopoldinentempel mit einer von Canova in carrarischem Marmor, in Lebensgröße und in sitzender Stellung verfertigten Bildsäule der Fürstin Marie von Lichtenstein, Tochter des F. Niklas von Esterhazy, die 262 Schritt lange Rosenallee mit 160 Rosenbäumen; den Marientempel mit reizender Aussicht; den Canal mit Wasserfällen, und die berühmten Treibhäuser und Orangerien mit 70.000 Pflanzen. Eine Dampfmaschine leitet das Wasser in alle Theile des Gartens; in einer Minute werden 3-½ C. 20 Klaft. hoch in den Teich gehoben. Nordöstlich von der Stadt liegt der fürstl. Thiergarten, der gegen 10.000 Klafter

im Umfange mißt, und ein Jagdſchloß nebſt 2 Faſangärten enthält. Eiſenſtadt hat ferner ein Bürgerſpital, ein Kloſter und Spital der barmh. Brüder, eine evangeliſche Schule und einen großen Calvarienberg mit der Wallfahrtskirche Maria Einſiedel und dem Modell des h. Grabes.

In unſers unſterblichen Haydn's Leben und Tod ſpielt dieſe Stadt keine unbedeutende Rolle; die Nähe derſelben, nämlich Rohrau, ein an der Grenze liegendes Örtchen, war ſeine Wiege; die Kirche derſelben birgt unter ihrem Chore ſeinen Grabſtein, in welchem die Gebeine des großen, in Wien dahin geſchiedenen Mannes erſt einige Jahre nach ſeinem Tode verſchloſſen wurden. Die ſchön gemalte Kuppel der Kirche iſt eine Arbeit des, im erſten Decennium unſeres Jahrhunderts verſtorbenen, Wolfgang Köpp; die Malerei der nahen Wallfahrts-Capelle von Ignaz Köpp, dem Sohne des Genannten.

Eiſerne Krone.

Als Napoleon den 5. Juni 1804 ſich zum Könige von Italien krönen ließ, ſtiftete er zum Andenken dieſer Feier und zur Belohnung verdienter Militärs jeden Grades, Beamten, Gelehrten und Künſtler einen Orden, welcher das Sinnbild der eiſernen oder der lombardiſchen Krone trägt, und den Namen Ordine di Corona ferrea, oder Orden der eiſernen Krone erhielt. Er ward in 3 Claſſen eingetheilt, nämlich: Dignitairs, Commandeurs und Ritter, mit den hiermit verbundenen Penſionen von 3000, — 700 und 300 Mailänder Lire; ſämmtliche Mitglieder dieſes Ordens gehörten zur letzten Claſſe der Adeligen, und wurden Ritter des Königreichs Italien genannt.

Noch jetzt leben eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern und genießen die Penſion (welche die Regierung des öſterreich. Kaiſerhauſes ihnen zufließen läßt) dieſes Ordens, deſſen Decorationen nach der Form des gegenwärtigen öſterreich. Ordens gleichen Namens, doch mit dem Unterſchiede getragen werden, daß die Decorationen der italieniſchen Ritter von Silber ſind, und an einem orangegelben mit grünen Randlinien durchzogenen Bande hängen.

Als das lombardiſch-venetianiſche Königreich unter dem Scepter des öſterreichiſchen Kaiſerthums vereint wurde, ſtiftete Kaiſer Franz I. zur Gründung des Andenkens an dieſe Epoche auf ewige Zeiten einen eigenen Orden, und ſanktionirte mit Dekret vom 1. Jänner 1816 die hierauf bezüglichen Statuten mit dem Beiſatze, daß dieſer Orden den übrigen k. k. Haus- und Kronenorden zugezählt werden ſolle.

Jeder Civil- oder Militär-Staatsbeamte kann dieſen Orden erhalten.

Die Mitglieder ſind ebenfalls in drei Klaſſen eingetheilt, und führen den Namen Ritter der eiſernen Krone. Die Würde des Großmeiſters beſitzt der Regent des Kaiſerhauſes.

Die Ordensdecoration iſt die eiſerne, lombardiſche Krone in Geſtalt eines Diadems, über welchem ein gekrönter Adler ſchwebt, mit einem doppelten, blau emaillirten Schilde, auf deſſen Vorderſeite der Buchſtabe F. auf der Rückſeite die Jahreszahl 1815 in Gold angebracht iſt.

Die Ritter der erſten Claſſe tragen die Decoration an einem goldgelben Bande, das an beiden Seiten mit dunkelblauen Marginalſtreifen geändert iſt, von der rechten zur linken Schulter, nebſtdem einen viereckichten, ſilbernen Stern auf der linken Bruſt, in deſſen Mitte, die eiſerne Krone mit dem Motto: Avita et Aucta angebracht iſt. Bei einer Ordensfeier aber tragen ſie die Decoration an einer goldenen Ordenscolans, die aus den in einander geſchlungenen Buchſtaben F. P. der eiſernen Krone und aus Eichenlaub-Guirlanden gebildet iſt.

Die Decoration der zweiten Claſſe unterſcheidet ſich von der erſten nur in der

Größe, und ſie wird an einem ſchmälern Bande um den Hals getragen.

Die Ritter der dritten Claſſe tragen das noch kleinere Ordenszeichen auf der linken Bruſt an einem ſchmalen Ordensbande.

Nur der Großmeiſter kann die Ordensdekoration mit Edelſteinen verzieren, hingegen kann jeder Ritter ſein adeliges Waven mit der Dekoration des Ordens ſchmücken, und ſich deſſelben lebenslang aller Orten bedienen. Die Anzahl der Ritter iſt auf 100 feſtgeſetzt, als: 20 Ritter der erſten, 30 Ritter der zweiten und 50 Ritter der dritten Claſſe; die Prinzen des Kaiſerhauſes nicht mitgerechnet.

Jeder mit dem Orden der erſten Claſſe gezierte Ritter wird, im Falle er die geheime Rathswürde noch nicht beſäße, in dieſelbe, die Ritter der zweiten aber werden auf ihr Anſuchen in den erbländiſchen Freiherrnſtand und die Ritter der dritten Claſſe in den Ritterſtand taxfrei erhoben.

Die Ritter der dritten Claſſe haben bei Ordensfeſten Eintritt in den Saal der geheimen Räthe, wo übrigens die Ritter der erſten und zweiten Claſſe immer freien Zutritt haben; ſo können auch die erſteren ohne Rückſicht auf den Stand bei Hoffeſten und Appartementszirkeln erſcheinen.

Übrigens gehen der St. Stephans- und St. Leopoldsorden, als Geſammtkörper betrachtet, vermöge ihrer früheren Einrichtung, dieſem Ritterorden dergeſtalt vor, daß der St. Stephansorden dem St. Leopoldsorden, und der letztere dem Orden der eiſernen Krone in gleicher Kathegorie vorgeht; nichtsdeſtoweniger ſind dieſe drei Orden als einander gleich zu betrachten.

Jeden erſten Sonntag nach dem 7. April, an welchem Tage die lombardiſch-venetianiſchen Staaten dem Hauſe Öſterreich wieder anheim gefallen ſind, wird alle Jahre in der k. k. Hofburg-Pfarrkirche in Wien das Ordensfeſt gehalten, wozu ſämtliche in der Reſidenz anweſenden Ordensritter mit ihren Inſignien und in den Ordenskleidern erſcheinen. Nach dem Tode eines Ritters muß die Ordenscolane nebſt den übrigen Inſignien und dem Statutenbuche von den Erben dem Ordensſchatzmeiſter zurückgeſtellt werden.

Eisgrub.

Der uns durch die Eiſenbahn ſo nahe gerückte fürſtl. Lichtenſtein'ſche Markt und Schloß Eisgrub liegt im Brünner Kreiſe Mährens. An das Schloß ſtößt gegen Nordoſten ein Park, der unter dem jetzigen Fürſten viel von ſeinem vorigen Umfange verloren hat, jedoch herrlich umgeſtaltet worden iſt. Die Thaya durchſtrömt ihn in verſchiedenen Krümmungen, und bildet mehrere Inſeln, davon einige zur Sommerszeit mit ausländiſchem Geflügel bevölkert ſind. Zahlreiche Brücken verbinden die durch Waſſerflächen getrennten Parthien. — Unter den architektoniſchen Merkwürdigkeiten, mit welchen der Park ausgeſchmückt iſt, behauptet der orientaliſche Thurm mit ſeiner Moſchee den erſten Rang. Unſtreitig iſt er das ſehenswürdigſte Gebäude in Mähren. — Die Ausſicht von der Laterne in die umliegende Gegend iſt entzückend. Auf einer kleinen Inſel erhebt ſich ein chineſiſcher Pavillon mit den prächtigen, ehemals in Verſailles aufbewahrten 6 Tapeten, die allgemein bewundert werden. Rechts vom Schloße, am Fuße einer ſanften buſchigen Erhöhung, trifft man ein Badhaus, das durch ſeine antike Form, durch den vorliegenden Waſſerſpiegel, und durch die im Hintergrunde ſpringenden Waſſerſtrahlen ſich als die anmuthigſte Parthie empfiehlt. Der Dianen- (ſpäter Sonnen-) Tempel iſt, ohne dem untern Theil, dieſſeits der Thaya aufgeſtellt worden. Das Ende des Orangerie-Gebäudes läuft in einen prachtvollen Tempel aus. Er iſt den Muſen geweiht, deren gefällige Statuen hier in Niſchen aufgeſtellt ſind. Noch iſt daſelbſt bemerkenswerth: die Grotte mit den drei Grazien auf einem Steine von Fiſcher in Wien

gearbeitet, ein massiver Aquedukt, von dem sich das Wasser in den Canal schäumend stürzt, und die Wasserkunst, ein Druckwerk, durch welches das Wasser aus dem Thayaflusse in die Bassins des Orangerie-Platzes und des Küchengartens gehoben wird. Das Reitstallgebäude ist eines der schönsten in Mähren. Endlich sind auch die hiesigen Anpflanzungen ausländischer Holzgattungen zur Emporbringung der Forst-Cultur einzig in ihrer Art.

Elend (Im). Elendbastei.

Die Elend- oder heutige Schottenbastei wurde nach der ersten Belagerung durch die Türken (1529) nach Hirschvogl's Plan und zwar wie die Braunbastei auf Kosten der deutschen Reichsstände erbaut; sie hatte daher dieselbe Inschrift wie jene und war 1561 vollendet. Daß diese Bastei, welche sich vom Stabs-Stockhaus bis zum Arsenal erstreckt, und der daran stoßende Bezirk der Stadt oder die heutige Zeughausgasse den Namen der Elendbastei und die Gegend im Elend genannt wurden, weil daselbst arme Leute und verdächtiges Volk wohnte, ist eben so unrichtig, als die Angabe, dieser Name sei entstanden, weil hier der Landungsplatz oder die sogenannte Anländе der Schiffe auf der Donau war, woraus durch Korruption im Munde des Volkes das Wort Eleno sich gebildet habe. Ellend, ellene waren im Deutschen ehemals Peregrini, Fremdlinge. Ellend hieß daher eine Herberge (Pez). — Es gab in Wien auch ein Bürgergeschlecht des Namens Ellend, die Ellende, von welchen Herrmann Ellend ein Haus in der Rosen-Lucke in der Alsergasse hatte (Fischer).

Im Mittelalter wurden jene Gassen der Städte, in denen sich Herbergen für Fremde befanden, und die gewöhnlich in einem Viertel der Stadt beisammen lagen, mit dem allgemeinen Namen »Elend« bezeichnet. Heute paßt das Wort »Elend« nicht mehr auf die Fremdenherbergen, wohl aber darauf, daß wir Deutsche noch so häufig Fremde im eigenen Vaterlande sind.

Eleonore (von Mantua).

Diese Fürstin war die Tochter Herzog Carl des II. von Mantua und erblickte den 18. Nov. 1629 das Licht der Welt. Sie besaß viel wissenschaftliche Bildung und ragte an Tugend über alle Fürstinnen ihrer Zeit empor. Sie wurde den 30. April 1651 die dritte Gemahlin Kaiser Ferdinand des III. Zwei Erzherzoginnen, wovon die eine Königin von Polen, die andere Churfürstin von der Pfalz wurde, und ein Erzherzog, der im ersten Lebensjahre starb, waren die Früchte dieser Ehe, welche der Tod den 1. April 1657 trennte. Eleonore behauptet in den Annalen des Kaiserhauses eine ehrenvolle Stelle und hat sich durch Stiftung des hochadeligen Sternkreuzordens ein ewiges Denkmal gesetzt. Die Pflichten desselben bestehen in der Verehrung des Erlösers, in dem öftern Gebrauche der h. Sacramente, in einer bescheidenen Einfachheit der Kleidung, Reinheit der Sitten, in Werken des Wohlthuns und einem tugendhaften Lebenswandel. Die oberste Schutzfrau des Ordens ist immer auf Lebenszeit die jedesmalige Kaiserin oder die vornehmste Prinzessin des Kaiserhauses. Ihr zugetheilt sind zwei Verordnete, ein Ordens-Sekretär und vier Rathsfrauen. Ein eigener Caplan liest täglich in der Hofkapelle für das Seelenheil der Stifterin eine Messe.

Eleonore (Magdalene Theresia) von der Pfalz.

Schon in früher Kindheit fühlte diese Tochter des Churfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz einen mächtigen Hang zum klösterlichen Leben und eine Frömmigkeit, die in späterer Zeit das richtige Maß überschritt und ihr Rathschläge Folge leisten hieß, gegen welche sich unzweifelhaft ihre innere Über-

zeugung sträubte. Im Begriff im Nonnenkloster zu Eybel den Schleier zu nehmen, warben fünf mächtige Fürsten um ihre Hand. Unter diesen befand sich Kaiser Leopold I. dessen Gemalin, Claudia Felicitas, gestorben war, und der seinen Leibarzt von Beckers abgeordnet hatte, für ihn an den deutschen Höfen eine Braut auszusuchen. In Düsseldorf angekommen, glaubte dieser Mann den Gegenstand seiner geheimen Sendung gefunden zu haben; er machte seinem Gebieter eine so vortheilhafte Schilderung von der Prinzessin, daß der Graf Colloredo als Brautwerber abgeordnet wurde. Mit schwerem Herzen vertauschte Eleonore den Schleier mit dem Diademe. Ihre Familie begleitete sie nach Passau, wo der Kaiser die Hochzeit zu feiern beschlossen hatte; diese erfolgte den 14. Dezember 1675. Sie war ihm in trüben wie in heiteren Tagen die liebevollste Gattin und besaß sein innigstes Vertrauen. Sie folgte ihm sogar auf der Jagd und verstand es, sein zur Schwermuth geneigtes Gemüth aufzuheitern. Sie gebar ihm zehn Kinder, drei Prinzen und sieben Prinzessinnen. Auch als Mutter waren ihr große Prüfungen vorbehalten. Fünf Kinder mußte sie frühzeitig begraben; darunter war auch ihr Erstgeborner, Kaiser Joseph I., der ohne Nachkommenschaft starb. Ihr geliebter Sohn Carl (VI.) hatte auf ewig von ihr Abschied genommen, um den Königsthron Spaniens zu besteigen, den er nun verlassen mußte, um sich die Kaiserkrone aufzusetzen. Kaiser Leopold hatte an ihrem Herzen seinen Geist aufgegeben; mit der einen Hand hielt sie das Haupt des Sterbenden und mit der andern hielt sie in der seinigen, die schon erkaltet war, die geweihte Kerze fest. Nach seinem Tode ließ sie in der Todtencapelle der Augustiner-Hofkirche ein Seelenamt für ihn halten und jährlich an seinem Sterbtage 500 Messen für ihn lesen. Nach dem Tode ihres Sohnes Joseph des I. führte sie mit vieler Umsicht und Energie, die nur in Glaubenssachen zuweilen zu weit ging, die Regierung bis zur Ankunft Carls VI. aus Spanien. Am 1. Jänner 1720 begab sie sich allein früh um 7 Uhr in die Burgcapelle, wo sie, da sie ungewöhnlich lange ausblieb, aufgesucht und auf dem Boden gleich einer Todten unbeweglich und sprachlos ausgestreckt gefunden wurde. Sie kam zwar wieder zu sich, aber ohne die Sprache wieder zu erlangen. Sie starb den 19. Jänner des genannten Jahres. In ihrer eigenhändigen letzten Verfügung befahl sie, ihren entseelten Körper weder zu entblößen noch zu waschen, sondern ihn in eine einfache Nonnentracht zu hüllen, ihr einen hölzernen Rosenkranz in die Hände und einen eisernen Gürtel um den Leib zu geben. Auf ihrem, in der Kaisergruft bei den Capuzinern befindlichen einfachen Sarg steht nach ihrem Willen:

„Eleonore, eine arme Sünderin, † den 19. Jänner 1720."

Ihre Enkelin, Maria Thereſia, ließ über diesen einfachen Sarg einen kostbareren machen.

Eleonore (von Portugal).

Diese Prinzessin und ihre zwei Schwestern galten für die schönsten Fürstentöchter Europens. Der Ruf ihrer Reize, ihres edlen Charakters und klaren Geistes drang bis zu Kaiser Friedrich III., der bereits 38 Jahre alt geworden war, ohne an eine Vermälung gedacht zu haben. Er warb um ihre Hand und erhielt ein freudiges Jawort. Die Prinzessin landete in Livorno, wo ein Abgesandter des Kaisers sie mit einem glänzenden Gefolge empfing, um sie nach Siena zu geleiten, wo Friedrich sie erwartete. Die erste Zusammenkunft ward durch die gegenseitige Überraschung, sich in seinen hochgespannten Erwartungen, denn auch Friedrich war ein ungemein schöner Mann, nicht getäuscht zu sehen, zur hohen Feier. Das hohe Paar hielt den 9. März 1452 seinen Einzug in Rom, der an Glanz und Pracht als

unübertroffen gepriesen wurde. Mit dem höchsten Pomp wurde die Vermälung von dem Papst vollzogen und einige Tage darauf Friedrich zum römischen Kaiser gekrönt, welche Ehre die junge Kaiserin mit ihm theilte. Allein schon im 30. Jahre ihres Alters und im 18. ihrer Vermälung rief der Tod die im vollen Glanze ihrer Schönheit stehende Fürstin ab. Sie war den 8. September 1437 geboren, wurde in Rom den 16. März 1452 vermält und starb sieben Tage vor ihrem 30. Geburtstag, den 1. Septemb. 1467 zu Wiener-Neustadt, wo drei ihrer Kinder begraben lagen, neben welchen sie ihre Ruhestätte wählte. Der Kaiser wies jeden Vorschlag zu einer neuen Verbindung zurück und bewahrte ihr Andenken heilig in seinem Herzen. Zwei Kinder überließ sie ihm, Maximilian, nachmals der I. dieses Namens, und Cunigunde, welche an Herzog Albrecht von Baiern vermält wurde.

Elephantenhaus.

Diesen Namen führte einige Jahrhunderte hindurch das Eckhaus vom Graben gegen den Stockimeisenplatz, (619), worin sich heute im ersten Stocke das Kaffehhaus zur goldenen Krone befindet. Mit der Benennung des Elephantenhauses ist eine interessante geschichtliche Erinnerung und der Umstand verbunden, daß sie die Erscheinung des ersten Elephanten in Wien der Nachwelt aufbewahrt hat.

Am 14. April 1552 hielt der erstgeborne Sohn Kaiser Ferdinand des I., der Prinz Maximilian (später als Kaiser der II. dieses Namens), nach einem vieljährigen Aufenthalte in Spanien, wo er geboren wurde, mit seiner Gemahlin Marie, einer Tochter seines Oheims, Kaiser Carl des V., in Wien seinen feierlichen Einzug, der sich nicht nur durch Pracht und Reichthum, sondern auch dadurch vor allen ähnlichen früheren Fällen auszeichnete, daß dabei nebst vielen andern Seltsamkeiten auch ein Elephant mitgeführt wurde, der in Wien um so mehr Aufsehen machte, als man dieses Thier daselbst noch nicht lebendig gesehen hatte. — Bald darauf wurde dieses Riesenthier an der Seitenwand des obgedachten und damals den Namen der Mörung führenden Hauses zum fortwährenden Andenken in seiner ganzen Lebensgröße, und zwar von Sandstein in Basrelief abgebildet und mit einer lateinischen und deutschen erklärenden Inschrift versehen. Diese lauteten:

Sincera Pictura Elephantis, quem Serenissimus
Rex Maximilianus
Primo Viennae spectandum exhibuit Mense
Aprili Anno MDLII.

Dieses Thier heißt ein Elephant,
Welches ist weit und breit bekannt,
Seine ganze Größ, also Gestalt
Ist hier gar fleißig abgemalt,
Wie der König Maximilian
Aus Hispanien hat bringen lan,
Im Monat Aprilis fürwar
Als man zählt 1552 Jar.
Renovatum ann. Chr. MDCCXXVII.

In diesem Jahre der Erneuerung (1727) war das Basrelief so verwittert, daß es ganz beseitigt und durch ein Wandgemälde von gleicher Größe ersetzt wurde und an dem Hause bis im Jahre 1789 zu sehen war, wo es bei Vornahme eines neuen Baues übertüncht wurde. — Dieses alterthümliche Haus ist auch seiner Bauform wegen merkwürdig; es entstammt mit seinen zwei hohen Giebeldächern dem Anfange des 16. Jahrhunderts und hat folglich ein Alter von mehr als 3 Jahrhunderten.

Elisabethinerinnen-Kloster und Spital.

Es wird ein reiches Maß der Gnade Gottes und eine besondere Seelenstärke erfordert, sich dem schweren Dienste der Krankenpflege freiwillig zu unterziehen.

Beides besaß die h. Elisabeth, Tochter

des Königs Andreas von Ungarn und Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Sie entſagte in ihrem frühen Witwenſtande dem Hofleben, begab ſich mit ihren Dienerinnen in die Einſamkeit, ſtiftete ein Spital zu Marburg und widmete ihre übrigen Lebenstage der Wartung der Kranken. Ihre Schülerinnen traten mit ihr in den dritten Orden des h. Franciscus und fügten in der Folge den gewöhnlichen drei Gelübden noch das vierte des Krankendienſtes bei. Angiolina di Corbaro, Tochter Jacobs von Annibali war die erſte, welche ſich 1395 in Fuligno durch ein Gelübde der Krankenpflege gewidmet hatte.

Jacob Graf von Leſlie und ſeine Frau, Maria Thereſia von Lichtenſtein, brachten 1690 eine Colonie dieſer Nonnen, aus Duren bei Jülich nach Graz in Steiermark und ſtifteten denſelben ein Kloſter und ein Spital. Sie hießen Maria Clara Haſſinn, Maria Joſepha Ruppe und Maria Anna Weißweißin.

Von Graz brachte ſie die Gräfin Leſlie den 21. Aug. 1709 nach Wien in der Ungargaſſe, und zwar Anfangs in eine ſchlechte Wohnung und hierauf den 10. Oktob. in das Haus des Dr. Thron. Die Kaiſerin Eleonora Magdalena, Witwe Leopold des I., faßte zu dieſen Frauen eine beſondere Vorliebe und bewirkte vom Papſte die Erlaubniß, ihnen ein Kloſter zu bauen, wozu der von der Fürſtin Montecuculi erkaufte Bartolettiſche Garten 1710 verwendet, und in der Eile ſo hergeſtellt wurden, daß die Nonnen ſchon den 25. April 1710 den Krankendienſt zu verſehen anfingen.

Zwiſchen 1710 — 1715 wurde die Kirche, das Spital und die Gruft erbauet. Die genannte Fürſtin ſtiftete eine tägliche Meſſe, die Erzherzogin Magdalena gab die Kirchenparamente her, die Kaiſerin Eleonora ſtiftete 20 Krankenbetten durch ein Kapital von 20,000 fl. und das Haus Lichtenſtein gab einen Beitrag von 6000 fl. — Die Unterſtützungen wurden bald ſo bedeutend, daß die Nonnen das Dott'ſche Haus kauften, im J. 1798 neu erbauten und ſeitdem davon die Zinſen beziehen.

Die Kirche iſt hell und geräumig; das Hochaltarblatt ſtellt die h. Eliſabeth vor, von Cymbal gemalt; die Bilder der Seitenaltäre ſind von Baumgartner (1711). An der rechten Seite der Kirche iſt der merkwürdige Grabſtein der erſten Oberinn, Maria Joſepha Ruppe (geſtorben 1736, 77 Jahre alt und Errichterin dreier anderer Klöſter).

Kloſter und Kirche ſind in einem ſchönen Style erbaut und mit einem kleinen und großen Thurme verſehen. Die Zimmer der Nonnen ſind beinahe alle von gleicher Größe. Auch befinden ſich zwei Gärten dabei, einer für die Nonnen und der andere für die Reconvalescenten. Im erſten ſteht eine Statue des h. Johann von Nepomuck zum Andenken zweier durch den Wienfluß 1741 und 1785 verurſachten Überſchwemmungen, bei welchen das Waſſer in die Kloſtergewölbe, Vorrathskammern und ebenerdigen Zimmer drang. Den 1741 verurſachten Schaden erſetzte Maria Thereſia, welche zugleich ein mit dem Kloſter verbundenes Gebäude für kranke weibliche Hofleute aufführte. Der Schaden von 1785 wurde größten Theils durch die Familien Pilgram und Natorp vergütet.

Das Spital hat eine eigne, von einer Ordensfrau geleitete Apotheke. Von 1770 — 1779 ſtarben von 1200 aufgenommenen Kranken nur 57 und von 1804 — 1812 von 1518 nur 873.

Im Jahre 1809 nahmen ſie vom 1. Juli bis zum Abzug der Franzoſen mit edler Bereitwilligkeit auch verwundete Soldaten auf, die ſie mit gleicher Sorgfalt pflegten und wovon keiner ſtarb.

In unſeren Tagen trat die Nothwendigkeit einer größeren Räumlichkeit zur Unterbringung der geſtiegenen Zahl der Kranken und der Ordensfrauen gebieteriſch hervor. Im Auguſt 1834 fing der Bau des neuen Spitals

an, welches im Herbste 1836 vollendet war. Der Grundstein wurde erst den 24. April 1837 gelegt und das neue Gebäude und seine Capelle vom Weihbischof Anton von Buchmayer zu Ehren des h. Markus eingesegnet. Der Grundstein wurde in der Todtencapelle geweihet; er enthält verschiedene Reliquien, den Personalstand des Conventes, die gangbaren Münzen, den Plan des Gebäudes, die Unterschriften der Anwesenden, die Rechnung über die Kosten des Baues und die Namen der Gutthäter.

Den 20. Juni 1837 wurden die Kranken in das neue Spital gebracht; die alten Krankenzimmer wurden zum Theile zu Zellen für die vermehrte Zahl der Ordensschwestern und zum Theil zu Wohnungen für die Dienstleute verwendet.

Die Klostergemeinde bestehet dermalen aus 46 Profeß-Schwestern und 4 Novizinnen. Das neue Spital hat sieben Krankensäle, zusammen mit 91 Betten.

Die Achtung, die dieser Orden, dessen Hauptregel der Armuth beizustehen und Kranke zu heilen gebietet, genießt, ist Ursache, daß er selbst in Ländern, wo die Klöster aufgehoben sind, fortbesteht. Wenn auch einige Klöster die graue Tracht beibehalten haben, so ist doch die gewöhnliche Kleidung kastanienbraun mit gleichfarbigem Skapulier, dazu ein weißer Strickgürtel mit fünf Knoten, weißer Wimpel und Weihel, der selbst die Augenbraunen bedeckt. Darüber tragen sie einen größeren Weihel und bei Ceremonien einen weiten braunen Mantel.

Elisabeth (von Kärnten).

Diese Prinzessin war Kaiser Albrecht des I. Gemalin und die einzige Tochter Herzogs Meinhard zu Kärnten und Tirol, welche schöne Länder durch sie an das Haus Österreich gelangten. Sie gebar ihrem Gemahl 21 Kinder, von denen eilf am Leben blieben. Sie wird eine an Schönheit, Verstand und Tugend unübertreffliche Fürstin genannt; die berufen war, an der Seite ihres Gatten, dessen Regierung mit Widerwärtigkeit begann und durch Meuchelmord endete, eine dornenvolle Bahn zu wandeln. Bald nach ihrer Vermählung mit Albrecht schlug ihn sein Vater, Rudolph I. zum deutschen Kaiser vor; er wurde auch als solcher nach Besiegung des Gegenkaisers, Adolph's von Nassau, gekrönt, jedoch bald darauf von den rheinischen Kurfürsten abgesetzt, die ihn als Adolphs Mörder anklagten. Als er siegreich die Kaiserwürde behauptet hatte, brachten heimliche Feinde ihm Gift bei, welches ihm ein Auge raubte. Nur Elisabeths treffliche Pflege und der Gebrauch des Bades zu Baden stellten ihn wieder her. Ihr verdankt man die Entdeckung der ergiebigen Salzquellen zu Gmünd in Oberösterreich, wo sie Pfannen zum Sieden des Salzes errichten ließ, wodurch die Länder ihres Gemahls durchaus mit Salz versorgt wurden. Aus der frohen Erwartung, nach überstandenen Stürmen des Lebens sich endlich an Albrechts Seite eines heiteren Abendroths zu erfreuen, riß sie die Kunde seiner Ermordung durch seinen Neffen, Johann von Schwaben, als sie mit ihrer Tochter, der Königin Agnes von Ungarn und mit der Stiefmutter ihres Gemals sich nach Rheinfelden begeben hatte, wo er sie zu besuchen versprochen hatte. Elisabeth, die 26 Jahre mit ihm vermählt gewesen war, ließ auf der Stätte, wo er seinen Geist aufgegeben hatte, ein Bethaus erbauen, wohin zwei geistliche Brüder adeliger Herkunft berufen wurden, täglich für die Ruhe seiner Seele zu beten, bis sie vereint mit ihrer genannten Tochter, dort das Kloster Königsfelden gründete, in welchem sie, die Blutrache ihr überlassend, nach fünf Jahren den 18. Oktober 1313 im 50. ihres Lebens starb und begraben wurde.

Elisabeth (von Österreich),

Königin von Frankreich, war 1554 geboren und die Tochter Maximilian des II. und

Maria's von Österreich, Tochter Carl des V. Sie ward sehr jung an König Carl IX. vermält und folgte ihm 1570 nach Paris. Sie ist eine der tugendhaftesten Fürstinnen, welche je die Krone Frankreichs getragen haben. Carl, der ganz unter dem Einflusse seiner Mutter, der berühmten Katharina von Medicis stand, nannte seine Gattin seine Heilige und hielt sie von den blutigen Anschlägen Katharinens ganz fern, so blieben ihr auch die Gräuel der Bartholomäusnacht fremd. Carl IX. starb 1574. Elisabeth begab sich nach seinem Tode nach Wien zurück, und verlebte den Rest ihrer Tage im Witwenschleier mit geistigen Beschäftigungen. Sie starb, 38 Jahre alt, am 22. Jänner 1592, nachdem sie in Wien das Königs-Kloster der Clarisserinnen (s. d.) und in Prag die Kirche aller Heiligen gegründet hatte.

Elisabeth (von Ungarn).

Sie war Kaiser Sigmund's einzige Tochter und Erbin, und wurde dem Erzherzoge Albrecht (als Kaiser II.) im J. 1422 vermält. Sigmund hatte diesen ausgezeichneten Prinzen vor allen übrigen zum Schwiegersohne und Erben seiner Kronen auserwählt. Die glückliche Ehe Elisabeths wurde aber im 17. Jahre ihrer Dauer durch den Tod Albrechts getrennt. Zwei Söhne und zwei Töchter waren die Früchte dieser Verbindung. Der älteste Prinz starb als Knabe und der zweite Ladislaus kam erst dann an das Tageslicht (22. Febr. 1440), als sein Vater bereits gestorben war (17. Octob. 1439), was ihm den Beinamen Posthumus verschaffte. Mit dem Tode ihres Gemals begann für die verwitwete Kaiserin ein ereignißvolles unruhiges Leben, dessen Zielpunkt dahin gerichtet war, ihrem Sohne die Reiche seines Vaters zu erhalten, der Friedrich (III.) von Österreich zum Vormund seines Sohnes ernannt hatte. Elisabeth ließ den vier Monate alten Prinzen zu Stuhlweißenburg zum König von Ungarn krönen, und sie verfiel dabei auf einen Einfall, der nach ihren Ansichten dem gekrönten Kinde für immer den Thron seiner Väter sichern sollte.

Die ungarische Krone, ein Heiligthum in den Augen des Volkes, wurde nach jedesmaligem Gebrauch sorgsam in ein seidenes Tuch gewickelt, in ein Kästchen verschlossen und dieses dann von den Kronwächtern versiegelt. Elisabeth hatte eine Ehrendame aus dem Hause der Frauenauer, welche auserseben wurde, das Vorhaben auszuführen. Als die Krönungsceremonie vorüber war, wickelte Elisabeth in Gegenwart der Bischöfe und Magnaten die Krone in das Tuch und übergab sie so dem Fräulein von Frauenauer, um selbe zu dem Kästchen zu tragen. Diese hatte schon vorher in ein gleiches Tuch einen schweren Körper gewickelt, welchen sie mit vieler Gewandtheit mit der Krone vertauschte und der statt ihrer in dem Kästchen versiegelt und nach Wissegrad, dem gewöhnlichen Aufbewahrungsorte, gebracht wurde. Elisabeth brachte die Krone nach Wiener-Neustadt und übergab sie hier dem Kaiser Friedrich III. Elisabeth starb einige Jahre darauf 1443 zu Raab nach dreitägigen schweren Leiden, die allgemein einer Vergiftung zugeschrieben wurden.

Elisabeth (Wilhelmine Ludovica) von Würtemberg

war die erste Gemalin Franz des I., damals Erzherzogs, und wurde zu Treptow den 21. April 1767 geboren. Sie war das achte Kind Herzogs Friedr. Eugen von Würtemberg und der Herzogin Friederike Dorothea Sophie, Tochter des Markgrafen Friedr. Wilh. von Schwedt. Ihre erste Erziehung war sorgfältig. Unter der Leitung der Freyin von Berk erwarb sie sich vorzügliche Kenntnisse und große Fertigkeit in der deutschen und italienischen Sprache. — Nachdem der Großfürst von Rußland ihre ältere Schwester zu

seiner zweiten Gemalin ausgewählt hatte, lenkte sich die Aufmerksamkeit Kaiser Joseph's auf Elisabeth, um sie zur Gemalin seines Neffen zu bestimmen. Er sah sie 1781 zu Mümpelgard, und im folgenden Jahre kam sie, 15 Jahre alt, mit ihrer Schwester, der Großfürstin von Rußland, nach Wien. Pater Langenau machte sie mit den Grundsätzen der kath. Religion bekannt, die sie den 26. Dez. 1782 in der Burgkapelle annahm. Sie konnte monatlich über 100 Dukaten schalten, die sie zu wohlthätigen Zwecken verwendete; auch bat sie den Kaiser, von ihrem Gehalte jährlich 1000 fl. an ihre vormalige Erzieherin v. Vork abtreten zu dürfen, welches ihr der Kaiser, der die zärtlichste Sorgfalt für sie trug, auch bewilligte. 1784 kam der 16 jährige Prinz Franz nach Wien, der sie von nun an häufig sah, und sie auf ihren Spaziergängen begleitete. Am 6. Jänner 1788 wurde sie mit ihm vermählt. Wenige Monate hierauf entriß sich ihr Gemal ihren Armen, um seinem Oheim in's Feld zu folgen. Indessen erfreute sie das österr. Haus durch die Hoffnung von Nachkommenschaft; aber dieser ihr Zustand wurde durch die Krankheit des Kaisers sehr beunruhigt. Sie sah ihn noch wenige Tage vor seinem Tode, und mußte sich ohnmächtig von ihm wegbringen lassen, da sie den Anblick seiner blassen abgezehrten Gestalt nicht ertragen konnte. Am 17. Febr. 1790 empfand sie ihre herannahende Niederkunft, gebar eine Tochter, schlief ein, und starb den folgenden Morgen um 6 Uhr.

Engel (Das Haus zum goldenen)

in der Stadt war zur Zeit des verhängnißvollen Bruderzwistes zwischen Kaiser Friedrich III. und dem Herzoge Albrecht das schönste und bequemste Haus in Wien. Es gehörte damals dem Bürger Hanns Kaufdorfer, den Joh. Hinderbach, Fortsetzer der Geschichte des Aeneas Sylvius „ein trefflicher Werkmeister in jeglicher Unternehmung" nennt, der von Keinem überboten wird in heiterem Scherz, in königlicher Freigebigkeit und in Geschmack der Gastmäler. Dieses Mannes Gast war der berühmte zum Abschluß der Concordaten nach Wien gekommene Cardinal Johann von St. Angelo Carvajal, dem zu Ehren er sein Haus den Namen zum goldenen Engel gab.

Ennenkl (Joh.).

Einer der ältesten Geschichtschreiber, der sich Jansen Ennenchel nach damaliger Weise nannte. Er war 1237 in Wien geboren und starb daselbst wahrscheinlich um 1300. Er hinterließ das schätzbare Werk: Fürstenbuch von Österreich und Steiermark (bis 1246 reichend), herausgegeben von Megiser (Linz 1618, 1740). Eine Parthie seiner Universal-Chronik ist in Pez's Scriptor. rerum austriac. Band 2. aufgenommen; und die Chronik der Fürsten von Österreich ꝛc. in Rauch's rerum austriac. scriptor. Bd. 1. — Ennenkl war es, der zu den späterhin sehr allgemein gewordenen Reimchroniken den Ton angab.

Erdbeben.

In den Jahrbüchern Wien's sind nur zwei bedeutende Erdbeben verzeichnet, welche seine Grundfeste auf eine furchtbare Art erschütterten.

Das erste geschah am 15. Sept. 1590; es kehrte von 5 Uhr Abends bis nach Mitternacht mit immer gewaltigeren Stößen wieder, welche den Stephansthurm erschütterten, und die Helmstange, worauf der Knopf ruhte, so stark krümmte, daß man lange zu thun hatte, bis man deren Gleichrichtung bewerkstelligen konnte. An mehreren Orten öffnete die Erde weite Schlünde, der Jesuitenthurm stürzte zusammen, die meisten Häuser und viele Kirchengewölbe bekamen bedenkliche Risse. Das Wirthshaus zur goldenen Sonne,

heute Nr. 725 des Hrn. Chriſt. Plattenſteiner (ſ. goldene Sonne), fiel ganz in Schutt, und eilf Menſchen, die nicht ſchnell genug ſich retten konnten, wurden erſchlagen. Der Schrecken war unbeſchreiblich. Bis zum 17. September erneuerten ſich die Erdſtöße, ohne jedoch weiteren Schaden zu verurſachen. Die windſtille, ſengende Hitze wich einem tagelangen Platzregen, unter deſſen Strömen der Erzherzog Ernſt (Statthalter von Öſterreich während der Abweſenheit des Kaiſer Rudolph des II. in Prag), und ſeine Schweſter Eliſabeth (Witwe Carl des IX. von Frankreich und Stifterin des Königskloſter nächſt der Burg) eine große Prozeſſion nach St. Stephan anführten.

Das andere Erdbeben fällt in die neuere Zeit und war nicht weniger heftig. Es ereignete ſich am 27. Februar 1768 gegen 3 Uhr Morgens, an welchem binnen 30 Secunden mehr als 100 gerade und heftig nach oben wirkende Stöße mit furchtbarem unterirdiſchen Getöſe geſchahen, wobei die Donau aus ihren Ufern trat, Brücken abriß, Mauern und Planken umſtürzte, und eine unſchätzbare Quantität Wein in den Kellern verdarb.

Auch in Wiener Neuſtadt erhielt die k. k. Burg, oder das heutige Militär-Akademie-Gebäude viele Beſchädigungen, indem Gewölbe zerſprangen und einige Mauern von oben bis unten barſten. Die Kaiſerin Maria Thereſia ließ im Jahre 1771 dieſe Verwüſtungen ausbeſſern, und nach ſechs Jahren erſt ſtand Alles wieder in ſeinem vorigen Zuſtande da. Bei dieſer Gelegenheit war es, daß man in der merkwürdigen Burgcapelle, unter dem Hochaltare, der abgetragen werden mußte, den ganz in Vergeſſenheit gerathenen Sarg des Kaiſer Maximilian des I. auffand, wozu eine eigene Hofcommiſſion von Wien aus abgeordnet wurde, die über dieſen intereſſanten Fund eine ausführliche Relation erſtattete.

Erbmünzmeiſter.

Dieſe Erblandeswürde beſteht in der ganzen Monarchie nur in Öſterreich ob und unter der Enns, wo ſie von Ferdinand III. bei Gelegenheit, als er den 26. Jänner 1655 ſeinen Sohn Leopold (als Kaiſer I.) huldigen ließ, einſetzte, und den verdienten Hofkammerrath und Münzmeiſter Conr. Chaos Freiherrn von Richthauſen zum erſten Erbmünzmeiſter ernannte. Weil derſelbe aber noch nicht wirklicher Landmann war, ſo ſchritt der Kaiſer bei den Ständen ein, um deſſen Aufnahme in die Landmannſchaft zu erwirken, was auch am Morgen des Huldigungstages ſelbſt geſchah.

Bei dieſer Feierlichkeit hatte Freiherr von Chaos goldene und ſilberne Münzen ſchlagen laſſen, die ausgetheilt wurden. Auf einer Seite hatten ſie ein Aug, von Wolken und Sonnenſtrahlen umgeben, darunter über die Weltkugel zwei aus Wolken hervorragende Hände, wovon die rechte ein Schwert und die linke ein Scepter hält mit den Worten: Consilio et Industria (durch Rath und Fleiß). Auf der anderen Seite der Erzherzogshut zwiſchen zwei Lorbeer-Zweigen mit der Deviſe:

Leopoldo Ignatio Archiduci Austriae homagium praestatur XXVI Januarii MDCLV.

Erdberg.

Dieſe, 25 Gaſſen, 410 Häuſer und gegen 7300 Seelen zählende Vorſtadt nannte man das botaniſche Promontorium Wien's, wo viele Küchenkräuter gezogen werden durch künſtliche Pflege und Fleiß, wenn ſie nicht etwa auf den Feldern gar zu ſtark von ſelbſt wachſen. Denn hier heißt es noch immer: Auf Regen folgt Sonnenſchein — in dem Beutel der Küchengärtner. Auch dieſe Leute wurden von dem Verdeutſchungsweſen und der Titelſucht ergriffen und nannten ſich Grünwaaren-Erzeuger. Viele hundert quietſchende Born

schwengel waren und sind dort zur Sommerszeit im vollen Gange, um die hochgeschürzten, Wasser hinschleudernden Mägde zu beschäftigen.

Jeden Falls ist Erdberg eine merkwürdige Vorstadt. Sie war schon unter den Babenbergern ein Eigenthum der Landesfürsten, und wurde am 21. Mai 1704 mit Vorbehalt der Wiedereinlösung dem Magistrate überlassen. Maria Theresia löste es auch ein, und es kam 1782 von dem damals aufgehobenen Vicedom-Amte an die n. ö. Stände, und von diesen an Franz Jos. Freih. v. Hagenmüller. Dieser verkaufte es kurz vor dem Kriegsausbruche 1809 den 24. März d. J. an den Fürsten Jos. von Lobkowitz gegen Vorbehalt des Schlosses und großen Gartens, worauf Fürst Rasumowsky 1802 seine, von der Rauchfangkehrergasse bis an die Donau reichenden berühmten Anlagen aufführte. Schon im folgenden Jahre (am 21. Sept. 1810) brachte der Stadtrath Erdberg sammt Aitlerchenfeld an sich.

Die Bürger daselbst und an der alten Donau hatten unter Albrecht V. das Recht, daß wenn ein Geächteter dahin kam und sie um die Überfahrt über die Donau flehte, sie ihn über den Fluß führen durften um einen Pfennig. Ein Gleiches mußten sie aber auch jenen thun, die den Geächteten verfolgten.

Im dortigen alten babenbergischen Garten und Maierhof wohnte durch längere Zeit Friedrich des Streitbaren Schwester, Margaretha, vor ihrer Vermählung mit Ottokar, 60 Jahre nach Richard Löwenherz, der hier erkannt wurde. Einen Theil dieses Gutes zu Erdberg gab Margaretha am 6. Sept. 1269 dem deutschen Hause zu Wien und dessen Comthur, Conrad von Ostera.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß diese Vorstadt schon im 12. Jahrhunderte in Urkunden als ein Dorf vorkommt. Es hieß damals Erdbruch von dem Durchbruche der Donau in diese Gegend. Aus Erdbruch wurde Erdberg, und im gemeinen Leben durch Corruption Erdbeer; dieser etymologische Schnitzer ist sogar in das Siegel der Gemeinde, welches Erdbeeren enthält, übergegangen.

Die Weinhauer waren die ersten, welche sich hier ansiedelten, und von dem Weinbaue auf den Höhen um die Pauluskirche (daher auch Paulushöhe) lebten; zu ihnen gesellten sich die Gärtner, welche das ganz vergessene alte Dorf Nottenhof in der Ebene gründeten.

Herzog Albrecht II. gab 1349 dem Dorfe Erdberg eine bestimmte Verfassung und ein Grundbuch, Schöffstraße genannt. Die Einkünfte überließ er seiner Gemalin, Johanna von Pfyrt, so lange sie lebte, nach ihrem Tode fiel alles dem Landesfürsten zu. Im J. 1704 erhielt es der Magistrat auf mehrere Jahre in Pachtung, welche Maria Theresia aufgehoben hat.

So alt wie das Dorf ist auch die Kirche zu St. Peter und Paul, die schon 1304 als Pfarre vorkommt, und die 1529 und 1683 von den Türken mit der ganzen Ortschaft verwüstet wurde. Das gegenwärtige Gotteshaus ward am 28. Juni 1726 zu Ehren dieses Apostelpaares eingeweiht, und 1782 unter Joseph II. zur Pfarre erhoben. Das schöne Altarbild ist von Georg Schilling. Auch sieht man darin ein Marienbild von einem Fräulein Benco.

Der Häuserzahl nach muß Erdberg zu den größeren, und in Betreff des Flächenraumes zu den größten Vorstädten gezählt werden; denn es erstreckt sich von der Linie längs der Donau bis zum Lichtenstein'schen (vormals Rasumowsky) Gartenpalais. Alle Gassen Erdberg's sind schlangenartig gezogen, die meisten Häuser klein, einstockig, und tragen überhaupt das Gepräge der Vorzeit. In einigen Nebengäßchen sieht es auch wirklich noch mittelalterlich aus, und das Aufwaschgassel führt

seinen Namen nicht ohne Grund, denn das Aufwaschen thut darin oft Noth.

Mit der Geschichte Erdberg's ist die interessante Thatsache der Gefangennehmung des tapfern Brittenkönigs Richard Löwenherz (1192) innig verknüpft. Die Zwettler-Chronik nennt Erdberg ausdrücklich als den Schauplatz dieser Begebenheit. Nach der Chronik Otto's von St. Blasien soll es die Hütte eines armen Mannes (eine Kneipe, diversorium) gewesen sein, wo Richard ergriffen wurde, nachdem ein Junge, den er in die Stadt Wien um Lebensmittel geschickt hatte, durch einen goldenen Byzantiner Verdacht erregt hatte. Andere Nachrichten behaupten, die herzogliche Hofküche zu Erdberg sei der Ort der Gefangennehmung gewesen. Hier heißt es: „Derselbe König von England kam nach Wien in des von Österreich Küche und bratete dort wie ein Küchenbub. Da sah unbekannt denselben König von England des von Österreich Küchenmeister, der dem Herzog davon sagte."

Zu den Häusern mit auffallenden Schildzeichen zählt man Nr. 10 in der Hauptstraße zu den zwei weißen Schuhen, jenes Nr. 68 zum holländischen Schleifer in der Kirchengasse, und Nr. 300 zum Troste der Betrübten in der Rittergasse. Das erste verdankt seinen Namen unbezweifelt einem Paare niedlicher Mädchenfüße, welches manche Verwüstung in der Männerwelt angerichtet haben mag, und endlich hier zu Erdberg in den Hafen des Ehestandes einlief, worauf der mit dem Besitz der schönen Beglückten sich die weißen Schuhe auf das Haus malen ließ. Sollte es dazu noch ein Schuhmacher gewesen sein, so hätte er mit einem Steine zwei Würfe gemacht.

Unter dem holländischen Schleifer ist kein Scheren- und Messerschleifer zu verstehen, sondern ein Schlittschuhlaufer, einem Schleifer auf dem Eise, in welcher Kunst nicht nur die Holländer, sondern auch die Holländerinnen wahre Virtuosen sind. Marktfrauen und Milchmädchen kommen zur Winterszeit in die Städte schaarenweise herbeigeschliffen, indem sie Eierkörbe und Milchgefäße auf dem Kopfe tragen.

Das Haus zum Troste der Betrübten läßt uns bedauern, daß die Sitte, ähnliche Humanitätslehren zu Hausbenennungen zu wählen, nicht allgemein geworden ist.

Eremiten (in Wien's Umgebung und in Österreich).

Die Eremiten oder Waldbrüder hatten vormals in Österreich mehrere Klausen. Im J. 1712 befanden sich nur acht Eremiten in Nieder-Österreich. Jeder lebte für sich, und es bestand unter ihnen keine Verbindung. Damals vereinigten sie sich dahin, daß sie in Krankheiten einander beistehen, und nach dem Tode für einander beten wollten. Die Oberaufsicht über den ganzen Eremiten-Orden in Österreich übertrug der Erzbischof von Wien, Cardinal Kollonitsch, den Franziskanern in Wien, und der Provinzial Alois Stöger war der erste Direktor des Ordens der Eremiten.

Unter Stöger's Vorsitze wurde zu Rauchenwarth im V. U. W. W. das erste Ordens-Capitel gehalten, in welchem die Eremiten, nach dem Vorbilde anderer Orden, ein Oberhaupt aus ihrem Mittel, unter dem Namen Altvater, und eigene Ordensregeln erhielten. Der erste Altvater war Gregor Raditschnak, vorher Eremit zu Klein-Mariazell. Er starb 1729. Von 1728 an wurde in jedem dritten Jahre ein Capitel gehalten. Im J. 1740 versammelte sich die Congregation der Eremiten zu Penzing zum Capitel, und theilte sich in drei Diöcesen: Wien, Raab und Passau.

Der Erzbischof Migazzi gab ihnen 1767 eine Reform; er setzte dem Orden einen Domherrn von St. Stephan als Direktor, und schrieb ihnen Satzungen nach den Regeln des ersten Einsiedlers Antonius vor.

Der Laie, welcher in den Orden aufgenommen zu werden suchte, mußte sich ausweisen, daß er ledig und des Lesens und Schreibens kundig sei; daß er keine körperlichen Gebrechen, wenigstens das zwanzigste Jahr erreicht habe, und im Stande sei, sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Die Art der Einkleidung war einfach. Der Direktor fragte den Novizen, der an der untersten Stufe des Altars kniete: „Was ist dein Begehren?“ Auf die Antwort: „Ich bitte um die Liebe Gottes, in die Eremiten-Conföderation aufgenommen zu werden,“ schloß der Direktor mit folgenden Worten: „So wollen wir alle, die wir hier zugegen sind, Gott bitten, daß er zu diesem heil. Werke seine Gnade verleihe.“

Ein vollkommenes Gelübde hatte keiner abzulegen, nur die Angelobung des Gehorsams gegen seine geistlichen Obern wurde von ihm gefordert. Vor dieser feierlichen Handlung war jeder verpflichtet, sein Testament zu machen. Das ganze Vermögen wurde in drei gleiche Theile getheilt. Ein Theil mußte für die Ruhe seiner Seele bestimmt werden; die Anordnung über die Verwendung des zweiten Theiles ward seiner Willkühr überlassen; nur der dritte blieb der Conföderation.

Die Kleidung der Eremiten war folgende: Ein Habit von dunkelbrauner Farbe aus gemeiner Wolle auf Zwilchart gewebt, die Ärmeln mußten bis an die Finger reichen, und vorne so weit sein, daß die Gegenhand eingeschoben werden konnte. Der Kragen hatte sich an den Hals anzuschließen. Über dem Habit hing ein schmales Scapulier von gleichem Stoffe, doch etwas kürzer als der Habit, mit einer Capuze verbunden, die weder ganz abgerundet, noch ganz spitzig war. Die Schultern deckte ein Mantel von demselben Stoffe, der bis an die Lenden reichte; um diese zog sich ein lederner Gürtel, an welchem ein Rosenkranz hing; das eine Ende des Gürtels hatte gleiche Länge mit dem Scapuliere. Kein Bruder durfte sich den Bart abscheeren lassen, dies war nur zunächst den Lippen erlaubt. Es war ihnen verboten, die einmal angewiesene Klause nach Willkühr zu verwechseln, oder ohne Erlaubniß des Oberen eine neue zu bauen.

Die Einrichtung einer Klause war auf die nothwendigsten Geräthschaften beschränkt. Das Bett bestand in einem Strohsacke oder Matraze nebst einer Oberdecke aus Wolle. In jeder Klause befand sich ein Crucifix und eine Uhr. Der vorgeschriebene Büchervorrath eines jeden Eremiten bestand aus dem Evangelienbuche, dem Katechismus, dem Thomas von Kempis, dem Leben der Altväter, den Tagzeiten Mariens und dem Regelbuche. Unbedingt war es jedem untersagt, einer Person des andern Geschlechtes ohne Begleitung den Eintritt in die Klause zu gestatten.

Die Handarbeit war jedem vorgeschrieben, doch mit der Beschränkung, daß kein Laie in seinem Gewerbe beeinträchtigt werde. War ihr Wohnort einem Spitale, einer Capelle oder Kirche sehr nahe, so versahen sie das Amt eines Kirchendieners. Neben andern Bußübungen waren sie besondere Fasttage zu halten verpflichtet.

Die Conföderation wurde 1782 in allen kaiserl. Staaten aufgehoben; sie bestand damals aus 30 Klausuren in der Diöcese von Wien, als: in dem k. k. Spitale, in dem spanischen und dem Johannisspitale, zu St. Veit an der Wien, zu Ottakrin, am Calvarienberge zu Baden, zu Heiligenkreuz, zu Mödling, am Leonhardsberge, zu Bertholdsdorf, in Gutenbrunn, zu Weikersdorf, zu Rauchenwart, zu Gainfahrn, zu Margarethen am Moos, zu Klein-Mariazell, zu Pottenstein, zu Mariahilf im Bernhardsthale, zu Laab.

Erla.

Ein schönes Dörfchen bei Aggerstorf, am Liesingbach abwärts gegen den Stein-

hof gelegen; es hat ein großartiges Schloß mit einem herrlichen Garten und einer dem heil. Johann von Nep. geweihten Capelle.

Vormals beſtand ein beſonderes Adelsgeſchlecht dieſes Namens; denn in einer Mölker Urkunde von 1293 erſcheint ein Ritter Friedrich von Erla. Ein Hanns Greill zu Erla lebte 1342. Im J. 1356 beſaß es Chatold von Eckartsau, und ſeine Gattin Kunigunde ſtiftete ſich 1379 mit einigen Gründen bei den minodern Brüdern (Minoriten) zu Wien einen Jahrtag. Nach den Eckartsauen gehörte Erla den Herren von Landau mit Rodaun, und 1682 kaufte es Anna Gräfin von Brandis, von welcher es 1688 an Franziska Gräfin von Kinsky kam. Im J. 1720 beſaß es Jodokus Baron von Blümegen, ſpäter die Grafen von Sailern, die Fürſten von Starhemberg, der Freiherr von Braun, der Herzog von Blacas, und heute Herr Johann Langer.

Ernſt (der Tapfere),

Markgraf von Öſterreich aus dem Hauſe Babenberg, zweiter Sohn des Markgrafen Albrecht I., wurde 1027 geboren und gelangte nach dem Tode ſeines Vaters 1056 zur Regierung, da ſein älterer Bruder Leopold II. ſchon vor dieſem geſtorben war. Er vertheidigte 1062 die Rechte des Königs Andreas von Ungarn gegen die Uſurpation des Bruders Bela; 1074 zog er dem Kaiſer Heinrich IV. gegen die aufrühreriſchen Sachſen zu Hülfe, fand aber in der Schlacht an der Unſtrut im Juli 1075 ſeinen Tod. Unter ſeiner Regierung hatte Öſterreich große Rechte und Privilegien, er ſelbſt aber durch treue Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich den Titel des getreueſten Fürſten des römiſchen Reiches erlangt.

Ertl'ſches Stiftungshaus

in der Biſchofgaſſe (638) iſt eines der größten Häuſer, wurde im J. 1840 neu aufgeführt, und zu ſeiner Vergrößerung alle daran anſtoßenden Häuſer angekauft, ſo daß das Gebäude von allen Seiten frei ſteht. Es entſtand aus dem Stammhaus (638) und den anſtoßenden Nebenhäuſern Nr. 527 der Fuchs'ſchen Erben, 528 des Joſ. Dankowsky, 529 der Schmidl'ſchen Geſchwiſter, und 530 des Anton Romberger mit dem Schilde zum Marokkaner, ſämmtlich im Kramergaſſel gelegen. Das alte Ertl'ſche Haus führte den Schild zur ſchwäbiſchen Jungfrau. Es gehörte der Frau Maria Anna von Ertl, geborne Freifrau d'Omolley aus Irland. Dieſe ſetzte in ihrem Teſtamente vom 12. Apr. 1801 die angehenden unbemittelten Rechtsgelehrten zu Univerſalerben ihres Hauſes ein, und verordnete die Errichtung einer Adminiſtration, die verpflichtet war, mit den Revenüen die vormals anſtoßenden kleinen Häuſer und Fleiſchbänke nach und nach anzukaufen, und aus allen dieſen das viereckige jetzige Haus zu bauen, und über dem Haupteingang auf ſchwarzem Marmor die Inſchrift:

„Ertl'ſche Stiftung für junge, angehende Advokaten"

zu ſetzen. Die Advokaten erhalten zur Einrichtung ihrer Kanzlei 1000 fl. ausbezahlt, und wenn einer von ihnen in den Adelſtand erhoben wird, ſo trägt der Fond die Taxen.

Ertränken.

Der Waſſertod oder das Ertränken, Trennkhen, war vom 14. Jahrhundert angefangen in Wien ſehr häufig; er wurde vorzüglich beim weiblichen Geſchlechte angewendet, und zwar hauptſächlich wegen Kindermord verhängt. Mitterdorfer hat in ſeiner Wiener Chronik den Tod der ſtandhaften Frau des Profeſſors Balthaſar Huebmer aufgezeichnet, welche den 13. April 1528 wegen Glaubensmeinungen von der mittleren Donaubrücke mit einem Stein am Halſe in das Waſſer geſtürzt wurde. Im Monat

Juli desselben Jahres erließ hierauf Ferdinand I. das Gesetz, daß jene, welche secrische Bücher führen, ertränkt werden sollen.

Am 17. Mai 1578 wurde die Fleischhaverin Brigitta Auer wegen Ehebruches mit ihrem Knechte, der ihren Gatten erschlagen hatte, in einem Sack in die Donau geworfen. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts ist diese Todesstrafe nicht mehr vorgekommen.

Erzherzogshut von Österreich.

Diese ehrwürdige Reichsinsignie des Hauses Österreich wurde 1616 von Erzh. Maximilian, Hoch- und Deutschmeister, viertem Sohne des Kaisers Maxim. II. nach Klosterneuburg geopfert, woselbst sie in der Leopoldscapelle, welche zugleich die Schatzkammer ist, aufbewahrt, und bei Gelegenheit einer Erbhuldigung mit besonderen Ceremonien nach Wien abgeholt und eben so wieder zurück gebracht wird. Joseph II. ließ im Monat April 1784 diesen Hut wie die ungarische Krone in die Schatzkammer nach Wien bringen; er übergab gegen das Ende seiner Regierung diese Insignien jedoch wieder ihren vorigen Aufbewahrungsorten. Dieses Reichskleinod ist von runder Gestalt, von Purpursammt mit Hermelin ausgeschlagen. Zwei kreuzförmige goldene Bogen, welche sich in der Mitte vereinigen, gehen darüber hin. Sie sind mit Rubinen, Smaragden und Diamanten besetzt. Obenauf steht der Reichsapfel, welcher aus einem großen in Gold gefaßten Saphir besteht, und den ein kleines goldenes, mit Perlen und Edelsteinen besetztes Kreuz ziert. Aus dem Hermelin ragen rings herum goldene Kronenzinken hervor, in der Mitte abwechselnd mit Rubinen und Smaragden geziert und von kleinern Edelsteinen umgeben. An der Spitze jeder Kronenzinke befindet sich ein großer Diamant, die Ränder der Zinken sind mit Perlen besetzt.

Esel in der Wiege (Haus zum).

Dieses Haus ist kein anderes, als das in der Kärntnerstraße liegende, mit der Nr. 944 bezeichnete schöne Haus zum eisernen Manne, eines der ältesten Wien's. Man sah daran zwischen den Fenstern des ersten Stockwerkes über dem Hausthore wirklich einen kleinen Bruder Langohr, sorgsam wie ein Kind eingewickelt in einer Wiege liegen, neben welcher eine sorgsame Kinds- oder vielmehr Eselsfrau stand, die ihren Pflegling wiegte und bewachte. Noch zu Alxingers Zeit war diese sonderbare Schilderei zu sehen, und sie ist es unzweifelhaft, welche diesen vaterländischen, zu keiner Zeit nach Gebühr gewürdigten Sänger die bekannte Apostrophe eingab:

„Warum, warum bin ich ein Mensch geboren! —
Beglücktes Thier mit seinen langen Ohren!
Man liebt, man kos't es oft wie mich;
Es ißt, es trinkt, es schläft wie ich;
Sein Leben auch drückt Arbeit, würzet Muße;
Es ist mir gleich in jeglichem Genuße,
Ja übertrifft an Kraft u. s. w.“

Man fühlt sich unwillkührlich verleitet zu fragen, was wohl den einstigen Besitzer oder Anfertiger dieses Eselbildes bewogen haben mag, gerade diesen Gegenstand zu wählen, und seinem Hause die Bezeichnung zum Esel in der Wiege zu verschaffen. Hat dieser gute Mann nicht besorgt, man könne in diesem Hausschilde eine Anspielung auf seine eigene Wiegenzeit erblicken, und hat er sich nicht der Gefahr preisgegeben, so oft er aus den Fenstern seines Hauses hinaussah, für den Vater des Esels in der Wiege gehalten zu werden. Übrigens steht die barocke Idee dieses animalischen Kopfes nicht vereinzelt und ohne Nachahmung da, denn sie fand einen Nachahmer in der Vorstadt Lichtenthal, wo sich im obern Theil der Haupt-

straße ein Haus (heute 196) mit dem Schilde: „Zum Roſſe in der Wiegen“ erhob. — Zwiſchen dieſem Wiegenpaare findet jedoch der nicht zu überſehende Unterſchied Statt, daß in der Stadt der Eſel aus ſeiner Wiege längſt verſchwunden iſt, während das Roß ſich noch immer im Lichtenthale in der ſeinigen gütlich thut, wie aus dem neueſten Häuſer-Schematismus der Stadt Wien erſehen werden kann. — Bei der Fruchtloſigkeit unſerer Forſchung in Auffindung des Namensurſprunges des Eſels in der Wiege mag es uns erlaubt ſein, diesfalls eine Vermuthung aufzuſtellen, und dieſes thun wir durch Anführung eines alten Spruches, der alſo lautet:

Mancher wollt' gar gerne ſein,
Ein Eſel oder Eſelein,
Nur daß man Kunde gebe,
Wie wunderlich er lebe.

Denn es iſt eine anerkannte Wahrheit, daß viele Menſchen nur leben, um tolle und mitunter auch ſchlechte Streiche zu machen, und daß ihre Lebenstafel eine leere Fläche darbietet, wenn man darauf dieſe zweifache Art von Streichen auslöſcht. So iſt es auch jenem alten Hausherrn zum Eſel in der Wiege gegangen, denn mit dieſem vierbeinigen, grauhaarigen Wickelkinde iſt auch das Gedächtniß ſeines Namens dahingefahren. Eine andere Frage entſteht aus der Schildverwechslung dieſes Stadthauſes, wie es nämlich gekommen iſt, daß aus dem gewiegten Grauchen ein ſtämmiger eiſerner Mann wurde. Es gibt zwar der eiſernen Männer viele, welche zugleich Eſel ſind und es auch ihr ganzes Leben hindurch bleiben; aber außer dem fraglichen Thiere Wileams in der Kärntnerſtraße, iſt uns bisher noch kein zweites Exemplar dieſer Art aufgeſtoßen, das in einen eiſernen Mann verwandelt worden wäre; ſelbſt der alte Metamorphoſen-Dichter Ovid hat ſich davon nichts träumen laſſen.

Eſelritt (zu Hernals).

Vielen alten Bewohnern Wien's iſt auch der vielbeſprochene Eſelritt zu Hernals noch gut erinnerlich, der daſelbſt jährlich am Tage des Kirchweihfeſtes, welches immer am Sonntag nach Bartholomäi eintritt, abgehalten wurde, und in einem ſehr poſſierlichen, auf die Volksluſt berechneten Aufzuge beſtand. Einige Nachrichten geben dieſem Ortsfeſte einen hiſtoriſchen Urſprung; es ſoll nämlich den glücklichen Entſatz der Hauptſtadt von der zweiten Belagerung der Türken im J. 1683 und ihre ſchmähliche Flucht andeuten. Richtiger dürfte aber die Annahme ſein, der Hernalſer Eſelritt ſei ein Überbleibſel der berüchtigten Narren- oder Eſelsfeſte des Mittelalters, und habe zur Zeit der beſagten türkiſchen Belagerung einen politiſchen Charakter erhalten. Dieſer Eſelritt dauerte bis zu den Zeiten Joſeph des II.

In den erſten Stunden des Nachmittags fanden ſich alle Dorfburſchen im Gemeindehauſe ein, deſſen Thore dann geſchloſſen wurden, damit kein neugieriges Auge das erſpähe, was darin vorgekehrt wurde. Die Burſchen verkleideten ſich in die abenteuerlichſten Vermummungen und Anzüge, und ſuchten ſich nach Möglichkeit unkenntlich zu machen.

Waren ſie damit zu Stande gekommen, ſo ordneten ſie ſich zum Auszuge, der erfolgte, nachdem die ſogenannte Haltertrompete ein dreimaliges Zeichen gegeben hatte.

Gewöhnlich machte eine türkiſche Muſikbande, worunter Dudelſäcke und Maultrommeln nicht fehlten, den Anfang; ein hölliſcher Lärm zeigte von Weitem ſchon ihre Annäherung an. — Dieſer trommelnden, pfeifenden und bogenſtreichenden Schaar folgte paarweiſe eine Anzahl Chriſtenſclaven in zerlumpter Kleidung und mit Ketten belaſtet; ihnen zur Seite ſchritten wachehaltend grimmig blickende Janitſcharen mit

langen Bärten. Die armen Sclaven hielten den Umſtehenden mit bittender Miene Methbächſen entgegen, und entlockten den Taſchen der Zuſchauer manche Gabe. Sorgfältig wichen aber die Mädchen dieſer Abtheilung des Zuges aus, denn gelang es einem Sclavenwächter, eines davon zu erwiſchen, ſo war es mitgefangen, oder es mußte ſich mit einem Kuſſe loskaufen.

Nach der Sclavenſchaar trat ein Trupp Türken daher, denen ein Baſſa folgte, deſſen ſchwerfällige, dickbäuchige Perſon, im vollen orientaliſchen Schmucke ſtrahlend, die Zielſcheibe des allgemeinen Geſpöttes, und tauſendfältiger Neckerei war. Dieſer wahre Schach Wampum ritt auf einem Eſel, den größten und ſtärkſten, den man auftreiben konnte; nur mit Mühe hielt er ſich aufrecht, denn er ſetzte, trotz dem Koran, wacker dem Weine zu, der ihm aus den Häuſern, bei welchen der Zug vorüber ging, reichlich geſpendet wurde.

Ein Gefolge berittener Muſelmänner, und ein Gewühl nachziehender, jauchzender Zuſchauer machten den Schluß. Wenn der Aufzug alle Gaſſen von Hernals durchtobt hatte, begab er ſich wieder in das Gemeindehaus, wo die Dorfburſchen das erhaltene Geld theilten, und — wie es bei ſolchen Volksfeſtlichkeiten gewöhnlich zu geſchehen pflegte, mit ihren ſchöngepußten Dirnen in den Wirthshäuſern des Ortes mit Tanz und Schmauſereien durchbrachten.

Ein Nachhall dieſes Poſſenſpiels hat ſich noch bis heute erhalten; an den Kirchweihfeſten wird ſowohl in Hernals, als in den Nachbardörfern Ottakrin und Dornbach, von den Burſchen ein Umzug gehalten, wobei es an wehenden Fahnen, Geſang und Muſik nicht fehlt.

Eſelorhaus.

Das ſtattliche Haus 577 am Bauernmarkt gegen den Petersplatz, den Doktor Wierer'ſchen Erben und früher dem Herrn Rainer Franz von Thyß gehörend, führte vormals den Namen des Eſelorhauſes, welcher aus Eſelohrenhaus entſtanden, und von einer ehemals daran angebrachten architektoniſchen Verzierung herrühren ſoll, welche eine, obgleich ſehr entfernte Ähnlichkeit mit der aſinariſchen Kopfzierde hatte. Der ſchelmiſche Volkswitz ergriff jedoch dieſe weit liegende Ähnlichkeit, um daran ſein Müthchen zu kühlen, und meinte, es wäre gut geweſen, neben den ſteinernen Eſelohren auch einige Diſtel anzubringen; dieſe bedachten aber den Inhalt des Reimſpruchs nicht:

Glücklich iſt die Diſtel nicht zu preiſen,
Wenn die Eſel haufenweiſe reiſen.

Zwiſchen den Fenſtern des erſten Stockwerkes über dem Eingange zeigt dieſes Haus ein ſchönes, den engliſchen Gruß vorſtellendes Steinbild mit der Unterſchrift:

„Aspiciendo cave
Ne intermittas ave
O pissima Stella marie
A peste succurre nobis.“

Eſterhazy'ſche (Gräflich Valentin) Haus.

Wo ſich heute in der Rauhenſteingaſſe das Graf Valentin von Eſterhazy'ſche, geräumige, die ganze Halbinſel im Ballgäßchen bildende Haus 927, worin ſich der Ausgabsort der priv. Wiener Zeitung befindet, erhebt, ſtand vormals ein Theil des Kloſters zur Himmelspforte und die dazu gehörige St. Xaveri-Capelle. Als nach Aufhebung dieſes Kloſters im J. 1782 unter Joſeph II. dieſe Gegend an Private veräußert wurde, kaufte der verdienſtvolle Buchdrucker, Herr von Ghelen, dieſen Bauplatz und führte das heutige Gebäude auf, worin ſich bis auf unſere Zeit die Buchdruckerei dieſes Hauſes befand. Nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes dieſes Geſchlechtes kam das Haus an die Ghelen'ſchen Erben, und von dieſen an den heutigen Beſitzer.

Die genannte Xaveri-Capelle bauete urſprünglich die Pröbſtin Anna Jakobina von Queſtenberg 1676; eingeweiht hat ſie Graf Emmerich von Eſterhazy, Weihbiſchof von Gran, den 5. September 1734. Auf dem Altar war neben dem Bilde des Indianer-Apoſtels, Xaverius, auch ſeine Schweſter, die Äbtiſſin des Clarakloſters zu Gandia in Spanien, Beatrix, zu ſehen; in der Hand hielt ſie das Send-Schreiben, welches ſie einſtens ihres Bruder Franzen's wegen an ihren Vater erlaſſen, mit folgendem Inhalte:

Charissimo Domino Parenti! rogo te, noli revocare ex studiis fratrem meum Franciscum: fac, ut Theologiae studeat, erit enim magnus Indiarum Apostolus. Vale. Gandiae 1520. G. D. humilis filia, et serva in Christo: Beatrix Antistita ad S. Claram.

„Allerliebſter Herr Vatter! Ich bitte dich, halte meinen Bruder Franz nicht ab von ſtudieren. Mache, daß er ſich auf die Theologie verlege, denn er wird einſtens ein groſſer Apoſtel der Indianer werden. Lebe wohl. Gandia 1520. Des allerliebſten Herrn Vatters demütige Tochter und Dienerin in Chriſto, Beatrix, Äbtiſſin bei St. Clara."

Eſterhazy'ſche Bibliothek.

Dieſe reichhaltige, werthvolle Bücherſammlung befindet ſich zu Wien in der Alſervorſtadt, im rothen Hauſe Nr. 197. Stifter derſelben iſt der verſtorbene Fürſt Nikolaus E. Schon 1794 legte er den Grund dazu, indem er die verſchiedenen Handbibliotheken ſeiner Vorfahren, wie ſeines Bruders Anton zu einem Ganzen vereinigte, durch Ankauf zahlreicher Werke nach und nach vermehrte, und unter der Leitung des Bibliothekars Georg von Gaal zu einem Grad der Vollkommenheit brachte, worin ſie jetzt bewundert wird. Sie enthält zwar nur 20,000 Bände, worunter ſich jedoch ſehr viele Prachtausgaben lateiniſcher, italieniſcher, franzöſiſcher und engliſcher Claſſiker, dann die vorzüglichſten Werke im Fache der Reiſebeſchreibungen, der Naturgeſchichte, der Philologie, ſo wie der Muſeen befinden. Der Zutritt in dieſe Bibliothek iſt nur mit beſonderer Erlaubniß geſtattet.

Eſterhazy'ſche Bilder- und Kupferſtich-Sammlung.

Sie befindet ſich in der Vorſtadt Mariahilf (42) im fürſtl. Pallaſte, und ihr Stifter iſt Fürſt Nikolaus E. Er ließ, was ſich von Gemälden, Kupferſtichen, Handzeichnungen ꝛc. in ſeinen Schlöſſern, z. B. zu Eſterhaz, Pottendorf ꝛc. zerſtreut vorfand, hier vereinigen und nach Schulen ordnen. Den bei weitem größten Theil dieſer ſchätzbaren Sammlungen brachte der Fürſt in den letzten 30 Jahren ſeines Lebens durch beträchtliche Ankäufe in Italien, Frankreich, England und Deutſchland zuſammen. Die italieniſche Schule enthält in vier Zimmern bei 200 Stücke, worunter ſich ſehr ſchätzbare von Ghirlandajo, del Piombo, da Seſto, Vaſari, Roſſeli, Dominichino, Guido Reni, Albani, Vignali, Cigoli, Giordano, Salvator Roſa, Romanelli und Raphael befinden. Die ſpaniſche Schule enthält in einem Zimmer 33 ausgewählte Stücke, darunter die von Valesquez, Morillo, Ribera, Moja, Pereda, Cano und Zenego die merkwürdigſten ſind. Die deutſche Schule, unter welcher auch einige beſſere Engländer eingetheilt ſind, umfaßt in drei Zimmern 82 Stücke, worunter mehrere ausgezeichnete von L. Cranach, Dietrich, Elzheimer, Mengs, Angelica Kaufmann und einigen Neuern ſind. Beſonders reichhaltig und gewählt iſt die in vier Zimmern aufgeſtellte Sammlung aus der niederländiſchen Schule, die unter beinahe 300 Stücken mehrere vortreffliche von Rembrandt, Ruysdael, Teniers, Breughel, Roos, Metzu, Oſtade, Booth, van der Neer, Artois, von Goyen und Berghenden zählt. Die franzöſiſche Schule umfaßt in zwei Zimmern 59 Gemälde, worunter die merkwürdigſten von Vouet, la Hire, Pouſſin, Bourdon, le

Brün, Blanchard, Claude Lorrain, Rigaud, Mignard und Huet. Außer dieſer Gallerie iſt noch ein neues Gebäude der Aufbewahrung von verſchiedenen Kunſtſchätzen gewidmet. Nebſt 52 vorzüglichen Gemälden aus allen Schulen (von Leonard da Vinci, Luini, Bellini, Francia, Garafolo, Palma, Correggio, Guercino, Holbein, Decker, Wynants, Berghem, de Vlieger, Wouwermans, van Dyk, Mirevelt, de Champagne, Pouſſin, Stella und Claude Lorrain) befindet ſich in dieſer Abtheilung auch eine herrliche Sammlung von Sculpturen und Statuen von Canova, Thorwaldſen, Schadow, Tartolini, Laboreur und Fabre. Die reichhaltige Kupferſtichſammlung, aus mehr als 50,000 Stücken beſtehend, befindet ſich in derſelben Gallerie in drei Zimmern vertheilt. Die Sammlung iſt ebenfalls in Schulen geordnet, beſonders ausgezeichnete Faux forts befinden ſich darunter. Zur größeren Bequemlichkeit ſind die Schulen wieder nach Gegenſtänden und dieſe abermals chronologiſch eingetheilt, damit ſowohl der Künſtler als Kunſtliebhaber die verlangten Gegenſtände ſeinem Wunſche gemäß beiſammen geordnet finde. Den erſten Grund zur Kupferſtichſammlung legte der Ankauf der einſt ſo berühmten Kolowrat'ſchen Sammlung zu Prag, die jedoch jetzt kaum mehr den vierten Theil des Ganzen ausmacht. Die Sammlung von Handzeichnungen beſteht aus mehr als 2000 Stücken, worunter ſich viele ausgezeichnete von italieniſchen, altdeutſchen, niederländiſchen und holländiſchen Meiſtern befinden. Die nöthigen Werke über bildende Kunſt in allen Fächern finden ſich in der fürſtl. Bibliothek aufgeſtellt. Allgemeiner Einlaß in die Gallerie iſt jeden Dinstag und Donnerstag.

Esterhazy'ſche Mineralien- und Conchylien-Sammlung.

Im fürſtlichen Pallaſte zu Wien, in der Vorſtadt Mariahilf iſt dieſe Sammlung in zwei Zimmern aufgeſtellt und füllt achtzehn Glasſchränke. Nach der k. k. Mineralien-Sammlung iſt ſie wohl hinſichtlich der Größe, Schönheit und Menge der Stücke die vorzüglichſte in Wien zu nennen, obwohl ſie wieder mehreren andern an Auswahl und Vollſtändigkeit nachgeſtellt werden muß. Die bemerkenswertheſten Schauſtücke ſind: Gold- und Tellur-Erze aus Siebenbürgen, gediegenes Silber und Rothgolderz aus Merico und Peru, Malachite und Beryllе aus Sibirien, Smaragde aus Südamerika, Prehnit vom Cap, Schwefel aus Spanien, große Platten Labrador-Steine aus Nordamerika. Vorzüglich zu erwähnen iſt die Sammlung roher Edelſteine, worunter mehrere große Cryſtalle von Diamanten, große Geſchiebe von Saphir, ein prachtvolles Stück Chryſopas, edler Opal und eine herrliche und ſeltene Suite von rothem Turmalin aus Sibirien, worunter ein Cryſtall von der Länge und Dicke eines Daumes iſt. Die in denſelben Zimmern aufgeſtellte Conchylien-Sammlung enthält gleichfalls viele ſeltene Schauſtücke.

Esterhazy'ſcher (Fürſtl.) Pallaſt.

Dieſer in der Wallnerſtraße liegende und bis in die Naglergaſſe hinlaufende Pallaſt (276) iſt ein ungemein grandioſes Gebäude, und verdankt ſeine Entſtehung dem berühmten Palatin Paul Anton Esterhazy 1695. Unter den Babenbergern ſtand auf dem Platze dieſes Hauſes ein Jagdhaus, welches Leopold der Heilige hier um 1106 erbaute. Zum Andenken daran befindet ſich über der dortigen, dem heiligen Leopold gewidmeten Capelle ein Denkſtein mit folgender Inſchrift:

„Soli Deo Gloria. Domus haec a S. Leopoldo marchione Austriae olim habitata successu temporis ad nobilem familiam Estaraae devoluta per cel. ac. Rom. Imp. principem Paulum Estarap R. Hung. Palat.

comparata in hanc formam e fundamentis pro familiae decore aedificata est anno Domini MDCXCV.

Man ſieht hieraus, daß damals die ganze allernächſte Umgebung des kleinen Städtchens Wien noch mit Waldung und Geſträuch bewachſen war. Die Capelle wurde erſt 1699 vom Cardinal-Primas Kollonitſch eingeweiht. — Während der Invaſion von 1809 hatte in dieſem Pallaſte der franzöſiſche Marſchall Bessières ſeine Wohnung.

Exemplar (Das) auf Pappendeckel.

Ein Wiener Schriftſteller gab gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein periodiſches Werk in Heften zu 15 Kreuzern heraus. Es gab krittelnde Stimmen, denen das Heftlein für dieſen Preis zu dünne vorkam. Als dem Herausgeber dieſes bekannt wurde, ließ er ein Exemplar ſeiner Schrift auf Pappendeckel drucken, welches er dem Hauptſchreier ſeiner Gegner mit der Bemerkung zuſchickte, „er hoffe, daß dieſes Heft dick genug ſein werde.“

F.

Faber (Johann).

Faber erblickte zu Leutkirchen in Schwaben das Licht der Welt. Der Erzherzog Ferdinand wählte ihn Anfangs zum Rathe, sodann auch zum Beichtvater. Er bewährte sich auch als tüchtiger Staatsmann, und leistete seinem Fürsten auf zwei wichtigen Reichstagen 1529 zu Speier und 1530 zu Augsburg gute Dienste. Er that den Protestanten großen Abbruch und bekehrte viele zur katholischen Religion. Im J. 1530 wurde er zum Bischofe in Wien ernannt, wo er bald darauf der berühmten Erzherzogin Margaretha, Kaiser Maximilian des I. Tochter, die durch 17 Jahre Statthalterin der Niederlande war, die Leichenrede hielt. Im J. 1531 war er Koadjutor des Bisthums Neustadt, und 1539 machte er bei St. Nikolaus in der Singerstraße eine Stiftung auf zwölf Studenten und einen Präsidenten, darunter sechs Wienerkinder und die übrigen von der Reichsstadt Leutkirchen sein sollten; welcher Stiftung er auch ein Jahr vor seinem Ende einen guten Theil seiner Bücher vermachte. Da aber diese Stiftung nicht lange dauerte, und die Franziskaner schon 1545 von der St. Ruprechtskirche dahin übersetzt wurden, wo sich damals die Clarissinnen befanden, so wurden fast alle Bücher dieses Bischofs der kais. Bibliothek einverleibt. Von ihm liest man in den Stadturkunden, daß er alle Sonntage nach der Vesper, wie auch an den Apostel- und andern hohen Festtagen predigte, wozu man bei St. Stephan mit der großen Glocke das Zeichen gegeben hat. Er starb 1541 im 63. Jahre seines Alters, als eben die Pest in Wien und in ganz Deutschland wüthete, und liegt bei St. Stephan begraben, wo sich beim Altare der heil. Ursula sein Grabstein befindet.

Zu seiner Zeit und zwar 1533 den 4. Mai trug es sich zu, daß ein Bienenschwarm sich in diese Kirche verflog. Derjenige, der es wagte, ihn auf zweimal zu fangen, bekam eine Geldsumme zur Belohnung.

Faber (Joseph).

Dieser in Wien geborne Techniker hat sich durch die Sprechmaschine, der er den Namen Euphonia gegeben hat, und welche vollständiger als alle bisher gemachten Versuche die menschliche Stimme und Sprache sowohl im Singen als auch im lauten Sprechen und Flüstern nachahmt, bekannt gemacht. Über diese interessante Maschine äußert sich der Gehör- und Spracharzt, Dr. Ed. Schmalz in Dresden, daß ihm die Herstellung derselben (d. h. die Verbesserung der bisher gemachten sehr mangelhaften Versuche) als ein wichtiger Fortschritt erscheine. Nicht nur die Physiologie der Stimme und Sprache, insbesondere die Theorie der Sprachbildung (wozu auch der Unterricht der Taubstummen im Sprechen, und dieser und der Schwerhörigen im Absehen der Worte vom Munde gehört), son-

dern auch Pathologie und Therapie der so häufig beim Sprechen vorkommenden Fehler mechanischer Art können hieraus mancherlei Nutzen ziehen. Die Maschine hat Ähnlichkeit mit einer kleinen Stubenorgel, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieselbe nur mit einer Pfeife versehen ist. Die Luft wird durch einen mit dem Fuß zu tretenden Blasebalg hervorgebracht; — die Veränderungen der Sprachwerkzeuge aber werden durch Anschlagen von 16 Tasten bewirkt. Zu diesem Zwecke sind die wesentlichsten Theile der Stimm- und Sprachorgane größtentheils aus elastischem Gummi, der Natur nachgebildet, und die verschiedensten Stellungen und Bewegungen derselben können durch Drähte hervorgebracht werden, welche sich auf mancherlei Weise an sie befestigen und durch das Niederdrücken der Tasten zu bewegen sind.

Facultät der Poesie (Die).

Am 12. März 1493 erließ Kaiser Maximilian I., ein hochgebildeter, in mehreren Sprachen bewanderter und die höhere Dichtkunst vorzüglich schätzender Fürst, eine Verordnung „de honore et privilegiis Poetarum“ und stiftete an der Wiener-Hochschule eine der Poesie gewidmete, besondere und fünfte Facultät, eine eigene Gelehrten-Innung für die Poeten unter dem Namen Collegium poëtarum, deren Mitglieder ihre Werke in lateinischer Sprache schrieben.

Diese Dichtungen hatten, abgesehen von dem Inhalte, vor der deutschen Poesie jener Zeit den großen Vorzug einer eleganten, gebildeten Form, die aus gelehrten Studien und aus der Nachahmung der römischen Classiker hervorging. Dr. Mekarsky sagt von diesen Dichtungen, daß, während in den Gesängen der bürgerlichen Dichter der deutsche Vers schwerfällig und gleichsam mit steifen Knien daherhinkte, während auch das Volkslied seiner Natur gemäß es nur bis zum musikalischen Klang, nirgend aber zur wirklichen Formvollendung brachte, dagegen die neulateinische Dichtung sich mit der vollen sonoren Pracht, den mächtig rauschenden Wogen, dem zierlichen Spiel des antiken Rhythmus in die Ohren der Vornehmen sich einschmeichelte. So geschah es, daß die neulateinische Poesie die Poesie der großen Welt ward, und daß die gelehrten Dichter von einem so hohen Gönner als Maximilian war, mit Titel, Würden, Pensionen und Ehrenketten ausgezeichnet wurden.

Zum Präses der für das Studium des classischen Alterthums neu errichteten fünften Facultät ernannte der Kaiser im J. 1501 den berühmten Konrad Celtes, einen Mann von umfassender Gelehrsamkeit und der erste Dichter, welcher öffentlich von der Hand des Kaisers mit einem Lorberkranz gekrönt wurde.

Die Wirksamkeit dieser poetischen Facultät dauerte durch ein Jahrhundert fort, so daß in Österreich zu Anfang des 17. Jahrhunderts alle Spur verschwunden war.

Mit der Stiftung dieser Fakultät erhielt auch der Rektor der Wiener Hochschule den hochklingenden Titel: „Durchlauchtigster Meister der sieben freien Künste und oberster Schulmeister in Wien.

Fahnenschwingen (auf dem Knopfe des Stephansthurmes)

war vormals eine gewöhnliche Sache bei besonderen Feierlichkeiten. Diese Aufgabe für Wagehälse erscheint urkundlich erst im Jahre 1608. Wien wollte dem Erzherzog Matthias, auf welchem nach dem Hausvertrag vom 23. April 1606 die Hoffnungen Österreichs und der Stadt Wien hafteten, schon vom Tabor aus, bei der siegreichen Rückkunft aus dem böhmischen Feldlager, die Sehnsucht nach seiner Ankunft ausdrücken, als dieses Wagniß damals von dem Kirchenbaudirektor Behringer unternommen wurde.

Im Jahre 1635 bei der Ankunft des Schwagers und Schwiegersohnes, Churfür-

ſten Maximilian von Baiern, erſcheint es durch den Kirchenbaumeiſter Humpeller wiederholt; ein Schauſpiel ſelbſt für Kaiſer Ferdinand II., ſeine beiden Söhne, König Ferdinand und Erzherzog Leopold, den Bräutigam Herzog Maximilian von Baiern und ſeinen Bruder Albert, dann den Prinzen Caſimir aus Polen.

Zwei Jahre darauf zeigen ſich zum Einzuge Ferdinand III. nach ſeiner Erwählung zum römiſchen Könige am 12. Dezember in der Stadtrechnung 1637 wieder Vorbereitungen zum Fahnenſchwingen durch den Barbiergeſellen Stephan Mihl; allein der plötzliche Tod ſeines Vaters am 15. Februar 1637 wandelte dieſe ſo wie alle andern vorbereiteten Einzugsfeierlichkeiten in ein Leichengepränge um.

Im Jahre 1658 am 1. Oktober ſah Wien zum letzten Male die Fahnenbegrüßung des alten Stephansthurmes, ausgeführt auf Tod und Leben durch den Gärtner Gabriel Satzberger, welcher, da ſich der Einzug des neu erwählten römiſchen Kaiſers Leopold des I. verzögert hatte, und man ihm bei der am Abend eingetretenen Finſterniß nicht mehr zum Herabkommen behilflich ſein konnte, in größter Lebensgefahr die ganze Nacht auf der Thurmſpitze ſchwebte, wohin bloß der Schall der begrüßenden Kanonen und der Lichtreflex der drei Ehrenpforten am Stock-im-Eiſenplatze, am Graben und am Kohlmarkte dringen mochte. Zwölf Reichsthaler waren ſein Lohn.

Das Schickſal dieſes Verlaſſenen in der Luft mochte das gefährliche Fahnenſchwingen, welches bald ſo unglücklich geendet hätte, und wozu ſich ſchon zweimal kein Kirchenbaumeiſter mehr herbeiließ, für immer eingeſtellt haben, da es nicht wieder in Vorſchein kommt, und ſo hat der kaiſerliche Doppeladler, welcher im Jahre 1687 ſtatt des Mondes und Sternes auf die Thurmſpitze geſetzt wurde, keinen kühnen Erdenſohn des Fahnenſchwingens wegen, mehr an ſeiner Seite erblickt.

Falkenſtein (Graf von).

Unter dieſem Namen machte Joſeph II. 1777 ſeine bekannte Reiſe nach Frankreich und der Schweiz. Die Grafſchaft Falkenſtein, von welcher der Monarch ſein Inkognito entlehnte, lag am linken Rheinufer, gehörte zu Lothringen und war von Öſterreich laut Ceſſionstraktate von 1737 reſervirt worden. Man ſagte damals, der Beherrſcher ſo vieler und großer Länder habe ſich abſichtlich nach der kleinſten ſeiner Beſitzungen genannt; die Annahme, der Kaiſer habe dadurch dem Andenken Werners von Falkenſtein, Erzbiſchofs von Mainz, der weſentlich zur Erhebung Rudolphs von Habsburg auf den deutſchen Kaiſerthron beitrug, eine Huldigung zollen wollen, iſt unſtreitig ſinniger.

Als Joſeph auf dieſer Reiſe nach München kam, wurde ihm bei Hofe eine junge Gräfin von Falkenſtein vorgeſtellt, mit welcher er ſich vorzugsweiſe unterhielt. Als zur Tafel gegangen wurde, bot er dieſer Dame den Arm, den ſie jedoch aus Beſcheidenheit anzunehmen Anſtand nahm. Joſeph beſeitigte aber alle Umſtände durch die Worte: »Unter Verwandten keine Complimente!«

Während des Kaiſers Anweſenheit in Paris machte der Graf von Artois, Bruder Ludwig des XVI. eine Reiſe nach Süden, wozu er gewöhnlich 200 Poſtpferde brauchte. Als man ihm ſagte, daß der Graf von Falkenſtein nur mit 30 reiſe, beſchränkte er ſein Bedürfniß auf 50. Ein Pariſer Blatt machte dabei die Bemerkung, »wenn ein Graf von Falkenſtein ſich mit 30 Pferden begnüge, ſo ſeien 50 für den Grafen von Artois noch immer viel zu viel; wolle dieſer dem erhabenen Fremdlinge daher durch Beſchränkung ſeiner Suite eine Artigkeit er-

erzeigen, ſo müſſe man geſtehen, daß ſie etwas unartig ausgefallen ſei.“

Zu gleicher Zeit erſchienen unter dem Titel: Cortège de l'Empereur in Beziehung auf ſeine Zwangloſigkeit die ſchönen Verſe:

La Constance le précède;
La modes[illegible] Vertu se trouve à son coté,
A la Vertu l' Aménité succède,
Et la marche finit par l' immortalité.

In einem größeren Gedichte kömmt über den angenommenen Namen eines Grafen von Falkenſtein die Stelle vor:

Il cache son rang mais en vain;
Lui-même il trahit le mystère;
Et le Comte de Falkenstein
Laisse eclater le caractère
Et les vertus d'un Souverain.

Ainsi n'importe qu'il se nome:
Comte, Baron, Duc, quel qu'il soit;
Toujours on trouve le grand homme
Sous l'incognito d'un grand Roi.

Der Marquis de Vogue, Commandant von Straßburg, überhäufte den Grafen von Falkenſtein bei ſeiner Rückreiſe mit Aufmerkſamkeiten. „Aber, Herr Marquis, ſagte Joſeph beim Abſchiede, das war in der That zu viel für einen kleinen Reichsgrafen.“ — „Herr Graf, antwortete der Marquis, es iſt ein Unterſchied zwiſchen den Grafen.“

Fähnrichhof.

Mit dieſem Hofe (884) hat es eine eigene Bewandtniß. Er bildet in ſeinem Hofraum einen beſondern Stadttheil, enthält zwei Häuſer (882 und 883) und iſt ſowohl von der Singerſtraße als vom Blutgaſſchen zugängig, aber nur mittelſt zweier Häuſer, ſo daß mit der Abſperrung dieſer Gebäude auch der Fähnrichhof abgeſchloſſen iſt. Er ſoll ſeinen Namen dem Umſtande zu verdanken haben, daß ſich daſelbſt in der Vorzeit eine der vier Bürger-Compagnien der Stadt unter ihrer Fahne zu verſammeln pflegte. Außer ſeiner Lage iſt der Hof nur noch wegen einer Feuersbrunſt bemerkenswerth, die am 15. Juni 1753 gegen Mitternacht im vierten Stockwerke durch die Unachtſamkeit einer Dienſtmagd mit ſolcher Heftigkeit ausbrach, daß ein großer Theil des Hofes und ein Nachbarhaus abbrannte, das anſtoßende Nikolas-Kloſter in großer Gefahr ſtand und darin die Kuppel des Glockenthurms von der Flamme verzehrt wurde.

Faſchingskrapfen.

Der Glücklichſte, fürwahr! iſt ein Geſunder.
Ein langes Leben iſt ein hohes Wunder,
Jedoch kein hoher Freudenfund;
Die Größe macht die Sphäre ja nicht runder:
Ein kleiner Zirkel auch iſt rund.
(Alter Gnom nach Pierre Mathieu, † 1621).

Ein Faſching ohne Krapfen iſt vielen Bewohnern unſerer Hauptſtadt eine Nulle, eine taube Nuß, ein hohles Ei, eine Lotterie-Niete, ein leeres Faß oder wie ſonſt die Repräſentanten des Nichts immer heißen mögen.

Eben darum, weil man die innige Verbindung dieſer zwei Sachen eingeſehen hat, wurde daraus der wohlklingende Name Faſchingskrapfen gebildet.

Ein Krapfen iſt eine Art kleiner, kugelförmiger Kuchen, die meiſtens mit candirten Früchten gefüllt und von uralter Zeit her in der Regel nur zur Carnevalszeit gebacken werden. Ein ungefüllter Krapfen iſt ein Paria, ein Auswürfling ſeiner Gattung, der kaum den Namen des edlen Backwerks verdient; darum wird er auch von den ärmſten Krapfenliebhabern ſelten leer gelaſſen, ſondern wenigſtens mit einer Mohn- oder Zwetſchkenfülle verſehen.

Bei einem Faſchingskrapfen iſt die Form und die äußere Geſtalt eine ſehr kitzliche Sache. — Ein regelrechter Krapfen muß das Juste-milieu zwiſchen Groß und Klein behaupten, d. h. er muß die Mündung eines mäßigen Glaſes bedecken. Will er aber Anſpruch auf eine beſondere Schönheit machen, und ſoll er ſeiner Urheberin zur Ehre gereichen, ſo muß ihn ein blaſſer Ring umkreiſen, oder nach der Volks- und Küchenſprache geſagt, er muß ein Ranftl haben.

Es beſteht in den Gaſthäuſern zweiten Ranges die alte Gewohnheit, zu dieſer Zeit den täglichen Gäſten ein Krapfenpaar zu verehren. Iſt der Tag dieſer Beſcherung erſchienen, ſo herrſcht in der ganzen Phyſiognomie der Speiſezimmer ein ungewöhnlicher Ernſt.

Ein Alltagsgaſt kommt mit anſpruchsvollem Geſichte einhergeſchritten und nimmt mit einer Miene, die zugleich droht und begehrt, ſeinen beſtimmten Platz ein.

Ein erfahrner Gaſthausweiſer weiß an ſolchen Gratiskrapfen-Tagen gleich beim Eintritte in das Gaſtzimmer zu beſtimmen, ob ſeinen Erwartungen entſprochen wird oder nicht. Sind der Frau Wirthin die Krapfen gerathen und ſoll die Spende Statt finden, ſo bewegt ein eigener, vielſagender Zug die Mundwinkel und Augen des Wirthes und der Kellner, die den täglichen Kundmann mit lauter Stimme bewillkommen und ſich geſchäftig um ihn herumthun.

Sind der Frau Wirthin oder der Köchin die Krapfen aber nicht gerathen oder wären ſie vielleicht ſchon ausgegangen, dann ſchleicht — um mit dem Dichter zu reden — ein finſterer Geiſt durch das Haus, und man ſieht den täglichen Gaſt mit Herzklopfen ſeinen Sitz einnehmen.

Hat der Alltagsgaſt den Stand der Dinge erforſcht und Alles in Ordnung gefunden, ſo erheitert ſich ſeine Miene; was ihm an Speiſen und Getränke gebracht wird, erhält ſeinen Beifall; er trinkt ſogar ein Seidl mehr, als ſonſt, obgleich ihm an dieſem Tage ſtatt ſeines gewöhnlichen Weines einer vorgeſetzt wird, den er unter andern Umſtänden mit dem bezeichnenden Namen eines Lichtenbrunners oder Gänſebachers belegen würde.

So iſt der Gang der Dinge, wenn die eminöſen Krapfen zum Vorſchein kommen; wenn dem aber ſo nicht iſt, dann wehe dem pflichtvergeſſenen Gaſtgeber. Der tägliche Gaſt, der aus lieber Gewohnheit das ganze Jahr hindurch über Koſt- und Trunkgebrechen ein Auge zudrückt und die ſchlechteſten Biſſen verdaut hat, bringt die Vernachläſſigung des altherkömmlichen Krapfenhonorars nicht über ſeinen Magen und ſucht ſich am folgenden Tage einen andern Koſtort. Man glaube aber nicht, daß unſer entrüſteter Mann aus Knauſerei ſo handelt, — nein! Er iſt wohlhabend und freigebig und iſt bereit, ſeinen Freunden und Bekannten hundert Krapfen auf ſeine Rechnung vorſetzen zu laſſen. Aber auf dieſes Krapfenpaar glaubt er ein wohlerworbenes Recht zu haben, und darum hält er es für eine Ehrenſache, es zu bekommen.

In der gaſtronomiſchen Welt iſt der Faſchingskrapfen noch in einer andern Hinſicht erwähnungswerth. Jemanden zu einem Faſchingskrapfen einladen, iſt eine redneriſche Figur und bedeutet ſo viel, als zu einem tüchtigen Schmauſsgelage eingeladen werden. Außer der Carnevalszeit pflegt man beſcheidener Weiſe auf einen Löffel Suppe eingeladen zu werden, was meiſtens dasſelbe ſagen will. In beiden Redensarten wird ein Theil für das Ganze genommen; die erſte zeigt aber, welchen großen Werth im Faſching die Krapfen haben.

Mit einem Mädchen einen Krapfen theilen, galt vormals für eine Liebeserklärung, und war zuweilen ſogar ein Zeichen der Verlobung. Hier erſcheint der Krapfen offenbar in ſeiner höchſten Potenz, da ſeiner Hälfte eine ſo große und tief in das menſchliche Leben eingreifende Bedeutung verliehen wurde.

Die Krapfenhälften ſollen auch manche alte, ſcherzhafte Verslein erzeugt haben. Z. B.:

Ach, die Hälfte dieſer Welt
Spottet ob der andern Hälfte,
Und die Hälfte dieſer Welt
Klagt nun ob der andern Hälfte;

Doch die Hälfte dieser Welt
Liebt und täuscht die and're Hälfte:
Ich nur mitten in der Welt,
Zürnend ob der andern Hälfte,
Fliehe das Geschwätz der Welt;
Oder glaube nur die Hälfte,
Aber will zum Trotz der Welt,
Ewig treu sein meiner Krapfenhälfte.

Favoriten (Die kaiserlichen).

Diesen Namen führten zwei kais. Sommerschlösser, welche nahe an den Ringmauern der Stadt Wien lagen.

Nach Beendigung des unseligen dreißigjährigen Kriegs erbaute Ferdinand III. auf einer lieblichen, buschreichen Au an der Donau, oberhalb der damals schon bestehenden Judenstadt im untern Werd (Leopoldstadt), ein stilles Schlößlein, welches er ringsum mit schönen Garten-Anlagen nach dem damals herrschenden holländischen Geschmacke umgab und zu seinem Lieblingsaufenthalte zur Sommerszeit machte. Daher entstand der Name der kais. Favorite für das Sommerschloß und des Augartens für die Garten-Anlagen (s. Augarten).

Nicht lange darnach legte dieser Fürst auch auf einem freien Grunde der Vorstadt Wieden ein in größerem Style ausgeführtes Lustgebäude an, welches mit einer Capelle und einem sehr umfangreichen Garten versehen, und das er ebenfalls seine Favorite, und zwar zur Unterscheidung von obiger Favorite in der Leopoldstadt, die neue Favorite nannte, wodurch jene fortan die alte Favorite genannt wurde.

Leopold I. wandte dieser neuen Favorite seine ganze Aufmerksamkeit zu; er vergrößerte und verschönerte sie, und viele glänzende Feste fanden in den schönen, großen Gebäuden und den weiten, kunstvoll angelegten Gärten Statt. Diese erstreckten sich bis an die Linie, auf deren Anhöhe ein großer Fischteich angelegt war. Der Weg von der Stadt zur Favorite lief damals über die steinerne Brücke der Wien beim Kärntnerthore auf der Wieden gerade fort bis zur Meyerhofgasse, und er war mit einer schattigen Allee besetzt.

Eines der interessantesten Blätter in der Chronik des Hofes bietet der 11. Juli 1698 dar, an welchem Tage Leopold I. seinem Gaste, dem Czar Peter von Rußland, damals 26 Jahre alt und seit neun Jahren schon Selbstbeherrscher seines Landes, zu Ehren im großen Gartensaale der Favorite oder dem heutigen Gebäude der k. k. Theresianischen Ritterakademie, einen glänzenden Ball mit Charaktermasken, wobei eine seltene Pracht entfaltet wurde, veranstaltete.

Dieses Ballfest war noch lange nach seiner Abhaltung der Gegenstand des allgemeinen Gespräches der vornehmen europäischen Welt, und insbesondere unterhielt man sich in Wien mit den dabei Statt gefundenen Einzelnheiten.

Selbst der Czar erschien dabei dem festgestellten Programme gemäß als friesländischer Bauer; er tanzte als solcher unermüdet und mit Äußerungen der lautesten Freude bis an den lichten Morgen. Er sang lustige russische Weisen, schwenkte die Damen im Kreise herum, und hob sie auch nicht selten in die Luft empor. Am Morgen aber wollte er nicht begreifen, daß er die ihm als friesländische Bäuerin zugefallene Gräfin Thurn, eine der schönsten Damen von Wien, nicht gleich bei sich behalten konnte.

Leopold, der den Wirth vorstellte, stand bei der Abendtafel auf, und trat mit einem herrlichen Kristallbecher zum friesländischen Bauer, um ihm die Gesundheit des Czars zuzutrinken. Peter nahm dem Kaiser den Pokal vom Munde weg, trank ihn mit einem Zuge aus und sagte dann in ziemlich gutem Deutsch: „Er kenne den Czar von Moskau in- und auswendig, dieser sei dem Kaiser so ergeben, daß, wenn auch pures Gift in

diesem Becher wäre, er ihn doch austrinken würde.“

Der Czar leerte den Becher, den ihm hierauf der Kaiser mit den Worten verehrte: „Weil Ihr alles ausgetrunken habt, so schenk' ich Euch das Glas zum Andenken.“ — Dieses Glas soll noch in St. Petersburg aufbewahrt werden.

Nebst dem Kaiser und der Kaiserin, welche als Wirth und Wirthin gekleidet waren, kamen folgende Masken vor:

Altdeutsche, Graf Joachim Althan, Gräfin Eleonora von Mannsfeld.
Spanier, Prinz Wilhelm von Hessen, Gräfin Leopoldine von Lamberg.
Ungarn, Graf Maximilian Kolowrat, Fräulein von Paßberg.
Franzosen, Prinz von Zweibrücken, Gräfin Truchseß.
Polen, Graf von Welz, Gräfin Martinitz.
Moskowiter, Graf von Mannsfeld, Prinzessin von Mömpelgard.
Venetianer, Graf von Geiersberg, Gräfin Isabella Thurn.
Kroaten, Graf Lodron, Gräfin Schallaburg.
Niederländer, Erzherzog Carl, Gräfin Waldstein.
Schweizer, Graf von Heister, Gräfin Fünfkirchen.
Griechen, Graf von Welz, Gräfin Czernin.
Alte Römer, Graf Starhemberg, Freiin St. Hilaire.
Türken, Baron Gerstendorf, Fürstin Elise Lichtenstein.
Perser, der ältere Prinz von Zweibrücken, Gräfin Thurn.
Armenier, Graf Rottal, Gräfin Wratislaw.
Afrikaner, Graf Siazendorf, Gräfin Harrach.
Ägypter, König Joseph, Gräfin Traun.
Chineser, Graf Maximilian Breuner, Gräfin Hamilton.
Tataren, Graf Thun, Erzherzogin Elisabeth.
Mohren, Fürst Longueville, Gräfin Salm.
Indianer, Herzog von Sachsen, Fürstin Antonie Lichtenstein.
Nürnberger Brautpaar, Fürst von Mömpelgard, Gräfin Harrach.
Schäfer, Graf Cobenzl, Gräfin Waldstein.
Soldaten, Graf Dietrichstein, Gräfin Starhemberg.
Zigeuner, Graf Thun, Gräfin Mollard.
Pilger, Graf Rogendorf, Gräfin Mannsfeld.
Gärtner, Fürst von Sulzbach, Fräulein von Gall.
Jäger, Graf Löwenstein, Fürstin Lichtenstein.
Miquelets, Graf Wratislaw, Gräfin Enkeford.
Französischer, englischer, welscher, straßburger und schwäbischer Bauer und Bäuerin, die Grafen Paar, Auersperg, Dietrichstein, Windischgrätz, Prinz von Lothringen, die Gräfinnen Hoyos, Fugger, Schick, die Erzherzogin M. Magdalena und des F. M. Ernst Rüdiger Graf Starhemberg Gemahlin.
Friesländer Bauer, der Czar Peter, Gräfin Johanna Thurn.
Holländer, Prinz Max von Hanover, Erzherzogin Marianna.
Hanoveraner, Graf und Gräfin Waldstein.
Türkensclave, Prinz Christian von Hanover, Fräulein v. Götze.
Marktschreier, Graf Reppach, Gräfin Molla.
Juden, Graf Folkra, Erzherzogin Josepha.
Kellner, Graf Rottal, Gräfin Mannsfeld.
Diener und Dienerinnen, die Fürsten Hartmann Lichtenstein und Dietrichstein, die Grafen Lamberg, Königseck, Hoyos, Aspremont, die Fürstinnen Lichtenstein, Lobkowitz, Dietrichstein, Gräfinnen Auersperg, Jörger, Saurau, Waldstein.
Diener ohne Dienerinnen, acht russische Botschafts-Cavaliere, Prinz Eugen von Savoien, die Fürsten Salm und Anton Florian Lichtenstein, der Landgraf von Hessen, die Grafen Trautson, Boucquoy, Czernin, Paar, Martinitz, Thierheim, Leslie, Jörger und Concin.

Unter Joseph I. blieb die neue Favorita weniger beachtet. Demungeachtet gab dieser Fürst darin den 11. Juli 1709 ein herrliches Turnier, bei welchem dem Kaiser „wegen der Lautzen, wegen der Pistol und wegen Vielheit der Köpfe“ drei Gaben oder Prämien zuerkannt wurden. Ihren höchsten Glanz erreichte sie unter Carl VI., der sie bleibend zum Sommeraufenthalte wählte, und ungeheuere Summen auf ihre Ausstattung verwendete; alle großen Hoffeste und Belustigungen, wozu vorzüglich die Frei- und Hauptschießen der höchsten Schützenversammlung bei Hof gehörten, hatten daselbst Statt. Dieses Scheibenschießen begann am Jakobstag und währte den ganzen Sommer hindurch. Diejenigen, welche die zwei größten Gewinnste davon trugen, mußten das nächste Schießen geben, welches mehrere tausend Gulden kostete. So wurde wochentlich bis in den Herbst fortgefahren, und wer in einem Jahre zuletzt die größten Gewinnste erhalten hatte, mußte im folgenden Jahre das Schießen eröffnen. Es schoßen auch die Kaiserin und die beiden Erzherzoginnen mit.

Die berühmte Lady Montague spricht

in ihren Briefen mit Bewunderung von den herrlichen Opern, welche in den Gärten der Favorite aufgeführt wurden und behauptet, daß man nichts Glänzenderes ſehen könne, und daß die Verzierungen und Garderobe allein über 300.000 fl. C. M. gekoſtet hätten.

Die Bühne war über einem großen Canal gebaut, theilte ſich oft plötzlich in zwei Theile und ließ das Waſſer erblicken, auf welchem von beiden Seiten her zwei Flotten von kleinen, zierlich geformten und vergoldeten Schiffen erſchienen, die ein Seetreffen hielten. Die Bühne war ſo groß, daß es dem Auge ſchwer fiel, das Ende derſelben zu erreichen, die Kleider und Dekorationen von der höchſten Pracht, die Maſchinerie vortrefflich. Wenn das Theater einen Garten oder freie Gegend vorſtellte, ſo wurden die im Baſſin vorhandenen Fontainen zu wirklichen Springbrunnen und lebendigen Quellen benützt, und wenn der Boden der Bühne auseinander ging, ſo konnte man auf dem Baſſin Waſſerfahrten, Schiffbrüche und Seetreffen auf das Natürlichſte vorſtellen. Bei einer ſolchen Gelegenheit geſchah es eines Tages, daß ein Schiff wirklich verunglückte und eine der beſten Sängerinnen das Leben einbüßte.

Hier ſtarb Carl VI. nach der Mitternachtſtunde vom 19. auf den 20. Okt. 1740 in ſeinem 55. Jahre, der ſechzehnte und letzte Kaiſer vom Hauſe Habsburg.

Mit dem Regierungsantritte der großen Maria Thereſia ging die Glorie der Favorite unter. Sie zog das Nützliche dem Angenehmen vor. Deßhalb überließ ſie 1746 das Gebäude mit allen Gärten käuflich dem Jeſuiten-Collegium, um daſelbſt ein adeliges Erziehungs-Inſtitut zu gründen, das von dieſer Zeit an ihren erhabenen Namen trägt, und nach manchen Veränderungen als ſolches noch heut beſteht. Das Gebäude der Favorite iſt noch faſt daſſelbe, wie es nach dem türkiſchen Einfalle 1683 neu hergeſtellt wurde, nur wurde der ſechseckige blechgedeckte Thurm, ungefähr in der Mitte des Gebäudes abgetragen und es erhielt erſt ſpäter den Fronton, welcher über dem mittleren Thore angebracht iſt. Auch ſtand damals das Gebäude auf freiem, geebneten Platze und die Erhöhung der Straße begann erſt, natürlich um ſo bedeutender, nach deſſen rechter Ecke. Folglich waren damals alle drei Thore frei und zur Einfahrt geeignet, während jetzt das obere zur Hälfte durch die emporſteigende Straße verdeckt iſt.

Die weitläufigen Gärten aber wurden zum größten Theile als Bauplätze weggegeben und in der Folge überbaut.

So gehörten das jetzige Taubſtummen-Inſtitutsgebäude, wie das jetzige Artillerie-Gußhaus zu dem Bereiche der Favorite, deren Andenken uns jetzt nur mehr in der Gaſſe und Linie dieſes Namens übrig iſt.

Noch iſt anzuführen, daß ſich im Wiener-Diarium vom 14. Juni 1721 folgende wörtlich kopirte kaiſ. Verordnung befindet: „Heut wurd dahier, auf einer hohen Lands-fürſtlichen Obrigkeit ergangen gnädige Verordnung durch ein offentlichen Ruff jedermann kund gemacht: Was Maſſen erforderlich ſeyn wolle, damit denen, bei Anweſenheit und Aufenthaltung Ihrer Kaiſerlich- und Catholiſchen Majeſtät in dero Favorite, ſich bei dem ſogenannten Kärnthnerthore durch die aus- und einführend-ſchwere Fuhren öfters ereignenden Beſchwerden und Ungelegenheiten, auch, in Anſehung deren aus- und einfahrend-Kaiſerlichen Miniſteren, Cavalieren und Richtern, dann andere Hof-Fuhren abgeholfen werden mögte, behörige Fürſorg und zulängliche Vorſehung zu pflegen. Als will ein Hohe Lands-fürſtliche Regierung zu dem End' und Abwendung aller Beſchwernüſſen und Hindernüſſen gemeſſen anbefohlen und gebetten haben, daß, ſobald Ihre Kaiſerlich- und Catholiſche Majeſtät in dero Favorite ſich einfinden, und ſolang dieſelbe alda Sich aufhalten werden, diejenige,

welche ſchwere Fuhren, als: Sand, Ziegel, Stein und andern derley Fuhren, wie die Namen haben mögen, ein- oder auſer der Stadt zu führen haben, fruhe bis acht Uhr, des Kärnthnerthores mit ein- und ausführen ſich gebrauchen können: Dahingegen nach acht Uhr ofterwentes Kärnthnerthor umfahren und durch ein anderes Thor die Aus- und Einfuhr nehmen ſollen.«

Federlhof und ſein Thurm (Der).

Dieſes antike Gebäude, eines der älteſten und zur Zeit ſeiner Erbauung auch eines der größten der innern Stadt, iſt im Frühlinge 1845 abgebrochen worden, um in verjüngter Geſtalt unter der Aegide ſeines Beſitzers, des Freiherrn von Sina, wieder emporzuſteigen, wodurch dieſe ganze Stadtgegend ihren bisherigen mittelalterlichen Charakter verlieren wird. — Dieſer Hof führt, wie ſo viele andere Häuſer, von einem alten Bürgergeſchlechte der Stadt ſeinen Namen, und er erſtreckt ſich von der Biſchofsgaſſe, wo die Ecke des Hauſes eine ſchöne, leider ebenfalls der Zerſtörung zum Opfer zu bringende Steingruppe (wenn wir nicht irren, die Krönung der Himmelskönigin vorſtellend) darbietet, dem ganzen Lugeck entlang bis zur obern Bäckerſtraße, von wo aus das Gebäude, worin im J. 1712 während ſeiner Anweſenheit in Wien der große Leibnitz und ſpäter der berühmte engliſche Hiſtoriker Robertſon wohnten, mit ſeinem impoſanten Thorthurme ganz das Anſehen einer alten Burg hatte. Sowol die ganze Außenſeite des Federlhofes, als deſſen innerer, ſehr geräumiger Hof mit den zwei Freitreppen, Wandvorſprüngen, ungleichen Geſchoßen und irregulär geformten Fenſtern, beurkundeten die Zeit ihrer Entſtehung. Der Federlhof gehörte im 16. Jahrhunderte der Familie Edlasberg, deren Wapen daran am Lugeck, in Stein gehauen zu ſehen war. Es beſtand in einem grünen, vierfüßigen rund gekrümmten und mit Blutstropfen bemalten Drachen

(vom Orden der Drachenritter) mit der Deviſe:

Pati et abstinere et sapere, a Deo sum
1414.

Dieſe Familie überſiedelte vom Lande ob der Enns nach Ungarn und gelangte dort zu großem Reichthum. Ladislaus von Edlasberg, der Stadtrichter von Wien war, 1537 ſtarb und im Innern der Stephanskirche einen Grabſtein hat, war einer der Beſitzer des Hofes, der nach ſeinem Taufnamen »das Haus beym Laßla am Lugeck« genannt wurde.

Ganz vorzüglich verdiente der auf der Seite der Bäckerſtraße liegende Thorthurm unſere Aufmerkſamkeit; er und jener des Lazenhofes waren die beiden letzten Repräſentanten einer Zeit, in welcher man ſich kein ſtattliches Wohnhaus ohne einen Thurm denken konnte und wo der Ausdruck: »er beſitzt einen Thurm« einen reichen und angeſehenen Mann bezeichnete. Es iſt ein ſonderbares Spiel des Zufalls, daß beide Thürme, welche gleichzeitig entſtanden ſein dürften, auch das Loos traf, zu einer und derſelben Zeit abgetragen zu werden; er zählte mit den zwei Dach-Abtheilungen acht Geſchoße. Schon ſeit einem Jahrhunderte ſtand er unbewohnt, und was von ſeinen ehmaligen Bewohnern auf uns gekommen iſt, gehört mehr in das Reich der Sage als in jenes der Geſchichte. Einer intereſſanten Notiz nach, hatte der Profeſſor Mensberger im höchſten Geſchoße des Thurmes eine Kammer inne, in welche er ſich in Gewitternächten begab, »um da ſeltſame Zwieſprache mit Donner und Blitz zu halten,« und es ſoll darin ſpäter eine geheimnißvolle Zuſammenkunft Statt gefunden haben, zwiſchen einem uralten Bewohner des Thurmes und einem unbekannten vornehmen Manne, der für Wallenſtein gehalten wird. Dieſer alte Thurmbewohner ſoll Oporin geweſen ſein, der Famulus des Wundermannes Pa-

raceſſus, welcher Krankheits halber in Wien zurückbleiben mußte, als ſein Meiſter im J. 1538 dieſe Stadt beſuchte. Hier brachte ſich Oporin durch mediciniſche und phyſikaliſche Kenntniſſe gut fort, wohnte eine Zeitlang im Hauſe des Doctors Laz (im Lazenhofe) und zuletzt als uralter Greis im Thurm des Federlhofs, in deſſem fünften Stocke er ſeine Wohnſtube und im ſechsten ſein Laboratorium hatte. Der Gegenſtand dieſes heimlichen Beſuches blieb unbekannt; da derſelbe jedoch wenige Monate vor Wallenſtein's Ermordung Statt hatte, ſo läßt ſich leicht ſchließen, daß es ſich um eine aſtrologiſche Befragung gehandelt haben möge. — Wenn man von der ſchwindelnden Höhe dieſes ſagenreichen Thurmes auf das unten liegende Häuſer-Meer der Stadt mit ſeinen rothen Dächern hinab ſchaute, ſo glaubte man aus einer großen grauen Fläche eine Fülle von Moosroſen hervorragen zu ſehen. Es läßt ſich jedoch nicht in Abrede ſtellen, daß ſolch ein halbverwittertes Stück Ruine, wie es dieſer Thurm war, einen eigenen Reiz ausgoß über die umliegende blühende Stadt und ſie unendlich mehr verſchönert, als manches neue Gebäude in ſeiner modernen Herrlichkeit. Auch länger als dieſe pflegt ſich ſolche Ruine zu erhalten trotz ihres morſchen Anſehens; und wie den Häuſern und Burgen geht's auch den alten Geſchlechtern ſelbſt. —

Felſenkeller (Der)

zu Liefing bei dem dortigen, beſonders in der erſten Zeit der Eröffnung der Eiſenbahn täglich von mehreren Tauſend Wienern ſeines trefflichen Bockbieres wegen beſuchten Bräuhauſe des Herrn Held, gehört zu den bedeutendſten der Umgebung der Hauptſtadt, und ſoll nach Schweikhardt's Topographie von Nieder-Öſterreich drei- und dreißigtauſend Eimer faſſen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lage dieſer Bier-Erzeugungs- und Bier-Conſumtions-Anſtalt ganz geeignet iſt, in der Reihe ähnlicher Etabliſſements eine der erſten Stellen einzunehmen.

Fenſterguckr (Der) am Kärntnerthore.

Es gibt menſchliche Phyſiognomien, die uns, ſo zu ſagen, in die Finger fahren. Denn es wird wenig Menſchen geben, die ſich nicht durch gewiſſe, eigenthümliche Geſichtsbildungen angezogen oder zurückgeſtoßen fühlen.

Begegnet mir eine, im gemeinen Wiener Volksleben ſehr treffend Watſchengeſicht genannte Phyſiognomie in der Nähe des alten Kärntnerthores, ſo wende ich meine Blicke flugs von dem mir entgegentretenden Watſchengeſichte ab und beſchaue mir den guten alten Steinkopf, welcher über dem Fußgeher-Durchgange des genannten Thores, und zwar auf der Wachſtubenſeite gegen die Sattlergaſſe aus einer halb runden fenſterartigen Öffnung angebracht iſt, und welcher ſich wenig um jene bekümmert, welche unter ihm in ewiger Geſchäftigkeit aus- und eingehen; er ſchaut unverwandten Blickes die Sattlergaſſe hinab, als ſolle von derther der Gegenſtand ſeines Harrens kommen.

Du lieber ſteinerner Kopf, denke ich mir oft dabei, wie manche Vorzüge beſitzeſt du vor vielen, die unter und neben dir daherrennen, und die dich ſo wenig beachten, als du ſie. Sie werfen ihre hohlen Schädel, wie der Vogel Wendehals den ſeinigen, nach allen Weltgegenden, während du dein compactes Haupt mit ſtoiſcher Conſequenz ſtets auf einem Punct gerichtet hältſt! — Du biſt das ſchönſte Symbol der Beharrlichkeit und eines feſten Sinnes, denn du drehſt den Mantel nicht nach dem Wind, wie ſo manches Menſchenkind, und du kannſt im buchſtäblichen Verſtande des Wortes ein harter Kopf genannt werden, womit man einen Nagel in die Wand ſchlagen kann.

Die oftmalige Beruhigung, welche mir

der Anblick dieses Steinbildes gewährt hat, und in vorkommenden Fällen noch immerfort gewährt, erregte in mir den Wunsch, zu erfahren, wessen Conterfei dieses Portefact eines männlichen Kopfes eigentlich vorstelle, wie uns denn auch das ehemalige Begegnen einer interessanten Person nach deren Bekanntschaft lüstern macht.

Die Nachforschung gewährte keine Ausbeute; sie sagte wenig mehr als die Aufschriften des Kärntnerthores selbst, welche dahin lauten, daß Kaiser Leopold I. die Außenfronte gegen das Glacis im J. 1671, und die innere Seite des schönen Thores gegen die Kärntnerstraße im folgenden J. 1672 erbauen ließ. Mit diesen historischen Daten ist die Tradition verbunden, daß der Baumeister des Thores sich in diesem Steinbilde ein Monument gesetzt, und darin den Meister Pilgram, den Erbauer des schönen Chores in der St. Stephanskirche, nachgeahmt habe.

Diese Sage kann aber aus mehreren Gründen bestritten werden. Die Tracht des Steinbildes ist nicht jene des Bürgerstandes zu Ende des 17. Jahrhunderts, denn sie hat offenbar einen geistlichen Charakter; auch ist keine Ursache denkbar, daß der Erbauer des Thores, wenn es sein Conterfei sein sollte, sich die befremdende Stellung gegen die Wachstube und in die Sattlergasse, und nicht geradeaus in die Kärntnerstraße, oder was noch passender wäre, gegen die rechte Seite, wo sich der Hauptdurchgang befindet, gegeben haben sollte; ferner ist auch das Bauobject nicht so schön und feld, daß der Meister sich versucht fühlen konnte, sich daran verewigen zu wollen.

Die Tracht dieses Steinbildes und die Wendung seines Kopfes gegen das Kloster der Augustiner erzeugten eine zweite Vermuthung, die darin besteht, daß man dasselbe für das Bild eines Mönchs dieses Ordens hält.

Ganz gehaltlos ist diese Sage nicht. Das Steinbild ist in der That die Abbildung eines Mönchs aus dem Augustiner-Orden, und zwar eines Mannes, der zur Zeit, als das Kärntnerthor erbauet wurde, ganz Wien in Bewegung setzte, und gerade damals den Culminationspunct seines Wirkens und Ruhmes erreicht hatte. Es ist nämlich das Bildniß unseres wohlbekannten Paters Abraham a Sancta Clara.

Der weltliche Name dieses sehr merkwürdigen Mannes ist Ulrich Megerle. Er wurde den 4. Juli 1642 zu Krähenheimstetten, bei der Fürstenbergischen Stadt Möskirch, die unweit von dem Ursprunge der Donau liegt, geboren, und ist unstreitig der originellste Kanzelredner, den Deutschland je besessen hat.

In seinem achtzehnten Lebensjahre schon kam er nach seinem, ihm so lieb gewordenen Wien, dem Schauplatze seiner eben so kräftigen als erfolgreichen geistlichen Thätigkeit. Hier trat er in den Barfüßer-Augustiner-Orden zu Maria-Brunn (der heutigen k. k. Forstlehr-Anstalt), studirte in dem Kloster dieses Ordens zu Wien Philosophie und Gottesgelehrtheit, vollendete hierauf im Ordenshause zu Maria-Brunn das Noviciat, und wurde im J. 1662 Priester dieses Ordens, mit dem Entschluße, wie der Verredner seiner „Todtencapelle“ sagt: „Die Welt keineswegs zu verlassen, sondern mit ihr nunmehr erst recht zu thun zu haben, indem er die Laster (er hätte auch hinzusetzen sollen, und die Thorheiten) darinnen zu besiegen, die geweihte Hand anlegen wollte.“

Er hat treulich Wort gehalten. Nach einer kurzen Abwesenheit in Baiern kam er als Prediger nach Wien, wo sich von nun an sein Ruf mit solcher Blitzes-Schnelligkeit verbreitete, daß Zuhörer von allen Ständen und aus allen Gegenden des Landes herbeiströmten, ihn zu hören. Er predigte mit gleich großem Zulaufe in allen

Kirchen der Stadt und der Vorstädte. Dieser unglaubliche Erfolg bewog den Kaiser Leopold I. ihn im J. 1669 zum kaiserlichen Hofprediger zu ernennen, welche Stelle er durch vierzig Jahre auch noch unter Kaiser Joseph I. bekleidete, so daß er als solcher in seinem 67. Lebensjahre den 1. December 1709 starb.

Seine ganz auf den Effect berechnete, einen unerschöpflichen Schatz von Witz, Kenntnissen und Lehrsätzen in sich schließende Darstellung ist einzig in ihrer Art. Kein Mittel verschmähend, auf seine Zuhörer mit Kraft zu wirken, erhebt er sich in seinen Vorträgen oft zur hohen, edelsten Beredsamkeit, um gleich darauf zu unfeinen Wortspielen, geschraubten Gegensätzen und selbst zu Possen herabzusinken, wozu ihm nicht selten die gemeine Mundart des Volkes als Mittel dienen mußte. Er hielt mehr als tausend Predigten, welche das treueste Bild von dem Geiste seiner Zeit darstellen.

Es ist daher nicht zu wundern, wenn bei der Erbauung des Kärntnerthores in den Jahren 1671 und 1672 diesem wahren Volks-Manne, diesem allbeliebten Kanzelredner, der zwei Jahre vorher, seiner großen Verdienste wegen, die wichtige Stelle eines Hofpredigers erhalten hatte, und der eben damals der Liebling der ganzen Wiener Welt war, dessen Späße und Kernsprüche in Aller Mund lebten, und dessen Vorträge das allgemeine Gespräch des Tages waren, ein öffentliches Denkmal, und zwar in einer sehr bescheidenen Einfassung gesetzt wurde. Gleichzeitig erschien auch sein den Namen: — „Merks Wien — Lösch Wien“ — führendes Werk, das unter seinen achtzehn umfangreichen Schriften, diesen unerschöpflichen Fundgruben von Witz und Humor, einen vorzüglichen Platz einnimmt, und man fühlt sich bewogen, die Vermuthung zu hegen, der Erbauer des Thores habe die Absicht gehabt, den gewaltigen Redner in seiner kanzelförmigen Steinnische, gleichsam den Text dieses Opus predigend, den Vorübergehenden vor Augen zu stellen. Seine Wendung gegen das Augustiner-Kloster soll den Orden andeuten, dem er angehört, und den Ort seines Domicils bezeichnen.

Und so hätten wir denn, wenn die strengen historisch-kritischen Katone es gütigst erlauben, und den guten Pater Abraham a Sancta Clara nicht von seiner Höhe herabreißen (um mich eines Kraftausdrucks der modernen Kritik zu bedienen) in und an den Mauern unserer Hauptstadt, und zwar an einem sehr gangbaren Orte, das Monument eines Mannes, der dessen in mehr als einer Hinsicht würdiger ist, als manches Pigmäen-Talent unserer Tage, und diese Art von Lithographie oder Steinzeichnung wird unsere papiernen Gesichtshuldigungen so lange und unvergänglich überleben, wie Abraham's derbe Kernsätze und massive Bonmots den leeren Wortkram unserer Tagesliteratur überdauern werden.

Ferdinand-Marien-Bade- und Schwimmanstalt.

Diese den Namen Allerh. Ihrer beiden Majestäten führende Anstalt ist von einer großartigen Beschaffenheit und entstand vorzüglich im J. 1839 gleichsam wie durch Zaubergewalt auf einem öden Eilande nächst dem Augarten in der Leopoldstadt. Auf festen Pfeilern ruhend umfaßt sie einen Raum von 2000 Geviertklaftern, schließt im linken Flügel zwei Schwimmschulen ein, eine für Damen, die andere für Herren; in dieser fungirte als Lehrer der geschickte Schwimmer Purian. Die Communicationsgänge sind so geräumig, daß sie zum Conversationsplatz dienen. — Eine bedeutende Anzahl von Voll- und Extrabädern reihet sich diesen zwei Localitäten an. Durch einen erbaueten, oberhalb der Anstalt spornartig in die Donau hinausragenden Damm wird das

von Nußdorf herbeiströmende Wasser über eine, unter einem Brückenkopf mit Holz ausgefütterte Falle der Anstalt einerseits zugeführt. Die der Donau zugekehrte Badefronte gewährt einen imposanten Anblick und eine schöne Aussicht; aufwärts auf den Jelochs- und Leopoldsberg, vorwärts auf den Donauarmspiegel und die jenseits liegende grüne Au; abwärts auf die Tabor- und Eisenbahnbrücke. — Durch einen breiten geländerten Gang, welcher mittelst Brücken unter immerwährendem Schatten über kleine Donau-Arbern führt, gelangen Freunde der Natur und schöner Garten-Anlagen in den anstoßenden Augarten; auch wird durch eigens zum Besuch dieses Bades bestehende Stellwägen, welche am rothen Thurmthor halten, die Zufuhr dahin immerwährend unterhalten.

Ferdinands-Wasserleitung.

Eine der ersten, und in Bezug auf Wien's Vorstädten auch wichtigsten Regierungshandlungen S. M. des regierenden Kaisers ist die Errichtung dieser, seinen Namen führenden Wasserleitung, wodurch dem Wassermangel aller Vorstädte mit einem Male und für immer abgeholfen wurde.

Das Gebäude der Leitung befindet sich in der Gegend von Nußdorf. Das Verfahren zur Vertheilung des Wassers in die einzelnen Vorstädte ist das Resultat der Forschung des mit der Ausführung beauftragten Professors Sprenger. In einem großen Rasen-Bassin sammelt sich alles Quellwasser der nahen Donau und wird hier ganz filtrirt. Von da aus wird es durch Dampfmaschinen schräg durch Röhren mittelst vieler Kolben und Ventilen auf einen höchsten Punkt gebracht, der es dann durch zahllose Röhren in die einzelnen Vorstädte leitet. In jedem Quartale wird durch diese Dampfmaschine eine Quantität von 6,387,000 Eimer Wasser in die von ihr bewässerten Stadttheile befördert.

Feuerlösch-Anstalten (Die)

sind in Wien so trefflich eingerichtet, daß der Bewohner dieser Stadt, welcher die Wirkungen dieses furchtbaren Elements nicht anderwärts kennen gelernt hat, kaum die Schrecken seiner verheerenden Nähe ahnet. Wenn der Thürmer zu St. Stephan den dumpfen Schlag an die Riesenglocke schlägt, die rothe und weiße Fahne herabweht gegen die zu bezeichnende Stelle, wo das Feuer lodert, da behält Alles seine ruhige, furchtlose Stelle. Selbst in demselben Hause Wohnende kennen kaum einige Furcht von dem entstandenen Feuer. Dagegen durchrollen aber, wie von einem Zauber herbeigeführt, Wagen mit Feuerspritzen, Wasser und Löschgeräthe beladen, die Straßen; Feuercommissäre, Maurer, Zimmerleute und Schornsteinfeger eilen der Stätte des Brandes zu; Tambours schlagen Allarm und es sammeln sich Militär- und Polizei-Mannschaft, um Dienste zu leisten und Ordnung zu halten. — Schon seit uralten Zeiten bestand in Wien eine Feuerordnung, und das Patent vom J. 1759 liegt dem gegenwärtig bestehenden zu Grunde. Dieses wurde im J. 1817 von Kaiser Franz I. erlassen und mit den auf die Baupolizei Bezug nehmenden Anordnungen vermehrt. Es enthält die Vorschriften zur Verhüthung und Verminderung der Feuergefahren, so wie zur Entdeckung und Unterdrückung wirklich entstandener Feuersbrünste und die Maßregeln, welche nach Dämpfung derselben zu ergreifen sind. — Die städtische Feuerlösch-Anstalt ist dem Unterkammeramte, welches zugleich die magistratische Behörde in Bausachen ist, zugewiesen. Bei diesem Amte, dessen Personale bei Feuersbrünsten erscheinen muß, wird das Feuerlösch-Personale (nämlich: vier Feuerknechte, vier Kutscher, vier Stalljunge und 26 Feuertaglöhner) auf städtische Kosten erhalten, und es muß Tag und Nacht bei der Hand sein. Auch stehen drei

Paar Pferde fortwährend in Bereitſchaft. Der ſtädtiſche Feuerwerkspächter iſt verpflichtet, 42 Paar Pferde zu ſtellen, wovon ſechs Paar im ſtädtiſchen Zeughauſe am Hof, ſechs Paar in der Salzgriescaſerne, fünfzehn Paar im Hauſe des Pächters am Salzgries und fünfzehn Paar in einer nahen Vorſtadt eingeſtellt ſind, die er aber am Tage, aber nur in der Nähe des Unterkammeramtes bei der Stadtſäuberung beſchäftigen darf. Zur Nachtzeit und an Sonntagen müſſen aber von ihm achtzehn Paar Pferde in den Feuerſtallungen, und die übrigen in ſeinen eigenen Lokalitäten bereit gehalten werden. — Jede Nacht halten ein Feuerknecht, ein Kutſcher, ein Stallzunge und zwei Feuertagléhner die Wache, und zwar angekleidet, eben ſo einige Rauchfangkehrergeſellen, ein Maurer- und ein Zimmergeſelle. Zum ſteten Gebrauche werden gehalten: fünf große Feuerſpritzen auf Wägen, vier Tragſpritzen, 26 Waſſerwägen, zwei Zeugwägen, und ein Transportwagen für zwölf Individuen ſammt den erforderlichen Nebenrequiſiten.

Feuersbrünſte.

Wien wurde im Laufe der Zeiten, beſonders ehe noch Feuerordnungen bekannten, deren älteſte der Stadtrath im J. 1454 erließ, vom verheerenden Wüthen der Flammen heimgeſucht, und einige Mal ſogar dem völligen Untergange nahe gebracht. Die merkwürdigſten Feuersbrünſte werden hier angeführt:

Den 5. Auguſt 1258 nach Mitternacht entſtand zu Ottokar's Zeit ein Brand, der die Stephanskirche mit ihren Glocken, das deutſche Haus, das Johannesſpital in der Kärntnerſtraße und über die Hälfte des Dominikanerkloſters verzehrte. Vier Jahre ſpäter erneuerte ſich dieſe Stadtplage. Die Chroniken laſſen es an Vorzeichen des Unheils, an Kometen, Sonnen- und Mondesfinſterungen, ſo wie an Erdbeben nicht fehlen. Es ſollte aber unter der Regierung des genannten Fürſten noch ärger kommen. Am 28. März 1276 entſtand Feuer in der Singerſtraße, bald darauf am 16. April unter einer gänzlichen Mondesfinſterniß am Kienmarkt und hohen Markt, wodurch beide Plätze und die genannte Straße größtentheils in Aſche gelegt wurden. Kaum hatten ſich die Gemüther von dieſen Schreckniſſen erholt, als am 30. April an einem Donnerstage vor dem Schottenthor gleich außerhalb des Stadtgrabens in einem Ziegelofen abermals Feuer entſtand. Der Sturmwind trieb die wilden Gluthen in die Stadt. Kirche und Kloſter der Schotten fingen zuerſt Feuer; dann ergriff es die Gotteshäuſer am Peter, bei St. Stephan, die Minoriten, St. Michael und mehr oder weniger alle übrigen. Ganz verſchont blieben nur 150 Häuſer in der Gegend des neuen Marktes, das Widmerthor (bei der Burg) und das Kärntnerthor mit dem Thurm.

Nach dieſem Brande gab König Ottokar den Bürgern zum Aufbau ihrer Häuſer die Walder Preis, erließ ihnen auf fünf Jahre alle Abgaben, gab der Stadt durch ſechs Monate vollkommene Marktfreiheit, hob auf fünf Jahre alle Zünfte auf und begünſtigte auf eine kräftige Art die Einwanderung, wodurch er ſich den Ruhm erwarb, der zweite Begründer Wien's genannt zu werden.

Wie unter Ottokar ſchienen auch unter Friedrich dem Schönen die wilden Flammen binnen wenigen Monden ſich die Stadt zum Opfer auserſehen zu haben. Anfangs Dezember 1313 und gegen Ende März 1319 ging, das erſte Mal in der Wallnerſtraße, das andere Mal in der Wohnung des Pfarrers zu St. Stephan eine Feuersbrunſt auf, der den Kohlmarkt mit der Michaelskirche, die breite Straße (heute Brennerſtraße), den Graben, den Peter, den hohen

Markt, den Stock-im-Eisen, die Singer- und Kärntnerstraße bis an den neuen Markt verwüstete.

Mit König Matthias und seiner Gemalin waren (1483) wohl 400 neapolitanische Edelherrn mit Künstlern und Arbeitern nach Wien gekommen, die der Königin nachzogen, und von denen einige Sterndeuter und Alchymisten waren, die zwei Lieblingsbeschäftigungen des Königs, der ihnen im Betrieb ihrer Gewerbe allzugroße Freiheit gestattete. Diese Goldmacher setzten in Folge dessen ihr eigenes Haus bei St. Pankraz (heutige Nuntiatur) den 7 Juli 1488 in Flammen, welche in kurzer Zeit über 100 Häuser ergriffen, wozu auch der Schottenthurm kam, in welchem die größte Glocke schmolz.

Im J. 1489, als ein großer Theil der Stadtbewohner sich bei St. Ulrich der Osterfeier erfreute, kam bei einem Bäcker am hohen Markt Feuer aus, welches mehr als 200 Häuser in Asche legte.

Der große Brand vom J. 1525 entstand im fürstlichen Zeughause nächst der Burg, damals noch das Cillerhaus genannt (heute Amalienhof); er fraß von St. Michael bis zu den Büßerinnen in der Singerstraße (heute Franziskanerkloster) gegen 400 Häuser.

Am 24. April 1590 verzehrte eine am Stubenthore ausgebrochene Feuersbrunst einen großen Theil des Stuben- und Kärntnerviertels. Am 21. April 1627 kam um 10 Uhr Vormittags in der Riemerstraße durch die Unvorsichtigkeit einer Magd, die Schmalz siedete, Feuer aus, welches das Jakobskloster, die Riemer-, Grünanger- und Schulerstraße, einige geistliche Häuser von St. Stephan, den hinteren Theil des Bischofshofs, einen Theil der Wollzeile, beide Bäckerstraßen, den Regensburger- und Köllnerhof, die obere Zeile des alten Fleischmarktes, den kleinen und großen goldenen Hirschen, die goldene Sonne gegen den rothen Thurm, den Steirerhof, zusammen 147 Häuser in Asche legte. Die Brunst währte den ganzen Tag, und die mehrmals wechselnde Richtung des Windes trieb das Feuer auf den Riemmarkt unter die Juden, von dort den Salzgries hinab über die Schlagbrücke, wo es mehrere Schiffe auf der Donau und zehn Häuser im untern Werd (Leopoldstadt) verzehrte.

Am 24. Juni 1759 war die letzte große Feuersbrunst, die mit jener unter Ottokar und Friedrich dem Schönen verglichen werden kann, und die einzige bedeutende ist, von welcher die Vorstädte heimgesucht wurden. Im großen Starhemberg'schen Freihaus auf der Wieden entstanden, fraß sie daselbe bis auf den Grund und mehrere Häuser gegenüber. Der Sturmwind trug die Flammen gegen den Schwarzenberg'schen Garten, welche die dortigen großen Paläste so schnell verzehrten, daß nicht einmal alle Pferde und Maulthiere, viel weniger von den bedeutenden Vorräthen gerettet werden konnte; sie drang von hier den Rennweg hinauf in die Grasgasse, in die Ungargasse, auf die Landstraße, und vertilgte von Erdberg 32 Häuser bis gegen die Donau hinab. Der wüthende Brand dauerte zwei Tage und die Nacht dazwischen, und hatte ganz Wien zittern gemacht.

Fiaker.

Diese sinnlose Benennung für Lohnkutscher war mir immer ein Gräuel, dessen gänzliche Beseitigung um so wünschenswerther ist, wenn man bedenkt, daß Fiaker ein französischer Heiliger ist, der dort ehemals sehr verehrt wurde, und daß gar kein Grund vorhanden ist, eine rohe Volksklasse mit diesem Namen zu bezeichnen. Im J. 1650 erhielt zu Paris ein gewisser Sauvage die erste Bewilligung, Lohnwa-

gen zu halten, die er bei dem Hotel St. Fiacre aufstellte, woher in der Folge alle Lohnkutscher den Namen des Heiligen erhielten.

Die Zahl dieser Miethfuhren, die sich durch ihre Schnelligkeit und Sicherheit auszeichnen, belauft sich in Wien beinahe auf 700. Sie sind auf bestimmten Plätzen und in Gässen der Stadt und Vorstädte vertheilt, und stehen von 7 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends in Bereitschaft. Die Wagen sind mit Nummern versehen und stehen unter der Aufsicht eines Commissärs der k. k. Polizei-Oberdirektion. Seit Entstehung der Gesellschaftswagen und Eisenbahnen gibt es auch Fiaker-Vereine, welche um bestimmten Preis in nahe Örter, z. B. Hietzing, Döbling fahren. — Die Wiener Fiaker sind die kühnsten und geschicktesten Kutscher und voll schlagfertigen Humors, echten Mutterwitzes und origineller Ideen. Doch sind sie hin und wieder auch die Roheit selbst, besonders in der Behandlung ihrer Pferde. Noch auffallender ist die Frechheit des Schnellfahrens; denn sie kommen darin den Herrschaftskutschern gleich.

Ein Wiener und ein Badner Fiaker geriethen mit einander in Streit, wobei dieser jenen einen Residenzschnipfer nannte, worauf ihm der Wiener wieder — auf die Badner Bäder anspielend — ein Schwefelhölzel zurückrief. Es ist sonderbar, daß sich der Badner über den erhaltenen Titel mehr ärgerte, als der Wiener, obgleich der erhaltene Scheltname Schwefelhölzel viel nichtssagender und weniger ehrenrührig ist, als Residenzschnipfer.

Daß jedoch der Name Fiaker noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Wien nicht gebräuchlich war, geht aus einer Verordnung vom 7. März 1721 hervor, womit alle Lohnkutscher, die sich in großer Anzahl mit ihren Wagen auf die Freiung stellten und den vorbeifahrenden Herrschaften den Platz benahmen, und sonst allen daselbst Wohnenden viele Ungelegenheiten besonders zur Sommerszeit verursachten, vom Platze abgeschafft wurden, und keiner durfte sich mehr dahin stellen, sondern ihre Pferde und Wagen mußten sie so lange zu Hause behalten, bis sie zu den Fuhren abgeholt würden; zur Nachricht eines jeden, der ihrer bedurfte, mußten sie Tafeln vor ihrer Wohnung aushängen, und wenn sie mit einer Fuhr versehen waren, mußten sie die Tafel ab- und hineinnehmen.

Finanz-Ministerial-Pallast.

Der großartige Sinn des unsterblichen Prinzen Eugen von Savoien zeigte sich in allen Verhältnissen seines thatenreichen Lebens. Als Feldherr siegreich, wie kein anderer seiner Zeit, durch die Schärfe seiner Combinationen, zeigte sich die Schärfe seines Geistes nicht minder in den friedlichen Denkmälern, welche er uns hinterließ. Dies sind die großen Gebäude auf seinen Gütern und in Wien. Das Belvedere und sein Pallast in der Himmelpfortgasse sind die bedeutendsten derselben.

Dieser ist gegenwärtig das Hotel des k. k. Finanz-Ministeriums. In diesem Palaste starb der Prinz Eugen am 21. April 1736. Der Pallast von Johann Bernhard Fischer von Erlach erbaut, kam an den k. k. Hof, wurde unter Joseph II. der Sitz der obersten Justizstelle und erhielt dann später seine gegenwärtige Bestimmung.

Im J. 1628 stand hier grundbücherlich das sogenannte alte Ballhaus; es gehörte einem Privaten und führte den Namen des „Boierschen.“ Es wurde 1658, wahrscheinlich seiner Geräumigkeit wegen, zu den öffentlichen theatralischen Vorstellungen gebraucht. In den Jahren 1661 und 1665 besaß oder pachtete es die Stadt Wien vorübergehend zu diesem Zwecke, und 1671 wollte dessen Eigenthümer, der Reichshofraths-Kanzlist Hüttler, darin das National-Theater errichten. Im Widerspruche

damit findet ſich aber, daß 1685 der Kammergraf zu Salzburg, Peter Hilferting, ſein Pollicinell-Theater dort aufſchlug, was aber nur kurze Dauer hatte, denn bald benützten es wieder fremde deutſche Theater-Unternehmer, die von 1692 an mit italieniſchen Opern-Impreſarien abwechſelten. In dem 1701 bei Johann von Gheien gedruckten erſten Wiener-Häuſer-Schema (Seite 108) erſcheint es als „Herrn Fauconets, Kayſ. Hoff-Hutmachers Pallhaus,“ und verſchwindet bald darauf ganz, da es mit einigen kleinen Nebenhäuſern von Prinz Eugen zur Erbauung ſeines Palaſtes erkauft wurde.

Es iſt ein mächtiges, impoſantes Gebäude, mit Abzeichen, welche ſeine ehemalige Beſtimmung als Wohnſitz eines Helden andeuten. Es befinden ſich außer der Wohnung des Herrn Präſidenten der k. k. allgemeinen Hofkammer verſchiedene Bureaux der vor ſein umfaſſendes Reſſort gehörigen Amtsbranchen daſelbſt. Das Gebäude, an und für ſich betrachtet, gehört ohne Widerſpruch zu den herrlichſten Palläſten der Hauptſtadt, was Kühnheit und Adel des Styles und Solidität des Baues betrifft. Dies muß überhaupt von allen Bauten der trefflichen Fiſcher von Erlach gerühmt werden. Es iſt vier Stockwerke hoch, wovon die zwei unterſten nur Halbgeſchoße ſind; hingegen iſt das dritte, oder die helle etage, ſehr hoch, das vierte aber wieder nicht ſonderlich hoch. Dieſe beiden Etagen ſind, ſo lang das Gebäude iſt, mit 18 joniſchen Wand-Pfeilern und vielen Armaturen verziert. Zwiſchen zwei ſolchen Wandpfeilern iſt allezeit ein Fenſter, folglich hat jedes Stockwerk deren ſiebzehn. Das Dach iſt noch ital. Schule ganz glatt gebaut und mit einer Balauſtrade umgeben, auf welchen 16 in Stein gehauene, ſchöne, große Statuen ſtehen. Die Thore dieſes prächtigen Pallaſtes, deren drei ſind, haben ihre beſondere Verzierung und über einem jeden ſteht ein Balken. Der Hof iſt viereckigt und ziemlich groß, und wird von einem ſchönen Hintergebäude umgeben. Vorzüglich iſt die ſchöne mit Statuen beſetzte Stiege, welche in dem engen Raum ſo zweckmäßig angelegt iſt, daß ſie das Anſehen des größten Gebäudes hat, zu bewundern, ingleichen der über dieſelbe befindliche gemalte Plafond. Die Zimmer ſind alle groß und waren unter Eugen unvergleichlich koſtbar möblirt; man ſah damals in drei Vorgemächern ſtatt der Draperien die Bataillen und Belagerungen, welche dieſer große Held unternommen hatte, auf Leinwand gemalt.

Das koloſſale Gebäude war binnen zwei Jahren vollendet, und Prinz Eugen empfing darin am 9. April 1711 den türkiſchen Geſandten. Bis 1837 befand ſich auch die Münzſtätte in dieſem Pallaſte. Das anſtoßende Münz- und Bergweſen-Gebäude in der Himmelpfortgaſſe, ſo wie das ſogenannte Kupferamt in der Johannesgaſſe (973) kamen im J. 1753 zu Stande.

Als die Kaiſerin Maria Thereſia daſſelbe am 4. Sept. beſichtigte, wurden auf zwei in aller Eile zu dem Ende in dem noch nicht ganz vollendeten großen Prägſaal eingerichteten Stoßwerken goldene und ſilberne Denkmünzen mit der Aufſchrift:

Augusta praesentia Nec Domum Monetariam
Primo hoc Nummo consecrat IV. Sept.
MDCCLIII.

geprägt, welche die Monarchin an die anweſenden Damen und Cavaliere und andere Perſonen austheilen ließ.

Findelhaus.

Dieſe menſchenfreundliche Anſtalt iſt eine der ſchönſten Früchte der Reiſe Joſeph des II. nach Frankreich 1777. Sie entſtand 1784, und ihr erſter Standort war im Strudelhofe in der Währingergaſſe, von wo ſie 1788 in das dem Stift Melk gehörig geweſene ſchöne Gartengebäude in der Alſer-

gaſſe (108) überſetzt wurde, wo ſie ſich noch befindet.

In den 54 Jahren von 1784, wo die Anſtalt vom Staate übernommen wurde, bis 1838 wurden Kinder aufgenommen 184,659, davon ſind geſtorben 145,920, entlaſſen 25,559. Die Geſtorbenen verhalten ſich alſo zu den Aufgenommenen wie 1 zu 1.3. — Die gröſte Sterblichkeit war 1812 mit 0.69, die geringſte 1829 mit 0.13, und hat ſeit 1823 20 Procent nicht überſchritten. Die Anſtalt erfordert einen Koſtenaufwand von mehr als 400,000 fl. jährlich.

Finger (Der) des heiligen Johannis Elemoſinarius.

Dieſer Heilige war Biſchof von Alexandria, und ein Finger ſeiner Hand befindet ſich unter den Reliquien der Kirche am Hofe. Er gehörte, der Legende zu Folge, «der Wunderbaren und unverweſenen rechten Hand dieſes Heiligen, welche den Zeigfinger und den Daumen, nach Weiſe eines Allmoſen gebenden gekrümmet, und gegen einander jedoch nicht gänzlich zuſammen hält, und als ein groſſer Schatz mit Ehrerbietigkeit in unſer Paulaner Cloſter-Kirche zu Wienerisch-Neuſtadt aufbehalten, und an deſſen Feſttag zu öffentlicher Verehrung ausgeſetzet wird. Der kleinſte aber und der Goldfinger mangeln. Man beſehe die Hiſtorie Translationis dieſes H. Johannis, die der Herr Georg Draſcovitz Biſchof zu Fünfkirchen in Hungarn beſchrieben, und Bollandus heraus gegeben. Der ganze Leib dieſes H. Biſchoffs ward An. 1526. nach unglücklicher Schlacht mit den Türken bey Mohaz, ſammt allen Kirchen-Schatz der Königlichen Capelle zu Ofen, von den Jeſuiten nach Maria Thal, und weiters in Öſterreich nach Neuſtadt ſalvirt; als ſothaner Schatz aber An. 1530. auf Befehl Königs Ferdinand durch Herrn Grafen Johann Szalai abgeholet, nach Preſpurg abgeführet, und dem Capitel eingeantwortet worden, ward mehr gedachte rechte Hand dem Cloſter zu Neuſtadt zur Gedächtnus der Erkanntlichkeit für die Erhaltung verehret, und allda zurück gelaſſen.»

Fink (Adalbert).

Im J. 1632 den 18. Febr. iſt Stephan Adalbert Fink, Hörer der juridiſchen Wiſſenſchaften zu Wien, wegen des an Michael Wiſchenauer, geweſenen Bildhauers, begangenen Mords an die Richtſtätte vor dem alten Univerſitäts-Gebäude im Kreiſe bewaffneter Soldaten geführt worden. Es war bereits zur Requirung der Juſtiz Alles bereit, der Sarg ſtand ſchon im Hofe des Univerſitäts-Gebäudes, und der Scharfrichter hinter Fink, umgeben von den Soldaten. Zuvor wurde dem Fink in Gegenwart der Conſiſtorialen und des Volkes ſein Verbrechen vorgeleſen und befragt: ob er daſſelbe geſtände? Und als er bei der Ausſage verblieb, wurde das am 15. Jänner gegen ihn geſchöpfte Urtheil folgenden Inhalts publicirt: «In der Criminal Sache, eine Entleibung betreffend, welche Stephanus Adalbertus Fink, Studioſus, an weyland Michaelen Wiſchenauer, geweſten Burgern und Bildhauer allhier, den 20. Dezember dieſes abgewichenen Jahres, ſeinen Fürgeben nach ſo bezechter und trunkener, daß er ſich der That anders nicht, als gleichſam in einem Traum zu erinnern wiſſe, vollbracht dieſes ſeines Fürgebens aber durch unterſchiedlich beeydigter Zeugen, Depoſitionen und Auſſagen, daß er nemlich ſo bezecht und trunken, als er fürgibt, nicht geweſen, convincirt und überwieſen worden. Iſt von Herrn Rectore u. Conſiſtorio allhieſiger Univerſität zu recht erkennet, der Thäter ſey an die Richtſtatt zu führen, dem Freimann zu überantworten, und durch denſelben mit dem Schwerdt vom Leben zum Todt hinzurichten.»

Als aber der Verurtheilte vor dem Rektor niederkniete, und flehentlich denſelben

um Vertröstung und Fürbitte bat, wurde die kais. Resolution öffentlich verlesen, und ihm damit das Leben geschenkt.

Firmian (Leop. Maxim. Graf von).

Er wurde 1766 zu Trient geboren, empfing, nachdem er die theologischen Studien vollendet hatte, zu Salzburg 1792 die Priesterweihe, und wurde vom Papst Pius VI. als Domherr daselbst und zu Passau bestätigt; 1797 wurde er von dem damaligen Fürst-Erzbischof zu Passau, Grafen von Thun, zu seinem Weihbischofe designirt; 1800 ward ihm das erledigte Bisthum Lavant in Kärnten zu Theil, welche Würde er bis 1818 bekleidete, wo er durch den Tod des Grafen Colloredo, Fürst-Erzbischofs von Salzburg, zur Administration dieser Stelle berufen wurde. Firmian's vielgeprüfte Amtstreue und gläubig-biederer Sinn verschaffte ihm endlich noch einen glänzendern Wirkungskreis, da ihn Kaiser Franz I. nach Ableben des Grafen von Hohenwart den 2. Juni 1822 zum Fürst-Erzbischof von Wien ernannte, welche Würde er mit regem Hirteneifer und gediegenen religiösen Gesinnungen bis an seinen Tod bekleidete. Er starb, der letzte des alten Geschlechtes der Firmiane, im 66. Jahre seines Alters, und im 35. seines Episcopates, den 29. Nov. 1831, und wurde in der St. Stephanskirche im großen Frauenchore, nicht weit von dem St. Antonius-Altare, zur Erde bestattet. Unter den Erzbischöfen Wien's war er der fünfte.

Fischament

ist ein Markt und auch nahe daran ein Dorf; beider Name ist aus Fischa am Ende entstanden, weil die Fischa in seiner Nähe sich in die Donau ergießt. Die Lage beider Ortschaften setzt sie häufigen Überschwemmungen aus, die gleichwohl nicht vermögend sind, dem Markte seine Wohlhabenheit zu nehmen.

Als 1784 Fischament von dem aufthauenden Eise so überfluthet war, daß die Hälfte der Einwohner ihre Häuser, die neun Tage unter Wasser standen, verlassen mußten, ereignete sich ein besonderer Zufall. Von allen Seiten waren Leute und behördliche Commissäre herbeigekommen, um über die Rettungs-Maßregeln zu berathschlagen. Diese Unterredungen waren mehrere Tage fortgesetzt worden, und am letzten Tage bestiegen die Berathschlagenden den merkwürdigen alten Marktthurm, um die unter Wasser stehende Gegend besser überblicken zu können. Als sie sich auch hier eine Zeit lang besprochen hatten, trat ein Marktbürger zu ihnen, der auf die Frage: was da zu thun sei, die Antwort gab: wenn Gott nicht hilft, so ist auch keine Hilfe mehr. Und in demselben Momente krachte die ungeheuere Eisdecke, brach, zertheilte sich und wälzte sich majestätisch und ohne Schaden anzurichten fort.

Von dem Alterthume des Thurmes überzeugt schon seine Bauform. Ein Fisch, schön vergoldet, ist auf seiner Spitze zu sehen, und ein Bewohner der tiefen Gewässer schwebt hier hoch in der Luft und verrichtet die Dienste eines Wetterhahnes. Dieser schuppichte Barometer ist auch der allgemeine Wetteranzeiger des Ortes, wo Jedermann weiß, was es zu bedeuten hat, wenn der Thurmfisch vom Winde gedreht, da oder dort hinsieht.

Der Thurm ist die Wohnung des Marktwächters und soll sein Dasein folgendem Ereignisse verdanken: Vor einigen Jahrhunderten wurde eine reisende Dame — nach einer Tradition eine englische Gräfin — in einem strengen Winter mit ihrem ganzen Gefolge von vielem Schnee in dieser Gegend überschüttet, und entging dem Tode nur durch die Hilfe der in der Nähe befindlichen Leute vom Orte, die auf ihr Geschrei herbeikamen. Aus Dankbarkeit und als Richtpunkt für Verirrte ließ sie hierauf den hohen Thurm mit dem Fische, als dem Wahrzeichen des Ortes, erbauen.

Durch diesen Thurm läuft die ganze

Paſſage des Marktes, deſſen Centralpunkt er iſt, und welchem die benachbarten Eckhäuſer ihren vorzüglichen Werth verdanken.

Markt und Dorf Fiſchament beſitzen einen Wald, in welchem jährlich Holz geſchlagen wird, wovon jedes Haus einen beſtimmten Antheil bezieht.

Fiſcherdörfel (Das) oder die Fiſchervorſtadt

befand ſich im obern Werd, oder in der Gegend rechts vom Schotten- bis zum Neu- (oder Werder-) Thore. Es enthielt ein Auguſtinerkloſter, und als dieſe ſich in die Stadt nächſt der Burg zogen, ein Hoſpital und die Carmeliter. Das Fiſcherdörfel war mit einem Waſſergraben umgeben; jenſeits deſſen erhob ſich die Schottenpeunt, der Schottenhügel (Währinger-Straße), am Fuße deſſelben die Neuburger- (Drei-Mohren-) Straße mit dem alten Neuburger-Hof und deſſen Capelle.

Sie erſtreckte ſich vom heutigen Schanzel bis zum untern Arſenal, in der Gegend des heutigen Neuthors und der ausgedehnten Feſtungswerke. In ihr befand ſich die Kirche zu St. Johann, deren Urſprung unbekannt iſt. Einige ſchreiben ihre Gründung dem heil. Severin zu, weil deſſen Biograph Eugipp anführt, daß Severin eine Kirche zu Ehren des heil. Johann nahe bei der Stadtmauer erbaut habe, und weil die Entlegenheit der Kirche zu St. Johann an der Alt, dem heutigen Lazareth, mit dieſer Angabe nicht vereinbarlich ſei. Bei dieſer Kirche befand ſich ein kleines Kloſter, welches die Auguſtiner ſo lange beſaßen, bis Friedrich der Schöne das Auguſtinerkloſter in der Stadt geſtiftet hatte, welches ſie am 1. Mai 1327 unter ihrem Prior Hermann bezogen. Wahrſcheinlich iſt St. Johann in der Fiſchervorſtadt dann zu einer Pfarre erhoben worden, weil in den Gedenkbüchern des magiſtratiſchen Archives eine Reihe Pfarrer zu St. Johann in der Fiſchervorſtadt aufgeführt erſcheint. Im J. 1346 ward ein Spital, das nächſt dieſer Kirche ſtand, aufgehoben und mit jenem vor dem Widmerthor vereinigt. Um das J. 1360 nahm Herzog Rudolph IV. die Carmeliter in Wien auf und wies ihnen das Kloſter zu St. Johann zum Sitze an, wo ſie bis 1386 verweilten. Die Fiſchervorſtadt und das Kloſter wurde bei der erſten türkiſchen Belagerung Wien's niedergebrannt und entſtand nicht wieder.

Fiſcher von Erlach.

Alle biographiſchen Werke und alle Beſchreibungen Wien's ſind über dieſen in Wien's Kunſtgeſchichte hochberühmten Mann reich an Irrthümer; kaum bemerken einige davon, daß es zwei gleichtüchtige Baukünſtler dieſes Namens gegeben hat und keines unterſcheidet, welche Gebäude vom Vater und welche vom Sohne herrühren. Der öſterr. National-Encyclopädie gebührt das Verdienſt dieſe Verwirrung nach Möglichkeit gehoben und einiges Licht über die Biographie zweier Männer gebracht zu haben, deren Meiſterwerke zu den größten Zierden Wien's gehören. Hier folgt das Weſentliche davon:

1. Joh. Bernh. Fiſcher von Erlach wurde zu Prag (nach Andern zu Wien) 1650 geboren. Er ging in jungen Jahren nach Rom, wo er die herrlichen Denkmale der Alten ſtudirte, aber auch alle Fehler ſich aneignete, welche man ſeinen Arbeiten verwirft, und deren Veranlaſſung im bizarren Geſchmacke der Zeit lag. In die Heimath zurückgekehrt wußte er in kurzer Zeit Aufmerkſamkeit zu erregen. Er erhielt den Auftrag, für den nachmaligen Kaiſer Joſeph I. einen Sommerpallaſt zu bauen, und ſo entſtand 1696 die erſte Grundanlage des heutigen Schloſſes Schönbrunn. Sie erhielt ſo ſehr den Beifall des Hofes, daß F. zum erſten Architekten ernannt, und von Joſeph I. ſpäter in den Adelſtand mit dem Prädikate von Erlach erhoben wurde. Obgleich F. beinahe in allen ſeinen Gebäuden als Anhänger

der Berninischen Schule erscheint, (selbst Schönbrunn erinnert, die Fenster etwa ausgenommen, an Berninis Styl) so bewies er dennoch mehr Geschmack in den äußern Verzierungen. - Er entwarf seit dem alle bedeutenderen Bauwerke, wurde Oberlandbaumeister, und genoß bis zu seinem Todesjahre 1721 alle Auszeichnungen, die seinem Talente gebührten. Bei den meisten seiner Werke leitete den eigentlichen Bau sein Sohn, Joseph Emanuel. Im Allgemeinen sind alle Gebäude Fischer's durch ihren Totaleindruck von außerordentlicher Wirksamkeit und beurkunden einen Genius, dem die Weihe der Kunst im reichen Maße zu Theil wurde. Alle Fehler seiner Schule vereint, enthüllte der Triumphbogen, den er 1699 zur Vermälung Joseph des I. errichtete; die Überladung war bis zum Unglaublichen getrieben. Eine bessere Richtung zeigte das hölzerne Modell des Denkmales zu Ehren des h. Joseph auf dem hohen Markte; die Statuen sind später ganz abweichend von andern Künstlern ausgeführt worden. 1700 wurde die alte kleine Peterskirche abgetragen und die Herstellung einer größeren beschlossen. Dieser Künstler zeichnete den Entwurf und leitete den Bau, der 1702 begann und bei seiner Vollendung als ein Meisterwerk erster Größe da stand. Eben so glücklich fiel Prinz Eugen's Pallast in der Himmelpfortgasse (der heutige Finanz-Ministerial-Pallast) aus. Würdig schließen sich diesem Bauwerke an: Das Gebäude der vereinigten Hofkanzlei in der Wipplingerstraße, das Bathyany'sche Palais auf der Freiung, das vormals Trautson'sche in der Vorstadt St. Ulrich, (jetzt die ung. Leibgarde), die sogenannte Mehlgrube, auf dem neuen Markte u. a. m. Als Schriftsteller hinterließ er folgende Werke: Entwurf einer historischen Architektur, in Abbildungen verschiedener berühmter Gebäude des Alterthums und fremder Völker auf eigene Kosten herausgegeben, das 1712 laut der Handschrift in der k. k. Hofbibliothek, vollendet, 1718 und 1721 zu Wien im Drucke erschienen ist. Das ganze Werk zerfällt in 5 Theile: 1. Hebräische, ägyptische, syrische, persische und griechische Gebäude; 2. römische; 3. arabische, türkische und einige neuere persische, chinesische und japanesische; 4. Gebäude von seiner Erfindung und Zeichnung; 5. griechische und römische Vasen und mehrere wieder von seiner Erfindung. Als 1713 die Pest in Wien wüthete, gelobte Carl VI. eine Kirche zu Ehren des h. Carls Boromäus zu bauen; am 4. Februar 1716 ward der Grundstein gelegt, und im Oktober 1737 die prachtvolle Carlskirche geweiht. Die meisten Schriftsteller schreiben den Entwurf des Planes F. zu; Freddy in seiner Beschreibung von Wien, und Andere behaupten aber, Dominik Martinelli habe nicht nur den Bau geleitet, sondern auch die Zeichnung dazu entworfen. Sie begründen zunächst ihre Meinung durch die Bemerkung, daß die Carlskirche im angeführten Werke nicht vorkomme, was sehr wohl zu begreifen ist, da dieses schon 1712 vollendet war. Es wird aber allgemein angenommen, daß die Zeichnung von Fischer ist und daß Martinelli den Bau geführt hat. Alle Vorzüge und Mängel, welche Fischers Arbeiten charakterisiren, treten hier hervor. Niemand wird in Abrede stellen, daß der Gesammteindruck von außerordentlicher Wirkung ist, eine höchst geistvolle Auffassung beurkundet, in den Nebenstücken aber Vieles dem Tadel unterliegt. So ist ohne Zweifel in der Frontispice Großartigkeit; allein eine Großartigkeit des Luxus und der Überladung. Eben so erscheinen seine Entwürfe zur Staatskanzlei, zum Hofbibliothekgebäude, zur Reitschule und zu den kais. Stallungen. Über das Mißlingen der letzten soll er sich dermaßen gekränkt haben, daß er aus Gram starb. Die Vollendung von allen genannten Gebäuden erlebte er nicht; den Bau leitete sein Sohn, der im Geiste des Vaters vorwärts ging, und

daher an deſſen Ruhme gerechten Antheil hat. Außer Wien ſind noch in Prag und Salzburg bemerkenswerthe Gebäude dieſes Künſtlers. Die Univerſitätskirche in letzterer Stadt, am 10. November 1707 geweiht, iſt im Geiſte des Alterthumes ein vollendetes Meiſterwerk; das Luſtſchloß Kleßheim aber weder durch geiſtige Auffaſſung noch durch Correktheit ausgezeichnet.

2. Joſeph Emanuel Freiherr Fiſcher von Erlach, Sohn des Vorigen, geboren um 1680, beſaß gründliche Kenntniſſe in der Mechanik. Er war der Erſte, welcher in Deutſchland den Gebrauch der Dampfmaſchinen einführte. 1721 wurde er nach Heſſen-Kaſſel berufen, wo der Landgraf bei den Bergwerken dieſe neue Erfindung anzubringen geſonnen war. Die allzugroßen Auslagen hinderten die Ausführung. F. kehrte daher nach Wien zurück und errichtete im fürſtl. Schwarzenberg'ſchen Garten zum Getriebe der Waſſerkünſte die berühmte Dampfmaſchine, damals Feuermaſchine genannt. Nähere Nachrichten darüber ſtehen im Februarhefte der Merkwürdigkeiten Wien's (1727). Der glückliche Erfolg ſteigerte das Anſehen des Künſtlers ſo, daß Carl VI. ihn 1731 in den Freiherrnſtand erhob.

Nach den meiſten Berichten ſtarb er 1738; dagegen ſpricht aber die Thatſache, daß er 1740 von Maria Thereſia den Auftrag erhielt, einen Entwurf zum Castrum doloris für Carl VI. zu entwerfen, das von den Brüdern Schmuzer in Kupfer geſtochen erſchienen iſt. Es bleibt in der That bemerkenswerth, den Todestag eines Mannes nicht aufgezeichnet zu finden, der ſo viel des Großen und Schönen hervorgebracht hat.

Fiſchmarkt.

Der älteſte Fiſchmarkt befand ſich am Hohenmarkte, wo bis im Anfange dieſes Jahrhunderts, der Schranne gegenüber, der Fiſchbrunnen und ein nach ihm genanntes Haus ſtand. Heute erinnert an dieſe vorzeitige Beſtimmung des Platzes der noch beſtehende Fiſchhof mit dem Hauſe zu den drei Fiſcheln (518), ſo wie das Haus zum rothen Krebs am Hohenmarkte und auf der entgegengeſetzten Seite die darin einmündende Krebsgaſſe. Damals herrſchte ein ungemeines Gewühl auf dieſem Markte, das noch durch den Übermuth und mancherlei Unfug der Fiſchhändler vermehrt wurde. Albrecht der Weiſe erließ deßhalb einen Befehl, vermög welchen ihnen weder im Winter noch im Sommer erlaubt war, einen Mantel, eine Gugel, oder einen Hut zu tragen; ſie mußten bei Sonnenſchein, Schnee und Regen bloßköpfig auf dem Markte ſtehen, ſo lange ſie Fiſche feil hatten, damit ſie um ſo mehr mit dem Verkaufe eilen und den Leuten einen beſſeren Kauf machen ſollten.

Als die Bevölkerung Wiens zunahm und der Hohemarkt zu andern Zwecken verwendet wurde, erfolgte die Verſetzung des Fiſchmarktes außer dem Werder-, heute Neuthor, in der dortigen nun ganz verſchwundenen Vorſtadt, die davon den Namen des Fiſcherdörfels oder der Fiſchervorſtadt erhielt. Der zum Verkaufe der Fiſche beſtimmte Platz befand ſich nahe an der Donau, wo drei große, ſchattige Lindenbäume ſtanden, wo es an Faſttagen, deren es vor Maria Thereſia und Joſeph II. gegen 150 im Jahre gab, roll genug herging, und wohin eine ungeheure Menge aller erdenklichen Fiſchgattungen aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Öſterreich gebracht wurden.

Als dieſe Fiſchervorſtadt bei der türkiſchen Belagerung verſchwand, wanderte der Fiſchmarkt einige Zeit von einem Orte zum andern, bis er ſeinen gegenwärtigen Standpunkt nächſt dem Walle vom Schanzel- bis zum Fiſcherthore erhielt. Man kann ſich aus folgendem Berichte einen Begriff von der Quantität Fiſche machen, die vormals in Wien verzehrt wurden.

„Da ſah man 14 Wägen mit Hauſen, und derer friſchen 450, die bei 900 Zenten

gewogen, und nach Bericht des Fischers Dienstl in einem Tag ausgewogen worden. Neben solchen 8 Wägen mit Schayden eines Tags, ingleichen 6 Wägen Brat-Fisch, Hechten und Kärpffen, hernach allerley andere Gattung, als See Kärpffen, See Punckel, Garauß, zweinzig Wägen. Item 32 Wägen mit Kärpffen aus Böheim; da fand man Wachs-Fisch, Zindel, Schielen, Mayling, Barben, Stierl, Förchen, Salmling, Reinanken, Aschen, Praxen, Eschling, Schieden, Nel, Tück, Schiercken, Sprenßling, Huchen, Alten, Schiegerling, Perschtel, Nutten, Neßling, Roteugel, Strezl, Neunaugen, Stainpayß, Krentterling, Pißgurn, Baldiern, gut Mörsling, Weiß Fisch, Sichling, Hunds-Fisch, Schnecken, Kreßling, Sängel, Koppen, Grundel, Pfrillen, Lachsferchen, Stier, Häring, Teyffer-Kärpffen, Platent, Pückling, ganze Wägen und Thunen mit gesalzenen Hächten und Hausen, mit ein Wust-Stockfisch."

Fischerstiege, Fischerthor.

Eine der ältesten Sagen meldet, es sei schon um das J. 882 auf dem Hügel hart an der Donau, am Gestade — im Munde des Volkes auf der Gestätten, wie diese Stadtgegend noch genannt wird, — gegen die obere Donauinsel (Roßau) durch die Andacht der Fischer, Schiff- und Kaufleute eine Kapelle zu unserer lieben Frau entstanden. Von der Stelle, wo die Schiffe landeten und wo die Waaren, vorzüglich Salz am kiesigen Ufer ausgeladen wurde, — woher der Name Salzgries entstand, — am Fuße des Berges stiegen diese Leute auf dem Steige auch zum alten Ruprechtskirchlein hinauf, oder näher über die von den Fischhändlern erbaute Stiege, die Fischerstiege, zu dieser Mariencapelle am Gestade, oder Mariastiege.

Man sieht hieraus, daß die Fischerstiege der älteste Theil der Stadt ist, von wo die Fischer und Schiffleute die Bewohner derselben mit Lebensmitteln, vorzüglich mit Fischen versorgt wurden. Auch der Name Fischerstiege ist uralt, und kömmt schon in den frühesten Urkunden als ad gradus piscatorum vor. Er besteht heute noch und ist auf dem Hause Nr. 369 übergegangen, worauf sich ein uraltes im J. 1839 aufgefrischtes Wandgemälde befindet, eine brückenartige Stiege und die Bibelstelle vom Fischzuge Petri vorstellend, mit der Unterschrift:

Dieses Haus steht in Gottes Hand
Zur Fischerstiege wird es genannt.

Dieses Haus ist eines der ältesten Gebäude Wiens und ein Blick in seinem Innern versetzt uns in das 15. Jahrhundert mit seinen architektonischen Mißgestalten und engen Räumen.

Vormals befand sich unten am Fuße der Fischerstiege zwischen den Häusern Nr. 206 und 207 am Salzgriese ein Stadtpförtchen, durch welches man an die hier vorbeifließende Donau gelangt, indem hier die Stadt ihre Grenze hatte. Dieses Fischerthor ist zu Joseph des II. Zeiten abgebrochen worden. Dieses Fischerthor ist mit dem heutigen There dieses Namens nicht zu vermengen, welches früher das Salzthor hieß und erst nach der ersten Belagerung durch die Türken (1529) nach Aug. Hirschvogl's Plan in seiner jetzigen Form erbaut wurde. Der heutige Name kommt vom nahen Fischmarkte her, der früher am hohen Markte sich befand.

Während der besagten Belagerung hatten von den zwischen Krems und Korneuburg stehenden Reichstruppen zwei Jünglinge, Wolf Graf von Öttingen und Rupert Graf zu Manderscheid, solche Begierde, mitzukämpfen, daß sie nach bereits geschlossener Stadt über die Donau schwammen und am Fischerthore den Wall hinaufgezogen wurden.

Fischtrühel (Das).

Die ersten Bewohner der Leopoldstadt (vormals der untere Werd) waren Gärtner, und vorzüglich Fischer, weil der Aufenthalt

daſelbſt für ihr Gewerbe am entſprechendſten war. Im dortigen Donau-Canale, vorzüglich (wie noch heute) nächſt der Schlagbrücke unterhielten die Fiſchhändler zahlreiche kleine Schiffe als Fiſchbehältniſſe, welche nicht ſelten das Fahrwaſſer beengten. Von ihrer Nähe hat ſchon ſeit länger als zwei Jahrhunderten das zwiſchen dem Dianabade und dem Hauſe zum ſcharfen Eck liegende Gaſthaus zum Fiſchtrühel den Namen erhalten. Dieſes Gaſthaus wurde einſt ungemein ſtark beſucht, und man aß dort die beſten Fiſchſpeiſen in Wien, welches Lob ſich gewiſſermaßen bis heute als verdient bewährt hat. Es hielten vormals darin auch die Vorſteher der einſt ſehr angeſehenen Fiſcherzunft ihre Zuſammenkünfte; dieſe Zunft und jene der Gärtner ſind die erſten der Leopoldſtadt, denn ſchon 1672 verherrlichten ſie die Frohnleichnams-Prozeſſion der dortigen Pfarre am 16. Juni. Sie waren die erſten mit ihren ungemein herrlichen Fahnen.

Flaſchelträger und Faſtnachtbrüder.

In einer im J. 1685 in Druck erſchienenen Beſchreibung des Landes Öſterreich finden wir die Stelle:

„Das Land Öſterreich unter der Enns hat alles, was faſt der Menſch bedarf, von Wein, Getreid und andern Victualien. Es wächſt auch ein herrlicher Safran allda, welcher dem Wälſchen weit vorgezogen und zur Arzenei gebraucht wird.

„Die Einwohner ſind eines höflich- und luſtigen Humors, gaſt- und koſtfrei, und haben die Geſellſchaft lieb, daher man ſie auch Flaſchelträger und Paſchcaler (Faſtnachtbrüder) zu nennen pfleget, weil ſie ſtets wohl leben, und auf das Faſten ſich nicht viel verſtehen, wie die Verſe lauten:

Austriakos fertur Paschales nomine dici,
Paschata quod celebrent semper, jejunia nunquam.“

Die zur Sprache gebrachte Schildbürgerhiſtorie, zufolge der die Baiern einſt einen ſchwarzen, ſalzburgiſchen Stier mit unendlicher Seife weiß waſchen wollten, wodurch zwar nicht der Stier, wohl aber die Donau weiß wurde, welches die Wiener-Schlaraffen, welche dieſes Seifenwaſſer für Obers hielten, bewog, mit Flaſchen herbeizueilen, um dasſelbe aufzufangen, gehört nicht hierher, weil die Bezeichnung Flaſchelträger ganz einfach von der Bemerkung einiger Fremden entſtand, die da ſagten, daß der ſechſte Menſch, den man in Wien auf der Gaſſe begegne, ſicherlich eine Weinflaſche trage. — Wie unſere Abbildung zeigt, haben die Wiener ſelbſt ihre Liebe zu einem Glaſe Wein zu keiner Zeit in Abrede geſtellt, ſie ergötzten ſich über ein Paar Leidträger aus ihrer Mitte, die ihre Weiber zu Grabe trugen, und ſich dazu durch einen Schluck Brantwein, den ſie unter dem Trauermantel trugen, das Herz ſtärkten.

Florentiner-Diamant (Der).

Dieſer ſchöne und 532 Gran wiegende große Edelſtein iſt das koſtbarſte Stück der reichen kaiſerl. Schatzkammer; ſeine Geſchichte iſt nicht ohne Intereſſe.

Ein gemeiner eidgenössischer Lanzenknecht hob ihn nach der blutigen, entscheidenden Schlacht bei Granson vom Boden der Wahlstätte auf, wo auch das prächtige, morgenländische Gezelt des Herzogs Carl des Kühnen von Burgund, sein goldener Thronstuhl, das unschätzbare goldene Vließ, sein Hauptsigill, die Feld-Kapelle und 400 Kisten mit Kostbarkeiten und herrlichen Stoffen, im Ganzen im Werthe von 30 Millionen erbeutet wurden.

Der Kriegsmann, welcher sich besser auf Käse als auf Diamanten verstand, hielt den Edelstein für Glas, wie die zahllosen Silberteller für Zinn, und verkaufte daher den Edelstein für fünf Gulden an den Ersten, der ihn haben wollte. Der nächste Besitzer, ein Genfer Bürger, Bartholomäus May genannt, verkaufte ihn den Genuesern und diese dem Herzog Ludwig More Sforza. Durch die reichen Herrn v. Fugger kam er in den Schoß der Mediceer in Florenz und von dort durch den Großherzog von Toskana, Franz I. von Lothringen, Gemal der Kaiserin Maria Theresia, nach Wien. Von seinem vorigen Standorte Florenz hat er den Namen des Florentiners beibehalten. Vor etwa 60—70 Jahren wurde er 1,043,344 fl. geschätzt. Seiner Größe nach ist er ungefähr der dritte unter allen bekannten Diamanten. Er glänzte einst am Diadem des Herzogs Philipp von Burgund, welcher der reichste und prachtliebendste Fürst seiner Zeit war.

Fokanedihaus (an der Wien).

Es befindet sich darin ein beinahe hundert Jahre altes Bierhaus, wovon ein Volksdichter sagte:

Noch andre Orte gibt's, wer mag sie kennen,
Wo man der Ceres Weihrauch streut,
Hier will man nur den Fokaneder nennen,
Er war berühmt zu seiner Zeit.

Es wird dabei zur Erklärung des Namens Fokaneder die Randglosse gemacht, der erste Erbauer dieses Hauses sei ein Falkonier oder französisch Fauconier gewesen, woraus das Volk Fokaneder oder wohl gar Fokanedi machte. So ist es aber nicht; der Name lautet eigentlich Fakoneti und ein Mann dieses Namens war 1733 wirklich Besitzer dieses Hauses, neben welchem das Gebäude des Freiherrn von Glanz und weiter hinauf ein der Karthause Mauerbach gehörig gewesenes Gebäude, sämmtlich mit großen bis an die Rothgasse reichenden Gärten versehen, standen. — Das Fokanedihaus ist sehr geräumig und diente der unter Maria Theresia im J. 1767 neu errichteten, den Namen Schloßgarde führenden Leibgarde zum Quartier. Das Gebäude besteht aus drei Höfen und der die zwei untern Höfe trennende einstockige Trakt mit dem Uhrthürmchen zeigt sich uns noch in seiner ursprünglichen alten Form. Ein neuer Zubau ist das vierseitige Gebäude in der Dreihufeneisengasse, zu welchem man mittelst einer Treppe emporsteigen muß, und dessen Hof mit einem Bogengang umgeben ist. Die Nähe des anstoßenden Theaters und der Durchgang vom Steg über die Wien nächst der Schleifmühle machen dieses Haus zu einer sehr belebten Passage.

Folter.

Unter den Babenbergischen und ersten Habsburgischen Landesfürsten war die Milde in Wien's peinlicher Gesetzgebung und in seiner Sittenpolizei durch ganz Deutschland zum Sprichwort und sogar zu einem Gegenstande des Tadels geworden. Unter Albrecht dem Lahmen erscheinen die Gesetze schon härter und blutiger, und von seiner Zeit an steigerte sich die Ideen-Verwechslung von Strafe und Rache, genährt durch den das 14. und 15. Jahrhundert bezeichnenden wilden Parteigeist, durch den verwirrenden Kampf der Fürsten mit den Städten und durch die grausamen Kriege um den Kelch und Hussens Sittenlehre, immer mehr, so daß man in den entgegengesetzten Fehler

verfiel und eine übertriebene grauſame Strafgerechtigkeit ausübte.

Man wird ſich einen Begriff von der unmenſchlichen Strenge derſelben machen können, wenn man bedenkt, daß ſchon in Sachen des täglichen Handels und Wandels, z. B. auf falſchen Handſchlag, auf betrügeriſche Wette, auf Fälſchung von Maß und Gewicht, auf Meineid u. ſ. w. in den damaligen Stadtſatzungen die Strafe des lebendig Verbrennens, des Handabhauens, des Ausreißens der Zunge und deren Annagelung an den Galgen geſetzt war. Weit grauſamer noch wurden die Haupt- oder Capitalverbrechen beſtraft und die Feder ſchaudert in deren Aufzeichnung zurück und beſchränkt ſich auf die Bemerkung, daß manche Plätze der Stadt noch im 17. Jahrhunderte pfählen und im achtzehnten viertheilen geſehen haben.

Es macht der Humanität jener Jahrhunderte wenig Ehre, wenn man erwägt, daß man nicht eine Gaſſe der Stadt oder einen Winkel derſelben betreten konnte, ohne irgend einen Apparat der ſtrafenden Gerechtigkeit zu Geſichte zu bekommen. Am St. Stephansfreidhofe, am St. Peters-freidhofe, bei den Schotten waren hölzerne Stöcke oder ſogenannte Brecheln zur Abſtrafung des müſſigen und betrügeriſchen Bettlervolkes aufgerichtet; auf dem Neuen-Markte, am Graben, bei dem Rothen-Thurm und in der Roßau ſtanden die unter dem Namen der Bäckenſchupfen bekannten hölzernen Verſchläge, in welchen die Übertreter der Brotſatzung durch Unrath und Waſſer geſchwemmt wurden; am Hohen-Markte befand ſich der Narrenkotter, der Pranger und der verrufene eiſerne Käfig, worin der Menſch wie eine wilde Beſtie dem Hohne und der Mißhandlung eines rohen Pöbelhaufens preisgegeben war. Dieſe Apparate ſtanden nächſt dem Hauſe zur ſilbernen Schlange und dem Fiſchhofe und wurden erſt unter Carl VI. weggeſchafft.

Bei ſo bewandten Umſtänden verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Rabenſtein und der Galgen ebenfalls permanent aufgeſtellt waren; die im Jahre 1488 unter König Matthias Corvinus verfügte Ausbeſſerung derſelben berief ſich darauf, daß ſelbe ſeit dem Jahre 1311 unterblieben ſei, was das hohe Alter derſelben anzeigt.

Die Hauptrolle bei allen dieſen Menſchenquälereien ſpielte die Folter, in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes einer der größten Schandflecke.

Die peinliche Frage oder Torquirung wurde im ſtädtiſchen Amtshauſe in der Rauhenſteingaſſe, wohin die ſchwerſten Verbrecher gebracht wurden, vorgenommen. Die Torturart ſelbſt war nach den Zeitaltern verſchieden; die letztüblichen und noch in der Thereſianiſchen Halsgerichtsordnung in grauſenerregenden Kupfern abgebildeten waren folgende: Die Daumſtöcke, mittels welchen die beiden Daumen des Inquiſiten zwiſchen zwei eiſerne gekerbte Platten gelegt und durch Schrauben wie Brei zuſammengepreßt wurden. Dieſe Torturart war die älteſte und hatte die Folge, daß der Gemarterte unter langwierigen Schmerzen die Nägel und ſehr oft die vordern Theile der Daumen verlor. — Die ſpaniſchen Stiefel waren zwei Eiſenſtücke, deren eines auf das Schienbein, das andere auf die Wade gelegt und welche dann wie die Daumſtöcke zuſammengeſchraubt wurden. — Bei der ſogenannten Schnürung wurden die beiden Hände zuſammengelegt, bis an die Ellbogen mit Schnüren umwickelt und dann mit Knebeln zuſammengezogen. — Bei dem Aufzuge (auch Streckung in der Gerichtsſprache genannt) wurden die Hände auf den Rücken zuſammengebunden und an dieſem Bande ein Seil befeſtigt, welches an der Decke des Gewölbes durch ein Rädchen lief. An dieſem Seile wurde der peinlich Gefragte, nachdem man ihm noch Gewichte an die Füße gehangen hatte,

in die Höhe gezogen und seine Arme aus den Gelenken gerissen. Nach der Tortur wurden die verrenkten Glieder zwar wieder eingerichtet, aber meistens blieb der Gefolterte für immer ein zu aller Arbeit untauglicher Krüppel. — Bei der Tortur durch das Feuer wurden die ebenfalls rückwärts gebundenen Hände an eine Sprosse der schiefliegenden, sogenannten Folterleiter festgemacht und mit einem an die Füße gebundenen Seile so lange durch das Räderwerk angezogen, bis die beiden Arme rücklings über den Kopf gestreckt waren. Nebstdem wurde der Inquisit mit den Flammenspitzen zweier Bündel Kerzen an beiden Seiten unter den Armen gebrannt.

Dank sei es der göttlichen Vorsicht, daß diese, die Menschheit herabwürdigenden Werkzeuge unter Maria Theresia die in ihre Rechte getretene Vernunft durch ihren freimüthigen Anwald von Sonnenfels für immer zertrümmert hat. Der 1. Jänner 1778 war der in den Annalen Wien's, Österreichs und der Humanität ewig unvergeßliche Tag, an welchem die Folter aufgehoben wurde. Der große Sonnenfels hatte, bevor er zum Ziele gereichte, mit hunderterlei Kabalen, Verfolgungen und Verleumdungen zu kämpfen; er wurde seiner Monarchin sogar als Neuerer, als Freigeist und Religionsspötter denuncirt und mußte sein äußerst merkwürdiges, nach Hofe in Folge eines besonderen Auftrages erstattetes votum separatum in Betreff der Abschaffung der Folter in den k. k. Staaten im J. 1775 in Zürich in der Schweiz der Publicität übergeben, eine Meisterarbeit und ein ewig denkwürdiges Actenstück für die Nachwelt, gleich ehrenvoll für die Fürstin, deren hoher Sinn die Wahrheit der Sache einsah, für den Verfasser, der die Wahrheit so unverhohlen und überzeugend sprach und für die österr. Staatsverwaltung überhaupt, die in einer so wichtigen Angelegenheit allen übrigen Mächten so herrlich voranging.

Der Hergang, wie die Folter in Österreich abgeschafft wurde, ist folgender:

Maria Theresia ließ die Gesetze und die Gerichtspflege reformiren. Da kam auch die Folter zur Sprache; ihre Beibehaltung wurde allseitig eingerathen, nur Joseph von Sonnenfels trat allein mit einer entgegengesetzten Ansicht auf. Die Kaiserin ließ ihn zu sich rufen.

„Sonnenfels", sagte sie, „Er allein ist der Meinung, daß die Folter abgeschafft werden soll, darum soll er mir seine Gründe vorlesen, aber weiß er, es wird ja auch in andern Staaten noch torquirt?" —

„Leider!" antwortete Sonnenfels, „allein wenn in Österreich eine gottesfürchtige, milde, regierende Frau noch foltern läßt, so glauben die andern Monarchen wol ohne Bedenken ihres Gewissens solchem Beispiel folgen zu können."

„Ich will nur gute Beispiele geben", erwiederte die Kaiserin. „Lese er!"

Sonnenfels stand vor der Kaiserin und las. Einigemal griff die Kaiserin nach der Schrift, um Stellen, die ihr von Gewicht schienen, nochmals selbst zu überlesen. Da ließ sich Sonnenfels an der Seite des Armstuhls, auf welchem die Kaiserin saß, auf ein Knie nieder, und hielt beim Weiterlesen die Schrift so, daß die Kaiserin nach Belieben hineinblicken konnte.

Sonnenfels war noch nicht zu Ende gekommen, als, tiefbewegt von der erschütternden Darstellung und mit Thränen in den Augen, die große Herrscherin die Hand nach der Schrift ausstreckte und sprach: „Genug! ich brauche nichts mehr zu hören, die Folter ist abgeschafft!"

Sonnenfels stand auf. „Euer Majestät! dies ist der glücklichste Tag meines Lebens, denn ich sehe meine Monarchin Thränen des Erbarmens vergießen über die unglücklichsten Ihrer Unterthanen, die, zur Verzweiflung gequält keinen Trost hatten als das Bewußtsein ihrer Unschuld."

Mit den Worten: »Nun gehe er mit Gott, ich danke ihm,« entließ ihn die Kaiſerin.

Forſtlehranſtalt.

Sie befindet ſich zu Mariabrunn in dem 1809 aufgehobenen Auguſtinerkloſter. Franz I. hat ſie 1813 gegründet und 1817 neu organiſirt. Schon 1808 wurden an der hieſigen Hochſchule Privatvorleſungen über Forſtwiſſenſchaft gehalten, die ſpäter auf zweijährige Lehrcurſe ausgedehnt wurden. Die Zöglinge müſſen bei der Aufnahme in einem Alter zwiſchen 18 und 30 Jahren ſein und die Normalhauptſchulen gut abſolvirt haben. Die Schüler des einfachen Curſes müſſen wahrhafte Jäger ſein und mindeſtens zwei Jahre gedient haben. Das Inſtitut beſitzt an Hülfsmitteln:

Einen vollſtändigen Apparat für angewandte Mathematik und Zeichnungs-Formularien.

Ein chemiſches Laboratorium.

Ein phyſikaliſches Cabinet.

Forſtentomologiſche und ornithologiſche Sammlungen.

Die große Heidelberger Gebirgsartenſammlung, die Fels- und Bodenarten der Wiener Formation, ſo wie anderer Gegenden der Monarchie.

Eine Holzarten-Sammlung.

Eine Sammlung von in Wachs nachgebildeter Schwämme.

Eine Sammlung technologiſcher Modelle.

Einen Inſtitutsgarten vier Joch groß, der in das Arboret oder den botaniſchen Garten mit mehr als 700 Species in- und ausländiſcher Holzgewächſe und in den Pflanzengarten zerfällt, worin Baumſetzlinge in großer Menge zum Behuf des Unterrichts von den Studirenden erzogen werden.

Ein nahe gelegenes Revier, der k. k. Weidlingauer-Forſt, iſt der Anſtalt zur Vornahme jeder Art von praktiſchen Übungen zugewieſen.

Francheville (Vicomte).

In den erſten Tagen des Monats Juni 1681 gerieth der Freiherr von Gera mit dem Vicomte Francheville, einem vornehmen franzöſiſchen Cavalier, deſſen Vater mit dem königl. Hauſe verwandt geweſen ſein ſoll und der Präſident des Parlaments war, bei einer Malzeit in Streit, der zur Folge hatte, daß ſie ſich zum Duell forderten. Um den Kampf zu verhindern, wurden beide Herrn auf Befehl Leopold des I. verhaftet. Als man ihr Blut nach einiger Zeit abgekühlt glaubte, wurden ſie nach acht Tagen entlaſſen. Den erſten Gebrauch, den ſie von ihrer Freiheit machten, war, daß ſie ſich den 12. Juni Abends mit ihren Degen an einen abgelegenen Ort begaben, um ihr Vorhaben auszuführen. Da Herrn v. Francheville der Degen zerſprang, ſo wurde er vom Freiherrn v. Gera mit ſechs Wunden ohne Beichte erſtochen. Dieſer flüchtete ſich außer die Stadt, und Francheville wurde bei den Franziskanern in der Stadt begraben. Dem Mörder wurde nachgeſetzt, weil der franzöſiſche Geſandte Marquis de Sepeville harte Klage führte und Satisfaction von Gera forderte. Bei näherem Nachforſchen brachte man in Erfahrung, daß Gera in Ober-Öſterreich auf den Gütern eines ſeiner Freunde an den von Francheville empfangenen Wunden gefährlich krank darniederliege, weil er bei der Flucht ſich nicht Zeit genommen hatte, ſich verbinden zu laſſen.

Franz (Pater).

Am 17. Nov. 1814 ſtarb in dem hieſigen Capuzinerkloſter am neuen Markte der Pater Franz Seraph Müller, ein allgemein verehrter Prieſter dieſes Ordens. Er war 1789 zu Neu-Benatek in Böhmen geboren. Im J. 1820 war er Prieſter geworden. Seine ſchätzbaren Eigenſchaften blieben nicht unerkannt, er wurde Guardian, Vicar, Pro-

vinzprocurator und Definitor. Als Beichtvater hatte er ſich in ſeltenem Maße Liebe und Verehrung zu erwerben gewußt. Der Antheil an dem Tode eines ſo allgemein verehrten Mannes ſprach ſich auf das lebhafteſte aus. Das Gewölbe im Kreuzgange des Kloſters, in welchem die Leiche in offenem Sarge bis zum Leichenbegängniſſe aufgebahrt war, zeigte ſich ſtets erfüllt von Betenden an ſeinem Sarge.

Das Leichenbegängniß fand am 19. November zwiſchen 10 und 11 Uhr Vormittags Statt. Lange vor der beſtimmten Stunde waren alle Räume der Capuzinerkirche überfüllt, und auch der Platz vor der Kirche war mit zahlreichen Gruppen beſetzt. Nach dem Gottesdienſte ward der Sarg erhoben und von den Brüdern in die Kirche getragen, woſelbſt die Einſegnung nach den Vorſchriften des Ordens erfolgte. Auf dem Sarge zeigte ſich der Prieſterornat des Entſchlafenen, der mit einem Kranz umflochtene Kelch mit der Hoſtie und ein Myrthenkranz auf weißem Kiſſen. Nach vollzogener Einſegnung ward der Sarg auf den einfachen zweiſpännigen Leichenwagen gehoben und zur Ruheſtätte auf dem Friedhofe vor Matzleinsdorf geführt.

Franziskanerkirche und Kloſter.

Auf der Laimgrube befand ſich bei der alten Kirche St. Theobald ein Frauenkloſter, welches Rudolph IV. im J. 1362 für 20 Schweſtern und eine Abtiſſin des St. Clara-Ordens geſtiftet hatte. Als dieſe Frauen unter Friedrich III. in die Stadt überſetzt worden waren, wurde ihr Haus dem berühmten Johann Capiſtran eingeräumt, welcher es den 22. Juli 1451 in Beſitz nahm und mit ſeinen Ordensbrüdern bezog. Auf kaiſ. Koſten wurde nun das kleine Kloſter dermaßen vergrößert, daß ſich in Kurzem 200 Ordensbrüder darin befanden. Im J. 1462 wurde bei den Auguſtinern in der Stadt im Bruderzwiſte Friedrich des III. mit Albert ein Landtag gehalten, wobei ſich

nebſt dem Stadtrathe ſo viel lärmender Pöbel einfand, daß Niemand zu Worte kommen konnte, und die Verſammlung unverrichteter Dinge auseinander ging, um ſich am folgenden Tage im Franziskanerkloſter auf der Laimgrube wieder zu verſammeln.

Hier erhob ſich zwiſchen den Landſtänden und dem Stadtrathe ein gewaltiger Streit, während welchem viele unruhige Bürger in die Verſammlung drangen, die dem Rath den Vorwurf machten, er denke nur auf ſeinen eigenen Nutzen und nicht auf das allgemeine Beſte, und den Bürgermeiſter, Chriſtian Brenner, ſieben Rathsherrn und 21 Bürger, welche dem Kaiſer ergeben waren, gefangen nahmen. Hierauf ſetzten ſie den unglücklichen und ſo mächtig in das Geſchick der Stadt eingreifenden Münzmeiſter, Ulrich Holzer, zum Beſchützer der Gemeinde und oberſten Viertelmeiſter ein.

In Folge dieſes Auftrittes wurde der Kaiſer von ſeinen Getreuen gebeten, ſelbſt nach Wien zu kommen und den Unruhen ein Ende zu machen. Dieſe Ankunft erfolgte den 22. Sept., ſeine Gemalin, der kleine Prinz Max und 4000 Reiter kamen mit ihm.

Dieſes blühende Convent beſtand jedoch nur 80 Jahre, denn es wurde im J. 1529 bei Gelegenheit der erſten türkiſchen Belagerung ganz eingeäſchert. Gegen hundert Brüder blieben jedoch auf der Brandſtätte, welche den 25. September von den Türken niedergemacht wurden. Nach Aufhebung der Belagerung lebten in der innern Stadt in verſchiedenen Bürgerhäuſern noch zwanzig dieſer Ordensmänner, welche der Spanier Diego de Sarava an einem Orte ſammelte und verköſtete. Durch ſeine und des Dom-Dechanten Nikolaus Fabri Vermittlung verlieh ihnen Kaiſer Ferdinand die St. Ruprechtskirche und das dazu gehörige Haus, welches ſie den 8. Oktober 1533 bezogen, und wo ſie durch zwölf Jahre verweilten.

Im J. 1545 erhielten ſie die Kirche und das Kloſter St. Nikola in der Singerſtraße, welche ſie 44 Jahre beſaßen. Im J. 1589 verlieh ihnen der Magiſtrat das durch einen Zeitraum von 86 Jahren unbenützte heutige Lokale, nämlich das Kloſter der ausgeſtorbenen Büßerinnen zu St. Hieronymus, welches von da an den Namen Parfotten-Kloſter, ſoviel als Barfüſſer-Kloſter, wie die Franziskaner-Mönche genannt wurden, erhielt. Die Zahl der Brüder beſtand damals in fünfzehn Prieſter und fünf Laienbrüder. Das Kloſter war ſehr verödet und mußte neu hergeſtellt werden. Zum Bau der Kirche wurde den 14. April 1603 der erſte Stein gelegt; die Einweihung geſchah den 11. Dezember 1611, ganz vollendet war ſie 1614, in welchem Jahre der Pater Daum, Baumeiſter, den Grund zum Thurme, der ganz aus Quaderſteinen beſteht, und zum heutigen Kloſter legte, wozu mehrere Nachbarhäuſer theils geſchenkt und theils erkauft wurden.

Das Kloſter hatte bis zu Kaiſer Joſeph des II. Zeit drei Gärten, einen Ziergarten, einen kleineren mit wilden Kaſtanien-Bäumen bepflanzten, in deſſen Mitte ein Springbrunnen war, und ein Kreuzgärtchen im Convente. Das Refektorium faßt mehr als 100 Religioſen. Im J. 1787 wurde der große Garten dem Kloſter genommen und mit Häuſern, und zwar gegen die Seilerſtätte zu, bebaut.

Die Kirche iſt 29 Klafter lang und 9 Klafter breit; ſie hat vier Capellen, neun Altäre und iſt mit weißem Marmor gepflaſtert. Der im J. 1706 errichtete Hochaltar iſt ein Kunſtſtück des berühmten Malers, Andreas Pozzo, auch befindet ſich daſelbſt ein Altarblatt von Rothmayr, die unbefleckte Empfängniß darſtellend und das bekannte Gnadenbild Mariä, welches auf eine wunderbare Art den huſſitiſchen Verheerungen entgangen iſt (Siehe Frauenbild von Grünberg.)

Zu den Heiligthümern dieſer Kirche gehört auch die Tunika des heil. Johann Capiſtran, ſeine weiße Stola, in welcher er das chriſtliche Heer gegen die Türken führte, und die Calapodia deſſelben, ſämmtlich mit den Authentiken verſehen.

Die Außenſeite des Kloſters ohne Fenſter und mit bloßen runden Öffnungen verſehen, hat ein bizarres, abgeſchloſſenes Anſehen, und erinnert noch an ſeine einſtige Beſtimmung, als Clauſur der abgeſchloſſenen büßenden Frauen. In neuerer Zeit wurde ein Theil des weitläufigen Gebäudes zum Amtslokale für einige Ämter, vorzüglich der Ärarial-Staats-Druckerei eingeräumt.

Franziskaner-Platz.

Er iſt der kleinſte und zugleich auch der jüngſte aller Plätze der innern Stadt und führt mit Recht ſeinen Namen, denn er verdankt dieſem Orden wirklich ſein Daſein. Die Stelle des heutigen Platzes nahm das vormalige Stephan Öler'ſche Stifthaus ein, welches von der Fronte der Kirche nur durch ein kleines, von der Weihburggaſſe in die Singerſtraße laufendes Quergäßchen geſchieden war. Als die Franziskaner im J. 1589 das vormalige Haus der Büßerinnen erhalten hatten, floßen ihnen vorzüglich vom Hofe und dem Adel (ſogar der türkiſche Geſandte trug 1200 fl. bei) ſo reichliche Unterſtützungen zu, daß ſie ſich im Stande geſetzt ſahen, ein neues Kloſter und ſtatt der alten kleinen Hieronymuscapelle die ſchöne heutige Kirche zu bauen, die ſo häufig von dem hohen Adel beſucht wurde, daß die nächſten Gaſſen die Menſchen- und Wagenmenge nicht faſſen konnten. Dieſes bewog den Miniſter und Franziskaner-Ordensgeneral, Sebaſtian Didaker, den Kaiſer Ferdinand II. 1621 zu bitten, das Öleriſche Stifthaus zur Gewinnung eines freien Raumes vor der Kirche abtragen zu laſſen, was zwar alſogleich

bewilligt, jedoch erst 1624 ausgeführt wurde.

Seit dem J. 1798 ist der Platz mit einem Röhrbrunnen, worauf die metallene Statue des Propheten Moses von P. Fischer steht, geziert; von den Häusern, die ihn bei seiner Entstehung umgaben, besteht nur das einzige Domprobsthaus (891) in seiner alten Gestalt noch; es gehört noch heute dem Metropolitan-Capitel und hat seine Hauptfronte in der Singerstraße; vormals soll es auch einen Ausgang auf dem Franziskaner-Platze gehabt haben.

Französischer König (in Wien).

Die Geschichte kennt nur Einen Fall, daß ein König von Frankreich sich in Wien aufgehalten hätte, und diesen zeigt sie uns in Heinrich III., der fünf Tage (nämlich vom 14. bis 19. Juni 1574) in Wien zubrachte, als er Polen, welches er beherrschte, heimlich verlassen hatte, um den Thron Frankreich's zu besteigen.

Eine beinahe gleichzeitige Relation über diesen königl. Besuch berichtet davon:

„Der König von Frankreich kam durch Oberschlesien nach Wien allein mit einem Wagen von sechs Rossen, so ihm der Herzog Georg von Brieg verehret hatte; durch Schlesien und Mähren konnte der König keine Commissäre wegen seiner eilenden Fortreise haben. Auf der österreichischen Grenze haben ihn im Namen Ihrer Majestäten der Landmarschall, Hanns Wilhelm Freiherr von Regendorf, und über die Brücken (am Spitze) die beiden Erzherzoge Matthias und Maximilian empfangen.

Erzherzog Maximilian hat dem Könige im Namen seines Herrn Vaters, Maximilian, willkommen geheißen, eingeladen, und daß er nicht empfangen und tractirt werden wird, wie einem so großen Könige gebührt, mit der jählichen Durchreise entschuldigt. Auch der König empfing die Prinzen gar höflich, bedankte sich ob der Einladung und strich das sonderliche Vertrauen, so er zu dem Kaiser habe, mit vielen Worten, wie er denn ein sehr beredter Herr war, heraus.

Der Kaiser ist ihm bis zu der ersten langen Brücke am St. Johannistag in Gutschy (in einer Kutsche) entgegen gefahren, und hat ihm die rechte Hand darin angeboten, die aber der König nicht annehmen wollte; „derohalben der Khayser und der Khonig sich zusamben in wagen, und beede Erzherzogen gegen über gesetzt und nach Wien gefahren," wo man drei Salven aus Stücken von der Stadtgardia und der Bürgerschaft, welche in den Gassen und auf den Plätzen in Ordnung aufgestellt waren, schoß.

Die Kaiserin wartete des Königs auf der Stiege (in der Hofburg) und empfing ihn gar höflich. Zu Morgens aß der König und der Kaiser beisammen, zur Nacht der König allein, und die fünf Tage, die er da war, wurde er im Prater und im Neugebäu geführt, auch eine Jagd und ein Tanz bei Hof von Stadtfrauen abgehalten. Weil der König aufgebrochene Hände hatte und darum beim Essen und beim Tanzen Handschuhe anhatte, so fragte ihn das Frauenzimmer, „ob das eine polnische oder französische Höflichkeit" (Mode) sey.

„Während seiner Anwesenheit in Wien „hat der König beiden kais. Majestäten, wie „wohl er seine verwittibte Schwägerin Kö„nigin Elisabeth tractiren, und auch einen „aus ihr Maj. Söhnen wegen der guten, „allzeit gehabten Correspondenz zwischen bei„den löblichsten Häusern Österreich und Va„loys zu der polnischen Krone zu verhelfen, „versprochen und darüber auf deutsch „die Hand geboten; wie er nun das „erste versprochen, wegen der Königin Eli„sabeth punctual gehalten, also hat er das „andere, einem der Erzherzoge zu der „polnischen Krone zu helfen, nicht allein

„vergeſſen, ſondern ganz contraminirt.“

Kaiſer und Kaiſerin haben ihn mit ſtattlichen Präſenten regalirt, die fremden Bothſchafter haben ihn beſucht, und als er ſich gegen den venetianiſchen vernehmen ließ, er möchte wohl Venedig ſehen, aviſirte dieſer ſeine Regierung davon, die den König ſofort einlud und „extraordinari ſtattlich tractirte.“

Rudolph (der ſpätere Kaiſer), damals bereits ungariſcher König, war mit ſeinem Bruder, dem Erzherzog Ernſt zu Preßburg auf einem Landtage; der Kaiſer berief ihn, um den König von Frankreich zu empfangen, nach Wien und „hat Rudolfus nit „wenig empfunden, daß er als Khonig aus „Ungarn, den aus Pollen, unangeſe„hen es in ſein Land geweſen, aus Be„velch ſeines Herrn Vatters hat müſſen die „Preeminenz und rechte Hand geben.“

Als Erzherzog Carl (in Gratz) die Durchreiſe des Königs durch ſeine Länder vernahm, ſchickte er ihm ſeinen Kämmerer, Kriegsrath, Burggrafen und Landoberſten in Kärnten, Barthlem Freiherr von Khevenhüller nach der öſterreichiſchen Grenze entgegen, der den König im Namen des Erzherzogs bis an die Conſinen Venedig's koſtfrei hielt und begleitete. Der König ſchenkte dem Freiherrn eine Goldkette (300 Ducaten im Werthe) mit ſeinem Bildniſſe.

In der Stadt St. Veit begab es ſich, daß der Todtenkopf, der zu den Füßen des Crucifixes vor dem Altar lag, während der heil. Meſſe ſich losmachte, und ſo heftig auf den König ſtürzte, daß derſelbe zu Boden ſank. Der König erſchrack über dieſes Ereigniß ſehr, denn „dieſes wurde ihm ein „gewiſſes Praesagium ſeines eige„nen blutigen Todes,“ den er bekanntermaßen auch am 1. Auguſt 1589 durch die Hand des fanatiſchen Meuchelmörders Clement fand.“

Franzoſen-Abſchaffung.

Am 22. Februar 1734 wurde in Wien ein kaiſerl. Patent in Betreff der Wegſchaffung der Franzoſen aus der Hauptſtadt und allen kaiſ. Erbländern bekannt gemacht, und eine eigene Hofkommiſſion unter dem Vorſitze des Grafen von Khevenhüller deßhalb aufgeſtellt. Den Herrſchaften wurde angedeutet, daß ſie bei unausbleiblicher landesfürſtlicher Ungnade und Ahndung alle in ihren Dienſten ſtehenden Perſonen dieſer feindlichen Nation (wegen des nach Abſterben des Königs Auguſt von Polen ausgebrochenen Krieges) gebührend anzeigen ſollen, damit wegen ihrer Hinwegſchaffung das Nöthige veranlaßt werden könne.“

Hierauf wurden nicht allein die zu Wien ſich ihrem Vorgeben nach blos auf einige Zeit aufhaltenden, ſondern auch die ſich hier niedergelaſſenen Franzoſen von allerlei Profeſſionen, verheirathete und ledige, welche keine Schutzverwandte waren, aufgeſucht und abgeſchafft. Da man auch in Erfahrung brachte, daß ſich mehrere verkleidete feindliche Kundſchafter nicht nur in Wien, ſondern auch in der Umgebung befänden, ſo wurde in der Nacht des 25. Mai eine allgemeine Durchſuchung der Stadt und der Vorſtädte vorgenommen, wobei 140 verdächtige Perſonen eingezogen wurden. Auch wurde allen Hausbeſitzern und Inwohnern angedeutet, keine Geiſtlichen, er ſei wer er wolle, in Quartier zu nehmen, wenn er kein vom Wiener Cardinal-Erzbiſchof Kollowitſch beglaubigtes Zeugniß aufweiſen könne.

Franzthor (Franzensthor).

Zwei Stadtthore führen dieſen Namen, nämlich das im Sept. des Jahres 1802 von Kaiſer Franz I. neu eröffnete Kärntnerthor nächſt dem dortigen Schauſpielhauſe, welches ſchon in früheren Zeiten beſtand, aber in der Folge vermauert worden war, und welches von nun an nur für die

aus den Vorstädten hereinfahrenden Wagen, so wie das alte Kärntnerthor nur für die hinausfahrenden dient, weil dort besonders an Markttagen vielfältige Unordnungen vorgekommen waren, und zweitens jenes am Zusammenstoß der Teinfalt- und der Löwelstraße, welches im J. 1812 eröffnet wurde, nachdem der Oberstlieutenant Crombster die von den Franzosen 1809 zerstörte Kourtine zwischen der Löwel- und Melkerbastei hergestellt hatte. Dieses Thor ist nur für Fußgeher bestimmt.

Frast (Johann von)

ist der älteste Sohn des k. k. Hofbaurathes Philipp von Frast und wurde 1786 zu Wien geboren. Nach vollendeten philosophischen Studien trat er 1808 im Stifte Zwettl in den Cisterzienser-Orden. Er wurde bald zu den Wissenschaften verwendet, und mußte seinen Ordens-Brüdern die orientalischen Sprachen und das alte Testament in der theologischen Studien-Anstalt zu Heiligenkreuz lehren. Kränklichkeit nöthigte ihn die Lehrkanzel zu verlassen. Er wirkte nach erlangter Gesundheit als Cooperator auf verschiedenen Pfarren, wurde dann Pfarrer zu Edelbach und später zu Großinzersdorf. In seinem Stifte als Archivar und Kämmerer angestellt, benützte er seine freie Zeit zu Sammlungen für die Geschichte des V. O. M. B. Gegenwärtig lebt er als Kanzlei-Direktor und Temporal-Administrator der Stiftsherrschaft Gobelsburg. Von ihm sind erschienen im Archive für Geschichte: Reimchronik des Stiftes Zwettl. — Beiträge zur Geschichte der Kuenringe. — Margaretha von Österreich, Gemalin Ottokars. — Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. — Geschichte der Katharina-Capelle im alten Zwettlhofe zu Wien. — Echzell's Stammbuch.

In den Jahrbüchern der Literatur: Heprenbach über den Granzwit Gau. — Die Bibliothek im Stifte Altenburg. — Veit Goitel's Geschichte Siebenbürgen's unter Martinuzzi.

In den Hormaierischen Taschenbüchern: Die Rosenburg.

In den Beiträgen zur Landeskunde Österreich's: Die Geschichte des Nonnenklosters Imbach.

Ferner gab er heraus: Pauke's Geschichte der Mission in Paraguai. — Weigel's Predigten.

Ebenso besitzen wir von ihm Predigten bei der Secularfeier des Stiftes Neukloster, des Stiftes Altenburg, am Feste des heil. Benedikt bei den Schotten; — so wie die Geschichte von St. Pölten und von Zwettl und deren Umgegend.

Fratschlerinnen.

So nennt man in Wien die Höckerinnen, welche eine besondere originelle Classe des niederen Volkes bilden. Sie haben viel von ihrer Wichtigkeit und Popularität verloren, seit sie in Folge der neuen Glacis-Anlagen vor den Stadtthoren nicht mehr feilbieten dürfen; doch sind sie noch immer in Masse am Naschmarkt auf der Wieden und an der Donau am Schanzel zu finden. Sie besitzen eine merkwürdige Gabe zu schimpfen, und man erstaunt über den Reichthum von Bildern und kühnen Metaphern, womit sie die Opfer ihrer Scheltsucht überschütten.

Der europäische Ruf, den sich diese Weiber durch ihre Zungenfertigkeit verschafft hatten, bewog zur Zeit des Congresses 1814 den Kaiser Alexander eines Tages, in einer Anwandlung von Laune, mit einer der damaligen Burgthorweiber anzubinden. Auf seine Frage, wie es ihr gehe, erhielt er die Antwort, „es ginge schon gut, wenn nur die — da drinnen nicht alles vertheuerten.“ Sie meinte damit die hohen Gäste, welche in der Hofburg wohnten. Bei der Abendtafel brachte der Kaiser den — — da drinnen, die Alles vertheuern,“

einen Toaſt, und auf Befragen, wer damit gemeint ſei, erzählte der leutſelige Fürſt ſeine Unterredung mit der Obſtverkäuferin.

Frauenbild von Grünberg (bei den Franziskanern).

Die Legende dieſer Statue, auch Maria mit der Axt genannt, geht tief in's Mittelalter zurück. Urkundlich beginnt ihre Verehrung mit dem J. 1603. Herzog Heinrich der Fromme von Böhmen hatte auf Zelena Hora (Grünberg) und nahe bei der kleinen Stadt Nepomuk zwei Klöſter erbaut. In letzterer wurde unſer Bild ſeit Jahren verehrt; aus den Stürmen der Huſſiten aber nach Grünberg gerettet. Indeſſen ging auch dieſes Kloſter bald ein, und die Güter desſelben kamen in den Beſitz des Zdenko von Sternberg (1464), welcher die Kirche wieder herſtellen ließ, und für die Verehrung Mariens große Sorgfalt trug.

Nicht ſo ſeine Nachfolger. Dieſe, der Neuerung des 16. Jahrhunderts ergeben, verſuchten wiederholt das Bildniß zu vernichten; aber ſie konnten es weder durch Hacken noch durch Feuer zuwege bringen; und die Strafe des Frevels folgte auf dem Fuße. Man brachte die hölzerne Statue nach Pleinitz, und verbarg ſie in einem alten Gewölbe des Schloſſes. Als 1595 Ladislaus von Sternberg die Güter ſeiner verſtorbenen Brüder antrat, zog er ſie aus der Dunkelheit hervor, und ſtellte ſie in der Schloßcapelle zur allgemeinen Verehrung auf, und als er 1603 nach Ungarn in den Türkenkrieg zog, nahm er ſie auch dahin mit.

Ein eigenes Zelt wurde für das Gnadenbild errichtet, täglich vor demſelben eine heil. Meſſe geleſen, und als am 28. Tage des Herbſtmonats 1603 eine entſcheidende Schlacht gegen die Türken gewonnen war, ſchrieben die deutſchen Soldaten den Sieg der Fürbitte Mariens zu.

Die allgemeine Verehrung wuchs mit jedem Tage; endlich kam das Bild in den Beſitz des Oberſten von Turnowsky, welcher dafür 300 Dukaten zahlte und es ſogleich nach Wien ſchickte, um es da in ſeinem Hauſe aufzuſtellen.

Damit war ſeine Frau, eine geborne Puchheim und dem Proteſtantismus ergeben, höchſt unzufrieden; ſie verfolgte die Andacht ihres Gemals zu dem Gnadenbilde ſo lange mit Spott, bis dieſer ſich entſchloß, es einer öffentlichen Kirche zu übergeben. Die Statue wurde zuerſt in dem Kreuzgange der Franziskaner aufgeſtellt, allein ſchon 1608 auf den Hochaltar der Hauptkirche übertragen, nachdem dieſe durch die reichlichen Beiträge des Generals Roßwurm und anderer Wohlthäter binnen vier Jahren faſt ganz hergeſtellt worden war.

Im J. 1635 begannen mit demſelben die öffentlichen Prozeſſionen durch die Stadt, und 1735 wurde das Jubiläum dieſer Prozeſſion durch volle acht Tage gefeiert.

Frauendienſt (Der) Ulrich's von Lichtenſtein

iſt ein ſo treues Gemälde der Sitten ſeiner Zeit, und iſt mit Wien ſo eng verflochten, daß er in dieſen Blättern nicht mit Stillſchweigen übergangen werden darf.

Ulrich von Lichtenſtein war ein Edelknecht des Herzogs Heinrich von Medling; er erhielt die Ritterwürde zu Wien von der Hand Leopold des Glorreichen, als dieſer bei der Hochzeit ſeiner Tochter mit dem Fürſten von Anhalt dritthalbhundert Knappen den Ritterſchlag, wohl tauſend Rittern Roß und Kleid von Gold und Silber ſchenkte, und mehr als 5000 Ritter fürſtlich bewirthete. — Zwei Mal zog Ulrich von Lichtenſtein auf Abenteuer aus; ein Mal von Venedig nach Wien und bis an die Thaya als Königin Venus, das andere Mal als König Artus, der vom Paradieſe kömmt, um die Tafelrunde wieder herzu-

ſtellen. Wir haben es hier nur mit der erſten Fahrt zu thun.

Ulrich von L. ſtieg als Königin Venus bei der St. Georgs-Inſel zu Venedig aus dem Meere, ſie ließ auf ihrer Reiſe weder Antlitz noch Hände ſehen, noch ein Wort über ihre Lippen kommen, und endigte die Fahrt an der Thaya binnen Monatsfriſt, worauf ſie ein feierliches Turnir zu Kloſterneuburg anſagte. Vor ihr ging Muſik einher und Alles im Zuge war ſilberweiß, die hundert Helme und Speere, ſo wie das Pferdezeug und Venus mit köſtlichen Perlen und Edelſteinen geſchmückt. — Gegen tauſend Ritter harrten auf dem angegebenen Wege, um mit der Königin Venus zu kämpfen. Schon an der Grenze von Kärnten, an der Platte zu Klamann, an der Clauſe zu Villach wurden verſchiedene Kampfſpiele (Tpoſt, Buhurt, Punais u. ſ. w.) gehalten. — Zachäus von Himmelberg, ein berühmter Sänger, zog der Königin als Mönch, der reiche Herr Otto von Buchau als windiſches Weib nach. Wo der Zug vorüberging, wehten von allen Burgen und Thürmen Fahnen und Banner, überall erſcholl fröhliche Muſik von den Zinnen und allenthalben fanden glänzende Kämpfe Statt, in welchen Ulrich immer Sieger blieb und worauf jedes Mal ein reichliches Banket folgte. Wie die Sonne glänzte vor ſeiner Burg Kapfenberg der Herr von Stubenberg in goldenem Harniſch, und kein Ritter war am ganzen Rhein je ſchöner geziemirt (zum Kampfe geſchmückt), als Ilſung von Scheufling, in Silber und Gold, auf rothen und grünen Zendal geſchlagen, mit 500 ſilbernen Schellen, die bei ſeines Roſſes Sprüngen harmoniſch erklangen. — Am Fuße des Semmering, zu Gloggnitz, wurde wieder gekämpft, und zu Neunkirchen war ein Gedränge um ihn, daß die Kirchenthür brach. Im Bade zu Neuſtadt überraſchten ihn fremde Knappen, beſtreueten ihn ganz mit Roſen, legten Kleinodien und ſchöne Frauenkleider hin und entfernten ſich ſchweigend. An der Grenze von Öſterreich, an der Prieſting ſchimmerten ihm die Helme von dreißig Rittern mit ihrem Gefolge entgegen. — In Wien hielt Ulrich einen feierlichen Einzug. Hadmar der Kuenringer wartete ſeiner mit einer ſtarken Ritterſchar. Über den Harniſch trug Ulrich ein ſchneeweißes, gefaltetes Röcklein, darüber einen breiten Gürtel, Edelſteine an der Bruſt, einen großen Schleier über das Haupt und ſilberne Decken über das Streitroß. Der Edelherr von Gars, prächtig gekleidet, führte zu Fuß das Roß der Königin Venus am Zaum. Das Gedränge überſtieg jeden Glauben, die Fenſter waren voll Frauen, »deren Glanz (ſagt U.) ſeinem Herzen wohl that. Sanft ritt ich durch die Straßen und hundert ſchön gekleidete Ritter ritten mit, auf ſchönen Pferden, ſie ſangen und waren froh, nebenbei ritten ſechzig gewapnete Ritter bis auf das Feld, wo der Domvogt von Regensburg wartete, alle hohe Pfauenfedern auf dem Helm, in roth ſammtnen Wapenröcken mit Eichenlaub durchwirkt, ſo auch die Pferdedecken.« — Derſelbe Domvogt war Ulrichen ſchon bis in die Aue gegen Traiskirchen entgegen geritten auf einem herrlichen Roß in Scharlachmantel, der Hut von Pfauenfedern an Perlen ſchwer, auf dem Rock von grünem Felle fremde Thiere in Gold geſtickt, woraus das Banner, 50 Armbruſtſchützen, 50 Laufpferde mit prächtigen Türkenſätteln, 50 Knappen, dann wieder ein Banner und 50 Roſſe und Edelknechte, 300 Speere, 50 Ritter, alle in ſchönen grünen Mänteln von goldenen und ſilbernen Schellen klingend; ſo bot er ſich der Königin Venus zum Marſchall. — Als ſolcher ritt er auch voraus in die Stadt, um Quartier zu machen, und jeder Bürger öffnete ihm ſein Haus zur Herberge. Wie das vollbracht war, mahnte er ſeine Ritter und Reiſige, in Züchten zu leben.

»Als die Ankunft der Königin Venus

war verkündet worden (schreibt Ulrich), da wurde manches köstliche Kleid angelegt, denn jegliche hatte den Neid, sich schöner zu tragen, als die andern.“ — Es geschahen herrliche Kämpfe zu Wien und zu Neustadt. Gegen Ulrich rannten Gundacker von Steier, Ahnherr der Starhemberge, die Herrn von Tatzenbach, Hackelberg, Streitwiesen, Staay, Ottenstein, Kömgsbrunn und mehr als ein Ritter des riesengroßen Hadmar, der auch hier sein unbändiges Wesen verrieth.

Frauenhäuser.

So wenig erbaulich es immer sein mag, so ist es gleichwohl urkundlich erwiesen, daß gleich außer dem vormaligen Widmer- (späteren Burg-) Thore, bei dem äußern Burggarten, so wie auch im tiefen Graben, vor dem Werder- und Schottenthore, im ehemaligen Fischerdörfchen (vor dem Fischerthore) und nächst dem Judenfreithof Frauenhäuser bestanden.

Die Stelle, worauf jene vor dem Burgthore standen, führte davon den Namen: „Der Frauenfleck vor Widmerthor.“ — Diese Häuser waren ein herzogliches Lehen und standen unter dem Hofmarschall. Sie waren dem Hospital von St. Merten unterworfen, welches die sogenannte Frauen-Meisterin (welche über Ordnung und Zucht der Häuser zu wachen hatte) ernannte.

Die erste türkische Belagerung 1529 machte den hier gelegenen Häusern ein Ende, indem diese ganz bis an den Stadtgraben reichende Vorstadt mit allen ihren gottseligen und gottlosen Anstalten für immer beseitigt wurde.

Wir haben schon bei Erwähnung des Diebsschergenhauses gesehen, daß auf diese Frauenhäuser verschiedene städtische Abgaben lasteten, und daß sie im Haushalte des Gemeindewesens einen Anhaltspunkt hatten. Im Anfange der Regierung Ferdinand des I. jedoch wurden sämmtliche offenen Frauenhäuser geschlossen, weil sie mit seiner Polizei-Ordnung nicht mehr vereinbarlich waren.

Frauensäule (am Getreidemarkte).

In der Mitte des Aufganges vom Getreidemarkte zu der Hauptstraße der Laimgrube nächst dem Caffehhause erhebt sich eine Frauensäule von schlanker korinthischer Form, auf deren Spitze eine von der Schlange des Paradieses umschlungene Erdkugel ruht, über welche sich die schön gebildete Gestalt der Jungfrau erhebt, deren Haupt von goldenen Strahlen umglänzt ist, und die mit ihrem Fuße das schleichende Thier der Verführung niedertritt. Das Denkmal ist ganz von Stein und zeigt auf einer Nebenseite des Fußgestells das Jahr 1695 mit dem Beisatze: Ex voto, und auf der entgegengesetzten Seite das Jahr der 1. Renovirung 1771. Die letzte Herstellung geschah in unseren Tagen, als die vormals hier gestandene Stiege abgetragen und der heutige Erdaufgang hergestellt wurde. Auf der Hauptseite des Piedestals liest man die Aufschrift:

Laßt uns grüeſſen
fallen zu Füeßen
Der unbefleckten Gottesgebehrerin,
Laßt erschallen mit Wohlgefallen
und rueffen, du unsere Trösterin,
Die Gott mit Gnaden
fern von Schaden
empfangen und geboren ist.

Fräuleingang (in der Burg).

Dieser Gang befindet sich im vierten Stockwerke des Leopoldinischen Burgflügels; er enthält die Wohnungen mehrerer Individuen des weiblichen Kammer-Personals. Diese Bestimmung hatte er schon unter Maria Theresia, welche eine überaus große Zahl von Kammerfrauen, Kammerdienerinnen und Kammer-

mädchen, oder nach der damaligen schlichten Sprachweise von Kammermenschern an ihrem glänzenden Hofstaate unterhielt.

Dieser heute trivial klingende Ausdruck hatte übrigens damals nichts Anstößiges, und wir besitzen ein Dokument vom J. 1762, welches ein bei Hof angestelltes Fräulein von guter Familie mit: „Theresia von T. Kammermensch Ihrer Durchlauchtigkeit der Frauen Erzherzogin M.“ unterzeichnet ist.

Als 1809 in Wien viele Erwerblose zum Charpiezupfen für die verwundeten vaterländischen und feindlichen Krieger verwendet wurden, sah man in diesem Fräuleingange einige hundert damit beschäftigt. Man schätzte die hier, so wie in dem Augustinergange und in beiden Redoutsälen zu dieser Arbeit angewiesenen Personen jedes Alters und Geschlechtes über zweitausend.

Freitags-Procession.

Ein im J. 1580 geschriebener Ceder über den in der Stephanskirche abgehaltenen Gottesdienst meldet unter andern auch: Es wird in dieser Thumkirche das ganze Jahr hindurch auf alle Freytage eine Prozession von denen Thumherren gehalten, welche ihren Anfang folgendermassen genommen; als Anno 1529 Solimannus, der Turkische Kaiser, diese Stat mit einer harten Belagerung ängstiget, wurde damals von dem allhiesigen Klero um Abwendung solches Übels an einem Freytag eine Prozession mit dem Hochwürdigsten Gut angestellt, weilen nun aber ann selbigen Tag, unter wehrender dieser Prozession obgedachter Türkischer Kaiser Solimannus die Belagerung aufgehebt, dahero wird noch bis dato dem Allerhöchsten zu schuldigst und dankbahresten Andenken alle Feyertag das ganze Jahr hindurch von allhiesigen Thumstifft, und zwar im Sommer um den Freythof, allwo die Station hinter dem hohen Altar bey dem allda stehenden Ecce Homo Bild und bey der Kruzifix Kapellen, im Winter aber in den Kirchen herum, allwo die Station allein bei der Kruzifix Kapellen, vormittag nach vollendetem Chor mehrbesagte Prozession gehalten, und kontinuirt, dabey auch die Antiphon samt dem Collect oder Oration contra Paganos gesungen.

Freihaus (auf der Wieden).

Dieses größte aller Zinshäuser Wien's ist seit alter Zeit ein Eigenthum des fürstl. Hauses Starhemberg, das zu dem ältesten, in Wien verburgrechteten Adel gehört, und darin schon in den ersten Zeiten ein Haus in der Herrngasse und bei den minderen Brüdern (Minoriten) besaß.

Vor dem Kärntnerthore, dort, wo heute das Freihaus seine ausgedehnten Gebäude erhebt, besaßen die Starhemberge einen großen Maierhof mit Garten und Wiesenland, woraus die noch bestehende Herrschaft Konradswerth hervorging, bei welcher der Magistrat nur die ihm für ganz Wien inner den Linien zukommende Einhebung einiger Steuern und die Criminal-, sonst aber keine Gerichtsbarkeit hat, welche in der eigenen dortigen Herrschaftskanzlei ausgeübt wird.

Noch im 15. Jahrhundert umfloß ein Arm der Wien die Herrschaft Konradswerth und bildete eine Insel, auf welcher das Freihaus steht. Das Freihaus bildet die erste Nummer der Vorstadt Wieden, in deren Mitte es einst stand. Erst durch die nach der zweiten türkischen Belagerung Wien's 1683 ergangene Anordnung, daß kein Vorstadthaus der Stadt näher als bis auf 600 Schritte vor den Pallisaden stehen dürfe, erhielt das Freihaus seine freie Lage gegen den Naschmarkt. Von dieser freien Lage hat es seinen Namen erhalten. Seit dieser Zeit erhoben sich auch statt der Gärten die ver-

ſchiedenen Flügel, woraus dieſes Gebäude beſteht, welches mit ſeinen zwei Stockwerken und übermäßig großen Höfen noch immer nicht ſo benützt wird, wie es der Speculationsgeiſt unſerer Zeit thun könnte.

Von dem Elemente des Feuers iſt das Freihaus oft heimgeſucht worden. — Es wurde ein Raub jener Feuersbrunſt, die im Todesjahre Ferdinand des III. (1657) für Wien ſo unheilbringend war. — Im Freihauſe ſelbſt entſtand den 24. Juni 1759 ein Feuer, wodurch es nebſt mehreren Nebengebäuden auf der anderen Seite der Wiedner-Hauptſtraße bis auf den Grund eingeäſchert wurde, und welches ganz Wien bedrohte.

Der vorzugsweiſe Aufenthalt Carl des VI. in der neuen Favorite erklärt es, warum die Wieden ſchon damals beinahe dieſelbe Bevölkerung wie heute hatte, und warum ſogar das Starhemberg'ſche Freihaus um 300 Einwohner mehr zählte, als jetzt, obgleich es ſeither bedeutend erweitert und um ein Stockwerk erhöhet worden iſt (heute 1400 Einwohner).

Beſonders merkwürdig iſt das Freihaus des Theaters wegen, welches ſich einſt in ſeinen Räumen befand. Dieſes Theater lag beinahe im Mittelpunkte des großen Hofes Nr. 6 gegen die Capelle und zwar dort, wo ſich heute die vierfache Allee vor dem verſchloſſenen Garten erhebt, und wurde am 7. Oktober 1786 von Herrn Roßbach als erſten Unternehmer und Direktor eröffnet. Es kam nach einiger Zeit an den Theaterdichter Friedl, und von dieſem an den Schauſpieler und Dichter Emanuel Schikaneder, welchen Joſeph II. förmlich privilegirte. Dieſes Theater beſtand bis im Juni 1800, zu welcher Zeit das von Schikaneder im J. 1797 zu bauen angefangene, jetzige ſchöne Schauſpielhaus an der Wien vollendet war. Den Tag bevor er mit ſeiner Geſellſchaft hieher überſiedelte, gab er im alten Theater ein Gelegenheitsſtück, betitelt: „Theſpis," den er ſelbſt ſpielte, und dann mit ſeiner ganzen Truppe mit Sack und Pack über den Wienfluß herüber, in den neuen dram. Tempel zog, wodurch man den alten bekannten Vers: „Dicitur et plaustris vexisse poëmata Thespis!" realiſirte.

Ewig denkwürdig bleibt das vormalige Theater im Freihauſe ſchon darum, weil hier Mozart's unſterbliche Oper, die „Zauberflöte," zur Aufführung kam. Das Theater im Freihauſe wurde gleich darauf abgebrochen.

Mit 15. Oktober 1788 hat man angefangen, das Freihaus um ein Stockwerk zu erhöhen, und inwendig mit neuen Gebäuden zu vermehren und zu verſchönern. Im J. 1843 trug es an Zinſen 39000 fl. ein. Wir könnten hier noch Manches vom Freihauſe, das auch ſeine eigene Hauscapelle der heil. Roſalie geweiht und 1660 von Graf Conrad v. Starhemberg erbaut, — worin noch fortwährend Gottesdienſt gehalten wird, vorbringen, z. B. daß daſſelbe dem Flächenraum nach das größte Privathaus Wien's iſt, daß darin alle möglichen Gewerbe ausgeübt werden, daß es, wie das Bürgerſpitals-Gebäude in der Stadt, gleichſam eine eigene Stadt bildet, daß darin außer den Magazinen und Verkaufsgewölben 382 Wohnungen beſtehen u. ſ. w.; wir ziehen es aber vor, hier zum Schluße um ſo mehr die Worte eines beliebten Lokaldichters anzuführen, als darin auch mehrere Particularitäten dieſes merkwürdigen Rieſengebäudes berührt werden.

Der Leſer wird vom Namen Freihaus ſchließen,
Man wohne etwa frei darin? —
Ach nein! man wohnet, wie Partheien wiſſen,
So miethfrei dort, als ſonſt in Wien.

Es gibt zum wenigſtens dreitauſend Seelen
In ſeinen Mauern Dach und Fach,
Wer kann die Zahl von ſeinen Fenſtern zählen?
Wer rechnet ihm die Thüren nach?

Sechs breite Höfe, ein und dreißig Stiegen,
Und Gärten noch nach altem Brauch,
Weinhäuser, Ställe, Wagenschupfen liegen
Versperrt in seinem hohlen Bauch.

Selbst ein Theater lag in seinen Hallen,
Zwar nicht wie an der Wien so groß;
Doch gab man Stücke dort, die noch gefallen,
Und zwar mit Menschen ohne Roß. —

Man braucht in dem Kolosß nie auszugehen,
Man ist daselbst im Überfluß
Mit Allem, was ein Mensch bedarf, versehen,
Und das vom Scheitel bis zum Fuß.

Kein Handwerk, keine Kunst ward je erfunden,
Die nicht in ihm ein Obdach fand,
Man kauft daselbst des Tags zu allen Stunden
Die Waaren aus der ersten Hand! —

Der Kleider-Ingenieur, vor Zeiten Schneider,
Sticht hier die Stunden fleißig fort,
Der Schuster, heut zu Tage Fußbekleider,
Wichst seinen Draht im Winkel dort.

Hier steht die Fleischbank, und an ihrer Seite
Gleich des Chirurgen Officin,
Hier gärbt der Gärber seine Ochsenhäute,
Dort geht man in die Schule hin.

Nicht weit vom Freihaus ist die Apotheke,
Da gibt man zum Purgiren ein,
Und in dem Hause selbst an jener Ecke
Schenkt man im Wirthshaus Thalerwein.

Uhrmacher machen hier für alle Länder
Cylinderuhren ohne Zahl;
Dort fabricirt der Schlosser Bratenwender,
Die beste Uhr zum frohen Mahl.

Hier schneidet uns zu einer Cur in Baden,
Der Pfadler einen Schlafrock zu;
Dort macht der Schreiner uns aus einem Laden
Den Schlafrock zu der letzten Ruh.

Freiung (Die).

Im Mittelpunkte dieses Platzes wird sich in kurzer Zeit ein schöner, mit Figuren geschmückter Brunnen erheben, dessen Modell am 16. Mai 1844 aufgestellt wurde. Eine nähere Besprechung dieses — Gemeinnützigkeit mit Zierlichkeit verbindenden — neuen öffentlichen Monuments muß dem Zeitpunkte seiner Vollendung aufbewahrt werden. Dieser Platz ist trotz seiner unregelmäßigen dreieckigen Gestalt einer der schönsten und zugleich merkwürdigsten Wien's.

In den babenbergischen Tagen, als das Städtchen Wien auf dieser Seite nicht weiter als bis zum Heidenschuße reichte, wo sich das Stadtthor befand und wo der tiefe Graben noch wirklich war, was sein Name andeutet, nämlich ein tiefer Stadtgraben, lag das Gebiet der Freiung außerhalb der Stadt und war eine wüste Stätte, deren oberer Theil oder die mit Steingerölle bedeckte Höhe, welche die Schottenabtei trägt, das Steinfeld genannt wurde.

Nach Erbauung des besagten Stiftes durch Heinrich Jasomirgott im J. 1155 verlor sich allmälig der Name des Steinfeldes, und jener der Freiung kam in Aufnahme, der Anfangs sehr unbestimmt war, und die ganze, nach allen Seiten sich ausdehnende Gegend um das Schottenkloster begriff. Der untere, bei dem Heidenschuße liegende Theil der heutigen Freiung hieß vormals etwas derb Auf'm Mist, und das mit Recht, denn er war wirklich durch mehrere Jahrhunderte eine Unrathstätte und Kehrichtgrube, so daß eine Satzung Kaiser Ferdinand des I. (gest. 25. Juli 1564) für die Sauberkeit der Straßen Wien's besonders den Gärbern, Schmieden und Kohlenhändlern gebietet, ihren Abfall und Unrath andere wohin als „Auf'm Mist“ und in den tiefen Graben zu schütten.

Noch auf Augustin Hirschvogel's Plan von Wien vom J. 1547 wird der obere Theil der Freiung bei der Schottenkirche „auf'm Steinfeld,“ die Seite gegen die Renngasse und dem Hause zum gold. Strauße (157) „auf'm Bühel,“ und der entgegengesetzte Theil „auf'm Mist“ genannt.

Mit der zunehmenden Civilisation vereugte sich mit dem Miste selbst auch der Name, und in der neuesten Zeit erhielt der ganze von der Teinfalt- und Schottengasse bis zum Heidenschusse sich herabdehnende Bezirk den allgemeinen Namen der Freiung.

Durch diesen schönen, bedeutsamen, und von dem, dem Schottenstifte von seinem Stifter, dem Herzoge Heinrich Jasomirgott ertheilten, vormals sehr wichtigen Asylrechte oder Freiung abgeleiteten Namen hat sich das Gedächtniß dieses dem Schottenstifte verliehenen Vorrechtes selbst im Munde des Volkes bis heute fort und fort erhalten.

Vor dem Hause zu den drei Hacken lag ehemals eine Capelle der Apostel Philipp und Jacob, welche nach der ersten türkischen Belagerung 1529 von der Stadt zur Aufbewahrung der Pulver-Vorräthe verwendet wurde und den Namen des Pulverhauses auf der Schottenfreiung erhielt. Diese Bestimmung hatte das Haus bis gegen 1655, wo der städtische Pulverthurm am Neuenthor vorkommt. Die Apostelcapelle bestand übrigens noch im Jahre 1677, wie aus Merian's Prospect von Wien zu ersehen ist. Auf diesem Platze wurden bei der zweiten Belagerung Wien's durch die Türken die Todten begraben.

In der neuesten Zeit war die Freiung der Schauplatz eines Ereignisses, welches die verderblichsten Folgen für die ganze Umgebung hätte haben können. Am 14. August 1809, dem Vorabende des Napoleonstages, sprang während der französischen Occupation Wien's um 10 Uhr früh durch Unvorsichtigkeit der Franzosen das auf der nahen Schottenbastei bestandene Pulverlaboratorium in die Luft. Der fürchterliche Knall und das ihn begleitende Feuer setzten die ganze Stadt und alle Vorstädte um so mehr in Angst und Schrecken, als Niemand löschen wollte, weil mehrere gefüllte Granaten gesprungen und auf der Freiung, in der Renngasse und im Schottenhofe beschädigend niedergefallen waren. Glücklicherweise beschränkte sich die Explosion auf diesen einen Moment, und es gelang den Laboranten, jede fernere Gefahr zu beseitigen.

Das größte Interesse erhält die Freiung durch die Gebäude, welche sie umgeben. Betritt man den Platz von der Seite des Hofes durch den Heidenschuß, so erhebt zur Rechten der erzbischöfliche Hof „zum h. Geiste“ (236) seinen fünfstockigen, thurmartigen festen Bau, der alle Nachbarhäuser überraget, wie eine hohe Warte den an seinem Fuße sich theilenden, ungemein gangbaren und belebten Kreuzweg zu beschützen scheint, und die ganze Länge des tiefen Grabens von seiner Kehrseite aus bestreichen könnte. Diesem Gebäude gegenüber und die Ecke des genannten Grabens und der Freiung bildend tritt uns im modernsten, schönsten Gewande das vorige rothe Männchen und die sonstigen Gebäude entgegen, die sämmtlich besonders besprochen werden.

Freiwilligen-Corps (Das) der Wiener

wurde der kriegerischen Zeitumstände wegen, als der damalige republikanische Heerführer der Franzosen von Italien aus das Herz der österreichischen Monarchie mit einem Einfalle bedrohte, im J. 1795 errichtet. Schon damals hatte man sich mit der Idee eines Aufgebotes des Volkes in Masse beschäftigt, wofür eine rühmliche Thätigkeit an den Tag gelegt wurde. Doch kam dieses große Vorhaben noch nicht zur Reife; wohl aber entstand ein Corps Wiener Freiwilligen, welches unter den Fahnen, die auf dem Glacis zwischen dem Burg- und Schottenthore mit ergreifender Feierlichkeit geweihet worden waren, bei Bevilaqua und Minerba, so wie auch beim Übergange der österreichischen Armee über die Etsch und

vor Mantua's Mauern mit seltener Bravour focht und seinen Namen verherrlichte.

Friedensbote (Der).

Wie angenehm der Friedensschluß des 30jährigen Krieges, welcher im J. 1648 bewerkstelliget wurde, dem Kaiser Ferdinand III. war, ist daraus zu ersehen, weil er den Friedensboten, den Obristen Kanfft, der mit Trompeten-Schall durch die Stadt Wien, welches sonst verboten war, in die kais. Burg ritt und den Friedensschluß in blauem Sammet eingebunden, an den Rändern vergoldet, mit zwei goldenen angehangenen Siegeln versehen, worauf ein schöner Ölzweig, ein Lorbeerkranz und eine weiße Taube mit Djamanten besetzt, sich befanden, dem Fürsten überreichte, mit einem herrlichen Ringe, den der Kaiser an dem Finger trug, und der auf 6000 Thaler geschätzt war, nebst einer goldenen Kette und einem anhängenden Gnadenpfennig, 2000 Dukaten im Werthe, beschenkte. Auch ließ er hierauf in allen kais. Erbländern Gott dem Stifter dieses Friedens zu Ehren ein allgemeines Dankfest veranstalten.

Friedrich III.

Als dieser Fürst mit Carl dem Kühnen von Burgund nach Aufhebung der Belagerung von Neuß Frieden schloß, fand sich bei ihm eine französische Gesandtschaft ein, welche ihm die Fortsetzung des Kriegs anrieth und ihm die Zusage machte, eine französische Armee werde dem Herzog von Burgund die Provinzen Flandern, Artois und alle Länder, auf welche Frankreich Anspruch habe, entreißen.

Die Art, wie der Kaiser diese Gesandtschaft abgefertigt haben soll, ist so originell, daß wohl seither nichts Ähnliches in der diplomatischen Welt vorgekommen ist.

Als die Gesandten ihr Anliegen vorgebracht hatten, erbat sich Friedrich von ihnen ein kurzes Gehör, weil er ihnen eine kleine Geschichte (die wir mit den Worten des Annalisten hier mittheilen) erzählen wolle:

„Nicht fern in einer Stadt des Teutschlands hat es sich zugetragen, daß ein großer grimmiger Bär dem Land und Unterthanen großen Schaden zugefüget. Weil nun diesem Unheil abzuhelfen es sehr vonnöthen war, demnach unterstunden sich drei junge Kerl, ihr Heyl an dem Bären zu versuchen. Zuvor aber gingen sie in ein Wirthshaus, und befahlen dem Wirth, er solle mit guten Speisen sie bedienen, sie wären des Vorhabens, den ungeheueren Bären zu fällen, und ihm die Haut zu verkaufen.

Der Wirth ließ an sich auch nichts ermangeln. Da sie nun sich bestermassen mit Essen und Trinken versehen, gingen sie in den Wald, den Bären zu fangen; allein da er ihnen wider Verhoffen unter das Gesicht kommen, hat die große Angst und Schrecken sie dermaßen überfallen, daß keiner sich an den Bären zu wagen mehr im Sinn gehabt, sondern haben alle drei, so viel es seyn können, sich auf dem Staub machen wollen.

Der eine hat sich auf einen Baum gemachet, der andere ist ohne die Bärenhaut wieder der Stadt zugelaufen; dem dritten aber wurde die Zeit zu kurz, fiele demnach auf die Erden, und weil er den Athem an sich gehalten, ließe der Bär ihn unverletzt, als ein todtes Aas liegen.

Als nun der Bär wieder davon gelaufen, und er sich außer Gefahr zu seyn befunden, ist der andere, so auf dem Baum dieser Bärenjagd zugesehen, auch zu ihm gekommen, und hat ihn gefraget: Was er doch gedacht, da er von dem Bären sey so herum gewälzet worden? — Dieser antwortete: Der Bär hat mir gesagt, ich sollte forthin keine Bären mehr verkaufen, ich hätte dann den Bären zuvor gefangen.“

Hier schwieg Friedrich und entließ die verblüften Gesandten, ohne mit ihnen von

dem Gegenstande ihrer Sendung ein Wort zu wechseln.

Fries'scher Pallast.

Graf Niklas Salm, Wien's Vertheidiger gegen die Türken während der ersten Belagerung, war selbst ein Bürger der Stadt. Sein Haus stand gegen das Ende der unt. Brennerstraße, unweit von St. Dorothee, wo er begraben sein wollte, neben den Hofställen (Stallburg). Es ward später das Königskloster und dann der Fries'sche Pallast.

Dieser vom Grafen von Fries auf erkauftem Klostergrunde erbaute Pallast (1155) steht am Josephsplatze und ist eines der schönsten und edelsten Bauwerke Wien's. Es kam im J. 1784 bis auf die Verzierungen und innern Einrichtung zu Stande. Die vier herrlichen kolossalen Karyatyden am Thore sind vom Direktor Zauner. In diesem Pallaste wohnte 1809 der französische Stadtcommandant Meriage, der seiner Hauswache den Befehl ertheilte, über die Statue des Kaisers Joseph II. Acht zu haben.

Nach dem Grafen von Fries kam das Gebäude an den Freiherrn von Sina und von diesem an den heutigen Besitzer, Conte Pallavicini. Eine Merkwürdigkeit dieses Gebäudes war eine hundertjährige Acacie, die im Hofe stand, ein Überrest vom ehemaligen Klostergarten und die für den Adam der ältesten Acacien galt. Nachdem alle früheren Besitzer diese ehrwürdige botanische Antiquität respektirt hatten, wurde sie im J. 1844 gefällt.

In diesem Pallaste waren die weltbekannten, von dem Grafen Moriz von Fries zusammengebrachten Sammlungen aufgestellt, welche die Aufmerksamkeit des Kenners ungemein in Anspruch nahmen, und bei ihrer Zertheilung nach dem Falle des Hauses Fries und Comp. manche andere Sammlung mit ihren Trümmern bereicherte. Dieses Museum war eine Zierde Wiens.

Die in Wien 1826 und 1827 öffentlich verkaufte Bücherſammlung bestand aus 16,000 Bänden, größtentheils Bibliothekstücke und Prachtwerke der ältern und neuesten Literatur in allen Sprachen.

Die Gemälde-Sammlung bestand aus 300 Stücken, worunter: Die sterbende Maria von Burgund, von A. Dürer; der todte Christus, von Vandyk; Schlachtstück von Wouvermanns; Madonna mit dem Kinde, von Andrea del Sarto; Amor, von Guido Reni; heil. Familie, von Parmegianio; Madonna velata, von Sassoferato; Sonnenuntergang, von Castilreen; Landschaft von Poussin; Vertumnus und Pomona, von Rembrandt; Aurora und Cephalus, von Albani; Christus und die Samariterin, von Hanibal Carracci; Porträt der Königin Johanna (von Aragonien) von Sicilien, von Raphael, und mehrere von Mengs, Füger, Schönberger.

Die Sammlung von Zeichnungen und Kupferstichen bestand aus mehr als 100,000 Stücken, wobei von Ersteren vor Allen merkwürdig waren: Eine Grablegung, von Raphael, Federzeichnung. Madonna, Christus und Johannes, von Ant. Carracci, mit Rothstein gezeichnet. Entwürfe von Guercino, Claude ꝛc. Viehgruppen von H. Roos, Sepiazeichnungen von Girgenti, die bekannten Füger'schen Entwürfe zu Klopstock's Messiade, auf blaues Papier entworfen und aufgehöht.

Die Mineraliensammlung bestand aus der von Born beschriebenen Sammlung des Fräuleins von Raab. Überdies besaß Graf Fries noch eine ziemlich reiche Sammlung griechischer und römischer Münzen, so wie ein Museum von Gegenständen älterer und neuerer Sculptur- und Bronze-Arbeiten. In dieser Abtheilung war auch die berühmte lebensgroße Gruppe: Theseus auf dem erschlagenen Minotaurus von Canova aus carrarischem Marmor verfertigt, aufgestellt. Diese Kunstsachen wurden theils

in Wien, theils in Amsterdam verkauft, und zwar ein Theil der Kupferstiche und Zeichnungen in Wien den 10. März und 15. Dez. 1823; die Gemälde in mehreren Licitationen auf der Mehlgrube. Der werthvollste Theil der Kupferstiche (die italienische und holländische Schule) wurde den 21. Juni 1824 in Amsterdam veräußert.

Frohnleichnamsfest (und seine Entstehung).

Schon in den frühesten Zeiten wurde eine Feier zur Verherrlichung des Altarsacraments begangen, wovon der Gründonnerstag seinen Namen hat. An diesem Tage wurde das h. Sacrament im feierlichen Zuge durch die Gassen der Ortschaften getragen, wobei die Häuser mit grünen Zweigen verziert waren.

Dieß ließ sich indessen in südlichen Gegenden thun, als sich jedoch das Christenthum immer weiter verbreitete und es nicht möglich war, dieses Fest im Norden mit gleicher Feierlichkeit zu begehen, so verordnete Urban IV. 1264, das Frohnleichnamsfest allgemein am Donnerstage nach dem Dreifaltigkeitssonntage zu begehen.

Schon der deutsche Name dieses Festes, eines der rührendsten der katholischen Kirche, gibt von dessen hohen Alter Zeugniß. Es ist nämlich aus dem gothischen Worte: Fron, d. i. Herr, und Leichnam, Leib, zusammengesetzt, also ein Fest zur Feier der Gegenwart des Leibes Christi (corporis Christi), welcher in der consecrirten Hostie dargestellt wird.

Zur größern Verherrlichung wurde es an verschiedenen Tagen abgehalten, auf daß sich die Priester gegenseitig aushelfen konnten, und durch eine größere Menge Geistlicher der Zug sich imposanter darstellte. So hatten an verschiedenen Orten die Processionen entweder am Frohnleichnamstage selbst oder an den darauf folgenden Sonntagen bis zum vierten Sonntag nach Pfingsten Statt.

Joseph II. erließ eine Verordnung, wonach künftig die Processionen an allen Orten des Kaiserstaates am Frohnleichnamstage abgehalten werden sollten. Mit der Zeit aber wußten einzelne Gemeinden die Rücksichten, welche mit dieser Feier verbunden sind, so darzustellen, daß mehrere die Erlaubniß erhielten, die Procession wieder am folgenden Sonntage abzuhalten; ja dem landesfürstl. Markte Perchtoldsdorf wurde sogar die alte Begünstigung eingeräumt, dieselbe auf den zweiten Sonntag nach Frohnleichnam verlegen zu dürfen. In der innern Stadt blieb es bei diesem Tage, in allen Vorstädten aber wurde der nächstfolgende Sonntag dazu bestimmt.

Der Umgang war vermög einer Stiftungsurkunde des Pfarrers Heinrich bei St. Stephan, worin er verordnet, daß 50 oder wenigstens 40 Priester denselben begleiten sollen, schon vor dem Jahre 1334 in Übung. In Betreff dieser Feierlichkeit befahl Herzog Rudolph IV. am Dinstage nach dem Palmtage 1363: „An dem Gottsleichnamstage soll man zu gleicher Weise begehen als den Weihnachtstag; dann soll man alles das Heiligthum (Reliquien), das da ist, und alle die Fahnen, die da sind, und alle Himmel (Traghimmel), und 30 Kerzen und 10 Windlichter umtragen in der Stadt, und dazu sollen kommen alle Pfarrer, alle Klöster, und alle Kapellane und alle Pfaffen mit sammt den deutschen Herrn, Johanniterrittern (Maltheser), Heiliggeistern und Spitälern in der Stadt und in den Vorstädten, mit all ihren schönsten Gezierd auch gen St. Stephan gehn und mit der obegenannten Procession umgehen.“

Um den fanatischen Anfällen der Akatholiken sein volles Ansehen entgegenzusetzen, hatte schon Ferdinand I. mehrmals die Frohnleichnams-Processionen, öfters auch die Priester mit der letzten Wegzehrung zu den Kranken begleitet; aber erst seit Ferdinand II. 1622 ist die regelmäßige, jährliche Begleitung

des Frohnleichnams-Umgangs durch den Monarchen oder durch einen Stellvertreter angemerkt.

In der Stadt selbst wird die Procession mit großer Würde begangen. Der erste Zug findet schon am frühesten Morgen Statt und besteht aus den zahlreichen Handwerks- und Gewerbs-Innungen oder Zünften. Die Hauptprocession geht um neun Uhr von St. Stephan aus und ist höchst imposant. Das Venerabile wird von dem Fürst-Erzbischofe getragen, dem die sämmtliche erzbischöfliche Geistlichkeit assistirt. Unmittelbar nach dem Baldachin folgt der Hof, die Minister, Generale und andere hohe Würdenträger, so wie die Pallastdamen mit der zahlreichen Dienerschaft. Den Schluß bilden die Garden und Abtheilungen von Infanterie und Cavallerie. Gewehrsalven und Kanonendonner begleiten die vorzüglichen Momente der Feierlichkeit. Die vier Evangelien werden beim fürstlich Schwarzenberg'schen Pallaste am Neuen Markte, beim fürstlich Lobkowitz'schen am Spitalplatze, bei der St. Michaelskirche und bei der Säule am Graben gelesen.

Nicht so imposant, aber nicht weniger feierlich sind die am nächsten Sonntage in den Vorstadtpfarren abgehaltenen Processionen. Hier sind, wie auf dem Lande, grüne Zweige (Buchen und Eschen) vor den Häusern aufgepflanzt, die Wege werden mit Gras, wol auch mit Blumen vermengt bestreut. Außer dem in den Vorstädten garnisonirenden Militär fungiren dabei die verschiedenen Corps der Bürgermiliz. Die mancherlei Institute begleiten den Zug. Am schönsten macht sich derselbe in den größeren Vorstädten, z. B. Wieden, Leopoldstadt, Landstraße.

Auf dem Lande bildet die Frohnleichnamsprocession eine besonders gemüthliche Feier. Schon am Nachmittage des Tages vorher gewinnt Alles ein festliches Ansehen. Die Altäre werden aufgeschlagen, die Zweige herbeigeschafft, und am frühesten Morgen des Festtages entwickelt Jung und Alt ein heiteres Treiben.

So feierlich dieses Fest in dem kleinsten Orte begangen wird, so zeichnen sich besonders zwei nahe bei Wien gelegene Ortschaften vor allen Andern aus. Es sind die landesfürstl. Märkte Medling und Perchtoldsdorf.

Im ersteren, wo die Feier am Sonntage nach Frohnleichnam Statt findet, sind die ungeheuren Fahnen merkwürdig, welche heute kein anderer Ort mehr in so außerordentlicher Größe aufzuweisen hat. Es sind die eigentlichen Zunftfahnen der Innungen der Fleischer, Hauer (Weinbauern) und Viehhirten (Halter genannt). Die Fahne der ersteren ist die größte und hat eine seltsame Form. Das Fahnentuch ist nicht, wie sonst üblich, an der Stange herunterhängend und dann zwei oder drei Mal geschlagt, sondern hängt quer von der Hauptstange an einem großen vergoldeten eisernen Querbalken, in Flaggenform, auf einer Seite aufgezackt. Die Farbe ist roth, in der Mitte das gewöhnliche Bild und umher viele symbolische Verzierungen. Oben sind auf beiden Seiten die Brustbilder der Kaiserin Maria Theresia und des römischen Kaisers Franz I. in Medaillenform. Die Fahne wird an einer sehr dicken und hohen Stange getragen, die von acht kleineren unterstützt wird. Die Hauerfahne ist ebenfalls roth, von ähnlicher Gestalt, aber kleiner, die Hirtenfahne ist grün, in gewöhnlicher aber sehr großer Form.

Die Prozession in Perchtoldsdorf ist merkwürdig, weil sie im ganzen Kaiserstaate allein am zweiten Sonntag nach Frohnleichnam abgehalten wird. Schon der vorhergehende Sonntag ist ein Fest. Um drei Uhr Nachmittags ertönen die ersten Schüsse von dem Thurme, die von den am nahen Hochberge aufgestellten Böllern beantwortet werden, und nun entwickelt sich ein eigenes fröhliches Leben. Abends beginnt ein Zapfen-

streich von einer Militärbande, von Schüssen begleitet. Zeigt sich ein schöner Tag, so sieht man früh Morgens eine Menge Menschen dem Orte zuströmen. Die Straße, welche von Wien hierherführt, ist bis Liesing mit Fuhrwerken aller Art bedeckt, obschon auch auf der Eisenbahn Tausende von Menschen ankommen. Die Procession geht erst gegen 12 Uhr aus, von einer unzähligen Menschenmenge begleitet. Pontificant ist gewöhnlich ein infulirter Prälat; die begleitende Geistlichkeit ist groß, da diese Procession allein an diesem Tage Statt findet. Leider gewinnt, sobald die Procession vorüber ist, besonders Nachmittags, das Fest ein profaneres Ansehen. Die Viehhirten mit ihren mißtönenden Tuben und dem widerlichen Geklatsche ihrer langen Peitschen (das sogenannte Halterschnalzen), durchziehen trunken und johlend die Gassen; Tanzmusik ertönt, und Abends ziehen brüllende Schaaren unsicheren Trittes von dannen, denen man es ansieht, von welchem Geiste sie beseelt sind.

Fuchs (Zum geprellten).

Es wird uns nicht wundern, in der obern Straße der Vorstadt Thury ein Haus mit obigem Schilde (84) zu finden, wenn wir einen Rückblick auf die Wichtigkeit werfen, welches in Wien noch im vorigen Jahrhunderte das Fuchsprellen hatte. Im Prater wurde regelmäßig alle Jahre besonders unter Carl VI. gewöhnlich im März oder doch vor Ostern die erste feierliche Jagd, welche ein Fuchsprellen war, gehalten, wozu Jedermann als Zuschauer zugelassen wurde und wobei der ganze Hofstaat und alle vornehmen Personen der Stadt erschienen. Diese jährliche Fuchsjagd, die auch zuweilen im kais. Thiergarten gehalten wurde, bildete lange vorher und nachher den Gegenstand des öffentlichen Gespräches. So leutselig der Kaiser jedoch bei seinen Jagdbelustigungen überhaupt war, so streng bestand er auf das Verbot, daß Niemand auf das Wild schießen durfte, selbst fremde Prinzen nicht, die dabei zugegen waren. Ein junger Wiener von gutem Hause soll sich es jedoch eines Tages haben beikommen lassen, gegen diesen Befehl zu handeln, mit einer geladenen Büchse im Prater bei einer solchen Fuchsprellerei zu erscheinen, und sie loszubrennen. Zur Strafe dieses Übermuthes soll sich jedoch aus Rücksicht der Jugend des unberufenen Schützen die kais. Jagdpartie darauf beschränkt haben, ihn selbst etwas zu prellen und von diesem Prellen soll das Haus zum geprellten Fuchsen den Namen haben.

Fuchs (Otto Reidhard).

Schon der Cardinal Matthäus von Gurk erzählt (Hodeporicon Card. Gurcensis), daß vormals in Wien und der Umgebung die schöne Gewohnheit geherrscht habe, daß derjenige, welcher im Frühjahre nach den überstandenen Stürmen des Winters das erste Veilchen fand, den Ort, wo es blühte, bezeichnete, und hievon sogleich dem Herzoge Nachricht gab; worauf die jungen Leute beiderlei Geschlechtes unter Singen und Springen sich dahin verfügten, und sich durch mehrere Stunden mit Tanzen und Trinken belustigten.

Nun hatte Herzog Otto (ein Enkel Kaisers Rudolph von Habsburg und der sechste Sohn Albrecht des I.), welcher wegen seines allezeit fröhlichen Gemüthes, der Fröhliche genannt wurde, unter seinen Hofleuten zwei kurzweilige Räthe, deren einer Weigand von Theben (oder der sogenannte Pfaff vom Kahlenberge), der andere aber Otto Reidhard Fuchs hieß. Dieser hatte eines Tages auf einem Spaziergange am Kahlenberge das erste Lenzblümchen gefunden, solches mit seinem ritterlichen Hute sorgsam bedeckt, sich dann eilends und frohen Muthes zurück in die Stadt begeben und den Herzog Otto davon verständigt. Inzwischen kam von ungefähr

ein vermöglicher Bauersmann zu dem Hute, den er aufhob und als er darunter das Veilchen erblickte, dieses aus der Erde riß, die Stelle auf eine unflätige Art beſudelte, und dann wieder mit Neidhards Hut zudeckte.

Als hierauf Neidhard mit der jungen, lebensluſtigen Wiener-Welt in voller Freude ankam und den Veilchentanz beginnen wollte, entſtand, als man den Hut aufgehoben hatte, zuerſt ein allgemeines Gelächter, dem aber bald ein ſo großer Unwillen folgte, daß Neidhard, den man vermöge ſeiner aufgeweckten Sinnesart für den Urheber des unfeinen Spaſſes hielt, übel daran geweſen wäre, wenn er ſich nicht mit der Flucht gerettet hätte. Als er mit Grimm im Buſen in das nächſte Dorf kam und die Bauersleute dort um ein Veilchen, welches er für das ſeinige hielt, tanzen ſah, entbrannte er ſo ſehr vor Zorn, daß er, um den ihm geſpielten Streich zu rächen, ſein Schwert zog, in die Bauern einhieb und einige von ihnen erſchlug.

Von dieſer Zeit an konnte Neidhard keine Bauern mehr leiden; er that denſelben, ſo oft und wo er nur immer konnte, jeden Schabernack an und erhielt daher den Beinamen Neidhard's des Bauernfeindes.

Dieſer Mann ſtarb um das Jahr 1334, und er war folglich ein Dichter des 14. Jahrhunderts, von dem in der Maneſiſchen Sammlung und in den Volks- und Meiſterliedern von Görres die Rede iſt. In ſeinen Gedichten ſchildert er, ſeinem Bauernhaſſe getreu, den Übermuth und die tolle Kleiderpracht der öſterreichiſchen Landleute ſeiner Zeit mit ungemein grellen Farben. Er wird häufig mit Weigand von Theben in gleiche Reihe geſtellt; die Verhältniſſe und das Leben dieſer zwei Männer, ſo wie auch die Art und Richtung ihrer Schwänke waren aber ſehr verſchieden. Während Neidhard (Nidhard) Fuchs aus einem edlen Geſchlechte Frankens entſproſſen, ritterliche Dienſte an des Herzogs Hof verrichtend, zugleich als Dichter glänzte, und ſein derbſpaßiges Veilchen-Abenteuer vielleicht der einzige und noch dazu ganz unfreiwillige Schwank war, der ihm den unverdienten Namen eines Luſtigmachers oder Hofnarren verſchaffte, kam Weigand von Theben als fahrender Schüler oder armer Student nach Wien, verlegte ſich wahrſcheinlich aus Noth auf das Spaßmachen, zu dem ihm die Natur vorzügliche Anlagen gegeben hatte, erhaſchte eine kärgliche Pfründe am Kahlenberge, woher er den Namen hat, und trieb ſeine ſchuldloſen Poſſen bis zu ſeinem Tode fort.

Neidharden ehrte ein herrliches Grab am Dome der herzoglichen Hauptſtadt Wien, wie es die nebige Abbildung zeigt; — Weigand's einfacher Stein — wahrſcheinlich zu Prigglitz im Gebirge bei Neunkirchen — iſt verloren gegangen. Dagegen aber verkündete der Ruf, der Neidhard's liebliche Dichtungen bis auf einige wenige Bruchſtücke verhallen ließ, Weigand's Poſſen bis auf unſere Tage, denn ſie wurden ſchon zu Kaiſer Sigmund's Zeiten handſchriftlich geſammelt und auch ſpäter in Proſa und proſaiſchen Reimen wiederholt gedruckt.

Das ſteinerne Grabmal Neidhard's erblickt man an der Seite des ſogenannten Singerthores (vormals von dieſem Monumente das Nidhards- ſo wie auch Seitenwundenthor von einem zur Zeit des dreißigjährigen Krieges weggenommenen Holzbilde des Erlöſers mit der Seitenwunde, genannt) an der St. Stephanskirche, nämlich bei der erſten Thür, wenn man vom Stock-im-Eiſenplatz dahin kommt. — Ein lebensgroßes Bild in ritterlicher Kleidung mit dem Schwerte umgürtet, liegt hier auf einem Sarkophage, die Füße auf einen Löwen geſtützt. Merkwürdig iſt dabei, daß jene blutigen Schwänke, welche der Ritter mit den Bauern hatte, unten an den

Seitenwänden der Tombe in erhobener Arbeit ausgehauen waren, gleichsam um der späten Nachwelt ein sprechendes Denkmal der damaligen rohen Sitten zu hinterlassen. — Von diesen zierlichen Steinarbeiten ist aber nichts mehr übrig geblieben, als in rauhen Umrissen der Moment, wie Reidhard die hingestreckte Ritterfigur und den zu ihren Füßen schlummernden Löwen betrachtet, so wird man zu glauben verleitet, man stehe vor dem Denkmahle eines um das Vaterland hochverdienten Kriegsmannes und man ist weit von dem Gedanken entfernt, daß Herzog Otto, der Fröhliche, der es seinem

Fuchs seinem geliebten Herzoge die erfreuliche Nachricht bringt, daß er so glücklich war, das erste Veilchen des Frühlings gefunden zu haben. Das ganze Monument ist leider schon so arg verstümmelt, daß dessen Aufbewahrung, wenigstens durch eine Abbildung, hoch an der Zeit ist. — Wenn man Freunde und lustigen Rathe hat setzen lassen, dadurch der Nachwelt nur einen Beweis des fröhlichen Sinnes, der sein ganzes Leben hindurch nicht von ihm gewichen ist, hat hinterlassen wollen.

Ehemals sah man an Reidhard's Monumente auf dem Grabdeckel neben sei-

ner Statue linker Hand auch einen in Stein ausgehauenen Fuchs, welcher sowol seinen Namen als auch sein Geschlechtswapen andeutete, das einen rothen springenden Fuchs im weißen Felde nebst einem gelben Stern über demselben vorstellte. Gerhard von Roo sagt, dieser Ritter von Fuchs sei seiner Feindschaft gegen die Bauern halber der Neidhard genannt worden; diese Angabe ist aber ungegründet, indem mehrere Glieder aus diesem Fuchsschen Geschlechte diesen Namen führten, wozu auch der im friesländischen Kriege im Jahre 1499 umgekommene berühmte Neidhard Fuchs von Burtbreitenbach gehört. Der bei St. Stephan begrabene Ritter von Fuchs mag nebst dem Namen Otto auch den Namen Neidhard geführt, und folglich Otto Neidhard von Fuchs geheißen haben, weil ihn einige Annalisten Otto und andere Neidhard nennen. Übrigens war der Name Neidhard vormals mehr ein Ehren- als ein Schimpfname, er wollte so viel sagen als ein rechtlicher Mann.

Auch Spangenberg gedenkt unseres Neidhard's als eines geschätzten Minnesängers, und Hanns Sachs benutzte sein schmutziges Veilchen-Abenteuer und seine Bauernschlägerei zu einem Fastnachtsspiel unter dem Titel: „Der Neidhard mit dem Veygel.“ Die Personen darin sind folgende: Herzog Friedrich der Schöne zu Österreich, Euphrosina seine Gemalin (erdichtete Person), der Nidhard, Euphemia seine Gemalin, Jäkel Narr, drei Bauern, genannt Englmayr, Hennß Seuenfried und Ulo Seuffz. Der Inhalt des Fastnachtsspiels ist: Nidhard fand im angehenden Frühling das erste blaue Veilchen im Grase, er bedeckt es mit seinem Hute und gibt schnell und frohlockend der Herzogin davon Nachricht. Drei Bauern aus Zeiselmauer, die dem Nidhard Feind waren, weil er immer durch die Felder jagte, brechen das Blümchen ab und einer von ihnen setzt ganz etwas anderes darunter. Als die Herzogin mit dem Nidhard und ihrem Gefolge bei dem Hute anlangte, ließ sie den Nidhard, wie natürlich, sehr hart an, über die Verwandlung. Dieser bittet um Vergebung und sagt, ein schamund zuchtloser Bauer aus Zeiselmauer müsse ihm diesen Schimpf angethan haben. Nachdem sich die Herzogin mit ihrem Hofstaat entfernt hat, binden die Bauern das Veilchen dem Nidhard zum Trotz an eine Stange und tanzen im Reihen singend herum. Der beleidigte Nidhard überfällt sie mit dem Hofgesinde, schlägt und verwundet sie, und erobert die Blume, welche er der Herzogin bringt. Die Bauern, um sich an dem Nidhard zu rächen, gehen zum Herzog, und sagen ihm, des Nidhard's Gemalin sei das schönste Weib in Österreich und sie wäre sterblich in ihn (den Herzog) verliebt. Der Herzog läßt den Nidhard rufen und verkündigt ihm, er werde ihn in seinem Hause besuchen. Nidhard, der eine feine Nase hatte, freut sich über diese Ehre, eröffnet dem Fürsten aber, seine Frau wäre fast taub; daher müsse der Herzog aus allen Kräften schreien, wenn er mit ihr reden wolle, und eben dieses bringt er seiner Gemalin von der Taubheit des Herzogs bei. Als nun der Fürst und Nidhard's Gemalin zusammen kamen, war von beiden Seiten solches Geschrei, daß Niemand sein eigenes Wort verstand. Dadurch verhinderte Nidhard die heimliche Minne zwischen dem Herzoge und seiner Frau, — ein Scherz, den vom alten Hans Sachs mehrere neue Dramatiker, wie so manches andere, ohne die Quelle anzugeben, entlehnt haben.

Füchselhaus.

Das älteste Haus in der innern Stadt Wien, wir meinen das in den ältesten Stadturkunden zuerst namentlich aufgeführte Haus, ist das sogenannte Füchselhaus,

welches nicht mehr ſteht, indem es im J. 1840 beim Baue des neuen Domherrnhauſes an der Rückſeite des St. Stephansdomes und in den beiden Schulenſtraßen niedergeriſſen und dieſem Gebäude einverleibt worden iſt. Dieſes Füchſelhaus bildete ein Durchhaus, das vom St. Stephansplatz in die kleine Schulenſtraße führte. Es war dem deutſchen Hauſe angebaut, und zeigte unverkennbare Kennzeichen ſeines hohen Alters. Der hinterſte Theil deſſelben hatte einen gothiſchen Überbau und eine im Freien angebrachte Stiege; es führte den Namen des Füchſelhauſes, entweder von einem ehemaligen Schilde, oder von einem ſeiner erſten Beſitzer, weil es nach alten Urkunden in Wien vormals eine Bürgerfamilie mit Namen Füchſel oder Füchſlein gegeben hat.

Es führte bei ſeinem Abbruche die Nr. 871, gehört ſeit 1450 dem Domkapitel und kommt vor unter dem Namen Niklas Füchsleins Stifthaus an der Schulerſtraße beim Thor, woraus hervorgeht, daß es eigentlich das Füchsleinshaus hieß, woraus verkürzt Füchſelhaus wurde.

Fürſtengruft (bei St. Stephan).

Vor dem Geländer, das in der St. Stephanskirche den Chor beim Hochaltar umgibt, führt eine, mit einer großen Marmorplatte bedeckte Öffnung auf einer geräumigen Treppe von vierzehn Stufen in dieſe Gruft hinab. Oben am Gewölbe ragte eine in Stein ausgehauene Hand hervor, nach der Mitte auf die Grabſtätte Herzog Rudolphs des Stifters weiſend, der ſie 1363 für ſich und ſeine Nachfolger ſtiftete.

Sie erfüllte dieſen Zweck bis unter den Stürmen der Reformation. In der wilden Parteiung, welche damals Öſterreich zerriß, wurde ſeiner Vorwelt, ſeiner Fürſten, ja ſelbſt der drohenden Türkengefahr, um wie viel mehr der Gräber ſeiner Landesherrn völlig vergeſſen. — Prag, die Hauptſtadt eines Reiches, das damals mit Mähren, Schleſien, beide Lauſitzen und ſo viele Anſprüche an Polen und Brandenburg, an Sachſen und an die Oberpfalz umfaßte, konnte allerdings Wien's Nebenbuhlerin ſein, und wirklich war es abwechſelnd ſchon unter Ferdinand I. und Max II., faſt immer aber unter Rudolph II. das Hoflager; alle drei Kaiſer fanden auch dort ihre Ruheſtätte.

Noch wenige Jahrzehende und es hätte über die Frage ein gelehrter Streit entſtehen können, ob jemals Fürſtengräber bei St. Stephan geweſen? — Wie jenen Fürſten nach Prag, ging es Ferdinand II. nach Gratz, und ein Herr Schnepf, ein Kammerdiener Ferdinand des III. mußte auf den Einfall kommen, ſich mitten bei St. Stephan eine Familien-Ruheſtätte zu gründen, damit die Familiengruft der Fürſten des Landes wieder entdeckt würde!

Seitdem werden nach des gedachten Kaiſers Anordnung die Eingeweide aller verſtorbenen Mitglieder des Kaiſerhauſes in kupfernen Urnen hier aufbewahrt, die Herzen in der Loretocapelle der Auguſtiner-Hofkirche, die Leiber in der Gruft bei den Capuzinern.

Als von dem Kranze gelehrter Männer der Benedictiner-Abtei zu St. Blaſien auf dem Schwarzwalde ihr unſterbliches Werk: „Monumenta des erhabenen Hauſes Öſterreich“ herausgegeben wurde, geſchah im letzten Regierungsjahre Carl des VI. (April 1739) die erſte kritiſche Beſichtigung dieſer Gruft.

Marquard Hergott (geb. zu Freyburg 9. Oct. 1649, geſt. 9. Oct. 1762) und Auguſt Heer (geb. zu Klingnau 19. April 1715, geſt. 2. April 1769) unternahmen jenes Werk, das der Fürſtabt, Martin Gerbert (geb. zu Horb 12. Aug. 1720, Fürſtabt 18. Oct. 1764, geſt. 13. Mai 1793) zu

Ende geführt hat. Er war es auch, der 1772 die Leichen der älteſten Habsburger von der Stätte, wo König Albrecht durch Johannes Parricida fiel, von Königsfelden nach St. Blaſien brachte, von wo ſie 1807 (nachdem das Breisgau durch den Preßburger Frieden an Baden übergeben war) mit dem Fürſtabt Berthold Rottler nach St. Paul in's Kärntneriſche Lavantthal überwanderten.

Als die alte Gruft im J. 1739 am 27. April eröffnet wurde, fand man eben an dem Gewölbe eine aus Stein gehauene Hand aus Wolken hervorragen, welche auf die Mitte, nämlich auf die Ruheſtätte Rudolph des Stifters, zeigte, mit den beigeſetzten Worten:

Hier liegt Rudolph der Stifter (Hic jacet Fundator),

ſo wie folgende Leichen, welche der Zeit nicht gänzlich zerſtört hatte. — Nahe an der Wand waren die Gebeine des Herzogs Georg, auf welchen ein Schwert und ein bleiernes Kreuz lag, mit der lateiniſchen Inſchrift:

„Im Jahr des Herrn 1426 am 16. Febr. ſtarb Georg, ein Sohn Albert des V., Herzogs von Öſterreich und Markgrafen von Mähren, der hier begraben."

Dann die Gebeine Herzogs Albert des III., mit dem Zopfe genannt, im J. 1395 verſchieden, bei dem dritten Leibe befand ſich die lateiniſche Inſchrift:

„Der Leib des durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Albert des IV., Herzogs von Öſterreich, welcher 1404, am Tage der Kreuzerhöhung, voll der Tugenden in Chriſto entſchlafen iſt."

In der Mitte lag Rudolph der Stifter. Sein ganzes Todtengerippe war 6 Schuh lang und in einer ſchwarzen Ochſenhaut eingemacht, worin er von Mailand nach Wien gebracht worden war. Nach eröffneter Haut ſah man ihn in einem geſtickten Kleide liegen, woran das Gold noch einen lebhaften Glanz hatte. Es war noch ein Handſchuh übrig, und man fand an der linken Seite der Gebeine einen Ring.

Das dabei liegende Schwert war zweiſchneidig, aber ohne Spitze, und das bleierne Kreuz hatte eine lateiniſche Inſchrift.

Rechter Hand waren in einem rothſeidenen, mit Gold geſtickten Mantel die Gebeine Wilhelm's, Herzogs von Öſterreich, ein Sohn Leopold's, ſtarb 1406, am 10. Juli.

Hierauf folgte ein faſt ganz verzehrter Leib, den Gerbert von Blaſien für Friedrich, einen Sohn Albert des II. hält.

Weiters ſah man Gebeine ohne Inſchrift und Schwert. Gerbert hält dafür, daß ſie die Gebeine Katharinens, der Gemalin Rudolph des Stifters ſind.

Nahe bei dem Eingange war ein ganzes Todtengerippe von 6 Schuh 7½ Zoll Wienermaß zu ſehen. Auf dem bleiernen Kreuze war die lateiniſche Inſchrift:

„Leopold, Herzog von Öſterreich, ein Sohn Leopold's, ſtarb in Chriſto 1411 am 3. Juni und iſt hier begraben" (nämlich Leopold IV.).

In der Mitte der Gruft ſtanden auf der Erde drei kleine bleierne Särge mit den Kindern Maximilian des II., nämlich Carl, Ferdinand und Maria.

Hierbei ſtanden 25 Gefäße mit Eingeweiden. Als man dieſe wegrückte, erblickte man einen Marmorſtein mit der Inſchrift:

„Albert (VI.), Herzog von Öſterreich, ein Sohn des Ernſt,"

der 1463 geſtorben iſt.

Maria Thereſia ließ 1754 dieſe Gruft gegen den Hochaltar bis zu dem Ende der Kirche, wo von Außen die beiden Fenſter unter dem Bruſtbilde des Erlöſers zu ſehen ſind, erweitern, und die Überreſte in Särge von Eichenholz, alsdann in Kupfer überſetzen. Der geheime Kammerzahlmeiſter Carl Joſeph v. Dier leitete das Ganze. Am 18. März 1755 wurde die Gruft vom Erz-

biſchof Joſeph Grafen von Trautſon in Thereſiens Beiſein feierlich eingeweiht.

In dieſer Gruft ruhen nebſt obigen noch ſechzehn Fürſtenleichen, ſechs Herzen und die Eingeweide aller bei den Capuzinern beigeſetzten Mitglieder des Kaiſerhauſes.

Unter den erſten befanden ſich auch Friedrich der Schöne (geb. 1292, geſt. 13. Jänner 1330 auf der Burg Gutenſtein) und ſeine Tochter Eliſabeth (geſt. 23. Oct. 1336), beide im J. 1783 aus der aufgehobenen Karthauſe Mauerbach hieher übertragen; — die Königin Eliſabeth von Frankreich, Maximilian des II. Tochter, (geſt. 22. Jänner 1592), den 30. Novemb. 1782 aus dem aufgehobenen Königskloſter übertragen; — und Eleonora von Mantua, Gemalin Ferdinand des II. (geſt. 27. Juni 1655) im Monat April 1783 aus dem Kloſter der von ihr geſtifteten Carmeliterinnen bei St. Joſeph oder den ſieben Büßerinnen, hieher überſetzt.

Fürſtenhügel (bei St. Stephan).

Der bekannten Capiſtran-Kanzel gegenüber, der Schulerſtraße zu, erhob ſich ehemals auf dem Stephansfreithofe ein bemerkbarer Hügel, auf welchem mehrere Fürſten, und zwar vorzüglich Herzog Albrecht VI. in ſeinem beklagenswerthen Streite mit Friedrich III. oft zum Volke ſprachen, und daher den Namen des Fürſtenhügels erhielt. Seit Maximilian I. befand ſich dort eine kleinere Kanzel, auf der, als das Lutherthum immer mehr um ſich griff, häufig Controvers-Predigten gehalten wurden. — Das unfern ſtehende Frauenbild, welches die Jahreszahlen 1547 und 1630 trug, wurde das Kleſliſche Bild auf dem Fürſtenhügel genannt.

G.

Gablerkreuz (Das) bei Weidling.

Auf der andern Seite sieht man das Kreuzbild u. darunter ein doppeltes Wapenschild mit der Aufschrift: „S. Durchl. Maximilian Heinrich, Churfürst zu Cölln An. 1672 die Bildniß lassen erheben.“

Über dem Thore v. Klosterneuburg führt ein angenehmer Weg über Höhen u. grünen Abhängen nach dem lieblichen Dorfe Weidling. Auf diesem Wege zieht ein altes Denkmal die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich. Es ist das sogenannte Gablerkreuz, eine große Steinsäule mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes geziert. An der Rückseite derselben ist folgende Inschrift ausgehauen:

„D. A. M. D. G.
Ach Christenmensch, hör' an, was ich dir will sagen,
so sich allhie vor Zeiten hat zugetragen,
in diese Bildnus ward gotteslästerlich geschlagen
durch trunknen Bösewicht, daraus geflossen dann rosenfarbnes Blut,
wie solches wahre Anfang bezeugen thut.
Auf das hernach der Orten in Lüften
von Teufel Einer zerrissen in Stücken.
Solches ist geschehen um das 1562. Jahr,
als die lutherische Ketzerei gemein war.“

Die Sage berichtet von diesem Steinbilde Folgendes:

Im romantisch gelegenen Dorfe Weidling lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in einem kleinen Häuschen ein neid- und hinderloser Weinhauer von rohen Sitten und bösem Lebenswandel, er hieß Hanns Gabler. — Da er mehr Zeit beim Weinkruge, als bei der mühevollen Bestellung seines Weingartens zubrachte, so verschlimmerten sich seine Vermögensumstände in einigen Jahren so sehr, daß er nichts mehr zu leben hatte und die Gaben und Steuern schuldig war. — Diesen Mann hatte auch der damalige Reformationsgeist schwindelig gemacht.

„Es trinke ein Jeder, so viel er nur kann,
Das Einz'ge ist wahr und das übrige Zweifel,
Es hol' mich," sprach er, „wenn's anders, der
Teufel."

Eine natürliche Folge der Vernachlässigung seines Weingartens war, daß Gabler auch in den segenreichsten Jahren eine schlechte Fechsung machte. Eines Tages ging er nach Besichtigung seines Gartens mit berauschtem Kopfe im Nachhausegehen bei dem Kreuzbild nach Klosterneuburg, damals das schwarze Kreuz genannt, vorüber; sein wilder Blick fiel auf das Schmerzensbild des daran hängenden Heilandes, und im Weintaumel stieß er dagegen gräuliche Verwünschungen aus.

Allein er ließ es dabei nicht bewenden; zum höchsten Frevel gestimmt, erhob er den mit einer Gartenart bewaffneten Arm, und schlug damit in den gekreuzigten Erlöser, so daß aus dem Bilde hellrothes Blut hervorströmte. Verzweiflung ergriff bei diesem wunderbaren Ereignisse den Übelthäter; von den Furien des Gewissens gejagt, stürzte er in eine Steinschlucht, wo er seinem Dasein mit einem Taschenmesser ein blutiges Ziel setzte.

Das Volk behauptete aber, es habe den Frevler der Satan geholt. Wir schließen diese Notiz mit einer Strophe aus einem Gedichte, welche uns zugleich die Entstehung eines noch üblichen Volksausdruckes erklärt.

„Noch spaltet die Rebe zweizackig sich aus
Im übel gehauenen Garten,
Nicht bringet das Unkraut vom Boden heraus,
Den fleißige Hauer nicht warten,
Das ganze Gebirge verödet in Graus,
D'rum, meinet nicht etwa, ich sag' es als
Fabler:
„D'rum heißet der Mißwachs noch heute
der Gabler."

Gablitz (Die hohe Schule zu).

Nicht nur in der Hauptstadt Wien, sondern auch im ganzen Lande Niederösterreich pflegt man — um scherzweise einen Ignoranten zu bezeichnen — zu sagen, „derselbe habe auf der hohen Schule zu Gablitz studirt."

Dieser Redweise gemäß widerfährt nicht selten einem gravitätisch daherschreitenden Ochsengespanne die Ehre, als Gablitzer Hochschüler oder als Studenten von Gablitz begrüßt zu werden.

Hierbei wirft sich die Frage von selbst auf, wie das eine halbe Stunde von Purkersdorf an der Linzer Hauptstraße liegende Dorf Gablitz die Ehre erlangt hat, zum Sitz einer Hochschule erhoben zu werden, und im Gegensatze mit dem damit verbundenen Begriff der Gelehrsamkeit, warum gerade dem Geschlechte der Ochsen der Vorzug eingeräumt werde, eine eigene Universität zu besitzen, während keiner anderen Thiergattung, selbst dem edlen Pferde nicht, ein solcher animalischer Musensitz zugeschrieben wird.

Mit der historischen Erklärung dieser Sprachweise können wir uns kurz fassen; denn sie beschränkt sich darauf, daß vor Zeiten ein reicher Bräumeister in Gablitz neben einem Paare besonders stattlicher Zugochsen, welche seine vollen Fässer nach Wien brachten, auch zwei rothbackige Söhnlein hatte, welche er in liebreicher, väterlicher Obsorge durch einen alten Mentor erziehen ließ, und welche ein in der Nähe der Bräuerei auf einer etwas abseitigen Anhöhe gelegenes Nebenhaus bewohnten, um dort den Unterricht ohne alle und jede Störung zu erhalten.

Allein trotz dieser Abgeschiedenheit und aller pädagogischen Anstrengung des Erziehers wollte es ihm nicht gelingen, den beiden jungen Herren auch nur den mindesten Unterricht beizubringen, und sie bethätigten im vollsten Sinne der Sache die vom Gewerbszweige ihres Vaters abgeleitete Redensart, daß an ihnen Hopfen und Malz verloren sei.

Noch gegenwärtig ſoll im Bräuhauſe zu Gablitz ein papiernes Monument dieſes Attenen bukoliſchen Brüderpaares in der Form eines großen Protokolls vor- und aufliegen, worin viele Perſonen, hohen, mittlern und niedern Standes ſich als Beſucher dieſer hohen Schule ſcherzweiſe eingezeichnet haben, und mitunter noch einzeichnen.

Um die eigentliche Beſchaffenheit des Weſens der Gablitzer Hochſchule begreifen zu können, muß man bedenken, daß nach der Bemerkung eines gründlichen Menſchen- und Ochſenkenners, der Menſch einen viel ſchwierigeren Bildungsgang hat, als der Ochs; — der Menſch wird erſt Menſch, wenn er zum Bewußtſein und zum Gebrauch ſeiner Vernunft gelangt iſt; der Ochs dagegen, kaum geboren, iſt ſchon Ochs und zwar ganz Ochs. Wir bezeichnen ihn zwar in ſeiner erſten Lebensperiode mit dem minorennen Namen „Kalb“ und ſein Zuſtand erinnert an die ſogenannten Flegeljahre des menſchlichen Lebens; aber dies iſt nur ein verſchiedener Ausdruck für eine und dieſelbe Sache; denn ein Ochs wird wie geſagt als Ochs geboren, er bleibt es auch durch die ganze Dauer ſeines Daſeins und ſtirbt in ſeinem Berufe.

Anders iſt es mit dem Menſchen. Denn nicht jeder, der als ſolcher geboren worden iſt, wird ein Menſch; wir haben ja auch Unmenſchen. Hat man aber jemals etwas von Unochſen gehört oder von einem Ochſen, der es nicht in jeder Bedeutung des Wortes geweſen wäre?

Der Menſch gedeiht und entwickelt ſich — ſin Gablitz wie in Salamanka) durch die Anſchauung des Lebens, durch Lehre, Vorbild und Erfahrung; der Ochſe dagegen gedeiht durch ſich ſelbſt; ihm genügt ſein eigenes Vorbild, ſeine intenſive Kraft.

Wie ſich im Menſchen die Fähigkeit zum Maler, zum Dichter, zum Muſiker, zum Mathematiker u. ſ. w. entwickelt, ſo im Ochſen der Beruf zum Rindfleiſche, zum Beefſteak, zum Roſtbraten, zum Boeuf-à-la-mode u. ſ. w.

Abgeſehen von der innern Brauchbarkeit und Gemüthswelt des Ochſen iſt er als äußerer Ochs eines der nützlichſten Thiere. Aus ſeinen Hörnern werden Kämme gemacht, welche den Damen zum Putze dienen; ſeine Haut wird gegerbt und liefert Leder. Dagegen kann man die menſchliche Haut noch ſo ſehr gerben und doch keine Schuhſohle daraus machen.

Welchen unſäglichen Schaden hat ferner nicht ſchon die menſchliche Zunge hervorgebracht, ohne uns oft nur einen Genuß zu gewähren. Was kann man dagegen wider eine Rindszunge, zumal wenn ſie geräuchert iſt, einwenden?

Die Vorzeit war in der Anerkennung der Ochſen in mancher Beziehung gerechter als wir, denn ihr Bild prangte in manchen Schildern von Familien und Häuſern. Es lebt noch friſch in unſerem Andenken, daß noch vor einem anderthalben Dezennium das Gaſthaus zum goldenen Ochſen in der Spiegel- und Seilergaſſe, und der vorige Gaſthof zum weißen Ochſen am alten Fleiſchmarkte in das Hôtel zur Stadt Frankfurt und zur Stadt London verwandelt wurden; — welch' letzter Namenstauſch zu dem bekannten Wortſpiele, es hätte füglicher zur Stadt Orfort (Ochs fort) heißen ſollen, Veranlaſſung gab.

Auch haben die Ochſen ſchon in den älteſten Zeiten in die wiſſenſchaftliche Welt eingegriffen. Bekanntlich war Pythagoras, als er ſeinen gefeierten Lehrſatz gefunden hatte, darüber ſo hoch entzückt, daß er den Göttern eine Hekatombe oder ein Opfer von hundert Ochſen darbrachte, woraus Manche erklären wollen, warum noch immer alle Ochſen bei der Entdeckung einer neuen Wahrheit zittern.

Daß die erſte Lyra ein mit Saiten überſpanntes Paar Ochſenhörner war, wel-

ten wir zwar nicht behaupten, weil Spötter damit die Bemerkung verbinden könnten, man erkenne diesen Ursprung noch heut zu Tage an mancher klingenden Apolloleier.

Es dürfte aber an der Zeit sein, diese Glosse über den besagten bukolischen Musensitz zu schließen, weil wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollen, ein Historiograph der animösen Gabliper Hochschule genannt zu werden.

Baden.

Dieses in einem weiten, ungemein reizenden Thale an der Straße nach Heiligenkreuz am Medling- oder Marchbache liegende, von schönen Äckern, grünen Wiesen und malerischen waldigen Höhen ganz umgebene Dorf, das eine sehr lange Zeile bildet, theilt sich in Ober-, Mitter- und Untergaden, welches letzte auch Baden am Anger genannt wird. Es gehört dem Stifte Heiligenkreuz und ist ein stark besuchter Ausflugspunkt von Baden, Medling und selbst von Wien aus.

Von der genannten Badestadt führt ein angenehmer Waldpfad über das romantische Dörfchen Siegenfeld, binnen einer halben Stunde nach Gaden, dessen Gasthaus häufig von den Badegästen zur Mittagszeit besucht wird. — Zu Gadens nächster Umgebung gehört auch Sittendorf mit dem guterhaltenen Schloße Wildeck, das liebliche Sparbach mit dem fürstlich Lichtenstein'schen Thiergarten und der Burgruine Johannstein.

Es ist befremdend, daß Gaden bei so vielen Vorzügen der Lage und des Klima's zur Sommerszeit so wenig von den Bewohnern Wien's zum Aufenthaltsorte benützt wird. Die ländliche Stille dieses Dorfes wird jedoch zur Zeit der Mariazeller Wallfahrt auf kurze Zeit lärmend unterbrochen. Gaden ist nämlich die erste Nachtstation der Wallfahrter, die zu Tausenden hier die Nachtruhe suchen, und alle Böden und Scheunen füllen, so daß Gaden an diesem Tage einem wimmelnden Ameisenhaufen gleicht.

Galizinberg.

Der Golyzimberg oder Galizinberg, eigentlich der Predigtstuhl genannt, ist einer der reizendsten Vorhügel des cetischen Gebirges im Westen Wien's. Er erhebt sich hinter dem Dorfe Ottakring, und erhielt den Namen Predigtstuhl wegen seiner, einer Kirchenkanzel ähnlichen Gestalt.

Im J. 1780 kaufte der russische Botschafter Fürst Demeter Galizin (Golyzin) diesen Berg von der Gemeinde Ottakring um 10,000 fl., erbaute 1785 das schöne Landhaus und legte den herrlichen Park an, der sich bis in die Waldung hineinzieht. Leider starb der Fürst schon 1795.

Sein in Moskau lebender Erbe, Graf Romanzow, sah diese schöne Besitzung nie und überließ sie an Pächter. So verfiel sie fast gänzlich. Die herrliche Kunstruine wurde zur wirklichen Ruine; der mit großen Summen ganz aus gehauenen Steinen aufgeführte Säulentempel wurde vom Blitze zertrümmert; das Jägerhaus zerfiel in Schutt, und der köstliche Löwenbrunnen ist versiegt.

Im Jahre 1821 kam die Besitzung an den Fürsten Montléard, der das Schloß 1843 restaurirte und vergrößerte, den Tempel etwas reparirte und den herrlichen Natur-Park zum Theile dem Publikum wieder öffnete.

Es besteht daselbst ein Gasthaus, woran der Wirth, Hr. Matthäus Plamer, im J. 1844 eine geräumige, die reizendste Aussicht nach Wien und dem Marchfelde darbietende Altane erbaute, und wo man gut bedient wird.

Der Park hat noch immer ungemein schöne und großartige Parthien, Teiche, Wiesen, Bergschluchten und treffliche Wald-

wege, welche nach Hütteldorf, Maria Brunn u. s. w. führen.

Die Übersichten der umliegenden Gegend auf diesen Wegen sind höchst reizend, und der Golzyhinberg gehört zu den nächsten und anziehendsten, und leider auch zu den am wenigsten bekannten und besuchten Ausflugspunkten um Wien.

Die ganze herrliche Bergkette, welche sich vom Kahlenberge an bis an die Berge Medling's, den Anninger und Eichkogel, in einen prächtigen Bogen, vom Ufer der Donau bis in die Neustädterhaide zieht, welche ein reicher Kranz von Naturschönheiten, vom Norden und Westen bis zum Süden der Hauptstadt umfängt, bietet eine Menge herrlicher Ansichten der Stadt und ihrer Umgegend. So der Kahlenberg, der Cobenzl, der Himmel, die Eremitage bei St. Veit u. a. m. Unter diesen nimmt der Predigtstuhl selbst trotz seiner unbedeutenden Höhe keinen der geringsten Plätze ein.

Galizische adelige Leibgarde.

Diese Garde entstand unter Joseph II. den 1. Nov. 1782. Sie bezog gegen die Mitte Augusts 1783 das für sie zugerichtete Gebäude am Rennweg, vorher das Kaiserspital, und ergänzte sich aus der Blüthe des galizischen Adels.

Sie war gewissermaßen noch reicher gekleidet als die ungarische; die Pferde waren braun, und die Uniform die polnische Nationaltracht, dunkelblau, roth aufgeschlagen und mit Gold besetzt; die Schultern mit Tigerhäuten, wie die ungarische, behangen; den Kopf deckte eine sehr niedliche, weiße, mit Pelz aufgeschlagene Mütze. Der Haarputz war nicht der gewöhnliche polnische rasirte Kopf, sondern lange Haare ohne Seitenlocken und hinten in einem Chignon unter die Mütze hinaufgeschlagen. Ihre Rüstung bestand nebst dem großen, polnischen Säbel in einer langen Lanze, an der eine taffetne, schwarz und gelbe Wimpel flatterte. Es waren lauter junge, feurige Männer, die sich durch ihre National-Physiognomie von den Ungarn merklich unterschieden. Ihr Chef war der Fürst Czatorinsky, einer der ausgezeichnetsten polnischen Magnaten.

Die Veranlassung ihrer Errichtung war die Anwesenheit des Großfürsten und nachmaligen Czars Paul und seiner Gemalin Maria Feodorowna. Die Garde wurde den 1. Mai 1791 von Leopold II. aufgehoben und dafür 40 Jünglinge Galiziens in der Neustädter Akademie auf Kosten des Staates erzogen, und 30 Edelleute als Garden, zwei als Secondwachtmeister und einer als Officier bei der Arcieren-Leibgarde angestellt. Eine eigene Studien-Anstalt bestand für die galizische Abtheilung dieser Garde. Die jungen Garden dieser Nation, welche die Stände vorzuschlagen hatten, wurden nicht blos in den militärischen Wissenschaften erzogen, sondern hatten noch überdies eigene Lehrer in der Kreisamtspraxis und Gesetzkunde, der Rechtsgelehrtheit und politischen Wissenschaften.

Gämperl (der Wiener Pfeifer).

König Andreas von Ungarn, der letzte Arpade, der Venetianer genannt, weil sein flüchtiger Vater Stephan sich mit einer Tochter der Republik Venedig, Tomasina Morosini, vermählt hatte, fand seinerseits in seinem Kronstreite mit Ladislaus in Wien ein schützendes Asyl. Herzog Albrecht, Kaiser Rudolph's Sohn, verwarf mit Abscheu den Rath seiner Umgebung, den königlichen Flüchtling seinem Gegner auszuliefern; Andreas wurde in Wien wie ein Freund des Fürstenhauses behandelt.

Leider sollte diese Eintracht nicht von langer Dauer sein, denn Andreas ging in eine Falle, welche ihm wahrscheinlich die damals einflußreichen und vom Volke sehr

gehaßten schwäbischen Räthe des Herzogs gezogen hatten. Als eines Tages der Herzog von einer Jagdlust heimkehrte, ritt ihm sein ganzes Hofgesinde entgegen, um ihn feierlich zu empfangen. Andreas wurde aufgefordert, sich dem Zuge anzuschließen; er weigerte sich dessen aber mit der unüberlegten Äußerung, „sein königliches Blut gestatte ihm nicht, einem Herzog diese Ehre zu erweisen.“

Albrecht fühlte sich dadurch gekränkt und entzog dem Übermüthigen seinen Schutz; dieser lebte fortan in Wien von den Gaben eines wohlthätigen Mönches. Endlich erhielt die Parthei des Andreas in Ungarn gegen den neuen König Carl von Anjou die Oberhand, worauf jener heimlich, als Mönch verkleidet, Wien verließ und in Ofen gekrönt wurde.

Der neue König forderte vom Herzoge Albrecht hierauf mehrere Orte zurück, welche dieser dem unruhigen ungarischen Grafen von Güssing abgenommen hatte. Albrecht verweigerte die Zurückgabe, und zog dadurch seinen vormaligen Gastfreund mit 80,000 Mann nach Österreich, welches von den Ungarn bis an die Vorstädte Wien's verheert wurde. Trotz dieser Gefahr spotteten in Wien die „Schwaben,“ wie Albrecht's Günstlinge allgemein genannt wurden, des neuen Königs, den sie seiner Mutter wegen den „Krämer von Venedig“ nannten; sie unterließen auch nicht, seine Macht als unbedeutend zu schildern.

Es lag dem Herzoge viel daran, über den letzten Punkt Gewißheit zu erhalten, und es handelte sich darum, durch einen Vertrauten die Stellung und Waffenmacht der Ungarn auskundschaften zu lassen. Hiezu bot sich ein possenhafter Kriegsknecht Albrecht's, der durch seine große Fertigkeit im Pfeifen unter dem Namen des „Pfeifers“ bekannt war und gewöhnlich der Gämperl genannt wurde.

Dieser Spaßmacher kannte den König Andreas von der Zeit seiner Zuflucht in Wien aus, und hatte schon mehrere Stunden oft durch Schwänke erheitert. Er wagte sich mitten durch's Ungarnlager an der Schwechat bis zu des Königs Zelt. Andreas erkannte ihn sogleich, als der Spion vor ihn gebracht wurde, und befahl, ihm ein kostbares Kleid, Geschmeide, Geld und ein reich gesatteltes Pferd zu geben, welches Gämperl besteigen und worauf er das ganze Lager durchreiten mußte. Als dieß geschehen war, ließ ihn der König frei und nach Wien geleiten.

Hier staunte Alles über Gämperl's glänzenden Schmuck, und dieser hatte, als er vor den Herzog gebracht wurde, den Muth, diesen zu rathen, „sie möchten immerhin eine List erdenken, den „reichsten Krämer“ der Welt mit sammt seinem „Kram“ an der Schwechat zu fangen.“ Er schilderte dann des Königs furchtbare Heeresmacht. Die Folge dieses Berichtes war, daß nach sechs sehr betrübten Wochen Albrecht und Andreas sich im freien Felde an der Fischa sahen, daß ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihnen (1291) zu Stande kam, und daß 1296 der König sich mit Albrecht's Tochter, Agnes, vermälte.

Gans (Die große).

Dieses Haus (646) steht am Haarmarkte, welchen es vom Eingang des alten Fleischmarktes gegenüber, wenn man ihn von der Rothenthurmstraße betritt, beherrscht. Es war vormals ein städtisches Gut, wurde in seiner heutigen Form 1782 erbaut und vor einigen Jahren mit andern magistratischen Häusern verkauft, um die Mittel zum Aufbau des neuen Criminal-Gerichts-Gebäudes in der Alservorstadt herbeizuschaffen.

Die Benennung des Hauses „die große Gans“ zum Unterschiede der anstoßenden kleinen Gans (485) in der Rabengasse ist sehr alt und beweiset mit den vielen übrigen Hausschildern, worin dieses gute

Thier figurirt, z. B. „Wo der Wolf den Gänsen predigt,“ das Gansel auf der Wieden, die fette Gans in der dortigen Schiffgasse (508), die berüchtigte Gänseweide bei Erdberg, mehrere rothe Gänse in den Vorstädten u. a. die Vorliebe unserer Vorfahren für diese Geflügelgattung, ohne eben dabei an deren Bravour bei Rettung des Capitols zu denken; es dürfte vielmehr das Capitol manchem alten Wiener Spießbürger beim Genusse eines saftigen Gänsebratens übergegangen sein.

Darum muß der Gebrauch, die große und vermuthlich zugleich auch fette Gans selbst in den Gewährbüchern der Stadt noch fortleben zu lassen um so mehr gebilligt werden, als ihr Abstechen eine sehr undankbare Sache wäre, indem sie auf keinen Fall als gebratene Gans aufgetischt werden kann.

Gänsbacher (Joh. Bapt.).

Gänsbacher, am 8. Mai 1778 zu Sterzing in Tirol geboren, erhielt von seinem Vater, dem dortigen Schullehrer, den ersten gründlichen Unterricht im Gesang und Musik, so daß er schon im 8. Jahre als Chorknabe in Innsbruck Dienste leisten konnte. Während seiner Gymnasialstudien zu Botzen vom J. 1789 an, vervollkommte er sich dergestalt in der Musik, daß er sich 1793 während der philosophischen Studien zu Innsbruck mit Glück in verschiedenen Compositionen versuchte.

Als im nächsten Jahre seinem Vaterlande feindliche Heere nahten, trat auch Gänsbacher in die Reihen der Grenzvertheidiger, unter denen er sich bis zum Commandanten einer Truppe von 300 Mann emporschwang, und nach dem Friedensschlusse mit der kleinen goldenen Medaille belohnt wurde. Im J. 1802 ging er nach Wien, wo er durch Freunde, besonders von dem Reichshofrathe Grafen Firmian unterstützt, unter der Leitung des berühmten Abbé Vogler den theoretisch-praktischen Studien der Musik sich widmete.

Der Befreiungskampf Deutschlands rief auch ihn wieder zu den Waffen; er commandirte als Hauptmann eine Landwehr-Compagnie, machte als Jäger-Oberlieutenant den neapolitanischen Feldzug gegen Murat, insbesondere die Entscheidungsschlacht bei Cesenatico mit, und wurde 1817 mit der großen gold. Ehren-Medaille ausgezeichnet.

Nachdem er während der Friedensjahre die Capelle des Jäger-Regiments verbessert, und mit effectvollen Compositionen bereichert hatte, bewarb er sich um die, 1823 durch Preindls Tod erledigte Domkapellmeisters Stelle bei St. Stephan in Wien, welche ihm verliehen wurde, und er trat diesen Posten im November 1824 an.

Von dieser Zeit beschränkte er sich größtentheils auf Kirchen-Compositionen. Bei Gelegenheit der Erbhuldigung Tirols im J. 1838 ward ihm von Seite der tirolischen Stände der Ruf, zu den Festlichkeiten in Innsbruck eine Cantate in Musik zu setzen; dieses von Gänsbacher vollendete Werk ward unter seiner Leitung daselbst aufgeführt, und er dafür vom Kaiser durch Übersendung eines Ringes belohnt. Ein schneller Tod entriß ihn am 13. Juli 1844 seiner Familie.

Gänseberg und Gänseburg.

Dieser Gänse- oder wie der gemeine Mann sagt: Gansertberg, ist keineswegs ein Berg, sondern ein Hügel, und das einer der kleinsten, die es gibt, auf dem Wege von Hernals nach Währing. Im J. 1843 baute ein wohlhabender Einwohner des ersteren Ortes, Namens Edelmayer, ein ziemlich weitläufiges Gebäude mit einem großen Hofe auf die benannte Stelle, in welch ersterem er Wein schenkt, in letzterem aber eine Heerde Gänse zu schmackhaftem Braten für seine Gäste großzieht.

Die Anzahl dieser Gänse dürfte sich in

manchen Jahrszeiten auf 6- bis 700 belaufen, denn wie auch das mordlustige Messer der Schlächterinnen unter diesen Nachkommen der einstigen Retter des Capitols wüthet, werden die Abgängigen alsogleich durch neue Conscribirte aus Ungarn ersetzt.

Von diesen Gänsen, welche in einem eigenen Pferche des weitläuftgen Hofes bei Hühnern und andern Consorten ihrem Opfertode entgegensehen, erhielt jener Hügel im Munde des Volkes den Namen des Gänseberges, jene Gasthausräume aber, nach denen die Hernalser Gastwirthe und Schenken mit neidischen Augen hinaufsehen, den: der „Gänseburg."

Gänseweide (zu Erdberg).

Wenn man von dem Collenadenwege des Lichtenstein'schen Pallastes dem Prater zugeht, so kann man an der Rückseite des Badhauses zum Karpfen die Gassenaufschrift: „An der Gänseweide," lesen.

Diese Benennung ist folglich nicht veraltet und erhält noch immer das Andenken an die lieben guten Thiere, die hier einst, als die Gegend eine unangebaute Pfütze war, ihr friedliches Geschnatter ertönen ließen.

Hier befand sich auch vormals das Eipeldau Wien's; und von den 100,000 Gänsen und 40,000 Enten, welche jährlich die Tafel unserer Vorältern zierten, wurde ein großer Theil hier geboren und fett gemacht. Mancher Bewohner Wien's wird vielleicht noch heute auf Betten ruhen, die von solchen Gänsen herrühren, und noch manches an der Gänseweide wohnende alte Weibchen kann aus Erfahrung berichten, daß ihre hier sesshaft gewesene Mutter ein Unterbett zu 20 Pfund, ein Kopfkissen zu zwei Pfund Federn gerechnet hat; daß vier Gänse im Durchschnitt ein Pfund gewöhnliche — und 16 Gänse ein Pfund Flaumfedern oder Dunen geben; daß folglich ins Unterbett die Federn von 80, und in das Kopfkissen die Flaumen von 32 Gänsen kommen.

Hier an der Gänseweide, in deren Nähe sich vormals (wie heute noch) in der Donau eine Roßschwemme befand, entstand auch die Hauptabtheilung der Malzeiten in Gänsemalzeiten und Pferdemalzeiten, oder in solche, bei welchen man zu Tische mit Speise und Trank abwechselt, und solche, bei welchen der Trank auf die Letzt gespart wird.

Wenn man die herrlichen Gartenanlagen, die hohen Terrassen und große Reinlichkeit betrachtet, die heute dort herrschen, wo vor nicht langer Zeit das Völkchen der Gänse schnatterte und in Unflat watete, so findet man sich wunderbar ergriffen von dem gewaltigen Schwunge des ewig rollenden Zeitrades und kann sich des Zurufes nicht entschlagen:

Auf dieser Weide, einst für dumme Gänse,
Fand das Verbrechen oft sein Grab,
Es mäh'te dort Freund Hain mit seiner Sense
So manches gift'ge Unkraut ab.
Zur Prunkterrass' ward eine Gänseweide
Auf einmal metamorphosirt,
Doch kommt noch statt in Federn, nun in Seide
Manch' Gänschen stolz einherspazirt.

Nicht weit von der Franzensbrücke befindet sich das Armen-Sünder-Gäßchen; es erhielt seinen traurigen Namen von der nahen Gänseweide, wo bis vor einigen 20 Jahren die Stätte der militärischen Hinrichtungen war. In der finstern Vorzeit war es auch der Ort des Scheiterhaufens für die wegen Mordbrennerei, Hexerei und Zauberei zum Tode Verurtheilten. Jeder Österreicher kann aber stolz auf die Thatsache sein, daß schon seit den Zeiten Kaiser Ferdinand des I. kein Beispiel mehr vorgekommen ist, daß in Wien ein der obigen Vergehen Beschuldigter verbrannt worden wäre, obgleich dieser barbarische Wahnsinn in allen umliegenden Staaten bis in das achtzehnte Jahrhundert fortgeraset hat. Am 12. März 1241 wurden hier 110 Juden beiderlei Geschlechtes den Flammen ge-

opfert und ihre Asche in das Wasser der Donau geworfen. Dieses Ereigniß war die Folge einer Verunehrung heiliger Gegenstände, welche dem reichen Juden Israel zu Enns zur Last gelegt wurden. Am Donnerstage vor Pfingsten 1420 wurden deßhalb alle seine Glaubensgenossen in ganz Österreich auf einmal gefangen, die Geringeren sogleich des Landes verwiesen, die Vornehmen aber einem Beispiele der Strafe aufbewahrt. Viele hatten sich in der Gefangenschaft selbst getödtet.

Einer der letzten hier Gerichteten war der Schwärmer und Wiedertäufer Balthasar Hubmayer von Friedberg, von dessem Tode sich einer Sage zufolge der Name des Hauses Nr. 23 zu Erdberg, die weiße Taube, herleiten soll. — In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war Nikolsburg der Sitz der tollsten und verderblichsten Schwärmerei. Von hier aus breitete sich das Übel in kurzer Zeit in Österreich aus. Die Herrn Leonhard und Hanns von Lichtenstein erhielten daher den Befehl, den Unruhestifter Hubmayer und sein Weib nach Wien zu liefern. Er saß einige Zeit in dem damals noch stehenden Kärntnerthurme, und wurde dann nach Greifenstein gebracht, wo eine Schlange, die er zähmte, seine Gefährtin war. Die Haut dieser Schlange wurde noch in unserer Zeit in jenem Bergschlosse gezeigt. Allein alle Versuche, diesen Verirrten zum Wiederruf seiner gefährlichen Lehren zu vermögen, waren ohne Erfolg; sein Schicksal ereilte ihn daher den 10. März 1528. Seine standhafte Hingebung erweckte bei Manchem ein Gefühl von Mitleiden, ja einige fabelten sogar, wie bei hundert ähnlichen Anlässen, von einer weißen Taube, die dem Scheiterhaufen entstiegen und zu Erdberg dort, wo das Haus Nr. 23 steht, verschwunden sei.

Am 27. September 1583 wurde auf dieser Wiese eine alte Weibsperson, Namens Elise Plainacher, als der Zauberei angeklagt, und nach damaligem Judicum überwiesen, lebendig verbrannt. Wir verdanken dem Herrn J. C. Schlager die, mit allen Prozeßakten belegte Geschichte dieser Inquisition, die mit juridischer Genauigkeit ein Bild von den Sitten unserer Vaterstadt im 16. Jahrhundert liefert.

Es wurde nämlich zu Wien ein 16jähriges Mädchen, Anna Schluttenbauer, exorcirt; es hatte nach den Prozeßakten nicht weniger als 12,652 Teufel in sich gehabt; ihre alte Base, Elisabeth Plainacher, welche unter Max II. kaum in den Narrenkotter gekommen wäre, wurde aber (trotz dem, daß die angeblich verherte Anna als ganz genesen angesehen ward) als überwiesene Zauberin und Kindesmörderin an einen Pferdeschweif gebunden, nach Erdberg geschleppt und dort lebendig verbrannt; der Antrag des aufgeklärten Stadtrichters Hüttendorfer, sie als eine sinnesverwirrte und geistesschwache Person in ein Versorgungshaus unterzubringen, fand kein Gehör.

Gärten.

Wien stand schon vor mehreren Jahrhunderten im Rufe ausgezeichneter Küchen- und Ziergärtnerei. Von hier sollen die ersten Tulpen nach Holland gekommen sein. Maximilian I. zog von seinen 140 Lustbezirken oder Hofgärten jenen zu Wien in und um die Burg allen andern vor. Er setzte darüber einen ersten Gartenmeister, unter dem neun Oberst-Gärtner standen.

Im J. 1725 zählte Wien innerhalb der Linien 1744 Gärten ohne jene, welche Klostergebäude umgaben; die meisten befanden sich in der Leopoldstadt, Lerchenfeld, Josephstadt, Neubau, St. Ulrich und Mariahilf.

Aus der innern Stadt sind erst unter Joseph II. die letzten Gärtchen, welche ihr einst so sehr zur Zierde dienten und welche bei jedem großen Hause bestanden, verschwunden. Nur im Schottenstifte steht

man noch einen etwas größeren Garten und im Graf Harrach'schen Hause auf der Freiung noch kümmerliche Spuren einer einstigen schönen Anlage. Vorzüglich waren die Klöster in der Stadt und in den Vorstädten mit umfangreichen Gärten versehen, was zu ersehen ist; weil vermöge einer Hofentschließung vom 21. Nov. 1786 die Gärten der Capuziner und Franziskaner in der Stadt, der Augustiner und Dominikaner auf der Landstraße, der Carmeliter in der Leopoldstadt und auf der Windmühle, der Piaristen in der Josephstadt und der Capuziner am Platzl eingezogen, und zum Häuserbau verkauft, und daß in Folge dessen die in diesen Gärten befindlich gewesenen kleinen Gebäude abgebrochen, die Bäume ausgegraben und in den folgenden zwei Jahren auf diesen Gründen folgende Gebäude aufgeführt wurden:

Auf dem Garten der Capuziner in der Stadt 6 Häuser; auf dem der Franziskaner in der Stadt 3 Häuser; auf dem der Augustiner auf der Landstraße 28 Häuser, darunter Nr. 308 in der Sterngasse, mit dem Schilde „zum Waldbauer," welches das Theater war, das 1793 einging; auf dem der Dominikaner auf der Landstraße 12 Häuser; auf dem der Carmeliten in der Leopoldstadt 17 Häuser; auf dem der Piaristen in der Josephstadt 5 Häuser; auf dem der Carmeliter auf der Windmühl 18 Häuser; auf dem der Capuziner am Platzl 9 Häuser. Der Garten der Serviten in der Roßau war auch schon zum Verbauen bestimmt, seine Ausmessung verschob sich aber und da Joseph's Tod erfolgte, so haben sie den Garten gegen Erlag einer Summe zum Religionsfond erhalten.

Die vorzüglichsten Gärten mit Ausnahme der großartigen Anlagen zu Schönbrunn, Laxenburg, Dornbach, Pötzleinsdorf u. a. m. in der nächsten Umgebung Wiens sind:

Adam (des Fabrikanten J.), Matzleinsdorf, Siebenbrunnerwiese (105).
Augarten, Leopoldstadt (167).
Botanische, fünf. (Siehe B.)
Carl (Sr. kais. Hoh. des Erzh.), Wasserkunstbastei.
Dietrichstein (Graf Franz v.), Rennweg (546 — 547).
Dietrichstein (Fürst), Währingergasse.
Gartenbau-Gesellschaft (der), Landstraße, Haltergasse (256).
Harrach (Graf Ernest v.), Freiung (259). Ein kleines Überbleibsel eines einstigen größeren, jetzt verbaut.
Held (des Handelsgärtner Jos.), Rennweg (553).
Hofburggarten (Kaisergarten).
Hofgarten im Stadtgraben nächst dem Carolinenthore.
„ „ „ Prater.
Hügel (Freih. Carl v.), Hietzing.
Klier (k. k. Beamter, Jak.), Weißgärber (92).
Leisz (bürgl. Lust- und Ziergärtner Georg), Wieden 800.
Lichtenstein (fürstl.), Landstraße (93.) Ehemals Rasumofsky.
Lichtenstein (fürstl.), Roßau (130 — 131).
Metternich (fürstl.), Rennweg (545).
Pasqualati (Freih. Jos.), Roßau (126).
Pronay (Sigm. Freih. v.), Hetzendorf.
Rupprecht (k. k. Censor, Joh. Bapt.), Gumpendorf (54).
Schottenstift, der größte und niedlichste Garten der innern Stadt mit einem Teiche, und wohl der einzige darin, der noch den Namen Garten verdient.
Schwarzenberg (Fürst), Rennweg).
Thierarznei-Institut, Landstraße (451).
Theresianum, Wieden, Favoritenstraße.
Volksgarten.

Gärtner.

Wir haben es hier nur mit den Küchengärtnern oder im modernen Style mit den Grünwaaren-Erzeugern, welche die Märkte mit Gemüse versehen, zu thun, und welche durchaus wohlhabend sind.

Wenn man dieser Leute Gärten sieht, die nichts als von der Sonne bescheinte Flächen ausmachen, — denn höchstens sind einige schattige Hollunderbäume um die Brunnen, — und auf der andern Seite in der Regel die Wohlfeilheit des Gemüses erwägt, so sollte man kaum glauben, daß diese Küchengärtner so wohlhabend sein können.

Und doch gehören dieselben zu den vermöglichsten Bürgern in den Vorstädten. Eine Quadratklafter des Bodens von solchen Gärten, welche noch dazu in den der Wasserge-

fahr ausgesetzten Gründen Althan, Roßau, Erdberg und Leopoldstadt sind, kostet dem Käufer 20 — 30 fl. Es sind daher diese Küchengärtner meistens Kapitalisten zu 10 und mehreren tausend Gulden. Ihre Geschicklichkeit benutzt oft das nämliche Fleckchen sechs Mal im Jahre. Zur Handarbeit bedienen sie sich größtentheils der Mädchen aus dem Viertel obern Manhartsberg und der steierischen Gebirgsleute. Die letzteren kommen alle Frühlinge nach Wien, wie die russischen Bauern nach Riga, umgraben das Land, und in wenigen Wochen sieht man die schönste grüne Flur.

Neben den Fischern gelangten die Gärtner besonders in der Leopoldstadt zu immer größerer Ausdehnung; ihre Thätigkeit machte den größten Theil der Insel im eigentlichen Sinn des Wortes zum Garten; vorzüglich bebauten sie die Gegend des alten Werds zunächst dem Stadtgut, und jene an der Grenze der Spitelau nächst der Bürgerspitalsbesitzung am Bräuhause und zwischen der alten Favorite und der Donaustraße, welche Gegenden auch heut zu Tage noch zum Theil aus Küchengärten bestehen.

Gasbeleuchtung.

Die erste Gasbeleuchtung in Wien und in den österreichischen Staaten versuchte der Apotheker Moser in der Josephstadt im J. 1816 und sie wurde zuerst im polytechnischen Institute eingeführt. Diesem folgte im J. 1817 die Baumwollen-Maschinenspinnfabrik zu Schönau nächst Baden und dann mehrere andere Anstalten. Erst im J. 1832 bildete sich eine priv. Gasbeleuchtungs-Unternehmung auf Aktien, um die Beleuchtung von öffentlichen und Privatgebäuden durch aus Harzöhl entwickeltes Gas zu bewirken und jeden Zweifel an der Ausführbarkeit einer allgemeinen Anwendung dieser Beleuchtungsart zu beseitigen.

Hierauf griff die interessante Neuerung rasch um sich, und bald wurden folgende Lokalitäten damit beleuchtet: die Hofmundküche, die fünf Zeichensäle der Akademie der bildenden Künste, der damalige Geymüller'sche Pallast auf der Wieden (hier sogar die Straßen und Hoflaternen), das Wagner'sche Kaffehhaus im Prater, die Nationalbank, das Lokale der ersten österreich. Brandversicherungs-Anstalt, der Neustädterkeller in der Preßgasse, das Schottenthor u. a.

In den letzten Jahren kamen eine Unzahl Privat- und öffentliche Lokalitäten und endlich die Hauptplätze und Gassen der Stadt Wien selbst hinzu. Das ganze Geschäft leitet die Continental-Imperial-Gas-Beleuchtungs-Anstalt und der Gasometer befindet sich außer der Mariahilfer Linie in Fünfhaus.

Gassen (Höfe, Märkte, Plätze und Straßen).

Ein jede Gaß der ganzen Stadt,
Zum fürziehen jr Ketten hat,
Ob der Feind in die Stadt einkhem,
Stand mir, er grossen Schaden nem.
(Schmeltl.)

Diese düstern Sperrketten — aber auch die erheiternden Wandgemälde — schurrigen und frommen Inhaltes — die belebenden Blumen und zahllosen Singvögel an den stark vergitterten Fenstern sind dahin, seitdem die nach der Schnur gezogenen, in der Hauptsache nach einem Muster geformten Neubauten den Stadtgassen und Plätzen ihren eigenthümlichen Charakter und ihren wellenartigen Zug benommen haben. Dieser Umwandlung unterlagen auch viele Namen von Gassen und sonstigen Stadttheilen, so wie auch ihre Bestimmung, von welcher ein großer Theil derselben seine Benennung erhalten hat. Bemerkenswerth ist, daß die Namen der Gassen und Plätze in den Vorstädten schon lange allenthalben angeschrieben waren, bevor sie in den ersten Tagen des J. 1784 es auch in der innern Stadt wurden.

Was die Bestimmung verschiedener Stadtgegenden anbelangt, so gab schon Albrecht I., Sohn und Nachfolger Rudolph's von Habsburg in Betreff der Standorte der verschiedenen Viktualienhändler und Handwerker eine eigene Ordnung, welche Ferdinand I. am 5. Dez. 1527 größtentheils beibehielt, und welche sich nur im Laufe der späteren Jahrhunderte nach und nach veränderte:

Von Feilschaften führen den Namen:

[illegible] (Der).
Essigäßchen.
Filzgasse.
[illegible].
Fleischmarkt (Alter).
Glockengäßchen (v. *) Hundsfottgäßchen).
Haarhof (v. Krafthof).
Haarmarkt (v. Flachsmarkt).
Hühnergäßchen (1844 verschwunden).
Kienmarkt.
Kohlmarkt.
Krautgasse.
Krebsgasse.
Krugerstraße (v. Khlugerstraße).
Mehlmarkt (auch Neuermarkt).
[illegible].
Paternostergäßchen (von den dortigen Läden mit Rosenkränzen, woher das Haus zur silbernen Bethe den Namen hat).
Rosengäßchen (v. Rosenlucke).
[illegible].
Salzgasse und Salzgries.
Spiegelgasse (v. hinter St. Dorothe, zum Theil auch Reifstraße).
Tuchlauben (v. der obere Theil untern Tuchlauben, der untere untern Sattlern).
Wildpretmarkt (v. neuer Kienmarkt).
Wollzeil.

Zahlreicher ist die Zahl der Stadttheile, welche nach den Handwerken und Gewerben, die darin getrieben wurden, den Namen haben:

Bäckerstraßen (obere und untere).
Bognergasse (v. unter den Pognern).
Färbergasse (v. Hofgäßl).
Füttererg.
Goldschmidgasse (v. unter den Drotläden, unter den Goldschmieden).
Hafnersteig (v. untern Hafnern oder auf der Bauern Musterung).
Kohlmessergasse.
Kramergäßchen (auch Hutsteppergasse).
Kupferschmidgasse.
Ledererhof (v. bei den sieben Häusern).
Münzerstraße.
Naglergasse (v. hinter St. Pancraz, dann Nadlergasse).
Riemerstraße (v. auf der Hülben, auch Römerstraße).
Sailergasse und Sailerstatt.
Sattlergasse.
Schlossergasse.
Schmidgasse.
Schultergasse (v. Schildgasse, von den dort sitzenden Waffenschmieden).
Schwertgasse (von den Schwertfegern).
Spänglergasse (v. untern Spanglern).
Wagnergäßchen.

Einige werden nach ihrer Lage und örtlichen Beschaffenheit genannt.

Auwinkel (v. Sauwinkel, auch Bruebänkh).
Bergl (am, v. auf der Schütt).
Fischerstiege.
Gestättengasse (v. an der Gestätten).
Graben (v. Mehlzeil, breite Straße).
Grünangergasse (v. auf dem Anger).
Hohe Brücke.
Hohermarkt (v. Fischmarkt).
Kleingasse.
Kärntnerstraße (von dem nach Kärnten führenden Thore).
Lichtensteg (v. Fleischbenche).
Lugek (Im).
Sackgäßchen (v. im Winkel).
Teinfaltstraße (v. Taufoyd oder Steinfeldstraße).
Tiefe Graben.

Auch von Bürger- und Adelsgeschlechtern, die dort ansäßig waren, entlehnten mehrere Stadtgegenden ihren Namen:

Kumpfgasse (v. Kumpflucke).
Lazenhof.
Parisergasse.
Rauhensteingasse.
Siebenbrünnergäßchen.
Schenkenstraßen (die beiden).
Steinlgasse.
Stoß im Himmel.
Strobelgasse.
Taschnergäßchen (v. Saugrübl).
Wipplingerstraße.

Am häufigsten zeigt sich, daß Gebäude

*) v. bedeutet vormals.

(Klöſter, Kirchen, Thürme) ihrem Standorte ſeine Benennung verliehen haben:

Annagaſſe (v. Pippingerſtraße).
Auguſtinergaſſe.
Ballgäßchen (v. auf der Tacken).
Ballhausplatz.
Biberbaſtei (v. am Biberthurm).
Biſchofgaſſe.
Braunerſtraßen (v. hieß die obere die Braidenſtraße und die untere die Ratſtraße).
Burgplatz
Comödiengäßchen.
Dominicanerplatz.
Dorotheergaſſe (v. Färber- auch Rothgaſſe).
Dreifaltigkeitshof.
Franciskanerplatz.
Herrngaſſe (von den Herrenhäuſern, v. Hochſtraße).
Himmelpfortgaſſe.
Hof (am. — v. Fürſten- oder Herzoghof).
Jakobergäßchen, Jakoberhof.
Johannesgaſſe.
Kirchengaſſe.
Kloſtergaſſe.
Kölnerhofgaſſe.
Landhausgaſſe.
Lorenzergaſſe.
Liliengäßchen (v. Diebsgäſſel, Raubergäſſel).
Löwelſtraße.
Maria-Stiege.
Michaelerplatz (v. Hofgaſſe und Preinſtraße.)
Minoritenplatz (v. Minnernhof).
Neubad.
Neuburgerhof.
Nikolaigäßchen (v. am Anger).
Paſſauergaſſe (v. Menthofgaſſe).
Petersplatz (v. auf'm Peters-Freithof).
Rothenthurmſtraße (v. auf den Steig).
Ruprechtsſtiege.
Salvatorgaſſe.
Schottengaſſe.
Schulgaſſe, Schulhof (v. Jeſuiter-Platz).
Schulerſtraße (große).
Schulerſtraße (kleine, v. Gaſſel beim rothen Kreuz oder hintere Schulerſtraße).
Seitenſtettergaſſe (v. am Katzenſteig).
Seitergaſſe (v. Gurdaunerſtraße).
Singerſtraße (v. Teutſchherrnſtraße).
Spitalplatz (v. Schweinmarkt und Roßmarkt).
Stallburggaſſe (erſt ſeit 1844).
Stephans-Freithof (v. am alten Roßmarkt).
Univerſitätsplatz.
Zeughausgaſſe (v. im Elend, noch früher auf der Goldſchmiden).

Auch die öffentlichen Monumente, Steinbilder und Hausſchilde haben ihr Contingent zu den Bezeichnungen der Gaſſen geliefert, ſo z. B.:

Adlergaſſe (von einem Wirthshausſchilde).
Blutgäßchen (von einer gefabelten Ermordung der Tempelherrn, v. Milchgaſſel).
Bockgaſſe (vom Wirthshausſchilde zum blauen Bock).
Drachengäßchen (vom nahen Baſiliskenhaus).
Heidenſchuß (v. am Kiel, auch am Graben des Herzogshofs).
Jordangaſſe (vom Hauſe zum Jordan.)
Joſephsplatz.
Krongaſſe, Landskrongaſſe.
Preßgaſſe (vom alten Hauſe zur Weinpreſſe).
Rabengaſſe (vom Bierhauſe zu den zwei Raben, v. am Steig).
Schönlaterngaſſe (vom Hauſe zur ſchönen Laterne).
Sterngaſſe.
Stock im Eiſenplatz (v. am alten Roßmarkt).
Wallfiſchgaſſe (vom Hauſe zum Jonas).
Wolfengäßchen (vom Wirthshauſe zum weißen Wolfen).

Beſondere Ereigniſſe und Eigenheiten gaben dem Bauernmarkt (v. Münzerſtraße, oder am alten Bauernmarkt von der Zufuhr vom flachen Lande, womit hier Markt gehalten wurde, — der Brandſtatt von einer Feuersbrunſt, — dem Elende (v. die lange Wand), dem Fähndrichhof, der Freiung (v. auf dem Stainfeld, der untere Theil auf dem Miſt), — der Judengaſſe und dem Judenplatz, der Renngaſſe (v. Rennweg von den Turnieren), und der Wallnerſtraße (v. Walcherſtraße, von den einkehrenden Fremden), den Namen.

Über einzelne Benennungen ſchweigen die Annalen der Stadt, wie die Blätter der Sage, nämlich: die Currentgaſſe (v. Judengaſſe); das Jungferngäßchen, worin die Häuſer unzugängig ſind, weil ſich kein Thor darin befindet, eben ſo verſchloſſen, ſagt ein alter Chronik, ſollen die Jungfrauen ſein; die Kühfußgaſſe und das Haus zum Kühfuß, — Ofenlochgaſſe (v. Ofenlucke), — die Schauflergaſſe (Saupheluchen), — Strauchgaſſe (v. im Fluder auch Strohgaſſe), und

Weihburggasse (v. in der Weihenburgh) den Namen.

Abraham a St. Clara hat in seiner Schrift „Merks Wien," die daselbst im Monate September 1679 geherrschte Pest nach seiner Weise benützt, um die Namen verschiedener Stadttheile damit in Verbindung zu setzen und Kurzweil zu treiben. So sagt er unter andern:

In der Singerstraße hat der Tod Vielen das Requiem gesungen.
In der Riemerstraße hat der Tod aus fremden Häuten Riemen geschnitten.
In der Johannesgasse ist der Tod Joannes in eodem gewesen.
In dem alten Fleischmarkt hat auch der Tod seine Fleischbank gehabt.
Auf dem Hafenschuß hat der Tod auf Christen geschossen.
Auf dem Judenplatz hat der Tod ziemlich gehachezt.
Auf der Seilerstatt hat der Tod Vielen Fallstricke gelegt.
Auf dem Salzgries hat's der Tod Manchen versalzen.
Auf dem Katzensteig hat der Tod viel gemauset.
Im Sauwinkel hat der Tod ziemlich gesäubert.
Im Schlossergassel hat der Tod Vielen die Thür aufgesperrt in die Ewigkeit.
Im Jungfraugassel hat der Tod galanisirt.
Im Hütergassel hat der Tod nicht unter dem Hütel gespielt, sondern öffentlich gewüthet.
In dem Rosengassel hat der Tod ziemlich abgebrockt.
Im Judengassel hat der Tod keinen Sabath gehalten.
In der Rennegasse sind dem Tod wenig entlaufen und
Auf der Fischerstiege sind dem Tod Viele ins Netz gerathen.

Gassenblättel.

So nannte man vormals die geschriebenen Zeitungen, welche gegen Entrichtung ordentlicher Pränumerationsgebühren von den Unternehmern ausgetragen wurden.

Da diese Gassenblätter ohne obrigkeitliche Revision erschienen und sich meistens mit Tagsneuigkeiten und der Lästerchronik befaßten, so kann man sich eine Vorstellung von dem damit getriebenen Unfuge machen. Dieser ging so weit, daß endlich am 27. Mai 1740 in Wien durch öffentlichen Ausruf alle in Umlauf gewesene geschriebene Zeitungen oder Gassenblättel unter scharfer Strafe verboten wurden.

Nach einigen Jahren kamen sie gleichwohl wieder zum Vorschein; ja sie wußten sich sogar in Kaffeh- und andern öffentlichen Häusern Eintritt zu verschaffen und eines erschien im Anfange der Regierung des verstorbenen Kaisers Franz I. sogar in französischer Sprache.

Die Hofentschließung vom 15. März 1794 setzte ihnen jedoch für immer ein Ziel; der Unternehmer einer geschriebenen Zeitung unterlag nach derselben im ersten Übertretungsfalle einer Geldstrafe von 100 Gulden oder 3 Monate Arrest und im zweiten Übertretungsfalle einer 6 monatlichen Arreststrafe.

Auch den Hofagenten, welche ehedem in ihren Briefen lediglich Neuigkeiten auftischten, wurde es verboten, ähnliche, bloß auf dieselben sich beschränkende Briefe ihren Partheien gegen stipulirte Jahresgelder zu geben.

Zu diesen Gassenblättern gehörten anfangs auch die sogenannten Todten-Zetl oder Verzeichnisse der täglich in der Stadt und den Vorstädten Gestorbenen; wir besitzen einen ähnlichen geschriebenen Todten-Zetl vom 2. August 1689, wodurch das hohe Alter dieses Gebrauchs erwiesen wird.

Gassen-Säuberung.

Ferdinand I. erließ die erste Satzung über Reinhaltung der Gassen und öffentlichen Plätze, so wurde 1563 den Kräutlern befohlen, ihren Markt künftig vor dem Widmerthor an der Laimgrube (Leingestätten) zu halten.

Gegen Ende des Jahres 1738 wurde

unter Carl VI. durch ein kaiserl. Patent vom 12. Dezember in Betreff der Gassen-Säuberung wiederholt, und mit Beziehung auf die frühere, wenig befolgt gewordene Verordnung vom 24. Mai 1732 ernstlich befohlen, alle Klöster, Hauseigenthümer und Gewölbinhaber, sowohl bürgerliche, als auch die außer dem Burgfrieden gelegenen, wie auch die Besitzer von Freihäusern, in und vor der Stadt, so wie aller übrigen inner den Linien gelegenen Gründe, sollten bei zwölf zu der Armenkasse zu entrichtenden Reichsthalern Strafe, vor ihren Häusern, und zwar in der Stadt, weil in Einem Tag die Säuberung durch die ganze Stadt nicht vorgenommen werden kann, in nachgesetzten vier Tagen, als: in dem Wimmer-Viertel am Montag, in dem Schotten-V. am Dinstag, in dem Kärntner-V. am Donnerstag, und in dem Stuben-V. am Freitag, und zwar im Winter früh um acht Uhr, im Sommer um sechs Uhr, in den Vorstädten aber alle Mittwoche und Samstage die Gassen kehren und das Kehricht auf einen Haufen zur Ausfuhr durch die vom städt. Unterkammeramte bestellten Wägen zusammenrichten, das von den Brunnen abfallende Wasser in die Canäle leiten, im Winter vor ihren Häusern das Eis aufhacken und den in den Höfen liegenden Schnee wegräumen lassen.

Gasthäuser.

Liebster Gast, komm schnell herein,
Hast du Geld, so kriegst du Wein,
Hast du kein's, kannst du einkehren
Dort beim Brunnen mit zwei Röhren.

Ein Wirthshaus in Tirol soll diese naive Aufschrift haben. Sie steht in Betreff der Artigkeit mit der Definition eines Wirthshauses des Lautrus, der es einen Ort nannte, wo man die Narrheit in Flaschen verkauft (un lieu, ou l'on vend la folie en bouteilles) — in einer Linie, und stimmt auch mit der Bemerkung eines ältern Skizzisten überein, „es gäbe in Wien so viele Wirthshäuser, daß man deren Besitzer bitten sollte, sie möchten die Naturgeschichte besser studiren, damit nicht immer dieselben Thiere wieder über die Hausthore zum Vorschein kämen. Denn in Stadt und Vorstädten trifft man Löwen, Bären, Ochsen, Hirsche, Adler, Enten, Elstern, Tauben u. s. w.; aber nirgens einen Hamster, — auf Wienerisch ein Erdzeisel, — einen Laubfrosch, einen Delphin, einen Ameisenbär oder ein Chamäleon. Und doch wären die meisten Wirthe alles dies selbst.

Sie wären Hamster, welche das Getreide im Sommer eintragen, was sie im Winter verzehrten; denn die kommenden Gäste im Sommer müßten zugleich für die bezahlen, welche im Winter ausblieben.

Sie wären Laubfrösche und schrien wie diese schon einen Tag früher, wenn Regen eintritt, besonders an Samstagen, weil sie dann schon im Voraus wissen, daß ihre Wirthshäuser des Sonntags leer und ihre Keller voll bleiben.

Wären sie nicht Delphine, welche die Schiffe umschwärmten mit freundlicher Geberde und anscheinender Theilnahme, wie jene die Gäste, indeß sie doch nur warten, ob nicht für sie etwas hinabfällt?

Wären sie nicht Ameisenbären, denn diese steckten ihre Zunge unter die haufenweis versammelten Thiere, um von ihnen zu leben?

Wären sie nicht Chamäleons, welche alle möglichen Farben spielen; denn gegen sogenannte gute Gäste nehmen sie die freundlichste Gestalt an, indeß wenigverzehrende kaum einen guten Morgen bekommen?“

Bekanntlich fangen heute die Thierschilder der Gasthäuser nach und nach zu verschwinden an; wie überwiegend sie aber ehemals waren, zeigt folgendes Gasthäuser-Verzeichniß, welches eine Beschreibung Wien's vom J. 1700 gibt, und das zugleich eine Statistik ihres damaligen Be-

standes in der innern Stadt liefert: Der schwarze und der gelbe Adler beim rothen Thurm, der goldene Adler auf dem neuen Markte, die goldene Ente und der grüne Baum in der Nähe der damaligen Hofkanzlei, der grüne Baum, wo der Wolf den Gänsen predigt; der goldene Engel und die goldene Gans in der Gegend des rothen Thurmes, das goldene Lamm auf der hohen Brücke, der goldene Nagel, gewöhnlich beim Steindlwirth genannt, zum weißen Ochsen auf dem alten Fleischmarkte (heute Stadt London), die goldene Weintraube am Hof, das goldene Kreuz und die drei goldenen Kronen beim rothen Thurm, der weiße Schwan in der Kärntnerstraße, der Kahlenberg in der Krugerstraße, der goldene Hirsch im Dempfingerhof beim rothen Thurm, der Doctor Lazenhof, der schwarze Elephant beim rothen Thurm, der Fischhof, der goldene Greif in der Kärntnerstraße (heute Erzherzog Carl), der weiße Hahn im tiefen Graben, die goldene Kugel am Hof, der blaue Bock beim Stubenthor, zum Küßenpfennig beim rothen Thurm, die drei Hasen in der Kärntnerstraße, der goldene Löwe ebenda, zum weißen Wolf auf dem alten Fleischmarkt, der Matschakerhof, der goldene Pfau in der Kärtnerstraße, das schwarze Thor beim Landhaus, die weiße Rose in der Bäckerstraße, die goldene Rose in der Johannisgasse, die heil. Dreifaltigkeit in der Judengasse, das goldene Jägerhorn in der Dorotheergasse

Die meisten dieser Gasthäuser bestehen noch heute, und sie befinden sich noch in derselben Lokalität, was diesen ewig jungen Greisen zum nicht geringen Lobe gereicht.

Gatterhölzel.

Nachdem Maximilian I. beinahe alle wildreichen Auen des Praters an sich gebracht hatte, um dort seinem Lieblings-Vergnügen, der edlen Jagdlust, sich ungestört ergeben zu können, verfiel er auf den Gedanken, sich auch auf der romantischen Gebirgsseite seiner Hauptstadt einen ähnlichen Tummelplatz weidmännischer Unternehmungen zu verschaffen, und er erbaute sich zu diesem Ende 1570, am Fuße der waldigen Gebirgskette, in der Nähe des Wienflusses, ein kleines Jagdschloß, welches seine leichten Zinnen dort erhob, wo heute Schönbrunn stolz emporsteigt.

Dieses zur Zeit seines Erbauers häufig besuchte Waldschlößchen verlor aber unter seinem Nachfolger seine ganze Bedeutenheit, und diente bald den Dohlen und Nachtvögeln zur Behausung. Zwanzig Jahre später schenkte der in Prag residirende Kaiser Rudolph II. das Jagdschloß und den ganzen Jagdrevier bis gegen die Hundsthurmer-Linie, seinem Kriegs-Zahlmeister Eggd Gattermeier, der bei ihm in hoher Gunst stand, in den Adelstand erhoben wurde, und der Ahnherr des Grafenhauses Gatterburg ist.

Während Gattermeier's Besitz erhielt das Jagdschloß den Namen: der Gatterburg oder des Gatterschlosses, und die nahe dabei liegende Mühle jenen der Gattermühle; beide Gebäude wurden aber noch fortwährend von den in Wien domicilirenden Gliedern des Allerhöchsten Hofes, besonders vom Erzherzog (späteren Kaiser) Matthias, des Kaisers Bruder, oft zu Jagdzwecken benützt.

Dieses Gatterburg traf unter der unruhigen Regierung Rudolph des II., 1605 das Loos, von den in Österreich unter Bocskai's Anführung eingefallenen wilden Scharen der ungarischen Malcontenten, vom Grund aus zerstört zu werden.

Die damals sparsam vorhandenen Bewohner der Umgebung des Gatterschlosses hatten sich nicht begnügt, das ehemalige kaiserl. Jagdschloß allein nach dem Namen

seines neuen Besitzers, des Herrn von Gattermeier zu nennen, sondern sie nannten auch den ganzen ihm eigenthümlichen Waldbezirk das Gatterhölzel (das Gatterhölzchen).

Dieses Hölzchen bildet eine sanfte Anhöhe, welche unweit der Hundsthurmer-Linie anfängt und sich bis gegen Schönbrunn und dem Grünberg erstreckt. Diese ganze Gegend war damals mit dichter Waldung bewachsen, worunter sich ein schönes Eichenwäldchen befand, in dessen Nähe Gattermeier nach jener Zerstörung seines Jagdschlosses einen großen Maierhof anlegte, nach ihm ebenfalls Gattermeierhof genannt. Diesen Gattermeierhof traf jedoch zur Zeit der zweiten Belagerung Wien's durch die Türken 1683 dasselbe Loos, welches der ganzen Umgebung der Hauptstadt beschieden war, nämlich jenes, ganz verwüstet zu werden, und von diesem Zeitpuncte an war das Gatterhölzel, besonders aber das Eichenwäldchen darin, ein Schlupfwinkel für brotloses Gesindel und Taugenichtse, welche diese Gegend beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch unsicher machten, und trotz aller Vorkehrungen nicht ausgerottet werden konnten.

Es ist actenmäßig erwiesen, daß sowohl im Gatterhölzel selbst als in seinen Confinen, viele Räubereien und Gauner-Stückchen, besonders durch verstellte Bettler verübt worden sind; eben so gewiß ist aber auch, daß die Fama diese Gewaltthätigkeiten auf ihre Weise sehr vervielfältigte. Noch unter Joseph II. war es im lieben Gatterhölzel nicht geheuer, und es verging keine Woche, ohne daß man sich einen dort vorgekommenen Gaunerstreich oder einen räuberischen Anfall erzählt hatte.

Dem Kaiser Joseph mochte in den Berichten über die im Gatterhölzel herrschende Unsicherheit Manches übertrieben vorkommen; nach der ihm eigenen Weise, mit eigenen Augen zu sehen, faßte er am frühen Morgen eines schönen Sommertages den Entschluß, das Gatterhölzel allein zu durchstreichen. Der furchtlose Fürst hatte wahrscheinlich nur im Sinne, die äußere Umgebung des verrufenen Holzes in Augenschein zu nehmen; allein einmal dahin gelangt, folgte er einem Waldpfade nach dem andern, bis er sich endlich mitten im Buschwerke befand, und sich vergebens auf dem ringsum von Gras und Kräutern wildverwachsenen Boden nach einem Gehsteig umsah, der ihn in's Freie bringe. Es blieb ihm in dieser kleinen Wildniß nichts übrig, als auf das Gerathewohl der ersten besten Richtung zu folgen.

Bei dieser Wanderung blieb er dann und wann stehen, um sich umzusehen und die Umgebung zu betrachten. In einem solchen Momente erblickte er einen, wie ein zerlumpter Bettler gekleideten Mann, der dem Fürsten nachgeschlichen sein mochte, und sich mit einem gewaltigen Knotenstocke durch das Gestrüppe Bahn machte. Ohne sich im Mindesten zu besinnen, schritt Joseph mit festen Tritten auf den Waldschleicher zu, und verlangte von demselben, er solle ihm den nächsten Weg aus dem Gehölze zeigen.

Der Bettler betrachtete seinen Mann mit forschenden Augen eine Zeitlang, und bat dann auf eine mehr befehlende als flehende Art um ein Almosen. Joseph erwiederte, er solle ihn zuerst aus dem Gebüsche führen, dann werde er wissen, was er zu thun habe.

Der Bettler bequemte sich nach kurzem Besinnen dazu, und führte den Kaiser tiefer in den Wald hinein. Als Joseph und sein unheimlicher Wegweiser einige hundert Schritte gegangen waren, gesellte sich ein Dritter zu ihnen, und zwar ein Seitenstück zum ersten Bettler, und so wie dieser mit einem tüchtigen Stocke bewaffnet. Des Kaisers scharfes Auge bemerkte deutlich, daß beide Männer sich mit Blick und Mienen verständigten, und er sah ein, daß er in großer Gefahr schwebe, aus welcher ihn

nur rasches Handeln und Entschlossenheit befreien könne.

Der Fürst blieb daher plötzlich stehen, und sprach mit festem Tone: „Ihr Leute wißt, daß ich kein Geld, und nichts Werthaftes bei mir habe; ich kann Euch daher selbst für Eure Wegweisung nicht einen Kreuzer geben. Führt mich daher nicht lange in der Irre herum, um Euch allenfalls ein höheres Trinkgeld zu verdienen, sondern zeigt mir den nächsten Weg nach Schönbrunn, denn wißt — — ich wohne in Schönbrunn, schaut mich nur genau an, wenn Ihr an der Wahrheit meiner Worte zweifeln solltet.“

Diese Rede elektrisirte die beiden Buschklepper; ihr ganzes Wesen veränderte sich; der Letztgekommene verschwand im nächsten Gebüsch, und der Erste krümmte sich wie ein Krüppel zusammen, und humpelte stillschweigend vor dem Monarchen her, als sei ihm auf einmal Gicht und Lahmheit in alle Glieder gefahren, bis sie einen gebahnten Weg erreichten, der am Grünberg ausmündete. Als Joseph sich hier nach seinem verwandelten Führer umsah, war auch dieser verschwunden.

Die Folge dieses Abenteuers war der Befehl, das Gatterhölzel durch Aushauen zu lichten, und dasselbe von allen Seiten mit gebahnten Wegen zu durchschneiden. Gegenwärtig ist es größten Theils mit fruchttragenden Feldern bedeckt. Ein Theil des übrig gebliebenen Gestrüppes wurde zu Hasen-Remisen benützt, und an dem Abhang gegen Meidling, oberhalb dem Grünberg, grünen schöne Weingärten, und erheben sich herrliche Landhäuser mit stattlichen Gärten. Endlich steht auch an der Straße nach Atzgersdorf eine große Gruppe von Häusern, welche Neu-Meidling bilden.

Beinahe im Mittelpunkte des Gatterhölzels erhebt sich eine achteckige steinerne Säule, merkwürdig durch ihr hohes Alter. Man sieht daran eine Abbildung derselben vor ihrer Renovirung mit der Inschrift: „Modell der vorigen Säule, welche laut innerer Inschrift durch Johann Gähenbeck, Bürger in Wien, 1640 renovirt worden.“

Gaudenzdorf.

Dieses gleich außer der Schönbrunner- oder Hundsthurmer-Linie, am rechten Ufer der Wien und bereits zwei Tausend Einwohner zählende Dorf entstand erst 1812, und ist eine Schöpfung des Probstes Gaudenz von Klosterneuburg, von welchem es den Namen führt.

Hier wurde 1830 der erste Drahtsteg über die Wien gebaut.

Bekannt ist auch das große Bräuhaus mit dem dazu gehörigen Casino, welches seiner nahen Lage bei der Linie wegen häufig besucht, und seiner Großartigkeit wegen zu den ersten Erholungsorten Wien's gezählt wird.

Gauermann (Jakob).

Jakob Gauermann, als Landschafts- und Genremaler bekannt, starb am 27. März 1843 im 72. Jahre. — Er hatte das Licht der Welt in dem kleinen schwäbischen Dörfchen Öffingen nächst Stuttgart erblickt, und ward von seinen Ältern zum Maurer bestimmt. Das Kunsttalent des Jünglings machte sich aber schon frühe bemerkbar, und eine Zeichnung, welche durch Zufall dem Herzog Carl von Würtemberg zu Gesicht kam, erregte die Aufmerksamkeit desselben in so hohem Grade, daß er sich den Bauerjungen verführen und ihm einen Platz an der Carls-Akademie anweisen ließ. Die Fortschritte Gauermann's waren rasch und entschieden. Vierzig Jahre wohnte er in Wien, die lebendige Naturwahrheit seiner Bilder, sowohl im Landschafts- als Genrefach errang seinem Talente Anerkennung. Se. kais. Hoh. Erzherzog Johann ward auf seine Leistungen aufmerksam, beauftragte ihn mit Ausführung von Gemälden, und

blieb bis zu dem Tode des Künstlers demselben mit Wohlwollen geneigt. Gauermann, Loder und Ender sind es vorzüglich, welche den reichen Schatz der Portefeuilles des Erzherzogs zu dotiren hatten, und die Blätter, welche Gauermann lieferte, sind eben so zahlreich als ausgezeichnet. Er und Loder hatten das Glück, den Prinzen auf den Ausflügen in den vaterländischen Hochgebirgen zu begleiten. In dem Gebirgsdorfe Miesenbach, am Fuße des Schneeberges, besaß er ein kleines Eigen, wo er gern weilte; dort ward auch 1807 sein Sohn Friedrich geboren, jenes Talent, in welchem die Wiener Schule einen der kräftigsten Träger ihres Glanzes begrüßt. Seit fünf Jahren lebte Gauermann im Witwenstande, er erlag einer Lungenlähmung. Am 29. Nachmittags fand sein Leichenbegängniß in der Pfarrkirche zu St. Joseph ob der Laimgrube Statt. Der Leichnam wurde nach dem Kirchhofe vor der Meidlinger Linie geführt und im eigenen Grabe seiner Gattin zur Seite beerdigt.

Gebär-Anstalt.

Sie befindet sich in einem der hinteren Höfe des allg. Krankenhauses in der Alservorstadt (195). Es bestehen darin 30 Betten für Zahlende und mehr als 200 für Arme, welchen jedoch die Verpflichtung obliegt, im Findelhause eine bestimmte Zeit als Amme auszuhelfen. Der Eintritt in die Anstalt kann im strengsten Incognito geschehen; keine Person, die hier Hilfe sucht, wird um Namen oder Stand gefragt, sie hat jedoch ihren Tauf- und Familiennamen, in einem versiegelten Zettel geschrieben, mitzubringen. Auf diesem Zettel wird vom Geburtshelfer von außen die Nummer des Zimmers und des Bettes, welches sie erhält, geschrieben; den Zettel behält sie selbst in Verwahrung und nimmt ihn beim Austritte aus dem Hause mit sich fort; denn seine Bestimmung ist blos, wenn die Wöchnerin etwa sterben sollte, ihrer Familie es melden zu können.

Man sieht ein, wie wichtig in sittlicher Beziehung ein Blick in die geheimen Annalen dieses Hauses wäre, und man erkennt, daß nur der vorurtheilsfreie, und der Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus geflogene Geist eines Fürsten, wie Joseph des II., ein Institut in das Leben (1784) gerufen haben kann, gegen welches sich noch lange nachher Eulenstimmen vernehmen ließen, deren Gekrächze noch heute sich hie und da leise vernehmen läßt. Aus dem Archive der Justiz ist zu ersehen, daß seit der Errichtung der Gebär- und Findelanstalten die Fälle des Kindermordes so abgenommen haben, daß die Gegenwart zu der Vergangenheit sich wie 1—25 verhält. Was bedarf es mehr, um den Segen dieser Institution zu erweisen.

Gegend zwischen den Brücken.

Die sogenannte Gegend zwischen den Brücken wird von dem Hauptstrome der Donau und von dem mittleren Donau-Arme umschlossen. Bei diesem mittleren Arme wird das Fahnstangen- und Kaiserwasser unterschieden. Das Fahnstangenwasser beginnt am Vorkopf der Brigittenaue, ist jedoch, um diese zu schützen, bei seiner Einmündung stark verdämmt. Bei der letzten neuen Anschütt des Vorkopfs verliert sich das Fahnstangenwasser, und es beginnt das Kaiserwasser, welches über zwei angelegte neue Traversen bis zur neuen Anschütt des Taborhaufens geht, wo wieder die Fortsetzung des Fahnstangenwassers beginnt, welches nur erst in der Gegend des öffentlichen Freibades sich in das Kaiserweg-Wasser ergießt. Vom Vorkopfe der Brigittenaue läuft neben dem Fahnstangen- das Kaiserweg-Wasser bis zur mittleren Brücke, und dann über den Fischerhaufen zu den Praterspernen, wo es das Fahn-

ſtangenwaſſer aufnimmt, und dann an den Gründen der Gemeinde Stadlau ſich in die große Donau ergießt.

Die Gegend zwiſchen den Brücken, und zwar in der Richtung von der großen Donaubrücke gegen den Tabor zu, enthält folgende Auen: 1. die Kühau mit dem Johannesgraben, an welchem an der Stelle, wo eine franzöſiſche Schanze ſtand, der Grund iſt: 2. der Kühhagel, der vorigen gegenüber, ebenfalls vom Johannesgraben begrenzt, ſchwach cultivirt; 3. die Wolfsſchütt, an der andern Seite des Johannesgraben, ſehr leidend durch Einriſſe der Donau; 4. der Lettenhaufen; 5. der Mühlhaufen; beide an derſelben Seite, und durch einen Waſſergraben getrennt; 6. der Durchlauf, an die Kühau grenzend, eine der vorzüglichſten Auen, welche täglich an Cultur gewinnt, und ſich durch eine Pappelpflanzung auszeichnet; 7. die lange Wand, ſtark im Ufer bruche liegend; 8. die Todtenköpfelau, gut cultivirt; 9) die Dornwieſe, jenſeits des Kaiſerwaſſers, ſeit dem Jahre 1788 bebaut; bei der Erweiterung des Augartens war von derſelben die nöthige Erde genommen worden; 10. der Fiſcherhaufen, öſtlich von der Dornwieſe; 11. der große und kleine Biberhaufen; 12. der Taborhaufen. Die letztgenannten Auen ſind vortrefflich cultivirt; zwiſchen dem kleinen Biberhaufen und dem Taborhaufen befindet ſich eine neue Anſchütt. Die ſämmtlichen Auen betragen 242 Joch 691 Quadrat-Klafter; die neuen Anſchütten betragen 75 Joch 1545 Quadrat-Klafter.

Gebäude und Anſiedlungen in der Gegend zwiſchen den Brücken beſtehen mehrere; beſonders erwähnenswerth ſind: in der Kühau: Haus und Garten des Auen-Inſpectors Themayer, und zwar das Haus 1788 aus Holz, ſeit 1817 aber aus Stein erbaut; das Beneficiaten-Gebäude, unter der Leitung des Joſeph von Dallſtein erbaut im J. 1802; die Capelle St. Joh. v. Nepomuk, ſeit 1769; das k. k. Mauth-Gebäude mit einem Garten, wahrſcheinlich ſeit der Eröffnung des neuen Tabors beſtehend, und das Gaſthaus zu den drei Alliirten. Zwiſchen der erſten und zweiten Brücke liegen: ein Caffehhaus; ein Magazin des k. k. Waſſerbauamtes; und ein Wachhaus ſeit 1823. Zwiſchen der zweiten und dritten Brücke befindet ſich eine Requiſiten-Hütte der k. k. Straßen-Bau-Direction mit der Wohnung des Einräumers. Auf der Donau befinden ſich mehrere Schiffmühlen. Dieſe Gegend zählte im J. 1822 bereits 320 Bewohner, welche unter der Gerichtsbarkeit von Eipeldau ſtehen. Zum Gottesdienſte ſind zwei wöchentliche Meſſen an der Johanneskapelle geſtiftet. Der erſte Beneficiat, Volkmann, hatte noch in der Leopoldſtadt wohnen müſſen, unter ſeinem Nachfolger, Heinrich, wurde das Beneficiaten-Haus gegründet. Das Beneficium iſt landesfürſtlich. Die Capelle iſt für die Volkszahl zu klein. Seit dem J. 1807 iſt ein eigener Lehrer beſtellt, und ſeit dem J. 1815 iſt die Schule als eine bleibende erklärt.

Geheime Cabinet (Das).

Es befindet ſich im zweiten Stockwerke des Schweizerhofes und man gelangt dahin mittelſt der Säulenſtiege. An der Spitze des Cabinets ſteht ein Direktor. Es iſt die eigentliche Kanzlei des Kaiſers, übernimmt alle an die Allerhöchſte Perſon gerichteten Eingaben, beſorgt deſſen Erläſſe an die Hofſtellen und iſt die Anmeldungsbehörde für jene, welche bei dem Kaiſer zur Audienz zugelaſſen zu werden wünſchen.

Dieſe gibt der Monarch alle zweite Donnerstage und es iſt davon aller Kleiderzwang und jedes Ceremoniel verbannt. In der erſten Antichambre ſteht ein Trabant und ein Thürhüther und vor der Thüre des Audienzzimmers ein deutſcher, ein ungariſcher und ein italieniſcher Leibgarde und ein

Kammerherr. Der Monarch geht von einem Petenten zum andern, hört die Gesuche an und nimmt die Schriften ab. — Die Privat-Audienzen ertheilt Se. kais. Hoheit der Erzherzog Ludwig.

Geheime Hof- und Staats-kanzlei-Gebäude.

Dieser herrliche Pallast ist die Frucht eines der ersten Friedensjahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, und die Zeit hat bewiesen, daß darin der Friedensgöttin einer ihrer ausgezeichnetsten Tempel errichtet wurde. Er steht im geräuschlosesten Theile der Stadt im Angesichte des zur k. k. Hofburg gehörigen Amalienhofes, und ist die Zierde des Ballhausplatzes, der zwei seiner Fronten, wie die Löwelstraße seine dritte umgrenzt. Mit seinem hinteren Flügel stößt der Pallast an das Gebäude der k. k. n. öst. Landes-Regierung, oder des alten Minoritenklosters, und kann von dieser Seite nach Erforderniß durch einen Anbau erweitert werden, was mit der Zeit wohl in Aussicht stehen dürfte, wenn erwogen wird, daß seine Mauern die Bestimmung haben, nicht nur die Wohnung des jeweiligen k. k. geheimen Hof-, Haus- und Staatskanzlers, sondern auch der Sitz der zahlreichen Bureaux des gesammten k. k. Ministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten zu sein.

Der Zugang zu diesem Dikasterialhofe durch die Schaufergasse hat einen feierlichen großartigen Charakter, und die Gemüthsstimmung, worin man sich dadurch versetzt fühlt, wird nicht wenig durch den Anblick des Gebäudes selbst, welches in einem eben so edlen und erhabenen, als einfachen, und von jedem müßigen Schmucke befreiten Baustyle aufgeführt ist, gesteigert.

Es besteht nebst einer Doppel-Mezzanine aus zwei Stockwerken, von welchen das Hauptgeschoß besonders imposant ist. Der Bau erhob sich auf ausdrücklichen Befehl der damals verwitweten Kaiserin Maria Theresia, unter der Leitung des berühmten Staatskanzlers, Fürst Wenzel von Kaunitz-Rittberg, und war im Jahre 1768 vollendet, wie es die über dem Portale des Pallastes angebrachte lateinische Inschrift der Nachwelt verkündet. — Sie lautet in Lapidarschrift:

„Praetorium Maj. Sigilli et Rerum cum Exteris Gerendar. Maria Theresia Aug. Jubente Cura W. Principis a Kaunitz-Rittberg Restauratum MDCCLXVIII."

Das früher hier gestandene Staatskanzleihaus war unansehnlich, und bildete einen Theil eines in den Acten der Stadt Wien unter dem Namen des Stavignonischen Freihauses bekannten Gebäudes, welches verschiedene Besitzer gehabt hat, und seiner Seits wieder die Stelle des landesfürstlichen Meierhofs annahm, der hier zur Zeit, als der Schweizerhof noch der einzige Theil der Burg war, oder in den Tagen der letzten Babenbergischen und ersten Habsburgischen Fürsten, zwischen grünen Weideplätzen und Nutzgärten sein bescheidenes friedliches Dach erhob. — Eine zierliche, leichte Brücke verbindet an der Seite gegen die Löwelstraße das Hauptgeschoß mit der jenseits liegenden Bastei, woselbst sich ein lieblicher Terrassegarten befindet, der die doppelte Bestimmung hat, dem hohen Bewohner des Pallastes eine angenehme Augenweide zu verschaffen, und den allzunahen Zutritt der Spazirenden auf der Bastei zu verhindern. Vor den großen Fortificationsbauten, welche durch die Demolirung einiger Festungswerke durch die Franzosen im Jahre 1809 nothwendig wurden, stand im Angesichte dieses Terrassegartens das seitdem verschwundene Paradiesgärtchen des k. k. Hofes, wodurch der freie Benutzungsraum des Publikums so beschränkt war, daß er kaum einige Klafter betrug.

Zu dieser Zeit war auch diese Gegend der Bastei jene, welche besonders zu gewissen

Stunden des Tages, und vorzüglich an Sonn- und Festtagen von der eleganten Welt am häufigsten besucht wurde, so daß hier oft ein solches Gedränge der Hin- und Herspazirgehenden herrschte, daß ein wirkliches Stocken eintrat, welches sich erst nach und nach wieder auflöste. Von diesem Terrassegarten des Staatskanzleigebäudes lief in Folge des Kaunitzischen Bauplanes unter dem Laufe der Brüstung gegen den Ballhausplatz ein verdeckter Gang nach jenem Theile der Hofburg, welchem die den Namen der Bellaria führende Zufahrt angebaut ist. Dieser Communicationsweg setzte den bekanntlich oft kränkelnden Staatskanzler, Fürst v. Kaunitz, in die Lage, so oft seine wichtige Dienstesobliegenheit es erheischte, nach Hofe gehen zu können, ohne sich der freien Luft aussetzen, oder einen Wagen besteigen zu müssen. — Dieser Verbindungsgang wurde in neuerer Zeit verschüttet, in welcher das Gebäude durch den gegenwärtigen Herrn Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürsten von Metternich einer Umstaltung unterzogen wurde, bei welcher der gute Geschmack und die edle Solidität des vorigen Baues auf eine sinnige Art beibehalten und die schadhaft gewordenen steinernen Statuen, welche die Höhe des Frontons zierten, beseitigt wurden.

Geheimschreiber (Der fürstliche).

Am 27. Juni 1365 starb in der Blüthe seines Lebens mit 26 Jahre zu Mailand der Herzog von Österreich, Rudolph IV., ein Sohn des römischen Kaisers Albrecht des II., wohin er sich begeben hatte, um seinem Bruder Leopold mit der schönen Viridis, einer Tochter des Herzogs Visconti zu vermählen. Unter Rudolph kam die Grafschaft Görz und Phyrt, Kärnten und Tirol an Österreich. Durch die Stiftung der Wiener Hochschule hat er sich ein unvergängliches Verdienst erworben; er beschränkte das Asylrecht, nahm den Titel Erzherzog, Herzog von Kärnten und Krain, Fürst zu Schwaben wie in Elsaß an, und fügte seinem Wapen fünf fliegende Adler bei.

Nach einigen Nachrichten haben wir die Erfindung der Geheimschreibkunst (Kryptographie) ihm zu verdanken.

Unter der Halle des Thores bei St. Stephan gegen den Bischofshof war in einer Platte eine geheime Schrift Rudolphs zu sehen, welche für die gelehrtesten Männer Deutschlands Jahrhunderte lang ein Gegenstand des Streites und der Forschung war. Endlich legte sie der gelehrte Joh. Bapt. Kepfer, Hofrath der gefürsteten Abtei zu St. Blasius so aus:

„Hic est sepultus Dei gratia Dux Rudolfus fundator."

(Hier liegt begraben von Gottes Gnaden Herzog Rudolph der Stifter.)

Unweit davon an der Thür steht des Herzogs und seiner Gemalin Katharina Bildniß mit den Wapenträgern.

Die Geschichte schildert Rudolphen als einen sehr tief denkenden Gelehrten, der zur Devise einen Fuchs in goldenem Schilde mit der Überschrift: Insipiens Sapientia, gewählt hatte. Als eine Sonderbarkeit dieses Fürsten muß bemerkt werden, daß er Briefe und sonstige, seiner Namensbestätigung erforderliche Schriften niemals mit seinem Namen unterschrieb, sondern blos zum Schluße das Jahr seines Alters und seiner Regierung, dann statt des Namens die Worte: Hoc est verum, beisetzte.

Schon aus obiger Andeutung sehen wir, daß die Kunst der Geheimschreiberei keine Erfindung neuerer Zeit ist; denn schon vor mehr als 500 Jahren wurde sie erfunden und geübt, indeß der menschliche Verstand von vielen Kräften der Natur und Wissenschaften, die in der neuesten Zeit gleich nach ihrem Auftauchen durch Anwendung und Ausbildung einen so mächtigen Aufschwung gewonnen haben, noch gar keine Vorstellung hatte.

Die neueste Zeit nennt Vesin aus Paris, der die Kunst besitzt, nicht nur Schriften in einer angedeuteten und bekannten Sprache mit selbst erfundenen Lettern geschrieben, sondern auch (was unglaublich scheint) solche zu lesen, die in einer ganz unbekannten Sprache, und mit beliebigen Zeichen geschrieben, ihm vorgelegt werden.

Die Auflösung solcher Probleme zeigt allerdings von der hohen göttlichen Kraft des menschlichen Geistes, und die Möglichkeit kann nur als das Resultat eines unermüdet fortgesetzten tiefen Denkens erscheinen.

Geistorden (Der heilige).

Leopold der Glorreiche und sein Caplan und Arzt Gerard, Pfarrer zu Felling an der Priesting, waren 1208 — 1211 die Stifter des Spitals mit der Capelle zum h. Geist und der gegenüberstehenden Antoniuskirche jenseits der Wien, auf der Stätte von der heutigen Carlskirche in die Plänkler- oder Panigigasse hinein. Dies Spital ist wohl zu unterscheiden von dem diesseits der Wien, gerade vor dem Kärntnerthor gelegenen heil. Geistspital, welches, da beide in der ersten türkischen Belagerung (1529) von Grund aus zerstört wurden, in das heutige Bürgerspital in der Stadt nächst eben diesem Thore überging. — Am 21. April 1215 schenkte der junge Kaiser Friedrich II. dem ersteren Hospitale das Patronatsrecht der Pfarrkirche seiner Stadt Memmingen, Augsburger-Bisthums. Die Hospitaliter des h. Geistes und St. Antons in Wien waren Geistliche und Layen, zur Pflege der Kranken und Pilger durch Gelübde verbunden. Es ist keine Spur vorhanden, daß sie wie ihre französischen Ordensbrüder Waffen trugen, und mitfochten in den früheren Kreuzzügen ins gelobte Land und auf die ägyptische Küste oder wider die Mauren in Spanien oder in spätern wider die heidnischen Preußen und wider die Türken. Ihre Vorstände waren der Meister, sein Vikar, der Hospitaliter, der Prior der Kirche, der Hauskämmerer, der Schatzmeister, und die Präceptoren.

Die Kleidung war schwarz, das Doppel-Kreuz an der linken Schulter und auf der Gugel oder Kapuze weiß und ankerförmig, oder in späterer Zeit an den Enden eingeschnitten, eben so bei den Ordensschwestern. — Auf den Siegeln der Spitalmeister und Ordenspräceptoren sowohl zu Wien, als in dem zweiten Hause zu Bulgarn ob der Enns, erblickt man die, den heil. Geist vorstellende, auf dem Kreuz sitzende Taube, das Kreuz an den 12 Spitzen mit Lilien geschmückt.

Zu den bekanntesten Meistern des Ordens gehört Philipp von Thurn (Turianus), der schon vor Luther so laut als dieser gegen die Ablaßversteigerung predigte. Seine Sitten waren wenig erbaulich und unter ihm verfiel die Zucht unter Brüdern und Schwestern ganz und gar. Die Hochschule stellte ihn zur Rede und als der Schottenabt ihn als Schirmherr vertreten wollte, so wurde diesem bedeutet, des Stiftes Schirm berühre nur des Spitals weltliches Recht. Thurn schwor zwar seine Irrthümer ab, mußte aber gleichwohl 1508 abtreten, und Bruder Markus Gold, des Kaisers Caplan, trat an seine Stelle. Von diesem ist der, auf der Hofbibliothek befindliche Codex der Ordensregeln dieses Hauses. Unter Gold's Nachfolger, Jakob Nagl, schlug die letzte Stunde des Ordens. Im Sept. 1529 erschien Soliman vor Wien, und bei dieser Gelegenheit wurde das Hospital, das Ordenshaus und die h. Geistcapelle sammt der Antoniuskirche niedergerissen und die Kranken zu den Himmelpförtnerinnen in die Stadt gebracht. Die Güter des Ordens erhielt das Wiener Bisthum.

Gelehrte (Der hungerige)

ist der Titel einer Wochenschrift, welche 1774 und 75 in der v. Ghelen'schen Buchhandlung erschien; und über welche Franz

Gräffer im Zuschauer eine interessante Notiz geliefert hat, wovon hier das Wesentliche folgt.

Die Zeitschrift hat 38 Bogen, bildet zwei Octav Bände, und hat zusammen 610 Seiten. Ein Holzschnitt, als Vignette, zeigt eine Gemse auf einem Felsgipfel mit dem guten Wahlspruch: Audax et providus. Der Verfasser blieb lange unbekannt und war niemand Anderer, als der Reichsritter Anton Ferdinand Edler v. Geusau. Dieser Mann war in der That ein Gelehrter und hungerte; und mit ihm hungerte seine ganze Familie. Er wurde den 19. Dezember 1746 geboren und starb 62 Jahr alt den 25. August 1809.

Seine Wochenschrift, „der hungerige Gelehrte," enthält das Leben des hungerigen Gelehrten, von ihm selbst beschrieben. Dieses Leben ist aber langweilig, denn es ist eigentlich eine Art pädagogischer Theorie, aber ohne Geist geschrieben. Es schleicht durch alle zwei Bände; dazwischen stecken wässerige Oden und Fortsetzungen der Rubrik: Auszug aus den Ankündigungsblättern, die der hungerige Gelehrte alle herausgeben wird; in alphabetischer Ordnung abgefaßt." Einige dieser proponirten Wochenschriften sind „die Betschwestern" (wie sich aus dem, jedem solchen Titel beigefügten Prospektus ergibt, satyrisch: alten Frauen und Kinderwärterinnen geweiht); „der Eselskopf" (eine Sammlung von Schimpfwörtern, für Kunstrichter ꝛc.); „die Folterbank" (gute Ausfälle auf das Schulwesen); „der Galgenvogel" (auf das Kriminalwesen gemünzt); „das Geschmier;" „der Haubenstock" (gegen das weibliche Pfauenthum); „die Jaherren;" „Lies mich, oder ich fresse dich." Mit dem Titel: „die Mode" hört diese Rubrik auf. Sie bildet das mindest Schale des Inhaltes; es ist zuweilen Humor darin.

Am Schlusse des 26. Stückes bekennt Geusau, daß ihm das ganze Quartal nicht mehr als 10 fl. 12 kr. getragen hat. Diese Schrift hat ihn daher wenig gesättigt.

Gemächer.

Da bei den einzelnen Theilen der Burg angezeigt wird, von welchen Allerhöchsten und Höchsten Personen des Kaiserhauses sie bewohnt werden, so wird man sich hier auf die Bemerkung beschränken, daß es überflüssig sein dürfte, zu bemerken, daß die Appartements oder innern Gemächer Allerhöchst und Höchstderselben mit so viel Eleganz, Geschmack und Reichthum ausgestattet und möblirt sind, wie es die hohe Stellung ihrer Bewohner mit sich bringt, und daß diese Gemächer während der Abwesenheit der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften besehen werden können, wozu man sich bei dem im Schweizerhofe im Erdgeschoße neben dem Brunnen wohnenden Hofburg-Inspector zu melden hat, der mit zuvorkommender Bereitwilligkeit dazu behülflich ist.

Geographisches Institut (K. K. Militärisch-).

Diese Anstalt besitzt in dem neuen Anbaue der Josephstadt ein eigenthümliches, seiner Bestimmung entsprechendes Gebäude (212). Sie wurde 1839 von Kaiser Ferdinand I. durch Vereinigung des Mailänder geograph. Militär-Instituts mit der Wiener topograph. Anstalt des General-Quartiermeister-Stabes gegründet, ist militärisch organisirt und dem Hofkriegsrathe untergeordnet.

Die eigenthümliche Bauart des Hauses zeigt seine Bestimmung; durch alle drei Stockwerke laufen auf jedem Flügel vier Doppelfenster; der Mitteltheil, durch zwei Pilaster und einen Balkon ausgezeichnet, weiset deren wieder drei, und so ist der ganze Bau eine Fläche von Lichtöffnungen, die jedoch der Eurithmie keinen Abbruch thun.

Über dem Mitteltheile iſt am Dache ein kleines Häuschen mit einem leichten Balkone, und an deſſen Giebel eine, ſechs Fuß im Durchmeſſer haltende Weltkugel, derjenigen ähnlich, welche das Hofbibliothek-Gebäude ziert.

Die Beſtimmung des Inſtitutes iſt die Ergänzung und Zuſammenſtellung von Materialien durch aſtronomiſch-geodätiſche Vermeſſung und die Militär-Landesaufnahme, um als Grundlage für Land- und Seekarten zu dienen, welche im Inſtitute verfertigt und durch Kupfer- und Steindruck vervielfältigt werden.

Die Geſchäfte zerfallen in acht Abtheilungen, wovon die erſten ſechs ſtabil ſind mit permanenten Angeſtellten, zu den zwei letzten Abtheilungen werden Officiere aus der Armee oder dem General-Quartiermeiſter-Stab gewählt.

1. Die Direktion. — 2. Die topographiſche Zeichnungs-Abtheilung. — 3. Die Lithographie. — 4. Die Kupferſtecherei. — 5. Die Preſſen. — 6. Das Triangulirungs-Calkul-Bureau. — 7. Die Zeichnungskanzlei des General-Quartiermeiſter-Stabs. 8. Triangulirungs- und Militär-Aufnahms-Feldarbeiten.

Die Anſtalt beſitzt vorzügliche Inſtrumente, als Baſis-Meßapparate, Fernröhre von Cauchoir und Reichenbach, ein Teleskop von Amici mit einem Hohlſpiegel von 6″, und einer Brennweite 90 u. ſ. w.

Auf dem Gebäude iſt ein kleines aſtronomiſches Obſervatorium angebracht, zur Übung der Officiere in Handhabung der Inſtrumente; das eigentliche Obſervatorium iſt auf der Neuthor-Baſtei, wo auch ein Theil der Inſtrumente aufgeſtellt iſt.

Gerſthof.

Gerſthof iſt eines der lieblichſten Dörfchen in Wien's Umgebung. Es liegt auf der Straße zwiſchen Weinhaus und Pötzleinsdorf und hat eine dem heil. Johann v. Nepomuk geweihte Kirche, welche 1787 der Hofkriegsrath Matthäus Lydl von Schwanau, der in Gerſthof geboren wurde und dort wohnte, erbaute. Sie wurde aber erſt zwei Jahre ſpäter eingeweiht, und ſeine Gedächtnißfeier wurde auf den 15. Auguſt eines jeden Jahres, als dem Feſttage der Himmelfahrt Mariä, feſtgeſetzt.

Ein Grab auf dem Kirchhofe ſchließt die Gebeine des vaterländiſchen Dichters, Heinrich v. Collin, in ſich; einfach, aber eben ſo ſchön, als das Denkmal in der Carlskirche.

Gerſthof ſoll ſeinen Namen einem groſſen Bauernhofe, der hier einſt einſam ſtand und deſſen Beſitzer Gerſter hieß, verdanken. Der Großhändler Edler v. Popper hat 1806 hier ein ſchönes Landhaus gebaut. Im J. 1807 wurde der ungemein reizende Garten dabei angelegt, der noch immer viele Wiener hinzieht und dem Dörfchen viel Leben verleiht. Weſtlich führt eine ſchöne Pappelallee nach Pötzleinsdorf.

Geſchlechter.

Von den alten Bürger- und Adelsgeſchlechtern der Stadt ſind wenig mehr vorhanden; ſie ſtarben zum Theile aus, oder verließen in Folge der Reformations-Wirren den heimiſchen Heerd.

Zu den berühmteſten ritterbürtigen Häuſern gehören, wie Hormayr bemerkt, die Ottheimer von Neuburg, Gründer des Rathhauſes und der Salvatorskirche; — die Breitenfelder beim Stoß im Himmel; — die Paltrame am Stephansfreithof, am Holzmarkt und in der Singerſtraße ſeßhaft, ſie waren in den trüben Tagen des Zwiſchenreiches und unter den erſten Habsburgern berühmt; — die mächtigen Tirna, welche den Mond im Schilde führten, bei St. Stephan die Kreuzcapelle (worin Eugen und Wien's Geſchichtſchreiber Cuſpinian ruhen) erbauten, und unter Max I. mit einem Domherrn von Paſſau erloſchen; — die

Straſſer, Erbauer des Gundelhofes und seiner St. Thomascapelle; — die Griesenböcke, ein wahres Geschlecht von Gelehrten in Theologie, Rechtswissenschaft und Heilkunde; — die Geymann, aus denen der erste Meister des ritterlichen Georgenordens hervorging; — die Pempflinger, die durch Königs Matthias Gunst in Ungarn reich und mächtig wurden, und den Pempflingerhof erbauten.

Viele Ritter-Geschlechter nahmen nach und nach statt ihrer eigenen, Namen an, die ihnen der Zufall, oder eine Volksgewöhnung, die Kirche, wo sie ihre Andachtsplätze oder Erbgruft, oder eine Familiensage gab; hiezu gehören: die Innprucker, oder Edlen von Innpruck, ein uraltes Rittergeschlecht, sie hatten ihr Haus in der Wildwerker- oder Wipplingerstraße (386) und waren sehr reich (starben um 1640 aus und wurden von den von Wepfing aufgeerbt), die Ennenkel, die Greifen, die von den mindern Brüdern, die Haarmarkter, die vom hohen Markt, die Sparenkannst, Küßdenpfennig, Schlagnitweit, Stachnitweit, Schabenrüssel.

Vom Rathsstande leuchteten hervor: die Teubel, schon in den ältesten Zeiten Hansgrafen und Bürgermeister; — die Griechen von Als, die mit Heinrich Jasomirgott auf der Kreuzfahrt aus Byzanz gekommen sein sollen; — die von Eslarn am Bauernmarkt; — die Urbetsch, durch Stiftungen nach St. Stephan ausgezeichnet; — die Vorlauf, aus denen der edle Bürgermeister zum Lohne der Treue durch das Henkerschwert fiel; — die Hölzler, von denen Conrad die Büsterinnen zu St. Hieronymus in der Singerstraße stiftete; — die Mannersdorfer von der Dreifaltigkeit in der Judengasse; — die Amann, aus welchen einer bei der Vertheidigung der Königsburg Wissegrad den Tod und ewigen Ruhm fand; — die Sieß vom St. Petersfreithof; — die Gundlacher aus Baiern, Inhaber des Köllnerhofes und Erbauer seiner Philipps- und Jakobscapelle, später Besitzer des nach ihm genannten Gundelhofes; — die Unterm Himmel; — die Permann in der Wollzeile, von denen der reiche Ulrich das Geld nie zählte, sondern wog; — die Rock, welche das Haus der erloschenen Permanns erhielten, und von welchen einer mit dem Bürgermeister Vorlauf hingerichtet wurde.

Von etwas neuerem Ursprung sind vom Ritterstande die Haiden, Hausbesitzer an der Fischerstiege und am Heidenschuß; — die Jörger, in ihrem nahen Hernals zur Zeit der Reformation unruhige Köpfe; — die Pachleb, von denen Clemens die Neustadt wider König Matthias Corvin mit Löwenmuth vertheidigte; — die Edlasberger am Lugeck, groß geworden durch den ungarischen Handel; — die Haimberger, ursprünglich von Hall in Tirol, reich durch das alte Stadtwirthshaus zum goldenen Hirschen in der rothen Thurmstraße, berühmt durch die kirchlichen Stiftungen und Liebe zu den Wissenschaften; — die Kufsteine aus dem Poigreich. Vom Rathstande besaßen die Hutstocker viele und schöne Häuser; Andreas Hutstocker focht von Capistrans Predigten begeistert an seiner Seite bei Belgrad. Zu nennen sind auch die Oen von St. Niklas auf der Landstraße und die Kißling von Erdberg.

Aeneas Sylvius sagt vom Adel Wien's unter Friedrich III.: „In Österreich gibt es viele Landherrn, edel und mächtig; die Grafen von Schaumburg und Maidburg im ersten Range. Noch reicher aber als sie sind die Waldsee, die Lichtenstein und Buchheim, und keines geringeren Namens die Starhemberge, Ebreichsdorfe, Pottendorfe, Volkenstorfe, Eckhardsaue, Hohenberge. Die Cypringer, wiewohl erst ganz neu aus dem Staube erhoben, übertreffen gleichwohl die meisten an Reichthum und Ansehen."

Daß es diesen Edelherren nicht an Galanterie gebrach, sieht man aus folgender Stelle: „Die Ritter besuchen häufig die Bürgersfrauen; die Männer lassen ihnen Wein aufsetzen und ziehen dann aus dem Hause.“

Gesindehaus.

Nach Aufhebung des Dorotheerklosters in der Stadt legte Kaiser Joseph II. in einem Theile des Gebäudes unter obigem Namen eine wohlthätige Anstalt an für arme Leute, welche Arbeit wollten, aber keine finden konnten. Es zeigte sich aber, daß das unaufgeklärte Volk dieses Arbeitshaus unter öffentlicher Aufsicht für eine Art Zuchthaus hielt, daß es sich darin zur Arbeit gezwungen glaubte, und die menschenfreundliche Gesinnung des Stifters für eine Strafe ansah. Die Anstalt mißglückte daher, und die Grundrichter machten bekannt, daß jeder, der bei ihnen arbeiten wolle, sich melden könne, und bald waren dritthalb tausend Menschen beschäftigt. Dies ist die Geschichte unserer ersten freiwilligen Arbeits-Anstalt.

Getreidemarkt.

Dieser Markt trägt den Namen von seiner Bestimmung und dem stehenden städtischen Getreide-Magazin (Körnerkasten). Vormals war er der militärische Richtplatz; der Gemeine Wenzel vom Kolowrat'schen Regimente, als Deserteur zum Strange verurtheilt, war der letzte, der hier am 28. Jänner 1747 gerichtet wurde, denn von da an wurde der Richtplatz auf die Gänsweide versetzt. Im J. 1809 fanden hier leider ähnliche Auftritte Statt, indem die Franzosen gegen den Jesuiterhof (s. d.) zwei Wiener Bürger erschossen. In unseren Tagen zog die Grabung eines artesischen Brunnens die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Markt.

Gewehrfabrik (K. K.).

Das die heutige k. k. Gewehrfabrik an der Ecke der Währingergasse bildende Gebäude war ursprünglich das Gartenhaus der Herren von Brenner, von welchen es Graf Theodor von Bathyany an sich brachte, der es verschönerte und mit Gartenanlagen zierte. Als Joseph II. die Errichtung einer Gewehrfabrik beschlossen hatte, verlegte er sie in diesem Hause, das er zu diesem Zwecke vom genannten Grafen kaufte.

Die technische Einrichtung dieser wichtigen Waffenwerkstätte, welche jedoch blos Militär-Gewehre erzeugt, ist von hoher Vollendung, und ihre Besichtigung für den Sachkenner von höchstem Interesse.

Gewerbe.

Den deutlichsten Begriff von dem regen Gewerbsbetriebe Wien's gewährt ein Blick in den jährlich vom n. ö. Gewerbs-Verein herausgegebenen Gewerbs-Kalender, worin alle Gremien und Innungen und alle dazu gehörigen, theils bürgerlichen und theils befugten Individuen enthalten sind. Wir ersehen, um einige Hauptmomente anzuführen, daraus, daß Wien gegen 3000 Schneider, 2500 Schuhmacher, 2000 Seidenzeugmacher, 1500 Tischler, 1200 Handelsleute (von Großhändlern bis zu den tolerirten Kaufleuten), 1200 Weber, 1200 Wirthe (Wein- und Bier-), 800 Schlosser, 620 Greißler, 560 Drechsler, 510 Juwelen-, Gold- und Silberarbeiter, 510 Trödler, 340 Uhrmacher, 310 verschiedene Schmiede, 300 Bäcker, 170 Branntweinbrenner und 140 Caffehsieder hat.

Mehrere in früheren Zeiten vorkommende Gewerbe sind in Folge der veränderten Sitten und Gebräuche ganz verschwunden, und daß es darunter noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch curiöse Gewerbe gegeben hat, wissen wir aus einer Mittheilung Gräffer's, der aus Ponty's Häuser-Verzeichniß von 1779 unter mehreren andern folgende anführt, die noch überdies sämmtlich Hausbesitzer waren: Althan (S), Peter Karlinger, Krebsen-Zähler. —

Himmelpfortgrund, Froschhändler. — Landstraße (173), Klein-Salzmäßler. — Alserchenfeld (30), Beutelstricker. — Alserchenfeld (162), Patschenmacher. — Lichtenthal (71), Schindelzähler. — (66), Froschfänger. — Magdalenagrund (6), bürgl. Lichteranzünder. — Pioßl (63), Plattelschlager. — Roßau (100), bürgl. Nachtführer. — Wieden (97), bürgl. Standelsiperin. — Stadt Wien (1290), bürgl. Weinausrufer (in der Stadt und in den Vorstädten, wie die Austrommler umherschreiten, Wein-Versteigerungen auszurufen). Daß es Krebsen- und Schindelzähler gab, wird uns nicht wundern, wenn wir unsere heutigen Kirschenzählerinnen betrachten, die nach unserem Gewährsmann eine neuere Erfindung sind.

Gewerbs-Produkten-Ausstellung.

Nach einem Beschluße Kaiser Franz des I. und spätern Anordnungen wird von fünf zu fünf Jahren eine öffentliche Ausstellung von Musterstücken der Erzeugnisse aller Fabriks-, Manufaktur- und Gewerbszweige der gesammten Monarchie in Wien veranstaltet, womit im J. 1835 der Anfang gemacht wurde; die zweite fand 1839, die dritte 1845 Statt. Zur Leitung derselben ist eine eigene Commission zusammengesetzt, deren Mitglieder wenigstens zu zwei Drittheilen aus Individuen des Gewerbs- und Handelsstandes, und die übrigen aus Regierungs-Beamten und aus Mitgliedern des polytechnischen Institutes zu bestehen hat. Es versteht sich von selbst, daß die einzusendenden Musterstücke nicht kleine Proben, wie man sie für Musterkarten anwendet, sondern vollständige Waarenartikel sein müssen. Das großartige Lokale der Ausstellung wird jedes Mal vor dem Gebäude des polytechnischen Institutes aufgeschlagen. Mit allerh. Entschließung vom 13. Mai 1835 wurde für die Ausstellung auch eine feierliche Vertheilung goldener, silberner und broncener Ehrenmedaillen bewilligt, um jene Fabriks-, Manufaktur- und Gewerbs-Unternehmer aufzumuntern, welche sich nach dem Ausspruche von aufgestellten Sachverständigen einer ehrenvollen Auszeichnung am würdigsten gemacht haben.

Geymüller'sche Häuser.

Das der Freiin Clara von Geymüller gehörende schöne Haus (102) in der Schottengasse ist der, schon in der ältesten Zeit seines großen Umfanges wegen bekannte Baumgartner-Hof, einst ein fideliches Besitzthum, dessen großer Hof mit einer schönen Brunnengruppe, eine Najade und einen Amor vorstellend, geziert ist. Es gehörte später den Grafen von Hoyos, und dann dem Grafen von Neipperg.

Geschichtlich merkwürdiger und von zierlicherer Bauart ist das Rudolph Freih. v. Geymüller'sche Palais in der Wallnerstraße (272), einst die Wohnung der Grafen Caprara, ein in der Kriegsgeschichte Österreich's rühmlich ausgezeichneter Name.

In diesem Hause wohnte der Divisions-General Bernadotte, welcher nach der Ratifikation des Friedens zu Rastadt zu Anfang Februars 1798 als französischer Botschafter nach Wien kam. Er gab am 13. April ein häusliches Fest und ließ eine dreifarbige Fahne auf dem Balkon des Hauses aufstecken. Das Volk stutzte über diese ungewöhnliche Erscheinung; es hielt die Fahne für ein Signal des Aufruhrs, sammelte sich in großen Massen und wurde, als der Botschafter die Fahne selbst auf das Ersuchen der Polizeibehörde nicht einzog, so erbittert, daß es die Fenster des Hauses einwarf, die Fahne vom Balkon riß und sie auf der Freiung verbrannte. Die Garnison trat unter die Waffen und die Stadtthore wurden gesperrt. Die Ruhe war bald hergestellt, doch konnte der Botschafter nach zwei Tagen nur

unter starker militärischer Bedeckung bei Hof die Abschieds-Audienz nehmen. Ein Augenzeuge erzählt von diesem Ereignisse, daß der Mann, der sich zuerst der Fahne bemächtigte, damals ein Student, noch als ergrauter Staatsbeamter lebt, und die Quaste der Fahne als Trophäe aufbewahrt.

Auf welche Weise Bernadotte damals vom Tode errettet wurde, ist weniger bekannt. Es war Kaiser Franz selbst, der sich durch die Volksmassen drängte, und in dem Pallaste, dem jetzigen Gepmüller'schen Hause, erschien. Das Volk begrüßte seinen Kaiser mit ungeheuerem Enthusiasmus, und es wurde Zeit gewonnen. Der damalige turbulente Republikaner endete als der Weiseste der Könige, von seinem Volke und Europa bewundert. Er war einer der Großkreuze des Maria Theresien-Ordens, den ihm der Kaiser Franz auf dem Schlachtfelde bei Leipzig, nachdem er ihn seit seiner Entfernung aus Wien nicht gesehen hatte, mit lächelnder Miene, indem er ihn umarmte, mit den Worten umhing: „Mein Vetter, wir sind alte Bekannte.“ Der Kaiser Franz achtete diesen Fürsten hoch, eben so der Erzherzog Carl, der ihm oft gegenüber stand.

Glacis (Das)

oder der freie Raum zwischen der Stadt und den Vorstädten, der mit Ausnahme der Donau-Ufer-Strecke zwischen dem Rothenthurm- und dem Neuenthore um die ganze Stadt läuft, verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß nach der zweiten türkischen Belagerung (1683) verordnet wurde, kein Haus der österreichischer Seits zerstörten Vorstädte dürfe der Stadt näher als 600 Schritte von den Pallisaden der Festungswerke der Stadt wieder aufgebaut werden, wovon die Leopoldstadt allein ihrer Lage wegen ausgenommen war.

Im Jahre 1741, als Maria Theresia unter drohenden Umständen kaum die Regierung angetreten hatte, glich das Glacis einem Feldlager, denn es campirten dort mehrere Tausend Mann Truppen, die sich in Wien versammelten, um den Thron der Fürstin zu sichern. Dieser Raum war bis zum Jahre 1770 ein wüster, von Unrath, Schlamm und Staub bedeckter Platz ohne Fahrwege und Fußsteige, unbequem und selbst bei Tage unsicher zu durchwandeln. — Nächtlicher Weile trieb sich dort ein brod- und herrenloses Gesindel herum und es fanden zahlreiche Händel und Raufereien Statt, die nicht selten ein blutiges Ende hatten, und wozu vormals der Umstand, daß sowohl die Studenten als die Handwerksgesellen Degen trugen, nicht wenig beitrug. Selbst als Carl VI. den Letztern das Waffentragen untersagt hatte, dauerte der Duellanten-Unfug noch fort. Joseph II. nahm im besagten J. 1770 die erste Regulirung des Glacis vor; er ließ rings um die Stadt erhöhete Fahrstraßen und von einem Stadtthore zum andern, so wie auch nach allen Vorstädten eigene Wege für Fußgeher anlegen, wodurch das Glacis zu einem schönen Wiesengrunde umgeschaffen, und die Verbindung der Stadt mit den Vorstädten sehr erleichtert wurde. Mit Anfang Decembers wurde der Anfang mit Aussteckung der neuen Wege um die ganze Stadt gemacht; nämlich zum Fahren in der Mitte zwischen Stadt und Vorstädten und zum Gehen dicht an den Stadtgraben. Die erste Strecke der Fahrstraße von dem Getreidemarkt bis zum Kärntnerthore war mit Anfang des gedachten Monats bereits zu Stande gebracht. — Mit Ende des folgenden Jahres war die ganze Fahrstraße vollendet und von jeder Vorstadt ein Fußweg nach der Stadt, und in den Zwischenplätzen Wiesen angelegt.

Auch wurde das Glacis rund um die Stadt, vor den Stadtthoren die Fahrwege bis zum Eingange der Hauptstraßen der Vorstädte, so wie die große im Zirkel um die Stadt laufende Straße, und alle von der Stadt nach den Vorstädten führenden Fuß-

wege zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Publikums beleuchtet. Sie wurden im Jahre 1781 mit Alleen von Kastanienbäumen besetzt; diese Bäume gedihen trefflich und wurden anfangs von der fleißigen Hand der bäuenden Zöglinge begossen.

Am 11. April 1797 sollten wegen der Befestigung der Stadt bei der Nähe des Feindes die Alleen des Glacis gefällt werden. Dem damaligen Stadt-Unterkämmerer Wohlleben gelang es, die schönen Baumgänge gegen die Verbürgung zu erhalten, sie bei dem Eintritte der wirklichen Gefahr augenblicklich wegzuschaffen. Inzwischen wurden die Vertheidigungsanstalten eifrigst betrieben, die Zugbrücken hergestellt, die bedeckten Wege palisadirt u. s. w.

Bei den allgemeinen Stadtverschönerungen der neuesten Zeit wurde das Glacis durchaus geebnet, mit vielen neuen Alleen durchschnitten, mit Ruhebänken besetzt und zum herrlichsten und nächsten Spaziergang der Stadt umgewandelt. Die von den Franzosen im J. 1809 gesprengten Außenwerke des Paradiesgärtchens bis zum Kärntnerthore wurden vollends geschleift, die Gräben und die Ravelins ausgefüllt und mit dem Glacis in gleiche Ebene gebracht, die Courtine-Revers durchaus mit Rasen belegt, ihre Ränder am Glacis mit Spalieren und Baumreihen besetzt, und im Stadtgraben rings um die Stadt eine schöne Pappel-Allee angelegt. Eine ähnliche Zierde, wie unser Glacis hat keine andere Hauptstadt. Selbst der Pariser hat keinen Anblick wie hier, wo die prachtvollen Granitmauern der innern Stadt mit einem schimmernden, breiten Rande von Smaragd eingefaßt sind, um durch wechselnden Farbenton sie trennend zu verbinden mit den weit und fern schimmernden Auen der ungeheuern Vorstädte, so daß die Worte der Frau von Staël: „Wien ist ein unschätzbarer Diamant in Smaragd gefaßt," was damals eine Schmeicheley war, heute Wahrheit ist.

Der merkwürdigste Theil der Esplanade ist jedoch der vor dem Carolinenthor liegende Punkt, gewöhnlich das Wasser-Glacis (S. d.) genannt. Der große Raum zwischen dem Burgthore und dem Schottenthore wird als militärischer Exercierplatz benützt; der Rabenstein erhob sich bis zu Joseph des II. Zeit in der Gegend nächst der Rossau, und auf dem Wiesenplatze gegen die Alserkaserne wurden bis zu unseren Tagen die militärischen Hinrichtungen vollzogen.

Gluck (Christoph Ritter von).

Dieser unsterbliche Tondichter, der die deutsche Oper zu ihrem höchsten Glanze erhob, wurde den 25. März 1714 in Neustadt an der Waldnaab, einem Städtchen im Kreise Oberpfalz Baierns geboren. Schon früh widmete er sich der Musik; doch erst nach seinem 40. Jahre trat er mit den großen Meisterwerken auf. Sein ganzes Streben ging darauf aus, eine neue Bahn zu brechen, wobei er sich über Mode und Herkommen hinwegsetzte, und Alles der Wahrheit und dem Ausdruck aufopferte. Von San Martini in Italien tiefer in die Geheimnisse der Tonkunst eingeweiht, gab er zuerst in Mailand die Oper „Artaxerxes" und in Venedig „Demetrius." Gleiche Anerkennung fanden in London sein „Sturz der Giganten" und in Wien die Opern „Orpheo, Alceste und Armida." In Paris setzten sich der Aufführung seiner Iphigenia manche Schwierigkeiten entgegen; doch 1774 erschien der 60jährige Gluck selbst dort, und die Oper wurde nicht nur mit außerordentlichem Erfolg gegeben, sondern auch in zwei Jahren 170 Mal wiederholt. Der Iphigenia in Aulis" ließ Gluck die Iphigenia in Tauris" und „Echo und Narcissus" folgen, die gleichen Enthusiasmus hervorbrachten. 1787 kehrte er mit einem beträchtlichen Vermögen nach Wien zurück, wo er

in demselben Jahre am 15. Novemb. starb. Gluck war äußerst thätig, wenn ihn die Ausführung eines Gedankens beschäftigte; oft sprang er dann des Nachts auf, um weiter zu schreiben, oder vergaß darüber Essen und Trinken. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte Mozart. — Seine Werke in ihrer edlen Einfachheit und antiken Größe stehen fast einsam da. Niemand hat sie erreicht oder übertroffen. Auch fand er weder in Frankreich noch in Deutschland Nachahmer. In Deutschland wurde er mehr bewundert als geliebt.

Auf dem Friedhof vor der Matzleinsdorfer-Linie, rechts am Eingange befindet sich Glucks Grabstein, klein, schmutzig und mit folgender fast unleserlicher Inschrift:

Hier ruht
ein rechtschaffener, deutscher Mann,
ein eifriger Christ und treuer Gatte,
Christoph Ritter von Gluck,
der erhabenen Tonkunst großer Meister.
Er starb am 15. Nov. 1787.

Unlängst [illegible] hierüber eine öffentliche Stimme [illegible]: „Ärmlich und verlassen steht [illegible] großen Meisters Ruhort aus, gewaltig abstechend gegen die verschwenderische Pracht des nachbarlichen Grabdenkmals, jenes der Familie des Großhändlers D. — Das kann und soll nicht so bleiben! Soll denn die große Musikstadt Wien, wo mit so richtigem, begeisterten Verständnisse von Tausenden der geschicktesten Künstler und gründlich gebildeten Dilettanten die Meisterwerke eines Mozart, Beethoven u. s. w. zu Gehör gebracht werden, nicht die armselige Summe von einigen Gulden anwenden wollen, um diese Grabstätte würdiger zu zieren? Als vor wenig Jahren [illegible] ner starb, da war in Kürze ein geschmackvoller Denkstein besorgt und Gluck, der Compositeur von Alceste, Orpheus, Paris und Helena, Iphigenia, der [illegible] Maria Antoinettens, sollte darauf keinen Anspruch machen dürfen?

Glückshäfen.

Diese befanden sich Anfangs am Petersfreithof und wurden 1702, als die dortige Kirche neu erbaut wurde, auf dem Graben und zwar an der Stelle vor dem Sparkassagebäude und vor den zwei 1840 — 1841 abgetragenen Häusern verlegt, wo sie durch ein volles Jahrhundert blieben. Es waren Bretterbuden, die durch reiche Gold- und Silbergeschirre die Vorübergehenden anlockten, gegen Entrichtung einer kleinen Einlage aus dem in der [illegible] angebrachten Drehkasse sich eine Nummer zu ziehen, was natürlich meistens eine [illegible] war. Diese Glückshäfen wurden erst im Anfange dieses Jahrhunderts abgestellt.

Gnadenbilder (Marianische).

Wien's Gotteshäuser sind reichlich mit wunderthätigen Frauenbildern versehen, mit welchen verschiedene Legenden verbunden sind, die im gehörigen Orte mitgetheilt werden. Hier folgt das Verzeichniß dieser, im [illegible] sogenannten Gnadenbilder:

In der Stadt.

Die [illegible] Muttergottes bei St. Stephan.

Hausmutter, v. im Kloster zur Himmelpforte, heute bei St. Stephan.

Maria von Pötsch bei St. Stephan.

Maria von Candien in der Michaelerkirche, in der Schottenk., in der Maria-Stiegenk., vormals auch bei den Lorenzerinnen und Siebenbüchnerinnen.

Maria Heil der Kranken, v. bei den Clarisserinnen in der Singerstraße.

Maria Hilf in der Peterskirche.

Maria von Lorette in der Augustinerk.

Maria Major oder die Mutter der guten Hoffnung bei St. Anna.

Maria Major oder wunderbare Mutter, v. im Königskloster.

Schutzmutter, v. bei den Jakoberinnen.
Maria Tröſterin der Betrübten bei den Capuzinern am Neuenmarkt.

In den Vorſtädten.

Maria von Bethlehem, Maria Hilf und ſchmerzhaftweinende Mutter bei den Weißſpaniern, heute Minoriten in der Alſergaſſe.
Maria von Czenſtochau in der Pfarrkirche in der Leopoldſtadt.
Maria Hilf in der Kirche der gleichnamigen Vorſtadt.
Maria Hilf bei den Paulanern auf der Wieden.
Maria mit dem geneigten Haupt in der Carmeliterkirche in der Leopoldſtadt.
Marienbild in der Kirche der Barmherzigen.
Maria Major auf der Laimgrube.
Maria vom guten Rath in der Auguſtinerkirche auf der Landſtraße.
Maria von Czenſtochau, Maria von Einſiedel und Maria Hilf zu Hernals.
Maria de Mercede in der ſpaniſchen Spital- (heute Waiſenhaus-) Kirche.
Maria Treu in der Piariſtenpfarre in der Joſephſtadt.
Maria Troſt bei St. Ulrich.
Schmerzhafte Mutter bei den Serviten in der Roſau.

Gobl (Zur Frau).

Das Haus zur Frau Gobl (55) gehört zum Strozzengrunde und iſt nichts weniger als eine reizende, ſondern eine ſchon ziemlich veraltete, abgeſtandene Frau Gobl. Dieſes vorzeitige Gewand kleidet unſere Frau Gobl aber gut, und iſt auch ihrem vorgerückten Alter mehr angemeſſen als der moderne architektoniſche Flitter, den wir allenfalls bei einer Jungfer Gobl angeben ließen, der aber einer Frau Gobl, unter welcher man in der Regel ehrſame Matronen verſteht, nicht gut anſtehen würde.

Dieſes Haus führte Anfangs den goldenen Adler im Schilde, den aber die Dankbarkeit der Grundinſaſſen, trotz Grundbuch und Schematismus verſcheucht hat. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beſaß eine wohlhabende und wohlthätige (was nicht immer beiſammen iſt) Frau dieſes Haus, welche ſich es angelegen ſein ließ, bei Kindern armer, rechtlicher Leute Pathenſtelle zu vertreten. Dieſe chriſtliche Mildthätigkeit wurde aber nach und nach ſo oft in Anſpruch genommen, daß endlich wenige Kinder der Nachbarſchaft geboren oder gefirmt wurden, bei welchen die Adler-Hausfrau nicht zur Gobl erbeten wurde.

So kam es, daß beſagte Hausfrau allgemein die Frau Gobl genannt wurde, und daß es allenthalben in jenem Vorſtadtgrunde hieß, wir gehen zur Frau Gobl, welchen Namen zum Schluße ſtatt der Hausfrau das Haus ſelbſt erhielt. Bekannt iſt in neuerer Zeit auch das Krippelſpiel, welches in dieſem Hauſe durch eine lange Jahrenreihe in der Faſtenzeit aufgeſtellt und das beſuchteſte ſeiner Art war.

Goldberg'ſches Stifthaus.

Unter Ferdinand III. beſaß die Hochſchule am Ende des alten Fleiſchmarktes ein Schulhaus, der Goldberg genannt, wo den armen Studenten, die ſich vom Singen und Almeſen nährten, Herberge, Holz, Licht, Bücher und Arzneien umſonſt geliefert wurden. Als die Hochſchule von Ferdinand II. den Jeſuiten übergeben wurde, erhielten ſie auch dieſen Goldberg.

Bald darauf wurde dieſes Haus durch Pazmany eine höhere Bildungsanſtalt für den ungariſchen Clerus (ſ. Pazmaneum). Da hierüber mit der Univerſität ein Streit entſtand, ſo traten die Jeſuiten derſelben das ihnen in der Zwiſchenzeit vermachte Scholz'ſche Haus (975) in der Johannesgaſſe ab, welches ſeit dieſer Zeit den

Namen des Goldberg's erhielt und worin arme Studenten untergebracht wurden.

Es ist in seinem heutigen Baustande eines der ältesten Häuser Wiens und seine Einkünfte werden noch immer zum Unterhalt armer Studenten verwendet.

Bis zu Josephs Zeiten hatte das Haus eine den Aposteln Peter und Paul geweihete Capelle, welche der berühmte Paul Gerbait, Professor der Heilkunde 1678 für die armen Studenten dieses Stifthauses erbaut hatte. Graf Gotthard von Salaburg ließ diese Capelle 1700 erhöhen, um darin aus seinem benachbarten Hause (976) dem Gottesdienste beiwohnen zu können.

Goldenen Birne (Zur).

Dieses Gasthaus ist eines der ältesten der Landstraße und es hat in neuerer Zeit durch seinen großartigen Garten und schönen Tanzsaal, die heute davon getrennt sind, eine ephemere Berühmtheit erhalten. Ohne uns dabei länger aufzuhalten, wollen wir unser Augenmerk auf einige sonderbare Passagiere richten, die dort im Monat April 1842 ihr Absteigquartier nahmen.

Zur Abendszeit kam daselbst ein ganz eigenthümlich konstruirter Wagen — augenscheinlich aus weiter Ferne an. Vier Extrapostpferde zogen ihn. Hunderte drängten sich in seine Nähe und erschöpften sich in Muthmaßungen über die Bestimmung dieses archenähnlichen Kastens. Es errieth sie jedoch Niemand früher, als bis man aus seinem Innern zwei englische Vollblutpferde herauskommen sah.

Diese Thiere gehörten dem Ritter von Bethmann in Frankfurt am Main und hatten die Reise von England nach Wien durchaus mit der Extrapost gemacht. Ihre Bestimmung war die gräfl. Hunyad'sche Trainiranstalt zu Pahrendorf in Ungarn, um zum Wettrennen vorbereitet zu werden, und auf der Wiener Rennbahn Proben ihrer Schnellkraft abzulegen.

Goldene Greif (Der).

Der Greif ist ein Fabelthier, welches in die Kategorie der Drachen, Lindwürmer, Basilisken und ähnlicher Gebilde der Phantasie gehört. Er wird abgebildet mit dem Körper und Schweif eines Löwen, dem Kopf eines großen Adlers oder Geiers, und an den Füßen Löwen- oder Geierklauen. Gewöhnlich sind auch die Vorderfüße gefiedert; und ein mächtiges Flügelpaar befähigt dies Ungeheuer, sich augenblicklich in die Luft zu schwingen. Der Greif gehört mehr der romantischen, als der klassischen Fabelwelt an, er spielt oft eine Rolle in den Feenmährchen und Ritterromanen. Wie die der Drachen, so ist in der Maschinerie dieser Erzählungen auch die Funktion der Greife; Burgen, verzauberte Schlösser, Feenpaläste, gefangene Prinzessinnen und verborgene Schätze zu bewachen. Auf Greifen reiten Feen und Zauberer, Greife rauben Kinder, Greife tragen Gefangene aus ihren Kerkern durch die Lüfte fort. Vom Mährchen der persischen Sultanide bis zum deutschen Kindermährchen herab, spielt der Vogel Greif eine Rolle. Seine Gestalt benutzte eine schöpferische Architektonik vielfach zu Ornamenten, und auf hundertfältige Weise bürgerte er sich als Wapen oder deren Schildhalter, in Fürstenhäuser und Ritterfamilien ein. Der Greif ist zugleich ein Symbol der Stärke, des Muthes, der Macht, der Klugheit und der Wachsamkeit, lauter Eigenschaften, die ihn als ritterliches Stammzeichen oft erwählen ließen.

Der Greif hat sich auch in Wien geltend zu machen gewußt; der Gasthof zum Erzherzog Carl in der Kärntnerstraße hieß vormals der Greif und das Haus (634) in der Bischofsgasse, so wie einige Vorstadthäuser führen noch heute einen goldenen Greif zum Schildzeichen. Ob eines dieser Häuser von dem alten eingebürgerten Rittergeschlechte der Greifen

(Griffe), das besonders bei der Kirche zu Maria-Stiegen lehnhaft und wovon Wernhard von Greif 1303 Besitzer dieser Capelle wurde, dessen Familie sie bis 1357 besaß, wo sie durch Kauf an das Bisthum Passau kam, den Namen erhielt, ist zweifelhaft.

Goldene Hirsch (Der)

in der Rothenthurmstraße (728) ist unter diesem Namen schon seit mehreren Jahrhunderten bekannt; er gehörte Anfangs der ausgezeichneten Familie der Heiberger (Hoperger), welche darin eine schöne, vorbesuchte Hauscapelle unterhielten, er wurde nach ihnen eine Zeitlang von seinem Besitzer, dem Rathsherrn Oktavian von Lumago, Lumago's Haus genannt, und gehört heute dem Griechen Georg Karajan. Die ersten Besitzer des Hauses, die Heiberger, waren den Künsten und Wissenschaften eben so großmüthig ergeben, als durch gottesdienstliche Stiftungen ausgezeichnet; die Capelle in ihrem Hause wird in Urkunden schon unter Albrecht VI. genannt.

In der Folge wurde der goldene Hirsch eines der besuchtesten Gasthäuser Wien's, wozu seine Lage und der darin bestandene Fechtschule für Handwerksburschen zum Spiegel-Fechten nicht wenig beitrug, und erst vor wenigen Jahren verschwand der alte zweistöckige Bau, um dem heutigen Raum zu geben.

Seitdem, sagt Zitzinger, ist aus dem alten Hirschen ein neuer Hirsch geworden, wenn auch nicht mit zwei neuen Geweihen, doch mit einigen neuen Stockwerken, die nicht abgeworfen werden; sondern abwerfen (nämlich Zins).

Goldene Lamm (Das) in der Stadt.

Dieses Wirthshaus in der Naglergasse gehört zu den ältesten in der Stadt; es kömmt schon zur Zeit der türkischen Belagerung vor, und war 1703 der Tummelplatz arger Auftritte.

Die Pagen und Heiduken des Adels waren damals eine zügellose Volksklasse, der deßhalb auch das Waffentragen untersagt wurde. Diese Leute trotzten wohl auch der bewaffneten Macht und es kam in den Straßen nicht selten zwischen ihnen und der Stadtguardia und Rumorwache zu förmlichen Treffen.

Ein solcher Tumult entstand im J. 1703 eines arretirten Lakeien wegen, wobei die Rumorwache genöthigt war, sich mit ihrem, auf dem Graben Verhafteten, ins nahe Wirthshaus zum Lamme in der Naglergasse zu flüchten und es zu verrammeln.

Die zusammenströmenden Heiduken, Läufer und Lakeien erbrachen aber die Thüre und befreiten ihren Kameraden; ja sie erstürmten und plünderten sogar das Rumorwachehaus am neuen Markt, bis das Militär durchgriff, und einen der ersten Rädelsführer, Jakob Beck, einen zwanzigjährigen Mohren, dem Freimanne übergaben, der ihn am hohen Markt zum abschreckenden Beispiel an den Galgen knüpfte.

Goldene Lamm (Das) in der Leopoldstadt.

Dieser Gasthof muß sowol hinsichtlich seiner großartigen Beschaffenheit, als seines hohen Alters wegen, zu den ersten Bewirthungsanstalten der Hauptstadt gezählt werden. Seine Fronte erhebt sich pallastartig gegen die Donau und gegen das Stierböck'sche Caffehhaus, im Anfange der Praterstraße, und beherrscht daher eine der besuchtesten und schönsten Passagen Wiens.

Diese günstige Lage verschaffte ihm selbst in seiner vorigen, nichts weniger als ansprechenden äußern Form, einen ungewöhnlichen Zulauf; es ist daher nicht zu bewundern, wenn er endlich so reichlich goldene Wolle getragen hat, daß er sich in seiner gegenwärtigen Riesenhaftigkeit mit hundert Passagierzimmern emporhob. Es ist eine Eigenheit dieses Gasthauses, daß seit der Zeit,

als mit der ottomanischen Pforte diplomatische Verbindungen angeknüpft worden sind, mit wenigen Ausnahmen die muselmännischen Abgesandten dort gewohnt haben.

Einen glänzenden Einzug hielt dahin der, am 5. Juni 1665, wegen des auf 20 Jahre abgeschlossenen Waffenstillstandes eingetroffene Gesandte. Er wurde auf der Moser'schen Wiese zwischen dem Neugebäude und Simmering empfangen, auf welcher ihm vom kaiserlichen Dolmetsch ein Pferd entgegengeführt wurde. Den Zug eröffneten zwei kaiserliche Einspanner, diesem folgte die erste berittene Bürger-Compagnie der Fleischhauer, mit Trompeten und Pauken, die zweite Compagnie der Niederleger, der Bürgermeister mit seiner Compagnie, das Gefolge der Gesandtschaft, kaiserliche Trompeter und Pauker, der Botschafter mit dem Hofmarschall, der Stadtguardie Oberstlieutenant und der kaiserliche Dolmetsch, die berittenen ständischen Glieder, und den Schluß machte eine vom Hofmarschall eigens errichtete Compagnie. Der Zug ging durch das Kärntnerthor, bei den Augustinern vorüber, über den Kohlmarkt, Graben, bei St. Stephan und durch die Rothenthurmstraße, in die Leopoldstadt zum goldenen Lamm.

Nach Abschluß des Carlowitzer Friedens (vom 25. Jänner 1699), erschien der Botschafter Ismael in Wien, wo er am 30. Jänner 1700 feierlich einzog. Er wurde eben so, wie obiger empfangen. Gleiche Ehre widerfuhr dem, im Jahre 1704 eingetroffenen Ibrahim Bassa, welcher auch dieselbe Wohnung bezog.

Einer der glänzendsten Gesandten-Einzüge, die Wien je sah, war jener des türkischen Botschafters Ibrahim, am 14. August 1719. Fürst Schwarzenberg und Feldmarschall Daun empfingen ihn auf der Simmeringer-Heide, von wo er mit einem Gefolge von 800 Personen aus allen der Pforte unterworfenen Völkern, mit zahlreichen Knechten, Rossen und Maulthieren, die Favorite vorbei, durch das Kärntnerthor, über den Augustinerplatz, Kohlmarkt, Graben, St. Stephan, zum Rothenthurmthor hinaus zog. In der Stadt behauptete die Bürgerschaft ihr altes Recht, und stellte sich auf verschiedenen Plätzen in echt prächtig bewehrten Compagnien auf, Rothsbürger, Niederleger und Hofbefreute. Alle Trommeln und Trompeten erschallten, und Ibrahims Gefolge beantwortete diesen musikalischen Gruß durch ihre morgenländischen Weisen.

Mit vielem Glanze erschien auch Hagi Hattil Effendi, der dem Wienerhofe am 19. April 1755 die feierliche Eröffnung von der Thronbesteigung Osmans III. machte.

Diese Aufzüge machten zu ihrer Zeit in Wien und in ganz Europa ein ungewöhnliches Aufsehen, weil es sonst nicht die Sache der hochmüthigen ottomanischen Pforte war, christliche Mächte mit Gesandten zu beschicken.

Auch von den Elementen ist dieser Gasthof seiner Lage wegen, nur zu oft heimgesucht worden, und es verging kein Jahrzehend, ohne daß die Donau bei Eisgängen und Überschwemmungen daselbst Verheerungen verursacht, und besonders mit den Wein-Vorräthen in den Kellern arg gewirthschaftet hätte. Hinter den Wasserfluthen blieb die Flamme nicht ganz zurück. Am 5. Juli 1770 brach in diesem Hause ein heftiges Feuer aus, wobei mehrere Mauern und Gemächer einstürzten, und viele Menschen stark beschädigt oder ganz erschlagen wurden. Denkwürdig ist dieser Brand durch die Lebensgefahr, in welche dabei der große Menschenfreund Joseph II. gerieth. Der edle Fürst war auch bei dieser Veranlassung, wie er immer zu thun pflegte, zur Rettung herbeigeeilt und hatte kaum seinen Fuß aus einer, von den Flammen ergriffenen und ganz glühenden Kammer gezogen, als die Mauern ringsum niederfielen,

und die Löschenden in Ausübung ihrer edlen Berufspflicht in den Schutt begraben.

Auch das Invasionsjahr 1809 ist an diesem Gasthause nicht unbemerkt vorbeigestrichen. Am 12. Mai 1809 hieben zwei, nächtlicher Weile von Simmering in den Prater gedrungene französische Husaren, vor dem Hausthore des „goldenen Lammes," zwei österreichische Landwehrmänner nieder, welche sich in der Jägerzeile verspätet hatten, und sich vor der Verfolgung der feindlichen Reiter in das Gasthaus flüchten wollten, welches sie leider nicht mehr erreichen konnten. Die Rache folgte aber auf der Stelle, denn fast in demselben Augenblicke schmetterte ein österreichischer Kanonenschuß von der gegenüber liegenden Rothenthurmbastei, beide Husaren zu Boden; es war der letzte Schuß, der geschah, indem zu gleicher Zeit auf jener Bastei die weiße Fahne aufgesteckt wurde.

Hier wohnte ebenfalls der nach London bestimmte persische Botschafter Hußein Chan, welcher den 15. Februar 1839 in Wien angekommen war, und von Kaiser Ferdinand den 17. empfangen wurde, welchem er ein Schreiben des Schah überreichte.

Goldene Metzen (Der).

So wird sehr passend das Haus (2) der Laimgrube zwischen der Getreidemarkt-Caserne und dem Hügel der dortigen Hauptstraße genannt, weil sich darin das städtische Getreide-Magazin befindet. Noch im J. 1766 sah man über dem Thore dieses magistratischen Freihauses, oder wie es damals hieß, des „Gemeiner Stadt-Wien-Kornhauses" die Bildnisse der hh. Theobald und Florian mit der Umschrift:

„D TheobaLDI. ParoChIaLes AeDes."

Nämlich: „Pfarrhaus von St. Theobald." Diese Schrift gibt auch das J. 1652 als jenes der Erbauung dieses Hauses an. Früher stand darauf folgende Inschrift:

Alles steht in Gotteshandt
Der alte Pfarrhof St. Theobald genannt
Im 1529 Jahr von Thirggen ruinirt,
Im 1630 Jahr zu Gottes Ehren reparirt.

Vormals war der Platz, wo das Körner-Magazin steht, dem Vicedom-Amte unterthänig, von welchem der Magistrat es so wie der ganze Grund Laimgrube an sich brachte und dann den großen, drei Gaden hohen Getreidekasten erbaute, worin über 100,000 Metzen sicher aufbewahrt werden können.

Im Hofe des Hauses befindet sich ein thurmähnlicher Anbau, in welchem die Säcke mittelst einer Maschine in die verschiedenen Geschosse des Magazins auf- und abgeladen wurden. An den Markttagen herrscht in diesem Hause eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit.

Als eine Merkwürdigkeit dieses Gebäudes ist noch zu bemerken, daß nach einem besondern Befehle Joseph des II. alle Kartenmaler (Spielkartenmacher) mit ihren Familien darin wohnen und daselbst ihre Arbeit verrichten mußten. Es wäre interessant zu wissen, welche Motive diesem sonderbaren Gebote zum Grunde lagen.

Goldene Schlange (Die) in der Stadt.

Dieses in der Steindelgasse liegende und die Ecke der Currentgasse bildende Haus (428) ist in legendarischer Betrachtung das merkwürdigste der Hauptstadt, und zwar der darin sich befindenden Stanislaus-Kostka-Capelle wegen, die einst das Wohnzimmer des genannten Heiligen war.

Er war einer der ersten Jesuitenzöglinge in Wien (1561—1566) und von Geburt ein polnischer Edelmann. Nach dem Berichte des Dompredigers P. Peikard geschah in diesem Hause mit Kostka folgendes Wunder. „Stanislaus in Polen 1550 geboren, ward im 16. Jahre seines Alters sammt seinem ältern Bruder Paul unter der Auf-

ſicht Bilinski's, eines polniſchen Edelmannes, der nachher Domherr zu Pultau wurde, des Studirens halber nach Wien geſchickt, weil die Patres der Geſellſchaft Jeſu in ihrem Collegium auf dem Hof zu docciren angefangen hatten. Nächſt dieſen Collegien dingte ſich Bilinski mit ſeinen zwei jungen Herrn bei einem evangeliſchen Rathsherrn, Kimberger, zur Koſt und Wohnung ein, wo ſie auch vier Jahre beiſammen blieben.

Die ganze Zeit hindurch mußte Stanislaus vieles leiden von ſeinem unartigen Bruder, der ihm in allen Dingen zuwider war. Dies geſchah hauptſächlich wegen ungleicher Zuneigung beider Brüder. Stanislaus war zur Andacht und Sittſamkeit, Paul hingegen zur Weltseligkeit geneigt. Daher dieſer an jenem allezeit etwas zu ſtrafen fand. Er konnte faſt kein friedſames Wort mit ihm ſprechen. Es verblieb aber bei dieſen harten Worten nicht, ſondern es kam auf harte Streiche, auf Rippen-Stöße u. dgl.; wobei gewöhnlich dem Paul der Zorn mehr entbrannte, da Stanislaus alles mit Geduld zu ertragen pflegte. Bilinski legte ſich zwar oft ins Mittel, weil er aber des Größeren Gunſt nicht verſcherzen wollte, gab er meiſtens demſelben recht und der Jüngere mußte den kürzern ziehen.

Wegen ſo vielen Gewaltthätigkeiten und des ſtrengen Lebens, welches Stanislaus führte, erkrankte er im Monat Dezember 1566 ſo gefährlich, daß die Ärzte deſſen Aufkommen in Zweifel ſetzten. Stanislaus wünſchte mit den h. Sacramenten verſehen zu werden; allein in einer ketzeriſchen Behauſung wollte ſolches der Eigenthümer nicht verſtatten. In dieſer Angſt ſetzte der halb erſtorbene Jüngling ſein ganzes Vertrauen auf Gott und die h. Jungfrau und Märtyrin Barbara, welcher er ſchon ehemals in der Wiener'ſchen Convikt-Capelle ſich verlobte.

Wie Bilinski alle Umſtände hiervon bemerkte und nachher als Zeuge die Sache gerichtlich beſchwor, habe Stanislaus zur Nachtszeit auf ſeinem Krankenbett im Gebet ausgerufen: Er ſehe vor ſeinen Augen die h. Jungfrau Barbara, und die beiden Engeln, die ihm ſagten, er ſolle ſich auf die Knie nieder laſſen. Er habe ſich hierauf im Bette auf ſeine Knie niedergelaſſen und das göttliche Geheimniß zu ſich genommen.

Noch ein anderes Wunder ereignete ſich in dieſem Zimmer. Auf die Erſcheinung Barbara folgte die der Mutter Gottes, welche mit dem Jeſukind auf den Armen ſich dem kranken Stanislaus näherte, ihren göttlichen Sohn auf das Bett ſetzte, und ihm die tiefſte Anbetung gönnte. Da Stanislaus bisher in ſeiner Standeswahl noch im Zweifel war, eröffnete ihm die Mutter Gottes den göttlichen Willen, daß er ſich in die Geſellſchaft Jeſu einverleiben ſollte."

Dieſe Viſion erfüllte ganz Wien und hatte zur Folge, daß Stanislaus Koſtka's Schlafzimmer anderthalb Jahre nach ſeinem am 15. Auguſt 1568 erfolgten Tode in eine Capelle umgeſtaltet wurde. Stanislaus war nach der Erſcheinung nach Rom gezogen und in den Orden der Jeſuiten getreten. Er ſtarb in einem Alter von 18 Jahren.

Die Capelle erhielt beſonders 1604 große Verehrung. Im J. 1742 ließ die Jungfrau Barbara Cholerin von Mehrenfels ſie glänzend erneuern. Im J. 1717 wurde das heutige Haus mit Beibehaltung der Capelle gebaut, welche noch heute die Capelle der Pfarre am Hof iſt.

Goldene Sonne (Die) in der Stadt.

Dieſes in der rothen Thurmſtraße liegende Haus (726) iſt erſt vor einigen Jahren (1841) in ſeiner gegenwärtigen Prachtform unter ſeinem Eigenthümer Plattenſteiner entſtanden. Es war vormals ein ſehr beſuchtes, uraltes Gaſthaus, und kömmt urkundlich ſchon im J. 1590 und zwar bei Gelegenheit des damaligen Erdbebens, das heftigſte, welches Wien je erlitten hat, als die gaſt-

geb herberg zur güldenen Sunnen-vor. In jenen verhängnißvollen Tagen ereignete sich in diesem Hause ein sonderbarer Glückszufall. Bei der Erderschütterung des 16. Septembers stürzte dieses Haus ein und erschlug fünf Kaufleute, die dort abgestiegen waren, und zwar zwei von Rosenheim aus Baiern und drei Linzer, welche 25,000 fl., eine für jene Zeit sehr große Summe bei sich hatten. Auch die Gastgeberin, ihre Töchter und zwei Dienstmägde wurden im Schutt des Hauses begraben. Dem Wirthe gelang es im Hemde die Gasse zu erreichen. Am wunderbarsten aber erging es dem Hausknechte, der allein in einem Hausthürmchen oder Erker schlief, mit welchem er auf die Erde herabgeworfen wurde und so glücklich niederfiel, daß er unverrückt in seinem Bette blieb und daß ihm nicht das mindeste Leid geschah.

Goldenen Stuck (Beim).

Ein Bramarbas, der, wie er sagte, den Feind auf dem Kraute auffraß, konnte in der That weder Feuer- noch sonstige Waffen sehen, ohne das Fersengeld zu geben. Er vermied jedes Höckerweib, weil ihn die Äpfel ihrer runden Form wegen an Kanonenkugeln erinnerten. Noch weniger war er über die Mariahilfer-Hauptstraße zu bringen, weil sich allda ein Haus (407) mit dem Schilde beim goldenen Stuck befindet. Der Hasenfuß mit der Löwenmähne besorgte das Losgehen desselben, wenn er vorüber gehe. Wie sorgfältig mag dieser Mann erst den Platz am Hof und den innern Burgplatz, der dort aufgepflanzten Kanonen wegen, vermieden haben?

Man findet aber auch in andern Vorstädten Häuser mit diesem kriegerischen Namen und der Kugeln, worunter wohl nur Stückkugeln verstanden sind, gibt es unzählige und von allen Farben (goldene, blaue, rothe u. s. w.). Im Himmelpfortgrunde findet man auch ein Haus zum Pulverthurm; was hätte unser Bramarbas erst gesagt, wenn alle diese Stücke, Kugeln und der Pulverthurm in einer Gruppe beisammen ständen?

Gonzaga-Bastei.

Diese Bastei erhebt sich beim Fischerthor; sie entstand unter Leopold I. in den Jahren 1662 — 1664 wegen Befürchtung eines Einfalls der Türken, der 20 Jahre später wirklich erfolgte. Sie erhielt ihren Namen von dem Feldmarschalle Fürsten Gonzaga, der zur Zeit ihrer Erbauung Stadt-Commandant von Wien war. Sie ist in unseren Tagen mit Bäumen besetzt worden und gewährt eine schöne Aussicht auf den Donau-Canal und den Kahlenberg. Diese Bastei ist im Jahre 1809 dem Übermuthe Napoleon's entgangen, weil sie außer der zur Sprengung verurtheilten Linie lag, darum ist sie die einzige, die wir heute noch in ihrer ehrwürdigen alten Gestalt mit den Wapenschildern an den Kanten, und im Mittelpunkte mit dem großen steinernen Adler erblicken, neben welchem die Inschrift steht:

Leopoldus Rom. Imp. Germ. Hung. Boehm. ac Rex Archidux Aust. Propugnaculum Hoc muro obduc. Curavit anno MDCLXIV.

Gottscheer.

Eine eigene Erscheinung in Wien's Straßen sind die Gottscheer-Buben mit ihren Hängkörben, worin sie Rosinen, Mandeln, Feigen, Datteln und Zuckerwerk feil bieten. Es gibt unter diesen herumziehenden kleinen Krämern aber auch viele After-Gottscheer, die das krainerische, dem Fürsten von Auersperg gehörige Herzogthum Gottschee oder das Gottscheerland nie gesehen haben. Die wahren Bewohner dieses Landstrichs sind Nachkömmlinge der alten Gothen, eines deutschen Volkes, welches sich in Krain niedergelassen hat, und hat etwas ganz Eigenes an sich.

Hiezu gehört wegen Mangel an Herz-

haftigkeit seine gänzliche Untauglichkeit zum Militärstande, und sein angeborner Hang zum Handel und Wandel, welches ihnen den Namen der Juden unter den Wenden zuzog. Zum Theil trägt dazu die stiefmütterliche Beschaffenheit des Bodens bei, der oft nur zwei Körner für einen der Aussaat gibt. Die Gottscheer beschäftigen sich daher großentheils mit der Verfertigung von Holzarbeiten (Siebe, Trinkgeschirre, Fässer u. s. w.), welche sie auf Packrosse durch die ganze Monarchie und in angrenzende fremde Länder, verführen, weil man in Gottschee des Felsenbodens wegen, mit Fuhrwerk kaum weiter kommen kann.

Graben (Der).

Dieser Platz, der volkreichste Wiens, der Spaziergang der eleganten Welt, stets belebt von den mannigfaltigsten Gruppen aller Stände, hat eigentlich keinen Anspruch auf den Namen eines Platzes, denn er ist nur eine breite Straße, die vor einigen Jahren durch den Abbruch zweier Häuser vor dem Sparkasse-Gebäude an Symmetrie und Länge viel gewonnen hat.

In der Mitte des Grabens steht die große Votivsäule Leopold des I., der heil. Dreifaltigkeit geweiht (s. d.). Zu beiden Seiten desselben, in ziemlicher Entfernung stehen, wie auf dem Hofe, zwei Springbrunnen, gleich jenen mit Bildsäulen aus Bleikompositionen von Fischer geschmückt. Die obere stellt den heil. Joseph, die untere den heil. Leopold dar. Sie wurden 1804 aufgestellt. Die zwei Bassins dieser Brunnen waren vormals mit künstlich verschnörkelten Eisengittern umfangen. In ihrer Mitte, oberhalb des Quellbeckens auf einem mit vier Delphinen verzierten Postamente standen früher steinerne Statuen der h. h. Leopold und Joseph, von Mathielli. An diesen beiden Brunnen waren ehemals Limonadenhütten, so wie heute die Zelte aufgeschlagen, in denen Gefrornes verabreicht wird.

Der Graben wird nie leer von Spaziergängern. Die eigentliche Zeit, wo der beau Monde sich daselbst versammelt, ist an den Sonntagen, nach der 12 Uhr-Messe bei St. Michael. Auch befinden sich auf diesem Platze die ausgezeichnetsten Kaufläden, in Mode- und Galanterie-Waaren.

Der Graben erhielt seinen Namen, weil er in der Vorzeit in der That der Stadtgraben war, indem die Häuserreihe vom Sparkassegebäude bis zum Trattnerhofe die Stelle der alten Wallmauer einnimmt. Der Platz vor dem Trattnerhofe war ursprünglich zum Brodverkauf bestimmt; im J. 1418 standen dort 40 Bäckertische. Darum wurde hier mehrere Male die Strafe des Bäckerschupfens angewendet, auch stand daselbst noch lange nach Versetzung der Bäckerbuden ein hölzernes Kreuz, an welches nach der Bäckerordnung von 1635 betrügerische Bäcker gespannt wurden.

Nach Entfernung der Bäcker fanden sich hier (1449) die Fleischhacker mit ihren Bänken ein, was ein Jahrhundert währte, worauf die Fleischbänke in den tiefen Graben verwiesen wurden.

Zugleich befanden sich auf dieser Seite des Grabens eine Reihe von Mehlverschleiß-Gewölben, bekannt unter dem Namen der Mehlzeile, daraus wurde im 17. Jahrhundert der Eiermarkt und im 18. der grüne oder Krämermarkt, welche Benennung und Bestimmung sich bis zu Joseph des II. Zeit erhielt, obgleich die Grünwaaren-Stände schon 1753 auf die Zeiserstätte versetzt worden waren.

Die meisten Häuser des Grabens haben ein historisches oder geselliges Interesse; die vorzüglichsten sind: das Elephantenhaus (oder die gold. Krone, 619), der Trattnerhof, das Sparkasse-Gebäude, das Hubhaus (1144), das Storchenhaus (281), das vormalige Spielmann'sche oder heutige Dobl-

hof'sche (1121) u. a. m. Von allen diesen wird besonders gesprochen.

Gräffer (Franz).

Dieser um die österr. Literargeschichte und Bibliographie sehr verdiente Mann ist der Sohn des Wiener Buchhändlers August Gräffer, bekannt als der Gründer des Militär-Schematismus.

Franz Gräffer wurde in Wien den 6. Jänner 1785 geboren, und widmete sich schon in früher Jugend seinem Berufsgeschäfte, welches ihn einige Zeit hindurch in die Dienste des Grafen St. Leu (Ludwig Bonaparte, gewesenen Königs von Holland), und hierauf als Bibliothekar in jene des Fürsten Moriz v. Lichtenstein und des Grafen Carl v. Harrach führte. In der Folge trat er selbst an die Spitze einer Antiquar-Buchhandlung.

Er ist der Verfasser einer großen Anzahl gern gelesener Schriften, die großen Theils pseudonym erschienen; er gründete 1819 die werthvolle Zeitschrift: das Conversationsblatt, und hat sich mit dem Hofsekretär Czikann durch die Gründung und Herausgabe der gehaltvollen österr. National-Encyclopädie ein unvergängliches Verdienst erworben.

Seine letzten Werke sind die anziehenden kleinen Wiener-Memoiren, in ihrer Fortsetzung betitelt: „Dosenstücke" (zusammen 5 Theile, bei Beck und Mörschner), und die Wienerische Kurzweil (bei Pichler's Witwe 1836), welche so wie früher seine, in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Lokal-Notizen viel beigetragen haben, die Liebe des Publikums zu vaterländischen und besonders zu Wiener Merkwürdigkeiten zu wecken.

Gran (Daniel).

Über das zügellose Leben dieses ausgezeichneten Freskomalers, dessen Kunstschöpfungen wir in der Hofbibliothek (dessen Kuppeldecke ein wahres Meisterstück ist), an der Decke der Schloßcapelle zu Schönbrunn, im großen Saale zu Hetzendorf und im Altarblatte der Carlskirche, die heil. Elisabeth vorstellend, bewundern, herrscht ein bedauerliches Dunkel. Man weiß nur, daß er 1694 in Mähren geboren wurde, und nachdem er einige Reisen gemacht hatte, nach Wien kam, wo ihn der kunstliebende Carl VI. vielfach beschäftigte, und man kann sagen, übermäßig belohnte, wenn es wahr ist, daß Gran, so lange er in Hetzendorf arbeitete, wobei ihm eine Hofequipage mit vier Pferden zu Gebote stand, täglich 100 Dukaten erhielt. Um so befremdender ist es, daß Gran im vorgerückten Alter zu St. Pölten 1757 arm und verlassen starb.

Greifenstein (an der Donau).

Eine Meile von Klosterneuburg, am rechten Ufer der Donau hinauf, ragt auf einem hohen, mit schattigen Waldungen bekränzten Berge das mächtige Gebäude der uralten Veste Greifenstein empor, den Bewohnern der Kaiserstadt als einer der angenehmsten Spazierfahrten, und als die Wiege mannigfaltiger Sagen bekannt.

Von Klosterneuburg gehen zwei Wege nach Greifenstein, der eine an dem Donaustrome, der andere durch die alte St. Martin-Vorstadt, und durch die Dörfer Ober- und Unter-Kritzendorf. Außer diesem Orte vereinigt sich die Straße.

Die schönen, abwechselnden Auen, die zahlreichen Rebenhügel, die mannigfaltigen Wäldchen, aus welchen einsame Häuschen hervorblicken, erheitern allenthalben die Wanderung nach Greifenstein, bis ein höherer Gegenstand die Aufmerksamkeit fesselt. Unter dem Dorf Höflein öffnen sich die hohen Berge und zeigen das Innere ihres wundervollen Baues. Kaum fußhoch mit Erde bedeckt, zieren Bäume, Reben und Gras die Gipfel der Höhen, und unter dieser Bedeckung hört die Vegetation

ganz auf. In verſchiedenen Geſchieben ruhen die unermeßlichen Steinmaſſen auf und unter einander; die Schattirung, die Form und der Bau dieſer mächtigen Sandſteinlager geben auch dem, in mineralogiſchen Kenntniſſen Unbewanderten Stoff zur Bewunderung. Der erſte dieſer Steinbrüche lieferte die ungeheuern Steine zum Baue des Stiftes Kloſterneuburg, und aus dem Zweiten ſoll das Material zur Erbauung des Rieſendomes zu St. Stephan genommen worden ſein.

Von dem, am Fuße des Schloßhügels vor Greifenſtein liegenden Dörfchen gleichen Namens, deſſen Häuſer in den dunklen Waldklüften zerſtreut ſind, windet ſich gleich neben dem Wirthshauſe am Ufer des Fluſſes der Fahrweg hinauf, von welchem für Fußgeher ein Pfad ausläuft, der ſich durch Gebüſch von Ahorn, Haſeln und Buchen bis zum Gipfel erhebt, wo den Beſteiger ein finſterer Eichenwald empfängt.

Man betritt durch ein Eiſenthor das Innere der Burg durch einen kurzen finſtern Gang, welcher nach dem Hofe führt. Die ſich am Eingange links zeigende Vertiefung iſt, wie die Sage meldet, der Anfang eines unterirdiſchen Ganges, welcher bis zur Donau reichte, und den man verſchüttet hat; vorwärts ſchreitend, gelangt man mittelſt einer neuen bequemen Treppe in den großen, geſchmackvoll möblirten Burgſaal, deſſen Fenſter bis an den Boden reichen. An dieſen Saal ſchließen ſich mehrere, ebenfalls in gothiſchem Geſchmack eingerichtete Gemächer. Vor den Fenſtern des einen derſelben betritt man einen breiten Söller, welcher die herrlichſte Ausſicht gegen den Donauſtrom darbietet.

Links im Burgſaale befindet ſich eine Wendeltreppe, welche abwärts in die Wohnung des Schloßaufſehers, aufwärts nach einer geräumigen Platte führt, die mit einem eiſernen Geländer verſehen iſt, und über welche man zu dem gewaltigen viereckigen Thurm gelangt. Dieſer wahre Lug-ins-Land, wie man ſolche hohe Warten vormals nannte, iſt von unzerſtörbarer Feſtigkeit. Die Dicke der Mauern erregt Erſtaunen. Bequeme Treppen führen bis auf beinahe zwei Drittheile der Höhe auf einen Gang, welcher von außen rings um den Thurm ſich ſchlängelt. Hier genießt man einer bezaubernden Ausſicht; bis in die weiteſte Entfernung glänzt die Donau in den vielfältigſten Windungen aus dunkelgrünen Auen hervor; man erblickt das Tulnerfeld, die Gegend von Krems und den glänzenden Schneeberg an Steiermark's Gebirgen.

Dieſer Thurm iſt der intereſſanteſte Theil der Burg. In ſeiner obern Abtheilung iſt ein feſtes Gemach, wo man einen plumpen, von eichenen Blöcken zuſammengeſetzten Verſchlag, einen ſogenannten Gefängnißkaſten, oder wie man ihn hier nennt, einen Kotter, findet, welchen die Unwiſſenheit als den Ort bezeichnet, in welchem König Richard Löwenherz während ſeiner Gefangenſchaft in Öſterreich geſeſſen haben ſoll. Viele Fremde, beſonders Engländer, haben dieſes Märchen geglaubt, aus den Bohlen oder Balken Späne abgeſchnitten und ihre Namen zu verewigen gewähnt, als ſie ihn an dieſen Kotter eingruben.

Im Burghofe, wo der Felſenſtein allenthalben zu Tage ſtreicht, an der Wand des Burggebäudes, die der Wohnung des Schloßaufſehers entgegen ſteht, führte einſt die alte Treppe in das Innere der Veſte. Sie iſt jetzt vermauert, und nur am Schlußſteine derſelben zeigt ſich das eingedrückte Mal jenes ſterbenden Reinard, den wir aus einer Sage, die wir ſpäter erzählen wollen, kennen, und wovon die Burg ihren Namen erhalten haben ſoll. Die Höhlung des Steines iſt gerade ſo groß, daß man den Daumen und Ballen der rechten Hand hineinlegen kann. Wenn man die Feſtigkeit des Steines berückſichtigt, ſo wird Reinard's

Geist noch lange ohne Hoffnung der Erlösung umherwandeln müssen.

In der untern Abtheilung des Thurmes ist das Burgverließ, welches in der Vorzeit keinen Eingang hatte, und worin die Gefangenen vom Fußboden des obern Gemaches, in welchem sich der früher erwähnte Gefängnißkasten befindet, durch eine Öffnung hinabgelassen wurden. Hier saß der greise Emerich, der ebenfalls in der Sage vorkömmt. Eine junge Schlange gesellte sich hier zu ihm, die er von seinem kärglichen Brote ernährte, und endlich so groß zog, daß sie mehr Nahrung verlangte, als er ihr, seiner eigenen Erhaltung wegen, geben konnte. Einst, als sie schlief, tödtete er sie, und das Fleisch, das man an der Winde heraufzog, soll zwei Vierteleimer gefüllt haben. Bei seiner Befreiung hing Emerich seinen Stock in einem Ring auf, der noch im Jahre 1809 zu sehen war.

In der Geschichte dieser Burg spielt noch eine andere Schlange eine Rolle. Unter Ferdinand I. war Nikelsburg der Sitz gefährlicher Schwärmereien. Dorthin kam auch Balthasar Hubmayer von Friedberg, einer aus der Secte, welche das weltliche Reich Christi wieder herstellen wollte und die Erwachsenen noch einmal taufte. Da das Übel mit Blitzesschnelle um sich griff, so mußten die Herren Leonhard und Hans von Lichtenstein jenen Hubmayer und dessen Weib nach Wien liefern. Hier schmachtete er einige Zeit im Kärntnerthurme und wurde dann zu Greifenstein eingekerkert, wo eine Schlange, die er zähmte, seine einzige Gesellschafterin war.

Die Geschichte Greifenstein's ist ganz dunkel. Das Jahr seiner Entstehung und der Name des Erbauers ist unbekannt. Nur so viel ist gewiß, daß im 12. Jahrhundert darin das uralte Herrngeschlecht gleichen Namens ansäßig war; denn ein Herr Dietrich von Greifenstein erscheint als Zeuge in der Stiftungsurkunde Klosterneuburg's. Dieses Geschlecht soll zwei Greifen im rothen Felde zum Wapen gehabt haben, und schon im Anfange des 13. Jahrhunderts ausgestorben sein *). Wenn der letzte Umstand richtig ist, so ist jener Friedrich von Greifenstein, der mit Herzog Leopold bei Sempach (1386, den 9. Juli) focht, und mit 26 andern Rittern im Kloster Königsfelden begraben wurde, wo alle 27 an den Kirchenwänden in voller Rüstung kniend abgebildet sind, von einem andern Geschlechte dieses Namens, wie auch sein Wapenschild, das aus einem weißen Greif in schwarzem Felde besteht, anzudeuten scheint.

Bestimmtere Nachrichten hat man über Greifenstein seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Um diese Zeit besaß das Bisthum Passau die Burg und behielt sie bis auf unsere Tage. Im J. 1247 ließ der Bischof Rüdiger die Befestigungen Greifenstein's ausbessern und verstärken. Eine starke Besatzung wurde daselbst gehalten, und die Burg hatte stets eine volle Rüstkammer.

Als der berüchtigte Frohnauer, welcher, als scheinbarer Vermittler zwischen den kämpfenden Brüdern Friedrich IV. und Albrecht VI., das Land plündernd durchzog, bei seinen Streifzügen die Dörfer jenseits der Donau verheert hatte, ging er über den Fluß und nahm Greifenstein trotz der tapfern Vertheidigung der Passauer, mit stürmender Hand ein. Bei seinem Abzuge gab er die Burg den Flammen Preis.

Das Bisthum Passau stellte das Schloß im J. 1463 wieder her, und es blieb be-

*) Franz von Gabriß meldet (in seinen Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien 2. Heft 1803), daß er in Greifenstein's alter Rüstkammer, nebst mehreren andern Waffenstücken, auch viele zerbrochene Armbrüster gesehen habe, und daß auf einem derselben die Jahrszahl 1503 mit dem Greifensteinischen Wapen, zwei rothe Greife im grauen Feld, angebracht gewesen sei.

wohnt bis in das 17. Jahrhundert, wo es verlaſſen wurde. Die letzte Bewohnerin war ein altes Mütterchen, welche in der ganzen Gegend für eine Hexe gehalten wurde, weil ſie Wurzeln und Kräuter ſuchte. Nach dem im Jahre 1796 erfolgten Tod dieſes Weibes blieb die Burg ganz verödet, obgleich die Gemächer noch im ziemlichen Stande waren und ſogar Öfen hatten. Nunmehr aber trug der Muthwille der Beſuchenden mehr zur Zerſtörung des noch Vorhandenen bei, als der Zahn der Zeit und die Gewalt des Wetters. Vor ihrem gänzlichen Verfalle rettete ſie endlich ihr voriger hochgeſinnter Beſitzer, der Fürſt Johann von Lichtenſtein, der ihr mit großen Koſten ihre jetzige Geſtalt und einen Wächter gab.

Die Sage über den Urſprung des Namens Greifenſtein, welche der Verfaſſer der Sagen der öſterreichiſchen Vorzeit in einen gewöhnlichen Ritterroman eingekleidet hat, und die ſchon oft zu poetiſchen und dramatiſchen Arbeiten benützt wurde, iſt in ihrer urſprünglichen Einfachheit folgende:

Die Burgherren auf Greifenſtein gehörten ihres Anſehens und ihrer Macht wegen ſchon in der erſten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu den erſten Geſchlechtern am ſchönen Donauſtrome.

Von ihrer hohen, unerſteiglichen Felſenveſte beherrſchten ſie das umherliegende blühende Land und boten jedem feindlichen Angriffe Trotz.

Herr Reinard war ein Mann von anerkannter Tapferkeit, aber auch von rauher Gemüthsart. Von ſeiner Gemalin, die er frühe verlor, hatte er eine Tochter, Namens Etelina — ein, wie ſich von der Heldin einer Sage der Vorzeit von ſelbſt verſteht, holdes, ſchönes Mädchen, um das ſich der wilde, ſtets mit Fehde und Waidwerk beſchäftigte Ritter wenig bekümmerte, und das der fromme Burgkaplan Emerich mit väterlicher Liebe und Sorge erzog und bildete.

Etelina wuchs zur Bewunderung der ganzen Umgegend heran; den ſtärkſten Eindruck machte die Liebliche aber auf einen Edelknecht ihres Vaters, den jungen Rudolph, welchen das Fräulein vor allen Freiern, ohne daß ſie es wollte und wußte, auch lieb gewann. So geſchah es, daß die Liebenden in einer unglückſeligen Stunde vom Pfade der Tugend ſich verirrten, und daß die Beklagenswerthe nur zu bald die Folgen davon fühlte.

Ihre Lage wurde um ſo ſchrecklicher, als nun Reinard, der einige Zeit am Hoflager des Kaiſers verweilt hatte, ſeine nahe Ankunft mit der Nachricht meldete, daß er für Etelina einen Bräutigam von hohem Range mitbringen werde. Es blieb dem armen Mädchen daher nichts übrig, als ſich dem frommen Emerich, ihrem väterlichen Freunde, zu vertrauen. Dieſer wußte vor der Hand keine andere Aushilfe, als ſie dem erſten Zornausbruch des harten Herrn von Greifenſtein zu entziehen.

Er ſandte das jammernde Mädchen daher mit Rudolph durch den unterirdiſchen, jetzt verſchütteten Burggang in den Wald hinaus, verſah ſie mit Brot und Wein, und verſprach, ſie auch in Zukunft mit Nahrung zu verſehen. Bald nachdem das unglückliche Paar ſich in der finſtern feuchten Erdſchlucht verborgen hatte, kehrte der Ritter mit dem reichen Eidam heim, und wollte alſogleich zu Etelinen. Emerich ſagte ſie krank und ſehr ſchwach an, und bat, ſie für heute ruhig zu laſſen, weil er Zeit gewinnen wollte, den Ritter vorzubereiten.

Gegen die Erwartung Emerich's beſuchte aber Herr Reinard ſchon am früheſten Morgen des nächſten Tages das Gemach ſeiner Tochter, die er — bekanntlich nicht fand. Hierauf eilte er zum Kaplan. Dieſer, auf die Macht der Beredſamkeit ſich verlaſſend, brachte dem Ritter allmälig die Geſchichte ſeiner Tochter bei.

Schrecklich wüthete der Ritter, als er das Vorgefallene erfahren hatte. Er wollte den Priester zwingen, ihm den Aufenthalt der Geflüchteten zu entdecken, und als dieser sich standhaft weigerte, schleppte er den Greis in das oben beschriebene Thurmgemach, wo er durch die eiserne Fallthür zu ewiger Haft hinabgelassen wurde. Auch that der Ritter den Schwur, seinem ungerathenen Kinde nie zu verzeihen, und sollte er eidbrüchig werden, so möge ein jäher Tod ihn ereilen und sein Geist keine Ruhe finden.

So verstrichen Monate, bis der Winter heranbrach und tiefer Schnee das Land bedeckte. Da zog eines Tages der mißmuthige Reinard hinaus in die Waldungen auf die Bärenjagd. Als er die wilden Ufer der Donau erreicht hatte, trat ihm eine, in Thierfelle gehüllte, ganz verwildete Gestalt in den Weg, die ihm sprachlos winkte, ihr zu folgen. Es war der unglückliche Rudolph.

Der furchtlose Ritter folgte dem wilden Waldbewohner, der ihn in eine Höhle führte, und ihm dort das Jammerbild seines einzigen Kindes zeigte, das, mit Lumpen bedeckt, einen Säugling an der Brust haltend, das Fleisch von den Gebeinen eines erlegten Wildes nagte.

Dieser Anblick ergriff des Ritters Vaterherz mit Allgewalt; von dem Lallen seines Enkels tief gerührt, faßte er seine Tochter in die Arme, und sprach das schöne Wort der Verzeihung. Etelinе wurde nach Greifenstein gebracht, und Reinard eilte sogleich nach dem Verließe, den edlen Emerich zu befreien. Da faßte ihn der finstere Geist des gebrochenen frevelhaften Eides. Er glitt an der Treppe aus, stürzte hinab und brach das Genick. Seine Hand hatte krampfhaft den Schlußstein der Treppe ergriffen, und sich fest daran eingeklammert. So fanden ihn die Seinigen.

Rudolph, der nun Herr des Schlosses war, vollzog dankbar Emerich's Befreiung, den er stets wie seinen Vater liebte und ehrte. Auch würde fortan nichts mehr das Glück Rudolph's und Etelinen's gestört haben, wenn sich nicht entdeckt hätte, daß Reinard's Geist in den Stunden der Mitternacht die Hallen der Burg, und vorzüglich die Treppe auf- und abwandle, und den erschrockenen Burgbewohnern seufzend verkünde: er würde erst eingehen zum ewigen Frieden, wenn der Stab, welchen Emerich, als man ihn aus dem Verließe befreite, daselbst in einen Ring hing, von selbst aus dem Ringe fallen, und der Stein, an welchem er sich im Todeskampfe hielt, von einander springen würde.

Seitdem griff jeder seiner Nachkommen und ihre Dienerschaft unaufhörlich an den bezeichneten Stein, um ihn morsch zu machen, und wenigstens auf diese Weise zur Erlösung des irrenden Schattens beizutragen, und daher erhielt denn auch Reinard's Burg und Geschlecht den Namen Greif an den Stein (Greifenstein).

Da für jetzt der Stein erst zu einer kleinen Höhlung vertieft ist, so wird der Geist sich wohl noch einige Jahrtausende gedulden müssen. Übrigens werden aber alle Besucher der Burg eingeladen, durch einen mildthätigen Steingriff ihr Scherflein zur Befreiung des Geistes beizutragen.

Griechische Bethäuser.

Die Bekenner des griechischen Glaubensbekenntnisses besitzen im Innern der Stadt vier Bethäuser; jenes der unirten Griechen befindet sich auf dem Dominikanerplatze im Barbarastifte (666); — jenes der russischen Griechen oder die russische Capelle in der Wallfischgasse (1020) (s. Altenburgerhof); — jenes der nicht unirten Griechen österreichischer Unterthanen am alten Fleischmarkte (705) mit einem Thurme und Glocken, und endlich jenes der griechischen Gemeinde fremder Unterthanen, oder die sogenannte griechische Capelle am Hafnersteig im

kleinen Küssenpfennig (713), wohin sie vom Steierhof 1804 übersetzt wurde.

Grillo (Leander).

Den 15. März 1718 wurde Leander Grillo, von Palermo in Sicilien gebürtig, wegen einer von ihm den 4. dieses Monats in Wien an den Haushofmeister des englischen Gesandten, Johann Furi, begangenen Mordthat, auf Urtheil vor der Schranen auf den hohen Wagen gesetzt, dann nächst dem sogenannten Schlegelhof auf der Landstraße, worin er die That verübte, vorbeigeführt, daselbst nach der damaligen Amtssprache das erste Mal ihm einen Zwick in die rechte Brust, und nachdem vor dem Kärntnerthore wiederum der andere Zwick in die linke Brust gegeben, demnach von dem hohen auf einen niedern Wagen gesetzet, zum Räderkreuz nach der gewöhnlichen Richtstatt nächst der Roßau geführt, und endlich allda mit dem Rade von oben herab zum Tode hingerichtet; der Körper wurde hierauf in das Rad geflochten und aufgesteckt.

Grinzing.

Grinzing liegt westlich von Heiligenstadt, von wo aus ein höchst angenehmer Pfad zwischen Wein- und Blumengärten, gerade am Wirthshause des Ortes vorüber, in die Ostseite des Dorfes führt. Es steht unter Klosterneuburg.

Unbekannt und in tiefes Dunkel gehüllt ist die Entstehung dieses freundlichen Dorfes. Wahrscheinlich verdankt es seinen Ursprung dem Geschlechte der Herren von Gründsing, die noch in der Mitte des 14. Jahrhunderts geblüht, und vermuthlich den noch heut zu Tage bestehenden freien Trummelhof besessen haben. Rüdiger der Grünzing, der um diese Zeit starb, liegt bei den ehemaligen Minoriten begraben. Bis zum J. 1426 besuchte die hiesige Gemeinde unausgesetzt den Gottesdienst in der Pfarrkirche zu Heiligenstadt. Da aber ihre Bevölkerung bedeutend zugenommen hatte, so erbaute sie mit Erlaubniß des Probstes Georg I. Müstinger, und des Convents zu Klosterneuburg, eine Capelle zu Ehren des heil. Kreuzes, „als es erfunden ist," und stiftete dazu eine ewige Messe, die jedoch nur an Wochentagen, sowohl im Winter als Sommer, ein eigener Caplan noch vor Aufgang der Sonne verrichten sollte. Das Stift baute späterhin eine Wohnung für den Geistlichen hinzu, und übertrug die Feier des gestifteten Meßopfers Anfangs einem Weltpriester, nachher aber einem Chorherrn von Klosterneuburg, der zuweilen, da er im Namen der Mutterkirche die Seelsorge ausübte, Parochus (Pfarrer) genannt wurde, obschon Grinzing noch immer zu Heiligenstadt eingepfarrt blieb.

Was die Geschichte dieses Ortes betrifft, so ist sie nur eine Erzählung trauriger Begebenheiten. Doch in keinem Vergleiche steht mit diesem erlittenen Ungemache jenes, welches in den neuern Zeiten über die Gemeinde hereinbrach. Die französischen Truppen plünderten 1809 das Dorf, drangen in die Keller, zerschlugen die Fässer, ließen Wein auslaufen, und verwendeten endlich alle noch brauchbare häusliche Einrichtung, Fenster, Thüren, Betten, Tische und Bänke zur Einrichtung ihrer Lager-Baraken, die sie aus den Garten- und Hausplanken erbaut hatten.

Die Lage von Grinzing ist fruchtbar und angenehm. Die Pflege des Weinstockes, der hier, sowohl in der Ebene als auf dem Gebirge, einer der vorzüglichsten in Österreich ist, macht den ansehnlichsten Nahrungszweig aus.

In dem einstmaligen Trummelhofe errichtete Joseph Baron von Managetta, Land-Obereinnehmer, im J. 1761 eine kleine ordentlich eingerichtete Haus-Capelle.

Die im Dorfe befindliche Pfarrkirche

iſt mittlerer Größe, unanſehnlich, und von ziemlich altem Geſchmacke; die innere Einrichtung zwar ländlich, doch anſtändig. Gleich neben der Kirche befindet ſich der ſchöne Pfarrhof, woran der Friedhof ſtoßt, welcher ſo wenig, wie die Kirche, merkwürdige Grabſtellen enthält.

Zur hieſigen Pfarre gehört auch das Schloß auf dem ſogenannten Cobenzl-Berg, der eine halbe Stunde von Grinzing entfernt iſt.

Grohmann'ſche (Adolph) Haus.

Vier Umſtände machen dieſes auf dem Kohlmarkte ſtehende Haus (278) erwähnungswerth.

1. Es nimmt die Stelle der zwei alten Enkevoirtiſchen Freihäuſer ein, Beſitzungen des unter Maria Thereſia erloſchenen Grafengeſchlechtes dieſes Namens, wovon eines am Kohlmarkte, das andere in der Wallnerſtraße lag, und aus welchen das heutige Haus entſtand, welches

2. ein ſtattliches Gebäude iſt, inwendig mit ſeiner Hausuhr ein ſchloßähnliches Ausſehen hat und gute Zinſen trägt.

3. Früher beſaß es die Frau Thereſia Tiuffy von Borgnamenburg, eine Doktors-Witwe, die in einem Alter von beinahe 80 Jahren mit einem, noch die Großjährigkeit nicht erreichten Jünglinge zum zweiten Male zum Traualtar trat, und vor zwei Dezennien, bald darauf, mit dem Hippenmann ihre dritte und letzte Hochzeit hielt. Viele Zeitgenoſſen werden ſich dieſes kleinen, dürren, ſtark geſchminkten und modiſch geputzten Weibchens noch erinnern, die allenthalben auf Spaziergängen zu ſehen war, und deren auffallende eheliche Verbindung lange Zeit hindurch der Gegenſtand des öffentlichen Geſpräches war. Endlich

4. befand ſich darin das bekannte Milano'ſche (dermalen Daum'ſche) Caffehhaus, zu jeder Zeit eines der beſuchteſten der Hauptſtadt.

Grünbaum.

Sie war von 1812 bis 20 die berühmteſte deutſche Sängerin. Ihre Glanzperiode fällt in die der deutſchen Oper des Kärntnerthor-Theaters in Wien. Sie iſt die Tochter des bekannten Componiſten Wenzel Müller, der ſie ſelbſt unterrichtete. In Prag begann ſie ihre Laufbahn, fand dann in Wien ein brillantes Engagement, und erwarb ſich auf den erſten deutſchen Theatern durch ihre Gaſtſpiele allgemeine Bewunderung. An Wohlklang der Stimme, an Bravour und dramatiſchen Ausdruck überragte ſie alle ihre Zeitgenoſſinnen; man nannte ſie die deutſche Catalani, von der ſie vielleicht nur durch die Neuheit der Erſcheinung einige Zeit in Schatten geſtellt wurde. Als kaiſerliche Kammerſängerin verließ ſie, noch im Beſitze herrlicher Mittel, die Bühne, unternahm eine größere Kunſtreiſe, auf der ihr noch reiche Lorbeeren blühten, und zog ſich in Berlin nieder, wo ihre Tochter (geb. 1812) eine anmuthige, begabte Sängerin, die weniger in großen Parthien, als in ſolchen, welche Anmuth, Feinheit und gewandtes Spiel erfordern, excellirte, bei der Hofoper angeſtellt war.

Gumpendorf.

Gumpendorf, die älteſte aller Vorſtädte, wurde 1786 vom Magiſtrate dem Grafen von Meraviglia abgekauft. Früher gehörte es dem Hauſe des Grafen von Molard, deren Name in der nach ihnen genannten Gaſſe noch fortlebt. Zur Zeit Rudolphs von Habsburg gehörte es dem Herrn von Capellen, von denen einer dieſen Fürſten in der Marchfeldſchlacht von dem rieſigen Herbot von Füllenſtein befreite. In den früheſten Zeiten gehörte es dem Geſchlechte der Gumpendorfer, von welchem ſchon 1156 einer vorkommt. Gumpendorf zählt 18 Gaſſen, 414 Häuſer und 18,000 Einwohner. Es wurde dort um 1670

von den Grafen von Königseck ein schöner Gartenpallast angelegt, welcher im Sommer 1698, als Peter der Große im Alter von 26 Jahren Wien besuchte, von Leopold I. sammt mehreren Nebengebäuden zu dessen Empfang prächtig hergestellt wurde. Hier erhielt Peter am Vorabende seiner beabsichtigten Reise nach Italien die düstere Kunde vom Aufruhr der Strelitzer, worauf er spornstreichs nach Moskau zurückkehrte, um auf eine blutige Art die Ordnung wieder herzustellen.

Das Haus führt heute die Nr. 320, es bildet auf der Hauptstraße das dominikale Bräuhaus und zum Theile die Kaserne. Graf Leopold Wilhelm von Königseck hatte darin im J. 1688 die Abendmahls-Capelle gestiftet. Unter Maria Theresia befand sich durch längere Zeit in diesem Gebäude die k. k. Ingenieur-Schule.

Die jetzige Kirche zu St. Ägyd der Vorstadt ließ der Schottenabt Benno Pointner 1765 — 1770 aufführen. Das Hochaltarblatt dieser Kirche, welche den 1. Mai 1820 von dem Fürst Erzbischofe von Wien, Grafen von Hohenwarth consecrirt wurde, der h. Ägydius in der Glorie, ist von Jos. Abel; — die unbefleckte Empfängniß und Johann der Täufer sind von Kremser Schmidt; — Christus am Kreuze von Professor Rebl und die h. Martha von Kreipel gemalt.

Zu den merkwürdigen Gebäuden Gumpendorf's gehört der sogenannte Kreuzherrnhof und die Dominikaner-Mühle (s. d.).

Von dem alten Hof der h. Geiststreiter oder wie man sie gewöhnlich nannte, der Kreuzherrn von Bulgarn, von ihrer Gruft, ihrem Kerker, zeigten sich noch vor zwei Jahrzehenden Spuren in Haus und Garten Nr. 53, wo die vorigen Besitzer, die Marquese Spinola, die von den Türken in Asche gelegte Capelle von St. Johann Baptist wieder herstellten und die im Anfange dieses Jahrhunderts verschwand. Gegenwärtig ist dieser Kreuzherrnhof das Besitzthum des geschätzten Dichters und Botanikers J. B. Rupprecht, der dort auch seine sehenswerthen großartigen Garten-Anlagen hat. In dieser Vorstadt war es auch, wo der große Jos. Haydn nach seiner Rückkehr aus England ein Haus mit einem Gärtchen miethete.

Gundelhof (Der).

Dieser Hof, der die Verbindung des Bauernmarktes mit der Brandstätte unterhält und eine der lebhaftesten Passagen der Stadt ist, gehört dem Freiherrn von Rothschild und ist in mancherlei Hinsicht merkwürdig.

Als die Hauptfacade des Gebäudes kann die Seite gegen die Brandstätte betrachtet werden, die sich für die Zeit ihrer Entstehung im 17. Jahrhunderte in einem edlen Style und in großen Dimensionen darstellt. Diese Seite des Hauses contrastirt auf eine dem Beobachter interessante Art mit jener auf dem Bauernmarkte, die in ihrer krummen Linie, mit dem Vorsprungfenster im ersten Stocke und der vormals so beliebten Rundelle an der Ecke gegen den hohen Markt zu, uns in ein früheres Jahrhundert versetzt.

Der sehr geräumige Hof des Hauses bildet ein hie und da etwas irreguläres Oblongum, in dessen einer Ecke an den Flügel gegen den Bauernmarkt sich durch die ganze Höhe des Gebäudes ein Anbau erhebt, an dessen Spitze heute ein Windfähnchen sich dreht, der in früheren Zeiten aber einen Thurm bildete. Im ersten Stockwerke dieses Anbaues befand sich auch eine Hauskapelle, wovon am innern Mauerwerke noch deutliche Spuren vorhanden sein sollen. Es ist zu bedauern, daß dieser schöne, geräumige Hof durch zwei ebenerdige zu Wagenremisen und kleinen Verkaufsläden bestimmte Gebäude verunstaltet und beschränkt wird. Die vier Flügel des Gebäudes haben, obgleich

zu verſchiedenen Zeiten gebaut, dennoch dieſelben architektoniſchen Formen und nur die verhältnißmäßig ſehr ſchmale und niedrige Stiege im älteſten Gebäude gegen den Bauernmarkt zeugt von höherem Alter.

Der Gundelhof iſt übrigens die Zierde der Brandſtätte (Brandſtatt), die im Mittelalter viel geräumiger war, als wir ſie heute in ihrer abgeſchloſſenen Lage erblicken, was aus des Stadtarchitekten Hirſchvogel's Plan der Stadt Wien vom J. 1547 zu erſehen iſt. Erſt durch den Bau des ſpäter entſtandenen Gundelhofes, welcher ſein Daſein dem reichen und in die Angelegenheiten der Stadt Wien vielfach eingreifenden Bürger, Georg Gundlach verdankt, woher er den Namen Gundlachhof erhielt, der im Munde des Volkes mit der Zeit in Gundelhof ausartete, ſo wie im J. 1560, wo der Bürgermeiſter und der Stadtrath hier ein zweites neues Gebäude und zwar dort aufführten, wo gegenwärtig das Haus (628) ſteht, welches die ganze, dem Gundelhofe gegenüberſtehende Seite der Brandſtätte einnimmt, verlor dieſer Platz, welcher damals als Hüttenplatz und Binderholz-Lagſtätte diente, viel an Raum und erhielt ſeinen heutigen Umfang und abgeſperrte Geſtalt.

Der Gundelhof hieß früher von ſeinem erſten Erbauer der Straſſerhof; die Herrn von Straſſer erbauten darin auch 1400 durch den Baumeiſter Eberhard Schwarz von Altenburg die ſchon berührte Thomaskapelle, welche ſchon unter Friedrich III. diplomatiſch bekannt war. Später wurde dieſe Capelle 1609 von Auguſtin Haffner, 1620 von Paul Wideman, 1626 von Daniel Springer reſtaurirt und beſonders 1695 von dem Hofkammerrath, Bartholom. von Tinti, ſchön ausgeſchmückt. Schließlich iſt vom Gundelhof noch zu bemerken, daß im Mai 1800 die Börſe vom grünen Faßel am Kohlmarkt dahin verlegt wurde.

Günderode (Carl Freiherr von).

Die Schickſale dieſes Mannes, der zu jenen gezählt werden muß, die aus Mangel an Lebensklugheit ſich in ein Gewebe von Widerwärtigkeiten verwickeln, war einſt das allgemeine Tagesgeſpräch unſerer Hauptſtadt. Er iſt der Sohn des kaiſ. Obriſten, Freiherrn von Günderode zu Groitz und ſeiner Erziehung ſcheint es an der gehörigen Richtung gefehlt zu haben.

Im 18. Jahre ſeines Alters trat er 1758 zu Innsbruck in den Orden der Serviten und übernahm 1766 in ſeinem Kloſter die Stelle des Profeſſors der Rhetorik, Logik und Metaphyſik. Nach Aufhebung der Jeſuiten (1773) übernahm er die Lehrkanzel der dogmatiſchen und polemiſchen Theologie auf der Hochſchule zu Innsbruck.

Wegen einer unter dem Titel: Candidus et Nigrellus (der Schwarze u. Weiße) herausgegebenen Broſchüre ward er 1777 ſeines Lehramtes entſetzt und in das Kloſter Maria Waldroſt, vier Stunden von Innsbruck auf einem hohen Berge verwieſen. Gleichwohl erhielt er zwei Jahre ſpäter die theologiſche Doktorwürde und die Kanzel der Kirchengeſchichte zu Innsbruck.

Im J. 1781 kam er nach Wien, wo ihn ſeine Feinde in einen Prozeß verwickelten, weil er ſich den Bart hatte abnehmen laſſen. Im J. 1783 entſchied die Hofſtelle aber die Sache zu ſeinem Vortheile. Dieſes bewog ſeine Gegner, eine lange Liſte von Lehrſätzen aufzuſetzen, die er vorgebracht haben ſoll und worüber er zur Verantwortung gezogen wurde. Viele dieſer Punkte waren bloße Äuſierungen der Laune, ſo ſoll er z. B. in Betreff der Faſten geſagt haben, warum ſoll man um theueres Geld Stockfiſche von den Holländern kaufen, da wir ſo viele im Lande haben?

Günderode leugnete vor der Commiſſion keinen dieſer Sätze, und das Ende der Unterſuchung war, daß der Profeſſor

Schwarzl, ein Glied der Commiſſion, die Schuldloſigkeit des Geklagten gegen die Meinung der übrigen Beiſitzer ſiegreich darſtellte. Günderode's Feinde griffen daher, wie das noch heute zu geſchehen pflegt, ſeine Conduite an und bewirkten endlich, daß er ſeines Lehramtes entſetzt, und daß Schwarzl nach Freiburg im Breisgau überſetzt wurde.

Günderode erhielt eine Beſtimmung nach Gradiska und die Weiſung auf das ihm zugeſagte Reiſegeld zu warten. Plötzlich ſah er ſich jedoch angehalten, und wurde, weil er nicht abgereiſet war, im Servitenkloſter in der Roſſau verhaftet. Erſt nach mehreren Monaten waren alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe getroffen und er verließ den 25. Dezember 1783 Wien mit der Trieſter Diligence. In der Folge ſoll Günderode ſich nach Deutſchland begeben haben.

Guntramsdorf.

Dieſer Markt liegt dem Stationsplatze der Wien-Gloggnitzer Eiſenbahn nahe, nicht weit vom Schiffahrtskanal, und zählt den Anninger und Eichkogel, Gumpoldskirchen, Larenburg, Mödling und Baden zu ſeiner Nachbarſchaft. Allein demungeachtet gehört er nicht zu den Ortſchaften in Wiens Umgebung, die ſich eines zahlreichen Beſuches zu erfreuen haben, was er ſchon ſeiner geſunden Lage wegen verdient. Weingärten, Getreidefelder, Wieſen und Auen bilden um ihn einen reizenden Gürtel und ſowol der nahe dabei liegende Wiener-Neuſtädter-Canal als die dreihundert Menſchen beſchäftigende Schaf- und Baumwollwaaren-Druckfabrik des Herrn V. Mayer, ſo wie die eben ſo betriebſame Maſchinenpapier-Fabrik Fürſt und Comp. tragen zur Belebung des Ortes weſentlich bei.

Die Herrſchaft Guntramsdorf gehört dem General Freiherrn v. Sterndahl und dem Freiherrn Carl v. Moſer. Das Schloß hat eine ſchöne Lage und iſt von einem ſehenswerthen Garten umgeben. Der Wein, welcher in dieſer Gegend wächſt, iſt dem Gumpoldskirchner, Pfaffſtettner und Badner gleich zu ſtellen. — Die Umgebung war früher naß und ſumpfig und wurde erſt in neuerer Zeit trocken gelegt. Die Pfarrkirche zu St. Jakob iſt unanſehnlich.

Guntramsdorf gehörte dem berühmten Feldmarſchall Wilhelm Freiherrn von Roggendorf, der ſo weſentlich zur Vertheidigung Wiens gegen die Türken 1529 beitrug. Von hier rief den ergrauten Helden 1541 der Kaiſer ab, um abermals gegen die Türken zu ziehen, und an den erhaltenen Wunden zu ſterben. Hier wurde die bekannte Virtuoſin auf dem Fortepiano, Leopoldine Blahetka den 15. Nov. 1810 geboren. Sie gab den 28. März 1819 im landſtändiſchen Saale ihr erſtes öffentliches Concert.

Im Winter 1462 nahmen des Kaiſers Söldner Traiskirchen, das eine Räuberſchar beſetzt hatte, mit Sturm. Es wurden gegen 80 der Räuber erſchlagen, die andern flohen nach Guntramsdorf, wo ihre Brüder die Kirche verſchanzt hatten, theils nach Mödling, wo die große Steinkirche zu St. Othmar einen guten Vertheidigungsplatz und Herzog Albrechts Name einen Vorwand bot, gegen den Kaiſer und die Wiener zu Felde zu ziehen; denn ein Hauptmann Albrechts befehligte das Geſindel, das ſich dort hinter den heiligen Mauern verhielt.

Am Tage der unſchuldigen Kinder vereinigte ſich mit den Kaiſerlichen in Traiskirchen ein Haufe Wiener, meiſtens rüſtige Bürgersſöhne und Weingärtner, die des Winters Muße nützen wollten, ſich des Frühlings Feldarbeit im Voraus vor den wüthenden Räubern zu ſichern. Man zog vor Guntramsdorf, lagerte in den abgebrannten Häuſern und richtete die Schirme für die von Wien mitgebrachten Geſchütze auf. In der Kirche lag Georg von Pottendorfs Hauptmann, Krebs genannt, ein alter unverzagter Kriegsmann. Als die

Wiener in kurzer Zeit die Wälle und Zäune zerschossen hatten und sich Abends zum Sturme rüsteten, da sahen sie des andern Morgens die Mauerlücken mit Balken und Mist angefüllt. Vergebens warf man über den Trümmern einer alten Mühle ein Erdwerk auf, die Kirchenmauer zu übersehen, trotz der mächtigen Steinkugeln, welche die Mauer bis an den Grund zerschossen, mißlang alle Anstrengung durch die List der Feinde. Als der Graben halb gefüllt war, die Wiener und die Kaiserlichen die Leitern und Sturmzeug herbei brachten, schütteten Knechte des Krebs viel Wasser aus dem tiefen Kirchenbrunnen auf die Brustwehren, bis sie vom Eise spiegelglatt wurden, und als die Feinde mit Macht anstürmten, vermochte keiner auf dem Walle zu fußen.

Viele alte Krieger, viele ehrbare Bürgersleute stürzten in den drei angelegten Stürmen vom Walle und nach einem bedeutenden Verluste an Todten und Verwundeten zog man mißmuthig ab.

Gurk (Urban von).

Er war Bischof zu Gurk und von 1568 bis 1568 zugleich Administrator des Wiener-Bisthums. Die österreichischen Fürsten liebten ihn so sehr, daß ihm Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. zu ihrem Rathe machten und mit der Würde eines Hof- und Pfalzgrafen beehrten. Der Erzherzog Carl, welcher Inner-Österreich regierte, ernannte ihn ebenfalls zu seinem Rathe und hörte seine Predigten mit Gefallen an. Als Kaiser Ferdinand I. 1564 zu Wien mit Tod abging und sein Leichnam in der Domkirche ausgesetzt wurde, hielt Urban die Leichenpredigt auf einem besonders hiezu bei der damals genannten Helena- jetzt Magdalenencapelle errichteten Predigtstuhle. Er starb zu Gurk 1573. Die Geschichtschreiber melden von ihm, daß er 1529 in Österreich unweit Wien als ein fünfjähriger Knabe unter der zurückgelassenen Beute der fliehenden Türken gefunden worden sei.

H.

Haarmarkt.

Erfaßt der Böſe dich bei einem Haar'
So hat er dich bald ganz und gar.
Alter Spruch.

Zu den kleinern Plätzen der innern Stadt gehört der Haarmarkt in ſeiner Dreiecksform, der ſeiner Lage und der Einmündung von vier Gaſſen (der Biſchof-, Raben- und Rothen-Thurmgaſſe und des alten Fleiſchmarktes) wegen zu den belebteſten Theilen von Wien gezählt wird.

Es gab eine Zeit, wo man dieſen Platz das Rendezvous der Thiere nannte, weil die drei Häuſer, welche die Baſis ſeiner Triangelform bilden, von animaliſchen Weſen ihren Namen erhalten haben, nämlich die drei Raben (645), die große Gans (646) und der goldene Hirſch (728).

Es gab aber vormals auch Leute, welche behaupteten, die malitioſe Benennung des Haarmarktes rühre nicht von dieſen argloſen Schildbildern, ſondern von menſchlichen Gebilden her, die ſich hier einſt haufenweiſe herumtrieben, und es manchen Thieren an Biſſigkeit und Stößigkeit zuvorthaten, indem ſie keinem Vorübergehenden, am allerwenigſten aber eine ſchöne Vorübergeherin des Weges wandern ließen, ohne ihnen einen blauen Fleck bei- oder eine Zahnritze anzubringen.

Auf dieſem Markte wurde nämlich zur Zeit, als die Spinnſtuben noch nicht aus den Städten und aus den Häuſern der ſchönen Welt verbannt waren, der Flachs oder das ſogenannte Haar verkauft, wovon dieſer Theil der Stadt, ſo wie auch der die Wallnerſtraße mit der Naglergaſſe verbindende, den Namen erhalten haben, und hier verſammelten ſich die Käuferinnen dieſer Artikel nicht nur zu hunderten an der Zahl, ſondern auch nahe daran an Jahren, denn bekanntlich haben von jeher die alten Frauen vorzugsweiſe das Geſchäft des Spinnens in Anſpruch genommen.

Dieſe Damen begnügten ſich aber nicht, den Flachs oder das Haar allein durch die Hechel zu ziehen, ſondern ſie gingen nach und nach ſo weit, dieſes auch mit Menſchen zu thun, und haben es auch ſeitdem glücklich dahin gebracht, das Hecheln in der Regel zu einer rein weiblichen Beſchäftigung zu machen.

Man findet zwar zuweilen auch Männer, die ſich derſelben unterziehen; die Erfahrung hat aber gezeigt, daß dieſen die Arbeit nie ſo gut geräth, wie den Damen; ſolche ungeſchickte Hechelkrämer waren es auch, welche dem guten Haarmarkte deßhalb die Richtigkeit oder Ehrlichkeit ſeines Namens ſtreitig machen wollten, und mit der Gegen-Behauptung auftraten, nicht vom Flachs-, ſondern vom Menſchen-Haare habe dieſe Gegend der Stadt den Namen erhalten.

Nach ihrer Verſicherung ſollen hier zur hochſeligen Zeit der Perücken, der Haarbeutel und der Haarzöpfe die berühmteſten und geſchickteſten Friſeurs oder Haarkräusler,

und die renomirtesten Perückenmacher oder Haartouren-Fabrikanten von Wien ihre Läden und Magazinen gehabt haben, und von diesen Werkstätten des Kunstfleißes habe der Markt den Namen bekommen.

Beide Partheien, nämlich die alten Mütterchen mit dem Spinnrade und die alten Weiber mit Zopfperücken lagen sich wegen der Namens-Erklärung des Haarmarktes lange in den Haaren, und es ist noch unentschieden, wer von beiden Theilen dabei mehr Haar gelassen hat.

Übrigens entscheiden die Urkunden diese Streitfrage, denn der Platz hieß vormals der Flachsmarkt und erscheint schon 1280 mit den Häusern des Hubmeisters und der mächtigen Familie der Hutstocker. Dieser Markt, der mit Ausnahme des unteren triangulären Raumes eigentlich kein Markt ist, beginnt beim Lichtensteg und zieht sich bis zur Rothenthurmstraße hinab. Die meisten seiner Häuser, z. B. das kleine und große Waghaus (641 und 643), die drei Raben (644), die große Gans (646), der goldene Hirsch (728) und das lange Haus (730), haben ein besonderes Interesse, welches ihre besondere Besprechung erfordert.

Hacken (Zu den drei).

Das auf der Freiung liegende Gasthaus zum römischen Kaiser hieß schon zur Zeit der türkischen Belagerung 1683 zu den drei Hacken, die in früherer Zeit auch daran in einem riesigen Aushängschilde angebracht waren.

Dieser Gasthof (138) enthält einen schönen Saal, der vor einigen Jahrzehenden der angesehenste der Hauptstadt und durch die glänzenden Ballfeste bekannt war, die darin abgehalten wurden.

Als am 13. Juli 1683 ein bei den Schotten entstandener Brand auch die großen Pulver-Vorräthe im kais. Zeughause ergriffen hatte, welche der damals noch sehr junge Held Guido v. Starhemberg glücklich rettete, war das Volk, dem die Ursache des gefährlichen Feuers unbekannt war, so erbittert, daß Christoph Zweier, ein Officier aus den ungarischen Bergstädten, der in den drei Hacken wohnte, auf das Ärgste mißhandelt und in den tiefsten Kerker geworfen wurde, weil er der nahen Brunst wegen seine Habe flüchtete und sich unter seinem Gepäcke einige Stecken befanden, die man für Rakettenstecken hielt. Bei dieser Veranlassung fand auch der arme Tanon (Tanan) durch den erhitzten Pöbel einen jämmerlichen Tod (s. Baron Zwiebel).

Heute ist der Freih. Salomon v. Rothschild der Besitzer dieses Hauses, welches einer radikalen Verwandlung entgegensieht.

Hader (Zum nassen).

Zu den possirlichsten Häuserbenennungen gehört der nasse Hader (347) in der Zieglergasse am Schottenfelde; nicht weniger spaßhaft ist auch der Umstand, der diesem Hause, worin sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Bierschenke befand, seinen Namen gegeben hat.

Eines Tages an einem frühen Morgen sprachen hier drei vollkommen armirte Grenadiere ein, um ihre, von einer nächtlichen Patrouille ganz ausgetrockneten Kehlen im Fluge mit einem Trunke zu laben.

In der Schenke befand sich nur eine 18jährige Magd, die mit Scheuern und Reinigen beschäftigt war, und sich um so unlieber in ihrer Beschäftigung gestört sah, als die drei Kriegsmänner schonungslos einen eben erst gewaschenen Bodenfleck der Trinkstube mit ihren Tritten beschmutzten.

Das trotzige Benehmen des Mädchens reizte die Ankömmlinge, welche keine Verächter schöner Kellnerinnen waren, zu übermäßigen Liebkosungen, welche sich die scheuernde Hebe ernstlich, aber vergebens verbat, denn die Martissöhne wurden in dem

Grade zudringlicher, in welchem ſich der Unwille des Mädchens ſteigerte.

Da ſich daſſelbe von drei Seiten attakirt und keine Möglichkeit eines Rückzuges ſah, ergriff es als letztes Vertheidigungsmittel aus dem Waſſerſchaffe das darin liegende naſſe Austreibetuch und ſchlug damit tapfer auf ihre Angreifer los, die, um nicht von oben bis unten beſudelt zu werden, ſich gezwungen ſahen, ihr Heil in einer ſchleunigen, und keineswegs ehrenvollen Flucht zu ſuchen.

Der höchſt komiſche Auftritt, drei bewaffnete Männer vor einer, mit einem naſſen Hader verſehenen Mädchen davon laufen zu ſehen, hat ſich bis heute im Schilde dieſes Hauſes erhalten.

Hadersdorf.

Der Weg von Wien nach Mauerbach geht über Hadersdorf, wohin, auſſerhalb Mariabrunn, rechts eine ſchöne Allee leitet. Es gehört in das Landgericht Burkersdorf und zu der Pfarre Mariabrunn.

Der Ort hat eine äuſſerſt romantiſche Lage. Er beſteht aus einem herrſchaftlichen Schloß, einem Wirthshauſe, einer Mühle und 24 Häuſern, worunter einige hübſche Landhäuſer mit Gärten ſich befinden.

Das Schloß gleicht in ſeiner Bauart einer alten Feſtung, in die man über eine Aufzugbrücke gelangt. Es iſt mit einem großen Teiche oder Waſſergraben umgeben, auf welchem man mit Gondeln fahren kann. Der Garten wird durch die vorüberziehende Straße in zwei Theile getheilt. Der an dem Schloſſe gelegene Theil iſt von mittelmäßigem Umfange, in franzöſiſchem Geſchmacke angelegt. Der Theil über der Straße iſt ein eingeplankter Thiergarten in einer reizenden Gegend, wo Hügel, Thäler, Wälder und Wieſen abwechſeln.

Mitten auf einer Wieſe erhebt ſich ein kleines Sommergebäude, welches der Lieblingsaufenthalt des, in der öſterreichiſchen Geſchichte unſterblichen Helden Loudon war.

An dem Eingange verdienen mehrere kleine Basrelifs bemerkt zu werden, welche er, als er 1789 Belgrad eroberte, von dort hieher bringen ließ. Sein Bildniß in Carrara-Marmor hat zur Unterſchrift:

Meditatio mortis optima Philosophia.

Auch hat der Garten eine Waſſerkunſt und mehrere ſchöne Ausſichten. An der äuſſerſten Spitze des Parkes iſt ein eigener eingeſchloſſener Platz, das türkiſche Gärtchen genannt. Es iſt dicht von Pappeln, Trauerweiden und Tannen umſchattet, und mit einer Mauer umfangen. In der Mitte desſelben erhebt ſich Loudon's Grabmal. Es iſt ein länglichtes Viereck von Sandſtein, mit Trophäen, Kriegs-Armaturen und Basreliefs geſchmückt, welche ſich auf die berühmteſten Unternehmungen des hier ruhenden Helden beziehen.

Auf den Stufen des Grabmals iſt ein junger Krieger mit dem Ausdruck des Schmerzens hingelehnt. Das Ganze iſt von der Meiſterhand des Profeſſors der Bildhauerkunſt, Franz Zauner. Auf der Vorderſeite iſt die vom Hofrathe v. Birkenſtock verfertigte Inſchrift:

Tiro
Ad Borysthenem
Dux
Ad Moravam. Viadrum.
Boborim. Neissam. Vistriciam.
Veteranus
Ad Unnam. Istrum. Savum.
Clarus Triumphis.
Simplex. Verecundus.
Carus Caesari
Militi. Civi.

Auf der Rückſeite ſteht:

Gideoni. Ern. Loudono
Conjux
Contra Votum Superstes
Ac Haeredes
Pos.
MDCCLXXXX.

Ein anderes Denkmal hat ihm Joseph II. im Saale des Hofkriegsrathes errichtet. Es stellt Loudon's Büste dar mit der Inschrift:

Gideonis Loudoni Summi Castrorum Praefecti Semper. Strenui. Fortis, Felicis, Militis et Civis optimi Exemplum. Quod. Duces Militesque. Imitentur. Josephus II. Aug. In Ejus Effigie. Proponi. Voluit Anno MDCCLXXXVIII.

Habersfeld.

Zwei Waldwege, der Fleischhacker- und der Jägergraben, führen von Greifenstein unter der Nacht des dicksten Buchen- und Eichenwaldes zum Schlosse Habersfeld, dem Hause Lichtenstein gehörig, wo ein ländliches Wirthshaus billigen Forderungen entspricht. — Nicht weit von hier bezeichnet eine vom Fürsten Johann v. Lichtenstein gesetzte Pyramide die herrlichste Aussicht in dieser Nähe Wien's.

Es ist sonderbar, daß, so sichtbar auch die Pyramide da steht, man doch schwer den Aufgang zu ihr findet. Göttweih, Ernstbrunn von der einen, der Ötscher von der andern Seite sind die entferntesten Punkte, welche man von hier aus gewahr wird.

Von Habersfeld aus gelangt man anfänglich über sonnige Höhen, dann aber abwechselnd durch schattige Waldungen über den Spitalberg nach Kierling, einem Dorfe, mitten zwischen Weinbergen, mit einer Pfarrkirche, die den heil. Aposteln Petrus und Paulus gewidmet ist.

Von hier aus über den Harschhof auf der langen Gasse gelangt man nach dem bekannten, vom Hofrathe v. Hammer und der Freiin v. Kruft besungenen Weidling, einem, der Stiftherrschaft Klosterneuburg unterthänigen Dorfe von 79 Häusern, am Weidlingbache, 2½ Stunde von Wien. Es ist einer der besuchtesten Orte, besonders seit ein wohlhabender Bürger aus Wien hier ein treffliches Wirthshaus errichtet hat, von welchem aus man die angenehmsten Streifereien unternehmen kann.

Eine weitere Excursion führt nach Weidlingbach, einem kaum aus einem Dutzend Häuser bestehenden Dorfe, in einer höchst romantischen Gegend, welche vorzüglich von dem Marksteine (am Wege) mit der Jahreszahl 1778 bezeichnet, ungemein abwechselnd und interessant ist. Etwas abwärts über eine Wiese kommt man zuletzt zu dem Steinriegel und auf demselben zur sogenannten Waldhütte. Außer dem Garten, welcher zur Hütte gehört, liegt eine Weide, von welcher man einer weiten Aussicht über Thäler und Hügel genießt, die aber von einem fernen Berge begrenzt wird, hinter welchem sich das bekannte Tulnerfeld (mit seinem rothen Boden) ausbreitet.

In geringer Entfernung südlich vom Steinriegel erhebt sich der Hof Säublingstein, an dem interessanten Fußwege gelegen, der von Mauerbach über Berge (Ruesberg) und durch Wälder, fast ganz im Schatten, nach Greifenstein führt. Er ist hinsichtlich der Gebirgs-Aussicht ein interessanter Punkt.

Der Steinriegel liegt schon im Viertel O. W. W.; an der Grenze desselben sind die Gesengerhütten (im Gesengerwald), einzelne Holzhauerhütten, wie Weidlingbach, zum Landgerichte Burkersdorf gehörig.

Hafner (Philipp).

Im J. 1762 erblickte man eines Tages in den Straßen der Stadt große Anschlagzettel, welche nach dem damaligen Gebrauch mit Fratzenbildern versehen waren. Es war die Ankündigung eines neuen Schauspiels, unter dem Titel: „Megära, die fürchterliche Hexe, oder: das bezauberte Schloß des Herrn von Eichhorn.“ Die Hauptscenen des Stückes waren auf

dem Zettel nach Art der Seiltänzer-Anzeigen in gevierten Abtheilungen vorgestellt und reichlich mit Teufels-Gestalten versehen.

Dieses Stück war die erste Arbeit eines jungen Mannes, Namens Philipp Hafner (geb. in Wien 1731, gest. 1764, im 33. Jahre), der damals Stadtgerichts-Beisitzer und bestimmt war, in Wien's dramatischer Welt bald eine bedeutende Rolle zu spielen.

Alles drängte sich in's Hoftheater und verließ die Erstlingsarbeit dieses letzten, talentvollen Verfechters des alten Possenspiels mit vieler Befriedigung. Dadurch aufgemuntert, schrieb Hafner 1763 „die bürgerliche Dame, oder: die bezähmten Ausschweifungen eines zügellosen Eheweibes,“ mit Hanswurst und Columbia, zwei Muster heutiger Dienstboten, welches man für ein regelmäßiges Stück ausgab. — Hierauf erschienen: „Der von drei Schwiegersöhnen geplagte Odoardo, — der allzeit beschäftigte Hausregent und die zwei Schwestern von Prag,“ welches die ersten Produkte seiner fruchtbaren Feder waren.

Was Hafner in der Bühnen-Welt war, das war er auch in der wirklichen, nämlich ein origineller und unerschöpflicher Possenreisser, der sich leider dem Trunke ergab und dadurch den Tod sich zuzog. Er starb wie er gelebt hatte, denn sein letztes Wort war ein Scherz über den Namen seines Arztes Matthes.

Hahnenbeiß (Haus zum).

In der Bezeichnung der Häuser Wien's nahmen zu jeder Zeit und nehmen auch heute noch die verschiedensten Geschlechter des Thierreiches die erste Stelle ein.

Es darf uns daher nicht wundern, wenn der Hahn, eines der merkwürdigsten Thiere, uns im Gebiete der Hausschilder oft entgegen tritt. Wir besitzen heute noch sowohl in der innern Stadt als in den Vorstädten viele Häuser mit den Schildzeichen weißer, goldener und rother Hähne; am Bauernmarkt sehen wir ihn sogar „wie er im Spiegel schaut (607),“ wodurch unsere, der Hoffahrt so abholden Vorfahren, ohne Zweifel das Lächerliche der Gefallsucht darstellen wollten.

Der Häuser-Schematismus lehrt uns, daß das Haus (522) am Hofe neben der Nuntiatur gegen den Heidenschuß zu, noch heute den Namen des Hauses zum Hahnenbeiß führt. Dieses Schild ist uralt, indem es in jahrhundertalten Urkunden vorkommt. Auch haben wir noch vor etlichen Dezennien über dem Thore des früheren, baufällig gewordenen Gebäudes das Wandgemälde gesehen, welches den besagten Namen anschaulich darstellte. Zwei Hähne standen darauf kampffertig einander gegenüber und schienen auf das Zeichen zu harren, um über einander herzufallen.

Dieses Gemälde war übrigens kein leeres, bedeutungsloses Hausschild, sondern bezeichnete ehemals in der That den Schauplatz, wo die auch in Wien sehr beliebten Hahnenkämpfe abgehalten und die Streitthiere gehegt und gepflegt wurden.

Mit diesem, zu allen Zeiten sehr beliebten Thiergefechte nährten sich bis zum 14. Jahrhunderte vorzüglich Böhmen und Mähren, nicht nur in den österreichischen Provinzen, sondern auch im Auslande auf eine eigene Art.

Sie hielten in ihren Wohnhäusern eigene Hahnenzuchten mit einer besondern Fütterung, wodurch diese Thiere eine ungewöhnliche Größe und Stärke bekamen; man reizte sie zum Zorne und leitete sie zum Streiten an, wobei man ihnen eigene Waffen, gleich einem Sporn mit Stacheln, an die Füße band, womit sie den Kampf so lange fortsetzten, bis sie entweder ihre Wärter durch einen lauten Ruf oder Schlag an ein Bret zur Ruhe brachten, oder bis einer der Streitenden erlag. Die Schiffsregister von den ältesten Zeiten geben uns den Beweis, daß

man solche streitbare Hähne in großer Anzahl auf der Elbe verfandte, auch zogen Matrosen damit in alle Theile der Welt, wie die Tiroler mit ihren Kanarienvögeln herum, und sie suchten durch eigene Spiele, welche sie in Städten und Dörfern gaben, sich zu nähren. So kamen sie auch nach England, wo dieser Hahnenkampf um so größeren Beifall fand, als er den Engländern eine gewünschte Gelegenheit zu den beliebten Wetten gab, und wo er auch noch heut zu Tage geübt wird. „Schade, sagt unsere alte Nachricht, daß man diesen durch geringen Aufwand leicht einführbaren Sonntagsunterhalt nicht wieder erneuert, und so eine arme, brotlose Familie in Nahrung zu setzen sucht. Der alte Hahnentrank, welcher aus Haber mit etwas Wein oder Bier gesotten wird, ist ja kein Geheimniß für uns.“

In diesem Hause war also der Schauplatz dieser Thiergefechte in Wien, hier versammelten sich vor Jahrhunderten adelige Herrn und Bürger mit demselben Ungestüm, mit derselben Schaulust, mit welcher man sich heute zu einer interessanten theatralischen Vorstellung oder zu dem Concerte eines Virtuosen hindrängt.

Wenn das Barbarische der Hahnenkämpfe außer Anschlag gelassen wird, so kann man das Interesse derselben nicht ganz in Abrede stellen. Die Hähne zeigen dabei allerdings eine Art von Kampflust oder ritterlichem Geiste, der sehr zu ihren Gunsten stimmt.

Hahn (Wo der) im Spiegel schaut.

Das Haus oder vielmehr das Häuschen (697), welches die Ecke des Eisgrübels gegen den Bauernmarkt bildet, hat den sonderbaren Schild, „wo der Hahn im Spiegel schaut“ und ist auch an sich eine architektonische Antiquität, die mit ihrer winzigen Stiege und abenteuerlichen Bauform mehr Beachtung verdient als ihr geschenkt wird.

In dem auffallenden Schilde hat man ein Spottbild der Eitelkeit (S. Hahnenbeiß) zu erblicken geglaubt. Andere sagen, es sei eine Aufforderung zur Wachsamkeit, weil in der Vorzeit der Hahn das Sinnbild derselben gewesen sei, wie es die Wetterhähne auf den Thürmen und der Umstand bewiesen, daß man die Geistlichen Gottes-Hähne nannte, weil sie die Gläubigen, wie jener Hahn den Petrus, zur Buße und zum Besuche der Kirche anhalten sollen.

Der Hahn kam übrigens mit dem Begriffe eines gedeihlichen Ehestandes vielfach in Berührung. Im Halberstädtischen mußten kinderlose Eheleute dem Pfarrer jährlich einen sogenannten Geduldhahn für den Entgang der Taufgebühren abliefern, damit er sich deßhalb noch gedulden möge.

Im Herzogthum Braunschweig und den benachbarten Ländern gehörte nach dem Tode eines Ehemanns, der keine männlichen Erben hinterließ, der beste Hahn seiner Verlassenschaft dem Pfarrer, das beste Pferd oder der schönste Ochs dem Dorfrichter und dem Küster eine Bratwurst.

Die beiden Dörfer Lindenau und Leutzsch bei Leipzig hatten ein gleiches Recht; nach dem Absterben eines sohn- oder enkellosen Mannes erbte der Pfarrer den besten Hahn, oder starb das Weib ohne Tochter oder Enkelin, die Pfarrerin die beste Henne.

Gegen alle diese Angaben sind wir jedoch geneigt, diesen sich im Spiegel beschauenden Hahn mit dem Hahnenbeiß in Verbindung zu setzen, denn um die Streithähne kampfsüchtiger zu machen, pflegte man sie durch ihr eigenes Bild in einem Spiegel zu reizen.

Hainburg.

Dieses Städtchen liegt östlich von Deutsch-Altenburg, hat ein altes Bergschloß und eine berühmte Ärarial-Tabakfabrik, welche die größte der Monarchie ist,

und über 1000 Menschen, folglich den vierten Theil der Bevölkerung beschäftigt, und 100,000 Zentner Tabak liefert. In dieser Stadt erhielt Joseph Haydn den ersten Unterricht in der Musik.

Hier vermählte sich der 22jährige, glühende Held Ottokar von Böhmen am 7. April 1252 der 47jährigen, tiefgebeugten Margarethe von Österreich, Schwester Friedrich's des Streitbaren, um einen Scheingrund zum Besitze Österreichs zu haben.

Das unglücklichste Jahr Österreichs war das Jahr 1683 wegen des verheerenden Türkeneinfalls. Die Stadt Hainburg hatte sich heldenmüthig vertheidigt, mußte aber der stürmenden Übermacht der Türken unterliegen. Sämmtliche Bewohner, man sagt 8428 an der Zahl, flohen gegen das Fischerthor, in der Hoffnung, durch selbes sich retten zu können. Allein auch hier drangen die Barbaren ein, und ermordeten die zusammengedrängte ganze Volksmasse bis auf fünf Personen. Noch ist an einer Mauer das Denkzeichen zu sehen, wie hoch das Blut dieser Schlachtopfer angeschwollen war. Man nennt es das Blutzeichen zu Hainburg.

Hainburg wurde 1827 von einer Feuersbrunst beinahe ganz zerstört und ist seitdem wieder neu aufgebaut worden. Merkwürdig ist das Rathhaus mit einem Altar aus der Römerzeit und dem sogenannten Römerthurm mit dem Steinbilde König Etzel's. Im Rücken der Stadt am Fuße des Schloßberges erhebt sich das neue herrschaftliche Schloß, mit drei schönen Sälen, einer Capelle und einer Gruft, so wie mit einem Theater und einem Parke.

Die Stadt liegt in einem Kranze von Ruinen römischer Bauwerke. Die Römerreste, Hunnenburg genannt, woher der Name Hainburg abgeleitet wird, — im Niebelungenliede genannt, ist noch in den Trümmern durch zahlreiche Sagen interessant; auch die Aussicht ist von hier reizend.

Gleich außer Hainburg führt ein angenehmer Waldpfad zur kleinen Ruine Rotenstein, angeblich ein Templerschloß, welches auf einem schroff aus der Donau emporsteigenden Felsen steht.

Hallwyl'sche Trauerstein.

Es muß als eine Sonderbarkeit bemerkt werden, daß sich in der Pfarrkirche zu St. Joseph in der Leopoldstadt oder der vormaligen Carmelitenkirche nur ein Grabstein befindet, und zwar jener des Grafen Ferdinand Leopold von Hallwyl (oder Hallweil), der folgende einfache Inschrift hat:

†

Ferdinandus Leopoldus Sac. Rom. Imp. Comes ab Halweil, obIIt DIe X. aVgVstI, aVb ara Ista tVMVLatVs In paCo.

Noch viele Jahre nach seiner Setzung wurde dieses Monument vom Volke allgemein der Hallwylsche Trauerstein genannt, weil damit ein tragisches Ereigniß verknüpft ist, woran eine Rückerinnerung nicht ohne Interesse sein dürfte. — Die schon im Jahre 1640 Statt gefundene Erhebung des Hauses Braganza auf den Thron Portugals wurde von Seite des kaiserlichen Hofes, seiner Verbindung mit jenem Spaniens wegen, erst im Jahre 1693 anerkannt. In diesem Jahre wurde in Wien der erste portugiesische Botschafter angenommen, es war der Fürst Carl Joseph Procop von Ligne, Marquis d'Aronches, dessen Einzug an Pracht Alles übertraf, was Österreichs Hauptstadt seit langer Zeit gesehen hatte. Sein hiesiger Aufenthalt war aber von kurzer Dauer, und mit traurigen Umständen verbunden. — Der Fürst hatte auf den jungen Grafen Leopold Ferdinand von Hallwyl aus Eifersucht in der Liebe einen so grimmigen Haß geworfen, daß er ihn zu tödten beschloß. Er lockte den Grafen, der noch überdies sein täglicher Gast war, mit sich auf die Jagd außer Burkersdorf, hinter Gablitz gegen den Riederberg zu, und ließ

ihn dort im Dickicht unfern der Straße vor seinen Augen am 10. August 1696 durch einen welschen Banditen erstechen. Zur schnellen Flucht des Mörders waren unterlegte Pferde bereit. Eine hölzerne Pyramide mit der einfachen Inschrift:

10. August
1696
Graf Hallewil

bezeichnete die Stelle. Nach geschehener Greuelthat fuhr der Fürst ganz ruhig nach Wien zurück, und beklagte sich in der Abendgesellschaft mit frecher Stirne gegen des Ermordeten Schwester, daß der Graf sich von ihm unvorsichtiger Weise in den tiefen Wald, der von jeher unsicher gewesen sei, entfernt habe. — Schon des andern Tages scharrten Hunde die leicht mit Erde bedeckte Leiche des Grafen von Hallwyl zu Tage; die empörte That und ihr Urheber war aber leider eben so wenig zu beweisen als zu bezweifeln. Das murrende Volk machte Miene, des Fürsten Wohnung anzugreifen. Sein Haus wurde zu seiner Sicherheit bewacht. Bald darauf verließ er Wien, zog heim, und gab dort eine Rechtfertigungsschrift heraus. Von aller Welt gemieden, und wahrscheinlich auch von seinem Gewissen getrieben, irrte er durch viele Jahre von Land zu Land umher, wobei sein ungeheures Vermögen nach und nach dahinschwand. Zuletzt fristete er sein Leben in Venedig durch den Handel mit Münzen und alterthümlichen Kunstsachen, worin er große Kenntnisse besaß. Kurz vor seinem Ende ging er wie ein Bettler in durchlöchertem Hut und Mantel ohne Unterkleider umher, und verschwand plötzlich. Man erzählte sich damals, ein Freund des ermordeten Grafen von Hallwyl, der dem Mörder lange nachgetrachtet, habe ihn zur Nachtzeit in den großen Canal gestürzt.

Hamsabey.

Die einst unferne des Thores im St. Stephansdome aufgehängten Fahnen befinden sich jetzt im bürgerlichen Zeughause. Eine davon war jene des tapfern Seehelden Joh. Jos. Grafen von Herberstein, Malthesergroßpriors in Ungarn. Maria Thresia ließ in den ersten Jahren des Erbfolgekrieges mehrere preußische, bayrische und französische Fahnen hier aufhängen. Die merkwürdigste ist eine große, rothe türkische Fahne mit Sprüchen aus dem Koran, im Treffen bei Ofen über den gefürchteten Hamsabey, von Wien's Befreier, dem Herzog von Lothringen erobert.

Dieser noch mit türkischen Bauten prangende Ort, eigentlich Erd, trägt von Hamsa Bey seinen Namen, eines der wildesten türkischen Zwingherrn, dessen Ende aber an rührender Romantik seines gleichen sucht. — Die Freunde Adam Bathiany und Peter Szapary, waren Hamsa's und des Pascha von Ofen, durch rastlosen kleinen Krieg, Schrecken geworden.

Nach vielen vergeblichen Nachstellungen gerieth der jugendliche Held Szapary in einen Hinterhalt und wurde mit Wunden bedeckt, gefangen. Der rachelechzende Hamsabey ließ ihn heilen und darauf unter unmenschlicher Mißhandlung, mit andern gefangenen Christen unter Peitschenknall vor den Pflug spannen. — Die Türken forderten für ihn ein ungeheures Lösegeld. Vergebens machte seine verzweifelnde Gattin alles zu Gelde. Vergebens besteuerten seine treuen Unterthanen sich selbst. Vergebens erbaten sie vom Hofe die Erlaubniß, im ganzen Reiche für die Befreiung des tapfern Christenhelden und vielgeliebten Herrn zu betteln.

Endlich fing Adam Bathiany einen der ersten türkischen Heerführer. Gegen ihn wurde Szapary ausgewechselt und kam zurück, als ein wandelndes Gerippe mit erloschenen Augen und langem Bart. Nur langsam wurde der Löwe wieder Löwe.

Als nach dem Entsatze Wien's die Türken in allen Schlachten geschlagen, Ofen selbst endlich unter großem Blutvergießen

mit Sturm erobert wurde, war Szaparp unter den ersten Helden des Tages und Hamsabey unter den Gefangenen. Laut brachte beim Siegesmahl der Herzog von Lothringen Szaparp's Gesundheit aus und schenkte ihm seinen grausamen Peiniger, mit ihm zu verfahren, wie er wolle.

Spornstreichs eilte ein Diener Szaparp's, ein Gefährte seiner Gefangenschaft und seiner Leiden, in Hamsabey's Kerker, ihm anzukünden: „Nun sei er in seines Herrn Hand und er solle sich nur auf unerhörten Martern einer erfinderischen Rache gefaßt machen."

Nach der Tafel eilten Szaparp und Bathiany in Hamsabey's Gefängniß. Szaparp sprach: „Kennst du mich? ich komme mich zu rächen!"

„So räche dich", antwortete der Türke. „Ich spotte deiner und fluche dir nach unter den Todesqualen." — „So fühle denn!" erwiederte Szaparp, „die Rache des Christen, dem sein Glaube befiehlt, Böses mit Gutem zu vergelten. Ich schenke dir Leben und Freiheit, ohne Lösegeld, ohne Bedingniß."

Hamsabey hatte Gift genommen, welches er stets bei sich trug. Ganz vernichtet durch Szaparp's Großmuth warf er sich zu seinen Füßen, um seine Verzeihung flehend und um die Taufe, da der Christenglaube so erhabene Tugenden lehre!

Wirklich empfing Hamsabey die Taufe. Alle Kunst der Ärzte aber vermochte nichts mehr. Er verschied einige Stunden darauf. — Szaparp war mit unbeschreiblicher Rührung sein Taufpathe und der erste Leidtragende hinter seinem Sarge.

Hand (Die) der heiligen Anna.

Die schätzbarste Reliquie der St. Annakirche ist die rechte Hand der h. Anna, welche vor Zeiten im Karthäuser-Kloster Mauerbach im Wienerwald sich befand und von einem Prälaten desselben der Annakirche geschenkt wurde. Fuhrmann hat sie (laut seiner historischen Beschreibung u. s. w. von Wien, 1766) in ihrer ganzen Größe auf einem halben Bogen abbilden lassen und mit folgender Unterschrift bezeichnet: „Die wahre Größe, und eigentliche Abbildung der unverfehrten Hand; der glorwürdigen allgemeiner Nothhelferin heiligen Annä, der werthesten Anfrau Jesu, und Mutter der unbefleckten Gottes Gebährerin Mariä, hat die eigentliche Hand berühret, in der h. Annä Kirche der Soc. Jesu in Wien." (S. Annakirche).

Händel.

Aeneas Sylvius sagt, nachdem er die Schönheit Wien's beschrieben hat: „Aber in einer so herrlichen und edlen Stadt geschehen andere sehr arge Dinge. Tag und Nacht gibt es Händel, die man für ordentliche Treffen halten möchte, bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Künstler, bald die Taglöhner gegen die Bürger. Selten lauft eine große Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab, und wo so ein starker Zank auflodert, da ist Niemand, der ihn trennt, nicht die Obrigkeit, nicht der Fürst."

Man würde diese Anführung für übertrieben halten, wenn die Geschichte Wien's und der Gesetzgebung sie nicht hundertfältig bestätigten, was wir in unseren Blättern häufig darthun werden. Wenn man die vorzeitige Streitsucht der Bewohner Wien's, die sich über alle Classen der Gesellschaft verbreitete, mit dem heutigen Zeitgeiste vergleicht, so muß man gestehen, daß sich die Sitten in dieser Hinsicht sehr veredelt haben und daß das, was vormals Regel war, heute zur Ausnahme geworden ist.

Handlungs-Kranken-Institut.

Dieses Institut erstand 1745 unter dem Namen Confraternität und seine Gründer waren die Handlungs-Commis Schweiger, Weigl, Vollgruber, Langenfen, Schönecker und Pach.

Die Mitglieder dieser Anstalt leisten jährlich einen bestimmten kleinen Beitrag und haben daher Anspruch im Erkrankungsfalle unentgeldlich aufgenommen und verpflegt zu werden. Das Lokale des Institutes war früher im allgemeinen Krankenhause, ist aber seit einem Dezennium in einem eigenen Gebäude in der Alservorstadt (280) und ist sehr zweckmäßig eingerichtet.

In einem Seitenzimmer befindet sich zum Gebrauche für die Kranken eine schöne Handbibliothek. In der eigenen Hauskapelle wird jährlich am Pfingstmontag mit großer Feierlichkeit das Stiftungsfest der Anstalt gehalten. Der Marmoraltar ist von dem Hofarchitekten Zobel, und das Altarblatt, den Schutzpatron St. Joseph vorstellend, von Pellegrini. Die kleine zierliche Orgel stiftete das Mitglied Ferd. Gramer im J. 1809. Die Zahl der jährlich verpflegt werdenden Kranken schwebt zwischen 50 — 100.

Handlungs-Verpflegs-Institut.

Dieses im J. 1795 entstandene Institut hat den Zweck, durch bestimmte jährliche Beiträge jenen Handlungsmitgliedern, welche wegen hohen Alters oder körperlichen Gebrechen erwerbunfähig geworden sind, oder auch deren Witwen durch Betheilung die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Der jährliche Betheilungsbetrag ist 80 fl., die Zahl der Betheilten 25 — 30 und die Beitragenden gegen 700. Das Lokale befindet sich im obigen Kranken-Institute.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
A	3
ABC-Häuser	4
Abacus	4
Abensperg- und Traun'sche Fideicommißhäuser	5
Abgebranntes Haus	7
Abnahme des Mondes und Sternes vom Stephansthurm	8
Abschnalzer (Der)	9
Academien	10
Achau	10
Acht (Die)	11
Acht Fasanen	12
Adalbert von Babenberg	12
Adamberger (Maria Anna und Antonia)	13
Adam und Eva	14
Adam- und Eva-Spiel	14
Adam und Eva (Zum)	14
Adeliger Frauen-Verein	15
Adeliges Casino	15
Adels-Alters-Kampf	15
Adelshausen (Felix Pentenrieder v.)	16
Adel Venedig's	16
Adlergasse	17
Adler (Goldener) in der Stadt	18
Adler (Goldener) auf der Wieden	18
Adler im Stadtwapen	19
Adler (Josephinischer)	20
Adler (Künstlicher)	20
Adlererben (Der)	21
Adler (Schwarzer) in der Leopoldstadt	21
Adlerthor und Adlerthurm (bei St. Stephan	22
Adolphusring (Der)	24
Advocatenprobe (Die)	24
Ägyptisches Museum	25
A. E. I. O. U.	26
Agnes von Österreich	27
Alanova	27
Albertinische Wasserleitung	28
Albertus Magnus	28
Albrecht I.	29
Alchemie	30
Alland	31
Allerheiligen-Capelle (Trautson'sche)	32
Aller Practic Großmutter	32
Allerseelentag	33
Allgerin (Die)	33
Almosenstein (Der)	34
Alraünchen	34
Alserbach	36
Alservorstadt	38
Altäre (Privilegirte)	40
Altargemälde des Thom. v. Mutina	41
Altarsbrunnen (Die)	41
Alte Häuser der innern Stadt	42
Alte Mehlgrube	44
Altenburg	45
Altenburgerhof	46
Alter Fleischmarkt	47
Alterthümer (Römische)	48
Altes Frauenbild bei St. Stephan	49
Altes Bolvorstätz-Haus	49
Althangrund	49
Altmannsdorf	50
Alumnat (Das)	51
Alvarez (Die Grafen)	51
Alxinger (Joh. Bapt. Ritter v.)	52
Amalienhof	53
Amalienstift	54
Amazonenkampf	55
Ambraser-Sammlung	56

	Seite
[illegible]-Anstalt	61
Anglikanische Zeitschrift	61
Anglion (Der Wiener)	62
Anzengruber	62
Anatomisches Museum der Universität	63
Anatomisch-patholog. Museum im Josephinum	64
Antoniuskirche (Die) in Hütteldorf	64
Anekdoten- und Neuigkeitenkrämer	66
Angelo's (Michel) Traum	66
Angenagelte Gerippe zu Mürnitz	67
Angst (Die) bei St. Stephan	67
Ankündigungs-Anstalt	67
Annagasse	68
Annagebäude und Kirche	68
Anninger	69
Anschütz (Heinrich)	70
Anstoßen beim Trinken	70
Antiquitäten-Sammlungen	71
Antonsgrotte (Die)	72
Anubis zu Schalaburg	72
Augsbacher Fackeldocht (Der)	73
Apoffel's Säbel und Streitkeule	73
Apfelkreuz	75
Apollo-Saal	75
Apotheken	76
Arbeits- und Besserungs-Anstalt	76
Arbeits- und Strafhaus (Erstes)	77
Archive	78
Archiv (Geheimes Haus-, Hof- und Staats-)	78
Archiv (k. k. Kriegs-)	79
Arcieren-Leibgarde	80
Arist (Der Wiener)	81
Armenhaus-Münze	81
Armen-Pflege	81
Armenseelen-Hilfsversammlung	83
Armensünder-Gläschen (Das)	83
Armuth (Lustschloß der)	84
Arrigoni (Anton)	84
Arsenal und Arsenalthurm	84
Arte (Comedia dell')	85
Artesische Brunnen	86
Arthaber's (Jos. v.) Gemäldesammlung	87
Artillerie-Caserne (am Rennweg)	88
Artillerie-Feldzeugamt	89
Artillerie- und Schützencorps (Bürgerl.)	89
Artillerie-Übungen	89
Artischocke	90
Arzt (Der) mit dem Uringlas	91
Ärzte	91
Ärzte-Gesellschaft	92
Aspern	92
Aspernmont	93
Assicurazioni generali Austro italiche	94
Association der Damen	94
Astron. u. physicalisches Cabinet (K. K.)	96
Asylrecht	97
Athlet (Der fürstl.)	97
Atzgersdorf	98
Auersperg'scher Pallast	99
Auferstehungs-Capelle im Belvedere	100
Aufgebot in Wien	100
Aufnehmer (Der)	101
Aufputz der Kirchen	102
Aufsprießen	102
Aufstand der deutsch. Kriegsknechte (1529)	102
Aufstand der Schuhknechte (1722)	103
Aufstand der Studenten (1451)	106
Augarten	106
Augen-Ausbrechen	109
Augenkranken-Institut	109
Augsburgertanz (Der)	110
Augsburgische Confession	110
Augustin der Sackpfeifer	110
Augustinerbastei	111
Augustinergang	112
Augustinerkirche und Kloster (auf der Landstraße)	113
Augustinerkirche (in der Stadt)	115
Ausräucherung der Häuser	118
Ausruf (Öffentlicher)	119
Außereuropäische Menschenracen	119
Autograph der heil. Theresia	120
Autographen-Sammlungen	120
Auwinkel	121
Auvenhoff (Gern. Herrm. von)	121

B.

B	122
Bäckenhäusel	122
Bäcker-Aufstand	123
Bäcker-Aufzug	123
Bäckerbursche (Der)	125
Bäckerkreuz	125
Bäckerkreuz (in Mariahilf)	126

Seite

Bücherschupfen 126
Baden 127
Bäder 135
Bahnhöfe 136
Bahrausleiher-Amt 138
Baierische Dampfnudeln 138
Ballgäßchen 139
Ballhäuser 139
Bandelzwirn-Männer 140
Bancohaus 141
Bancozettel 142
Bank-Actien (Österr.) 142
Bär (Der rebellische) 143
Bär (Schwarzer) 143
Baranofski'sches Haus 144
Barbarastift 144
Bärenmühle 145
Barmherzige Brüder 146
Barmherzige Schwestern 151
Barnabiten 152
Bartwette (Die) 152
Basilisken-Haus 153
Bassin im Belvedere 154
Bastein 155
Bathiany'sche (Fürstl.) Häuser . . . 157
Bathiany'sches (Gräfl.) Haus 157
Bäuerle (Adolph) 157
Bauernmarkt 158
Baumann (Die zwei Komiker) 159
Baumgarten 161
Bauordnung 162
Bavaroise 162
Bazar 162
Becher der bürgerl. Lebzelter 163
Becher (Silberner) 163
Beerdigung der Verbrecher 164
Beetherengasse 165
Befestigung 166
Begräbniß-Ordnung 167
Beheizungsanstalt (Erste) 168
Beinerner König 168
Belagerung der Burg (1462) 169
Belagerung der Burg durch Maximil. I. (1490) 170
Belagerung der Stadt durch Matth. Corvinus] (1485) 170
Belagerung der Stadt durch die Türken (1529) 171
Belagerung der Stadt durch die Türken (1683) 172
Beleuchtung der Stadt 176
Bellaria 177
Bellegardehof 177
Belvedere 178
Benedikt (Knecht) 180
Benediction (Päbstliche) 181
Berghof 182
Bergel 183
Bergl-Haus 183
Bergopzoomer (Joh. und Catharina) . 183
Berliner-Handschuhe 183
Bernarden 184
Bertholdo 185
Beschießung der Stadt (1809) 175
Bethäuser (der akatholischen Confessionen) 186
Bettelwesen 186
Bettlerstiege (auf der Laimgrube) . . 188
Beute (Türkische) im J. 1683 190
Bevölkerung 190
Biberbastei 191
Biberthurm 192
Bibliotheken 192
Bibliothek (Hof-) 193
Bibliothek (Privat-) S. M. des Kaisers 196
Biedermannsdorf 197
Bierglocke bei St. Stephan 199
Bierhalle 200
Bierhäuser 200
Bierquelle 202
Bierfalen 202
Bildenden Künste (Academie der) . . 203
Bilder-Cabinet des Erzherzog Leopold Wilhelm 204
Bilder-Sammlungen 206
Bilder-Sammlung (K. K.) 206
Bildungs-Anstalt (Höhere) für Weltpriester 209
Bildungs-Stadien der Stadt . . . 209
Billardspiel (Das) 213
Birne (Zur eisernen) 217
Bisamberg 217
Bischöfe von Wien 218
Bischofgasse 222
Bischofshof 222
Blank (Joh. Conrad) 223
Blasi-Bruderschaft 224

	Seite
[illegible] v.)	225
[illegible] Farbe	225
[illegible] Flasche (Haus zur)	226
[illegible] Montag	227
[illegible]den-Institute	228
[illegible]altar	229
[illegible]men-Ausstellung	229
[illegible]tegel-Cur (Die)	230
Blutgäßchen	231
Bockgasse	231
Bock (Der Tanzsaal zum schwarzen)	232
Bockkai's Kronen	233
Bognergasse	234
Börse (K. K.)	235
Boskowitz (Jaroslaw von)	236
Botanische Gärten	237
Braida (Graf)	238
Brandmarke	238
Brandstätte	239
Brandversicherungs-Anstalten	239
Branntwein	240
Braulik'sches Haus	241
Braunbastei	241
Braunhirschen	242
Brautleute-Zug	242
Brav (Hans)	242
Breitenfeld	243
Breitenfurt	244
Breitensee	245
Breiten Stein (Haus zum)	245
Brenner	246
Bretze (Zur rothen)	246
Bretzeneck	247
Breuner (Fried. Phil. Gr. von)	247
Breunerstraßen	247
Briel	248
Brigittenau	250
Brockmann (Fr. Carl und Theresia)	252
Brod (Das größte)	253
Browne (Graf Georg)	254
Bruck an der Leitha	254
Brunkbierhaus	256
Brücken	257
Bruder (Schenke zum lustigen)	258
Brunnhilden-Sage	260
Brunn am Gebirge	261
Brunnengäßchen	264
Brunnen in der Burg	264
Brunnen in der Josephstadt	269
Brunnenhäuschen	264
Brüßeler Vogelschießen	266
Buchdruckerkunst	266
Bucquoi'sches Haus (Gräfl.)	267
Burg (k. k.)	267
Burgbastei	270
Bürgermeister (Erster)	271
Bürgermiliz	271
Bürgerspitals-Gebäude in der Stadt	274
Bürgerversorgungs-Anstalt zu St. Marx	276
Burggraf (Der verwünschte) zu Elbogen	278
Burghuber	279
Burkersdorf	279
Burleske (Die)	280
Burschenschaft	284
Bürste (Die schwarze und weiße)	285
Büßerinnenhaus bei St. Hieronymus	285
Bußprozessionen	287
Butenop (Heinr.)	287
Burbaum (Hans)	287

C.

Cachucha	289
Cajetaner (Die) auf der hohen Brücke	289
Calbot (Lord)	289
Camaldulenser-Kloster	290
Cameradschaft (Literarische)	291
Campi (Antonia)	291
Canal (Wiener-Neustädter)	292
Candianische Mutter Gottes	293
Canter, zehnjähriger Doctor der Rechte	293
Capelle des h. Blutes zu Korneuburg	294
Capellen	295
Capistran	298
Capuziner 1. Kirche und Kloster zu St. Ulrich	[illegible]
Capuziner 2. Kirche und Kloster in der Stadt	301
Capuzinerquelle bei Und	302
Carl, Schauspieler u. Theater-Director	[illegible]
Carl V.	[illegible]
Car[illegible]er Kühne	306
Carlskirche	306
Carlsschule	[illegible]
Carmeliter auf der Laimgrube	309
Carmeliter in der Leopoldstadt	310
Carmeliterinnen in der Stadt	313

Seite

Carolinenstift 315
Carolinenthor 315
Carolinischer Pallast 315
Carolinische Triumphpforte 316
Caroßen 317
Casernen 317
Casinos 319
Castelli's Oefensammlung 319
Castriota 320
Catalogus catalogorum 321
Cavalier (Wiener-) vor 200 Jahren . 321
Cavallerie-Corps (Erstes städtisches) . 323
Cetto (Conrad) 323
Champagnerwein (Inländischer) . . 324
Chaos'sche Stiftung 326
Charakterbüsten 327
Chemisches Laboratorium der Universität 327
Chiera 328
Cherherrnhof 328
Christinen-Denkmal 329
Christoph (Zum großen) 329
Christusbild mit der Kugel 330
Civil-Mädchen-Pensionat 330
Clarakloster 332
Clary'scher Pallast 333
Claudia Felicitas 333
Clement (Franz) 335
Clesel (Melchior) 335
Cobenzlberg 338
Coburg-Kohary'scher Pallast . . . 338
Coeckelberghe-Dutzele (Die Ritter Carl, Gerhard und Ludwig) . . 338
Colalto'sches Haus 340
Collin (Heinrich und Matth. v.) . . 340
Colloredo-Mannsfeld'sche Pallast . . 341
Collomann 341
Collomanns Diener 343
Collomanns Kerker 343
Collomanns Kirche und Leichenhof . 343
Collomanns-Stein 343
Communicant (Der unwürdige) . . . 344
Congresse 344
Conservatorium der Musik 346
Consums-Zettel 347
Controlorgang 348
Convicte 348
Corpora baptizata 350
Criminalgerichtsgebäude 351

Seite

Crucifix 352
Crucifix (Ferdinandinisches) 352
Crucifix (Großes) 353
Cunigunde (Die heilige) 353
Curatenhaus 354
Cuspinians Grabmal 355
Czernak (Georg) 356
Czernin'scher Pallast und Gemäldesammlung 356
Czaral'scher Rechtshandel 357

D.

Dach von St. Stephan 358
Dachs (Zum) 358
Dachrinnen 358
Dallinger von Dalling (Jos.) 359
Damen 359
Damenstift (Savoien'sches) 360
Dämphnerhof 360
Dampfschneidemühle 360
Danae Titian's 361
Darmerhof 361
Daumen des h. Augustins 362
Daumlanger Hansel 362
Daun'sche Grabmäler 363
Defizientenhaus (Priester-) 363
De Pigne'sches Haus 364
Denis (Michael) 364
Denkäule bei Schwechat 365
Deutsches Haus 365
Dianabad 366
Diana-Gesellschaft 367
Dichsen Krönung 368
Dieb (Der gehängte) 368
Diebsschergenhaus 368
Dietrich der Reiche 369
Dietrichstein'sche Garten 370
Ditters (Carl) 371
Döbling 372
Dorgi (Urban) 373
Domherrnhof 373
Dominicaner-Bastei 373
Dominicaner-Kirche und Kloster . . 374
Dominicaner-Mühle 375
Domprobsthof 375
Donaubrücken 375
Dornbach 378
Dorotheer-Gasse 382

	Seite
[illegible]-Kirche und Kloster	383
[illegible]	384
[illegible]	384
[illegible]	384
[illegible] (Joseph)	385
Dreifaltigkeitshof	386
Dreifaltigkeitssäule am Grab[illegible]	386
Dreifaltigkeitssäule am Spitelberg	388
Dreifaltigkeitssäule nächst St. Ulrich	388
Dreifaltigkeits-Spital	389
Drei-Hufeisen-Haus	389
Dreihündel-[illegible]rm	389

E.

[illegible]berg (Jos. [illegible])	390
[illegible]	390
[illegible]	393
[illegible]	393
[illegible] auf der [illegible]	393
[illegible] (Zum goldenen)	395
[illegible] bei St. Veit	396
[illegible]buch	396
[illegible]stadt	397
[illegible] Krone	398
[illegible]	399
[illegible] (Im) Elendbastei	400
[illegible] von Mantua	400
[illegible] von der Pfalz	400
[illegible] von Portugal	401
[illegible]	402
[illegible]thinerinnen-Kloster und Spital	402
[illegible] von Kärnten	404
[illegible] von Österreich	404
[illegible] von Ungarn	405
[illegible] von Würtemberg	405
[illegible] (Haus zum goldenen)	406
[illegible]	406
[illegible]	406
[illegible]münzmeister	407
[illegible]	407
[illegible]	409
[illegible]	410
[illegible] der Tapfere	411
[illegible]'sches Stiftungshaus	411
[illegible]	411
[illegible]	412
[illegible] in der Wiege	412
[illegible] zu Hernals	[illegible]

	Seite
Eslerhaus	414
Esterhazy'sches (Gräfl. Valentin) Haus	414
Esterhazy'sche Bibliothek	415
Esterhazy'sche Bilder und Kupferstich-Sammlung	415
Esterhazy'sche Mineralien- und Conchylien-Sammlung	416
Esterhazy'scher (Fürstl.) Pallast	416
Exemplar (Das) auf Pappendeckel	417

F.

Faber (Johann)	418
Faber (Joseph)	418
Facultät der Poesie	419
Fahnenschwingen auf dem Stephansthurm	419
Falkenstein (Graf von)	[illegible]
Fähnbrichhof	421
Faschingskrapfen	421
Favoriten (Die kaiserl.)	423
Federlhof	426
Felsenkeller	427
Fenstergucker (Das) ein Kärntnerthurm	[illegible]
Ferdinand-Marien-Bad	429
Ferdinands-Wasserleitung	430
Feuerlösch-Anstalten	430
Feuersbrünste	431
Fiaker	432
Finanz-Ministerial-Pallast	433
Findelhaus	434
Finger des h. Johanns Elemos.	435
Fink (Adalbert)	435
Firmian (Leop. Mar. Graf von)	436
Fischament	436
Fischerdörfel (oder Vorstadt)	437
Fischer von Erlach	437
Fischmarkt	439
Fischerstiege, Fischerthor	440
Fischtrühel	440
Flaschelträger und Fastnachtbrüder	441
Florentiner-Diamant	441
Fokanedhaus	442
Folter	443
Forstlehranstalt	445
Francheville (Vicomte)	445
Franz (Pater)	445
Franziskanerkirche und Kloster	446
Franziskanerplatz	447
Französischer König in Wien	448

	Seite
Franzosen-Abschaffung	449
Franzthor	449
Fraß (Joh. von)	450
Fratschlerinnen	450
Frauenbild von Grünberg	451
Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein	451
Frauenhäuser	453
Frauensäule am Getreidemarkt	453
Fräuleingang in der Burg	453
Freitags-Procession	454
Freihaus auf der Wieden	454
Freiung	456
Freiwilligen-Corps	457
Friedensbote	458
Friedrich III.	458
Fries'scher Pallast	459
Frohnleichnams-Fest	460
Fuchs (Zum gepreßten)	462
Fuchs (Otto Reinhard)	462
Füchselhaus	465
Fürstengruft bei St. Stephan	466
Fürstenhügel bei St. Stephan	468

G.

Gabler-Kreuz	469
Gabliz (Die hohe Schule zu)	470
Gaben	472
Galiginberg	472
Galizische adelige Leibgarde	473
Gämperl der Pfeifer	473
Gans (Die große)	474
Gänsbacher (Joh. Bapt.)	475
Gänseberg und Gänseburg	475
Gänseweide	476
Gärten	477
Gärtner	478
Gasbeleuchtung	479
Gassen (Höfe, Märkte, Plätze, Straßen)	479
Gassenblättel	482
Gassen-Säuberung	482
Gasthäuser	483
Gatterhölzel	484
Gaudenzdorf	486
Gauermann (Franz)	486
Gebär-Anstalt	487
Gegend zwischen den Brücken	487
Geheimes Cabinet	488
Geheime Hof- und Staatskanzlei	489
Geheimschreiber (Der fürstliche)	490
Geistorden (Der heilige)	491
Gelehrte (Der hungrige)	491
Gemächer in der Burg	492
Geographisches Institut (k. k. milit.)	492
Gersthof	493
Geschlechter	493
Gesindehaus	495
Getreidemarkt	495
Gewehrfabrik (k. k.)	495
Gewerbe	495
Gewerbs-Producten-Ausstellung	496
Geymüller'sche Häuser	496
Glacis (Das)	497
Gluck (Christoph Ritter von)	498
Glückshäfen	499
Gnadenbilder (Marian'sche)	499
Gobl (Zur Frau)	500
Goldberg'sches Stifthaus	500
Goldenen Birne (Zur)	501
Goldene Greif (Der)	501
Goldene Hirsch (Der)	502
Goldene Lamm (Das) in der Stadt	502
Goldene Lamm (Das) in der Leopoldstadt	502
Goldene Metzen (Der)	504
Goldene Schlange (Die) in der Stadt	504
Goldene Sonne (Die) in der Stadt	505
Goldenen Stuck (Beim)	506
Gonzoga-Bastei	506
Gottscheer	506
Graben (Der)	507
Gräffer (Franz)	508
Gran (Daniel)	508
Greifenstein an der Donau	508
Griechische Bethäuser	512
Grillo (Leander)	513
Grinzing	513
Grohmann'sches (Adolph) Haus	514
Grünbaum	514
Gumpendorf	514
Gundelhof (Der)	515
Günderode (Carl Freiherr von)	516
Guntramsdorf	517
Gurk (Urban von)	518

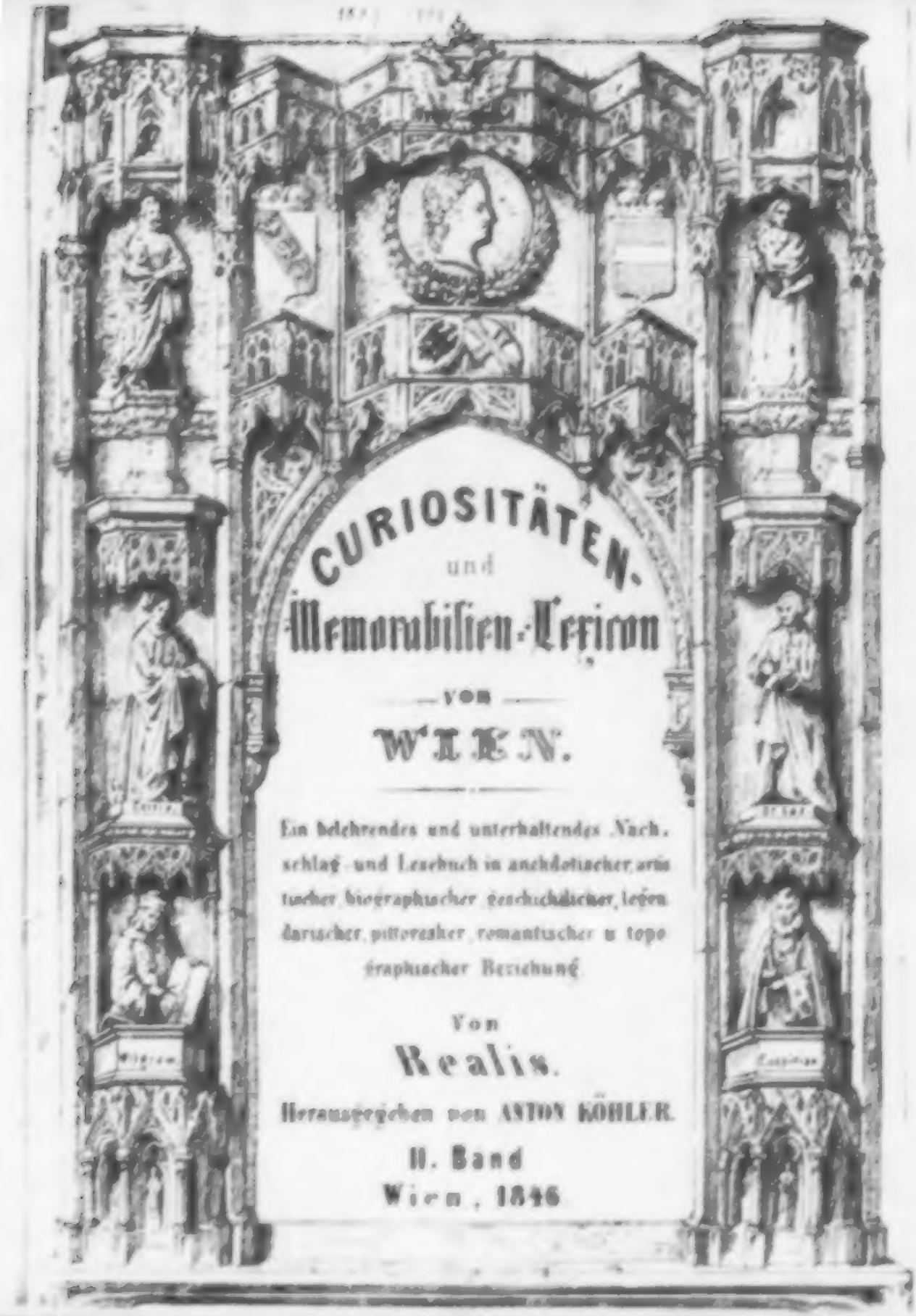
H.

Haarmarkt	519
Hacken (Zu den drei)	520

	Seite
Haber (Zum nassen)	520
Habersdorf	521
Habersfeld	522
Hafner (Philipp)	522
Hahnenbeiß (Haus zum)	523
Hahn (Wo der) im Spiegel schaut	524
Hainburg	524
Hallwyl'scher Trauerstein	525
Hamsabey	[illegible]
Hand (Die) der heiligen Anna	527
Händel	527
Handlungs-Kranken-Institut	527
Handlungs-Verpflegs-Institut	528

Angabe einiger Druckfehler.

Seite 127, Spalte 1, Zeile 20 von oben lese lucum statt cucum.
„ 202, „ 2, „ 11 „ unten „ Gambrinus statt Gambinus.
„ 336, „ 1, „ 8 „ unten „ Baret statt Biret.



CURIOSITÄTEN-
und
Memorabilien-Lexicon
— VON —
WIEN.

Ein belehrendes und unterhaltendes Nachschlag- und Lesebuch in anekdotischer, artistischer, biographischer, geschichtlicher, lokaler, pittoresker, romantischer u. topographischer Beziehung.

Von
Realis.

Herausgegeben von ANTON KÖHLER.

II. Band

Wien, 1846

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalt des zweiten Bandes.

H.

(Fortsetzung.)

	Seite
Hannaken-Konig (Der)	1
Harbegg (Graf Conrad v.)	2
Hartitschhaus	2
Harrach (Fr. Ant. Graf v.)	3
Harrach'sches Majoratshaus	3
Hofenhaus	4
Holenhut (Anton)	7
Hasfeld (Fürstin v.)	8
Hauptmauth-Gebäude	8
Häuserstand	8
Haus-Mutter (Die)	9
Haus- und Wandgemälde	10
Haushiltern	10
Hausler (Conrad)	13
Haydn	13
Haydnhaus	14
Hazardspiels-Verbot	15
Heger's (Ign. Jos.) Stenographie	15
Heidenschuß (Haus zum)	16
Heilige Geist-Apotheke	17
Heiligenkreuzer-Hof	18
Heiligenstadt	18
Heilthumstuhl	20
Hennersdorf	20
Henriette (A. F.) von Nassau	21
Hensler (Carl Friedr.)	27
Hermannskogel	27
Hernals	24
Herrngasse	24
Hetz	25
Hetzendorf	29
Heufeld (Franz)	31
Heurteur (Nikolaus)	32
Heuschrecken	32
Heumagen	33
Heuwinkel	33
Hexerei	34
Hieging	34
Himberg	36
Himmel	37
Himmelpfortgrund	38
Himmelpfortgrund	40
Himmelpfortnerin	40
Hirschen (Haus zum)	42
Hirschgasse	42
Hirsch'sche Stiftung	43
Hof (Platz am)	43
Hofkammer-Gebäude	44
Hofkanzlei-Gebäude	44
Hofkirche (Kirche am Hof)	44
Hofkriegsraths-Gebäude	45
Hofstallgebäude	45
Hohe Brücke	46
Hohe Markt (Der)	47
Hohenwart (Sigm. Ant. Graf v.)	49
Hohe Wand	49
Hohe Warte	49
Hohenmann	50
Hohhaus	50
Hund (Zum gepanzerten)	50
Hundsthurm	51
Hungelbrunn	51
Hutteldorf	51

J.

	Seite
Jacob (St.) auf der Hülben	53
Jägerzeile	54
Jahrmärkte	54
Jesuiten (Die oberen und unteren)	55
Jesuiten-Besitzungen in Wien	57
Jesuitenhof	58
Impfung	58
Ingenieur-Akademie (k. k.)	59
Innungssaal der bürgl. Bäcker	60

	Seite
Invalidenhaus	62
Ingersdorf	63
Johannes (St.)	64
Johannes- (von Nep.) Capelle	65
Johannesgasse	65
Johanneshof und Kirche	66
Johanneskirche in der Jägerzeile	66
Johannesspital	68
Johannstein	69
Josephinum	69
Josephsberg	71
Josephs-Kinderspital	73
Josephsplatz	73
Josephstadt	75
Josephstädter Theater (k. k. priv.)	75
Irrenhaus	77
Judenplatz	77
Judenstadt	78
Judenthurm	80
Judith	80
Jungbrunnen im Posthofe	80
Jungfern (Die den Stephansthurm abreiben)	81
Jungfernglöckchen	82
Juristenschule	82
Justificatien einer Schmähschrift	83
Justina (Die heilige)	83

K.

Kaan'sches Haus	85
Kahlenberger-Dörfel	85
Kaisergruft bey den Capuzinern	86
Kaiserspitals-Flügel der Burg	88
Kaiserstein'sches Haus	88
Kalksburg	88
Kaltenleutgeben	90
Kammerstein	90
Kanalsystem in Wien	91
Kanne (Fried. August)	92
Kantacuzenkreuz	92
Kärntnerstraße	93
Kärntnerthore	94
Kärntnerthurm	94
Kasperl	95
Katharr (Der russische)	96
Katzensteig	96
Kaunr (Ferdinand)	99
Kellnerianen	99
Khünel (Anton)	99
Kienmarkt	101
Kind (Das) in Mariazell	101
Kinder-Ballete	101
Kinder-Bewahr-Anstalten	101
Kinder-Kranken-Institut (Erstes)	101
Kinder-Miliz	101
Kinsky'scher Pallast	101
Kipfelburg (Die) in Döbling	101
Kipfelhaus (Das) in der Grönangergasse	101
Kirchengang	101
Klagbaum (Kirche und Spital zum)	101
Klapperpest	101
Klosterneuburg	101
Kohlmarkt	101
Köllnerhof und Köllnerhofgasse	101
Kollonitsch (Leop. Graf v.)	101
Kollonitsch (Sigismund Graf v.)	111
Kollschütze (Franz)	111
Komödienhaus	111
Königskloster	111
Körner (Theodor)	111
Krankenhaus (K. K. allgem.)	111
Krapfen	111
Krapfenhaus	111
Krapfenwaldel	111
Kreuzenstein	111
Kritzendorf	111
Krugerstraße	111
Kühfuß (Der)	111
Kühn (Elias)	111
Kupferstich-Sammlungen	111
Küssenpfenning	111

L.

Laimz	111
Landhaus (N. Ö.)	111
Landstraße	111
Landwehre	111
Landwirthschafts-Gesellschaft (K. K.)	111
Lange Haus (Das)	111
Langefeller	111
Lanzendorf	111
Laroche (Johann)	111
Laternengang	111
Laufer	111
Laxenburg	111
Layenhof	111

	Seite
Leimgrube	138
Leinwandhaus	139
Lerchenbeckeramt	139
Leopold I.	139
Leopoldau	140
Leopoldinische Burg	140
Leopoldsberg	141
Leopoldsorden	142
Leopoldspfarre	142
Leopoldstadt	143
Leopoldstädter Theater	144
Lerchenfeld (Alt- und Neu-)	145
Liechtenstein (Veste)	146
Liechtenstein'scher Gartenpallast (auf der Landstraße)	148
Liechtenstein'scher Gartenpallast (in der Roßau)	149
Liechtenstein'scher Pallast in der Herrng.	151
Liechtenstein'sches Majoratshaus	151
Lichtensteg	152
Lichtenthal	152
Liesing	153
Liliengäßchen	154
Linie	154
Lobkowitz (Fürst Wenzel Eus. v.)	155
Lobkowitz'scher Pallast	155
Lobkowitz'sches Gartengebäude	156
Lombardisch-Venetianischer Gardehof	156
Lorenzergrund	156
Lorenzerkloster	156
Lotto	158
Löwelbastei	158
Lugeck	158

M.

	Seite
Mädchenschule (Erste)	159
Magdalenengrund	160
Magdalenenhof	161
Magdalenenkloster	161
Magistratische Wasserleitung	161
Maibäume	162
Mandel (Zum rothen)	162
Männergesangs-Vereins	163
Marcus-Curtius-Loch	163
Margaretha von Österreich	163
Margaretha von Tirol	164
Margarethengrund	165
Margarethenhof	165
Mariabrunn	166
Maria-Geburt-Pfarrkirche	167
Maria-Heil der Kranken	167
Maria-Hilf	168
Maria mit dem geneigten Haupt	169
Maria-Pötsch	169
Maria-Stiegen	170
Maria-Theresia von Neapel	172
Maria-Treu	172
Mariazell	172
Mariazellerhof	173
Marienſäule auf dem Hof	174
Marktplätze	175
Marokanergasse	177
Matschakerhof	177
Mätzleinsdorf	178
Mauer	178
Mauerbach	179
Maximilian I.	180
Mechitaristen	181
Mehlgrube	181
Meidling	182
Meierbastei	183
Meierhof	183
Melonenfriede	183
Merkenstein	184
Meßnerther	184
Metastasio	185
Metternich (Villa)	185
Meyer (Carl)	185
Michaelerhäuser	186
Michaelerkirche	186
Michaelerkloster	187
Michaelbeurn'scher Grund	187
Migazzi	187
Mineralien Cabinet (K. K.)	188
Minoriten in der Ulfergasse	188
Minoriten in der Stadt	189
Minoritenplatz	191
Mölling	192
Mohr (Hingerichteter)	192
Moira'sche Mädchen-Institut	193
Mondschein (Gasthaus zum)	194
Mosel (Ignaz Franz Edl. v.)	194
Mozart-Haus	195
Muglig (Anton von)	195
Müller (Joh. Heinr. Fr.)	196
Müller (Wenzel)	196

	Seite
Müller (Sophie)	196
Münzgebäude	197
Münz- und Antiken-Cabinet (K. K.)	197

N.

Nächtlicher Todtengesang	199
Nachtmal in der Burg	199
Nadlerhaus	200
Naglergasse	200
Narrenkotter	200
Narrenthurm	201
Naschmarkt	201
Nassadisten	202
Nationalbank (K. K. Österr.)	202
Nationalherbergen	203
Naturalien-Cabinet (K. K.)	203
Naturalien-Cabinet der Hochschule	204
Nausea (Friedrich)	204
Nepomucenus-Andachten	205
Nestroy (Johann)	205
Neubad	206
Neubau	206
Neubeck (Caspar)	206
Neuburgerhof	207
Neudorf	207
Neuer Markt	208
Neugebäu	209
Neusiedel	211
Neustadt	211
Neustift	212
Neu-Waldegg	212
Neues Thor und Neu-Thor-Bastei	216
Nicola (St.) auf der Landstraße	217
Nicola (St.) in der Stadt	218
Niederländische Hofkanzlei	219
Nikolsdorf	220
Normalschulen	220
Nuntiatur	221
Nußdorf	222

O.

Ochsen (Große)	224
Ofenloch-Gasse	224
Officierstöchter-Institut	224
Operntheater (Hof-)	224
Orientalische Academie	226
Ortschauer	227
Ottakrin	227
Otto der Fröhliche	228
Otto von Ottenburg	230

P.

Palffy'sche Häuser	231
Palm'sches Protokoll	231
Palm-Umgang	232
Paniglgasse	232
Panischer Schrecken bei den Schotten	233
Panischer Schrecken in der Burg	233
Pankraz (St.)	233
Papst in Wien	233
Paradeplatz	234
Paradies (Maria Ther.)	235
Paradiesgärtchen	235
Parisergasse	236
Passauerhof (Oberer u. unterer)	236
Passions-Stationen	237
Paternoster Gäßchen	237
Pathologisches Museum	237
Paulanerkirche	238
Pazmaneum	238
Peilerthor und Peilerthurm	239
Penzing	239
Peregrinus-Andacht	240
Perinet (Joachim)	241
Pest (Die)	242
Petersdorf	243
Petershaus	244
Peterskirche	244
Petersplatz	246
Peterswind	246
Pfarren	246
Pflasterdoctor	247
Pflasterung	248
Philippi-Nerianer	248
Phorus	248
Piaristenkirche und Schulen	249
Pichler (Caroline)	250
Pilgram (Anton)	251
Platz (Innerer Burg-)	251
Polizei-Wache (Militär-)	253
Pollheim (Bernard von)	253
Polytechnisches Institut	254
Porzellan-Manufactur (K. K.)	256
Pötzleinsdorf	257
Pragerhaus	258
Prater	260

	Seite
Prehauser	256
Primglöcklein	260
Priorathaus der Schotten	261
Prückelmaier (Joh. Matt.)	261
Pulverthurm-Explosion	261
Pummerin (Die)	262

R.

Raben (Bierhaus zu den drei)	264
Rabengasse in der Stadt	264
Rabengasse auf der Landstraße	264
Rabenstein	264
Raimund (Ferdinand)	265
Rathhaus	266
Rathhaus-Capelle	267
Ratzenkreuz	275
Rauheneck	268
Rauhenstein	270
Rauhensteingasse	272
Rautenstrauch (Johann)	272
Realis	272
Rector Magnificus	276
Redemtoristinnen	276
Redoutensäle	276
Regensburgerhof	277
Regierungsgebäude (N. Ö.)	277
Reichskanzlei-Gebäude	278
Reil (Joh. Ant. Fried.)	279
Reimprechtsdorf	279
Reindorf	279
Reitschulen (K. K.)	280
Renngasse	281
Rennweg	281
Revellis (Joh. von)	282
Richardskneipe	282
Riemerstraße	283
Riesenzähne	283
Ritter	284
Rittersaal	284
Rodaun	285
Rohr (Bernard von)	286
Rossau	287
Roß-Ballet	288
Rössel (Zum weißen)	288
Rossi (Joseph)	288
Rothe Haus (Das)	289
Rothenthurm-Bastei	289
Rothenthurm-Straße	289
Rotherhof	289
Rothenthurm-Thor	290
Rüdenhaus (Das)	292
Rudolph II.	293
Rumel (Franz Ferd. Freih. von)	293
Rumorknechte	294
Ruprechtskirche	294
Ruß (Carl)	295
Ruttenstock (Jacob)	295

S.

Salamimänner	297
Salieri (Anton)	297
Salvator-Medaille	298
Salzgries	298
Sandwirth (Haus zum)	299
Saphir (Carl Fried. Moriz)	299
Sarcophag Friedrich des III.	299
Sartory (Johann)	300
Savoien'sche Academie	300
Sazberger (Gabriel)	300
Schabenrussel (Haus zum)	300
Schallenberg'sches Haus	301
Schanzel	301
Scharlachrennen	301
Schatzkammer (K. K.)	302
Schaumburgerhof	303
Scheckl (Zum)	303
Schellenhof	303
Schenk (Johann)	304
Schenkenstraßen	304
Schiffamt (K. K. oberstes)	304
Schikaneder (Emanuel)	304
Schießstätte	306
Schinderlinge	306
Schlagbrücke	307
Schleifmühle	307
Schlittenfahrt (Seltsame)	307
Schlossergasse	308
Schmelz	308
Schmelzel (Wolfgang)	309
Schmergrübl	309
Schneider-Herberge	309
Schneider (Der politische)	310
Schneiderrechnung	311
Schnürbrüste	311
Schön (Joseph)	311
Schönau	311

	Seite
Schönborn'scher Pallast	311
Schönbrunn	312
Schönbrunner-Haus	313
Schönfeld'sches Museum	313
Schottenbastei	313
Schottenfeld	313
Schottenfelder-Kirche	315
Schottenkirche	316
Schottenschule	317
Schottenstift	318
Schottenthor	320
Schranne	321
Schrey'sche Schule	322
Schreyvogel (Joseph)	322
Schubert (Franz)	323
Schuch (Franz)	323
Schule bey St Stephan	323
Schuster (Ignaz)	324
Schüttel-Bad	324
Schutz-Verein für entlassene Sträflinge	324
Schwanthaler's Brunnen auf der Freiung	325
Schwarzenberg'scher Gartenpallast	325
Schwarzenberg'scher Pallast in der Stadt	327
Schwarze Verbänge	327
Schwarzspanierhaus	327
Schwechat	328
Schweizerhof	329
Schwimmanstalt (K. K. Militär)	330
Sechshaus	330
Seilern'scher Pallast	330
Seilerstätte	331
Seitenwundenthor	331
Selbischer Grund	331
Servitenkirche und Kloster	331
Sessi (Mariane)	332
Sessi (Imperatrice)	333
Sessi (Anna Maria)	333
Sessi (Victoria und Carolina)	333
Sessi (Maria Theresia)	333
Siebenhirten	333
Siegenfelder's Grabstein	334
Siegeswagen des Polenkönigs Sobiesky	334
Simmering	335
Sinellius (Emerich)	336
Singerstraße	337
Siverring	337
Slatkonia (Georg von)	339
Sonnenfinsterniß	340
Sophienbad	341
Sophienbrücke	341
Sorbait (Paul von)	341
Spalliermacherhaus	342
Spängergasse	342
Spanischer Rath	342
Spanisches Spital	342
Sparkasse (Erste österr.)	342
Sperl (Zum)	343
Spielmann'sches Haus	344
Spinnerin am Kreuze	344
Spitalplatz	345
Spitelberg	345
Stadtgraben	345
Stadtguardia	346
Stallburg	346
Stallburggasse	347
Starhemberg'sches Haus	347
Starhemberg (Guido Graf von)	347
Statue Franz des I.	348
Stegmeyer (Matthias)	350
Steierhof	350
Steinblöck (Der)	350
Stellwägen	351
Stephanskirche	351
Stephans-Orden	354
Stephansplatz	354
Stern (Haus zum goldenen)	355
Sternkreuz-Orden	355
Stern (Haus zum weißen)	356
Sternwarte	356
Steck-im-Eisen	356
Storchenhaus	358
Stoß-im-Himmel	359
Strobelgasse	359
Strozzischer Grund	359
Strudelhof	359
Strubenthor	359
Studenten	360
Styrum (Hermann Otto Graf v.)	362

T.

Taber	363
Taberbrücke	363
Taffernе (Die alte)	363
Taschnerhaus	364
Taubstummen-Institut	364
Taufstein	365

	Seite
Technisches Cabinet (K. K.)	365
Teinfaltstraße	366
Teppichfabriks-Niederlage (K. K.)	366
Teufelsmühle	366
Theater	367
Theater nächst der Burg	367
Theater an der Wien	369
Thereſianiſche Ritterakademie	369
Thereſien-Orden	370
Theſeustempel	371
Thierarznei-Inſtitut	371
Thurn	372
Tiefer Graben	373
Tivoli	373
Todten-Bruderſchaft	374
Todtenkopf (Haus zum)	374
Trabanten-Leibgarde	376
Tragſeſſel	376
Trattnerhof	376
Trautſon (Ernest Graf von)	377
Trautſon (Joh. Jos. Graf von)	377
Trinitarier	377
Tröſterin der Betrübten (Die)	379
Tuchlauben	379
Türkenſchanze	380
Türkiſche Fahne	381
Turniere	381

U.

Uhr bey St. Stephan	383
Ulrichs (St.) Pfarrkirche	383
Ulrich (St.) Vorſtadt	384
Ungariſche Hofkanzlei	385
Ungariſcher Gardepallaſt	386
Unger (Caroline)	386
Univerſität	386
Univerſitäts-Kirche	387
Unterſtützungs- und Penſions-Verein für Lehrgehilfen in Wien	388
Urſulinerinnen (Kirche und Kloſter der)	388

V.

Veit (St.)	389
Veit (Leonhard Freiherr von)	389
Verſatzamt (K. K.)	390
Verſicherungsanſtalt (Allg. wechſelſeitige Kapitalien und Renten-)	390
Verſorgungsanſtalt (Allgemeine)	391
Verſuchsgarten der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft	391
Vicedombaus	392
Vitez (Johann)	392
Vließ (Orden zum goldenen)	392
Volksgarten	393
Vorlauf (Conrad)	393
Vſenborf	394
Vöslau	395

W.

Wagen-Luxus	397
Wagram	398
Währing	399
Waiſenhaus	399
Wallnerſtraße	400
Waltersdorf (Wilderich Freih. v.)	401
Walther von der Vogelweide	401
Waſſer-Glacis (Das)	402
Waſſerkunſt-Baſtei	402
Weidling	402
Weidlingau	403
Weidmann (Joſeph)	404
Weihburggaſſe	405
Weinhaus	405
Weinmiller (C. Fried. Clemens)	405
Weinverfälſchung	406
Weiskern (Fr. Wilhelm)	406
Weißgerber	406
Weißenthurn (Johanna Franul v.)	408
Weiſer (Philippine)	408
Wenzgaſſel	410
Werner (Fried. Ludw. Zacharias)	410
Wertwein (Chriſtoph)	411
Wieden	411
Wien (Häuſerzahl)	412
Wilczek'ſches Haus (Gräflich-)	413
Wind	416
Windhag'ſche Stiftung	416
Windmühle	417
Winter (Haus zum)	417
Wipplingerſtraße	417
Wirthſchaft (Kaiſerliche)	418
Wolfengaſſe	418
Wolfrath (Anton)	418
Wolfs-Segen	419
Wollzeile	420

	Seite
[illegible]'sches Freihaus	420
[illegible]	420
Mutka (Antonie)	421

3.

Zedlitz (Christoph von)	422
Zeitungen	423
Zernecke (Julius Eduard)	424
Zeughaus (Bürgerliches)	424
Zeughaus (Kaiserliches)	426
Ziegel-Production	427
Zollern'sche Schule am Neubau	428
Zollhalle (Neue)	478
Zunftbecher (Der)	430
Zunft-Ordnung	430
Zügenglöcklein	433
Zweikämpfe	433
Zwettlhof	434
Zwiebel (Baron)	434
Zwölferdichter	435

H.

Hannaken-König (Der) an der Geſtätte.

Der ſteile Weg vor der Kirche bei Mariaſtiege gegen das Ende des tiefen Grabens, der im Jahre 1815 zur großen Bequemlichkeit und Sicherheit des Publikums ſtufenartig hergeſtellt wurde, wird die Gegend an der Geſtätte (am Geſtade) genannt, und ſie iſt der Schauplatz, wo einſt ein ſonderbarer Patron ſeine Praktiken, wie es vormals hieß, ausübte.

Dieſes Männlein war ein Bader von Profeſſion, ein Hannake von Geburt, und eine Art Dämon von Gemüth. Obgleich er eine beſondere Geſchicklichkeit in Aderlaſſen, Schröpfen, Zahnbrechen, Haarſchneiden, Bartſcheeren und den übrigen Operationen ſeines Gewerbes beſaß, ſo fehlte es ihm doch an Kunden, weil er, wie man männiglich behauptete, ſeinen Patienten mit dem Blute auch das Geld über Maß und Ziel abzapfte, auch meiſtens geſunde ſtatt ſchadhafte Zähne ausriß, weil er ferner mit den Haaren den Leuten auch die Ehre abſchnitt und ſo jeden, der ſich in ſeine Offizin wagte, über den Löffel barbierte.

Der luſtige Geſelle verfiel daher auf ein originelles Mittel, ſich Kundſchaften zu verſchaffen; der Standpunkt ſeiner Baderſtube, welche ſich im Hauſe zum Wolfen in der Au am Salzgries befand, hatte ihm den originel-ſchlechten Einfchlag dazu gegeben. Er legte ſich in finſtern Nächten, beſonders zur Winterszeit, bei dem Hinterpförtchen des Hauſes auf die Lauer, und ſobald er Jemanden, der aus was immer für einer Urſache nicht feſt auf den Füßen war, den ſteilen Pfad der Geſtätte herabwanken ſah, ſo warf er ihm unbemerkt einen Prügel vor die Füße, den er vorſichtshalber, um das Geräſe zu verhindern, mit einem Tuche umwickelte, und worüber der arglos Verübergehende ſtolperte und zu Boden fiel.

Da es hierbei ſelten ohne körperliche Verletzung ablief, ſo kam der Prügelwerfer ſtets gleichſam von Ungefähr aus ſeinem Verſtecke hervor, leiſtete den Gefallenen mit ſcheinbarer inniger Theilnahme die nöthige Hülfe, und brachte ſie in ſeine Stube, wo er den Schaden unterſuchte, für höchſt bedenklich erklärte und ſofort zur Heilung ſchritt.

So hatte es der gewiſſenloſe Schurke, dem das noch lebende Sprichwort — einem einen Prügel vor die Füße werfen — ſeinen Urſprung verdanken ſoll, eine geraume Zeit hindurch getrieben, als die Stunde ſeiner Entlarvung ſchlug.

In einer Winternacht lag der verhängnißvolle Prügel bereits an Ort und Stelle und ein Herabkommender hatte den normalen Sturz gemacht, jedoch ohne ſich im mindeſten beſchädigt zu haben. Flugs war der Laurer bei der Hand und bot dem Gefallenen ſeine Stube an, um ſich zu erholen. Dieſer folgte der artigen Einladung, unterließ jedoch nicht, den Prügel aufzuheben und mit ſich in die Offizin zu tragen,

wo er das Holz mit den dortigen Scheitern des schurkischen Baders verglich, und den Zusammenhang der Dinge daraus erkannte.

Dem Gauner wurde von Amtswegen das Spiel, welches von Haus zu Haus erzählt wurde, eingestellt, und weil so viel Tücke und Schurkerei nicht ohne Nachhall bleiben konnte, so bezeichnete man ihren Erfinder mit dem Namen eines Hannakenkönigs, gleichsam um anzudeuten, daß er der Erste oder Oberste seiner Art war.

Hardegg (Graf Conrad von).

Das Leben dieses Mannes hat viel Romantisches an sich. Er diente dem König Philipp VI. von Frankreich, und namentlich zeichnete er sich 1347 in der Belagerung von Calais aus. Hier lernte er die Prinzessin Katharina von Österreich kennen, die Tochter Leopold des I., die Witwe des Grafen Ingelram des VI. von Coucy, und die Mutter jenes Coucy, der 1375 ein Heer von 40,000 Engländern nach dem Aargau führte, um die Ehesteuer seiner Mutter mit gewaffneter Hand einzufordern. Katharina erwählte den Grafen v. H. zu ihrem Gemale.

Der Prinzessin Oheim, der Herzog Albrecht, erklärte ihre Ehe für eine Mißheirath, indem der Graf sein Unterthan und Dienstmann sei; dieser aber forderte den Brautschatz seiner Gemalin und begab sich zugleich unter den Schutz Kaiser Carl des IV.

Die Fehde zwischen Österreich und Böhmen schien die nothwendige Folge zu werden, als die Pest am 25. Sept. 1349 den Grafen und gleichzeitig auch seine fürstliche Gemalin tödtete.

Harnischhaus (Das).

Das heute sogenannte kleine Lobkowitz'sche Haus in der Augustinergasse (1157) und in die Dorotheergasse hinein, ist das älteste bisher bekannte landesfürstliche Zeughaus, daher vormals das Harnasch- oder Harnisch-Haus genannt. Es muß den merkwürdigsten Gebäuden der Stadt zugezählt werden. Es gehörte, nachdem seine Bestimmung als Waffenhaus aufgehört hatte, der Gemalin Herzog Albrecht des IV., Johanna von Baiern, welche es dem Hans von Stubenberg als Bezahlung einer Schuld den 25. Mai 1410 abtrat. Nach zehn Jahren war es wieder landesfürstlich und erhielt seine vorige Bestimmung zum Theil wieder, weil Albrecht V. darin sein Stechzeug aufbewahrte.

Im J. 1457 verlieh es Ladislaus Posthumus den Brüdern Ulrich, Heinrich und Hans von Rosenberg, als Lohn ihrer treuen Dienste, von welchen es Johann von R. den 17. Jänner 1460 wieder an Friedrich III. verkaufte.

Matthias Corvinus soll dieses Haus, bevor seine neue Burg in der Kärntnerstraße, das Hafenhaus (S. das.), erbaut war, bewohnt haben. Er schenkte 1488 das seitdem bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts das ungarische Haus genannte Gebäude, dem Stifte St. Dorothea, was Max I. 1502 bestätigte. Der wegen Verschwendung abgesetzte Propst Hieronymus verkaufte es 1531 an die Eheleute Hirschl, die es nicht lange besaßen, weil es 1547 schon im Besitz eines Herrn von Khuenring war.

Zur Zeit seiner Enthauptung in der Bürgerstube des Rathhauses (den. 30. April 1671) besaß und bewohnte Graf Franz Nadasdy dieses alte Harnischhaus. Um von seinen Fenstern aus auf dem gegenüber stehenden Augustinerthurm die Stunde sehen zu können, hatte er eine Uhr machen lassen. Bevor sie jedoch aufgestellt wurde, ereilte ihn sein Schicksal. Die Väter trugen daher Bedenken, die Uhr aufzunehmen und thaten es nur gegen Lesung einer Anzahl h. Messen im J. 1713, wo sie am Feste des h. Vaters Augustin das erste Mal schlug.

Nach Nadasdy's Tod fiel das Haus der Krone anheim und wurde durch längere Zeit von den spanischen Gesandten bewohnt, bis es Carl VI. dem Grafen Joh. v. Al-

than, dem Gemale der berühmten Fürstin von Pignatelli schenkte.

Harrach (Franz Ant. Graf von).

Seine Ältern waren Graf Ferd. Bonaventura von Harrach, oberster Erblandstallmeister in Österreich, Ritter des gold. Vließes, kais. Konferenzminister und Oberstthofmeister, und Johanna Thereſia geb. Gräfin von Lamberg. Die Tugend und Frömmigkeit, die er schon als Kind zeigte, behielt er auf allen seinen Reisen bei. Er studirte zu Rom das Kirchenrecht und erhielt schon in der Jugend ein Kanonikat zu Salzburg und Passau.

Als sein älterer Bruder Carl, welcher beim Scherfenbergischen Regimente Hauptmann war, 1686 in den Laufgraben vor Ofen mit einem Steinschuße getödtet wurde, suchte ihn sein Vater zu bereden, den geistlichen Stand zu verlassen, um die ihm zugefallenen Rechte genießen zu können. Allein er lehnte dieses ab. Im J. 1691 wurde er Domprobst zu Passau; der Bischof Philipp Lamberg wollte ihm eine der besten Pfarren dazu geben, die er zwar mit Dank annahm, aber sogleich wieder aufgab mit der Bemerkung, daß er dort, wo er nicht arbeiten könne, auch nicht ernten wolle. Im J. 1702 wurde er von Leopold I. zum Bischofe von Wien ernannt und vom Kardinale Lamberg zu Passau geweiht.

Ganz Wien liebte ihn wegen seiner Frömmigkeit; er stellte die Ordnung, die in der Domkirche von einigen freien Personen nicht genau beobachtet wurde, wieder her, und führte das 40stündige Gebet ein; auch wohnte er fast allen Feierlichkeiten der Kirche bei, und reichte oft selbst dem Volke das h. Abendmahl. Im J. 1706 legte er die Wiener Insel ab, wurde Koadjutor zu Salzburg und endlich Erzbischof daselbst, wo er 1727 seinen Geist aufgab.

Harrach'sches Majoratshaus.

Interessant ist der ausgedehnte, die ganze Halbinsel der Freiung und der Herrngaſſe einnehmende Pallast der Grafen von Harrach; seine äußere und innere Construction zeigt architektonische Hoheit und wahre Opulenz. Der Bau dieses Pallastes begann 1689 auf einer Brandstätte, welche Carl Freiherr von Harrach 1624 erkaufte. Die Hauptfronte beherrscht den Mittelpunkt der Freiung, von wo sich ein Nebenflügel im Halbkreise, dessen Schoß ein Gartenplatz bildet, bis in die Herrngaſſe erstreckt, wo sich ihm ein neues großes Frontgebäude anschließt.

In diesem Theile des Pallastes, dem Fürst Trauttmannsdorf'schen gegenüber, befindet sich im ebenerdigen Geschoße die schöne Hauscapelle, worin noch heut zu Tage an Sonn- und Feiertagen Messe gelesen wird. Auch diese Capelle traf unter Joseph II. das Los, mit den meisten in der Stadt und den Vorstädten bestandenen Hauscapellen geschlossen zu werden. Diese Capelle und die Andreascapelle im Lichtensteinischen Pallast in der Herrngasse wurden jedoch in der Folge wieder geöffnet, und sie sind die einzigen, welche jener allgemeinen Sperrung entgangen sind.

Die Capelle zur unbefleckten Empfängniß Mariä, ward gleichzeitig mit dem Pallaste erbaut. Der Eingang darin ist in der Herrngaſſe. Sie ward eingeweiht am 22. April 1703 durch den Wiener Fürstbischof, nachherigen Erzbischof von Salzburg, Franz Anton Grafen von Harrach. Der Baumeister Johann Kernowsky leitete den Bau. Das Altarblatt Maria von Engeln umgeben, ist die Copie eines Originales von Spagnoletto, welches sich in der gräfl. Gallerie, welche ebenfalls in diesem Pallaste aufgestellt ist, befindet.

Dahin wurde auf Verlangen des Reichshofrathspräsidenten, Grafen Ferdinand von Harrach 1755 der Grabstein der Witwe des obersten Kanzlers Leonhard von Harrach zu Rohrau, geborne von Lainz und ihres zweiten Gatten, Lukas Grasswein von Weger

Regenten zu Wien und gestorben den 5. Jänner 1546, übersetzt. Vormals lasen darin die Weißspanier täglich eine Messe.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des Harrach'schen Pallastes erblicken wir in seinem, bereits erwähnten Gartenraume, der dem Vernehmen nach ebenfalls verbaut werden soll. Aus der innern Stadt Wien sind erst unter Joseph II. die letzten Gärtchen, welche der Stadt einst so sehr zur Zierde dienten, und welche sich bei jedem großen Hause befanden, verschwunden. Nur im Graf Harrach'schen Pallaste sieht man in dem Gartenraume, der die Ecke der Freiung und Herrngasse einnimmt, und durch die Erbauung des Zubaues, worin sich die gräfliche Leinenwaaren-Niederlage befindet, beengt wurde, noch kümmerliche Spuren einer einstigen schönen, den Göttinen Flora und Pomona gewidmet gewesenen Anlage. Eben darin liegt auch das Interesse, welches dieser letzte Repräsentant der Wiener-Stadtgärten in uns erweckt, und mit Bedauern würden wir zur Sommerszeit das sparsame Blättergrün vermissen, welches über die hohe Umfangsmauer dem Vorübergehenden erquickend und freundlich entgegen glänzet. Die Grafen von Harrach treten in den Stadtbüchern schon seit Jahrhunderten als eingebürgerte Hausbesitzer jener Gegend auf; ihr Haus wird im J. 1531 als „bei dem Schottenthor, nächst der Herren von Melk-Hof" gelegen, angeführt.

Darin gab den 20. Sept. 1767 der sizilianische Gesandte wegen der Vermälung der Erzh. Maria Anna mit dem König beider Sicilien Ferdinand IV. ein herrliches Fest, wobei der Hof des Hauses zu einem Tanzsaal umgestaltet wurde. Dieser wurde dem ersten Stockwerke des innern Gebäudes von Holz gleich gebaut, so daß beide nur ein Stockwerk auszumachen schienen und die Fenster des Hofes waren eben so viele Logen für Zuschauer aus den Zimmern. Alles war kostbar gemalen, vergoldet, mit Blumenkränzen und 20 Statuen gezieret.

Hasenhaus (in der Kärntnerstraße).

In diesem Hause (1073) erblicken wir eines der merkwürdigsten der Stadt, denn es knüpfen sich daran wichtige historische Momente, indem es die Schöpfung, der fünfjährige Sitz und der Sterbeort des ersten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit, nämlich des großen Ungarnkönigs, Matthias Corvinus, ist, den die Schriftsteller seiner Tage den „Lieblingssohn der Mars" und den „ungarischen Löwenherz" nannten.

Die Ursache, warum König Matthias, nachdem er Wien in seine Gewalt bekommen hatte (den 1. Juni 1485), nicht die Kaiserburg bewohnen wollte, ist unbekannt. Er zog es vor, auf Kosten der Stadt Wien sich einen eigenen Pallast in der Kärntnerstraße, dem Eingange in die Weihburggasse gegenüber, zu erbauen, der mit wahrer fürstlicher Pracht ausgestattet war und auch eine durch reiche Ausschmückung ausgezeichnete Capelle hatte.

Diese Königsburg bildete ein großes regelmäßiges Viereck und war ursprünglich viel größer, als heute, indem es in der Folge durch neue Häuser verengt und verbaut wurde. In diesem Pallaste starb der König den 6. April 1490, nach einem zweitägigen schmerzlichen Todeskampfe, am Morgen des dritten, welcher der Osterdinstag war. — Diese Burg des großen Hunyady verlor nicht gleich nach dessen Tode ihren königlichen Charakter, denn wir finden, daß zur Zeit des berühmten Wiener-Congresses, bei welchem die Könige Sigmund von Polen und Wratislaw von Ungarn nach Wien kamen, der Erste darin (im J. 1515) seine Wohnung aufschlug.

Erst nach dieser Zeit wurde die Außenseite dieses Hauses gegen die Kärntnerstraße von oben bis unten mit komischen Wald- und Jagdscenen bemalt, in welchen vorzüglich der Hase eine Rolle spielte und welche dem Königshause den Namen des Hasenhauses verliehen. Der Hase war in diesen

Freskogemälden in allen erdenklichen Situationen angebracht, wie sie der derbe Volkswitz der Vorzeit nur immer ersinnen konnte. Beinahe alle noch heute gebräuchlichen Sprichwörter, worin der Löffelträger figurirt, waren dort bildlich dargestellt, z. B. das Hasenpanier ergreifen, aushalten wie der Hase bei der Trommel, ein Hasenfuß folgt dem andern u. s. w.

Ein Gemälde stellte viele Hasen als Jäger gekleidet vor, die wider einem Adler alle erdenkliche Arten von Martern ausübten. Es soll eine symbolische Vorstellung der Drangsale sein, welche Kaiser Friedrich III. von seinen Feinden erdulden mußte.

Sollte der ungeheure, unglückliche Contrast, der in dem Umstande liegt, den Wahnsitz des furchtbaren Corvinus, diese großartige Löwenhöhle zu einem Hasenhause gemacht zu haben, mehr als ein Spiel des Zufalles sein, so kann man nicht umhin, den gemeinen, kleinlichen Geist des Mannes zu bedauern, der diesen Gedanken ausgesonnen und ausgeführt hat. Matthias pflegte sich selbst gerne mit dem Löwen, dem Könige der Thiere, zu vergleichen; in dem Dankschreiben an den großen Medicis, der dem Könige zwei Löwen nach Wien geschickt hatte, kommt die Stelle vor: „Cum eae ferae profecto perrarae sunt et etiam habent certam nobiscum similitudinem," (diese ungemein seltenen Thiere haben mit Uns eine gewisse Ähnlichkeit). Der Sage nach sollen diese Löwen im königlichen Schloßgarten in derselben Stunde mit ihrem Gebieter gestorben sein.

Es fehlt übrigens nicht an Gründen, die eine solche absichtliche Profanirung dieser Königsburg vermuthen lassen, denn König Matthias führte in Wien ein sehr strenges Regiment und verstand es, den Übermuth der damaligen reichen Bürgerschaft durch hohe Abgaben und Abschätzung eines jeden einzelnen Bürgers gewaltig abzukühlen.

Selbst die Art, wie der König seinen Pallast in der Kärntnerstraße sich eigen gemacht hatte, liefert davon einen sprechenden Beweis. Er hatte nämlich das Haus einem der ersten Lieblinge Kaiser Friedrich des III., dem bekannten Protonotar Hans Waldow, ohne viel Federlesens zu machen, förmlich confiscirt. Nach dem Tode des Königs Matthias gab Kaiser Maximilian I. das Haus dem vorigen Besitzer zurück, der im Gefühle der Dankbarkeit nicht unterließ, es in seinem Testamente dem Kaiser zu vermachen. Die Annahme, daß Waldow sein zurückerhaltenes Haus, um das Andenken an Matthias dem öffentlichen Spotte preiszugeben, mit den besagten komischen und satyrischen Hasenscenen habe bemalen lassen, dürfte daher nicht sehr gewagt sein.

Das Haus blieb nach Waldow's Tode im Besitze des Landesfürsten bis zum J. 1533, wo es der Vicekanzler Leonhard von Harrach erhielt; nach diesem wurde es das Eigenthum einer Reihe von Besitzern aus den Geschlechtern der Raumschüssel (Ramschüssel), der Schneckenvoit und der Krainer, denen es der Wiener-Magistrat abkaufte. — Später besaß es Herr Georg von Puchheim, ein Sohn des im J. 1591 im österreich. Schlosse Rabs durch die Herren von Hochkirchen und Schönkirchen und durch den schwärmerischen Prädicanten Adam Strohmayer schändlich ermordeten Freih. Niklas von Puchheim.

Dieses blutige Ereigniß erzählt uns eine im alten Schlosse zu Rabs angebrachte Inschrift, die also lautet: „Anno Domini 1591 den 13. März in der Nacht. Zwischen 10 und 11 Uhr ist auf diesen Platz und seinen eigenen Schloß, Weilant der wohlgeborne Herr Nikolaus, Herr von Puchheim, Freiherr zu Rabs und Grumbach, Erbtrugseß in Österreich, röm. kön. Majestät erster Rath, durch Hans Adam von Hofkirchen, dabei auch Ferdinand von Schönkirchen, sammt ihren Adhärenten Panditen und andere herrenlos Gesinde, sonder-

lich Adamius Strohmayer, derselben Zeit Pfarrer allhier, Verräther und Kundschafter gewesen, welches sich sub praetextu sein des Herrn von Pucheim seeligen, vertrauten guten Freunden, als der wohlgebornen Grafen und Herrn Alfänsy Grafen von Montecuculis, röm. kais. Majestät Mundschenk, und ihrer königl. Majestät zu Frankreich, Elisabethen, Obrist Stallmeister und Herr Oktaviany Saureany Freiherrn, Churfürstl. Durchl. Herrn Matthias Erzherzog zu Österreich Kämmerer und Obrist Stallmeister, daß sie da über Nacht verbleiben wollten durch einen Lakeien anmelden und einladen haben lassen. — Denen er mit Freuden und keines Bösen oder Gewalt erwartend, ihnen als seine guten Freunden zu empfangen bis hieher entgegen gangen, verrätherischer Weise überfallen und mit dreyen Schüßen unerhört erbärmlich und unredlich ermordet worden; welcher doch in seinen letzten Seiftzern in Christo seliglich eingeschlafen. — Diesen und allen in Christo Jesu eingeschlafenen Seelen Gott der allmächtige eine fröhliche Auferstehung gnädiglich verleihen wolle. — Dies hat aus schuldigkeitlichen Gehorsam und Lieb, wohlgedachten, seinen geliebten Herrn Vatern seeligen, zur ewigen Gedächtniß, der wohlgeborne Herr Georg Ehrenreich von Puchheim u. s. w. sein älterer Sohn aufrichten und machen lassen. Den 1. Tag Juli 1597.“ Von Georg v. Puchheim kam das noch immer den Namen des Hasenhauses führende Besitzthum an die Bürgerfamilie Wolf, von dieser an den Garde-Lieutenant Baron Glanz, hierauf an den Marquis de Prié, ferner an den Hofkammerrath Defrance, und endlich an die Freifrau von Heß, deren Familie es noch besitzt. — Dieses denkwürdige Haus erhebt sich heute in einer gefälligen Form und in dreistockiger Höhe; es hat zwei geräumige, reguläre Höfe und bildet mittelst derselben einen Durchgang von der Kärntnerstraße in die Seilergasse; ein Durchgang, der in dieser äußerst belebten Stadtgegend von den wohlthätigsten Folgen ist und desto mehr Anerkennung verdient, weil er freiwillig gestattet wird, wie es eine unter der Einfahrtshalle des Hauses auf der Seite der Seilergasse angebrachte Tafel dem Vorübergehenden sagt. Von den in diesem Hause sich befindenden modernen Etablissements muß in der Kärntnerstraße sowol die bekannte Spezereihandlung Schneider und Compagnie als das sogenannte „deutsche Caffeehaus“ des Herrn Laurenz Kurz berührt werden.

Die Erste führt „drei weiße Löwen“ als Schildzeichen, welche dem Beschauer die Wahl frei stellen, ob damit auf die Mythe des Gottes Bacchus und seinen Löwengespann oder auf den Löwen Matthias Corvinus angespielt werde, der in diesem Hause einst auf eine für Wien so empfindliche Weise seine furchtbaren Mähnen schüttelte.

Das „deutsche Caffeehaus“ verdankt seinen, etwas auffallenden und doch wenig sagenden Namen dem bekannten „deutschen Frühstücke,“ welches im Grunde nichts anders ist, als eine unbedeutende Variante des französischen Chaud'eau, und welches in Wien vor drei Decennien, und zwar zur Zeit des Caffeeverbotes, der jedoch nur kurze Zeit bestanden hat, in besondere Aufnahme kam. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß dieses kernhafte deutsche Frühstück in mancherlei Hinsicht dem Absude der gebrannten Moccabohne vorgezogen zu werden verdient, und daß man dasselbe in dem Caffeehause des Herrn Kurz in vorzüglicher Güte genießen kann; dieser Umstand kann uns aber mit der widersprechenden Firma des „deutschen Caffeehauses“ nicht aussöhnen. Das Beiwort deutsche bezieht sich hier offenbar auf das deutsche Frühstück, dessen Hauptbestandtheil der Wein ist, und hiernach ist das deutsche Caffeehaus nichts anderes, als ein Wein-Caffeehaus.

Hasenhut (Anton).

Dieser zu Peterwardein 1760 geborne Komiker starb mit Hinterlassung von acht Kindern in seinem 80. Jahre den 6. Febr. 1841. Schon im J. 1798 war er im Leopoldstädter-Theater als Darsteller der sogenannten „Thaddädl-Rollen“ gerne gesehen. Im J. 1803 wurde er beim Theater an der Wien engagirt, und sein Lorenz (Jocris) im 1. und 2. Theil des „Hausgesindes“ machte Sensation.

Als Iffland nach Wien kam, spielte dieser Gastrollen im Theater an der Wien, unter andern auch den Bittermann, und Hasenhut wurde die Rolle des Peter zu Theil. Iffland war durch das höchst komische Talent Hasenhuts so entzückt, daß er ihn als den besten Peter in „Menschenhaß und Reue“ erklärte; dies bewog H. 1817 nach Berlin zu reisen, um dort Gastrollen zu spielen, allein unser Komiker trat daselbst nur ein Mal auf.

Im J. 1819 trat er vom Theater an der Wien aus; spielte jedoch mehrere Jahre in Vorstücken im Kärntnerthor-Theater. Er war einer der Komiker Wiens, die eine große Epoche machten.

Castelli hat von ihm folgende Skizze entworfen:

„Die zweite stehende komische Person in den ältern Stücken im Leopoldstädter Theater, war der Thaddädl von Hasenhut dargestellt. Thaddädl war gewöhnlich ein Geselle oder ein Lehrjunge, täppisch, furchtsam, dumm, dabei verwitzig und jung, der den Zopf hinten ganz eben am Kopfe festgebunden und wagrecht wegstehen hatte. Hasenhut's größte Eigenthümlichkeit als Thaddädl war der Ton seiner Sprache. Es klang immer wie das Schmettern eines Kindertrompetchens wenn er redete, und dadurch allein bewirkte er schon Lachen. Auch diese komische Figur hatte sich im Publikum so charakteristisch festgestellt, daß man einen jungen, täppischen Burschen mit einer feinen gellenden Stimme noch jetzt einen Thaddädl nennt. Hasenhut besaß aber auch außerdem eine unwiderstehliche komische Kraft. Man kann ihm nicht vorwerfen, daß er jemals eine Zote gesagt hätte, aber auch das Gewöhnlichste wußte er so komisch vorzubringen, daß es mächtig auf unser Zwerchfell wirkte. Ich habe Franzosen, welche kein Wort von dem verstanden, was Hasenhut sagte, dennoch unmäßig über ihn lachen gesehen, und Grillparzer hat mich versichert, er habe später über keinen Komiker mehr so herzlich lachen können, als über Hasenhut.

In einem Stücke, ich weiß es nicht mehr zu nennen, geht Thaddädl (ein Müllerjunge) mit seinem Meister über einen Berg herab, plötzlich springt er auf die Seite und fängt ein jämmerliches Geschrei an, so, daß sich die Zuseher fast mit fürchten, und als ihn der Meister frägt, was es ist, bewirkt die Antwort: „an Adarel“ (eine Eidechse) das allgemeinste Gelächter.

Als Hasenhut später das Theater der Leopoldstadt verließ und auf jenem an der Wien spielte, trat er aus seinen äußern komischen Eigenthümlichkeiten hinaus und behielt nur die innere vis comica bei. Er sprach nicht mehr in seiner frühern, feinen, schmetternden, Thaddädlstimme, da er älter geworden war; er war weniger rührig, da er beleibter geworden war, er hieß auch nicht mehr Thaddädl, sondern erhielt in jeder Rolle andere komische Namen, aber darum wirkte er nicht weniger, er war auch auf dieser Bühne der Liebling des Publikums und seine freien Einnahmen waren immer die vollsten im ganzen Jahre. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen seiner Darstellungen als Lorenz im Hausgesinde, als Hafnerlehrjunge Poldel in den bürgerlichen Brüdern.“ Die Parodie der Scene aus „Richard III.“ war das Komischste, was man sehen konnte, und dies war die erste Scene, deren Wiederholung ich in

meinem Leben von dem Publikum ungestüm fordern sah. Auch bei Hasenhut war, wie bei Kasperl, keine Rede von Witz, sondern nur von Spaß, und Hasenhut's Spaß, wenn nicht so derb, so platt, so tölpisch, wie jener Kasperl's, war feiner, anständiger, sittsamer, runder möcht ich sagen. Es ist für Diejenigen, welche ihn nicht selbst sahen, kaum glaublich, welche komische Wirkung er mit einem Worte, mit einer Bewegung, ja mit einer Geberde hervorzubringen verstand. Besonders war er geschickt in Darstellung der Ungeschicklichkeit. Wenn er bei einer Thür hinaus ging und stolperte, wenn er an etwas anstieß, wenn er sich auf einen Tisch oder Stuhl lehnte und ausglitschte, so machte er dies Alles so natürlich, daß man glauben mußte, es wäre zufällig geschehen. In den letzten Jahren verlor er sein Gedächtniß und war nur mehr der Schatten seiner selbst, aber so, wie er in seiner Glanzperiode war, wird er mir, und gewiß allen die ihn damals sahen, unvergeßlich bleiben."

Hatzfeld (Fürstin von).

Diese Frau, eine geborne Gräfin von Schulenburg-Kehnert, ist einer der edelsten Charaktere der neuern Zeit.

Ihr Gemal war, als die Franzosen 1806 Berlin besetzt hielten, daselbst Gouverneur, und unterhielt, ein treuer Diener seines Königs, ein geheimes Einverständniß mit dem Fürsten Hohenlohe. Unglücklicherweise wurde ein Brief des Fürsten Hatzfeld aufgefangen und gelangte in Napoleon's Hände, der die Correspondenz für Hochverrath erklärte und den Fürsten vor ein Kriegsgericht stellte.

Sein Tod war unvermeidlich. Alles verzweifelte an seiner Rettung, nur die treue Gattin nicht. Vor Eröffnung der Sitzungen drang sie bis zu dem Kaiser und erhielt eine Audienz. Sie stürzte zu seinen Füßen nieder und bat in den rührendsten Ausdrücken um die Begnadigung ihres Gatten, den sie für unschuldig hielt. „Unschuldig" sprach der Kaiser, und überreichte ihr das aufgefangene Schreiben, „hier lesen Sie selbst und sehen Sie, daß ich bei solchen Beweisen Ihren Gemal nicht begnadigen kann."

Mit einem staunenswerthen Muthe, ergriff die Fürstin das Papier und warf es in die Flammen des Kamins. Diese Kühnheit und diese Aufopferung machte den Kaiser staunen, er ehrte die Entschlossenheit des Weibes und sprach gelassen: „Nun freilich mangeln die Beweise. Ihr Gatte ist begnadigt."

Und er wurde es! — Die Fürstin von Hatzfeld begleitete ihren Gemal später auf mehreren diplomatischen Sendungen nach Paris, den Niederlanden und zuletzt 1822 nach Wien, wo er im J. 1827 im Friesischen Pallaste auf dem Josephsplatze starb.

Hauptmauth-Gebäude,

eigentlich das Cameral-Gef.-Amtsgebäude am alten Fleischmarkte (665), im Vierecke aufgeführt mit einem großen regulären Hofe, entstand unter Maria Theresia 1776 aus dem alten Zeughause und war ursprünglich der Getreidekasten (oder das Körnermagazin) der Stadt Wien. Die Gemächer dieses Hauses sind von ansehnlichem Umfange und die rund um den Hof laufenden Magazine an sich sehr geräumig, aber für den großen Waaren-Verkehr Wiens zu beschränkt, welchem Übelstande durch die Erbauung der neuen Zoll-Hallen bei den Weißgärbern abgeholfen wurde.

Häuserstand.

Wie segenreich der Friede auf den Baustand und auf die Bevölkerung der Kaiserstadt seit einem Zeitraume zweier Dezennien wirkt, zeigt die Vergleichung der dießfälligen Ergebnisse von 1820 zu den neuesten Erhebungen von 1843.

Die Zahl der Häuser in der innern Stadt und den Vorstädten beträgt gegen-

wärtig 8690, — ſie hat ſich ſeit dem J. 1820 um 1130 vermehrt.

Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß während die meiſten Vorſtädte durch neue Bauten die Anzahl ihrer Gebäude bedeutend vermehrt hatten (Wieden allein 355 Häuſern), die Vorſtädte: Brettenfeld, Himmelpfortgrund, Hungelbrunn, Laurenzergrund, Magdalenagrund und Nikolsdorf, keine Vermehrung in dieſem Zeitraume nachzuweiſen haben.

Nach den letzten im J. 1843 vorgenommenen Erhebungen zählt die innere Stadt und deren Vorſtädte, mit Einſchluß der Freigründe inner den Linien Wien's (das k. k. Militär nicht mit begriffen) 375,834 Einw., ſomit um 113,614 mehr, als im J. 1820.

Von dieſer Geſammtſumme enthält die innere Stadt 56,828 Seelen, und dieſer zunächſt die Vorſtädte:

Wieden	41,396	Seelen
Landſtraße	30,770	"
Leopoldſtadt	30,140	"
Alſervorſtadt	22,036	"

Der Zinsertrag ſämmtlicher Gebäude der innern und äußern Stadt erreichte mit Schluſſe des Jahres 1843 die namhafte Summe von 13,062,743 fl., während das Jahr 1820 nur 10,080,684 fl. C. M. nachzuweiſen vermag.

Haus-Mutter (Die).

Der Urſprung dieſes bei St. Stephan ſich befindenden, kunſtvoll auf Holz gemalten marianiſchen Gnadenbildes, welches ſich Anfangs in dem Kloſter der Himmelspförtnerinnen befand, iſt nach Czerwenka, Thonhauſer und andern Gewährsmännern folgender:

„Die Vorſteherin des genannten Kloſters, Barbara Pauhoffer, fand, als man im Kloſtergebäude bauete, dieſes Frauenbild in einem abgelegenen Winkel, aber dermaſſen ſchwarz und wüſt ausſehend, daß man ſowohl das hohe Alterthum desſelben, als auch Denkzeichen des Feuers, in welchem es nicht ohne Wunderwerk muß erhalten worden ſein, daran abnahm, und das Bild von ſich ſelbſt Zeugniß gab. Die würdige Frau aus Andacht gegen der göttlichen Mutter, befahl das Gemälde zu ſäubern und zu renoviren. Allein kaum hatte der Maler ſeine Arbeit verrichtet, ſo fiel die Farbe wieder ab, und es ſchien, die Mutter Gottes trage größeres Gefallen an dem Alterthum und an der vorigen Schwärze, weil ſie in den hohen Liedern zwar ihre Schönheit, jedoch aber auch ihre Schwärze ſelbſt rühmet. So ungewöhnliche Sache ſetzte die Kloſter-Jungfern in gröſste Verwunderung. Sie übertrugen das Bild in ihre Hauscapelle, ſetzten es auf einen Altar, und erwählten es zur Hausmutter ihres Kloſters. Und nicht vergeblich. Denn dieſem Bilde ſchrieben ſie es zu, daß, nachdem 1679 ſo viel tauſend Menſchen in Wien durch die Peſt umkamen, doch keine einzige Frau in dieſem Kloſter ſtarb. Dieſes und die beſondere Andacht der Kaiſerin Claudia Felicitas zu dieſem Bilde, die damit umging, eine Geſellſchaft adeliger Frauen zu deſſen Verehrung zu ſtiften, machte es 1680 der Oberin, der Gräfin Anna Jakobina von Queſtenberg, möglich, von Franz Erzbiſchof zu Theſſalonich, damals päpſtl. Nuntius in Wien, die Erlaubniß zu erhalten, jährlich ihre Hausmutter in die größere Kloſterkirche zu übertragen, und acht Tage lang vor Maria-Himmelfahrt zur öffentlichen Verehrung auszuſetzen; da war nun groſser Zulauf von allen Ständen, und die Opfer deuteten an, welche Gnaden die marianiſchen Verehrer von derſelben erhielten.

„Von dem erſten Tage der Ausſetzung dieſes Bildniſſes, heißt es in einem Berichte, hörte man in Wien nichts ſo oft wiederholen, als wie die Greiſe die Jungen, die Ältern ihre Kinder, die Kinder ſelbſt einander, und jeder ſeinen Nächſten aufmunterte: Laſſt uns zur Hausmutter gehen! und ſie gingen weinend hin und kehr-

ten nie zurück, ohne daß sie nicht reiche Gaben des geistlichen und leiblichen Segens von Gott empfangen hätten.“ Diese Andacht erkaltete auch im Verlaufe der Zeit nicht; auch Maria Theresia nahm innigen Antheil daran, und als 1780 die Säkularfeier eintrat, übergab sie den ganzen Schmuck dazu dem Kloster als Geschenk. Nach Aufhebung des Klosters wurde das Gnadenbild nach St. Stephan übertragen, wo es jährlich vom 7. Aug. bis 8. Sept. der öffentlichen Verehrung ausgesetzt wird.

Haus- und Wandgemälde.

In ihren Nachrichten von dem Zustande Wien's zu ihrer Zeit stimmen Aeneas Sylvius, Albrecht von Bonstetten und der Stadtbürger und Schulmeister Wolfgang Schmälzl darin überein, daß die fest und schön gebauten Häuser der Stadt, wie von Innen mit köstlichem und künstlichem Geräthe, so von Außen mit trefflichen Fresco-Gemälden bemalt, oder mit gut gearbeiteten Holz-, Stein- oder Metallbildern geschmückt waren, was damals ein unerläßliches Erforderniß jedes angesehenen Herren- und Bürgerhauses gewesen sei. Insbesondere sagt Schmälzl in seinem Lobgedichte auf die Stadt Wien in dieser Beziehung:

„Und wie ich dsicht die stat mit fleiß,
Meint ich, ich wär im paradeiß,
Wie gwaltig höf und häwser ich fandt,
Wie kaum in einen andern Landt,
An häwsern außen und innen gmäl (Gemälde),
Als wernn's eitel Fürstensit.“

Es finden sich heute nur wenige Spuren mehr, so in der Stadt wie in den Vorstädten, von dieser angenehmen Sitte, welche die Gassen und Plätze der Stadt zu einer Art öffentlicher Bildergalleria und Statuenhalle machte.

Der Gegenstand vieler dieser Wandgemälde und plastischen Figuren war aus der heiligen und profanen, und zwar meistens vaterländischen Geschichte entlehnt, und diente nicht nur zur Zierde der Bauten, sondern auch zur Erheiterung und Belehrung der Vorübergehenden.

Übrigens war dabei auch kein Mangel an satyrischen und scherzhaften Darstellungen, die nicht selten, wie man es noch an vielen Schnitz- und Steinmetzarbeiten mittelalterlicher gothischer Kirchen sehen kann, so derb waren, daß wir nach unserer heutigen Denkungsart es kaum glaublich finden können, solche Zoten und Possen seien einstens der allgemeinen Beschauung bloß gestellt gewesen.

Wir finden, daß schon in den Tagen Kaiser Maximilian des I. (gest. 12. Jänner 1519) von solchen Mauergemälden und Steinbildern viele Häuser eigene Namen führten, womit sie auch in schriftlichen Verhandlungen bezeichnet wurden. Da sich bis heute mehrere dieser Benennungen erhalten haben, so haben wir jene davon hervorgehoben, an welche sich ein Interesse knüpfen läßt.

Hausschilder.

Die Aushängeschilder der Wiener-Häuser bestehen heute großen Theils nur noch dem Namen nach; in der Vorzeit waren sie aber meistens mit irgend einer bildlichen Darstellung in Stein, Holz oder Metall-Arbeit begleitet. Sie gewähren dem denkenden Beobachter aber noch immer eine anziehende Unterhaltung, weil er in ihrer chronologischen Folge gleichsam die allmäligen Fortschritte des Zeitgeschmackes und des Zeitgeistes studiren kann.

In den ältern Zeiten, wo die wenigsten Leute lesen konnten, mußte jeder Krämer und jeder Hausbesitzer nothwendiger Weise irgend ein Zeichen vor seinem Laden oder Hause haben, welches dem Publikum die Waare und das Haus auf eine handgreifliche Art vor Augen brachte. Diese Zeichen waren die ersten Kaufmanns- und Hausschilder.

Später, als die Stadt Wien sich er-

weiterte, und sich die Bürgerzünfte bildeten, kamen die alten Zeichen in Mißcredit, und weil diese Zünfte meistens fromme Brüderschaften waren, welche sich unter dem Schutz irgend eines Heiligen, der heil. Jungfrau u. s. w. stellten, so entstanden die unzähligen davon herrührenden Hausschilder, die oft nicht auf den Namen allein beschränkt waren. So finden wir heute noch Häuser zum »englischen Gruß« (Nr. 203, 411 und 1150 in der Stadt, in den Vorstädten über 30), viele zur »Flucht nach Egypten« (z. B. Nr. 654 in der Stadt), viele zu den »zwölf Aposteln,« zur »heiligen Dreifaltigkeit« (gegen 100 Häuser), viele zum »guten Hirten,« zum »letzten Abendmal« (Erdberg Nr. 295), zum »Trost der Betrübten« (ebendas. Nr. 300), zum »Auge Gottes« (gegen 50 Häuser), zur »Johannis-Zunge« (Nr. 869 auf der Wieden), zur »schönen Rachel« (Nr. 290 am Schottenfeld), zum »geduldigen Job« (Nr. 339 ebendas.), zum »brennenden Dornbusch« (Nr. 11 im Alt-Lerchenfeld), zur »schönen Esther« (Nr. 149 ebendas.), zur »betrübten Mutter Gottes« (Nr. 61 am Thury), u. a. m.

Es fehlt dabei, wie leicht begreiflich, an Abgeschmacktheiten nicht, wie z. B. die »blauen Herrgotte,« der »steinerne Engel« (Nr. 513, Landstraße) u. s. w. es erweisen.

Als dieser fromme Eifer etwas nachließ, fielen die Hausschilder aus dem Bereiche der Religion in jenen der Moral oder der Materie, und erhielten daher einen unermeßlichen Umfang. Der Fortschritt der bildenden Künste trug auch wesentlich zu dieser Umstaltung bei.

Aus dieser Periode stammt das Heer der Lämmer, Schimmel, Adler, Hirschen, Bären, Löwen, und alles andere wilde und zahme Gethier von allen Farben. Es gibt in Wien und in seinen Vorstädten 14 weiße Rosse und Rößel, ein »blaues Roß,« 1 silbernes, 3 braune, 3 rothe, 17 schwarze, 5 grüne und 11 goldene Rosse. — Adler finden wir: goldene 21, schwarze 26, grüne 4 u. s. w., beinahe durch die ganze Naturgeschichte vom gewaltigen Elephanten (10 schwarze, 1 goldener, 1 weißer) bis zur winzigen Laus, vom bunten und einfarbigen Pfauen (1 weißer, 1 blauer, 4 goldene, 1 grüner) bis zum einfarbigen Raben (1 goldener, 7 schwarze), vom schnellen Hirschen (3 weiße, 6 blaue, 1 rother, 1 schwarzer, 1 grüner, 23 goldene, 12 braune) bis zur kriechenden Schnecke (2 goldene u. s. w.).

In den letzten Zeiten des Mittelalters nahm in Sitten und Gebräuchen ein barocker Geschmack, oder vielmehr ein wahrer Ungeschmack überhand, der im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts noch in der Literatur vorherrschte.

Aus dieser Periode stammen die zahllosen Monstrositäten und Zerrbilder in den Schildzeichen, die zum Theil noch im Munde des Volkes gang und gäbe sind. Wir nennen davon nur folgende, die noch heute im Häuser-Schematismus aufgeführt werden: Der »große Salzlöffl« (Nr. 210, Salzgries), »wo der Wolf den Gänsen predigt« (Nr. 271, Wallnerstr.), zum »Hahnenbeiß« (Nr. 322 am Hof), das »große und kleine Ofenloch« (Nr. 432 und 431), das große »steinerne Kleeblatt« (Nr. 437, Tuchlauben), »wo der Hahn im Spiegel schaut« (Nr. 607, Bauernmarkt), »wo die Kuh am Bret spielt« (Nr. 763, obere Bäckerstraße), »die eiserne Birne« (Nr. 978, Johannisgasse), zum »blauen Mondschein« (Nr. 173, Leopoldstadt), zum »goldenen Rauchfang« (Nr. 179, ebendas.), zum »gestreiften Stiefel« (Nr. 262, ebendas.), »zur Unmöglichkeit« (mit dem Bergauf fahrenden Schiffe, Nr. 21, Erdberg, Nr. 10 am Laurenzergrund und Nr. 20 am Strozzengrund), zum »Lösch den Durst« (Nr. 59, Laimgrube, wie bezeichnend für eine Schenke!), zu den »drei lüftigen Brüdern« (Nr. 118, Schottenfeld), zum »gewünschten Frieden« (Nr. 69, Alt-Lerchenfeld, sehr passend für ein Bierhaus), u. s. w.

Mit dem nun beginnenden neuen Zeitalter wurden die Sitten lockerer, und der Luxus ging von den höheren auf die niedern Stände der Gesellschaft über; — darum verwandelte sich alles, was vorher in den Aushäng- und Häuserschildern in schlichter Färbung oder in unedlen Metallen erschien; in dem kostspieligeren Silber; kurz es trat die Zeit der Versilberung oder das silberne Zeitalter der Schildzeichen ein.

Aus dieser Epoche rühren her: das »silberne Rössel« (Nr. 590 am Bauernmarkt), der »silberne Vogel« (Nr. 609 am Peter), die »silberne Kugel« und das »silberne Schiff« (Nr. 635 und 637 in der Bischofgasse), der »silberne Bär« (Nr. 277 in der Leopoldstadt), die »silberne Kette« (Nr. 382 auf der Wieden), die »silberne Ente,« (Nr. 293 am Schottenfeld), die »silberne Lampe« und der »silberne Becher« (Nr. 74 und 75 am Alsergrund), der »silberne Löwe« (Nr. 466, Wieden) u. s. w.

Der leidige Luxus begnügte sich aber nicht lange mit seiner silbernen Außenseite; er strebte höher hinauf, und so war der Übergang zur Vergoldung, sonach eine natürliche Sache. Und in der That bewährte sich nur zu bald die Wahrheit des alten Satzes: »auri sacra fames.« Die Hauptstadt ward zur wahren Goldstadt. Die Anzahl der Häuser mit vergoldeten Schildzeichen ist unglaublich groß.

Die verschiedensten Thierarten treten darin heerden- und schaarenweise uns entgegen. So finden wir in der innern Stadt und den Vorstädten 23 goldene Hirschen, 16 goldene Lämmer, 11 goldene Rössel, 7 goldene Bären, 8 goldene Ochsen, 17 goldene Löwen, 1 goldenen Widder, 1 goldenes Hasel, 3 goldene Einhörner, 2 goldene Luchsen u. s. w.

Von dem Gefieder erblicken wir 21 goldene Adler, 2 goldene Eulen, 7 goldene Pelikane, 3 goldene Gänse, 5 goldene Enten, 4 goldene Greife, 5 goldene Tauben, 1 goldenes Rebhuhn, 2 goldene Fasanen, 4 goldene Pfauen, 1 goldenen Falk, 10 goldene Strauße, 1 goldenen Raben, 1 goldenen Schwan, 2 goldene Elephanten. An Reptilien kriechen uns entgegen: 4 goldene Schlangen, und 2 goldene Schnecken.

Aus dem Wasserreiche: 2 goldene Hechte, 1 goldener Wallfisch, 1 goldene Muschel und 1 goldener Karpfen.

Aus der Pflanzenwelt: 14 goldene Rosen, 12 goldene Birne, 1 goldene Linde, 8 goldene Weintrauben, 1 goldener Apfel, 2 goldene Bäume, 2 goldene Kleeblätter, und 1 goldener Dattelbaum.

Eine besondere Aufmerksamkeit haben die Schildvergolder auf die Attribute des Gottes Bachus verwendet; das bezeugen 19 goldene Fassel, und sonderbar, gerade eben so viel goldene Brunnen, um die Wässerung des Rebensaftes anzudeuten; 1 goldener Eimer, 5 goldene Becher, 6 goldene Kannen, und 1 goldene Presse.

Löblicher dünkt uns die Vergoldung des segenreichen Ackerbaues; dieses beurkunden 7 goldene Pflüge, ein goldener Rechen, 2 goldene Metzen, 1 goldene Sense.

Auch den Himmelskörpern widerfuhr im reichsten Maße diese Auszeichnung; denn es leuchten nicht weniger als 22 gol[illegible] Sonnen, 14 goldene Sterne, 3 golden[illegible] Mondscheine, und 1 goldener Mond. Hieran reihen sich 8 goldene Engel, und 17 goldene Kreuze.

Der irdischen Hoheit wird gehuldigt, durch 17 goldene Kronen, 1 goldenen Zepter, 19 goldene Schlüssel, 1 goldenen Sessel und 4 goldene Degen.

Die Musik konnte dabei nicht leer ausgehen; darum finden wir 1 goldene Flöte, 3 goldene Posthörner und 1 goldenen Jagot.

Von den verschiedenen Handwerken repräsentirten sich die Schneider durch 2 goldene Scheren, die Goldarbeiter durch 7 goldene Ringe, die Sattler durch 4 goldene Sättel, die Hutmacher durch 3 [illegible] Hüte,

die Bürstenbinder durch 1 goldene Bürste, die Schuster durch 1 goldenen Stiefel, die Wagenbauer durch 6 goldene Wagen, die Uhrmacher durch 2 goldene Uhren, die Schmiede durch 1 goldenes Hufeisen, die Bäcker durch 2 goldene Bretzen u. s. w. Bevor wir von den Hausschildern ganz scheiden, wollen wir noch einen Blick auf einige vorherrschende Farben, worin sie uns vorgeführt werden, werfen, und mit der weißen Farbe beginnen, worin 15 Engel, 14 Lämmer, 14 Rössel, 14 Tauben, 10 Kreuze, 10 Ochsen, 10 Löwen, 9 Hähne, 11 Rosen, 7 Wölfe, 6 Adler uns in die Augen fallen.

Einen blauen Dunst machen uns vor, 11 blaue Sterne, 11 Kugeln, 8 Weintrauben, 7 Hechte, 6 Fische, 6 Flaschen, 4 Häuser, 4 Karpfen u. s. w.

Das Sprichwort: heute roth, morgen todt, ist zu Schanden geworden an 16 rothe Äpfel, an 10 rothe Kreuze, an 10 rothe Krebse, an 6 rothe Sterne, an 7 rothe Herzen, an 5 rothe Hähne, an 4 rothe Igel, an 8 rothe Bretzen u. s. w.

Die schwarze Farbe zeigt uns 26 Adler, 17 Rössel, 10 Elephanten, 11 Bären, 9 Thore, 8 Böcke u. a.

Das freundliche Grün erquickt uns durch 31 Bäume, 21 Kränze, 15 Thore, 10 Jäger, 6 Säulen, 6 Dachein, 3 Linden u. s. w. Weggewünscht hätten wir aber eine Herde von 10 grünen Lämmern, 1 grünen Wolf, 8 grüne Adler, 3 grüne Rössel, 1 grünen Löwen, 1 grünen Hirschen. Durch diesen Farbenwechsel läßt sich der Ursprung des Sprichwortes, daß es einem oft gelb und grün vor den Augen wird, auf die natürlichste Art erklären.

Haußler (Conrad).

Mehrere gleichzeitige Zeitbücher berichten, daß am Frohnleichnamsfeste 1570, ein Bäcker-Junge, Conrad Haußler, aus Würtemberg gebürtig, der das Hochwürdige, welches in Prozession von St. Stephan herumgetragen, zum Ärgerniß aller Anwesenden lästerte, durch den Teufel von der Erde erhoben, in der Luft herumgeführt und zuletzt von der schwindelnden Höhe in die Tiefe hinabgestürzt worden, wo er halb todt und sprachlos gefunden wurde. Zum Andenken dieses Wunders ließ ein Ehren-Rath den 30. Jänner 1621 einen Stein an demselben Orte aufrichten, wo dieser Gotteslästerer sein Leben endete. Dieses alles ist im Stadtbuche den 8. Aug. 1598 verzeichnet.

Diese Historie war von Wort zu Wort im hiesigen Bürgerspital, links von den Augustinern hinein in einem kleinen Hof an der Mauer in rothem Marmorstein gehauen, zu lesen.

Haydn.

Griesinger, der mit dem alten Haydn lange befreundet war, und ihn oft seine Jugendschicksale erzählen hörte, sagt in seinen „Biographischen Notizen“ (Leipz. 1810), daß Haydn in seiner Jugend in demselben Hause mit Metastasio am Michaelerplatz (im kleinen Michaelerhaus) wohnte. Er hatte daselbst bei dem Meßner der Michaelerkirche, Michael Spangler, ein armseliges Dachstübchen ohne Ofen, worin er kaum gegen den Regen geschützt war. Unbekannt mit den Annehmlichkeiten des Lebens, war seine ganze Zeit zwischen Lectionengeben, dem Studium seiner Kunst und praktischer Musik getheilt. Er spielte bei Nachtmusiken und in Orchestern ums Geld mit, und übte sich fleißig in der Composition. Anfangs erhielt er für seine Stunden monatlich zwei Gulden, nach und nach stieg der Preis bis auf fünf, und dann konnte er schon ein erträglicheres Quartier beziehen.

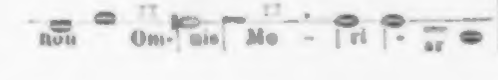
Während er auf der Seilerstätte wohnte, wurden ihm seine wenigen Habseligkeiten gestohlen. Er schrieb seinen Ältern, sie möchten ihm etwas Leinwand zu Hemden schicken; auch kam in der That der Vater selbst nach Wien und brachte seinem Sohn-

ſein ein ganzes Siebzehnkreuzerſtück und dazu die gute Lehre: »Fürchte Gott und liebe deinen Nächſten.«

Eine argloſe Schalkheit war nach Grieſinger ein Hauptzug in Haydn's Charakter, der auch ſtark im öſterreichiſchen Dialekte ſprach. Von ſeinem Humor folgt hier eine kleine Probe aus Carpani's Briefe über den unſterblichen Tonmeiſter (Le Haydine. Mailand, 1812). Haydn neckte gern jene Perſonen, welche ſich mit einem tiefen Kunſtſinne brüſteten, ohne ihn zu beſitzen, und welche ihn, wenn ſie ihn beſuchten, mit ſchalen Lobſprüchen ermüdeten. »Wiſſen Sie, ſagte er einem Solchen eines Tages, wie ich den Effekt in meiner Schöpfung bei den Worten: es werde Licht! der Ihren Beifall ſo ſehr erhalten hat, herausgefunden habe? Nun, ſo hören Sie nur! Ich dachte mir zuerſt die große Finſterniß, und drückte ſie mit dem tiefen Uniſono des Chores maleriſch aus, zuletzt aber machen, wie Sie wiſſen, die beiden Violinen ein Gefutſchel im Pizzicato. Ich dachte mir den lieben Gott, der ſein Feuerzeug herausholt, in eine Hand den Stein, in der andern den Stahl nimmt und Tik—Tak Licht macht. Da blitzt's, der Zunder fängt und die Flamme ſchlägt auf. Das iſt der große C-Dur-Akkord, den alle Inſtrumente, ſo laut und hell ſie können, herausſchreien.« — Auf dem Friedhofe vor der Hundsthurmer Linie ſteht ein Grabſtein zu Ehren Haydn's, der ein muſikaliſches Räthſel enthält. Es iſt ein einfacher Leichenſtein, rechts vom Eingange, bezeichnet mit 201, und zeigt den Ort an, wo er ruhte. Auf der Vorderfläche des Steins (die hintere ſtößt an die Wand) lieſet man:

Haydn
Natus MDCCXXXII
Obiit MDCCCIX.

Can. Aenigm. Quinque Voc.



D. D. D.
Discip. Ejus Neukomm Vindob. Redux.
MDCCCXIV.

Dieſes fünfſtimmige Räthſel iſt unſeres Wiſſens noch nicht aufgelöſet worden.

Über obigen Grabſtein iſt zu bemerken, daß der verſtorbene Fürſt Nikolaus Eſterhazy die Gebeine ſeines unſterblichen Capellmeiſters vom Wiener Friedhof nach Eiſenſtadt bringen und mit vielem Pompe in der dortigen Pfarrkirche auf dem Berge, unter dem Chore links, beiſetzen ließ. Die dortige Grabſchrift lautet:

Josephus Haydn
Musicorum. Aevi. Sui. Princeps.
Natus. Roraviae. ad Lytham.
Pridie. Calend. Maj. MDCCXXXII.
Celss. Princ. Nicolai. Esterházi de Galantha.
Chori. Musici. Praefectus. Celeberrimus.
Qui Salvatoris. Nostri. Verba. Septem.
Creationem. Mundi. et. quatuor. anni.
Tempora.
Sublimia. modulatus. Mele.
Immortalem. Sibi. Comparavit. Gloriam.
Fugandi. curas. Artifex. et. Mulcendi.
Pectora. Primus.
Ad. Amplissima. Scientiarum. Universitate.
Oxoniensi.
Cremus Musicae. Artis. Doctor.
Vir pius, probus, magnanimus, insignitor beneficus.
Mortuus Viadobonae
Pridie. Calendas. Juni. MDCCCIX.
Annorum LXXVII.
Mæcenatis. Sui. Studio.
Anno MDCCCXX Solenni. ritu. huc. translatus.
Hoc conditur tumulo.

Haydnhaus.

Das Haus (81) auf der Windmühle in der kleinen Steingaſſe gehörte dem berühmten Manne, deſſen Namen es trägt, und hier ſtarb er. Hier war es auch, wo er in ſeinem 65. Lebensjahre die Schöpfung dichtete, die den 27. April 1808 im Univer-

stätssaale zum ersten Mal aufgeführt wurde. In diesem Hause fand am 1. Juni 1840 das Haydnfest Statt, wobei ihm der Name des Haydnhauses ertheilt und Haydn's Porträt dem Gebäude grundbücherlich einverleibt wurde. Am besagten Tage wurde es in einem Zimmer des Hauses enthüllt, wobei drei Chöre aus der Schöpfung und Mozart's Requiem aufgeführt wurde. Auch wurden zwei Urkunden verlesen, deren eine am 107. Geburtstage Haydn's zu Rohrau (31. März 1732), die andere am 30. Sterbetage zu Wien (31. Mai 1809) ausgefertigt ist, in welchen sich die Hauseigenthümer zu Rohrau und Wien verpflichteten, das Bild Haydn's für ewige Zeiten in ihren Häusern aufzubewahren. Den Schluß des Festes machte die Enthüllung des Hausschilds; auf einer gelben Marmorplatte zeigt sich die goldene Inschrift: „Zum Haydn" und die Aufführung des dritten Chors der Schöpfung: „Singt dem Herrn alle Stimmen, denn sein Ruhm bleibt in Ewigkeit."

Hazardspiels-Verbot.

Zahlreich sind die landesfürstlichen Verbote in Betreff dieser Spiele. Besonders scharf untersagte sie Carl VI. Von den vielen von ihm hierwegen erlassenen Verordnungen führen wir als Zeichen jener Zeit nur die folgende an. „Den 10. Febr. 1721 wurde den kais. Generalien die hohen Spiele nämlich: Bassete, Landsknecht, Trenta quaranta, Farao, Rauschen, Färbeln, Würfeln, Banco, Bassa-Dieci, Treschak, Sincer ꝛc., wie auch das dabei geschehene Wetten, abermals auf's schärfste verboten. Sodann, nachdem vorgekommen, daß nicht allein diese, sondern noch andere neue verderbliche Spiele, sowohl bei öffentlichen Spielörtern, als auch an Privatorten und Zusammenkünften in fraudem, deren in Sachen bereits vorher ergangenen kaiserl. Manifesten, wieder gefunden und vorgebracht, wobei das Gotteslästern, Schelten und Fluchen gebräuchlich ist, Raufereien und Schlägereien verursachet, viele Betrügereien verübt und ganze Familien ruinirt und in Armuth gesetzt werden, deßwegen haben Ihre kais. Majestät obige Generalien dergestalt bestätiget, verschärft und anbefohlen, daß Niemand, wer er auch sey, wider dieses Gebot handle, widrigen Falls der Verspieler, was er verloren, und wirklich bezahlt, einfach: da er es aber noch nicht abgeführt, doppelt; der Gewinner, was er gewonnen, dreifach: da er aber solches noch nicht empfangen, doppelt dem landesfürstl. Fisko erlegen soll; und nebst dem, noch arbitrarie, entweder in Geld oder auf andere Weise gestraft werde. Ebenso der Bankohalter um 1000 Dukaten, der Mitspieler und Wetter aber um 1000 Reichsthaler, und der Spielinhaber, oder mit dessen Vorwissen solch hohes Spiel geschieht, um 1000 Duk. gestraft werde. Sodann die Übertreter, wenn sie über erfolgte Mahnung und Bestrafung davon nicht abstünden, von der Stadt, je nach Beschaffenheit der Person, auch aus dem Lande geschaft, und 3. daß von obigen Strafen dem Angeber das Drittel gegeben, von dem Verspieler hingegen dem Gewinner, was auf Borgen gespielt wurde, nichts bezahlt werden soll."

Heger's (Prof. Ign. Jak.) Stenographie.

Zu den wichtigsten Erscheinungen unserer Zeit gehört die Kunst, mittelst ganz einfacher, flüchtiger, verbindungsfähiger Schriftzeichen (Schriftkürzung), verbunden mit der Ausscheidung des Wesentlichen vom Minderwesentlichen, in sprachlicher Bezeichnung (Schreibkürzung) seine eigenen Gedanken oder den Vortrag eines Redners in der größten Eile auf dem kleinsten Raume und mit solcher Klarheit aufzuschreiben, daß das Geschriebene zu jeder Zeit mit Leichtigkeit wie-

der gelesen, oder in eine andere Schrift übertragen werden kann.

Diese ungemein interessante Fertigkeit wird seit 1845 an der hiesigen Hochschule durch den genannten Professor nach denselben Prinzipien, wie es zu München von Gabelsberger, zu Dresden von Wigard und zu Stuttgart von Krieg geschieht, vorgetragen, und es ist zu wünschen, daß der Besuch dieser Vorlesungen dem Nutzen, den sie ihren Eingeweihten gewähren, entspreche.

Heger (geb. 5. Juli 1808 zu Politschka in Böhmen) widmete sich, nachdem er nach Vollendung seiner Studien bei dem Wiener Magistrate und dem erzbischöflichen Domkapitel gedient hatte, 1838 ausschließend der Stenographie, worin er merkwürdige Arbeiten lieferte. Er stenographirte auf zwei Bogen, in 64tel Bogenformate, die zweite vermehrte Auflage des Criminal-Gesetzbuches mit den angehängten neuen Vorschriften wörtlich, welche Sr. Durchlaucht, dem Fürsten von Metternich überreicht wurden. Nachdem er den 5. Mai 1842 die h. Bewilligung erhalten hatte, im polytechnischen Institute Vorlesungen über die Stenographie zu geben, stenographirte er Schiller's sämmtliche Gedichte auf sieben Bogen, in 32tel Bogenformate, welches Se. Majestät der Kaiser anzunehmen geruhte. Für Se. kaiserl. Hoheit den Herrn Erzherz. Franz Carl stenographirte er auf eilf Bogen alle österr. Gesetze in 3 Bändchen. Für Se. kais. Hoheit den Herrn Erzherz. Ludwig auf zwei Bogen die österr. Gerichts- und Concurs-Ordnung, und für Se. Exz. den Herrn Staats-Minister Grafen von Kolowrat das bürgerl. Gesetzbuch auf sechs Bogen. Auch hat er in Monatsfrist alle Grabschriften von Wiens Friedhöfen stenographisch aufgenommen.

Sein in Prag im J. 1845 vollendetes Werk der böhmischen Stenographie: »Soustawa českoslowanského těsno-rychlopisu,« ist Sr. kaiserl. Hoheit dem Herrn Erzherz. Stephan gewidmet.

Heidenschuß (Haus zum).

Die kurze Berggasse, welche die Verbindung des Platzes am Hof mit der Freiung unterhält und eine der frequentirtesten und schmalsten öffentlichen Stadttheile ist, wo dem unvorsichtigen Fußgeher tausend Gefahren drohen, führt von dem Eckhause gegen die Freiung in die Strauchgasse den Namen des Heidenschußes (auch Haidenschußes), oder wie es in älteren Schriften heißt: »da der Heid scheußt;« oder: »wo der Türk reitet.«

Dieses Haus hat die Conscriptionszahl 237 und ist ein classischer Boden für Freunde der Sagen und des Weines, der in dem darin sich befindenden bekannten Türkenkeller in reichen Massen ausgeschenkt wird.

Eine allgemein bekannte und großentheils noch in Kraft stehende Tradition versetzt die Entstehung des durch ein am Hause angebrachtes Steinbild, welches einen reitenden Morgenländer vorstelle, versinnlichten Namens »zum Heidenschuß« in die Zeit der ersten Belagerung Wien's durch die Türken im J. 1529.

Damals wären die türkischen Minen bis auf die Freiung, und zwar bis zum fraglichen Hause gegangen. Dieses soll von einem Bäcker bewohnt worden sein, dessen in die untersten Keller wachehaltenden Burschen die unterirdische Arbeit der minegrabenden Feinde durch Würfel, welche auf einer Trommel lagen, nicht nur entdeckten, sondern auch durch die davon gemachte Anzeige vereitelten. Einige Nachrichten nennen den Bäckergesellen Joseph Schulz, aus dem Städtchen Bolkenhain in Schlesien, als den ersten Entdecker des Minengrabens der Türken. Zum Lohne ihrer Wachsamkeit soll Kaiser Ferdinand der Bäcker-Innung die erst im J. 1809 abgestellte Freiheit verlie-

den haben, jährlich am Osterdinstage einen feierlichen Aufzug halten zu dürfen.

Die Geschichte hat jedoch den Ursprung des Namens Heidenschuß ganz in das Gebiet der Fabeln verwiesen, weil zur Zeit der ersten türkischen Belagerung (1529) diese Seite der Stadt gar keinem feindlichen Angriff ausgesetzt war, und weil in Urkunden der Name Heidenschuß schon vor dieser Zeit vorkommt, denn unterm 10. Oct. des vorhergehenden Jahres 1528 fand sich Jacob Nagel, Preceptor des Gotteshauses zum heil. Geist (im Hospital jenseits des Wienflußes außer dem Kärntnerthore), mit den Schotten als Grundherrn ab — »wegen irer zwey Häwser hie ze Wien, genannt im Khiell, gegen den Hawß über, da der Haydt scheust.«

Urkundlich erhoben ist, daß dieses Haus vormals das Eigenthum der angesehenen Wiener Familie Haid oder Haiden war, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das an diesem Gebäude noch vorhandene schöne Steinbild, welches einen schießenden Bogenschütz zu Rosse in morgenländischer Tracht vorstellt, allegorisch wie solches auch beim Küßenpfennige und andern Hausbezeichnungen der Fall sein dürfte, diesen ersten Besitzern des Hauses seine Entstehung verdankt.

In diesem damals dem Bürger Heinrich Haiden gehörigen Hause wohnte die Königin Elisabeth, die Mutter des Prinzen Ladislaus Posthumus, während ihres Aufenthaltes in Wien.

Dieses Haus der Haiden, oder wie es oft vorkommt, das Haiden-Haus, stieß im 15. Jahrhunderte aufwärts an die Badstube hinter St. Pankraz unter den Nadlern (in der Gegend der heutigen Nuntiatur in der Nadler-, uneigentlich Naglergasse genannt), dann gegen das Haus des Abts von Admont zwischen der Strauch- und der Wallisch- (Welsch-), heute Wollnerstraße. Nach der Zeit hinterließ Ursula von Haiden ihr Haus auf dem Mist (so hieß vormals dieser untere Theil der Freiung), nächst dem Admonterhof, den Schotten gegenüber, dem Brudersohne ihres Mannes, Hans Fünfkircher zu Steinabrunn, der es im J. 1546 verkaufte, von welcher Zeit es bis am heutigen Tage an verschiedene Besitzer kam.

Unser schießende Heide macht sich übrigens auch in der neueren Zeit noch ein Mal bemerkbar, und zwar auf eine originelle Art. Wenige Nachrichten haben die Hauptstadt Österreich's in solche allgemeine Trunkenheit der Freude versenkt, wie jene von Belgrad's Eroberung im J. 1789, im letzten Jahre der ewig denkwürdigen Regierung des großen Kaiser Joseph des II. — Freiwillig, wie durch einen Zauberschlag, war am 14. October des genannten Jahres die ganze Stadt auf das Brillanteste beleuchtet, und viele Häuser noch überdies herrlich decorirt. Nur ein Punct war im weiten städtischen Lichtgebiete in Nacht begraben; es war das Steinbild des Heidenschußes, oder der Türke am Heidenschuße, der, um der alten Tradition gleichsam ein letztes Recht widerfahren zu lassen, in Flöre tiefer, schwarzer Trauer gehüllt worden war.

Heilige-Geist-Apotheke (Die).

Sie befindet sich im Bürgerspitale in der Kärtnerstraße und behauptet den Vorzug, die älteste bekannte Apotheke Wien's zu sein; denn sie entstand 1652 unter Ferdinand III., was die dort angebracht gewesene Inschrift bezeugte:

„Sub consule Georgio Dietmayr et superintendentibus Conrado Bramber, et Adamo Hueber, Xenodochii Praefecto Augustino Wagner haec pharmacopoea est aedificata Ao. D. MDCLII."

Sie kam nach der ersten türkischen Belagerung (1529) mit dem Ordensspitale der heil. Geistritter (s. d.) auf der Wieden

in die Stadt, und soll sich einer alten Tradition zu Folge Anfangs im Hause zum weißen Schwan (1044), welches unweit davon liegt, und welches, als diesem Orden gehörend, vormals das Heiligengeisterhaus genannt wurde, befunden haben.

Heiligenkreuzerhof.

Dieser dem Stifte Heiligenkreuz gehörige, ungemein geräumige, und mit einem eigenen Prälatentrakte versehene Hof gehört seiner Lage wegen zu den Curiositäten, indem er rund herum von andern Gebäuden umgeben ist, und außer den wenigen Fenstern in der Schönlaterngasse keine Gassenfronte hat. Der Theil gegen den Grashof ist neuer und war ehemals als Carl Pacheles Leibgeding bekannt.

Der merkwürdigste Theil des Hofes ist die Capelle, die schon in Ottokar's von Böhmen Tagen urkundlich vorkommt, und 1660 vom Abte Clemens, so wie 1730 vom Abte Robert, erneuert wurde.

In diesem Hofe wohnte zur Zeit der türkischen Belagerung 1683 und bei seinem oftmaligen Aufenthalte in Wien, der berühmte Cardinal und Graner Erzbischof, Leop. Graf v. Kollonitsch; hier starb er auch den 20. Jänner 1707 in einem Alter von 75 Jahren. Sein Leichnam wurde, bevor er in der von ihm gestifteten Jesuitenkirche zu St. Salvator in Preßburg zur Ruhe bestattet wurde, in Wien in der Annakirche beigesetzt.

Heiligenstadt.

Ein Dorf zwischen Döbling, Nußdorf und Grinzing, welches auch die gewöhnlichen Ausflüge zu sein pflegen, die man mit Heiligenstadt verbindet.

Heiligenstadt hat eine ungemein angenehme Lage an weinreichen Hügeln. Die hier befindliche mineralische Quelle floß stets unbemerkt in den durch Heiligenstadt gehenden Nesselbach. Erst in dem strengen Winter 1784 bemerkte man, daß die Einwohner, in dem Ausfluß dieser Quelle beim Waschen bis über die Knie stehend, nichts von der ungewöhnlichen Kälte litten. Diese Erscheinung machte einige Naturforscher um so mehr aufmerksam, als man erfuhr, daß Leute, die mit offenen Schäden an den Füßen, mit der Krätze, mit rheumatischen Schmerzen behaftet waren, wenn sie beim Reinigen der Wäsche lange im Wasser dieser Quelle standen, nicht allein eine Linderung ihrer Schmerzen spürten, sondern manchmal ganz geheilt wurden. Nun untersuchte man dieses Wasser nach chemischen Grundsätzen, und Doctor Klinger gab im J. 1784 eine Beschreibung der Eigenschaften und Wirkungen desselben heraus.

Ein Privatmann kaufte von der Grundherrschaft Klosterneuburg den Platz der Heilquelle, legte rings herum einen Garten an, und errichtete ein Badhaus. Die Quelle erhielt noch mehr Zutrauen, als sie später von dem berühmten Arzt und Director des allgemeinen Krankenhauses, Peter Frank, empfohlen ward.

Das Dorf hat eine Kirche zum heil. Michael und eine Capelle des heil. Jacob im Pfarrhofe, die 1400 entstand. Der Ursprung des Namens Heiligenstadt ist zweifelhaft. Im 12. Jahrhunderte hieß dieser Ort ad Sanctum Michaelem, von der Kirche; im 13. durchaus Sanctus Locus, die heilige Stätte, wahrscheinlich zum Andenken des heil. Severin; im Anfange des 15. Jahrhunderts kommt dieser Ort gar mit dem Namen urbicula (das Städtlein) vor, und im 16., da man aus Mißverstand die Endsylbe Statt mit Stadt verwechselte, entstand der Name: Sancta Civitas, Hagipolis (Heiligenstadt). Doch selbst die Lage auf einer Lehmstätte und einer Ried, im „Heiligen" genannt, kann diesem Dorfe die Benennung

Heiligenstatt oder Heiligenstätten verschafft haben, denn auch die Ortschaften Pfaffstätten, Königstätten, Amstätten verdanken ihre Namen einer ähnlichen Lage.

Die Geschichte des Dorfes fordert einen Blick in die Tage der Vorzeit; dem leider dunkle Nebel von Sagen über den ersten Ursprung des Ortes nur zu wenig Licht gewähren. Wahrscheinlich ist es, daß die Gegend wegen ihrer angenehmen Lage und der reizenden Aussicht auf beide Ufer der Donau, schon bei den Römern beliebt gewesen ist, vielleicht auch von ihnen wegen des (aus dem Waldgebirge quellenden) Heilwassers, besucht wurde. Allein noch früher mögen die auf Anordnung des Kaisers Probus hier gepflanzten Weinreben das Dasein eines Ortes verursacht haben, denn der gewinntragende Boden lockte Ansiedler herbei.

Berühmter wurde der Ort zur Zeit der Rugen, als ihn, wie die alte Sage erzählt, der heil. Severin zu seinem Aufenthalte wählte. Dieser Heilige kam um 455 aus dem Orient, um die Gläubigen in der Anhänglichkeit des Christenthums zu stärken. Anfangs ließ er sich zu Asturis (Osterburg) nieder, später aber schlug er in dem Weingebirge (ad Vineas) zwischen Sievering und Heiligenstadt seinen Wohnsitz auf. Doch die Armen und die Kranken, verfolgten ihn in seine Einsamkeit, und der Ruf seiner Frömmigkeit führte viele in den Wäldern verborgene Christen herbei, um seine Schüler zu werden.

Zur Gottesverehrung erbaute er daher eine Capelle, und schmückte sie mit Reliquien der heil. Gervasius, Protasius und Johannes des Täufers aus. Für diese Capelle hält man die noch bestehende alte Capelle im Pfarrhofe zum heil. Jacob, in der man wirklich Mauerstücke findet, die wohl durch 1000 Jahre den Verwüstungen der Zeit getrotzt haben mögen.

Severin starb, nach Aussage seines Biographen Eugipp, am 8. Jänner 482, und wurde in seiner Capelle beerdigt. Allein sechs Jahre später erhoben die Brüder seinen Körper, und zogen mit demselben nach Italien. Wirklich krönte auch der Erfolg den Seherblick des frommen Mannes. Die Gothen entrissen den Rugen Noricum, und nach diesen drangen Hunnen und Avaren ein, verwüsteten das Land mit solcher Grausamkeit, daß die leisesten Spuren ihres Daseins verwischt wurden. Gleiches Schicksal erlitt auch Severin's Zelle sammt den übrigen Hütten, und der ganze Ort gerieth in Vergessenheit.

Die zweite Entstehung des Dorfes Heiligenstadt fällt, nach vollen 600 Jahren, in denen es öde und wüste lag, in das 12. Jahrhundert, denn zu Zeiten Markgraf Leopold des Heiligen war es bereits bekannt, bewohnt und mit einer Kirche versehen. Diese Kirche soll vom Markgrafen Adalbert dem Siegreichen, zwischen den Jahren 1091 und 1095 zu Ehren des heil. Michael erbaut worden sein, zu welcher Meinung eine in der Kirche angebrachte Jahreszahl 1095 geführt hat.

In den Turkenkriegen litt es viel, und aus dieser Zeit schreibt sich der Name des Blutgäßchens zur Seite der Michaelskirche, so wie die Gewohnheit her, Donnerstags schon um 3 Uhr zur Angst Christi zu läuten. Bei einem Gewitter, welches am 17. Dezember 1824 entstand, wurde der Kirchthurm von einem Blitzstrahl in Brand gesetzt und ein Raub der Flammen.

Als das neue Bisthum in Wien entstand, begab sich das Passauer Consistorium nach Heiligenstadt, als der ältesten Pflanzschule des Christenthums in dieser Gegend, und ordinirte dort, wo die Michaelskirche und Jacobs Capelle dem Alterthumsfreund noch ein weites Feld zu Forschungen darbieten.

Heilthumstuhl.

Bis 1483 stand vor dem Riesenthore, des St. Stephansdomes ein Häuschen mit einem Stockwerke, welches der damals noch stehenden Friedhofsmauer sich anschloß und dem Meßner dieses Gotteshauses zur Wohnung diente. In dem genannten Jahre, unter der Regierung Friedrich des III., bauete man vor dieser Meßner-Wohnung einen mächtigen, die darunter laufende Straße frei lassenden Schwibbogen aus großen, starken Quadersteinen an die gegenüber liegende Brandstatt, wo damals die Capläne dieser Kirche wohnten.

Dieser Schwibbogen hatte beiderseits, nämlich gegen den alten Roßmarkt oder heutigen Stock-im-Eisen-Platz und gegen dem Bischofhofe zwölf, und zwar an jeder Fronte sechs, und gegen den Friedhof drei, folglich zusammen fünfzehn breite und hohe Fenster, an welchen man vorzüglich in der Octav der Kirchweihe die zahlreichen und großen Heiligthümer und kleineren Reliquien des Domes, nachdem sie täglich unter Absingen eigens dazu bestimmter Kirchenlieder in der Stadt herumgetragen worden waren, der zahllos herbeiströmenden Volksmenge zeigte.

Von diesem Kirchenschatze erhielt das sonderbare Bogengebäude den Namen des Heiligthumstuhls, oder verkürzt, des Heilthumstuhls (Heyltumbstuels).

Leopold I. ließ dieses, die Communication der Straße so empfindlich störende Bauwerk im Jahre 1700 bis auf ein geringes Stück abbrechen, das mit den Wohnungen des Meßners (Küsters) und des Bahrausleihers oder Todtenansagers gegen den Bischofhof enge zusammenhing. Jedoch auch dieser Theil verschwand mit den Veränderungen, welche unter Joseph II. im J. 1783 und unter Franz II. im J. 1792 mit diesem Theile der Stadt vorgenommen wurden.

Weil man vormals in der Wohnung des Bahrausleihers auch die Todten anzusagen hatte, so nennt man noch jetzt das Todten-Beschreibungs-Amt, welches sich dermal in der Zeughausgasse Nr. 177 befindet, gewöhnlich noch immer den Heilthumstuhl.

Das Vorzeigen der Reliquien war es aber nicht allein, wozu der Heilthumstuhl bestimmt war, denn von seinen Fenstern wurde von den Priestern des Stephansdomes auch zu gewissen Zeiten der Wolfssegen verkündet, welches ein öffentliches Gebet war, das seiner Zeit zu den wichtigsten kirchlichen Gebräuchen der Hauptstadt gezählt wurde, weil die Wölfe vormals eine der empfindlichsten Plagen derselben waren.

Bei diesen Anlässen war das Volksgedränge so stark, daß es selten ohne Arm- und Beinbruch ablief. Diese Erfahrung machte das Bedürfniß, diese enge Passage zu erweitern, schon lange fühlbar. Denn selbst an den gewöhnlichen Tagen herrschte hier eine ungemeine Lebhaftigkeit, was schon Schmeltzl in seinem Gedichte sagen läßt:

„Der Haylgthumbstul steht nah dabey,
Darunter hört ich fueß Geschrey,
Der vögel groß meng sayl was,
Auch mit kapaunen manch groß vaß,
Faist lustig bereit an die stat,
Und sunst viel wildpret man sayl hat."

Wir sehen daraus, daß sich hier damals der Vogel- und Wildpretmarkt befand, dessen Bedeutung zu jener Zeit größer war, als heute, weil nach Aeneas Silvius damals die Liebe der Bewohner Wien's zu Gesangvögeln so groß war, daß man wenige Fenster sah, an welches nicht ein Käfig mit einem solchen kleinen Naturfänger hing.

Hennersdorf (mit dem Schlosse Leopoldsdorf).

Eine Meile von Wien, in einer fruchtbaren Gegend, zwischen Inzersdorf,

Achau und Lanzendorf, liegt das Pfarrdorf Hennersdorf, auch Hönigsdorf. Nur eine halbe Stunde davon befindet sich Leopoldsdorf, gewöhnlich Loipersdorf genannt, das als Filial-Dorf dazu gehört.

In Leopoldsdorf ist das herrschaftliche Schloß mit seiner Capelle zur heil. Dreifaltigkeit.

Das Schloß ist mit einem gemauerten Zwinger und Graben umgeben, und mit vier Thürmen versehen. Wer dessen Erbauer war, ist unbekannt. Weil es vor Alters von Teichen umgeben, und mit Mauern und Wassergräben befestiget war, so hatte es in manchen unruhigen Zeiten zur guten Schutzwehre gedient, wie im »österreichischen Ehrenspiegel« des Grafen von Fugger oftmals gerühmt wird.

Während des Bruderzwistes zwischen Friedrich III. und Albrecht VI. nahm Johann von Rohrbach im J. 1463 mit seinen Räubern es ein; allein ein Einwohner des Ortes Namens Schrott, überfiel die Räuber, verjagte sie, und unterwarf Leopoldsdorf alsobald wieder Albrecht VI.

Um diese Zeit wurde das Schloß auch von einem Kriegsmanne, Namens Rupert Kreuzer, besetzt, welcher der Gegend um Wien viel Schaden zufügte, und den Ort erst räumte, als ihm der damalige Eigenthümer 500 Gulden auszahlte.

Das Schloß brachte 1523 Marcus Beck, ein Mann von großem Vermögen, käuflich an sich. Beck war Doctor der Rechte, Ritter, Vicedom in Österreich unter der Enns, und nachher Ferdinand des I. Rath und Regierungs-Kanzler. Ansehnliche Kosten verwendete er, um Leopoldsdorf zu einer ansehnlichen Herrschaft zu erheben. Er brachte es 1527 dahin, daß es von Lanzendorf getrennt, und zu einer selbstständigen Pfarre erhoben wurde. Beck starb um 1553 auf diesem Gute, ward zu Wien bei den Minoriten beerdigt, und überließ die Herrschaft seinem Sohne Hieronymus, einem gelehrten und vieler Sprachen kundigen Manne, der fast ganz Europa und einen Theil von Asien durchreiset war, und dessen kostbare Bücher- und Manuscripten-Sammlung gegenwärtig ein Eigenthum der k. k. Bibliothek ist.

Als er 1596 starb, hinterließ er aus seiner Gemalin, Maria v. Pachleb, die er nach dem Tode seiner ersten Gattin, Barbara v. Sangstein, geb. 1558, geehlicht hatte, drei Söhne, die im J. 1597 in den Freiherrnstand erhoben wurden, und aus denen der ältere, Joachim Freiherr v. Beck, die Veste Leopoldsdorf, die sein Vater 1581 mit Thürmen und Wassergräben befestiget hatte, zu seinem Erbtheile erhielt. Dieser wirthschaftete so arg, daß er Leopoldsdorf veräußern mußte. Er verkaufte 1600 die Herrschaft dem Freiherrn Christoph Perthes de Berse, von welchem sie schon 1606 an die Frau Maria v. Tyriach, dann an die Freiherrn v. Fünfkirchen, und 1770 an den Grafen v. Saurau kam. Dieser hinterließ zwei Töchter. Als die jüngere, Maria, welche die Herrschaft Leopoldsdorf geerbt hatte, sich im J. 1797 mit Graf Christian v. Stubenberg vermälte, so kam Leopoldsdorf an diese Familie, von der endlich das Schloß 1799 an Constantin, Reichsritter v. Beck, k. k. Regierungsrath in Vorderösterreich, verkauft wurde.

Henriette (Alexandrine Friederike), Prinzessin von Nassau-Weilburg, Gemalin des Erzherzogs Carl von Österreich, geboren am 30. October 1797, gest. am 29. Dez. 1829, eine der edelsten und vortrefflichsten Fürstinnen, deren erhabene und beglückende Eigenschaften noch heute in dem dankbaren Andenken von Tausenden leben, deren Thränen die Verewigte getrocknet hatte, denen sie Vorbild und Muster in allen Tugenden gewesen war. Am 1. September 1815 mit

dem Zieger von Amberg, Stockach, Caldiero und Aspern vermält, war sie bis zu ihrem Tode der Abgott ihres Gemals, die zärtlichste Mutter ihrer blühenden Kinder, und eine der schönsten Zierden des ehrwürdigen Kaiserhauses. Ihrem Andenken hatte der Erzherzog die Weihung in dem unfern Baden bei Wien gelegenen reizenden Helenenthale erhaut.

Hensler (Carl Friedrich).

Der am 25. Nov. 1825 in einem Alter von 64 Jahren gestorbene Direktor des Theaters in der Josephstadt, C. Fr. Hensler, war am 2. Februar 1761 zu Schafhausen geboren, und der Sohn eines wurtembergischen Leibarztes. Er studirte zu Göttingen, wurde dann Erzieher in einem der ersten Handlungshäuser zu Mühlheim am Rhein, und kam 1784 nach Wien, wo sein Onkel, Freiherr v. Bühler, ihn dem diplomatischen Fache widmen wollte.

Allein seine Vorliebe zur dramatischen Dichtkunst und der glückliche Erfolg des in Cölln zur Aufführung gebrachten Stückes, unter dem Titel „der Invalide," so wie die Bekanntschaft mit dem Schauspiel-Direktor der Leopoldstädter Bühne, Marinelli, veranlaßten ihn, ein Stück für dieses Theater zu schreiben, welches den 1. Mai 1785, unter dem Titel: „der Soldat von Kersen," zur Aufführung kam, und sehr gefiel. Nun widmete er sich ganz der dramatischen Dichtkunst. Seine Stücke wurden auf den ersten Theatern Deutschland's gegeben, besonders „das Donauweibchen, das Faustrecht, die Teufelsmühle" ꝛc. Hensler hat beinahe 200 Stücke geschrieben, und der glückliche Erfolg, den die meisten hatten, bestimmte Marinelli, Hensiern lebenslänglich eine Pension von 600 Gulden auszusetzen, welche er bis zu seinem Tode genoß.

Im J. 1795 vermälte er sich mit Caroline Amman, einer geist- und gemüthvollen Schauspielerin (geb. zu Wien 1773, gest. 1821, am 3. Juni in Baden). Im J. 1803, nach dem Ableben Marinelli's, pachtete er die Leopoldstädter Bühne, und führte sie bis 1813 als Direktor mit gutem Erfolge.

Unter seinem Mitwirken wurde die possenhafte Unnatur im Gebiete des Komischen, der jede Bühne beleidigende Kasperl abgeschaft, und seinem Geiste gelang es, eine eigentliche Volksbühne zu gründen. Im J. 1817 übernahm er das Theater an der Wien; im J. 1818 die Bühnen zu Baden und Preßburg, und im Okt. 1822 jenes in der Josephstadt, das er ganz neu erbaute, und dem er durch seine umsichtige Leitung eine solche Gestaltung gab, daß es, früher auf der niedrigsten Stufe stehend, nun mit den besten Bühnen rivalisiren konnte.

Diese treffliche Geschäftsleitung veranlaßte den Kaiser, ihm zwei Mal das Hoftheater nächst dem Kärntnerthore zu überlassen, wo Hensler und seine Gesellschaft im J. 1825 durch mehrere Monate Vorstellungen gaben.

Hermannskogel.

Von Sievering kann man den Hermannskogel (im Munde des Volkes gewöhnlich Hermannskobel genannt) besteigen, wohin der Weg übrigens sehr steinig und schattenlos ist. Besteigt man diesen interessanten Berg nicht von Süden, sondern von der Westseite, so gelangt man ganz unmerklich auf seinen Gipfel; doch ist der Fußpfad stellenweise so verwachsen, daß man sich den Weg fast mit den Händen bahnen muß. Nur ein ganz heiterer Tag kann für die Unannehmlichkeit dieser Wanderung in einer halben Wildniß entschädigen. Seine Höhe ist nach F. C. Hallaschka 279.201 Pariser Klafter (100 gleichen 103 Wiener) über die Fläche des adriatischen Meeres.

Übrigens ist der hohe Hermannskogel mit seiner wunderschönen Fernsicht ein classischer Punkt im Gebiete der Ge-

schichte und der Sage; in ersterer Beziehung vorzüglich darum, weil er am 7. Sept. 1683 der Altar war, von welchem den angsterfüllten Bewohnern Wien's während der damaligen Belagerung durch die Türken die erste Befreiungsflamme loderte; denn an diesem Tage schickte der kaiserl. General-Wachtmeister Veccio den Constabel Georg Koller auf diesen Berg, um drei große Feuer zu machen, und durch geworfene Raketen und Granaten der Hauptstadt die Annäherung des Befreiungsheeres zu melden; — und in zweiter Beziehung durch eine romantische, vom Freiherrn von Hammer-Purgstall besungene Tradition mit dem Eingange:

Dem Kahlenberg' überzwerg,
Nicht fern von Weidling liegt ein Berg,
Umringt vom Buchenholze,
Auf Wiesen, Thäler, Feld und Haid,
Auf Höh'n und Hügel, weit und breit
Sieht er herab, der Stolze!

Er wird, dies ist Euch wohl bekannt,
Der Hermannskobel itzt genannt,
Weil in den Vorzeittagen
Ein Nonnenkloster oben stand,
Erbaut von Ritter Hermanns Hand,
Wie uns die Kunden sagen.

In der frommen Gemeinde dieses stillen Bergklosters hatte sich aber eine Laienschwester Eingang zu verschaffen gewußt, die es in kurzer Zeit durch Heuchelei so weit brachte, das Vertrauen der Oberin, und die Stelle der Pförtnerin des Hauses zu erhalten.

Diese Stelle benützte sie, um nächtlicher Weile einen Besenritt nach dem Blocksberge zum verrufenen Hexensabbath zu thun; denn diese Gottvergessene war mit einem Worte gesagt, nichts als eine Zauber- oder Blocksberg-Schwester, die mit dem bösen Feinde sich zu tief eingelassen, und listiger Weise sich von ihm die Zusage zu verschaffen gewußt hatte, daß er sie nicht zerreißen oder holen würde, „so lange sie ihr Wesen treibe, und innerhalb des Klosters bleibe."

Im Vertrauen auf dieses diabolische Versprechen trieb die böse Schwester ihr Unwesen eine Zeit lang ungestört fort, und bedachte nicht, daß der auf Sand baut, welcher dem Worte eines Teufels Glauben schenkt. Eines Tages klang am hellen Tage die Klosterglocke, und ein stattlicher Jägersmann, mit einem goldenen Hüfthorne stand vor der Pförtnerin, sie mit schmeichelnden Worten einladend, ihm zu einem nahe stehenden Buchenbaum zu folgen, bei welchem seine, die Erde scharrenden Hunde einen Schatz von hohem Werthe gefunden hätten, den er mit ihr theilen wolle.

Die durch die Erscheinung des herrlichen Jägers, in welchem sie einen zweiten Schatz erblickte, beraubte Pförtnerin bedachte sich nicht lange, sie verließ die geweihte Schwelle, und trat mit dem Unbekannten in den nahen Wald, in welchem die Sache bald eine andere Gestalt bekam:

Auf einmal ward sein langes Haar
Verwandelt in ein Hörnerpaar,
Dem Rücken zugebogen,
Ein Flammenkleid von Schwefelgrün
Mit heißem Pech und Terpentin
Hatt' er nun angezogen.

Das Augenweiß war wild verzerrt,
Der Mund entsetzlich aufgesperrt,
Wie Krokodillen-Rachen.
Das Hüfthorn wirbelt sich empor
In einen Schweif, d'rauf sitzt ein Chor
Von Schlangen und von Drachen.

Nach dieser Verwandlung ergibt sich das Ende vom Liede von selbst; die unglückliche Pförtnerin kam nicht mehr zurück, sondern wurde vom bösen Feinde zerrissen. Seitdem soll ihr Geist in Gestalt eines gekrümmten, kummen, alten Weibes dort noch zu gewissen Zeiten sich sehen lassen, und besonders in der Gegend des Buchenstammes herum soucken, der bei dem bekannten Brünnlein am Kobel (dem eigentlichen

Jungfraubrunnen) stand, wohin vor anderthalb Jahrzehend eine unzählbare Menschenmasse hinströmte, weil das Brünnlein damals besonders seine Wunderkraft gezeigt haben soll. Vorzüglich legte man dem krystallhellen Wasser dieser Gebirgsquelle eine besondere Heilkraft für Augenweh bei, und man glaubte im Wasserspiegel verschiedene Nummern zu erblicken, die sorgfältig aufgeschrieben, und in die Lotterie gesetzt wurden. So viel ist gewiß, daß dieser Jungfraubrunnen von jeher ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war; er tritt zwischen der Wurzel eines, von Seite der Grundbehörde gefällten, alten Buchenstammes hervor, und enthält ein herrliches Gebirgswasser. — Der obenbenannte Dichter sagt von ihm mit Recht:

Auch ist, wie Jedermann bekannt,
Der Weg dorthin fast ganz verbannt,
Mit Zaun und Dornenhecken:
Wer spöttelnd zu dem Brünnlein geht,
Wird oft in einen Sumpf gedreht,
D'rin bleibt der Schuh wohl stecken.

Deswegen blüht der Hexe Ruhm,
Auch war ihr Brünnlein um und um
Gemerkt mit Hexen-Zeichen.
Viel Namen wurden dort geschaut,
Mit Axt und Messer eingehaut,
In Buchen und in Eichen.

Lange war dieses Brünnlein das allgemeine Gespräch der Bewohner Wien's und der Umgebung; indessen verwischte die Zeit auch diesen augenblicklichen Rückklang aus der kindlichen Vorzeit, und wer noch heute dahin wallfahrtet, betet im Freien zur Natur, und erquickt sich an fromme Erinnerungen.

Hernals.

Hernals gehört zu den nächsten Ortschaften bei Wien; es erhielt seinen Namen von der Alsergasse, von dem durchfließenden Alserbache, und er bedeutet so viel als diesseits oder herin der Als.

Berüchtigt war Hernals zur Zeit der Reformations-Unruhen als ein Hauptsitz der Sectirer, die an dem Herrschaftsbesitzer, dem Freiherrn Helferich von Jörger, die mächtigste Stütze hatten. Als derselbe sein Vaterland verlassen hatte, schenkte Ferdinand II. Hernals 1629 dem Domcapitel von St. Stephan, dem es noch gehört. Dieser Fürst schmückte den Ort auch mit dem heil. Grabe, wohin noch immer zur Fastenzeit jährlich viele tausend Bewohner Wien's ziehen. Der erste öffentliche Bittgang dahin wurde den 23. August 1639 gehalten, welchem Ferdinand III. selbst beiwohnte.

Durch die Türken wurde der Ort 1683 hart mitgenommen, von welcher Zeit der Hernalser Eselritt (siehe das.) herrühren soll.

Der Calvarienberg wurde 1709 angelegt; einige Wiener Bürger unternahmen dieses kostspielige Werk, welches mit der neuen Kirche 1713 vollendet war.

Nach dieser Zeit wurde dabei auch das Paulinerkloster (worin sich heute das Pensionat für Officiers-Töchter befindet) errichtet, welche von Grund aus eine neue Kirche bauten, die 1769 eröffnet wurde. Dieses Kloster wurde 1783 aufgehoben.

Herrngasse.

Sie hieß ehedem und zwar schon 1260 die Hochstraße (in alta strata) ihrer Lage wegen; Ottokar von Böhmen zog sie nach der großen Feuersbrunst von 1258 erst zur Stadt und baute zwischen der Burg und dem Schottenkloster viele neue Häuser, woraus sie eigentlich erst entstand.

Die Liechtensteine, Trauttmannsdorffe und Traun gaben wohl vorzugsweise seit einem halben Jahrtausend dieser Gasse ihren neuen Namen, der Herrngasse. Schon unter Friedrich III. hatten die Dietrichsteine daselbst ihr heutiges Haus (25) an der Schaufergasse. Die

zwei Häuser der Puchheim stießen an das Landhaus und an den Minoritengarten. Nach und neben diesen erscheinen als ältere dortige Hausbesitzer die Chotek, Billeis, (heute die Nationalbank), Kufstein, Molard, Rosenberg (heute Fürst Pathyany (39), Stella und Trautson, (die spätere niederländische Hofkanzlei). Auch die Landstände saßen dort von jener Zeit. Die Häuser der Oettingen und Hoffkirchen nahmen die Stelle des neuen Theils des Lichtenstein'schen Palastes (251) ein. Das schöne von der Erzherzogin Beatrix errichtete Gebäude (27) ist vom Staatsschatze erworben worden und wird zu Dikasterien verwendet.

Außer diesen haben heute in dieser Gasse noch die Fürstin Clary (28) und die Grafen Kinsky (31) und Wilczek (26) ihre Wohnsitze, so daß dieser Theil der Stadt mit der Wallnerstraße und den beiden Schenkenstraßen noch immer nach Gebühr seinen Namen trägt und vorzugsweise das aristokratische Stadtviertel um so mehr genannt werden kann, als dort von jeher keine Verkaufsläden bestanden, die insbesondere in der Herrngasse erst in unseren Tagen im untern Theile gegen den Kohlmarkt und im neuen Kinsky'schen Hause eröffnet worden sind, und ihr einen großen Theil ihres adelichen Anstriches genommen haben.

Wenn man lieset, daß unter Carl VI. ein polnischer Gesandter, der im Liechtenstein'schen Hause wohnte, zwei seiner Diener, eines verübten Excesses wegen, auf offener Straße zu todt prügeln ließ, so wird man zugeben, daß dieser Herr, so edel auch immer seine Geburt gewesen sein mag, sehr unedle Gesinnungen hatte, und statt in der Herrngasse füglicher im Blut- oder Wolfengäßchen hätte wohnen sollen.

Hetze.

Schon vor Erbauung des Hetzhauses unter den Weißgärbern, wovon wir eine Abbildung mittheilen, war dieses barbarische Schauspiel in Wien eingeführt, hatte aber den Grad von Beliebtheit nicht erreicht, die mit dem Baue dieses Hauses ihren Höhe-, und — glücklicher Weise zugleich auch Schlußpunkt fand.

Die erste Hetze bestand in der Leopoldstadt. Schon 1710, folglich 45 Jahre vor Erbauung des Amphitheaters unter den Weißgärbern, stand auf der sogenannten Heide ein plumpes, hölzernes Amphitheater, worin ursprünglich blos Raubthiere gegen einander kämpften. Das Publikum fand jedoch wenig Gefallen daran — wahrscheinlich, weil die Gefühle noch nicht so abgestumpft waren, um an solchen Blutscenen Vergnügen finden zu können.

Nach einem Decennium wurde hierauf der Hetzplatz in das Haus zum »schwarzen Adler,« ebenfalls in der Leopoldstadt, verlegt, und hier begann ein weit grausameres Schauspiel, nämlich die in der Folge so beliebt gewordene Hetze der wilden Thiere mit Hunden. Dieses empörende Schauspiel bestand in der Leopoldstadt so lang, bis der Franzose Defraine im J. 1755 das Amphitheater vor dem Stubenthore am Glacis, nächst der Vorstadt Weißgärber, erbaute.

Das Hetzhaus war ein in den oberen Theilen von Holz aufgeführtes, drei Stockwerk hohes Amphitheater, welches über drei Tausend Zuschauer faßte. — Über dem Eingange befand sich ein Adler und eine Gallerie, von welcher man die herankommenden Zuschauer — und das Behältniß der Hunde übersehen konnte. — Der innere Platz, in welchem die Thiere gehetzt wurden, hatte im Durchschnitte zwei und zwanzig und eine halbe Klafter.

Im Mittelpuncte dieses Kampfplatzes war ein mit Wasser angefülltes Bassin, 2 Klafter 2 ½ Schuh im Durchschnitte groß, welches während des Schauspiels so lange mit eingefügten Brettern bedeckt blieb, bis

man es brauchte, entweder um den von Hunden verfolgten Bären zur Zufluchtsstätte zu dienen, oder um die Hetzthiere und Hunde zu baden.

An den Seiten dieses Bassins standen zwei, sieben Klafter hohe Bäume mit Sprossen, worauf sich die Hetzknechte bei ereignender Gefahr gegen Ochsen und Wildschweine in Sicherheit begeben konnten. Reißende Thiere, besonders ein famoser Raubbär, mußten ihren Fraß oft von diesen Bäumen holen. Vermittelst eines Seiles, welches der Hetzmeister mit einem daran gebundenen Thiere zwischen diesen Bäumen vom ersten Stocke in die Höhe zog, wurden sie freßgieriger gemacht. Sie suchten mit Ungestüm ihr Futter zu erhaschen, erwürgten es mit Wuth, und schleppten es unter allgemeinem Gejauchze des Publikums in ihre Behältnisse.

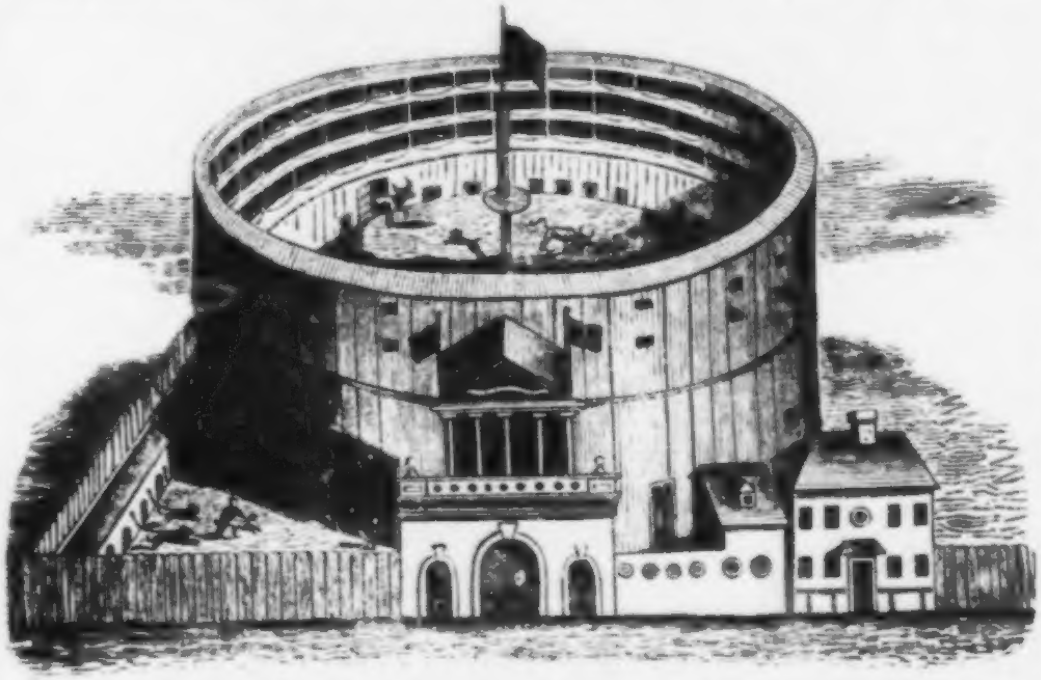
In der Mitte des ersten Stockes waren zwei geräumige Logen, und diesen gegenüber war der Platz für die Musik angebracht.

Im Hetzhofe waren zwanzig Fallen, worin gewöhnlich ein Löwe, Tiger, Bären, Wölfe, Wildschweine, Luchse und Dachse gehalten wurden; eben so sah man hier sechs Ausgänge für die größeren Thiere, als: Ochsen, Hirsche und Pferde; auch ein geräumiger Auslaß für die Hunde fehlte nicht.

Der Hetzverwalter bewohnte ein an das Amphitheater angebautes Haus, und er mußte durch seine Untergebenen für die Reinhaltung und Nahrung der Thiere und Hunde sorgen.

Im Jahre 1770 zeigte der englische Reiter Potts mit seiner Gesellschaft im Hetzgebäude, seine Künste. Zu dieser Zeit war der besoldete Personalstand der Hetze: Ein Hetzverwalter, Carl Krill; ein Hetzmeister, Johann Georg Beck, der zugleich Wärter des k. k. Hoftheatral-Magazins war; drei Hetzknechte, Carl Posel, Mathias Schettler und Franz Hueber.

An Hetztagen, welche die Sonn- und Feiertage waren, wurden noch neun Hetzknechte zu Hilfe genommen, von welchen sechs unwerdig die Fallen aufziehen und die



übrigen auf dem Kampfplatze Dienste leisten mußten. Die Kosten der Hetze beliefen sich damals auf 5000 fl. Folgende Thiere wurden während dieser Zeit unterhalten: Ein Löwe; zwei Tiger; zehn Bären; sechs Wölfe; vier Wildschweine; zwei ungarische Vollstiere; zwei Schweizer Vollstiere; zwei Hirschen; einige Füchse, Dachse und Luchse; dreiundsiebenzig große Hunde. Außer diesen Thieren wurden bei jeder Vorstellung zwei frische ungarische wilde Ochsen, die man von den hiesigen Fleischhauern wählte, gehetzt.

Das Schauspiel der Hetze fand vom März bis zum November, bisweilen auch mitten im Winter Statt, und es begann nach Verschiedenheit der Jahreszeit bald früher, bald später des Nachmittags, währte anderthalb Stunden und endete stets vor Anbruch der Nacht.

Obgleich die Eintrittspreise hoch gestellt waren, so fehlte es nie an zahlreichem, oft übervollen Besuch, denn die Hetze gehörte unstreitig zu den beliebtesten öffentlichen Belustigungen Wien's. Der Preis für eine Loge betrug einen Ducaten, für einen Sperrsitz 1 fl. 20 kr. Die Sperrsitze waren an der rechten Seite der ersten Gallerie angebracht. Für den Eintritt auf die erste Gallerie zur Rechten bezahlte man 1 fl., zur Linken 40 kr.; auf die zweite Gallerie 20 und auf die dritte 10 kr.

Wer Hunde mitbrachte, um sie bei der Hetze mitwirken zu lassen, hatte freien Eintritt; doch war daran die Bedingung geknüpft, daß der Hund auch angreifen müsse; im entgegengesetzten Falle mußte der Eintritt nachträglich erlegt werden.

So oft ein Thierkampf oder eine Hetze stattfinden sollte, wurde jedes Mal Tags zuvor, des Nachmittags, das Publikum dazu feierlich eingeladen. Ein Mann in zierlicher Jagdkleidung, den Hirschfänger an der Seite, durchritt, von zwei Trommelschlägern, die dem Pferde vorangingen, begleitet, alle Theile der Stadt und der Vorstädte. Ihm folgten Anfangs drei bis vier, späterhin aber nur zwei Hetzknechte in gelber, kurzer Leder-Uniform, welche Hetzzetteln austheilten, welche von dem beliebten Schriftsteller Rautenstrauch verfaßt waren, unseren Feuerwerkszetteln an Unsinn und Bombast wie ein Ei dem andern glichen.

Es hieß darin: „Eine scharfe Hetze, eine blutige Hetze, — eine sehr blutige Hetze, — eine sehr scharfe, kämpfende Hetze, — eine Hetze auf Mord und Tod, — ein starker, herrlicher Thierkampf, — eine schöne Oster-Hetze, — ein Thier-Massaker ohne Gleichen, — eine Lustmetzelei sans pareil.“ Auch an spaßhaften Sätzen fehlte es nicht: „Der in den vier Elementen kämpfende Bär, — die Donnerkeule Jupiters, — der Esel in der Bataille, — das Maibouquet des Raufbären, — die Schlittenfahrt im Sommer, — der Affe als Parforce-Jäger, — die Meerkatze am Putztische, — und der gespornte Seelöwe.“

Am Tage der Hetze selbst verkündete eine schwarz und gelbe Flagge, welche mit Anbruch des Tages am Steigbaum ausgehangen wurde, die Dinge, die da kommen sollten. Nachmittags um zwei Uhr begab sich die Wache in das Hetzhaus, und eine Bande Tambours und Pfeifer von der Garnison besetzten den Balcon des Amphitheaters, auf welchem um drei Uhr eine Höllenmusik begann, die bis zum Schluße des Spectakels dauerte.

Um die dritte Stunde strömte die schaugierige Menge zum Stubenthor, über die Mauthbrücke und zum damals stehenden Theresienthore hinaus; den Schluß machten Fuhrwerke aller Art, worunter es an zierlichen Cabriolets und Equipagen nicht fehlte.

Gewöhnlich machte man mit einem starken Ochsen den Anfang des Kampfes, der jedoch bald ein Opfer der Geschicklichkeit des Hetzmeisters wurde. Vorzugsweise wählte

man die ungarische Race, die ihrer langen Hörner wegen besonders für dieses Schauspiel geeignet sind. Bevor man den Ochsen auf den Kampfplatz ließ, wurden auf einem Baume zwei mit Stroh ausgestopfte, rothgekleidete Puppen aufgehangen, so, daß es schien, als stünden zwei Menschen in einiger Entfernung auf der Arena. Als nun das Thier aus seinem Zwinger kam, waren diese Popanze sein erstes Augenmerk; es lief daher auf sie zu und schleuderte sie mit seinen Hörnern so lange in die Luft, bis es, durch ihr stetes Wiedererscheinen auf derselben Stelle, in Wuth gerieth. Nun wurde ein Halbdutzend Hunde in die Kampfbahn gelassen, welche oft viele Mühe hatten, den wild gewordenen Ochsen, mit Hülfe der Hetzknechte abzuführen, um einem andern Kampfe Platz zu machen.

Zur Abwechslung ließ man Anfangs auf den Ochsen einige feige Hunde los, um ihn zu necken und toller zu machen, und ließ nach einiger Zeit erst ein par Veteranen des Hundezwingers los. Diesen hielt der Ochs die Hörner dicht am Boden entgegen; da er aber dadurch seine Ohren Preis gab, so packten sie die Hunde schnell und hielten den Ochsen fest. Jetzt ertönten Trompeten und Pauken; das Publikum rief Huzzah! stampfte und klatschte in die Hände, und auf einen Wink des Hetzmeisters führten die siegenden Hunde den überwundenen Ochsen ab.

Außer den Ochsen und Stieren spielten die Bären bei der Hetze eine Hauptrolle. Hier folgt das Verzeichniß der vorzüglichsten Thiere, welche während des vierundvierzigjährigen Bestandes des Hetze (1755 — 1796) im Amphitheater gehalten wurden:

Der Hundsschwanz-Affe (1794); der braune Bär (1755 — 1796); die gestreifte Hyäne (1789 — 1794); der Tiger (1755 — 1771); der Luchs (1755, 1771, 1794); der Fuchs (1755 — 1796); der Esel (1755 — 1796); der Auerochse (1794 — 1796); der türkische Affe (1794); der Dachs (1771 — 1794); der afrikanische Löwe (1755, 1771, 1789, 1794); der Leopard (1755, 1789, 1794); der Wolf (1755 — 1796); das wilde Schwein (1755 — 1796); der Edelhirsch (1755 — 1796).

Alle diese Thiere wurden nicht nur von den Hetzhunden, die oft selbst als Opfer fielen, sondern auch von Menschen und untereinander gehetzt, was zu häufigen und bedeutenden Wetten unter dem Publikum, in Bezug auf den muthmaßlichen Sieger, Veranlassung gab.

Nach einem 41jährigen Bestande machte aber ein unbekannt gebliebener Zufall dem ganzen Spectakel für immer ein Ende.

Am Abende des 1. Septembers 1796 brach im Hetz-Amphitheater Feuer aus, welches so schnell und furchtbar um sich griff, daß an Löschen des Gebäudes, oder an Rettung der darin aufbewahrten Thiere nicht zu denken war. Beinahe alle Thiere verbrannten, und gräßlich war das Geschrei, das jede Thiergattung nach seiner Weise dabei ausstieß, und welches unter dem Prasseln der verzehrenden Flammen in einer weiten Umgebung gehört wurde. Nur der Auerochse, ein listiger Fuchs, der sich in die Erde vergrub, und einige Hunde hatten sich gerettet.

Der Auerochse hatte mit großer Kraftanstrengung mit seinen Hörnern das Thor aus den Angeln gehoben, und durch die brennende Glut eingeschüchtert ließ er sich, als er frei war, ruhig von den Fleischerknechten einfangen, und in einen Stall bringen. — Das ganze Amphitheater wurde bis auf die Grundmauer eingeäschert, ohne daß ein Mensch dabei zu Schaden kam.

Der glücklich davon gekommene Auerochse kam in die Menagerie zu Schönbrunn, und lebte daselbst noch dreizehn Jahre bis zur Zeit der feindlichen Invasion im J. 1809. Er war damals schon in die Erde eingegraben, als der französische Commissär für Kunst und Wissenschaft, Marcel de Serres Nachricht von dem Ableben dieses sel-

tenen Thieres erhielt. Im Interesse der Wissenschaft verordnete er daher die alsogleiche Ausgrabung desselben, ließ die schon bedeutend beschädigte Haut ausstopfen, das Skelet herstellen, und sandte beide nach Paris, wo man sie noch in den Gallerien des naturhistorischen Museums im Jardin des Plantes sehen kann.

Die berühmtesten und beliebtesten Hetzmeister der letzten Zeit waren Hödel und Stadelmann, die sich durch Kraft und Verwegenheit auszeichneten. Auch unter den Hunden zählte man viele Matadors, welche jedermann mit Namen kannte, und deren Virtuosität das Tagesgespräch bildete, wie heute die Leistung dieses oder jenes Künstlers.

Nach dem Brande wurde das Amphitheater nicht wieder errichtet, und das rohe Spiel hatte sein Ende.

Der Platz, auf welchem das abgebrannte Haus gestanden, wurde ein Eigenthum des Canal-Fonds und zum Theil verbauet. Das an diese Stelle neu erbaute Haus bildet die Ecke in die noch bestehende, lange und schmale Hetzgasse und reihete sich an das Haus zum »goldenen Kegel« an. Es führte das Schild zum »schwarzen Rössel.«

Ein Theil des gemauerten Vordergebäudes ist noch heute in einem äußerst verfallenen Zustande vorhanden. Die runden Fenster der Ställe sind trotz der inneren Vermauerung noch zu erkennen. Auch das Hausthor, klein und niedrig, stellt sich unseren Blicken noch als letztes Denkmal jener Zeiten dar. Das Haus trägt die Vorstadt-Nummer 38, zur Zeit seiner Erbauung (1755) war es mit Nr. 60, bei der Numerirung von 1795 mit 4, und im Jahre 1796 mit 33 bezeichnet.

Ein Faßbinder hat darin heute seine Werkstätte aufgeschlagen, und zu diesem Behufe ist nur noch ein Raum von wenigen Fenstern unter Dach gebracht worden. Das Ganze ist jedoch ruinenartig, und der Platz gerade hinter dem schönen neuen Mauthgebäude zu Baustellen so geeignet, daß man täglich einem Umbau entgegen sehen kann.

Hetzendorf

ist ein Dorf mit einem herrschaftlichen und einem kais. Lustschlosse, in geringer Entfernung von Altmannsdorf, hinter dem Schönbrunnergarten, am niedrigsten Abhange des Wienerberges.

Hetzendorf hat seinen Namen entweder von dem Worte hetzen, weil hier der Hof sich mit Hetzjagden belustigt haben soll, oder wahrscheinlicher von dem Vornamen Ezo, der oft auch Hezo geschrieben wurde, erhalten; es war schon im 12. Jahrh. vorhanden; denn Herwikus v. Hetzendorf wird in einem Vergleiche des Abtes von Admont, Rudolph, 1190 angeführt; es ist daher eines der älte[illegible] Ortschaften des Landes.

Im 15. Jahrh. finden wir den deutschen Orden im Besitze dieses Dorfes. Erst 1744, den 30. Mai, hat Maria Theresia das dem deutschen Orden als Dorfobrigkeit zuständige Hetzendorf, tauschweise an sich gebracht.

Nun kam dieses Gut, als ein Camerale, unter vicedomische Administration, unter welcher es so lange blieb, bis Joseph II. dem Präsidenten der obersten Justizstelle, Christian August Grafen von Sailern, dieses Gut sammt der Schießstätte, mit Ausnahme des kais. Schlosses verkaufte, dessen Sohn Joseph Graf v. Sailern es 1802 dem Großhändler in Wien, Jakob v. Bärenklau, käuflich überlassen hat.

Nebst dem vom Grafen v. Sailern im einfachen Style erbauten herrschaftlichen Schlosse, welches der darin den 27. Juli 1801 erfolgte Tod des Erzherzog Maximilian, Churfürsten von Cöln und Hoch- und Deutschmeisters, jüngsten Bruders Joseph des II., merkwürdig gemacht hat, verschönern Hetzendorf mehrere Landhäuser mit Gärten, worunter sich das des Freiherrn

Sigismund v. Pronay mit seinem botanischen Garten besonders auszeichnet.

Aber den ersten Rang behauptet das kais. Lustschloß. Es entstand aus drei Höfen, welche Sigismund Graf von Thun 1694 den Augustinern auf der Landstraße abkaufte, und in ein kleines Jagdschloß verwandelte, das von ihm den Namen Thunhof, so wie der dabei angelegte Garten den Namen Thunwerd erhielt, und 1709 durch Vergleich an Eleonora Barbara Fürstin v. Liechtenstein, geborne Gräfin v. Thun, von dieser durch Substitution an ihren Sohn, Joh. Adam Fürsten v. Liechtenstein, dann an dessen Schwester Caroline, verehlichte Gräfin v. Salm, gekommen ist, worauf Jos. Wenzel v. Liechtenstein, als Vormund des Grafen Ant. v. Salm, diesen Thunhof mit den dazu gehörigen Grundstücken 1742, um 22,000 fl. an die k. k. Hofkammer im Namen der Kaiserin Maria Theresia verkaufte, welche diese Besitzungen für ihre Mutter, Elisabeth, Witwe Carl des VI. bestimmte, der man Hetzendorf zur Herstellung ihrer von Anfällen der Wassersucht zerrütteten Gesundheit empfohlen hatte.

Durch den Hof-Architekten, Ant. Freiherrn v. Pacassi, wurde aus dem kleinen Landsitze mit Verwendung einiger nahen vicedomischen Häuser, das heutige schöne, große Gebäude in einfachem aber richtigen Verhältnisse erbaut.

Obschon die meisten der prächtigen Tapeten unter Joseph II. 1781 in die Burg nach Wien, und das chinesische und japanische Porzellain, so wie die herrlichen Gemälde, womit zwei Cabinette geschmückt waren, von der Erzherzogin Maria Christina in das Lustschloß Laken in den Niederlanden abgeführt worden sind, so ist die Meublirung des Schlosses noch immer sehr niedlich; und noch bewundert man den Saal, dessen Deckengemälde, die Zeit im Gefolge des Sonnenwagens vorstellend, und die vier Elemente an den Wänden, ein Werk des berühmten Daniel Gran sind, und das sogenannte chinesische Kabinett, das mit Fiketinholz getäfelt, reich vergoldet, mit Speckstein eingelegt und verziert ist, und 86,000 fl. gekostet haben soll, da der Werth dieses kostbaren Steines ohne Arbeit dem Silber gleich geschätzt wird.

Nach Elisabeth's Tode (21. Dez. 1750) kam das Schloß an Maria Theresia. Im Jahre 1802 wurde es erneuert und ganz mit Kupfer gedeckt, auch nach dem Abzuge der Franzosen 1809 von mancher erlittenen Beschädigung hergestellt.

Der große Lustgarten an der Südseite, im französischen Style angelegt, empfiehlt sich durch angenehme Schatten und reizende Aussichten. Er enthält einen Brunnen, dessen Quelle Schwefel und etwas Eisentheile mit sich führt, und nach der chemischen Untersuchung des Dr. Ferro, das Mittel zwischen den Mineralwässern von Baden und Meidling haltend, stärker als dieses, schwächer als jenes ist.

An der östlichen Seite des Schlosses befindet sich der sogenannte Garten in der Tiefe, der mit Zwergbäumen bepflanzt ist. An ihn grenzt der Küchengarten mit den Treibhäusern. Der Carlsgarten an der Westseite, der Lieblingsaufenthalt des Erzherzogs Carl, des Bruders Joseph des II., liefert vortreffliches Obst.

Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth blieb es lange verlassen, diente aber in der Folge wieder der Erzherzogin Christina und ihrem Gemale, dem Herzoge Albrecht von Sachsen-Teschen, so wie dem Prinzen Carl von Lothringen (Bruder des deutschen Kaisers Franz I.), der Erzherzogin Maria Anna (Tochter der Kaiserin Maria Theresia), die hier vollkommene Genesung fand, dem Churfürsten von Trier, Clemens, und mehreren andern hohen Personen zum Aufenthalte.

Als die Kinderblattern-Impfung nach

der Erfindung des Dr. Ingenhouß in den k. k. Staaten bekannt wurde, ließ Maria Thereſia (1762) hier dieſe Operation zuerſt, unter der Leitung des k. k. Leibarztes, Baron von Störk, durch den Wundarzt von Atzkersdorf, Joſeph Miller, an vielen adeligen und in der Folge auch an anderen Kindern vornehmen.

Im Septemb. 1789 wählte Joſeph II. Hetzendorf zu ſeinem Aufenthalte, weil alle übrigen k. k. Luſtſchlöſſer durch Waſſergüſſe beſchädigt worden waren. Da er hier die wohlthätigſte Wirkung auf ſeinen geſchwächten Körper fühlte, ſo faßte er den Entſchluß, künftig jeden Herbſt hier zuzubringen. Hier verlebte er auch den letzten Herbſt ſeines Lebens. Er ließ für ſein Gefolge die Vorder- und Seitengebäude anlegen, ſo daß das Schloß jetzt über 150 Zimmer zählt.

In Hetzendorf hatte ſich ein Bäckermeiſter aus Flandern niedergelaſſen, welcher der erſte war, der die Errichtung arteſiſcher Brunnen nach Wien brachte. Er veranlaßte den dort anſäßigen Zimmermann Belghofer, der vor beinahe 20 Jahren ſtarb, zu Verſuchen dieſer Art, welche ſo glücklich ausfielen, daß die Anwendung dieſer Brunnen ziemlich allgemein wurde.

Den 8. September 1814 verſchied im Schloſſe Maria Carolina, die Gemalin des Königs beider Sicilien, Ferdinand des IV.

Einen Theil der öſtl. Hälfte des Schloſſes nimmt die Capelle ein. Den Plafond, die Taufe und die Verklärung Chriſti, und das Bekenntniß des Apoſtels Petrus vorſtellend, hat der berühmte Engländer Weden al fresco gemalt. Der Hochaltar, von ſchwarzem Marmor mit vergoldeter Bronze verziert, trägt das Bild der h. Dreieinigkeit von dem Pinſel des Kammermalers Carl Auerbach. Auf den vormaligen zwei Seitenaltären waren die Blätter, zwei vortreffliche Stücke, von Luca Jordani, die Geburt und den Tod Mariens vorſtellend; die aber durch die Feuchtigkeit Schaden gelitten hätten, und 1787 in die k. k. Bilder-Gallerie überſetzt worden ſind. An ihrer Stelle kamen zwei Gemälde von einem unbekannten polniſchen Meiſter, die Geißelung und Krönung Chriſti.

Drei vom Papſte Benedikt XIV. der Kaiſerin Maria Thereſia gemachte Geſchenke ziehen in demſelben die Aufmerkſamkeit auf ſich: ein Kreuz mit Perlenmutter eingelegt; ferner ein Weihbrunnkeſſel von Silber und vergoldet, der ein Portal vorſtellt; endlich ein Chriſtus mit dem Kreuze im linken Arme, von Buchsbaumholz, auf einem ſchwarzen Poſtamente.

Der ſchöne Gemeinde-Brunnen, mit einem ſteinernen Obelisk geziert, iſt ein Geſchenk Franz II. mit der Aufſchrift:

1792 Francisci II. Caesaris Munificentia.

Heufeld (Franz),

geboren 1731 zu Meinau in Öſterreich, lebte in Wien, wo er zuletzt Rat-Rath bei dem geiſtl. Departement der Stiftungs-Hof-Buchhalterei war. Von 1765 an war er als dram. Dichter mehrfach thätig, ſeine Stücke erſchienen einzeln in Wien, ſind aber von geringem Werth.

Er ſchrieb einige Luſtſpiele: Die Haushaltung nach der Mode, die Liebhaber nach der Mode, der Geburtstag, über welches letztere er mit Sonnenfels in einen anhaltenden Zwieſpalt kam, und auch ein Luſtſpiel: Die Kritik über den Geburtstag ſchrieb), Tom Jones, die Tochter des Bruders Philipp, der Bauer aus dem Gebirge u. a. und änderte mehrere Shakespear'ſche Dramen nach ſeinem Geſchmacke um. So gab er z. B. Romeo und Julie einen heitern Schluß, bearbeitete auch den Hamlet.

Über ſein ganzes ernſtes Drama: Julie oder der Wettſtreit der Pflicht und Liebe verbreitet ſich Leſſing in der hamb. Dramaturgie ausführlicher (S. VIII. u. IX.)

und zeigt, daß es in Hauptzügen und Situationen zum größten Theil aus Rousseau's neuer Heloise entlehnt ist.

Hatte Heufeld wenig Verdienst als Dichter, so sind doch seine Bestrebungen, den Hanswurst von der Bühne zu verdrängen, oder wenigstens, wie er es in seinem Bauer aus dem Gebirge that, zu verfeinern, höchst anerkennungswerth. Darauf wirkte er namentlich hin, als er 1769 von dem Entrepreneur des Wiener Theaters, Freih. v. Bender, die Direction übertragen bekam, die er jedoch nur kurze Zeit behielt, während welcher er aber nur selten eine Opera buffa aufführen ließ. Er war einer der ersten, der in seinen Stücken die Wiener Lokalsitten copirte, aber noch sehr roh und die Sitten des gemeinsten Lebens. Heufeld starb zu Wien 1786, nach A. erst 1795.

Heuschrecken

sah Wien vorzüglich 1338 unter der Regierung Albrecht des Lahmen, obgleich diese Landplage die umliegenden Provinzen empfindlicher heimsuchte. Kaiser Carl IV., damals noch Markgraf von Mähren, begegnete, als er aus Ungarn zurückkommend, seinen Schwager, den Herzog Otto besuchte, den verheerenden Zug dieser Heuschrecken bei Pulkau. In seiner Selbstbiographie erzählt er, wie ihn ein Reisiger mit Sonnenaufgang ängstlich mit den Worten geweckt: „Steht auf, o Herr! der jüngste Tag ist da, die Heuschrecken kommen über die Welt.“ — Der Fürst und sein ganzes Gefolge warf sich zu Pferde, und betrachtete den sieben Meilen langen, die Sonne verfinsternden Zug, der einen unerträglichen Gestank, und weit und breit ein schauerliches, dumpfes Getöse verbreitete.

Die Thiere erhoben sich mit Sonnenaufgang, flogen mit Vorausschickung eines Vortrabs in gemessenen Räumen und Abtheilungen, bewegten sechs Flügel und zeigten Zähne wie Edelsteine glänzend. Sie verschonten die Weingärten, verzehrten aber Saat und Blüthe, Laub und Gras, und jede Frucht. Um 9 Uhr Abends fielen sie auf die Erde. Ein waghalsiger Ritter wollte es mit diesem furchtbaren Feinde aufnehmen und stürzte sich tollkühn inmitten ihres Fluges. Er und sein Roß wurden am folgenden Tage als Gerippe wieder gefunden.

Heurteur (Nikolaus).

Nikolaus Heurteur war im Jahre 1781 in Wien geboren. Seine Eltern, wohlhabende Bürgersleute, widmeten ihm eine sorgfältige Erziehung. Von der Vorliebe für die Bühnenkunst erfüllt, war es ihm klare, unerschütterliche Überzeugung geworden, nur auf diesem Wege vermöge er es, sich das Glück seines Lebens zu gründen. Er betrat im 21. Jahre seines Alters, am 25. Sept. 1802, als Fähnrich im „Schreibepult,“ und am 10. Okt. desselben Jahres, als Robert in den „Indianern in England,“ das k. k. Hoftheater, und fand in Folge beifälliger Aufnahme Engagement an demselben. Es war damals der Zeitpunkt, in welchem Lange den Höhepunkt seines Ruhmes erlangt hatte. Seine Spielweise hatte insallen jugendlichen Künstlern den mächtigsten Eindruck erzeugt.

Heurteur besonders fühlte sich von derselben hingerissen, und so bestrebte er sich auch, dieses sein Vorbild, selbst in den Äußerlichkeiten auf das Getreueste nachzubilden. Sprachorgan und Gestalt begünstigten dieses Streben. Da er bei der Hofbühne nicht gehörig beschäftigt war, so ging er nach Brünn. In jener Zeit schloß er auch seine eheliche Verbindung mit der Sängerin Sophie Hackel. Im Jahre 1809 kehrte Heurteur nach Wien zurück, und betrat das Theater in der Leopoldstadt am 4. April als Carl XII. in „Sitah Mani,“ am 5. als „Abällino,“ am 6. als Anton in den „Jägern.“ Im J. 1811 ward er wieder bei dem k. k. Hofburgtheater engagirt. Seine

Antrittsrollen (Montalban in der »Lanassa« und Graf v. Savern im »Fridolin« am 1. und 3. Mai 1811) fanden stürmischen Applaus, und Heurteur schien nunmehr die Stelle gefunden zu haben, in welcher er sein Talent auf das glänzendste zu entfalten vermöge. Ganz außerordentliche Wirkung erreichte er in den Tragödien Müllner's. Sein Ordnar in der »Schuld,« und sein Hagurd waren Leistungen, welche den Ruf des Künstlers auf das entscheidenste begründeten. Er trat sofort in Engagement bei dem Theater an der Wien. Grillparzers »Ahnfrau« gab ihm Gelegenheit, in der Rolle des Jaromir den Scheitelpunkt seines Ruhmes zu erreichen. Jene schöne Periode dieses Theaters ging indessen schnell vorüber und auch Heurteur verließ dasselbe 1821, um wieder, und zwar diesmal dauernd, beim k. k. Hofburgtheater einzutreten. Er erschien auf demselben am 1. Nov. 1821 als Orest in Goethe's »Iphigenia,« und am 4. als Hugo in der »Schuld.« Am 1. Nov. 1842 ward Heurteur in den Pensionsstand versetzt. Seitdem erschien er nur ein Mal auf der Bühne, und zwar als Gast auf dem Theater an der Wien, in der Rolle des Daniel im »Erbvertrag,« am 19. April 1843.

Er starb am 8. März 1844. Das Andenken Heurteur's wird als jenes eines ausgezeichneten Künstlers stets geschätzt sein. Von der Natur mit allen Gaben für seinen Beruf reich ausgestattet, erleichterten diese glänzenden Mittel seine Wirksamkeit. Seine Gestalt entsprach dem Heldenfache. Sein Sprachorgan, kräftig und höchst wohltönend, verlieh seiner Rede einen eigenthümlichen Reiz. Ihn beseelte ein tiefes, inniges Gefühl, und er verstand es, dessen Ausdruck stets auf die glücklichste Weise zu finden.

Heuwagen.

Die kaiserl. Heuwage befindet sich schon seit anderthalb Jahrhunderten auf der Laimgrube an der Wien, der heutigen Kettenbrücke gegenüber. Es ist ein umfangreiches Gebäude mit einer künstlichen Wage, mittelst welcher ein, mit mehr als 60 Zentner beladener Heuwagen durch einen einzigen Menschen in die Höhe gezogen, und genau abgewogen wird. Die hier zu jeder Zeit aufgehäuften Heu- und Strohvorräthe sind sehr beträchtlich, denn sie sind auf den Bedarf eines Pferdstandes berechnet, der gewöhnlich zu 600 Stück angeschlagen wird, und sich unter Carl VI. und Maria Theresia auf 1200 Stück belief. Zum Transport des Materials in die Hofstallungen bestehen eigene Fourage-Wagen, die sich durch ihre colossale Größe bemerkbar machen, und gegen welche die gewöhnlichen Leiterwagen sich wie Pigmäen ausnehmen.

Außer dieser bestehen noch im Schwarzenberg'schen und im Traun'schen Gebäude auf dem Rennwege solche Wagen.

Heuwinkel (Der).

In Nestroy's Parodie: »Robert der Teirel,« macht Reimpoderl die Bemerkung, wir würden in Wien nicht eher anhaltendes schönes Wetter haben, als bis bei Dornbach eine Doppelthür angebracht sein wird. Der Punkt, worauf hiermit angespielt wird, ist der sogenannte Heuwinkel, eine Bergspalte hinter der Haltergasse bei Dornbach, nächst dem Heuberge, einem der höchsten Theile dieser Gegend, welcher der allgemeine Wetter-Anzeiger aller umliegenden Ortschaften und gleichsam der Paß ist, durch welchen die Gewitter sich Bahn machen, um sich in den vor ihm liegenden Ebenen zu entladen. Diese Wahrnehmungen trügen selten, sie rühren von uralten Zeiten her, und dienen den Bewohnern der Gegend zur Richtschnur bei ihren ländlichen Unternehmungen. »Beim Heuwinkel steigt's auf« ist daher gleichbedeutend mit der Ankündigung eines nahen, baldigen Regens.

Hexerei und Zauberei.

Nachdem endlich Maximilian II. diesen Glauben dorthin verwiesen hatte, wo er hingehört, nämlich in den Narrenkotter, zündete er leider unter Rudolph II. nochmal den Scheiterhaufen bei Erdberg an.

Der beklagenswertheste Fall ist der von J. E. Schlager besprochene mit der 16jährigen Anna Schluttenbauer, aus welcher am 14. Aug. 1583 in der Barbarakirche am alten Fleischmarkte nicht weniger als 12652 Teufeln ausgetrieben wurden, und welche ihre 70jährige Base, Elisabeth Plainacher, als eine Hexe denunzirt hatte. Diese arme alte Frau wurde nach überstandener Tortur im Amtshause in der Rauhensteingasse als Zauberin und Kindesmörderin den 27. Sept. 1583 an einen Pferdeschweif gebunden, nach Erdberg geschleppt, und dort lebendig verbrannt. Der Antrag des aufgeklärten Stadtrichters, Oswald Huttendorfer, sie als ganz schuldlos, als eine sinnesverwirrte und geistesschwache Person in ein Versorgungshaus unterzubringen, fand nach dem Gutachten des Wiener Bischofs, Kaspar Neubeck, kein Gehör.

Der Glaube an Besessene und Exorcirungen hörte in Wien zwar im Laufe des 18. Jahrhunderts auf, und wurde von Maria Theresia den 27. Juni 1758 sogar ausdrücklich verboten. Nichts desto weniger aber blieb das Hexenwesen und die Zauberei noch immer mit Modifikationen im Gesetzbuche, woraus es erst Joseph II. im J. 1778 ganz wegstrich. Als Nachtrag verbot er den 6 Okt. 1788 auch die abergläubischen Handlungen in der Walburgis- und Christnacht.

Hietzing (Auch Maria Hietzing).

Rechts von Schönbrunn liegt die grosartige Ortschaft Hietzing. Wir sagen Ortschaft, weil unsere Feder sich gegen die schlichte Benennung eines Dorfes sträubt, indem es sich hier um einer Masse von niedlichen Villen und den geschmackvollsten Sommer-Pavillons handelt, wie solche nur wenige vorhanden sind, und welche diesem Ort den Namen der Villeggiatura der eleganten Welt Wien's erworben haben.

Vorzüglich trägt dazu der Umstand bei, daß Schönbrunn der Wohnsitz des Hofes während der schönen Jahreszeit ist.

Hietzing ist noch überdies der Mittelpunkt einer Unzahl von anmuthigen Besuchsörtern, die dasselbe wie ein blühender Kranz umgeben. Zu den nächsten Ausflugsorten gehört auch das kaiserl. Lustschloß Hetzendorf mit seinem Parke, das liebliche Lainz und Speising mit dem vielbesuchten Rosenhügel, das schöne Doppeldorf St. Veit mit den fürst-erzbischöflichen Gartenanlagen und der anmuthigen Bergaussicht beim Einsiedler, das romantische Hacking mit dem Mignon-Parke, das novantike Hütteldorf mit der reichlich fließenden Bierquelle, das uralte Penzing, das an der Commerzstraße liegende Baumgarten, Meidling mit den bekannten Theresien- und Pfann'schen Gesundquellen, der liebliche Grünberg und das ehemals unheimliche Gatterhölzel.

An Erholungsplätzen fehlt es aber ihm selbst auch nicht. Hiezu muß der Schönbrunner Park vorzugsweise gezählt werden. Auch der Königl- oder gewöhnlich sogenannte Küniglberg ist ein anmuthiger Spaziergang. Graf Franz v. Palffy ist der Schöpfer dieser romantischen Anlage, welche im J. 1818 der englische Gesandte, Lord Stewart, miethete, und später ein Eigenthum des Dr. Malfatti war. Besonders lieblich nimmt sich das hochliegende Landhaus aus. Das Sommergebäude des Freiherrn v. Eskeles, welches am Ende der St. Veiter Straße liegt, dürfte wohl den herrlichsten Garten Hietzing's haben. Der berühmte Garten des Freih. v. Hügel ist in wissenschaftlicher Hinsicht durch die vielen daselbst gepflegten exotischen Pflanzen merk-

würdig. Der Eintritt ist mit edler Liberalität Jedermann gestattet.

Viel Zugkraft hat das Dommayersche Casino, dessen großer Saal eines der schönsten Architekturwerke ist. Auch besitzt der Ort seit 1816 ein niedliches, ziemlich geräumiges Theater, von Kornhäusel gebaut, in welchem den Sommer über gespielt wird.

Hietzing bestand schon zu den Zeiten der Babenberger; die Capelle, zur Ehre der sel. Jungfrau Maria geweiht, kommt urkundlich zuerst 1253 vor; aber ihr Ruf beginnt mit der ersten Belagerung Wien's durch die Türken 1529. Sie wurde zwar gleich den übrigen Kirchen der Umgegend ein Raub der Flammen; doch war es gelungen, die Statue der heil. Jungfrau auf einem schattigen Baume zu verbergen. Die Wuth der Türken verfolgte unterdessen die Einwohner dieser Gegend; was nicht durch ihre Säbel fiel, wurde zur Sclaverei verdammt. Dieses Schicksal hatten auch vier Bewohner Hietzing's, die gefangen, in Ketten geschlagen, und an den Baum gebunden wurden, auf welchem die Statue Marien's verborgen war. Vergebens sahen sich die Unglücklichen nach Hilfe um, sie seufzten, sie riefen. Die Gegend rings herum war zur Einöde geworden, Niemand ahte, der Hand zu ihrer Befreiung hätte bieten können.

Da menschliche Hilfe unmöglich schien, vereinigten sie sich, die göttliche anzurufen. Sie richteten ihr festes Vertrauen zu der heiligsten Jungfrau, deren Verehrung ihnen eine theure Gewohnheit war. Die Nacht hatte bereits begonnen. Da sahen die Gefangenen plötzlich den Baum beleuchtet und das unter den Ästen verborgene Bild mit ungemein hellem Glanze umgeben. Zugleich entfielen ihnen die Ketten, und sie hörten eine Stimme, welche ihnen zurief: Hütt's eng (Hütet euch).

Schnell benützten die Geretteten diese Warnung, verbargen sich in der nahen Waldung und gelangten zu den Ihrigen.

Von diesem Zurufe Hütt's eng wird der Name Hietzing abgeleitet.

Als die Belagerung Wien's aufgehoben war, kehrten sie nach Hietzing zurück, verkündeten laut die ihnen gewordene Rettung und bestätigten die Wahrheit ihrer Aussage mit einem Eide.

Überall hin verbreitete sich die Nachricht von dieser wunderbaren Rettung und setzte alles in Bewegung, was Hilfe bedurfte und Hilfe wünschte. Mit jedem Jahre mehrten sich die Gelübden und Wallfahrten, und es wird immer merkwürdig bleiben, daß, als im Anfange des 17. Jahrhunderts Tausende nach Heruals wanderten, wo damals Lutherische Prädikanten für die Neuerung wirkten, eben so viele Tausende, ihrem alten Glauben treu, Hietzing besuchten.

Noch zweimal erduldete dieses Gotteshaus, das von jeher von Klosterneuburg aus versehen wurde, die Wuth des Krieges. Im J. 1605 zerstörten es die Schaaren des Stephan Boczkay, der sich an die Spitze der misvergnügten Ungarn gestellt hatte, worauf es Probst Thomas Rueff im folgenden Jahre wieder erneuerte.

Im J. 1683 zerstörten es abermals die Türken. Seine gegenwärtige Gestalt verdankt es dem Probste Christoph Matthai, der es 1688 nicht nur aus dem Schutte emporhob, sondern die Capelle auch in eine Kirche verwandelte. Er vergrößerte sie vorzüglich gegen das sogenannte Herrenhaus, und machte den alten Haupteingang, der sich noch durch seine eigenthümliche Bauart verräth, zur Seitenpforte.

Im J. 1690 erbaute Probst Christoph an der südlichen Seite eine runde mit einer Kuppel versehene Capelle zu Ehren des h. Leopold, und da die Kirche bald die zuströmenden Pilger nicht zu fassen vermochte, so fügte man 1733 auch an der Nordseite

eine Capelle hinzu zu Ehren des h. Johann v. Nepomuck.

Während der zweiten Belagerung Wien's durch die Türken (1683) wurde das Gnadenbild nach Wittingau in Böhmen geflüchtet, und im folgenden Jahre wieder zurückgebracht. Die Fürsten Österreichs waren immer große Verehrer desselben und unter den Wohlthätern der Kirche erscheinen die edelsten Namen des Vaterlandes. So sah sich das Gotteshaus im Stande, eine eigene Schatzkammer zu errichten, die wegen der darin bewahrten Seltenheiten, und des kostbaren Kirchengeräthes lange Zeit besehen zu werden verdiente. Es befinden sich darin mehrere prächtige Ornate, eine kostbare Monstranz und die Trauringe Joseph des II. und seiner Gemalin Josepha von Baiern. Allein die Noth des Vaterlandes erforderte zweimal bedeutende Hilfe, wozu Hietzing nicht nur die überflüßigen Kostbarkeiten, sondern auch alles Silbergeräthe gab.

Den 23. April 1708 wurde die Prinzessin von Braunschweig Wolfenbüttel, Elis. Christine, Gemalin Carl des VI. und Mutter der großen Theresia, in Hietzing mit großer Pracht ihrem Gatten, damals König von Spanien, angetraut, dessen Stelle sein Bruder Joseph I. vertrat. Am folgenden Tag reisete sie nach Spanien.

Maria Theresia besuchte diese Kirche sehr oft und man schreibt ihrer Vorliebe für dieselbe das Aufkommen Schönbrunns zu.

Der Leichenhof enthält viele schöne Monumente, wovon jenes des treuen Clery mit der Inschrift:

Ci git le fidèle Clery, dernier serviteur de Louis XVI.

und jenes der Hofschauspielerin Sophie Müller besonders beachtenswerth sind.

Noch ist von Hietzing erwähnenswerth, daß sich dort die ersten Gesellschaftswägen gebildet haben, die bald allgemein in Gebrauch kamen.

Himberg.

Zwei Stunden von Wien in einer schönen Ebene am Kaltengang, wo er sich mit der Triesting vereinigt und dann in die Schwechat fällt, liegt der vormalige Vicedomische, seit 1749 aber freie landesfürstliche Markt Himberg.

Es ist ein schöner Ort, mit einem Thore versehen, über welchem ein Thurm mit einer Uhr gebauet ist. Auf dem Marktplatze steht eine Dreifaltigkeitssäule, von einem Bürger, des Namens Teufel errichtet, (welches zu der sinnlosen Sage verleitete, der Teufel habe sie errichtet) und außer dem Marktplatze die Schießstätte.

Im Ort selbst prangt die alte St. Lorenz-Pfarrkirche, zu der die beiden Filialen Pellendorf und Guttenhof gehören; ferner findet sich hier ein Spital mit einer Capelle des h. Johann des Täufers; mehrere Freihöfe und Fabriken; das Rathhaus; zwei Mühlen, und ein altes Brauhaus, welches Hieronymus Bonacina 1621 erbaut hatte.

In der Vorzeit hieß dieser Ort Hint-Hynd-, oder auch Himperg, und soll seinen Namen von einem altadeligen Geschlechte erhalten haben, das schon unter den babenbergischen Regenten bekannt, mit den Herrn von Ebersdorf und Thierstein verwandt war.

Mit Wolfkern v. Himperg starb 1340 die Familie aus, und die Herrn v. Ebersdorf und Thierstein erbten, als ihre nächsten Verwandten, deren Besitzungen.

In ihren Händen begann Himberg 1411 etwas wichtiger zu werden. Als in diesem Jahre die österreichischen Stände, auf Reimprechts v. Wallsee Veranlassung, den jungen Herzog Albrecht V. mündig erklärt, und der Vormundschaft Herzog Ernst des Eisernen in Steyermark entzogen hatten; da setzte sich dieser zu Himberg fest, und bekriegte von hier aus die Wiener so

lange, bis 1412 dieſe Streitigkeiten beigelegt wurden.

Lange blieb Himberg ein Eigenthum der Herrn v. Ebersdorf. Inzwiſchen hatte 1499 Veit v. Ebersdorf, Himberg an Maximilian I. abgetreten, um die Ungnade von ſich zu entfernen, die er durch ſeine Anhänglichkeit an König Matthias Corvinus ſich zugezogen hatte.

Der Ort wurde 1529 durch den türkiſchen Einfall gewaltig beſchädigt. Um die Bewohner für ihre Treue zu lohnen, ertheilte ihnen Ferdinand I. die Marktfreiheit, und erlaubte ihnen, alle Freitage einen Körnermarkt, und alljährlich um das Feſt des h. Lorenz, einen Jahrmarkt abhalten zu dürfen. Seit dieſer Epoche erſcheint Himberg als Markt, und zwar als ein bedeutender.

Bis 1746 war ein kaiſerl. Geſtütte hier; denn mit der Herrſchaft war großer Wieſenbau verbunden, wovon ehedem die kaiſerl. Ställe und Thiergärten verſorgt wurden. Doch muß der Nutzen dieſes Geſtütes ſehr ſparſam geweſen ſein, weil daſſelbe im benannten Jahre verkauft wurde.

Dieſer Verkauf war der Anfang zur gänzlichen Hintangabe der Herrſchaft. Da er immer wohlhabender wurde, ſo ſchloß 1749 Richter und Bürgerſchaft mit dem Landesfürſten einen Kauf-Contrakt, der erſt 1776 in Wirkſamkeit trat, und vermöge welchem ſie ihren eigenen Markt um 40,100 fl. an ſich kauften, und ſich ſo zu Bürgern eines freien Marktes erſchwangen.

Schon im 13. Jahrhundert beſtand hier eine Pfarre. Dieſes wird nicht nur durch die Bauart der Kirche, ſondern auch durch das Verzeichniß der Pfarrer beſtätigt, welches mit einem Doktor von Wien, Magiſter Jakob beginnt, welcher zu Wien auſſer dem Kärntnerthore auf dem Friedhofe eine Capelle zu Ehren des h. Colomanus erbaut, und ſelbe 1328 oder 1338 dem Bürgerſpitale geſchenkt hat. Die Kirche enthält in ihrem Innern, nebſt dem Hochaltare, zwei Seitenaltäre, deren Anzahl einſt auf acht geſtiegen war. Auch prangt ſie mit einer Kanzel und einer Tauf-Capelle.

Himmel (Der)

iſt der vierte Berg des Kahlen-Gebirges an der ſüdlichen Seite, deſſen Abflächung ſich bedeutend der Stadt Wien auf ungefähr eine Stunde Entfernung nähert, und dadurch eine weit deutlichere Anſchauung des Rundgemäldes derſelben von dieſem Punkte aus gewährt, als alle nachbarlichen Gebirge.

Aus dieſem Anlaß, und wegen der noch weit ausgebreiteteren Ausſicht zur linken Hand auf das ganze Marchfeld gerade über die Donau mit ihren vielfältigen Krümmungen bis an die Grenze Ungarn's, rechter Hand das Mödlinger Gebirge, den Schneeberg hinaus in die ſteiermärkiſchen Gebirge, mag ihm der Name Himmel beigelegt worden ſein, da ſein urſprünglicher Name Pfaffenberg iſt.

Der Auffinder dieſes einzig ſchönen Punktes und der Gründer der Beſitzung war der Hofrath Kriegl. Nach ihm beſaß ſolche der Großhändler Freiherr v. Rieger, von welchem ſie an den Freiherrn v. Braun überging, der die ſehenswerthe Park-Anlage zu jener Vollkommenheit brachte, welche die Benennung Himmel rechtfertigte.

Von dem Baron Braun gelangte der Himmel an den Grafen von Erdödy, von dieſem an den General, Freiherrn v. Mack, dann an den Börſe- und Wechſel-Senſal Joſ. Schoſulan und andere Beſitzer. Dermalen iſt dieſe Beſitzung dem Publikum verſchloſſen.

Auf dieſen Himmel führen drei Wege; der erſte, eigentlich für Fußgänger, über Sievering, neben der ſteinernen Wand, wo man durch eine Thür in den Park und in ſchattenreichen Krummwegen ſanft zur Höhe geleitet wird; der zweite ebenfalls von Sievering aus, beiläufig in der Mitte des

Dorfes, jenseits des Siveringer Baches, zwischen Weinbergen empor führend, ist der ehemalige Reitweg. Er entschädigt durch die schönen Aussichten auf Wien für das Drückende der Sonnenhitze an heißen Sommertagen. Ganz bequem ist der Fahrweg über Grinzing. Er führt an einem Schilfteiche vorüber, durch ein gemauertes Gitterthor in den Park.

Noch bleibt der Wasserleitung zu erwähnen übrig, welche 1792 von Freih. Peter v. Braun errichtet, und von den nachfolgenden Besitzern mit großem Kostenaufwand erhalten wurde. Die Quelle derselben befindet sich in dem Grunde, welcher den Reisenberg von dem Lazarus-Berge trennt, und die »finstere Gasse« genannt wird. Die Länge dieser Wasserleitung, von der Brunnstube im Walde bis zum Eintritt in die Markung des Himmels beträgt 793, bis zum vorher erwähnten Goldfisch-Teiche im Parke oder dem Schlosse aber gegen 1000 Current-Klafter.

Himmelspforte (Kloster zur).

Constantia, des Königs von Ungarn Bela des III. Tochter und zweite Gemalin des Böhmenkönigs Przemysl Ottokar des I. (Großvaters des berühmten Ottokar's), verließ nach ihres Gatten Tode (1230) das von inneren Zwiespalt bewegte Böhmen. Sie begab sich nach Wien, dort mit mehreren frommen Jungfrauen, die von ihrer Lebensweise den Namen der Eingeschlossenen, der Versperrten (inclusae, reclusae) führten, ein von aller Welt abgesondertes, beschauliches Leben zu führen.

Doch auch dort fand die hohe Frau die Ruhe nicht, die sie gesucht hatte. Persönliche Eifersucht spann zwischen ihrem Neffen Bela IV. und Friedrich dem Streitbaren einen endlosen Knäuel blutiger Fehden. Da floh sie in ihr Vaterland nach Ungarn und baute dort auf einem ungeheuren Marmorblock, »den rothen Stein«, das viele Meilen weit, über unzählige Städte, Burgen und Dörfer hinwegschauende Schloß Bibersburg.

Nach ihrem Tode lebten die Frauen in Wien wohl fortan beisammen, aber theils die Gräuel des großen Zwischenreiches, in denen Wien selbst zum Schlachtgefilde ward, theils die Nothwendigkeit des Schutzes durch weltlichen Arm drohte dem Schwesterbunde die gänzliche Auflösung. Mit den ersten Urkunden, die ihrer erwähnen, wurden sie unter der ausdrücklichen Bedingniß fortgesetzter Klausur beschenkt.

Um so wahrscheinlicher fällt in eben diese Zeit die schöne Sage, die dem Kloster den Namen der Himmelspforte, oder zur Himmelspförtnerin gab, die in vielen Liedern, insbesondere in Fouques »Rückkehr der Pförtnerin« fortlebt. (Sieh den folgenden Artikel).

Gerard, in Ottokar's Tagen Pfarrer bei St. Stephan, sah das Bedrängniß des Klosters, und gab diesen Frauen den 18. Juli 1267 und 4. Febr. 1271 sein Haus und mehrere Weingärten unter der Bedingung, daß sie ihr Kloster nicht verlassen, sondern darin als Chorfrauen St. Augustins fortan eingeschlossen leben sollten, widrigens jenes Besitzthum dem St. Stephans-Münster zufallen sollte.

Am 6. Dez. 1272 erhielt Gertrud die Meisterin des Hauses und ihre geistliche Gemeinde zur Himmelspforte vom Wiener Bürger, Albrecht Pippinger, einen an ihr Kloster stoßenden, den Schotten unterthänigen Bauplatz in der Straße der Traiboten (Treubothen-, nun Himmelspfortgasse), wofür der Schottner Abt Johann durch einen andern in der Wildwerkerstraße entschädiget wurde.

Die Chorfrauen bekannten sich zur Regel, die der deutsche Edelmann Norbert in Frankreich's Einöde Premontré gegründet hatte.

Der Himmelspförtnerinnen zweite Stifterin war etwa 80 Jahre nach Con-

ſtantia, die Königin Agnes, Albrecht des I. und der tiroliſchen Eliſabeth Tochter, von Jugend auf eine Feindin des Vergnügens und der Pracht. Sie erwehrte ſich der Verbindung mit dem römiſchen Fürſten Colonna, trat nur ungern, 13jährig, in die Ehe mit dem letzten Arpaden, Andreas dem Venetianer, König von Ungarn, ward ſchon im 16. Jahre Witwe und ſah im 24. Jahre den Vater, Kaiſer Albrecht, im Angeſicht der Habsburg, im Schoß eines armen Weibes an den Wunden verbluten, die Herzog Johann, ſeines Bruders Sohn, ihm geſchlagen hatte.

Von dieſer Königin hieß dies Kloſter auch das St. Agneſen- und Katharinenkloſter. Ungariſche Prämonſtratenſerinnen mehrten deren Zahl, und die neuerbaute Kirche wurde 1331 am Sonntag vor Maria Himmelfahrt eingeweiht. — Das Stift Geras bei Retz übte lange eine Art von geiſtl. Hoheit über die Himmelspforte aus. Mehrere Äbte, inſonderheit Paul Linzbauer, erwarben ſich große Verdienſte um die von mehreren Bürgern Wien's angefochtenen Güter dieſer Nonnen. Nur der Bannſtrahl Leo X. wies endlich die Anfechter in die Schranken des Rechtes zurück.

Im J. 1491 unterwarf Innozenz VIII. die Nonnen dem Wiener Bisthum und mit Geras blieb nur der geiſtliche Zuſammenhang einer gemeinſamen Ordensregel. In der Peſt von 1583 und 1588 ſtarben alle Nonnen bis auf eine einzige, die in ihre Heimath nach Ungarn floh. — Erzherzog Ernſt und der Wiener Biſchof Caspar Neubek führten eine neue Colonie aus dem Jakober Kloſter in der Riemerſtraße hier ein und untergaben beide Gotteshäuſer derſelben Oberin, Dorothea v. Buchheim.

Paul V. erklärte die nunmehrigen regulirten Chorfrauen St. Auguſtins zur Himmelspforte für unabhängig von St. Jakob. Sie erwählten wieder eine eigene Oberin, Barbara Bauhofer, die das Haus bald in guten Stand ſetzte, vorzüglich durch die Mitwirkung des Kardinalbiſchofs Kleſel. Dagegen erhob der Abt v. Geras, Johann Beier, eine öffentliche Proteſtation in der Stiftskirche, die aber Kleſels Unwillen ſo erregte, daß Johann die Abtenwürde von Geras 1615 niederlegen mußte. Bis an ſeinem Tode fuhr Kleſel fort, den Himmelspförtnerinnen Wohlthaten zu erzeigen, er verſah ihre Kirche mit einer ſchönen Orgel und gedachte ihrer auch in ſeinem Teſtamente. Die dankbaren Frauen begingen daher ſeinen Todestag alljährlich mit einer feierlichen Trauer und brannten dabei eine große reichgeſchmückte Kerze auf ſeinem Grabe.

Am 18. Sept. 1783 fiel den Himmelspförtnerinnen ſo wie den Canoniſſinnen von St. Jakob und St. Lorenz das Loos der Aufhebung. — Kirche und Kloſter nebſt der Laverscapelle, dem Zuhaus und dem ſteinernen Löwen wurden verkauft und zu Privatwohnungen verbaut. Sie ſtanden auf dem Raume der jetzigen Häuſer Nr. 921, 927, 930, 931, 948, 949, 950, 951, in der Rauhenſtein-, Himmelspfort- und Ballgaſſe nächſt dem ehemaligen ſtädtiſchen Amtshaus. Auch beſaß das Stift noch ein Grundbuch über ein Haus in der Stadt, über mehrere Häuſer auf der Landſtraße (Ungarg.) und unter den Weißgärbern, dann am Sporkenbühel und Lichtenthal (den Himmelspfortgrund). Außer einigen Steinen der Familien Zelking, Strein von Schwarzenau und Hilleprand, hatte die Kirche nichts Merkwürdiges aufzuweiſen.

Das berühmte Gnadenbild „die Hausmutter“ war einſt das Eigenthum dieſes Kloſters, nach deſſen Aufhebung es nach St. Stephan in die Reliquien-Schatzkammer kam; heute ſteht es in der Eligiuscapelle. Eben ſo der Leib des h. Valentins und die Ebenbilder einiger dortiger im Rufe der Heiligkeit geſtorbenen Nonnen.

Himmelspfortgrund.

Diese Vorstadt ist eine der entlegentsten Wien's; sie führt in der Amtssprache noch den uralten Namen des Sporkenbühels und im Siegel noch das Osterlamm, das schon in Urkunden des 12. Jahrhunderts vorkommt.

Diese Vorstadt liegt zwischen den Währinger- und Nußdorfer-Linien, und wird vom Linienwalle und den Vorstädten Lichtenthal und Thury begrenzt. Diese abseitige Lage ist Ursache, daß viele Wiener kaum ihr Dasein kennen würden, wenn ihr Ohr nicht im täglichen Leben mit dem Namen dieses Vorstadtgrundes bekannt geworden wäre.

Nur ein kleiner Theil der zum Sporkenbühel gehörigen Häuser bildet auf einer Seite streckenweise die Lichtenthaler Hauptstraße und die obere Hauptstraße nach Nußdorf, die weit größere Anzahl seiner Häuser ist seitwärts gegen den Linienwall außer jeder Communikation gelegen.

Die 86 Häuser, woraus diese Vorstadt besteht, sind sehr alte, einstöckige Gebäude, die durch Tiefe das ersetzen, was ihnen an Breite mangelt. Dieser Grund wird von beinahe 3600 Menschen bewohnt, deren folglich durchschnittlich 42 auf ein Haus gezählt werden.

Dieser Grund erhielt den Namen von seinen ehemaligen geistlichen Besitzerinnen, den Chorfrauen zur Himmelspforte — Dominae de Porte coeli. — Nach ihrer Aufhebung kam der Sporkenbühel an den Religionsfond, wurde aber im folgenden Jahre von dem Wiener-Magistrate erkauft.

Diese Gemeinde gehörte vormals mit Lichtenthal und Thury zur Pfarre Währing. Die Entfernung der Pfarrkirche verschaffte ihnen aber im J. 1723 eine eigene Kirche, in Folge dessen diese Gemeinden sich den 27. September in einer feierlichen und rührenden Procession von ihrer alten Pfarre zu Währing beurlaubten.

Himmelspförtnerin (Die).

Unter den frommen Frauen des Klosters zur h. Agnes und h. Katharina in der Traibotenstraße lebte eine durch Schönheit, Jugend und Sittsamkeit ausgezeichnete Jungfrau. In diesen stillen Mauern auferzogen, war sie mit den Freuden und Leiden der Welt ganz unbekannt. Ihres stets an den Tag gelegten frommen Betragens wegen, hatte ihr die Oberin des Hauses das Pförtneramt übergeben, welches sie mit Pünktlichkeit versah. Der böse Feind, erbost über den Ruf der Frömmigkeit, den sich diese Jungfrau schon in einem so zarten Alter zu erwerben gewußt hatte, beschloß, sie zum Ziel seines höllischen Bestrebens zu machen und sie der Tugend und Gottesfurcht zu entziehen.

Als sie eines Abends, ermattet von den Mühen des Tages, vergessen hatte, ein ihr sehr theures Gnadenbild der heiligen Jungfrau, das in der Nähe der Pforte in einer Wandcapelle hing, zu besuchen und es wie gewöhnlich mit frischen Blumen zu bekränzen, sich auf ihr hartes Lager geworfen hatte, umgaukelten sie dämonische Erscheinungen und verführerische Träume. In lockender Gestalt erschien ihr der Böse im Schlafe, und suchte sie durch trügerische Vorstellungen zu verführen.

„Vertausche nicht das Licht und die Luft des Himmels und die Frische der Erde und alle die schönen Dinge, die auf ihr athmen, mit dem kalten Kloster und der engen Zelle. Die Segnungen der Natur sind die wahren Güter des Lebens, und wir dürfen sie ohne Sünde mit einander theilen. Der Tod ist unsere Bestimmung; aber laßt uns sterben mit dem heitern Leben um uns her. Laßt unsern letzten Blick auf den Grenzen ruhen, welche Gott seinem heitern Himmel gesetzt hat, und nicht auf Stein und Eisengittern. Auch außerhalb der Mauern des Klosters gibt es Behausungen der Tugend."

Es war um die Unschuld ihrer Seele geschehen; durch mehrere Nächte stellten sich diese Lockungen ein, und eben so oft hatte sie, vom Bösen umstrickt, ihres Gnadenbildes in der Wandcapelle vergessen. — So geschah es, daß die Jungfrau in einer Nacht aus einem unruhigen Schlafe erwachte, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, emporsprang, die Schlüssel der Pforte nahm und sie mit zitternder Hand vor das Gnadenbild mit den Worten hinlegte: »Himmlische Königin! deine unwürdige Dienerin hat sich der Welt zugewendet, nimm du also die Schlüssel deines Hauses hin, und bewache dein Heiligthum!«

Hierauf stürzte sie zur Pforte in die dunkle Nacht, und in die weite Welt hinaus. — Ein alter Sänger rief ihr nach:

Ach! in's Weltgewühl zurück
Kehrt sie nun mit feuchtem Blick!
Ketten wird sie wieder finden,
Die sie an die Erde binden.

Ein Zeitraum von sieben Jahren verstrich. — Die Abtrünnige hatte alle Leiden und Freuden der eitlen Welt versucht. — Betrogene Liebe und marternder Undank riß von ihren verblendeten Augen [illegible]lich den Schleier, und drückte ihr alle Dornen bitterer Reue in die wunde Brust. Die Sehnsucht nach den Klostermauern und dem einst so hochverehrten Gnadenbilde erwachte in ihrem Herzen mit unwiderstehlicher Gewalt; sie beschloß zur Buße an den heiligen Ort, den sie so schnöde verlassen hatte, zurückzukehren und sich die Gnade zu erbitten, unter seinem Dache ihr Vergehen sühnen zu dürfen.

Sie ergriff den Pilgerstab, und trat im härenen Gewande mit nackten Füßen die Reise an. Mehrere hundert Meilen hatte sie zu durchwandern, wobei Steine und Stacheln ihre Füße zerfleischten, und die brennende Sonne ihr Antlitz bräunte.

Es war eine unheimliche Dunkelheit über den Himmel verbreitet; die Sonne war untergegangen, als die Büßerin halbtodt vor Hunger und Müdigkeit die Stufe der Klosterpforte, aus deren obern Gitter ihr der Schein der Lampe matt entgegendämmerte, welche allnächtlich vor dem Gnadenbilde zu brennen pflegte, erreichte.

Ihre Lippen stammelten ein leises Gebet, während die zitternde Hand die Klingel zog. Wer faßt den heiligen Schauer, den die Zitternde empfand, als sich die Pforte öffnete, und die Mutter aller Gnade mit dem Jesukinde, von himmlischer Glorie umflossen, heraustrat, und der Hingesunkenen liebevoll aufhalf.

Die Himmlische überreichte der Reumüthigen die Pfortenschlüssel wieder, die sie vor sieben Jahren am Fuße des Gnadenbildes niedergelegt hatte, und kehrte schweigend zur Capelle in die Mauerblende zurück.

Die Jungfrau, die sich am folgenden Tage sehr krank fühlte, berief die Oberin und alle Klosterfrauen zu sich, und bekannte öffentlich ihr Vergehen.

Groß war das Staunen, das sich aller Anwesenden bei der Erzählung der Kranken bemächtigte; denn während der sieben Jahre ihrer Abwesenheit hatte im Kloster Niemand die Pförtnerin vermißt. Man hatte sie täglich gesehen. Die göttliche Jungfrau hatte die ganze Zeit über ihr Amt vertreten und der Pforte gewartet.

Nachdem die Nonne Verzeihung erhalten hatte, fiel sie in einen festen Schlaf, aus dem sie nicht mehr erwachte. Die Vorsteherin soll das Wunder nach Rom berichtet, und der heilige Vater befohlen haben, das Kloster zum Andenken daran: »zur Himmelspförtnerin« zu nennen, und so hieß es auch über ein halbes Jahrtausend, bis es den 18. September 1783 aufgehoben ward.

Das berühmte Gnadenbild aber kam in St. Stephans Dom, wo es noch der Verehrung ausgesetzt ist.

Hirschen (Haus zum).

Dieses Haus (570) auch zum goldenen Hirschen genannt, stand am Graben und wurde 1840 und 1841 zur Erweiterung des Grabens gegen den Kohlmarkt abgetragen; es stieß rückwärts an dem gleichfalls abgetragenen gräfl. Schallenberg'schen Hause, gegen welches es auf der Passage zum Graben um einige Klafter zurücktrat. Bei diesem Hirschenhause wurde bei den Erbhuldigungen seit Maximilian II. eine Bühne errichtet, an welcher Springbrunnen mit rothem und weißem Wein flossen und von welcher Brot und Fleisch unter die versammelte Volksmenge geworfen wurde. Diese Sitte stellte erst Franz II. ab, der am 25. April 1792 das Geld den Armen zuwendete.

Hirschgeweihe.

Um 1551 wurden auf die obern acht Spitzen des Stephansthurmes Hirschgeweihe als vermeintliche Abwehrungsmittel gegen das Einschlagen des Blitzes gesetzt; es herrschte damals allgemein der Glaube, daß noch nie ein Hirsch vom Blitze getroffen worden sei; man hielt seine Geweihe daher für ein Verwahrungsmittel wider den Blitzstrahl. Dieses beweiset eine von Geusau mitgetheilte Urkunde vom 2. Okt. 1551 folgenden Inhalts:

„Bürgermeisters und Raths Befehl an H. Christoph Enzianer, des innern Rathes und Ober Stadt-Kamerer. Dem Herrn Obersten Jägermeister der Nied. Öst. Landen, Herrn Erasmen von Lichtenstein zu Karnaydt ein Dreyling guten Most in drein Vaslein im Nahmen gemeiner Stadt zu verehren. Nachdem dieser acht Hirschen-Gestiemk gutwillig dargegeben, welche auf den St. Stephansthurm oben auf die acht Schäft oder Eck aufgemacht worden, die für die Einschlagung des wilden Feuers und Donners dienstlich sein sollen."

Wahrscheinlich geschah dieses, weil im J. 1449 der Blitz den St. Stephansthurm angezündet und ganz verbrannt hatte. Dieser Glaube ist der wahre Grund, warum vormals Hirschgeweihe auf die Dachspitzen der Häuser und Thürme, unter andern auch auf den Widmerthurm der k. k. Burg von Leopold I. angebracht wurden, und die Annahme ist irrig, diese Gewohnheit deute dahin, daß einst die Stadtgegend aus Wäldern und Auen bestanden habe.

Das aus einem Baumklotze gleichsam herausgewachsene kolossale Hirschgeweih, welches sich in einem Saale der merkwürdigen Ambraser-Sammlung befindet (S. d.) muß zu den vorzüglichsten Natur-Merkwürdigkeiten gezählt werden.

Eine ähnliche Seltsamkeit befindet sich in der Nähe des lieblichen österreichischen Dorfes Baumgarten am Marchfluße. Die dortigen Auen sind von einer großartigen Beschaffenheit und gleichen in der That unserm schönen Prater in mehr als einer Hinsicht.

Auf einer dieser Holzungen erblickt man ein aus Baumrinde und Zweigen sehr geschickt zusammengesetztes Lusthäuschen, auf dessen Spitze zwei so künstlich in einander geflochtene, gleich große Hirschgeweihe angebracht sind, daß keine Menschenhand sie auseinander zu lösen vermag. Diese auf eine so wunderbare Art verwickelten Geweihe sollen einer Sage zufolge, zwei Hirschen gehört haben, die sich in einem Kampfe so kräftig verfingen, daß sie nicht mehr von einander kommen konnten und nach der Zeit im Walde todt gefunden wurden.

Sehenswerth ist auch der Hirschengang im Hof-Stallgebäude nächst dem Spitelberge. Er befindet sich im ersten Stocke des Hauptgebäudes und enthält sehr merkwürdige Geweihe. Es befindet sich darunter auch der Kopfschmuck jenes Hirschen, der in der Brigittenau den Kaiser Joseph II., der aus dem Augarten kam (S. d.), verwundete.

Hiß'sche Stiftung.

Der auf der Landstraße 1819 gestorbene Hausinhaber Lorenz Hiß, bestimmte sein auf dem ehemaligen Augustiner-Gartengrunde stehendes Haus (310) und ein Capital von 40,000 fl. 2% Obligationen zur Aufnahme und Verpflegung von 4 armen weiblichen Dienstboten aus der genannten Gemeinde. Er verordnete ferner, daß der Vorstand derselben das Haus sammt dem Capital für immer zu verwalten, und keiner Behörde, sondern nur dem Gemeinde-Ausschuße jährlich Rechnung zu legen hat.

Durch mehrere Legate und wirthliche Gebarung der jeweiligen Richter, besonders aber durch die Bemühungen des allgemein anerkannt thätigen und umsichtigen Richters, Herrn Paul Hörl, welcher auch der Bauleiter ist, wuchs das Capital zu einer Höhe, daß gegenwärtig das baufällige Stifthaus zur Aufnahme von 60 Personen, im Sinne des Stifters für alte weibliche Dienstboten, die längere Zeit auf der Landstraße treu gedient haben, neu und durch den Hausgarten vergrößert erbaut, und mit einem Hausaltare versehen wird.

Mit höchster Bewilligung wurden jährlich 1500 fl. aus den Gemeinde-Renten zur Unterhaltung der Pfründnerinnen bewilligt; auch hat der gestorbene Gerichtsschreiber Sprong der Stiftung 12,000 fl. C. M. vermacht, welche dem Hause nach dem Tode seiner bereits 50 Jahre zählenden Tochter, neben anderen Anwartschaften zufallen sollen. Bisher wurden Individuen darin versorgt, die nebst der Wohnung und des Holzes täglich 6 kr. C. M. beziehen.

Am Sterbetage des Stifters wird alljährlich eine Seelenmesse am Hausaltare gelesen.

Hof (Der Platz am).

Der größte Platz der Stadt Wien ist der Hof, noch immer so genannt vom Herzogenhofe Heinrich Jasomirgott's.

Er ist 71 Klafter lang und 52 breit, und hieß zur Zeit des genannten Fürsten der Hofthaidigungs-Platz.

Es gab jedoch eine Zeit, wo man ihn den Krebsenmarkt nannte, weil dort nebst Holz, Kohlen, Heu und Stroh vorzüglich Krebsen verkauft wurden, deren täglich 50 Fuder, ja nach des darüber gestellt gewesenen Krebsen-Richters Zeugniß nicht selten an einem Tag 100 Fuder abgesetzt wurden.

Heute wird hier der vorzüglichste Obstmarkt gehalten. Der Hof ist ungemein lebhaft und er wimmelt zur Sommerszeit Abends von Menschen, welche von der militärischen Musik vor der Hauptwache herbeigezogen werden.

Die verschiedenen Gebäude, welche den Hof bilden, haben beinahe alle ein besonderes Interesse; darum werden die Garnisonskirche oder die Kirche am Hof (zu den neun Chören der Engel), das Hofkriegsraths-Gebäude, die Nuntiatur, der Hahnenbeiß, die kleine und große Weintraube, das bürgl. Zeughaus, das tiefe Haus, das Colalto'sche Haus u. a. besonders besprochen.

Hier wohnte König Matthias von Ungarn im J. 1490 kurz vor seinem Tode, vom Podagra schmerzvoll an sein Ruhebett gefesselt, gleichwohl einem Turnier bei, und es freute ihn unbeschreiblich, daß sein geliebter natürlicher Sohn, Johann Corvin, im ersten Rennen einen kampfgeübten Ritter helmlos machte und in den Sand warf.

Auch zu Hinrichtungen ist der Hof in der Vorzeit, wie beinahe alle Plätze der Stadt gebraucht worden. Hier starb auf einem mit schwarzem Tuche behängten Gerüste der 1549 geborne Obrist, Ferdinand Graf v. Hardegg den 10. Juni 1595, beschuldigt die Festung Raab ohne äußerste Nothwendigkeit den Türken übergeben zu haben. Er hinterließ von seiner Gemalin, einer Gräfin Thurn, sechs Töchter, und

wurde im Garten seiner Herrschaft Bisamberg begraben, wo ein Denkstein sein Gedächtniß der Nachwelt bewahrt.

Nebst dem Vorrechte des jährlichen Aufzuges besaßen vormals die Bäcker auch die sonderbare Freiheit, auf dem Hofe öffentlich das Kegelspiel ausüben zu dürfen. Der Zufall, daß eine geworfene Kugel in die offene Kirchthür rollte, soll die Ursache der Abstellung dieses alten Gebrauchs gewesen sein.

Hofkammer-Gebäude (in der Johannesgasse).

Auch dieser Pallast gehört zu den ausgezeichnetsten Gebäuden Wien's. Er ist geräumig, solid und in gutem Style gebaut. Früher war es der Pallast der Fürsten Kaunitz-Questenberg. Jetzt befinden sich daselbst die Bureaux der Vice-Präsidenten und Hofräthe der allgemeinen Hofkammer. Er bildet einen Durchgang nach der Himmelspfortgasse; von dem Baumeister und die eigentliche Zeit der Entstehung des Pallastes ist nichts bekannt. Daß er aber einem tüchtigen Baukünstler seinen Ursprung zu verdanken hat, beweisen die schönen Verhältnisse, in denen er aufgeführt ist. Die Solidität des Unterbaues mit den beiden mächtigen Thoren, über welchen in leichten edlen Verhältnissen der Oberbau aufsteigt, macht einen sehr guten Eindruck.

Hofkanzlei-Gebäude.

Dieser ungemein imposante Prachtbau, welcher dem Beschauer sowohl gegen den Judenplatz als gegen die Wipplinger-Straße in prächtiger Fronte sich darstellt, ist aus der Regierungsepoche der Kaiserin Maria Theresia. Der Bau begann 1754, welches Datum die auf einer rothen Marmorplatte über dem Schwibbogen im Hofe befindliche Inschrift verewigt:

Deo auspice
optimi principes
Franciscus et Maria Theresia
Augustus et Augusta
ut republica rite ordinata
subditis populus bene sit
hoc Bohemiae et Austriae
Grammatophylacium
perenne curarum suarum
et paterni maternique affectus
Monumentum
A. O. R. M. D. C. C. L. III.

Dieser Pallast ist der Sitz der k. k. vereinten Hofkanzlei und der Studienhofkommission, so wie der Wohnort des Präsidenten dieser Hofstellen. Auch die k. k. oberste Justizhofstelle befand sich bis 1841 darin.

Da das Gebäude durch den Lauf der Jahre etwas unscheinbar geworden war, so erfolgte 1821 eine totale Renovation, seit welcher es sich wieder in seiner vollen Schönheit zeigt, und eine Zierde der Stadt genannt werden kann.

Die St. Franziskus- und Theresia-Capelle, welche sich darin befand, ist unter Joseph II. geschlossen worden.

Hofkirche, (auch Garnisonskirche, obere Jesuiterkirche zu den neun Chören der Engel genannt).

Sie ist im Äußern und Innern eine der schönsten Gotteshäuser Wien's. Die ursprüngliche, von Albert III. 1386 erbaute Carmeliter-Kirche ist im Innern ganz umgestaltet. Besonders hat der Chor (das Presbyterium) ein modernes Ansehen durch Verschalung des Gewölbes und Änderung der Fenster. So haben auch die eckigen Pfeiler im Schiffe, zu einem auffallenden Contraste große römische Kapitäle. Nur an der nördlichen Außenwand sind noch Strebepfeiler und die Lagen der alten Fenster sichtbar geblieben.

Diese Kirche gehörte zur alten Hofburg der Babenberger. Später errichteten die weißen Brüder (Carmeliten) eine Kirche auf dieser Stelle. 1554 ward sie den Je-

ſuiten eingeräumt. Die gegenwärtige prunkvolle Fronte ward auf Koſten der Kaiſerin Eleonore, Witwe Ferdinand des III., vom Baumeiſter Silveſter Carloni 1662 in ihrer gegenwärtigen Geſtalt hergeſtellt, wie die Inſchrift:

Anna Eleonora Augusta Deo Reginaeque angelorum posuit MDCLXII.

1773 ward der Jeſuiten-Orden aufgelöſet und die Kirche zur Pfarrkirche erhoben. Seitdem ward ſie im Innern mehrere Male erneuert, bis ſie ihre jetzige Form erhielt.

Das Hochaltarblatt „Maria, Königin der Engel“ malte Joſ. Georg Döringer 1798 unter Aufſicht des Profeſſors Maurer. Die übrigen Altarblätter, die Vermälung Maria, die Flucht nach Ägypten, die Opferung im Tempel, ſämmtlich ſchätzenswerthe Kunſtſtücke, ſind von Sandrat, die h. Jungfrau mit dem Jeſukinde, dem h. Liberius erſcheinend, von Ludwig Carracci, in der Capelle links und die Freske Malerei in der andern von Maulbertſch.

Vorzüglich ſchön iſt der Chor der Kirche. Nach Aufhebung der Jeſuiten 1773 erhielt die italieniſche Nation ſtatt der nunmehr erbauten welſchen Capelle, die ſich bei dieſer Kirche am Hof befand, die Katharinencapelle bei den Mineriten. Von dem Balkon dieſer Kirche gab im J. 1782 der Papſt Pius VI. dem Volke den apoſtoliſchen Segen.

Hofkriegsraths-Gebäude.

Es iſt ſeit Jahrhunderten von allen Schriftſtellern angenommen worden, daß dieſes Gebäude die Stelle einnimmt, auf welcher Heinrich Jaſomirgott ſich eine Burg erbaut hat. Ob die Behauptung Karajan's und Chmel's, die älteſte Burg habe an der Stelle der Nuntiatur und nicht an jener des Hofkriegsrathsgebäudes geſtanden, richtig ſei, laſſen wir unberührt und bemerken blos, daß dagegen der beſchränkte Raum jenes Gebäudes und der Umſtand zu ſprechen ſcheinen, daß, als volle ſechs Jahrhunderte nach Entſtehung der alten Herzogsburg die Seite dieſes inzwiſchen zum Profeßhauſe der Jeſuiten gewordenen Gebäudes gegen die Bognergaſſe (S. d.) erneuert werden mußte, noch deutliche Spuren des ehemaligen Grabens der Burg aufgedeckt wurden, durch welche die wahre Lage des Jaſomirgott'ſchen Baues außer allen Zweifel geſetzt ſein dürfte.

In dieſe alte Herzogsburg nahm Herzog Albrecht III. die Carmeliter aus der Fiſchervorſtadt auf, wo ſeit Leopold dem Glorreichen die Münze war. Um dem neuen Kloſter ſammt Kirche und Leichenhof Raum zu geben, kaufte er acht Häuſer dazu am Hof und gegen die Bognergaſſe, unter welchen auch jenes des bekannten Bürgers und Dichters Peter Suchenwirth gehörte.

Im 16. Jahrh. übergab Ferdinand I. Kirche und Haus den Jeſuiten und 1625 beſtimmte es Ferdinand II. zum Profeßhauſe dieſes Ordens.

Das jetzige ſchöne Gebäude entſtand nach Aufhebung der Jeſuiten unter Maria Thereſia 1775 aus deren Kloſter, welches eigentlich für die neue Beſtimmung zweckmäßiger hergeſtellt wurde.

Hier iſt die Wohnung des jeweiligen Hofkriegsraths-Präſidenten, und mehrere Bureaux dieſes Departements befinden ſich daſelbſt. Auch ſind hier die Sitzungsſäle, die Schätze des Kriegsarchives u. ſ. w. Der Rathſaal iſt mit den Büſten Loudon's und Lacy's geziert, welche auf Befehl Kaiſer Joſeph II. hier errichtet wurden.

Das Gebäude hat zwei große Höfe, vier Stockwerke und iſt von mächtigem Umfange, denn es macht die Fronte gegen den Hof, gegen die Bognergaſſe und die Seizergaſſe. — An die Hauptfronte gegen den Hof iſt die Hauptwache mit vier Kanonen.

Hofſtallgebäude (n. d. Spitelberg).

Dieſes koloſſale Gebäude, welches drei Thore und zwar mitten einen Hauptdurch-

gang und beider Seits, gegen die Vorstädte Laimgrube und Spitelberg Ausgänge hat, macht Fronte gegen die Hofburg, so daß sein Haupteingang dem neuen Burgthor gerade gegenüber steht.

Es ist 192 Klafter lang und hat auser den Risalten, die höher aufsteigen, zwei Fensterordnungen in einer Reihe von 99 Fenstern. Das Gebäude faßt 600 Pferde. In früheren Zeiten wurden die Hof-Pferde, den Hausbesitzern der Stadt zur Last, in den Ställen der Bürger eingestellt. So befand sich der kaiserl. Sänftenstall in der Kumpfgasse im Hause Nr. 826. Erst Carl VI. ließ, um den Bürgern eine Erleichterung zu verschaffen, 1723 die Stallungen vor dem Burgthore erbauen.

Weil sich aber gleich anfangs bei deren Aufbau ein bedeutender Fehler zeigte, indem das Gebäude viel schmäler aufgeführt wurde, als es die Absicht des Kaisers war, so unterblieb die im Grundriß angedeutete Errichtung der Seiten- und Hintergebäude. Nach dem Willen des Kaisers hätten die Stallungen so geräumig sein sollen, daß man von der Laimgrube zu Wagen bei einem Thore hinein und mitten zwischen den zwei Pferdereihen beim andern Thore am Spitelberge hätte hinausfahren können.

In diesem Gebäude ist die kais. Sattelkammer und die kais. Jagdkammer sehenswerth. Die erste enthält prachtvolle Pferdedecken, reiche Sättel von allen Zeiten und die bei verschiedenen Krönungen gebraucht wurden; man erhält die Eintrittskarten im Oberststallmeisteramt. In der zweiten findet man höchst kostbare alte Gewehre, worunter Carl des VI. Scheibenrohr sich befindet.

Zur Zeit der französischen Invasion 1809 wurden die Stallungen der Stadt verderblich. Den 11. Mai am Feste Christi Himmelfahrt Nachmittags ließ General Bertrand, sechs Jahre später Napoleon's Begleiter auf St. Helena, in der breiten Gasse des Spitelberges das kleine Haus Nr. 12 durchbrechen, um sich von rückwärts den Weg zur Anhöhe hinter den Stallungen zu bahnen, welches lange und feste Gebäude die Arbeiter deckte. Der Feind hatte nur Feldgeschütz und Abends mit dem Schlage neun Uhr fing die Batterie aus 20 Haubitzen zu spielen an. Von den Wällen der Stadt wurde gleichfalls stark gegen diese Batterie gefeuert, wobei die Außenseite der Stallungen vorzüglich litt. Die Beschießung der Stadt dauerte von 9 bis 12 Uhr ununterbrochen, dann trat eine Pause von einer Viertelstunde ein, worauf sie noch heftiger anfing und bis halb 3 Uhr fortwährte. Über 1500 Haubitzgranaten und glühende Kugeln waren binnen sechsthalb Stunden in die Stadt geflogen, welche um halb 3 Uhr zum Zeichen, daß sie bereit sei zu kapituliren, die weiße Fahne ausstekte.

Hohe Brücke.

Die hohe Brücke vereinigt den Namen mit der That; sie ist die Fortsetzung der Wipplinger-Straße gegen die Renngasse und läuft mittelst einem hohen, alterschwarzen Schwibbogen von gothischer Form über den unter ihr liegenden düstern tiefen Graben. Auf diesen Brückenbogen steht die legendenreiche, schöne St. Johannscapelle (S. das.), neben welcher man bis 1845 auf einer langen steilen Treppe in den tiefen Graben gelangen konnte; heute besteht dieser Verbindungsweg nur noch im Hause (173), ehemals zum Bacchus genannt, der darauf als Tonnenreiter abgebildet war.

Die hohe Brücke ist ein alter Stadttheil, bei welchem sich in der Vorzeit ein Stadtthor befand, welches 1458 in Stadtakten vorkommt und 1690 abgebrochen wurde. Sie führte bis zu Maria-Theresiens Regierung zum Judenthurm nächst dem untern Arsenale. Vormals erhoben sich dort die Wohnsitze der Herberstein, Nostize

und Mannsfelde, heute Zichy-Ferraris (142), Appony (143) und Freih. von Friesenhof (144). Das Graf Tryangi'sche Haus (227) gehörte einst dem Herzog von Sachsen-Zeiz, der es dem Cajetaner-Orden (S. das.) einräumte.

Wenn man von der Balustrade der hohen Brücke in den tiefen Graben hinabblickt, so erhält man einen eigenen, ganz den Charakter der Vorzeit an sich habenden Prospekt, der diesen Standpunkt zu einem der merkwürdigsten Wien's macht. Schwindel erregend ist die Höhe der nächst der Brücke sich erhebenden Eckgebäude, die hier vier Stockwerke hoch emporsteigen und zugleich ein mehrstockiges Gesenke haben. Ungemein malerisch ist der Anblick der Brücke mit der Capelle vom Anfange des tiefen Grabens nächst der Freiung besonders in den Morgenstunden, wenn die linke Häuserzeile von der Sonne beschienen wird, wogegen die schwarze Capellen-Brücke einen schlagenden Kontrast bildet.

Hohe Markt (Der).

Dieser Markt ist einer der schönsten und größten, zugleich aber auch der älteste Platz der Ur-Stadt Wien, indem er schon in Urkunden von 1257 — in alto foro — genannt wird.

Vom Standpunkte der Denksäule betrachtet, findet sich, daß diese nicht im Mittelpunkte des Marktes steht und daß die Entfernung der Säule von der Wipplingergasse um ein Bedeutendes größer ist, als jene vom Lichtensteg. Die Ursache dieses Übelstandes ist, daß der zwischen dem Stadtgerichtshause (der Schranne) und dem heutigen Freiherr v. Sinaschen (vorher Freiherr v. Felner'schen Gebäude) liegende Theil des Marktes bis vor 40 Jahren bebaut war, gerade so, wie wir es noch vor einigen Jahren am Graben sehen konnten.

Von den alten Häuserchen, welche diese Stelle des hohen Marktes einst einnahmen, verdient jenes, welches dem Balkone der Schranne gegenüber lag und das Eck gegen die Tuchlauben bildete, besonders hervorgehoben zu werden. Es führte den Namen des Fischbrunnens oder Brunnenhauses, von einem dort befindlich gewesenen Brunnen, worin die Fischhändler ihre Fische aufzubewahren pflegten; in einem kleinen ebenerdigen Raum dieses Hauses war der bekannte Narrenkotter, (s. d.) gewöhnlich das Narrenkäderl genannt, angebracht.

Dieses Haus zum Fischbrunnen erinnert uns, daß der hohe Markt vormals der Fischmarkt war. Der Platz war täglich von den Häringern und an Fasttagen von den Fischern bis unter die Tuchlauben besetzt; es herrschte daselbst eine ewige Unreinlichkeit; darum wurden 1753 die Fischhändler vor den rothen Thurm auf den jetzigen Fischmarkt verwiesen, wo früher die Lägel der Nachtführer ihren mephitischen Stand hatten, und die Häringer bekamen die Brandstatt. Von jener Zeit hat auch der Fischhof seinen Namen.

Auf dem hohen Markte steht auch die uralte Schranne (S. d.), in späterer Zeit auch der Pranger genannt, bis zu unserer Zeit das Criminalgerichtshaus. Es ist erklärlich, daß die Nähe dieses Gerichtssitzes dem hohen Markte auch die traurige Bestimmung gab, der Hauptrichtungsplatz der Stadt gewesen zu sein. Diese blutigen Schauspiele fanden nebstdem auch noch am Hofe, und am Schweinmarkte (heutige Spitalplatz) Statt. Der Partheigeist und die Barbarei der Zeit, konnten ihre Opfer nicht schnell und auch nicht nahe genug fallen sehen. Der Pranger, der eiserne Käfig, der Narrenkotter, wurden vom hohen Markte erst unter Carl VI. entfernt, und die Häuser, woran sie sich befanden, nämlich die silberne Schlange und der Fischhof,

so wie die Arbeitsleute, welche Alles abbrachen, wurden durch öffentlichen Ausruf wieder ehrlich gemacht, wie solches auch bei dem Abbruche des alten Amtshauses in der Rauhensteingasse geschehen ist. Vorzüglich wurden am hohen Markte die Enthauptungen vorgenommen und zwar an seinem unteren Theile gegen den Lichtensteg, wo vormals eine Steinsäule stand; im J. 1707, als das Modell der Statuengruppe von Holz aufgestellt wurde, ist das Blutgerüst an den neu aufgeführten Rabenstein nächst der Rossau verlegt worden.

Daß es noch in den Tagen Albrechts des Weisen in Wien an einem geregelten Strafgesetze mangelte, beweiset eine Begebenheit, deren Schauplatz der hohe Markt zum Theil war. Als dieser Fürst 1368 in eine gefährliche Krankheit gefallen war, wurde der herzogliche Küchenmeister Stibar durch unterschobene Briefe der Giftmischerei bezüchtigt, und durch 6 Monathe bei Wasser und Brot gefangen gehalten. Als aber ein glücklicher Zufall die Unschuld dieses Mannes an den Tag brachte, wurde der schurkische Angeber durch 14 Tage am hohen Markte auf einer hohen Säule in einem eisernen Käfige zur Schau ausgestellt, und dann am Stephansfreithof lebendig eingemauert.

Eine andere blutige Handlung ereignete sich auf diesem Markte unter Herzog Albrecht III. Damals verheerten viele Straßenräuber und Raubritter die Gegend um Wien. Ein solcher war der Lichtenecker, der die Stadtbürger oft geplündert und verhöhnt, gleichwohl aber die Kühnheit hatte, sich mitten in die Stadt zu wagen. Bei einem solchen Besuche wurde Lichtenecker am hohen Markte in der Gegend der Judengasse von einem Fleischhacker, wie meine Quelle sagt, gleich einem brüllenden Rind, vor dem Kopf erschlagen.

Hier wurden auch den 5. Jänner 1408 zur Zeit des Vormundschaftzwistes als Opfer der Partheiwuth der reiche Schneidermeister Herrmann und noch drei Bürger, so wie am Lichtensteg der Krämer Wolfgang enthauptet.

Im J. 1501 ereignete sich der Fall, daß der Scharfrichter (Züchtiger) von dem Volke erschlagen wurde, weil bei einer Enthauptung der erste Streich fehlschlug. Seine Leiche ward, da er ohne Empfang der Sacramente gestorben war, bei den Weingärten auf der Wieden begraben.

Diese traurige Bestimmung blieb dem hohen Markte, obgleich wie es scheint in letzter Zeit nur ausnahmsweise, wenn es sich um Aufstellung eines abschreckenden Beyspiels handelte, bis im Anfange des 18. Jahrh., in welchem noch am 19. Jänner 1706 zwei Weibspersonen (22 u. 34 Jahre alt), wovon die jüngere ihr eigenes, die andere aber ein fremdes Kind getödtet hatte, hier mit dem Schwerte gerichtet wurden.

Unter Joseph II. geschahen dort die gesetzlichen öffentlichen Züchtigungen und nach ihm noch die Ausstellung auf der Schandbühne oder im Kreise.

Von uraltem Bestande ist am hohen Markte das Haus zum rothen Krebsen in der Nähe des Fischhofes. Schon in den Tagen des Doktors Laz befand sich darin die National Herberge der Welschen (Italiener).

Im J. 1796 wurde das durch seine edle Simplizität nach Mailändischem Modell erbaute schöne Haus (541) des Großhändlers Naterp (heute B. F. v. Kielmannsegge —) erbaut; Naterp war ein reicher Grieche, der auch am alten Fleischmarkte ein großes neues Haus aufführen ließ.

Die Zierde des Marktes ist die herrliche Säule, welche sich dort erhebt, und die Vermälung Mariens und Josephs in einem auf corinthischen Säulen gestützten Tempel vorstellt. Die Gruppen sind von dem Venetianer, Ant. Corradini, aus genuesischem

Marmor, der Tempel von Fischer, das Ganze unter der Aufsicht des Grafen Gundacker v. Althan den 1. März 1732 vollführt. Leopold I. hatte diese Säule verlobt, wenn sein Erstgeborner, Joseph, wohlbehalten aus dem Felde zurückkäme. Er kam wieder und zwar als Eroberer der Hauptfestung Landau. — Leopold starb bald darauf. Joseph ließ nun Fischers Entwurf in Holz ausführen, Carl VI. vollbrachte ihn in Erz und Marmor. Auch neben diesem Denkmal stehen zwei Springbrunnen mit Marmorbecken. Das gute Wasser hierzu wird von Ottakring hergeleitet.

Im Jahre 1844 war diese Säule der Gegenstand der eifrigsten Betrachtung und eines mit Übertreibung sich verbreitenden Stadtgespräches, wozu mehrere an dem Monumente bemerkbare Beschädigungen die Veranlassung gaben. Diese Beschädigungen wurden allgemein einem in der Nacht vom 28. bis 29. März 1844 verübten Frevel zugeschrieben und unendlich vergrößert. Die Beschädigung der Balustrade ist das Werk der Zeit und eine veraltete Sache; so verhält es sich auch mit der abgebrochenen Hand des Engels, welche das Buch hielt und die schon seit geraumer Zeit im städtischen Unterkammer-Amte aufbewahrt wird.

Hohenwart (Sigm. Ant. Graf v.), Erzbischof von Wien. Aus dem Orden der Jesuiten hervorgegangen, hatte Graf Hohenwart das Lehramt der Geschichte und classischen Literatur an der Theresianischen Ritterakademie in Wien mit Ruhm geführt, als er den Ruf nach Florenz als Lehrer der Erzherzoge, Söhne des Großherzogs und späteren Kaisers Leopold II. erhielt. Schon im J. 1792 ward ihm das Bisthum Triest zu Theil und zwei Jahre später erlangte er jenes zu St. Pölten. Im Jahre 1803 wurde er Fürsterzbischof von Wien. Im Jahre 1808 erhielt er den Vorsitz der k. k. Hofkommission in deutschen Schulsachen und im J. 1808 ernannte ihn Franz I. zum Prälaten und Großkreuz des Leopoldsordens. Hohenwart starb in einem Alter von 90 Jahren den 30. Juni 1820.

Hohe Wand (Die) oder Sophien-Alpe

ist einer der reizendsten Punkte in Wien's Umgegend. Eine halbe Stunde von dem lieblichen Hainbach und Dornbach, wo man auch Esel und Pferde zum Ritt haben kann, kömmt man in einer Stunde durch den angenehmsten Berg- und Waldweg auf diese herrliche Höhe, auf welcher Hr. Koppensteiner im J. 1839 ein geräumiges hölzernes Gebäude aufführen ließ, wo Besuchende mit dem Erforderlichen bedient werden.

Die unbeschreiblich schöne Fernsicht trägt hier den Blick des Beschauers bis in die weiten Ebenen Pannoniens, in weiter Ferne flattert die Donau wie ein Silberband durch die grünen Fluren und rechts schweift der Blick über die mit lieblichen Ortschaften reich besäete Ebene hin, wo man Hietzing, St. Veit, Hütteldorf, Hacking und Lainz liegen sieht.

Der genannte Eigenthümer dieser schönen Alpe und dieses herrlichen Belvedere erhielt auch die Erlaubniß, sie in Zukunft die Sophien-Alpe und die unvergleichliche Aussicht auf den Ötscher und die in blauer Ferne sich hinziehende steirische Gebirgskette: „Franz Carls Fernsicht" benennen zu dürfen.

Unstreitig muß eine Excursion nach diesem von Naturschönheiten strotzenden, von der Hauptstadt nicht entfernten Punkte zu den angenehmsten gezählt werden.

Hohe Warte.

Das 1840 eröffnete Kaffehhaus zur hohen Warte, auf einer sanften Anhöhe zwischen Döbling und Heiligenstadt, hat unstreitig eine der reizendsten Lagen in Wien's Umgebung.

Gegen Osten den Silberspiegel der Donau mit ihren grünenden Auen, die von der Eisenbahn durchzogene Ebene des Marchfeldes mit ihren merkwürdigen Punkten, vom Hochleithen-Gebirge begrenzt und in so weiter Aussicht geöffnet, daß das Auge an den Marken Ungarns erst ruht, gegen Norden Heiligenstadt mit seinen anmuthigen Thälern und Winzer-Hügeln; gegen Nordwest das Kahlengebirge mit seinem wechselnden Reiz, mit der ehrwürdigen Kirche des h. Leopold, mit dem hochliegenden Josephsdorf, mit dem Pallaste, welchen Graf Cobenzl auf dem Reisenberge gebaut, mit dem Grinzinger Rebenschatz, gegen Süden in unendlicher Ausdehnung, schon halb von der Vogelperspektive, die herrliche Kaiserstadt, der reizende Brühl und Schönbrunn mit seinem Gloriette.

Der Besucher, welcher von Wien in einer halben Stunde eines angenehmen Spazierganges sich erfreuend den Weg bis zur hohen Warte leicht zu Fuß zurücklegen kann, findet alle Comforts in einem freundlichen, im schönsten Baustyl aufgeführten Gebäude, worin viele Jahre der brittische Botschafter, Sir F. Lamb, seine Sommersaison verlebt hat.

Hörnermann (Der) bei St. Stephan.

Nicht weit von der Küsters-Wohnung der St. Stephanskirche, nahe beim Thore sieht man an der Mauer in einem röthlichen Stein, einen Mann mit seinem Weibe und einem Kinde eingehauen; der Mann legt die rechte Hand auf die Brust, damit seine Treue anzuzeigen; die Frau aber setzt ihm mit den Fingern Hörner auf, anzeigend, daß dieses nicht sein Kind sei. Man findet dabei folgende unverständliche Inschrift:

P. Titus Finitus V. F. sib. F. jucundo civis
Fil. Con. An. XL.

Die Auslegung dieser Schrift und der Grund, wie eine solche profane Vorstellung an diesen Ort kam, sind unbekannt.

Vielleicht war es jener Drechsler, über welchem das Epigramm gemacht wurde.

Ernst. Der Drechsler Blind verkauft die Pfeifenspitzen
Um's halbe Geld dem Raucher – meiner Treue.
Scherzer. Ihm werden, Freund, die eignen Hörner nützen;
Sind sie verbraucht, – beschert sein Weibchen neue. –

Hubhaus.

Diesen Namen führten vormals mehrere Häuser, und zwar jene, in welchen der jeweilige kais. Hubmeister wohnte und worin sich das Hubamt (Huebamt) befand.

Das bekannteste dieser Häuser ist jenes in der Spänglergasse und am Petersplatze (564), worin sich heute die Polizei-Oberdirektion befindet und welches, bevor es ganz dem Staate zufiel, dem Vicedom-Amte gehörte.

Diesen Namen führte auch ehemals das Pachner von Eggenstorf'sche Haus am Graben (1133), welches die Ecke in die unt. Breunerstraße bildet; es war einst das alte Landhaus, kam in der Folge an die Herrn v. Pettau und dann, wie die drei Laufer am Kohlmarkte, an die Freih. v. Selb, von welchen es den Namen des Selbhauses erhielt. Die unter der Bürgerschaft bestehende Überlieferung, es sei auch einst das Rathhaus der Stadt gewesen, ist ungegründet. Im 1. Stockwerke eröffnete vor drei Dezennien ein Traiteur seine Restauration unter dem prezösen Namen „Gasthaus aller Biedermänner", welches in riesengroßen Buchstaben dort zu lesen war, wo jetzt der Kleidermacher Gunkel seine Ankündigungstafel hat.

Hund (Zum gepanzerten).

Das Stift Schottische Gerichtshaus (233) in der Vorstadt Neubau in der Lan-

genkellergasse hat den sonderbaren Schild, zum gepanzerten Hunde, dessen Entstehung folgende sein soll.

Der erste Erbauer dieses Hauses war ein ausgedienter Panzer-Reuter vom Regimente Eugen von Savoien, zu seiner Zeit das schönste der kaiserlichen Armee. Dieser Kriegsmann hatte Sturmhut, Haudegen, Panzer, kurz seine ganze Bewaffnung auf einem Tische seines Schlafzimmers aufgestellt, um diese ehrenvollen Erinnerungen seiner überstandenen Gefahren stets vor Augen zu haben und den Fremden, die ihn besuchten, die daran sichtbaren Merkmale der türkischen und französischen Hiebe und Kugeln zeigen zu können. Der brave Mann hatte aber auch einen guten Haushund, der eines Tages in der Küche dem Gelüste, eine daliegende Wurst sich zuzueignen, nicht widerstehen konnte und von seinem Herrn deßhalb mit einer Peitsche verfolgt wurde, um den Lohn seiner Gefräßigkeit zu erhalten.

Dem vierfüßigen Flüchtling fehlte es aber nicht an Mutterwitz; er rettete sich in das Schlafzimmer seines Verfolgers, sprang auf den Tisch, worauf die Trophäen des Hausbesitzers standen und verbarg sich in der Wanchung des Eisenpanzers. Als ihn sein Herr erblickte, ließ er der ihm so werthen Zufluchtsstätte wegen dieses Mal nicht nur Gnade für Recht ergehen, sondern auch den aus dem Küraſſe hervorblickenden Hund über der Thür seines Hauses malen, welches daron den Namen zum gepanzerten Hund erhielt.

Hundsthurm.

Dieser magistratische, aus acht Gassen, und 133 Häusern bestehende und 4400 Seelen enthaltende Grund hat seinen unästhetischen Namen, nicht weil im dortigen Schlosse vormals die kais. Jagdhunde aufbewahrt worden sein sollen, sondern von dem alten, stattlichen, also genannten Schlosse selbst, welches in Vischer's Topographie von 1672 noch unter Rebenhügeln an der Wien gelegen abgebildet ist. Der Thurm, der angeblich den Jagdhunden zum Aufenthaltsorte gedient haben soll, ist sogar im Wapen der Vorstadt übergegangen, das einen Thurm vorstellt, unter dessen Pforte ein Hund steht. Bevor der Stadtrath diese Herrschaft an sich brachte, gehörte sie dem Bräumeister Jos. Mich. Walter, der sie von dem Herrn v. Stegner gekauft hatte.

Hungelbrunn.

Diese an der alten Wieden-Hauptstraße links liegende Vorstadt, aus 11 Häusern mit 1300 Einwohnern bestehend, ist die kleinste aller Wiener-Vorstädte.

Ihr Name erscheint zuerst unter Friedrich III. Es sind von 1443 und 1451 Bestandbriefe auf Weingärten daselbst vorhanden, dem Klagbaum und der Wiener Domprobstei gehörig. Der Grund gehörte der St. Johannes- und Thomascapelle im Gundelhof, von den Strassern erbaut. Von dieser Capelle kam Hungelbrunn an die Freiherrn von Tinti, von welchen es der Freiherr Bartholomäus am 28. April 1705 dem Magistrate verkaufte. Der Name war ursprünglich Hungerbrunn, weil nach einer alten Volkssage der dortige Brunnen nur in Miß- oder Hungerjahren seine erquickende Spende gab, sonst aber ohne Wasser war. Darum führt dieser städtische Freigrund auch einen Brunnen im Siegel.

Hütteldorf.

Ein ansehnliches Dorf an der Poststraße nach Linz, 1½ Stunde von Wien, am Ufer des Wienflusses. Im Mittelalter nannte man dieses Dorf Uteldorf, von dem nahe liegenden Utelberge, der auch einem adeligen, doch nun längst verblichenen Geschlechte den Beinamen „die Uteldorfer" gab.

Aus diesem Geschlechte lebte noch 1495 Stephan der Utendorfer von Geld-

egg; die Stiftung einer h. Meſſe in der Kirche bei den Schotten für ſeinen dort ſtehenden Vetter Erasmus Feuchter hat uns ſeinen Namen erhalten.

Die Wahl des h. Apoſtel Andreas zum Patron iſt bereits erzählt worden (S. Andreaskirche). Die Kirche iſt ein altes Gebäude mit einem viereckigen Thurme und einer alten Uhr. Außer dem Hochaltare, den das Bild des heil. Andreas ſchmückt, beſitzt ſie noch zwei recht artige Seitenaltäre. Einige Denkmäler feſſeln mit Recht die Aufmerkſamkeit aller Beſuchenden. Jenes des vermuthlichen Stifters Wernherr, und unter dem Eingange der Kirche die Grabſteine des ſel. Pfarrers Franz Muthſam, und der Fürſtin Leopoldine von Liechtenſtein, von welcher die Kirche zwei ſchöne Meßkleider beſitzt.

Um die Kirche läuft der mit einer Mauer umgebene vormalige Todtenacker. Vor der Kirche am Wege ſteht eine ſteinerne Peſtſäule mit der Inſchrift:

Ex voto 1713.

Das Dorf zählt mehr als 100 Häuſer, die gröſten Theils recht artig gebaut, und von denen mehrere zur Sommerszeit von Wienern bewohnt werden, mit 1000 Einwohnern.

Etwas entfernt vom Dorfe liegt in einer angenehmen Gegend das berühmte Bräuhaus, eines der anſehnlichſten in Nieder-Öſterreich.

Der Bach, welcher das Dorf durchfließt, führt den Namen: Halterbach. Im 16. Jahrhunderte entdeckte man nahe an ſeinem Ufer in dem ſogenannten Ochſenriegel eine Erzgrube, die aber ihres geringen Gehaltes wegen bald nicht mehr bearbeitet wurde. Bekannter und nützlicher wurde er im 19. Jahrhunderte. 1802 ließ die verewigte Erzherzogin Chriſtine durch den Bürgermeiſter Wien's, Stephan v. Wohlleben, eine neu entdeckte Quelle mit dem Bache vereinigen und dadurch dem Waſſermangel mehrerer Vorſtädte Wien's auf immer abhelfen.

Dieſen Waſſerleitungen entlang, welche man die Albertiniſchen nennt — gelangt man auf den Galizinberg und von da nach Dornbach (Neuwaldegg).

Seit einigen Jahren hat ſich in Hütteldorf viel geändert. Sowohl der gröſten Theils im franzöſiſchen Geſchmacke hergeſtellte Garten der Fürſtin v. Liechtenſtein, als der reizende Landſitz des Fürſten von Paar (ein Miniatur-Gemälde des Dornbacher Parkes), ſind geſchloſſen, und auch das blaue Haus auf dem höchſten Punkte desſelben iſt verſchwunden. Übrigens iſt die Ausſicht von dem Puncte, wo es ſtand, wirklich ſo herrlich, als ſie Joſ. Pezzl in ſeinem Werkchen beſchrieb.

J.

Jacob (Sanct) auf der Hilben.

Von der Himmelspforte hinunter gegen das Stubenthor auf der Hilben (jetzige Riemerstraße) stand das Kloster der Chorfrauen zu St. Jacob.

In den Tagen Leopold des Heiligen breitete sich dort eine waldreiche Au gegen den Wienfluß hin. Als einst sein Sohn, Leopold der Freigebige, darin lustwandelte, sah er auf dem angeschwollenen Waldstrom mancherlei Geräth, Zeugen der Zerstörung, die dessen empörte Fluthen angerichtet hatten, daherttragen; darunter befand sich ein kleines (1'5" hohes) Standbild des Zwölfboten Jacob des Größeren. Er rettete es und baute zu seiner Bewahrung unfern des Ufers an dem Platze eine Capelle, wo später das Kloster der Chorfrauen von St. Jacob stand.

Alle Schriften dieses Klosters haben die Flammen verzehrt, daher beruht, was man von seinem ersten Bestande weiß, auf Sagen. Wie bei den Himmelspförtnerinnen thaten sich auch hier fromme Frauen zu gemeinsamer Andacht zusammen. Eine Witwe, Hilberin genannt, soll dem ersten Bethkirchlein (1190) ein kleines Kloster hinzugefügt und drei Matronen aus Kärnten, von Kulm, von Rappach und von Paar in Ermanglung leiblicher Erben, ihre Habe dem Kloster gelassen haben, in dem sie den Rest ihrer Tage verlebten. Ein Traum habe sie bewegen, St. Augustinus Regel zu bekennen und Leopold der Tugendhafte habe die neue geistliche Gemeinde bestätigt und beschenkt.

Die große Brunst am St. Afratag 1256 beschädigte Kloster und Kirche sehr. Am 6. Nov. 1452 machte ein nächtliches Ungewitter die Wiener glauben, der jüngste Tag sei vor der Thür. An mehreren Orten der Stadt ging schnell nach einander Feuer auf. Auch den Thurm von St. Jacob traf der Wetterstrahl, die Glocken schmelzen und eine alte Klosterfrau, die sich nicht schnell genug retten konnte, verbrannte im Convent.

Auch am 21. April 1627 kam die Wuth der Flammen über das Kloster, sie ließ demselben fast gar nichts als das unter allem Wüthen der Elemente jederzeit unversehrte Standbild St. Jacob's, seines Patrons.

Auch in die Hallen dieses Hauses drang der Geist der Reformation und verursachte die heimliche Entfernung mehrerer Frauen, was auch bei St. Lorenz und in der Himmelspforte der Fall war. Das Kloster hatte bedeutende Grundherrlichkeiten und Burgrechte in der Stadt. Viele seiner Äbtissinnen waren von hohem Adel, z. B. Wurmbrand, Scherfenberg, Trauttmannsdorf, Herberstein, Walterskirchen ꝛc. Viele gelehrte Männer, ritterliche und Bürger-Geschlechter, auch tapfere Kriegsleute hatten hier ihr Grab.

Von des aus Wallensteins blutigem Ende und dem 30jährigen Kriege bekannten Kroatengenerals Isolani Tochter, die hier Nonne wurde, erhielt das Kloster das Gut

Aicha, welches 1636 Ferdinand II. dem General geschenkt hatte.

Bei der Aufhebung vermög Hofentschließung vom 18. Sept. 1783 wurden zwei Vorstadthäuser, die entweihte Kirche und der sogenannte Jacoberhof verkauft und verbaut; die Kirche und ein anstoßendes kleines Gebäude kaufte Fürst Paar zur Herstellung seines Pallastes; im Klostergebäude und dem Zuhause aber (Riemerstraße und Jacobergasse (798, 799 u. 800) wurde das k. k. Stempelamt und Tabakapalde, dann die Staatsgüteradministration und orientalische Akademie untergebracht.

Die uralte Statue des h. Jacob, welcher das Kloster seine Entstehung verdankte und welches auf dem Hochaltare der Kirche stand, nahm die letzte Oberin; Anna Katharina Neuburg, bei ihrem Austritte mit sich.

Jägerzeile.

Am 14. Sept. 1569 ließ Maximilian II., um bei seinen Jagden im Prater die Knechte und Hofjäger in der Nähe zu haben, durch seinen Vizedom, Hans Georg Kurffsteiner, denselben in der sogenannten, damals noch ganz unbebauten Venediger-Au Plätze zu Wohnungen anweisen. Im nächsten Jahre wurden 18 Häuser in gerader Zeile erbaut und den Jägern zugewiesen. So entstand die Vorstadt Jägerzeile, in welcher jedes Haus die Freiheit erhielt, Wein und Bier ausschenken zu dürfen, und keine Militär-Einquartirung zu erhalten.

Der vorige Name der Jägerzeile, nämlich Venediger-Au, kommt nicht, wie Hormayr meint, vom Handel mit Venedig, sondern wahrscheinlicher nach Schlager daher, weil sich dort ehemahls eine nach Venezianer-Art eingerichtete Glashütte befand.

Im J. 1619, als Graf Thurn und Bethlen Gabor die Stadt Wien bedroheten, suchte Thurn im untern Werd Fuß zu gewinnen, und ließ einige seiner Truppen in den Prater übersetzen. Die Bewohner der Jägerzeile, muthige Jäger, warfen aber den Feind mit Verlust von 70 Mann zurück und hinderten ihn so, eine Schanze gegen den rothen Thurm aufzurichten.

Die Praterstraße in der Jägerzeile war vormals mit Bäumen besetzt. Von dem Überschusse, welchen der im J. 1798 bestandene Aufgebotsfond gewährte, wurden die auf beiden Seiten dieser Allee bestandenen offenen Unraths-Gräben in gemauerte und geschlossene Canäle umgestaltet. Im J. 1811 wurden die Baumreihen selbst weggeräumt, weil die Wurzeln der Bäume die Canäle zu zersprengen drohten, und 1819 wurden die in dieser Straße vor den Häusern bestandenen Einfahrtsbrücken abgestellt und eine Regulirung der Pflasterung begonnen.

Die Jägerzeile, welche noch nach einem Jahrhunderte ihres Bestandes nur 17 Häuser mit 900 Einw. zählte, besteht jetzt aus 4 Gassen und 67 Häusern mit 2700 Seelen. (Siehe auch Johanneskirche.)

Jahrmärkte.

Die erste Marktgerechtigkeit wurde der Stadt Wien 1277 durch Kaiser Rudolph von Habsburg verliehen. Lange Zeit hindurch wurden in der innern Stadt 4 Jahrmärkte um Lichtmesse, Christi Himmelfahrt, Jacobi und Katharina gehalten; seit dem vorigen Jahrhundert hält die Stadt nur zwei Märkte, deren jeder vier Wochen dauert; den ersten vom Montag nach dem Sonntage Jubilate bis zum Samstage vor Pfingsten, den zweiten vom Tage nach Allerheiligen bis zum Samstage vor dem ersten Adventsonntag. Die Vorstadt Leopoldstadt hält jährlich auf St. Margaretha im Juli einen Markt, welcher 14 Tage dauert, in der Vorstadt Roßau wird im Juli jeden

Jahres ein großer Markt von Holzwaaren aller Art abgehalten.

Jeſuiten (Die oberen und unteren).

Der Tag, an welchem die Jeſuiten in Wien angekommen ſind, iſt der 31. Mai 1551. Auf Ferdinand des I. Verlangen und in Auftrag Julius des III. ordnete der Stifter, Ignaz von Loyola, 11 Jeſuiten aus Rom unter dem P. Niklas Lannoy, dem gelehrten Klaudius Jay und Peter Schoorich von Ingolſtadt nach Wien ab.

Jay wurde zum Rektor, Lannoy zum Miniſter ernannt. Ihre erſte Unterkunft war im Dominikanerkloſter. Ein Theil desſelben lag noch ſeit der türkiſchen Belagerung im Schutte, und wurde nun auf Koſten der Hofkammer ſchnell zu einem Collegium und einer Capelle hergeſtellt.

In wenigen Wochen gaben ſie bereits Privatſtunden in den dem Glauben der Väter getreuen Häuſern der Stadt, und übten ſich im Beiſein der Jugend täglich in Disputationen. Bald eröffneten ſie zu Hauſe auch alle Grammatical- und Humanitätsclaſſen; ſie belebten von Neuem das geſunkene Studium der alten Sprachen. 1552 kam von Ingolſtadt der durch ſeinen Katechismus bis auf den heutigen Tag berühmte Peter Caniſius nach Wien, predigte bei den Dominikanern, bei St. Jacob, bei St. Hieronymus und bei Mariaſtiegen, aber oft vor nicht mehr als acht oder zehn Zuhörern, theils weil die proteſtantiſchen Prediger den Jeſuiten alle Gräuel anſchuldeten, theils weil ſein plattdeutſcher Dialekt den Wienern wenig verſtändig war.

Aber die Eitelkeit vermochte durchaus nichts über Caniſius. Er und ſeine Brüder zeigten, es ſei ein vergebliches Hoffen, ſie zu ſchrecken oder zu ermüden. — Schnell waren die Schwierigkeiten überwunden und der neue Orden überaus populär. Da über 300 Pfarren in Öſterreich ohne Seelſorger ſtanden, excurrirten die Jeſuiten auch viele Meilen weit aufs Land, waren Prediger, Beichtväter, Volkslehrer, Gelehrte und Ärzte, unermüdend ſtrebend, Alles in Allem zu ſein.

Caniſius wurde Hofprediger. Ferdinand wollte ihm durchaus das Bisthum Wien übertragen. Der einfache Mann ſchlug es aus, mußte aber gleichwohl die Verwaltung desſelben auf mehrere Jahre übernehmen.

1384 übergab ihnen Ferdinand das Kloſter der weißen Brüder oder Carmeliter am Hof. Auch dieſes war in der Reformation ganz öde und noch ein einziger Geiſtlicher in demſelben, von dem man ſagte, er ſei ein Weltprieſter, der den Carmeliter-Habit angezogen habe, um das Kloſter dem Orden zu erhalten.

Doch die Noth der Zeit ſprach zu gebietheriſch; dieſer einzige Carmelite wurde zum Pfarrer am Biſamberg ernannt und Kirche und Kloſter gegen Ende Mai 1554 den Jeſuiten in einem Zuſtande übergeben, daß gar kein Kirchen- oder Hausgeräthe mehr vorhanden, die Kirche mit Heu angefüllt, im Convent weltliche Wohnpartheien, ein Kornſpeicher und ein Zeughaus war!

Dieſes Profeßhaus der Jeſuiten war das erſte in Deutſchland. Nach der Strenge der erſten Satzung war ein großer Unterſchied zwiſchen den Profeßhäuſern und Collegien der Jeſuiten. Erſtere ſollten blos von den frommen Gaben der Gläubigen leben und durften kein unbewegliches Vermögen beſitzen; wohl aber die letzteren.

Im Juli 1554 eröffneten ſie unter dem Präfekten Joh. Dirk ein Convikt. Der Vicekanzler Jak. Jonas gab der erſte ſeine vier Söhne dahin. 1558 kam ein Seminar armer Studenten dazu, nach der Art des deutſchen Collegiums zu Rom. 1560 errichtete Ferdinand I. im nahen Colalto'ſchen Hauſe ein Erziehungsinſtitut für den Adel; weil aber die proteſtantiſchen Stände ihre Kinder nicht dahin geben woll-

ten, kam es zur damaligen Landschaftsschule, zwischen den Dominikanern und dem Stubenthor, das Seminar der Armen aber in ein von den Jesuiten erkauftes Haus auf dem Judenplatz.

Die Pest zerstreute sie mehrmals. Am 10. Nov. 1622 wurde das Jesuiten-Collegium der Hochschule incorporirt, was im März 1625 vollständig zur Vollzuge kam.

Wie Ferdinand I. die Jesuiten in Wien eingeführt hatte, so brauchte sie Ferdinand II. als eine Staatstriebfeder, und beschenkte sie inmitten der höchsten Noth seines Schatzes und des Kriegselends seiner Länder mit kais. Freigebigkeit.

Leopold I. breitete sie in den Provinzen aus, und machte sie mächtig an Land und Leuten.

Das älteste Collegium am Hof trägt auch Ferdinand des II. Namen.

Caesarea domus professa societatis Jesu fundata a Ferdinando II. Rom. Imp. MDCXXV.

Als ihnen Ferdinand II. die Universität eingeräumt hatte, bauten sie sich nahe dabei eine Kirche, behielten aber auch ihr früheres Collegium auf dem Hofe als Professhaus bei, welches nunmehr bei den obern, jenes aber bei den untern Jesuiten hieß, ja später wurde ihnen auch das Collegium bei St. Anna übergeben, so daß sich die wichtigsten Unterrichtsanstalten Wien's in ihren Händen befanden.

Im 30jährigen Kriege entwickelten die Jesuiten auch ungemein politische Talente; die Ligue der Katholischen, deren Seele sie waren, that ohne sie keinen Schritt; sie wurden 1629 durch ein kais. Mandat ermächtigt, die von den Reichsstädten herausgegebenen katholischen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen sie gehört hatten, an sich zu ziehen. Weniger Begünstigung genossen die Jesuiten unter Joseph I. wo sie sich sehr gekränkt fühlten, daß die Erziehung dieses Monarchen ihren Händen nicht anvertraut worden war.

Als Papst Clemens XIV. auf Andringen der Mächte, besonders der Bourbonischen Höfe zu Versailles, Madrid, Neapel und Parma (am spätesten willigte Maria Theresia ein) in der berühmten Bulle: Dominus ac redemptor noster, vom 21. Juli 1773 die Aufhebung der Gesellschaft in allen Staaten der Christenheit ausgesprochen hatte, fuhr den 14. Sept. 1773 Vormittags der Cardinal Erzbischof Graf Migazzi in das Probehaus bei St. Anna, zu den obern Jesuiten ins Professhaus am Hof und zu den untern Jesuiten bei der Universität, und eröffnete ihnen den päpstlichen Beschluß.

Aus dem Ertrage ihrer Güter erhielten sie lebenslängliche Pensionen.

Der Orden hatte außer Wien in allen österreich. Staaten Kirchen und Collegien, am zahlreichsten waren sie in Tirol, den ital. Provinzen und in Ungarn. Der Orden war überhaupt in fünf Assistentien eingetheilt, die italienische, portugiesische, spanische, französische und deutsche; der Stand des Ordens vor seiner Auflösung in den österreichischen Staaten war nach dem in Druck erschienenen Catalogo Provinciarum et universae Societatis Jesu, folgender:

In der italienischen Assistenz im Mailändischen:

2 Professhäuser, 21 Collegien, 2 Noviziate, 3 Seminarien, 3 Residenten, 625 Ordensbrüder und darunter 296 Priester.

In der deutschen Assistenz.

1. In den Niederlanden:

1 Professhaus, 10 Collegien, 1 Noviziat, 1 Seminarium, 1 Residenz, 271 Ordensbrüder und darunter 116 Priester.

2. In Oesterreich:

1 Professhaus, 31 Collegien, 3 Noviziate, 33 Seminarien, 22 Residenten, 11 Missio-

nen. 1772 Ordensbrüder, worunter 751 Priester.

3. In Böhmen:

1 Professhaus, 26 Collegien, 3 Novizziate, 25 Seminarien, 13 Residentien, 22 Missionen, 1239 Ordensbrüder, worunter 673 Priester.

In Allem 3 Professhäuser, 88 Collegien, 10 Novizzhäuser, 62 Seminarien, 39 Residentien, 33 Missionen, 3907 Ordensbrüder, worunter 1916 Priester waren. Diese theilten sich in 237 Ordensobere, welche eine Pension von 500 fl. und in 1679 Priester mit 300 fl. Pension; im Ganzen betrugen die Pensionen jährlich 622,200 fl.

Jesuiten-Besitzungen (in Wien und der Umgebung.)

1. Das Professhaus am Hof; es wurde vermög Hofkanzlei-Dekret vom 19. Februar 1774 dem Gebrauche des Hofkriegsrathes überlassen.

2. Das Jesuitische Schulgebäude (422) in der Seitzergasse war 1774 auch dem Hofkriegsrathe gewidmet; mit Allerh. Entschließung vom 1. Februar 1792 wurde es der Ober-Polizei-Direction eingeräumt, nach deren Versetzung in ihr dermaliges Lokale es zur Unterkunft der Hofkammerprokuratur und der Hauszins-Erhebungs-Commission dient.

3. Der alte Jesuiterhof in der Schönlaterngasse (681), heute de Bieli'sche Stiftshaus. Mit Hofkanzlei-Verordnung vom 2. Mai 1777 wurde verfügt, daß das vormals de Bieli'sche Haus nächst der Schranne am hohen Markt zu deren Erweiterung und zur besseren Unterbringung der Arrestanten zu verwenden ist, und daß die de Bieli'sche Stiftung für ihr auf 34,200 fl. geschätztes Haus durch diesen Jesuiterhof im Schätzungswerthe von 28,100 fl. und durch einen Aufschlag von 6100 fl. entschädigt werden soll. In Folge dessen ist das de Bieli'sche Haus von Georgi 1777 der Schranne übergeben worden.

4. Das Jesuiterhaus und Garten in der Ungargasse auf der Landstraße, welches nach Inhalt des Hofkanzlei-Dekretes vom 14. Dezember 1776 dem Thierarzenei-Institut zugewiesen wurde.

5. Das Convicts-Gebäude in der Stadt, vormals Collegium Academicum genannt, worin sich jetzt das Stadt-Convict befindet.

6. Das Seminar-Gebäude bei St. Ignaz und Pankraz in der Weißgerberzeile wurde in drei Baustellen abgetheilt, wovon jenes Nr. 781 am 11. Sept. 1782 licitando an Friedr. Roleder und jene Nr. 782 und 783 an Franz de Pauli verkauft wurden.

7. Das nächst dem Seminar gelegene Haus, genannt „auf dem Steig am Eck (671 in der Schulgasse) wurde mit Hofkanzlei-Erlaß vom 8. Februar 1786 an den Hofwaldhornmacher Anton Kerner um 15405 fl. verkauft, dessen Familie es noch besitzt. Dieses Haus war das Gefängniß der Jesuiten, wovon es noch heute den Anstrich beibehalten hat; sie nannten es das „Universitatis et Collegii Societatis Jesu Gefängniß".

8. Das Barbarastift (siehe das.) gehörte ebenfalls dem Orden. Dieser Stiftung gehörte auch das Gut Aggersdorf (siehe daselbst) zum Unterhalt der Goldegg'schen Stiftplätze.

6. Das Probhaus bei St. Anna. (S. Anna-Gebäude.)

10. Der Jesuiterhof (siehe das.) und Garten in der Rothgasse der Roßgrube.

11. Die Herrschaft Mauer mit der dortigen Engelsburg. Die Herrschaft schenkte die Gräfin v. Trivulz 1609 dem Wiener Jesuiten-Collegium. Sie wurde laut Kaufvertrag vom 14. Jänner 1790 außer der Lizitation an Franz Mack um 115,915 fl. 53 kr. verkauft, die Enge'.

burg mit zwei Gärten aber laut Hofkanzlei-Dekret vom 14. Dezember 1776 dem Militär unentgeldlich überlassen.

Jesuiterhof (auf der Laimgrube).

Diese weitläufige, mit einem noch stehenden zweistockigen Haupt- und vielen zu Garten- und Meiereizwecken bestimmten Nebengebäuden versehene Besitzung der Jesuiten wurde laut Hofverordnung vom 14. December 1776 dem k. k. Hofkriegsrathe zugewiesen, welcher dieselbe der nahe liegenden Caserne am Getreidemarkte widmete, wie solches noch heute der Fall ist.

Der Jesuiterhof erstreckt sich vom ersten Hause der Rothgasse längs dem Glacis hin bis zum rückwärtigen Theile des sogenannten blauen Freihauses in der Dreihufeisengasse, und umschließt drei Höfe, wovon zwei ungemein groß sind. Dieser, heute unseren Blicken kahl sich darstellende Raum trug einst eine üppige, von schattenreichen Lustwäldchen überragte Vegetation, welche ihren geistlichen Besitzern zur Erholung diente, und dieser Vorstadtgegend einen heitern Anstrich verlieh, der jedoch bald dahin schwand, als die Kriegsgöttin die Stelle der duftenden Flora und der nährenden Pomona eingenommen hatte.

Ein Theil der alten Gebäude und der ehemaligen festen, von innen mit Wölbungen versehenen Umfangsmauer ist noch vorhanden; die ersten und hauptsächlich der im Quadrat aufgeführte, zwei Stockwerk hohe Tract gegen die Dreihufeisengasse dient zur Unterkunft einer Grenadierdivision; auch in demselben Hofe befindet sich auch die Wachstube des Reiterpikets, welche früher in der Rothgasse war.

Wenn man den Jesuiterhof vom Getreidemarkt betritt, so fällt die dort vor mehreren Jahren vorgenommene Probe der ersten Asphaltpflasterung auf, die eine Erdfläche von einigen Klaftern in der Länge mit einer angemessenen Breite einnimmt.

Im Jahre 1809, zur Zeit der zweiten feindlichen Invasion, war die Stimmung der Franzosen wegen der im Monate Mai verlorenen großen Schlacht bei Aspern auf das Äußerste gereizt, was nicht wenig beigetragen haben mag, die Ereignisse herbeizuführen, die wir hier kurz berühren wollen. Am 23. Juni entstand gegen die Abendzeit bei den k. k. Stallungen wegen eines sich in der Stadt verbreiteten Gerüchtes, daß die in diesem Gebäude eingesperrten Blessirten und Gefangenen der österreichischen Armee übel behandelt würden, ein Auflauf des Volkes, welches sich seiner Landsleute mit lauter Stimme annahm. Ein feindlicher Officier trug dem Anführer der Bürgerwache auf, die Volksmenge auseinander zu treiben. Dieser Bürger, der Tischlermeister Peter Tell, ging mit Ruhe zu Werke, und das verdroß den französischen Bramarbas so sehr, daß er unter den gröbsten Schmähungen den Säbel zog. Tell riß ihm die blanke Waffe aus der Hand, ließ sich's aber aus Unbedachtsamkeit beikommen, sie zu brechen und dem Franzosen vor die Füße zu werfen. In diesem Augenblicke kamen auch mehrere Gensdarms hinzu, die vom aufgeregten Volke mißhandelt wurden. Zum Glück machte eine anrückende, starke Abtheilung Bürgerwache dem Auftritte dadurch ein schnelles Ende, daß sie den Tischlermeister Tell, den Officier und die Gensdarms gefangen nahm und zum französischen Stadtcommandanten führten. Dieser entließ nach einem kurzen Verhör sämmtliche Eingebrachte, worunter sich auch der Bürger Tell befand. Diese Entlassung war jedoch nur ein grausames Vorspiel, welches darauf berechnet gewesen zu sein scheint, die Gemüther für den Augenblick irre zu führen. Mit dem ersten Grauen des folgenden Morgens wurde Tell aus seiner Wohnung, ja aus seinem Bette geholt, unter starker Bedeckung von Gensdarmen und nassauischen Rheinbundestruppen zum Jesuiterhof geführt, und

dort ohne weiteres Verhör, ohne Beobachtung irgend einer geſetzlichen Form an der Mauer erſchoſſen.

Auch an einem tragiſchen Nachſpiele mangelte es dieſer blutigen Handlung nicht. Eben als Tell dahingeopfert wurde, ging ſein innigſter Freund, der bürgerliche Vergolder Geiger, Hausbeſitzer in der Neudeckergaſſe vorüber, der ſich über die Schreckensſcene ſo entſetzte, daß er vom Schlage gerührt wurde.

Mit dieſem einen Opfer wollte ſich aber die Wuth der Feinde nicht begnügen, denn zwei Tage ſpäter, den 26. Juni ward an der nämlichen Stelle der Sattlermeiſter Eſchenbach ebenfalls erſchoſſen, weil dieſer Patriot zwei öſterreichiſche Kanonen bei ſich vergraben hatte. Ein fremder Geſelle, dem Eſchenbach Arbeit gab, ſoll der Angeber geweſen ſein. Bei dieſer Gelegenheit donnerte ein heftiges Proclam des Stadtcommandanten, General Andreoſſy, gegen den böſen Geiſt (wie er es nannte), der damals in Wien herrſchte. Dies gab den witzigen Wienern Stoff, ihr Mürhchen zu kühlen, und es erſchienen verſchiedene Volks-Reime, worin die Vermuthung des Proclams nicht nur auf alle erdenkliche Art perſifflirt, ſondern worin der böſe Geiſt, der damals wirklich in Wien herrſchte, mit Namen bezeichnet und geſagt wurde, die öſterreichiſchen Kanonen würden denſelben bald erlöſen.

Auf der Seite der Dreihaſeiſengaſſe befindet ſich eine Bierſchenke. Dieſe meiſtens von Soldaten und der unteren Volksclaſſe beſuchte Schenke, führt den Namen des Loches oder des Löchels, und zwar nicht ohne Urſache, denn ihre Räumlichkeit hat wirklich ſo viel Lochartiges an ſich, daß man ſich ein mittelalterliches Burgverließ nicht ſchauerlicher vorſtellen kann. Wenn demungeachtet es darin zu keiner Zeit an Gäſten mangelt, ſo muß der Grund davon anderswo, als in der Örtlichkeit liegen, und ſo verhält es ſich auch in der That, und die Urſache, warum es dieſer Spelunke nie an Zuſpruch fehlt, liegt in der guten Qualität des Getränkes, welches dort ausgeſchenkt wird. Es kann hieraus für die täglich neu auftauchenden, der Reſtauration des menſchlichen Körpers gewidmeten Glanz-Etabliſſements eine große Lehre abgeleitet, ſo wie auch die Veranlaſſung zu dem Vorſchlage genommen werden, die betrügeriſchen Wein- und Bierverfälſcher künftig zu ihrer Beſſerung in das Loch zu ſchicken.

Impfung.

Die Ehre, die Schutzpocken-Impfung in Wien eingeführt zu haben, gebührt dem Arzte Johann de Carro, geboren zu Genf den 8. Auguſt 1770, in Edinburg und Wien gebildet, und Mitglied der Wiener Mediciniſchen Fakultät ſeit dem J. 1796. Seine beiden Söhne Carl und Peter waren im J. 1799 die erſten Schutzpocken-Impflinge in Öſterreich. Die erſte Staatsverordnung wegen Einführung der Impfung erging am 20. März 1802.

Ingenieur-Akademie (K. K.).

Der erſte Gründer dieſer großartigen, muſterhaft eingerichteten Bildungsanſtalt zu den höchſten Kriegszwecken iſt Georg v. Brienner, Hof-Buchhalterei-Beamter. Dieſer Patriot gab den 4. Febr. 1735 — 20,000 fl. zu einer ewigen Stiftung, welche die Brienner'ſche genannt werden ſollte, damit 30 Jünglinge in der Arithmetik und Geometrie, in der Ingenieurs-Wiſſenſchaft, Mechanik, Feuerwerkskunſt und in Militär-Exercitien unterrichtet werden ſollen.

Um dieſes in's Werk zu ſetzen, räumte das Chaos'ſche Stift der neuen Anſtalt überhaupt ihr Gebäude ſammt Garten auf der Leimgrube ein. Der erſte Profeſſor erhielt jährlich 200 fl., die zwei andern jeder 150 fl., der Exercier-Meiſter für jede wö-

öffentliche Lektion von Georgi bis Michaeli ist. Die Stiftung wurde 1726, am 29. Dez. von Carl VI. in allen Punkten genehmigt.

So blieb diese Ingenieurs-Schule bis 1754, in welchem Maria Theresia dieses ursprünglich Chaoeische Stifthaus auf der Leimgrube für ihre neu errichtete Militär-Pflanzschule erkaufte, und die Schule unter der Aufsicht eines Ingenieurs-Majors, in das Graf Königsegg'sche Gebäude zu Gumpendorf übersetzte.

Im J. 1796 war diese Anstalt schon zu einer förmlichen Akademie auf 124 Zöglinge, worun 48 auf kaiserl. Kosten erhalten wurden, erwachsen und kam wieder in das Gebäude auf der Leimgrube. — Nicht-Stiftlinge bezahlten 220 fl. Kostgeld.

Durch einige Zeit ward die Ingenieur-Akademie in das k. k. Theresianum auf der Wieden versetzt, und das Haus auf der Leimgrube nahm das Bombardier-Corps ein; allein 1797 kam sie wieder auf die Leimgrube zurück.

Die Zöglinge bestehen aus solchen, welche die betreffenden Patrone für 80 Plätze vorschlagen und aus Kostzöglingen, welche Eltern oder Angehörige gegen ein Kostgeld jährlich von 430 Gulden C. M. und gegen Erlag eines Betrags von 120 fl. für die erste Uniformirung, welchen auch die Stiftlinge zu entrichten haben, dem Institute übergeben; das Aufnahmsalter ist von 13 — 15 Jahren. — Außer den systemmäßigen sechs Klassen besteht eine eigene Abtheilung für die fähigsten Zöglinge, die für das Ingenieur-Korps bestimmt sind. Nach vollständig beendigtem Lehrkurse werden jene Zöglinge, welche brauchbare Linien-Offiziere zu werden versprechen, dem k. k. Hofkriegsrathe zu Offiziersstellen in der Armee, und die weniger Anempfehlungswerthen zu Kadetenvorgeschlagen. Die für den höheren Lehrkurs des Ingenieurswesen bestimmten Zöglinge werden zu Armee-Unterlieutenants minderer Infanteriegebühr und nach befriedigender Vollendung desselben zu wirklichen Ingenieur-Unterlieutenants befördert.

Die Akademie steht unter dem Direktorate Sr. kaiserl. Hoheit, des Erzh. Johann, und einem Direktor, der ein General oder Oberst des Ingenieur-Corps ist. Ihm zur Seite stehen zwei Stabsoffiziere desselben Corps, von welchen der eine mit der Studien-Inspektion und der andere mit jener des Oekonomie- und Verrechnungswesens beauftragt ist.

Die Uniform der Zöglinge ist im Hause armeegrau, außer demselben weiß mit rothem Kragen und Aufschlägen und weißen Knöpfen; sie tragen Degen jedoch ohne Portepée.

An Hilfsmitteln zur Beförderung der Wissenschaften besitzt die Anstalt:

1. Eine Bibliothek von 3500 Bänden, größtentheils die Lehrgegenstände betreffend.
2. Ein physikalisches Cabinet, worin eine Bramahische Presse, vom General-Direktor, Erzh. Johann k. H. aus England gebracht, kostbare Nivellir-Instrumente, Theodoliten u. s. w. sich befinden.
3. Ein chemisches Laboratorium.
4. Ein Modell-Saal mit Modellen von Festungen, Schanzen u. s. w.
5. Einen, zwei Stockwerk hohen Saal für Gymnastik mit allen erforderlichen Apparaten.

Das heutige, zur Vorstadt Leimgrube gehörige großartige Gebäude (186), welches in der Stiftgasse nebst der Kirche eine Reihe von 53 Fenstern hat, wurde 1746 von der Herzogin Theresia Anna v. Savoien erbaut und 1797 demjetzigen Zwecke gemäß eingerichtet. Die schöne Kirche zum h. Kreuze entstand 1736, wurde 1749 erneuert und zeichnet sich durch einen der schönsten Thürme Wien's aus.

Innungssaal (der bürgerl. Bäcker).

Nur das Mittel der bürgerl. Bäckermeister ist im Besitze eines schönen Saales,

worin ſie ihre Zuſammentretungen halten und welcher die ganze Gaſſenfronte ihres Innungshauſes am Salzgries (211) und zwar im erſten Stockwerke einnimmt. Beſonderes Intereſſe hat aber dieſer Saal durch den ſehenswerthen Innungsbecher, der ſich dort befindet, und durch die eben ſo merkwürdigen, von den jeweiligen Zechmeiſtern oder Vorſtehern der Bäckerzunft ſeit drei Jahrhunderten beinahe ununterbrochen fortgeführten Denkbücher.

Bei dem jährlichen Aufzuge der Bäckergeſellen wurden zwei ſilberne Becher herumgetragen, von welchen der kleinere und weniger merkwürdige im J. 1810 bei Einlieferung des Silbers abgegeben und den Bäckern aber von Kaiſer Franz der größere, ſeines Kunſtwerthes, Alters und hiſtoriſchen Bedeutung wegen gelaſſen wurde. Er iſt bei anderthalb Schuh hoch, wiegt ſieben Pfund 23 Loth und gilt im Schätzungswerthe alter Zeit 376 fl. 29 kr. Der Pokal kann in 62 Stücken zerlegt werden; eine Gruppe von drei maſſiv gearbeiteten Bäckergeſellen, welche das Becken gleichſam auf ihrem Rücken tragen, bilden den Stiel des Bechers; einer derſelben hält die Zunftfahne mit der eingegrabenen Jahreszahl 1529, dem Jahre der Belagerung Wien's durch die Türken, ſeit welcher Zeit ſich nebſt andern Vorrechten auch jenes des jährlichen Aufzuges herſchreibt, und ein zweiter Geſelle hält ein Backſimperl empor, worin die Worte wegen Arbeit zu leſen ſind. Zu den Füßen dieſer Figuren auf dem Fundamente des Pokals liegen drei erſchlagene Türken ebenfalls von maſſivem Silber und wie die Bäckergeſellen von kunſtvoller Hand verfertigt. Zwiſchen dieſen Türken ſind vier Vorſtellungen von Minen-Arbeiten der Ungläubigen, ſo wie an der Schale ſelbſt Abbildungen der damaligen Anſicht des Hauſes zum Heidenſchuß, des Innungshauſes und des Bäcker-Aufzuges angebracht.

Der Denkbücher ſind drei vorhanden. Das älteſte beginnt mit 1572 und wurde von dem Zechſchreiber, Hanns Fuge, eröffnet. Unter den abgebildeten Gebäcksarten kommen vorzüglich die Bretzen, meiſtens herzförmig von Gekalt, die Weckerl und Kipfel, aber keine Semmel vor. Dieſe Bücher enthalten beinahe die Porträte ſämmtlicher Zechmeiſter (Oberverſteher), meiſtens in ſehr gelungenen Ölgemälden und von der Größe eines Schuhes auf Pergament. Jede Abbildung iſt mit dem Nationale des Originals und andern ſeine Perſon oder die Bäckerinnung betreffende, wiſſenswerthe Notizen verſehen. So ſieht man daraus, daß

das mürbe Gebäcke 1660 unter dem Namen »Mollinger Bacht« aufkam. Der erste Band geht bis 1723 und enthält 38 Zechmeister.

Der zweite Band beginnt mit dem Bildnisse Carl des VI., seiner Gemalin, ferner mit jenem von Maria Theresia und Franz I. ihrem Gemale. Nach dem Porträte des Hofbäckers und Zechmeisters Eberle folgt eine ausführliche, versifizirte Beschreibung der Belagerung von Barcellona im spanischen Erbfolgekriege.

Der dritte Theil beginnt mit 1778 und enthält auch die Bildnisse der verdienten Magistratischen Innungs-Commissäre, deren letzter der Magistratsrath Segner ist.

Endlich wird in dem mit dem Bildnisse Maria Theresiens und einem alten Kunsttische gezierten Innungssaale auch die alte, mit dem kaiserlichen Adler und der heiligen Jungfrau bemalte Zunftfahne von 1657 aufbewahrt, welche die wackern Bäcker bei der zweiten Belagerung durch die Türken 1683 zum Kampfe führte.

Invalidenhaus.

Unter den öffentlichen Gebäuden der Landstraße zeichnet sich das große Invalidenhaus aus, welches 600 Mann in sich faßt, und hart am Canal liegt. Nebst dem Erdgeschoße hat es zwei Stockwerke, einen sehr geräumigen mit Alleen besetzten Hof und eine niedliche, 1727 entstandene, dem h. Johann v. Nep. geweihte Hauscapelle, deren Marmor-Altar, die Abnahme Christi vom Kreuze, aus Donners Meisterhand hervorgegangen ist.

Der unter Österreich's Fahnen dienende Prinz Max von Hannover hatte das hier stehende vorige Gebäude von Herrn v. Tepfer erkauft und als Lustgebäude angelegt. Cardinal Kollonitsch, der einen Theil seiner Armen in der Münzwardein zu Gumpendorf untergebracht hatte, sammelte so lange bis er dem Prinzen 1724 Garten und Gebäude um 42,000 fl. abkaufen und zu einem Versorgungshause einrichten konnte.

Am 11. März 1727 führte der Bischof von Veglia die Gumpendorfer Armen in dieses Haus ein. Bald erhielt es auch eine Stiftung für 30 Knaben und 30 Mädchen, und eine Capelle zur Ehre des Fürsprechers der Armen, wovon das Haus insgemein das Johannesspital (siehe das.) oder Nepomuzenispital hieß.

1783 wurde es, gleich der andern Kollonitsch'schen Stiftung aufgelöst. In das leerstehende Gebäude wurden die Invaliden aus ihrem ehemaligen Versorgungshaus in der Alsergasse übersetzt. Während der obersten Leitung des Kriegswesens des Erzh. Carl (1801 — 1809) geschah auch für das Invalidenhaus sehr Vieles.

Der große Saal enthält eine Reihe Büsten der berühmtesten Heeresfürsten Österreich's vom Director Jos. Klieber, und die Enden des Saals schmücken die beiden großen Schlachtgemälde von Peter Krafft, die im Angesichte Wien's geschlagene Rettungsschlacht von Aspern — und jene von Leipzig vorstellend. Ersteres wurde von den Bürgern und letzteres von den nied. ö. Ständen hieher gestiftet.

Auf dem Gemälde der Marchfeldschlacht von Aspern zeigt sich der Generalissimus Erzh. Carl. Hinter ihm blickt Österreich's wahrer »magister equitum,« der Fürst Joh. von Liechtenstein hervor, den das Sieges-Bulletin unter dem ganzen, zu gleichem Anspruch auf den Dank des Vaterlandes berechtigten Heere, als den ersten Soldaten von Aspern, hervorhob; weiter rückwärts der General-Quartiermeister des Tages, Max. Freih. von Wimpffen; um den Generalissimus die Corps-Commandanten Graf Bellegarde, Baron Hiller und die Fürsten Rosenberg und Hohenzollern, die Generäle Stipschitz, Wartensleben, Grünne, Stutterheim; die General-Adjudanten Stei-

ninger und Graf Collorédo, General Smola von der Artillerie, Oberst-Lieutenant Baron Rothkirch vom General-Stab und als Repräsentanten der Landwehr Oberst-Lieutenant Saintquentin, von der Wiener, Major Fürst Kinsky von der böhm. Landwehre.

Die beiden Vordergruppen bilden, rechts die gefangenen franz. Generale Fouler und Durosnel, links der sterbende heldenmüthige Artillerie-Lieutenant Zakrzeill. — Eine Mittelgruppe von Verwundeten stellt die Verbindung her.

Die Aufgabe des Leipziger Schlachtfeldes: Fürst Carl Schwarzenberg, die verbündeten Monarchen mit der Kunde der sieggekrönten Entscheidung begrüßend, theilte dieses Bild, nicht zu seinem Vortheil in zwei heterogene Hälften, in deren einer noch die Bewegung der Schlacht, in der andern die Ruhe des Hofes, des höflichen Anstandes und der Etikette sich abspiegelt, zwischen denen der nächste Übergang und die Verbindung sehr schwer zu halten ist.

Den 12. Febr. 1808 gab in dem Invalidenhause die Kaiserin Maria Ludovica zur Feier des Geburtstages Kaiser Franz des I. ein glänzendes Fest, wobei das kaiserliche Paar selbst erschien und das Gebäude prachtvoll mit Trophäen geschmückt war. Ignaz Bachmann, ein 104 Jahre alter Invalide, der schon 1716 unter Eugen von Savoien gedient hatte, empfing das erlauchte Paar. Das Fest bestand in einem Hochamte, einem großen Gastmale, einer Beleuchtung, wobei 13,000 Lampen, 140 Fackeln und 80 Vasen mit Weingeist brannten, und einem Balle.

Das Corps der hier befindlichen Invaliden wird blos gebraucht, in der Stadt einige kleine Posten zu besetzen und in öffentlichen Anstalten z. B. im Augarten, Belvedere ꝛc. Ordnung zu erhalten, wofür sie nebst ihrer Löhnung noch eine Zulage erhalten. Das schöne Gebäude hat die Inschrift:

„Patria laeso Militi."

Jährlich den 18. Oktober findet darin eine große Feierlichkeit zum Gedächtniß der Schlacht bei Leipzig Statt. An diesem Tage und einige Tage darauf steht das Invalidenhaus auch Jedermann zur Besichtigung von Krafft's Gemälden offen.

Ein Filial-Invalidenhaus für unbemittelte Offiziere befindet sich im Neu-Lerchenfelde (155 und 157).

Inzersdorf.

Inzersdorf wird zum Unterschiede von den beiden im Lande unter der Enns liegenden gleichnamigen Orten mit dem Beisatze am Wienerberge bezeichnet; es ist ein großes an dem Liesingbache liegendes Dorf, und schon seit dem 13. Jahrhunderte bekannt, da sich eine adelige Familie davon schrieb.

Wann diese Familie ausgestorben, ist unbekannt, so viel ist am Tage, daß Inzersdorf 1559 ein Eigenthum des Hieronymus Beck von Leopoldsdorf war, und sich 1575 in dem Besitze Adams Geyer v. Osterburg befand.

Christoph Geyers Witwe, Rosina, geb. von Galler, verkaufte es 1652 an Virgil v. Ungnechtsberg. 1677 war Herr des Dorfes Peter v. Aichen; von seinen Erben ist 1693 Carl v. Aichen bekannt. Später (1717) erscheinen als Herrschaft zu Inzersdorf, Rosamunda Franciska, Freiin v. Königsacker, und die Reichshofräthin v. Steininger auf den andern halben Theil. Der Ersteren Tochter, Maria Ant. v. Auersberg, besaß es 1741, und 1765 Ferdinand Graf v. Harrach.

Dieser hinterließ die Herrschaft 1783 seiner Tochter Rosina, Gräfin v. Kinsky, und 1803 erscheint Jac. Jos. v. Simonid als Besitzer, welcher es 1807 an den Herzog von Salucco Corigliano ver-

kaufte. Heutzutage ist es ein Eigenthum des Hrn. Alois Miesbach.

Die Kirche wurde bei dem türkischen Einfalle 1529 ein Raub der Flammen, und lag noch 1544 im Schutte. Da die Wohnung der Priester ebenfalls nicht hergestellt ward, so zogen die beiden Geistlichen nach Wien und wohnten im Klagbaume.

Weil kein Unterricht in der katholischen Lehre ertheilt werden konnte, so suchten sich die Lehrer aus Luthers Schule einzudrängen, was ihnen um so leichter gelang, als die Familie des Gutsbesitzers sich für diese Lehre erklärt hatte. Geyer v. Osterburg, Besitzer Inzersdorf's und Hernals, that den neuen Lehren mächtigen Vorschub und so geschah es, daß Joh. Fehler zum Besitz der Pfarre kam, dem noch ein anderer Prediger, Leonhard Hosius beigegeben wurde.

Als 1579 die Ausübung der Lehre Luthers abgestellt wurde, liefen ihre Anhänger aus der Stadt zu den Reformationspredigern, welche sich auf den Schlössern nächst Wien, zu Hernals, Wösendorf und Inzersdorf, unter dem Schutze der Gutsbesitzer festgesetzt hatten. Zu Inzersdorf dauerte dieses bis 1585, wo Geyern auf kaiserl. Befehl angedeutet wurde, daß der lutherische Prediger blos ihm zugestanden sei; daß aber keineswegs geduldet werde, fremde Unterthanen bei seinen Predigen zuzulassen.

Da der Prediger nicht Folge leistete, so wurde er mit Arrest bedroht; weil aber Wolf v. Liechtenstein und Franz von Gera sich für ihn verbürgten, daß er sich bis zu Ausgang der Sache der Predigten und Kirchenübungen enthalten werde, wieder auf freien Fuß gestellt. Doch die Prediger fuhren in Verkündigung der neuen Lehre fort, sie wurden daher durch Erzherzog Ernst 1590 des Landes verwiesen.

Allein schon 1592 erschien daselbst ein neuer lutherischer Prediger, der so lange blieb, bis Ferdinand II. 1627 alle evangelischen Prediger aus Österreich verbannte. Der Gutsbesitzer Geyer erhielt den Befehl, Inzersdorf zu verkaufen.

So kam die Pfarre wieder auf, und hätte sich bald erholt, wenn nicht beim zweiten Türkeneinfall 1683 die Kirche abgebrannt, und alle Bewohner, die nicht entflohen waren, ermordet worden wären. Der neue Pfarrer traf 1684 nichts als eine Brandstätte an, und mußte daher in Wien wohnen, von wo er täglich hinaus ging, um für die Wiedererbauung der Kirche zu sorgen.

Die Kirche sah noch 1744 mehr einer Mördergrube als einem Gotteshause gleich, indem darin keine Fenster, sondern bloße Schießlöcher waren; der Hochaltar war zusammengefallen, der Fußboden voll Gruben und ohne Pflaster.

Diesem Übel wurde durch die Gräfin Maria Antonia v. Auersberg abgeholfen. Eine am 8. Junius ausgebrochene Feuersbrunst verwandelte die Kirche neuerdings in einen Steinhaufen; der Herzog von Corigliano erklärte sich 1818, von Grund aus eine neue Kirche zu bauen. Als der Bau begonnen hatte, starb er, das Unternehmen wurde jedoch von seinem Sohne, Philipp, fortgesetzt, und 1820 beendigt.

Die Kirche ist eine Rotunde von gefälliger Form. Den Hochaltar ziert das Bild des Patrons Nikolaus. Der viereckigte Thurm und die Kuppel sind mit Zinkplatten gedeckt, und mit einem Wetterableiter versehen.

In den Pfarrbezirk von Inzersdorf gehört die merkwürdige Marterſäule auf der Spitze des Wienerberges, Spinnerin am Kreuz (Spinnerkreuz) genannt.

Johannes (St.)

Dieses Original-Gemälde von B. E. Murillo, welches sich in der k. k. Gallerie im Belvedere befindet, gehört unter die schönsten und beliebtesten Kunsterzeugnisse dieser Art und zeichnet sich durch die kindliche Unbefangenheit, den unschuldsvollen Blick und

die graziöse Haltung des h. Johannes vorzüglich aus.

Der Künstler wurde zu Sevilla 1618 geboren, hatte in seiner Jugend mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, ehe er seinem innern Drange folgen, und sich der Malerei widmen konnte. Nie verließ ihn sein Eifer für das Beste der Kunst, und er wollte nicht nur gefallen, sondern auch nützen; daher errichtete er trotz allen Cabalen eine Akademie, die endlich höhere Bestätigung fand, und wobei er 1660 zum Präsidenten ernannt wurde. Er starb zu Sevilla 1682.

Dieses Gemälde ist um so schätzbarer, je kleiner die Zahl der Schöpfungen dieses Meisters ist, die sich in Wien befinden.

Johannes- (von Nep.) Capelle.

Auf der hohen Brücke steht eine von sechs korinthischen Säulen und rings umher von Glas umgebene kleine Capelle, in welcher der heil. Johannes v. Nep. in Alabaster gehauen, zu sehen ist; dabei befindet sich ein kleiner Altar, worauf zu gewissen Zeiten Messe gelesen wurde. Das ganze Werk ist sehr kostbar, und von dem ehemaligen Cardinal von Sachsen-Zeitz, dem das anstoßende Haus (227) gehörte, diesem Heiligen zu Ehren 1719 aufgerichtet worden, wie die Inschrift bezeugt:

DIVo Ioanni gLorioso seCVLI
thaVMatVrgo.

(Dem glorreichen Wunderthäter dieses Jahrhunderts, dem h. Johann).

Auf der andern Seite der hohen Brücke stand die Statue des h. Cajetan, welche ebenfalls schön gearbeitet war.

Bei dieser Capelle sollen viele Wunder geschehen sein, die in eine Brochüre gesammelt wurden und wovon hier eines mitgetheilt wird.

»Als die Capelle unsers Heiligen auf der hohen Brücke fertig geworden, nahm sogleich auch daselbst durch die Vorbeigehenden die Andacht ihren Anfang, und man sah, wie heut zu Tage noch die Leute vor der Statue des h. Johannes auf den Knien liegend, ihr Gebet verrichten. Eines Tages ging daselbst ein Jude vorbei, und als er die Schar der Betenden wahrnahm, blieb er stehen und betrachtete eine Zeit lang das Bildniß des Heiligen mit unverwendeten Augen. Ein Christ fragte ihn, was er an dem Heiligen betrachte? Ob er etwas von demselben begehre? Ich habe einen Rechtshandel, sagte er, wider meinen Gegner, der hängt schon lang bei Gericht, und wird nicht ausgemacht. Ich habe gehört, daß dieser Heilige viel vermöge. Wann ich durch seinen Beistand meine Sache behaupte, nehme ich die christliche Religion an, laß mich taufen, und will zu Ehren dieses Heiligen eine Statue aufrichten lassen. Kaum war der andere Tag vorhanden, nahm der lang verschobene Prozeß ein gewünschtes Ende, und von der Stunde an trat der Jude zur kath. Religion über.«

Johannesgasse.

Sie verbindet die Kärntnerstraße mit der Seilerstätte und ist eine der ältesten Stadttheile, indem sie in Urkunden schon 1301 und zwar nach dem dort liegenden Sitze des Johanniterordens genannt wird. Was dieser Gasse einen besondern Werth gibt, sind die Gebäude, welche sie bilden und die alle für sich betrachtet, ein eigenes Interesse gewähren.

Betreten wir sie von der Kärntnerstraße, so liegt zur linken Hand das gräflich Abensberg und Traun'sche Majoratshaus (970), an welchem das schöne Gebäude der k. k. Hofkammer (971—972) grenzt. Ursprünglich stand hier der herzogl. Hollsteinische Pallast, worin 1700 die kais. Rechenkammer verlegt wurde; den neuen Aufbau verdankt es dem Hause Questenberg, von welchem es durch Erbschaft an die Kaunitze kam, unter welchen es in diesem Jahrhunderte größtentheils von der

französischen Gesandtschaft bewohnt wurde. Das anliegende Münz- und Kupferamtshaus (973) ist seines Alters wegen beachtenswerth. Ebenso das Goldbergsche Stifthaus (975, S. d.) das Savoien'sche Damenstift (977, S. d.) und die eiserne Birne (978, S. d.) Diesen gegenüber liegt das Ursulinerinnenkloster und Kirche (979, S. d.), der 1845 neu aufgeführte kleine Mariazellerhof (984, S. d.) und ein Theil des St. Annagebäudes (980, S. d.). Der Johanneshof (981) bildet die Ecke der Kärntnerstraße.

Johanneshof und Kirche.

Die Ankunft der Ritter vom Hospital St. Johann zu Jerusalem fand spätestens unter den Söhnen Leopold des VI. von Babenberg, Friedrich dem Katholischen und Leopold dem VII. oder dem Glorreichen Statt.

Die Kirche und das Haus dieses Ordens in der Kärntnerstraße stand urkundlich schon 1200 und wurde durch lange Zeit das Pilgramhäusl genannt. Es wurde unter Ottokar in der großen Feuersbrunst zerstört, aber durch ihn schöner aufgebaut.

In Zwettler-Urkunden von 1269 wird der erste Comthur dieses Ordens in Wien Marquard genannt. Um 1300 faßten die Johanniter nach dem Verluste des h. Landes auf der Insel Rhodus festen Fuß, und wurden Rhodiser genannt. Auch von hier 1522 durch die Türken vertrieben, schenkte Carl V. 1530 dem Orden die Insel Malta, weßhalb die Ritter den Namen Malteser erhielten.

Vor einem Jahrzehende begann in Österreich der Orden mit kais. Bewilligung wieder Candidaten aufzunehmen, deren Noviziat von Rom aus, so ferne es die Karavane und den ewigen Krieg gegen die Türken betrifft, dispensirt wird.

Die Kirche zu St. Johann in der Kärntnerstraße ist ein schönes Monument des berühmten Großmeisters La Valette und wurde nach mehreren Erweiterungen und Verschönerungen 1806 durch den Comthur Franz Grafen von Collorede vergrößert und mit einer schönen Fronte versehen; das Hochaltarblatt ist von Tobias Bock gemalt.

Den 2. Mai 1845 wurde darin dem Erzh. Friedrich, Sohn des Erzherzogs Carl, in Gegenwart Ihrer Maj. der Kaiserin Mutter, Ihrer Maj. der Königin v. Sachsen und anderer Personen des allerh. Kaiserhauses der Ritterschlag des Ordens ertheilt.

Der gegenwärtige Comthur des Ordens in Österreich ist der 27. an der Zahl mit Übergehung einer Lücke von 1269 bis 1336, von welcher Zeit keine Urkunden vorhanden sind. Der Großprior residirt in Prag.

Das heutige Gebäude entstand vor einem Jahrzehend, das vorige war zweistöckig und hatte sein Einfahrtsthor in der Kärntnerstraße. Es war ein ehrwürdiges, alterthümliches Gebäude, welches seine historischen Erinnerungen mit einem größern Zinserträgnisse vertauscht hat.

Johanneskirche (in der Jägerzeile).

Zu den neuen Bauwerken gehört die Pfarrkirche mit dem Pfarrhofe, welche in der Praterstraße sich erhebt. Die erste Veranlassung zum Baue einer Capelle in dieser Gegend gab ein Bildniß der Mutter Gottes, genannt: „Maria von Pötsch". Eine bei dieser Pfarre aufbewahrte Urkunde erzählt darüber auf eine treuherzige Weise Folgendes:

„Im Jahre 1729 wohnte in der Jägerzeil, in dem sogenannten Aichbiegelhause, welches mit Nr. 7 (jetzt 50 und 51) bezeichnet ist, ein herrschaftlicher Laufer, welcher das Bildniß „Maria von Pötsch" auf seinem Hausaltare aufgestellt hatte. In diesem Hause entstand im besagten Jahre

eine Feuersbrunst, die Wohnung stürzte ein, und die Flamme verzehrte dessen ganze Habe, nur das Bild der heil. Maria von Pötsch blieb unversehrt. Durch diese Feuersbrunst gerieth der Laufer, der dienstlos war, mit seinem Eheweibe und fünf Kindern in die größte Armuth.

Hatte er mit seiner Familie das Bild der hochgebenedeiten Gottesmutter vorher verehrt, so verehrte er es jetzt, nachdem es von der Flamme wunderbar verschont geblieben war, um so mehr. Täglich wurde Morgens und Abends vor dem Bilde gebetet, und durch die Fürbitte Mariä, Hilfe von oben erwartet. Als eines Tages der arme Laufer und sein Weib in die Arbeit gingen, kam, nach Aussage der Kinder, welche allein zu Hause waren, eine weiß gekleidete Frau und legte auf den kleinen Marienaltar einen Beutel mit Geld, womit dieser Familie in ihrer Noth geholfen wurde.

Bald darauf ist das Bildniß Maria von Pötsch an einem großen Baume in der Jägerzeil am Kaiserwege, nun Praterstraße genannt, angebracht, und so der allgemeinen Verehrung freigegeben worden. Wer immer mit Vertrauen vor dem Bildnisse betete, dem ward geholfen. Zur Danksagung für die empfangene Hilfe wurden bald viele werthvolle Opfer auf den Baum aufgehängt, und um diese zu sichern, fand man für gerathen, eine Capelle aus Bretern darüber zu errichten.

Als 1730 in Wien die Pest herrschte, und von derselben auch einige Häuser in der Praterstraße, namentlich das Haus des Freiherrn von Gudenus (nun Nr. 184 Heinisch) und das wälsche Haus (nun Zwainzinger) ergriffen, und deßhalb gesperrt wurden, so stiegen die Kranken zur Nachtzeit aus den Fenstern, strengten sich an, zum Bildnisse der Gnadenmutter zu gelangen, verharrten daselbst die Nacht hindurch im Gebete und gingen am Morgen, befreit von der Plage und ganz gesund nach Hause*). Für die Gnade der so wunderbar abgewendeten Pest beschloß die Gemeinde Jägerzeil eine Procession nach der St. Brigitten-Kirche abzuhalten, um Gott zu danken.

Die Gemeindeglieder versammelten sich bei der Capelle Maria von Pötsch und gingen von da betend und singend aus. Als die Procession bei dem an dem Ende der Allee befindlichen, noch gesperrten Schrankenbaum ankam, sprang dieser von selber auf, worüber alle Anwesenden staunten und sich freuten.

Nachdem 1731 ein heftiger Sturmwind den Baum, der dem Bildnisse der Mutter Gottes zum Altare diente, umgerissen, und diesen sammt der bretternen Capelle zersplittert hatte, blieb dasselbe neuerdings unversehrt. Dies bewog den Joseph Sperlbauer, gewesenen k. k. Forstmeister im Prater, und den Grafen Caraffa, die Einleitung zu treffen, daß auf dem Platze, wo der Baum mit der hölzernen Capelle gestanden war, eine steinerne erbaut werde. Kaiser Carl VI. gab die Bewilligung dazu. Schon im J. 1736 war der Bau vollendet, und es wurde am 8. December, als am Feste Mariä Empfängniß, die erste heilige Messe in der neuen, zu Ehren des heil. „Johann von Nepomuck“ erbauten Capelle, in welcher auch das Bild Maria von Pötsch zur Verehrung aufgestellt war, abgehalten.“

Diese Capelle bestand bis 1780, um welche Zeit Joseph II. den Prater mit Alleen und Anlagen verschönerte. Da nämlich die St. Johannes-Capelle die halbe Breite der Praterstraße einnahm, und daher theils die Ansicht des Praters verstellte, theils die Zufahrt dahin unbequem machte, so ließ sie der Kaiser abbrechen, und statt derselben die noch stehende freundliche kleine Kirche zum heil. Johann von Nepo-

*) Es ist geschichtlich bekannt, daß damals kein einziger Mensch in der Jägerzeile an der Pest gestorben ist.

muk, 20 Klft. aufwärts von der abgebrochenen Capelle, auf einem, von Mathias Moshammer angekauften Theile des demselben gehörigen Hauses in der Leopoldstadt Nr. 412 (nun 500), erbauen. Das Bild Maria v. Pötsch fand auch in der neuen Kirche wieder über dem Tabernakel einen Platz. Der Grundstein wurde am 30. September 1780 gelegt.

Die Kirche ist bald nach ihrer Einweihung, 1783 mittels Verordnung vom 24. October bei der, von Joseph II. vorgenommenen Pfarreintheilung, zu einer Pfarrkirche in Vorschlag gebracht, aber dazu erst 1786 den 29. Mai erhoben worden.

In der Geschichte dieser Kirche darf die durch ruchlose Hände in der Nacht vom 23. auf den 24. December 1823 verübte Entwendung vieler Ornate und eines großen Theils von frommen Opfergaben, worunter der Schmuck des Frauenbildes am Hochaltare und alle Votivmünzen begriffen sind, eben so wenig als der Umstand mit Stillschweigen übergangen werden, daß das Geraubte in kurzer Zeit durch die Frömmigkeit der Pfarrkinder ersetzt wurde.

Seit der Zeit der Pfarr-Errichtung hatten in diesem Bezirke viele Neubauten Statt, so daß die Vorstadt Jägerzeile auf 67 und der Antheil der Leopoldstadt auf 152 fast durchaus großartige Häuser angewachsen ist. — Mit den vermehrten Häusern nahm auch die Population so zu, daß die jetzige Seelenzahl sich auf 11,000 belänft. — Die anfangs als Pfarrkirche viel zu kleine Kirche genügte nun nicht mehr. Diesen Umstand, den schon der vorige Pfarrer, Joseph Gorbach, gefühlt haben mag, indem er zum Baue einer größeren Kirche 1000 fl. legirt hat, machte der gegenwärtige Hr. Pfarrer Johann Sterle, bald nach seinem Pfarrantritte im Einklange mit den Gemeindevorstehern geltend. Die Bitte um eine neue Kirche wurde gewährt, ein Theil des Freiherrn von Gudenus'schen Gartens um 70,000 fl. C. M. aus dem Religionsfonde als Bauplatz für Kirche und Pfarrhof angekauft, und die Ausführung des Baues unterm 26. Juni 1841 von Kaiser Ferdinand I., nach dem Plane des Carl Rösner, k. k. Professors an der Akademie der bildenden Künste in Wien, anbefohlen. — Diesem Befehle gemäß begann am 11. October der Bau. Unter der Leitung des Professors Rösner, und durch den bürgerl. Baumeister Hrn. Joseph Straberger waren einige Tage vor Weihnachten 1845 die Fundamentirungen vollendet.

Johannesspital.

Dieses Spital war die großartigste Armenanstalt Wien's und es befand sich dort, wo heute das Invalidenhaus steht. Seine Geschichte ist folgende.

Der Wunsch Carl des VI., die Armen häuslich unterzubringen und zu unterstützen, beschäftigte lange den Cardinal Kollonitsch. Er miethete 1723 für die Armen in Gumpendorf die Münzwardein und kaufte unterstützt vom Kaiser und Wohlthätern, worunter vorzüglich der Kaufmann Albrecht von Mannsegg gehört, 1724 auf der Landstraße das Sommergebäude des Prinzen Maximilian von Hanover sammt dem Garten um 41,150 fl., richtete beide zu einem Versorgungshause ein, worin am 11. Mai 1727 an einem Sonntage der Bischof von Veglia, Graf von Seitz, die Armen von Gumpendorf in einer feierlichen Prozession unter Begleitung aller Spitäler und einer zahlreichen Geistlichkeit einführte.

Bald darauf wurde dabei eine Stiftung für 30 Knaben und 20 Mädchen gemacht und eine Kirche zu Ehren des h. Johann von Nepomuck, des Fürsprechers der Armen, erbaut, von welcher das neue Versorgungshaus den Namen des Johannesspitals erhielt.

Diese Anstalt fand so reichliche Unterstützung, daß sie 1783 bei ihrer Auflösung in

milde Handgaben außer dem Hause noch ein Vermögen von 942,585 fl. beſaß, welches größten Theils von Frauen herrührte.

Ihre Anzahl belief ſich auf 330, worunter ſich beſonders auszeichneten: die Herzogin Thereſia von Savoien-Lichtenſtein; die Fürſtinnen Auerſperg, Lamberg, Lobkowitz, Eſterhazy; die Gräfinnen Martinitz, Mitkoſch, Lamberg, Roſenberg, Fünfkirchen, Dietrichſtein, Kohary, Aſpremont, Paar, Kufſtein, Eſterhazy; die Freiinnen v. Buel, Dobblhof, Wartenſtein; die Frauen von Engelshofen, Menshengen und Linder.

Das Gebäude des aufgelöſten Spitals wurde den Invaliden gewidmet (S. daſ.).

Johannſtein.

Von der Ruine Mödling durch die hintere Brühl gelangt man in 1½ Stunde nach Sparbach. Im Thiergarten dieſes Ortes, zu welchem der Eingang durch das Förſterhaus führt, ruhen auf einem freiſtehenden Felſen, an welchem der Sparbach vorüber rauſcht, mitten zwiſchen hohen und waldigen Bergen die Trümmer der Burg Johannſtein.

Dieſe Ruine iſt zwar nicht groß, aber der Bau ſelbſt einer der kühnſten ſeines Zeitalters. Im Innern befinden ſich zwei Gemächer in brauchbaren Zuſtand geſetzt; auch iſt der Ort der ehemaligen Capelle durch Form und Fenſter kenndar.

Die Lage Johannſtein's zwiſchen dichtbewaldeten Bergen, welche daſſelbe zum Theil überragen, iſt ungemein maleriſch; vor der Ruine gegen Sparbach liegt ein Teich und von dieſer Seite allein öffnet ſich eine bis Wildeck reichende Ausſicht.

Die früheſte Geſchichte dieſer Burg iſt in undurchdringliches Dunkel gehüllt, doch iſt gewiß, daß einſt die Familie Johannſtein dieſe Burg beſaß, und wahrſcheinlich iſt ſie auch von ihr erbaut. Ein Heinrich Stark von Sparbach erſcheint in den Annalen der Vaterlandsgeſchichte im J. 1402, doch erſt mit dem 16. Jahrhundert kann man die urkundliche Geſchichte dieſer Ruine beginnen. 1571 war Andreas Thonradl Eigenthümer Johannſtein's am Sparbach. 1653 kaufte dieſe der Abt von Heiligenkreuz; vom Stifte erkaufte ſie die Familie der Jörger von Tollet, von welcher die Herrſchaft auf den berühmten Quintin Jörger überging.

Im J. 1745 kaufte Philipp v. Marienberg dieſe Herrſchaft an ſich. Im J. 1800 kaufte ſie von Ant. Ulrich von Siedentop, Georg v. Jettner und 1803 von ſelbem Graf v. Clary, endlich 1809 Fürſt Joh. v. Liechtenſtein, welcher ſie mit ſeinen übrigen Beſitzungen vereinigte.

Joſephinum (Das).

oder die k. k. mediciniſch-chirurgiſche Joſephs-Akademie in der Währingergaſſe der Alſervorſtadt (221), iſt eines der ſchönſten Denkmäler Joſeph des II. Es wurde am 7. Nov. 1785 von ihrem erſten Director, dem berühmten Ritter von Brambilla eröffnet. Durch die Gründung dieſer großartigen Anſtalt hat ſich der große Fürſt für die Menſchheit unſterblich gemacht. Da ſeinem Scharfblicke nicht entging, daß die Wundarzneikunde damals in ſeinen Staaten in einem ſehr vernachläſſigten Zuſtand war und die Militär-Wundärzte meiſtens aus dem Auslande genommen werden mußten, ſo beſchloß er ein eigenes Inſtitut zu errichten, um Wundärzte zu bilden.

Er kaufte in Folge deſſen 1784 einen Grund in der Währingergaſſe, und ließ nach dem Grundriſſe des Architekten Marino aus Mailand das herrliche Gebäude aufführen, welches wir noch heute bewundern.

Die Akademie wurde mit großer Feierlichkeit eröffnet. Die Inſchrift daran lautet:

Munificentia et Auspiciis Imp. Caes. Josephi II. p. F. Schola Medico-Chirurgica militum morbis et vulneribus curandis sanandisque instituta aede et omni supellectile salutaris artis instructa Anno R. S. MDCCLXXXV.

Es ward zum Gedächtniß der Eröffnungsfeier auch eine Münze von Gold, 40 Dukaten schwer, geprägt.

Unter Franz I. im J. 1822 erhielt diese Anstalt eine neue Gestaltung, wobei der medicinisch-chirurgische Lehrplan der Hochschulen vollständig beibehalten wurde.

Die Akademie hat einen dreifachen Wirkungskreis.

a. als Lehranstalt,
b. als permanente Feld-Sanitäts-Commission und
c. als gelehrte Gesellschaft.

Als Lehranstalt bildet sie nicht nur geschickte Feld-Chirurgen, sondern durch Vereinigung des medicinischen und chirurgischen Studiums auch Feldärzte. Der Unterricht ist zu diesem Behufe in 2 Lehrcurse, in einem niederen (kleinen) bloß chirurgischen und in einem höheren (großen) medicinisch-chirurgischen eingetheilt.

Der kleine Lehrcurs dauert 3 Jahre, nach deren Vollendung die tauglich gefundenen Schüler Patroni chirurgiae und in der Armee als Unterärzte angestellt werden. Individuen, welche die Gymnasialstudien beendigt haben, können den dritten Jahrgang wiederholen und werden nach gut abgelegten Prüfungen Magistri der Chirurgie. Diese sind verpflichtet in der Armee 10 Jahre zu dienen, die Patroni aber nur 8.

Der höhere Lehrcurs dauert 5 Jahre. Nach Vollendung der Studien desselben werden zwei strenge Prüfungen vorgenommen, die Zöglinge sind verpflichtet fünf Krankengeschichten zu verfassen, sie machen eine dritte öffentliche praktische Prüfung, schreiben eine Dissertation und werden hierauf Doctoren der Medicin und Chirurgie, wie auch Magister der Augenheilkunde und Geburtshülfe, und in der Armee Oberärzte. Sie haben vollkommen dieselben Rechte wie alle auf inländischen Universitäten graduirte Doctoren und sind verbunden, 8 Jahre in der Armee zu dienen.

Als permanenter Feld-Sanitäts-Commission werden der Akademie vom Hofkriegsrathe Gegenstände, welche das Sanitätswohl oder medicinisch-gerichtliche Fälle der Armeen oder der Militärgrenze betreffen, zur Entscheidung vorgelegt.

Als gelehrte Gesellschaft trägt die Akademie durch Herausgabe gelehrter Abhandlungen und durch Preisfragen zur Erweiterung der Wissenschaft bei, hält ihre besonderen Sitzungen und nimmt nach bestimmten Directiven, Mitglieder auf.

Die Akademie steht unter einem Director, welcher k. k. Hofrath, oberster Feldarzt der Armee und Präses der Feld-Sanitäts-Commission ist.

An Hülfsmitteln sind vorhanden:

1. eine bedeutende Bibliothek.
2. eine Mineralien-Sammlung, 3000 Stück nach Moos geordnet, theils Schau- theils kleinere Stücke. Die Conchylien-Sammlung nach Lamark eingetheilt besteht aus 5500 Exemplaren.
3. eine zoologische Sammlung von 8000 Exemplaren; an Zoophyten 100 Arten, nach Lamark; — an Eingeweidewürmern 43 Arten; — an Schalthieren 100 Exemplare von 29 Arten; — an Insekten 1200 Exemplare, 650 Arten nach Latreille; an Krustazeen 60 Exemplare von 17 Arten; — an Anneliden 100 Exemplare; — an Cirrhipeden 20 Exempl. in 5 Arten; — an Reptilien 70 Exempl.; — an Vögeln 300 Exemplare von 206 Arten; — an Säugethieren 60 Exemplare von 41 Arten; — an Fischen 200 Exemplare zu 120 Arten.

Außerdem viele schöne Skelette der 4 obern Thierklassen und 10 vollständige

Zahnsammlungen von Säugethieren. Dieſes Muſeum wurde erſt 1824 nach Wiedereröffnung der Akademie errichtet.

4. Eine ſchöne Sammlung von 225 meiſtens erotiſchen Pflanzen, 200 Schwämmen und einer pomologiſchen Sammlung von 170 Exemplaren, ſämmtlich aus Wachs geformt, im Ganzen 1195 Stück.
5. Der botaniſche Garten mit 400 Spezies, beſonders Medizinal- und Giftpflanzen, und mit 2 Glashäuſern.
6. Eine Sammlung phyſikaliſcher und chemiſcher Apparate in Verbindung mit dem chemiſchen Laboratorium.
7. Ein Herbarium der deutſchen Giftpflanzen und eine Sammlung der Giftſchwämme in Wachs.
8. Obductions- und Rettungskäſten für Scheintodte nebſt vielen dazu gehörigen Inſtrumenten. Modelle von Feld-Sanitäts- und Feldküchen-Wagen, Feldtragſeſſel u. ſ. w.
9. Ein chirurgiſches Armamentarium in einem eigenen Lokale aufgeſtellt.
10. Das berühmte anatomiſch pathologiſche Muſeum (ſ. d.)

Die fünf zur Akademie gehörigen Kliniken ſind in dem, an das Akademie-Gebäude anſtoßenden k. k. Garniſons-Spitale.

Josephsberg.

Er liegt ungefähr eine Stunde außer der Linie. Es führen zwei Wege dahin, einer über Döbling und Grinzing, der andere über Nußdorf, das Kahlenberger-Dörfel und den Leopoldsberg. Es ſtand dort vormals ein Camaldulenſer-Kloſter, deſſen Kirche, welche dem Verfalle nahe iſt, eine ehrwürdige Reliquie iſt. Die darunter befindliche Gruft bleibt wegen Muthwillens, der dort getrieben wurde, geſchloſſen. Man findet in ihr unter vermoderten Särgen mehrere zu Mumien eingeſchrumpfte Leichen von Mönchen.

Auf dem Platze zwiſchen dem Kloſter und dem Schloßwirthshauſe befindet ſich der einzige in Stein gehauene Brunnen von 18 Klaftern Tiefe, deſſen Waſſer köſtlich iſt. Das in ein Gaſtgebäude umgeſtaltete Schloß iſt groß und bequem. Vor dem Hauſe iſt ein freier mit Bäumen beſetzter Platz, welcher gegen die Hauptſtadt hin eine Art Terraſſe bildet.

Einige Inſchriften mahnen noch an die entſchwundene Kloſterzeit. Über dem Einfahrtsthore zeigt ſich noch das Kloſterwapen mit der Überſchrift.

„Sit nomen Domini benedictum MDCCXLIII.“

Vormals war dieſer Berg ein Eigenthum des Stiftes zu Kloſterneuburg, ganz mit einem düſteren Eichenwalde bedeckt und hieß „Schweinberg“, wahrſcheinlich von vielen Ebern, welche das Dunkel des Urwaldes zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten. Nikolaus Wollsky, der Stifter eines Camaldulenſerkloſters und Marſchall in Polen, der kaiſ. Rath Matthias Anoldini und der dalmatiniſche Graf Athamaſius Georgi bewogen Ferdinand den II. für dieſen Orden ein Kloſter in ſeinen Staaten zu ſtiften, damit die aus Italien nach Polen wandernden Glieder deſſelben eine Unterkunft in einem Hauſe ihrer Regel fänden.

Ferdinand II. berief 1627 die Söhne des h. Romuald von der Camaldulenſer-Einöde Montis Coronae, aus Italien hieher, welchem Rufe vier Brüder folgten, die im Schotten-Kloſter untergebracht wurden, bis ſie einen Ort zur Erbauung eines Kloſters aufgefunden haben würden.

Zwei dieſer Ankömmlinge wählten dazu den öden finſteren Schweinsberg; 1628 wurde dieſe Waldgegend von Kloſterneuburg dem Kaiſer abgetreten, welcher ſie am 2. April den Camaldulenſern übergab. Pater Silvanus richtete auf dem Gipfel des Schweinsberges das Kreuz auf und am 11. Auguſt 1628 legte Ferdinand,

begleitet von seiner Gemalin Eleonora Gonzaga, seinen beiden Söhnen und zwei Erzherzoginnen den Grundstein, den Joh. Bapt. Pallota, der apostolische Nuntius, einsegnete.

Zugleich legte die Kaiserin den ersten Stein zum Krankenhause und König Ferdinand jenen zur Gründung des Gastgebäudes.

Nach Beendigung dieser Feierlichkeiten verwandelte der Kaiser den Namen des Berges in „Josephsberg“; dem Kloster aber gab er den Namen jener Einöde in Italien, von welcher die Brüder kamen, nämlich: „Montis coronae.“

Bald erblickte man das Noviziat, einen Keller, das Preßhaus, die Kirche, die Apotheke und eine Herberge für Fremde; das Ganze war in Gestalt eines Viereckes erbaut, und hatte mit seinen 20 Zellen und der Mauer, welche diese umgab, das Aussehen eines Dörfchens.

Jeder Mönch hatte nach der Regel des Ordens ein abgesondertes Häuschen mit zwei Zellen, an welches sich ein kleiner Garten schloß. Im Hofraume war von Zelle zu Zelle ein Gang geführt, der sich an die Kirche, das Krankenhaus und die Apotheke anschloß.

In der Mitte befand sich die Kirche, das Priorat nebst den Gastgebäuden.

Über dem Hochaltare erblickt man das Bild des h. Joseph, welchem sie geweiht wurde und an den vier Nebenaltären die h. Jungfrau Maria, den Ordensstifter St. Romuald, den h. Leopold und St. Sebastian.

Vor der Kirche befand sich ein kleiner gedeckter Vorhof, in welchem die weiblichen Besucher dieses Gotteshauses ihre Andacht verrichten mußten, weil denselben der Eintritt in die Kirche selbst, so wie in das Innere des Klosters nicht erlaubt war.

Ferdinand II. überlebte die Vollendung des Baues nicht; († 15. Febr. 1637). Erst Ferdinand III. erlebte die Beendigung des Baues 1693.

Diese Mönche durften kein Leinenzeug auf dem Leibe tragen und mußten auf Strohsäcken schlafen. Ihre Kleidung bestand aus einer Kutte von weißem groben Tuche, einem Ledergürtel und hölzernen mit Leder bedeckten Sandalen. Beim Ausgehen trugen sie breitkrämpige, weiße mit schwarzer Leinwand gefütterte Hüte und einen weißen, bis auf die Knie reichenden Mantel, an dem eine Kapuze befindlich war, welcher am Halse mittelst eines Querholzes geschlossen werden konnte.

Die Zuflüsse an milden Beiträgen waren so bedeutend, daß ihr Prior, Joh. Adrogarius 1681 einen neuen Bau der Kirche begann.

Aber schon 1683 brachten die Türken dieser frommen Ansiedlung gänzliche Zerstörung. Am 7. Juli verkündeten die aufflammenden Dörfer das Nahen des Feindes. Der Prior Cerborius raffte alle wichtigen Dokumente und Reliquien zusammen und verbarg sie in zwei Zellen, nahm die Kirchenschätze, das Grundbuch des Klosters nebst den kais. Privilegien zu sich und floh mit neun Eremiten nach Italien, während seine Begleiter in Baiern eine Zufluchtsstätte suchten. Kaum war das Kloster von seinen Bewohnern verlassen, so erschienen die Türken und opferten es den Flammen.

Am 6. Nov. kehrte Cerborius zurück. Er fand die verborgenen Schätze mitten in der Verwüstung unversehrt. Die Brüder begannen sogleich die Brandstätte zu reinigen und arbeiteten von Leopold I. unterstützt an dem Wiederaufbaue ihrer Zellen und der Kirche.

In Kurzem entstanden diese Gebäude wieder, jedoch nicht mehr in einem so vollkommenen Zustande als vor ihrer Zerstörung.

Ein günstiger Zufall beschenkte bei diesem Baue die Mönche mit dem, was sie seit einem halben Jahrhundert vergebens gesucht hatten. — Am Festtage Mariä-Schnee entdeckte einer von ihnen unfern des Klosters

eine Quelle. Er schöpfte und fand das klarste und köstlichste Wasser.

Im J. 1782 wurde das Kloster aufgehoben. 10 Priester, 3 Kleriker und 6 Laienbrüder verließen am 4. Febr. den Ort, an welchem sie ihr Leben zu enden gedachten. In demselben Jahre brachte Herr v. Kriegl den Berg sammt der entweihten Kirche, den Zellen und der Waldung an sich. Die Zellen verkaufte er als Baustellen und die übrigen Klostergebäude veränderte er in ein Einkehrwirthshaus. Auf sein Ansuchen wurde die Kirche am 21. Dez. wieder eingeweiht und dabei eine eigene Local-Kaplanei errichtet, welche durch einen Kapitularen des Stiftes Klosterneuburg besetzt und dem Leopoldsberg eingepfarrt wurde.

Später kam der Josephsberg in Administration, von welcher ihn 1795 das erwähnte Stift käuflich an sich brachte. Im Jahre 1809 wurde die Localcaplanei, nach einer Dauer von 26 Jahren aufgehoben und die Bewohner des Berges der Pfarre zu Heiligenstadt zugetheilt. Hierauf erkaufte Frau v. Traumwieser von dem Stifte den Berg, welche ihn jedoch wieder dem Fürsten Liechtenstein überließ, der noch Besitzer davon ist. Dem Vernehmen nach soll das dortige Kloster restaurirt und vor der Hand mit vier Mönchen bevölkert werden.

Die Höhe des Berges ist nach F. C. Hallaschka 231,877 Pariser Klafter (100 gleichen 103 Wiener-) über die Fläche des adriatischen Meeres.

Josephs-Kinderspital.

Dieses unentgeldliche Kinderspital befindet sich am Schaumburgergrund in der Liniengasse Nr. 28. Es ist das Werk der edelsten Menschenliebe und großmüthiger Aufopferungen. Es wurde im Polizeibezirke Wieden, mit Regierungs-Bewilligung vom 18. October 1841 mittelst eines statutenmäßigen Vereins gegründet und am 19. März 1842 feierlich eröffnet. Ihre kais. Hoheit die Erzherzogin Sophie ist die Schutzfrau desselben.

Es werden darin kranke Kinder armer Eltern zwischen dem 1. und 10. Lebensjahre aufgenommen. Im ersten Jahre seines Bestandes schon (vom 19. März 1842 bis dahin 1843) wurden aufgenommen 233 Kinder; davon genasen 166, wurden gebessert entlassen 5, starben 43 und verblieben in der Pflege 19. Der anfängliche Belegraum war 20 Betten, die seitdem sehr gestiegen sind. Zwei Betten wurden von Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter gestiftet. Die Anstalt besitzt einen Garten und eine schöne Hauscapelle und sie wird von dem eben so thätigen als menschenfreundlichen Sekretär und Primarius Dr. Alexowits geleitet.

Josephsplatz.

Dieser von drei Seiten mit großartigen Burggebäuden, und auf der vierten mit dem imposanten, vom Grafen Fries erbauten, und heute dem Conte Pallavicini gehörigen Prachtpalaste umgebene Platz, ist unstreitig, seiner Unregelmäßigkeit ungeachtet, der schönste von Wien, und nur mit Bedauern sieht man, daß ihn die Augustinergasse nach einer schiefen Richtung von Osten nach Westen durchschneidet, und daß des Platzes Ostseite um dreißig Fuß kürzer ist, als die Westseite. In den älteren Zeiten, und zwar noch im Burgplane vom 1458 bildete dieser Platz einen Theil des Sletars, oder des Burgglacis, und des Augustiner-Gottesackers, und zur Zeit der zweiten türkischen Belagerung 1683 befand sich hier der Tummel- oder Turnierplatz, woraus in der Folge bis zu Joseph des II. Regierung die Sommer-Reitschule des Hofes wurde. Dieser Monarch, welcher den Flügel erbaute, worin sich das k. k. Naturalien-Cabinet befindet, ließ in den Jahren 1769 — 1771 die Mauer, welche den Platz von der Augustinerkirche bis an die heutige Reit-

schule umschloß, niederreißen, und öffnete ihn so dem allgemeinen Zugange. Die Hauptzierde des Platzes ist Franz Zauner's Reiterstatue, die Kaiser Franz seinem großen Oheime setzen ließ. Das Monument erhebt sich im Mittelpunkt des Platzes. Drei Stufen führen zum Fußgestelle, welches wie die Stufen von grauem Granit ist; so fest, daß er bei jedem Meißelschlage Funken sprühte, und so fein geschliffen, daß man sich darin wie in einem Spiegel sehen kann. Dieser Stein kommt aus einem Bruche dicht an der Donau, bei Mauthausen in Ober-Österreich. Das Fußgestell ist ein längliches Viereck. Auf diesem steht die Statue Joseph des II. zu Pferde, im römischen Costume, das Haupt mit einem Lorberkranze umwunden, mit der linken Hand die Zügel des Pferdes haltend, die rechte in der Stellung des Herrschers frei und gerade vor sich hin ausgestreckt. Das Angesicht ist gegen das ehemalige Fries'sche Palais gekehrt, damit man von beiden Seiten des Eingangs zu dem Platze das Gebilde im Profil erblicke. Das ganze Werk ist von der Erde ungefähr 36 Fuß hoch; das Pferd und die Statue ungefähr 18 Fuß; beide von feinem Bronze, das an Gewicht 400 Centner beträgt. Der Guß der Statue geschah im kaiserlichen Gußhause auf der Wieden, bei den Paulanern, 1801; jener des Pferdes 1803. Vom Monate April bis Juni 1802 war die Grundfeste gegraben, und das Postament hergestellt worden, am 30. Juni 1806 wurde das Pferd, am 14. Juli das Kaiserbild aus dem Gußhaus durch eine künstliche Maschinerie nach dem Josephsplatze gebracht, jenes am 2., dieses am 15. Juli aufgezogen, und am 24. November 1807 wurde das Denkmal feierlich enthüllt.

Die beiden breiten Seiten des Josephsplatzes waren in Form eines Amphitheaters zugerichtet, und auf den mit grünem Tuche behangenen Gerüsten befanden sich über sechstausend Zuschauer. Die allerhöchste Familie, die obersten Hofämter, die Minister, das diplomatische Corps, der Adel, die Geistlichkeit u. s. w. wohnten der Ceremonie bei. Die Statue war durch eine Art von Zelt bedeckt. Vor- und rückwärts derselben stand die Trabantengarde, zur rechten die deutsche, und zur linken die ungarische Garde zu Pferde. Ein Grenadier-Bataillon bildete ein zweites Viereck. Auf dem Michaelerplatze stand das Bürger-Militär, auf dem Lobkowitzplatze ein Bataillon Infanterie. — Zauner überreichte dem Kaiser Franz ein Prachtexemplar des Monuments, und gab das Zeichen zur Enthüllung des Bildes. Durch einen glücklichen Zufall trat in demselben Augenblick die Sonne aus den Wolken hervor, das Zelt fiel nieder, ein langes begeisterndes Vivat, Musikchöre, Kanonendonner, Gewehrsalven, und das Geläute aller Glocken in der Stadt und in den Vorstädten verherrlichten diesen, mit den rührendsten Erinnerungen bezeichnenden Augenblick.

Das Kaiserbild und das Pferd sind vollkommen, ohne Fehler und Makel, und die Statue hat eine frappante Ähnlichkeit mit dem Originale. An der Vorderseite und Rückseite des Fußgestelles sind Inschriften in lateinischer Sprache; die erste lautet:

Josepho II. Aug. qui saluti publicae vixit non diu sed totus,

und die andere:

Franiscus Rom. et Austriae Imp. ex fratre nepos alteri parenti posuit, 1806.

Die beiden Nebenseiten des Fußgestelles sind mit Basrelifs, ebenfalls aus Bronze, geschmückt, wovon die Figuren etwas über die Lebensgröße haben; sie zeigen in symbolischen Gruppen die beiden großen Wohlthaten Joseph's: die Beförderung des Ackerbaues und des Handels. — An den vier Enden der Granitstufen stehen vier runde Pilaster, auf deren jeden vier Abbildungen, in erhobener Arbeit, von jenen Denkmün-

gen zu sehen sind, welche während der Regierung Joseph's auf die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Zeit geschlagen wurden, und die daher gleichsam einen chronologischen Abriß seiner Regierung darstellen. Das Monument kostete 360,000 Gulden in Banco-zettel.

Josephstadt.

Wie Lerchenfeld vom Lerchenbaume, so hieß eine große Strecke, worauf heute die Josephstadt steht, von einem dort sich erhebenden Buchenwalde das obere und untere Buchfeld, aus dessen Rode der Rodehof entstand, woraus später Rothenhof wurde.

Noch 1690 stand dort, wo die Josephstadt ihre von 10,500 Einwohnern belebten 13 Gassen ausdehnt, dieser einsame Rothenhof von großen Weingärten und Saatfeldern umgeben, von welchen die Türken (1683) der Stadt besonders zusetzten und der damals der Familie Küllmann gehörte.

Von dieser brachte 1690 der Marquese Hyppolit Mallaspina das große Besitzthum an sich und legte mit Bewilligung Leopold des I. den ersten Grund einer neuen Vorstadt. Allein schon nach 10 Jahren (22. April 1700) verkaufte er dem Magistrate um 91,000 fl. und 1000 fl. Leikauf diesen rothen Hof mit allen Zubehörden und dem Garten, bis zum Hause zum grünen Thor, bis ins Lerchenfeld und in die untere Alsergasse, welche Stätte dann dem geliebten König Joseph, Sohne Leopold des I. zu Ehren, den Namen Josephstadt erhielt.

Eine neuere Schöpfung ist die Herrngasse, welche die Kaiserstraße und die Florianigasse verbindet; sie ist eine der regulärsten und anmuthigsten Gassen der Hauptstadt. Der Josephstadt ist gegen dem Glacis 1840 ein Zubau von 23 Häusern angediehen, die sich alle durch Eleganz auszeichnen.

Von der ersten Bauperiode findet man in dieser Vorstadt noch viele Häuser, wie schon aus ihren abenteuerlichen Schildzeichen entnommen werden kann. Es ist darin an farbigen Unthieren noch ein Überfluß vorhanden, z. B. ein rother Löwe (4), ein grünes Roß (11), ein grünes Lamm (110), u. a. Nicht besser ist es mit einer rothen Bretze (139), und mit dem goldenen Stiefel (151). Die Treßborte (114) kann mit dem Metzen am Berge (183) paarweise gehen.

An großen herrschaftlichen Sommerpalais war kein Mangel; hiervon nimmt der Auersperg'sche den ersten Rang ein. (s. d.). Die Caprara siedelten sich in der Gegend der Piaristen an, ihre Gebäude (136) wurden zur Vergrößerung des Klosters verwendet. Dem Grafen Joh. v. Chotek schenkte Maria Theresia den Gartenpallast, worin sich heute das Civil-Mädchen-Pensionat befindet (s. d.).

Dieser Stadttheil hat, wie die Leopoldstadt und Leimgrube, auch den Vortheil ein eigenes Theater zu besitzen (s. d.).

Josephstädter-Theater (K. K. privilegirtes).

Es wird nicht bald ein Theater geben, welches in Rücksicht auf die Umstaltung des Hauses und auf die Leitung der Bühne so vielen Veränderungen unterworfen gewesen wäre, als dieses. Von Carl Mayer erbaut, wurde es am 24. October 1788 zum ersten Male eröffnet. Dasselbe erhielt ein ausgedehntes Privilegium. Mayer selbst war Komiker, aber von eigener Art, er pflegte schon lange vorher, bevor er einen Spaß losließ, zu lachen, und kam dann, wenn der Spaß vorgebracht war, aus dem Lachen darüber gar nicht heraus, einige Rollen in alten Stücken von Voll, »der Haushofmeister«, »der Kesselflicker vom Patzenhäusel« waren seine Steckenpferde, übrigens war er ein rechtlicher Mann, nur

ging sein Theater dem Verfalle entgegen, und nur wenn er dann und wann eine „schauderliche“ Komödie „das Schwert der Gerechtigkeit“ zur Aufführung brachte, konnte er auf ein volles Haus Rechnung machen, ja es ereignete sich manchmal der Fall, daß man bei der Cassa die Auskunft erhielt, „man könne nicht gut stehen, ob heute eine Vorstellung Statt finde, man müsse erst warten, ob die nöthigen Billets abgenommen werden.“ — Da trat man nun in einen finstern, nur durch ein paar Kreuzer-Kerzen beleuchteten schmutzigen Saal, und harrte ob man etwas zu sehen bekommen werde, oder nicht.

Mayer gab bald darauf sein Privilegium an Joseph Huber in Pacht, dieser ließ das Haus ganz umgestalten, allein anstatt es zu vergrößern nur verkleinern, übrigens war es nett hergestellt. Am 27. Juni 1812 wurde die renovirte Bühne mit einem großen Schauspiele von Gleich „Clodoväus, König der Franken“ eröffnet. Huber engagirte einen braven Komiker Walla, und eine noch bravere und hübsche Localsängerin Mad. Walla, auch betrat der später so ausgezeichnete Raimund 1813 in Wien zuerst diese Bühne als Franz Moor.

Er entwickelte bald darauf als Adam Kratzerl, einer Posse von Gleich, welche sogar drei Theile erlebte, sein entschiedenes komisches Talent; allein die Einnahmen waren bei dem kleinen Raume des Hauses, doch in keinem Vergleiche mit den Ausgaben, — Huber übertrug die Direction an Ferdinand Rosenau, welcher mit dem Dichter Aleis Gleich das schwankende Schiff einige Zeit aufrecht zu erhalten strebte. Im Jahre 1822 ließ der damalige Grundbesitzer des Hauses, Reischl, das Theater umbauen, vergrößern und verschönern, und der Theaterunternehmer Carl Friedrich Hensler übernahm die Leitung. Hensler zeigte beim Beginnen, von welchem Geiste die Direction beseelt sei; — am Vorabende des Namensfestes des Kaisers Franz, am 3. October 1822, wurde dieses Theater mit einem Vorspiele von Meisl: „die Weihe des Hauses“ wozu Beethoven die Musik componirte und selbst dirigirte, und einem Gelegenheitsstücke: „das Bild des Fürsten“ mit Beifall eröffnet.

Hensler erhielt die Erlaubniß, das damals leer stehende Theater nächst dem Kärntnerthore zu benutzen, während Änderungen im Josephstädter-Theater vorgenommen wurden. — Dieses geschah im April 1825 — im Mai wurde letzteres neuerdings wieder eröffnet — diese Bühne erhob sich durch das Engagement mehrerer braver Schauspieler, durch eine splendide In-die-Scenesetzung der Stücke, kurz, durch die kluge Direction Henslers immer mehr, aber auch dieses sollte nicht lange dauern. Am 24. November starb Hensler, und seine hinterlassene einzige Tochter, Frau v. Scheidlin, mußte die Leitung dieser Bühne übernehmen. Director Carl führte gemeinschaftlich mit ihr dieses Geschäft. Unter dieser Direction wurde Scholz engagirt, der am 15. April 1826 im „Diener zweier Herren“ zum ersten Male auf diesen Brettern auftrat. Vom 30. April 1828 an war die Bühne größtentheils geschlossen, bis am 11. August 1828 die einstweilige Leitung der Regisseur Mathias Fischer übernahm, und zu Gastrollen auch Nestroy engagirte, der am 4. August 1829 in seinem Stücke „dreißig Jahre eines Lumpen“ zum ersten Mal auftrat.

Allein auch Fischers Direction ging schon am 25. Mai 1830 zu Ende. Nun nahm sich Director Carl des verwaisten Kindes an, ließ das Theater aber nur zeitweise eröffnen, bis es am 14. April 1832 mit „Jaterl der Putzmacherin“ gänzlich geschlossen wurde.

Nun wurde Haus und Bühne abermals ganz umgebaut, durch den Ankauf eines Nebenhauses vergrößert, und elegant herge-

stellt. Der Director des Grazer Theaters Stöger, übernahm die Direction, und eröffnete am 18. August 1832 die neue Bühne mit der großen Oper „Pompejis letzten Tag," prachtvoll in die Scene gesetzt. Überhaupt verwendete Stöger große Summen hauptsächlich auf die Oper, sein Personal war nicht nur zahlreich, sondern auch brav; allein auch sein Regiment währte nicht lange.

Raimunds „Verschwender" kam gerade zur rechten Zeit, um es mit ihm am 27. April 1834 glänzend beschließen zu können. — Gleich am Tage darauf übernahm Koch die Direction der Bühne, welche mit dem Schauspiele „Meister Martin der Küffner" eröffnet wurde; diese Direction dauerte die kürzeste Zeit, und Scheiner wagte auf gut Glück, die Unternehmung fortzuführen; er trachtete wieder eine Oper zu gründen, was ihm zum Theil gelang, engagirte Holtey und Frau zu Gastrollen, allein auch er mußte den Weg aller Theater-Directoren, welche die Ausgaben in kein Verhältniß zu den Einnahmen setzen, wandern — er wanderte fort.

Am 15. Juli 1837 wurde die Bühne mit den „Räubern auf dem Kulmerberge" abermals geschlossen, und blieb es bis 19. September 1837, an welchem Tage sie unter der Leitung Franz Pokorny's, als zehnten Directors, mit einem Vorspiele von Told „Vertrauen gibt Muth," und dem Lustspiele: „der Gassenjunge in Paris," neuerdings eröffnet wurde.

Unter Pokorny's Direction, der auch seit 1840 Eigenthümer dieser Bühne ist, hat sie besonders durch seine sogenannten Ausstattungsstücke, worunter Told's Zauberschleier beinahe 300 Vorstellungen erlebte, den Höhepunct ihres Flors erlangt; sie theilt jedoch seit 1845 dessen Leitung mit dem Theater an der Wien.

Es ist bemerkenswerth, daß die vorzüglichsten Komiker Wien's zuerst auf dem Josephstädter-Theater aufgetreten sind: Raimund, Carl, Scholz, Nestroy und Hopp.

Irrenhaus.

Es befindet sich hinter dem allgemeinen Krankenhause in der Alsergasse, und wird gewöhnlich der Narrenthurm genannt; es ist rund gebaut und fünf Stockwerke hoch, in jedem derselben sind 28 Zimmer. Warum beim Baue des Gebäudes die abenteuerliche runde Form gewählt wurde, ist nicht leicht erklärlich, und man fühlt sich geneigt, diesen Einfall selbst für ein sogenanntes Narrenstückl zu halten. Das ganze Werk ist übrigens ein trauriges Denkmal einer Zeit, wo man Geistes- und Gemüthskranke, nicht etwa mit Verbrechern, sondern mit wilden Thieren in eine Classe warf, und es wäre in unseren Tagen der Philantropie hoch an der Zeit, auch diesen Bedauernswerthen endlich einmahl mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und unseren Ohren würde ein Verein zur Abstellung der Irren-Quälerei besser klingen, als einer in Betreff der Thier-Quälerei.

Judenplatz.

Dieser Platz hatte Anfangs nur die Halbscheid seines jetzigen Umfangs. Er war bis zur großen Judenverfolgung 1421 zur Hälfte durch die Synagoge, die schon 1204 vorkommt, und den Judengarten eingenommen und bekam seine heutige Gestalt erst, als damals die Synagoge abgetragen und 1422 die Mauer des Judengartens abgebrochen wurde.

Nur der Theil vor der Hofkanzlei gegen die Jordangasse ist uralt und wird den ältesten Plätzen der Stadt zugezählt.

Bis 1529 wird er „Unter den Juden," genannt und später hieß er einige Zeit hindurch der Kästenmarkt, weil er zum Verkaufe dieser Frucht diente, wovon hier noch zu Fuhrmanns Zeit an einem Tage 20 Wägen verkauft wurden.

Auf dem Judenplatz war es, wo 1421 bei der grossen, durch mannigfache Gräuel herbeigeführten Judenverfolgung unter Albrecht V. den Unglücklichen, die sich nicht zur Taufe bequemen wollten, das Todesurtheil vorgelesen und sie hierauf (ob 110, ob 1200? ist aus den Chroniken nicht bestimmt zu erörtern) zu Erdberg verbrannt wurden.

Das Haus (404) zum grossen Jordan, soll von dieser Verkündigung den Namen, so wie die schöne steinerne Abbildung der Taufe Christi im Jordan, und die Inschrift haben: „Anno 1421 warden die Juden hie verbrendt," mit den spätern, aus den Tagen Maximilian des I. herstammenden Versen:

Flumine Jordanis fegnatur tabe, malisque
Corpora; cum credit, quod latet, omne nephas.
Sic flamma assurgens totam furibunda per urbem,
Hebraeum purgat crimina saevat canum.
Deucalionis mundus purgatur ab undis.
Hicque reus poenas igne furente luit.

Judenstadt.

Die erste Erwähnung der Juden in Österreich geschieht unter den Karolinischen Kaisern. In der Folge erhielten die Herzoge von Österreich durch die goldene Bulle Kaiser Friedrich's vom J. 1156 das Recht, in allen ihren Ländern Juden den Aufenthalt zu gestatten.

Schon 1204 befand sich in Wien eine Judenschule, und in der Gegend vom Kienmarkte gegen den Salzgries einige Häuser, welche die erste Anlage der Judenstadt im Innern der Stadt Wien waren.

Diese erstreckte sich vom Judengäßchen und dem Kienmarkte rückwärts des hohen Marktes gegen den Judenplatz und die Currentgasse, und von da bis zum Judenthurm (dem unteren Arsenale). Diese grosse Ausdehnung bezeugt die Wichtigkeit, welche die Juden damals in Wien erlangt hatten.

Dieser grossen Ausbreitung der Juden setzte Leopold der Glorreiche einen Damm, den jedoch Friedrich der Streitbare geschwächt zu haben scheint. Darum gab Kaiser Friedrich für die Juden in Wien eine besondere, für sie günstige Ordnung.

Bei der Provinzial-Synode, welche 1267 zu Wien gehalten wurde, erfolgten in Betreff der Judenschaft sehr ungünstige Beschlüsse, wozu gehörte, daß sie zum Unterschied von den Christen einen gehörnten Hut tragen, und dem Pfarrer, in dessen Bezirk sie wohnten, Zehenden und Stollgebühren entrichten mußten.

Diese Ordnung wurde durch Rudolph von Habsburg viel gemildert; er vindicirte sie als Knechte seiner kaiserl. Kammer und bestimmte, daß nicht einmal der Stadtrichter, sondern der Landesfürst selbst über sie zu richten habe.

Unter Herzog Albrecht II. entstand die erste allgemeine Erbitterung gegen die Juden, wozu ihre Bedrückungen und ihr Fanatismus Gelegenheit gab. Unter Herzog Leopold loderte die Flamme des öffentlichen Unwillens so sehr empor, daß er sich veranlaßt sah, die Juden 1371 ganz aus Wien zu verbannen. Sie kehrten aber bald wieder zurück. Wie in ganz Deutschland wußten die Juden sich auch in Wien, durch die Zeitereignisse unterstützt, nach und nach die Pachtung der meisten Regalien, Domänen, Steuern und Zölle zu verschaffen, worauf sie schon auf Jahre vorhinein große Vorschüsse leisteten, und deren Eintreibung sie mit empörender Härte bewirkten.

Als am 5. November 1406 in der Judengasse Feuer ausbrach, verbreitete der Pöbel das Gerücht, sie wollten die ganze Stadt in Asche legen. Das Volk plünderte daher die Judenhäuser.

Dieser Vorfall war nur ein Vorspiel der großen Verfolgung, welche vierzehn Jahre später eintrat. Der reiche Jude Israel zu Enns hatte 1420 die Osterfeier der Christen

verhöhnt, indem er heilige Gegenstände verspottete. Am Donnerstage vor Pfingsten wurden alle seine Glaubensgenossen in ganz Österreich gefangen, die Geringeren sogleich des Landes verwiesen, die Vornehmeren aber, welche die Taufe anzunehmen sich weigerten, zurückbehalten. Am 12. März 1421 wurden auf der Wiese nächst Erdberg 110 Individuen beiderlei Geschlechtes den Flammen geopfert. Herzog Albrecht V. erklärte dabei alle Häuser, welche den Vertriebenen und Hingerichteten angehört hatten, für ein Eigenthum der Stadt Wien.

Es gelang ihnen durch die Macht des Geldes bald, in Österreich und in Wien wieder Eingang zu finden. Sie erhielten sich aber nur mit Mühe. Besonders Matthias Corvinus haßte sie fanatisch; er warf ihnen Verfälschung der Münzen, Agiotage und Beirrung seiner Polizei-Anstalten vor, und vertrieb sie neuerdings aus Wien.

Maximilian I. war gegen sie gleich streng. Demungeachtet kamen sie unter seinen Nachfolgern wieder zum Vorschein, so, daß Ferdinand I., Maximilian II. und Matthias sie wiederholt abschafften.

Indessen wurden diese Verordnungen nie strenge erfüllt; unter Ferdinand II. nahmen die Juden in Wien wieder zu, und fingen sogar an, sich auch in der inneren Stadt auszubreiten. Durch eine Entschließung vom 5. August 1625 wurden sie auf den untern Werd (Leopoldstadt) verwiesen. Der Ort, welcher ihnen angewiesen wurde, umfaßte die Gegend von der Taborstraße, dem Hause zum »schwarzen Bären gegenüber, bis in die Gegend des alten Tabors; von dort bis an die Donau, dem obern Werd (Roßau) gegenüber, und vom Markstein in der Spitelau zurück bis an die Taborstraße nächst dem Carmeliten-Kloster.

Allein, auch nach der Entstehung der Juderstadt hörten die Streitigkeiten des Volkes mit den Juden nicht auf; vorzüglich begannen nun die Studenten sie zu verfolgen. Der größte Auflauf ereignete sich am 2. Juni 1649 bei der Schlagbrücke, weil die Wache auf einen Studenten geschossen hatte. — Ein Ereigniß, welches die Bewohner Wien's mit banger Besorgniß erfüllte, war Ursache, daß nach einem kurzen Bestehen die Judenstadt aufgehoben wurde. — Am 23. Februar 1668 stand die Burg plötzlich in hellen Flammen. Der von Leopold I. erbaute sogenannte Leopoldinische Tract brannte nieder, nachdem sich die kaiserliche Familie mit Mühe gerettet hatte. Das Volk schrieb die Schuld des Brandes den Juden zu, obgleich derselbe durch die Unvorsichtigkeit eines Tischlers entstanden war. Der Stadtrath schickte im Monate April 1668 Abgeordnete an den Kaiser nach Neustadt mit der Bitte um gänzliche Vertreibung der Juden. Der Kaiser behielt sich anfangs die Sache vor; aber auf die Bitten der Kaiserin Margaretha und auf die Vorstellungen des Bischofs Kolonitsch wurde am 30. Juni 1669 auf allen Straßen ausgerufen, daß alle nicht mit Haus- oder Kaufschatz angesessenen Juden binnen vierzehn Tagen Wien und Österreich räumen sollten — Am 14. Februar 1670 wurde dieser Befehl auf alle jüdische Glaubensgenossen ohne Ausnahme erstreckt. Der einzige Judenrichter, Marcus Schlesinger, der dem Hofe wichtige Dienste geleistet hatte, war von der Vertreibung ausgenommen; er blieb Hoffactor. Dem Magistrate Wien's, welcher sich anheischig gemacht hatte, die Judenstadt an sich zu lösen, wurde dieselbe mit allen Gemeinde- und Privathäusern, und mit der alten und neuen Synagoge zuerkannt.

Beim Abzuge der Juden bestand die Judenstadt aus 132 Häusern, welche folgende Gassen bildeten: die Sperlgasse, Tandelmarktgasse, Taborstraße, Herrengasse, Badgasse, große Pfarrgasse, rothe Kreuzgasse, kleine Pfarrgasse, Augarten-

straße, Rauchfangkehrergasse, Zuchthausgasse, große Schiffgasse, und auf der Heide. Unter diesen Häusern befanden sich die jüdischen Gemeindehäuser und das Studirhaus in der großen Schiffgasse, die alte und neue Synagoge in der alten Pfarrgasse, und das Spital auf der Heide. — Der Magistrat suchte die verlassenen Häuser mit neuen Bewohnern zu versehen, und bot sie um mäßige Preise zum Verkaufe aus. Die Gemeindehäuser, das Spital und das Studirhaus wurden ebenfalls an Private veräußert. Die alte Synagoge stand schief gegenüber von der neuen. — Um den Absatz der Judenhäuser möglichst zu befördern, ertheilte Kaiser Leopold den Bewohnern der Leopoldstadt unterm 15. October 1671 ein Marktprivilegium, wodurch ihr auch ein Jahrmarkt auf St. Margarethentag zugestanden wurde. Der Tandelmarkt wurde in die ganze erste Zeile der vorigen Judenstadt verlegt, woher diese Gasse den Namen Tandelmarktgasse erhalten hat; die neue Leopoldspfarre gab der großen und kleinen Pfarrgasse die Benennung, und die vormalige Hauptstraße der Judenstadt verwandelte sich in die Herrengasse.

Judenthurm.

Dieser Judenthurm soll ein Überbleibsel der alten Römerzeit gewesen sein, wie mehrere Geschichtschreiber aus seiner Form und den Bausteinen es behauptet haben. Man gelangte zu ihm durch die Wipplingerstraße, über die hohe Brücke zwischen dem oberen Arsenale und dem heutigen k. k. Zeughause. Er wurde nach der ersten türkischen Belagerung (1529) nach Hirschvogel's Plan neu aufgeführt, und erst unter Joseph II. abgetragen.

Er bildete die Grenze der ältesten Judenstadt im Innern der Stadt.

Bei der türkischen Belagerung 1529 war dieser Judenthurm und der rothe Thurm ein wichtiger Vertheidigungspunkt der Stadt, von welchem den türkischen Tschaikisten viel Schaden, und zwar vorzüglich aus der großen Nothschlange, der Greif genannt, und zwei andern Geschützstücken, mit Namen die Singerinnen, zugefügt wurde.

Judith.

Das Originalgemälde Allori's, Judith, ist ein Glanzstück der kaiserl. Bildersammlung. Die Figuren sind Porträts, der Maler stellt in Judith ein Mädchen, la Mazzafirra genannt, dar, in der Amme ihre Mutter. Nachdem Allori lange und vergeblich um Erwiederung seiner Gefühle geseufzt hatte, so gerieth er auf den Gedanken, sein Leiden und ihre Grausamkeit in einem Gemälde zu schildern, um ihre Theilnahme vielleicht durch Erregung des Mitleids zu erwerben; er entwarf daher dies Gemälde, und um keinen Zweifel zu lassen, wie er durch ihre Sprödigkeit den Kopf verloren, stellte er in Holofernes Haupte sein eigenes Bildniß dar, ohne jedoch seinen Zweck erreicht zu haben.

Christofano Allori wurde zu Florenz 1577 geboren. Er leistete sowohl in der Portrait- als auch in der Landschaftsmalerei Ausgezeichnetes. Er starb an den Folgen einer Fußwunde im 42. Jahre, da er sich nicht zur Amputation entschließen wollte.

Jungbrunnen (Der) im Paßthale.

Einige hundert Schritte außer Höflein, beinahe in der Mitte zwischen diesem Dorf und Greifenstein, öffnet sich ein finsteres Thal, das Paßthal genannt.

Hier ist die Grenze zwischen dem Viertel unter, und dem Viertel ober dem Wienerwalde. Aus dem Gesträuche murmelt eine frische Quelle hervor, und auf einer Seite des Thals ist eine steinerne Kreuzsäule errichtet.

In den Sagen der österreichischen Vorzeit (Wien 1799) wird diese Quelle zum

Gegenstande eines Romans gewählt, unter dem Titel: Die Nymphe des Jungbrunnens. Der Dichter erzählt, es habe zur Zeit der ersten türkischen Belagerung Wien's in jener Gegend ein Köhler mit seiner Familie gewohnt. Sie hatten einen Sohn, Namens Carl, einen Jüngling voll guter Eigenschaften. Der Alte ging eines Tages in den Wald, um Holz zu fällen, und fand in einem Korbe ein liebliches Kind. Marthe, das Weib des Köhlers, erzog das Kind, welches ein Mädchen war, und den Namen Agnes erhielt.

Das Mädchen wuchs mit Carln heran, und Gefühle gegenseitiger Liebe entwickelten sich in Beiden. Die Türken rückten immer näher gegen Wien. Die Köhler-Familie wollte fliehen; doch die Nymphe, welche den Thalbrunnen bewohnte, hieß sie bleiben, und versicherte sie ihres Schutzes.

Dem kampfbegierigen Carl aber versah sie mit Waffen. Dieser eilte gut gerüstet nach Wien, tödtete einen Türken, und half die Belagerer vertreiben. König Johann Sobiesky von Polen belohnte ihn reichlich, darauf kehrte er zurück in die väterliche Hütte, und Agnes gab ihm zum Lohne für seinen Heldenmuth Hand und Herz.

Die Nymphe half das Hochzeitsfest verherrlichen. Schriften von Wichtigkeit, die er bei dem getödteten Türken fand, verschafften ihm eine Stelle bei Hof. Bald starben die beiden Alten. Ihnen folgte wider Vermuthen auch Agnes. Carl floh vor Gram das Getümmel des Stadtlebens, eilte der Quelle zu und der Buche, an der er so manchen seiner jugendlichen Freudentage zubrachte, und beschloß in dieser Gegend sein Leben als Einsiedler.

Man muß gestehen, daß der Stoff dieser Novelle sehr wässerig ist, und daß ihr selbst die Beimengung einer historischen Zuthat keinen Geschmack verleihen konnte.

Jungfern (Die den Stephansthurm abreibenden).

Diese jährlich nach Ablauf der Faschingszeit auflebende Scherzrede scheint, wie die lieben Jungfern selbst, nie veralten zu wollen, und verdient etwas näher betrachtet zu werden.

Die Zeit dieser ungalanten Beschäftigung beginnt mit dem letzten Glockenschlage des abgelaufenen Carnevals und in der Regel sind alle heirathsfähigen Mädchen dazu berufen, die während der tollen Fastnachtszeit nicht unter die Haube gekommen sind.

Ihre Zahl muß nach den statistischen Zahlengesetzen der ehelustigen und ehefähigen Jungfrauen, zu den ehelustigen und ehefähigen Männern sehr groß sein, und die Menge dieser, wie man zu sagen pflegt, sitzen gebliebenen schönen Thurmabreiberinnen mildert die Bitterkeit dermaßen, daß sie sich sogar wechselweise mit dem unsauberen Geschäfte aufziehen, und weislich einen Spaß mitmachen, dem sie sich nicht entziehen können.

Um auf den Ursprung dieser Neckerei zu kommen, müssen wir auf einen vorzeitlichen Gebrauch zurück gehen, der darin bestand, daß Personen von dem weiblichen Geschlechte, die sich gegen die Zucht vergangen hatten, verurtheilt wurden, öffentliche Kirchenbuße zu thun. Sie mußten nämlich in ärmliche Kleider gehüllt, mit bloßen Füßen und einem Strohkranz in der Hand oder auf dem Haupte, außerhalb der Kirche, im Angesichte der ganzen Welt ihr Vergehen abbüßen.

Es ist leicht begreiflich, daß eine Jungfrau, die in die Lage gerathen war, mit einem solchen Strohkranze öffentlich dem Gespötte blos gestellt worden zu sein, nur äußerst selten mehr einen Mann fand, sondern dem ehelosen Stande anheimgefallen war. Die liebloſe Volksmenge, die sich bei einem solchen Schauspiele stets sehr zahlreich

einfand, und auch heute noch einfinden würde, verglich in ihrer derben Sprech- und Denkweiſe den Strohkranz in der Hand der Büßerin mit einem Abreibwiſche, und hundert Stimmen forderten die arme Verhöhnte auf, die Schwelle der Kirchenthür, oder die Mauer des Gotteshauſes, oder wohl gar den Thurm deſſelben abzuſcheuern.

Solche Auftritte ſind auch in Wien vorgekommen; der regere Mutterwitz unſerer Voreltern hat aber die komiſche Seite der Sache lebendiger aufgefaßt, als es an andern Orten geſchehen iſt und dieſer Umſtand geſtattete nicht, daß mit dem Aufhören des rohen Strafverfahrens der öffentlichen Kirchenbuſſe auch der luſtige Anſtrich verwiſcht werde, womit die damaligen Zeitgenoſſen das Grelle zu mäßigen ſuchten.

Aber auch die luſtige Faſchingszeit wurde in Wien vormals unendlich toller und ausgelaſſener gefeiert als heute, und dabei mag manche liebliche Jungfrau ſich nicht ſtrenge genug in die Schranken der Ordnung gehalten, ſondern die traurige Erfahrung gemacht haben, daß nicht aus jedem Anbeter ein Eheherr wird; manche mag auch einen Fehlſchritt weiter gegangen ſein, und ſich im Getümmel der Faſtnachtfreude ſo vergangen haben, daß in der Folgezeit keine blühende Brautkrone, wohl aber ein dürrer Strohkranz ihr Haupt bedeckte, und hier haben wir die vom Carneval übrig gebliebene Jungfer, die beſtimmt iſt, den St. Stephansthurm abzureiben.

Jungferngäßchen (Das).

Die kleine Verbindungsgaſſe des Grabens und des Peterspla̧tzes, dem Haupteingange der Kirche gerade gegenüber, führt den ſonderbaren Namen des Jungferngaßl's; man hat den Urſprung dieſes Namens dem Umſtande zuſchreiben wollen, daß das Gäßchen aus den Seitenfronten zweier Häuſer beſteht, und ohne Eingangsthür, folglich unzugänglich und verſchloſſen iſt, wie es eine Jungfrau auch ſein ſoll. Dieſe ſittliche Ableitung iſt jedoch etwas weit hergeholt und wahrſcheinlicher iſt jene, daß vormals, wo die Proceſſionen und öffentlichen Kirchenaufzüge ſehr zahlreich waren, in dieſem Gäßchen ſich die Jungfrauen und Mädchen aufſtellten, die in feſtlicher Kleidung Theil daran nahmen. Die vorzüglichſten Proceſſionen der Peterskirche waren: 1. jene am 11. Juni am Feſte der h. Dreifaltigkeit zu der Säule am Graben Abends; 2. am 12. Juni von der beſtandenen Dreifaltigkeit-Bruderſchaft nach Lainz und 3. am 22. Oktober wegen glücklich abgewendeter Peſt, ebenfalls zu der Säule am Graben.

Juriſtenſchule.

Das große Haus (850) in der kleinen Schulerſtraße, dem Grafen Alex. Mako gehörend, iſt in Wien's Kirchen- und Studiengeſchichte unter dem Namen der Juriſtenſchule bekannt. Die Piariſten kauften es 1765, erhöheten es um ein Stockwerk und lehrten darin Geometrie, Rechenkunſt, Wechſelrechnung, Kameral- und doppelte Buchhaltung und Schönſchreibekunſt.

Durch eine Hofentſchließung vom 28. Nov. 1788 wurde dem Orden jedoch aufgetragen, zur beſſern Dotirung des Collegiums in der Joſephſtadt dieſes Haus zu verkaufen, und die Geiſtlichen in die Joſephſtadt zu überſetzen. Die Kirche St. Ivo, welche ſich darin befand, ſolle jedoch beſonders veräußert und der Kaufſchilling der Univerſität zufallen, worauf dieſe Kirche den 17. December von dem Weihbiſchofe entweihet wurde.

Das Haus und die Kirche wurden den 20. November auf dem Rathhauſe verſteigert und an den Meiſtbiethenden, Herrn Chriſtoph Mako v. Groß St. Miklosch und zwar das Haus um 27,606 fl. und die Kirche um 3843 fl. überlaſſen; die dorti-

gen Geistlichen wurden in andere Collegien untergebracht.

Justification (einer Schmähschrift).

Den 2. Mai 1668 wurde das Büchel: „Memoria belli Ungaro-Turcici Authore Joanne Henrico Andler Argentoratensi Massiliae, 1665." — „(Gedenkbuch des ungarisch-türkischen Krieges von Joh. Heinr. Andler von Straßburg, gedruckt zu Marseille 1665)" — auf dem Hohenmarkt an dem Pranger öffentlich verbrennt.

Es war dabei das rothe Tuch, als das Zeichen der Hinrichtung einer Malefiz-Person auf der Schranne ausgehängt.

Der Zug mit dem Büchel ging vom Amtshause in der Rauhensteingasse aus; der Scherg mit einem Spieße eröffnete ihn, diesem folgte der Unterrichter zu Pferde, hinter welchem der Kerkermeister, damals Hutstock genannt, einherschritt, das Buch hoch empor haltend, den Schluß machte der Scharfrichter, die Schergen und Hundsschläger.

Als sie zur Stiege der Schranne angekommen waren, stieg der Unterrichter vom Pferde und begab sich auf die Schranne, wo das Stadtgericht mit bloßem Schwerte saß. Hier wurde das Verbrechen laut verkündet, das Urtheil gefällt, der Stab gebrochen und das Büchel dem Scharfrichter zum Verbrennen gegeben.

Hierauf begab sich der Zug auf die andere Seite des Hohenmarktes dem Pranger zu; hier wurde der Titel der Schrift, auf vier Bogen Papier geschrieben, an vier Seiten angeschlagen, vor dem Pranger war eine hohe Bühne aufgerichtet, worauf der Henker ein Feuer unterhielt, worin das Buch verbrennt wurde. Während dem wurde der Titel des Werkes in vielen Papieren unter das Volk ausgeworfen.

Bei dem Zuge ereignete sich der komische Auftritt, daß zwei Männer, denen gesagt worden war, man führe einen Delinquenten zum Hochgerichte, den Kerkermeister fragten, wo denn dieser sei, worauf derselbe ihnen das Büchlein vor die Augen hielt.

Justina (Die heilige)

Moretto's ist eines der herrlichsten Bilder kais. Gallerie. Die Heilige ist darauf mit dem knieenden Ritter und dem Einhorn (dem Attribute der Jungfräulichkeit) abgebildet. Dieses Meisterstück wurde bisher allgemein dem Pordenone zugeschrieben, welcher deßhalb mehr Bewunderung erntete, als für alle seine Fresken und Bilder in Venedig zusammen genommen. In Nr. 3. der Schmiedel'schen Zeitschrift für österr. Literatur und Kunst führt aber Baron Ramsonnet den Beweis, daß nicht Pordenone, sondern Allessandro Buonvicino, genannt Moretto aus Brescia (malte 1515 — 1554) der Schöpfer dieses Bildes sei. Zugleich wird dabei die schöne Legende mitgetheilt, welche der Gegenstand des Bildes ist: — „Justina war eine christliche Jungfrau von unvergleichlicher Schönheit zu Antiochia, um deren Gunst sich mehrere heidnische Jünglinge bewarben, von denen einer, Cyprianus genannt, durch die Heftigkeit seiner unerwiederten Leidenschaft, selbst zu einem Bündnisse mit dem Bösen verleitet wurde, der ihm zur Erfüllung seiner Wünsche beizustehen sich angeboten hatte. Mit diesem Beistande wußte er sich ihr unter veränderter Gestalt zu nähern und Vertrauen zu gewinnen, ja er begann selbst die Ruhe ihres Herzens zu stören, als Justina, sich plötzlich ermannend, den Höllenspuck durch das Kreuzeszeichen vernichtete, so daß Cyprianus zu ihren Füßen Vergebung flehend niedersank. Durch sanften Zuspruch suchte sie ihn nunmehr zu bekümmen, daß er von seinem wahnsinnigen Streben abstehe, und es gelang ihr selbst, den Neumüthigen zum Christenthume zu bekehren. Er wurde in der Folge einer der ausgezeichnetsten Bischöfe von An-

tiochia und Juſtina Äbtiſſin eines von ihr geſtifteten Nonnenkloſters. Beide traten eines Tages zugleich vor den die Chriſten hart bedrängenden Statthalter des Kaiſers Diocletianus, um ſich den Märtyrertod zu erbitten und erhielten ihn auch vereint durch das Henkersſchwert, 280 Jahre nach Chriſti Geburt.“ Dieſe Legende gibt den Anhaltspunct zur vollen Würdigung des Gemäldes, und insbeſondere des himmliſch reinen und doch irdiſch anmuthigen Antlitzes der Heiligen, welche ſich mit dem Ausdrucke wehmüthiger Theilnahme dem knieenden Beter zuwendet.

K.

Kaan'ſche Haus (Das).

Daſſelbe ſteht an der Spitze der obern und der untern Brennerſtraſſen (1138), und war vormals das Trautſon'ſche Freihaus. Merkwürdig war darin die vom Grafen Sixt Trautſon von Falkenſtein um 1590 geſtiftete, ungemein prächtige Allerheiligen-Capelle, die erſt in neuerer Zeit verbaut, und deren ſchöner Altar in die Michaelerkirche verſetzt wurde. Ungemein reichhaltig war der Kirchen- und Reliquienſchatz dieſer Capelle, womit der Erzbiſchof Ernſt Graf von Trautſon ſie beſchenkt hatte.

Der vorige Beſitzer dieſes Hauſes, der am 22 Februar 1844 geſtorbene Heinrich Kaan Edler von Albéſt, war in der merkantiliſchen Welt ſehr geachtet. Seinen patriotiſchen Sinn bewies er in kritiſchen Zeit-Epochen, durch den Betrieb mit ungariſcher Schafwolle war er in der Lage, ſeinem Vaterlande, Ungarn, bedeutenden Gewinn zuzuführen, und wie großartig ſeine Woll-Sorturungs-Anſtalt in Wien ſich darſtellte, geht daraus hervor, daß Kaan 1826 in den ung. Adelſtand mit dem Prädikat Edler v. Albéſt erhoben wurde. Er hinterließ 16 am Leben gebliebene Kinder.

Kahlenberger-Dörfel.

Dieſer kleine aber uralte Ort, liegt am Ausgange des romantiſchen Bergthales, wodurch der Leopoldsberg vom Joſephsberge geſchieden iſt. Die im alten Style gebaute, mit Blech gedeckte Pfarrkirche war vormals dem h. Johann dem Täufer, iſt aber gegenwärtig dem h Georg gewidmet. Das Dörfchen ſpielt in der Geſchichte keine unbedeutende Rolle und litt vorzüglich 1809 durch die Franzoſen. Vor einem Vierteljahrhundert wurde der hieſige Wirth mörderiſcher Anſchläge halber eingezogen. Hier trieb auch im 14. Jahrhundert der bekannte Wigand von Theben ſein närriſches Weſen.

Dieſer ſogenannte Pfaff vom Kahlenberg war ein durch verſchiedene luſtige Streiche und Schwänke weit und breit bekannter Mann, der von vielen Schriftſtellern, namentlich in Sebaſtian Münſters Cosmographey (Baſel 1561): „der ſeltſame Pfaff und Pfarrherr von Calenberg, von dem man durch das ganz Deutſchland weiß zu ſagen,“ genannt wird. Über den Stand und Charakter desſelben ſchwebt viel Dunkelheit; am gegründetſten iſt die Annahme, daß er unbeſchadet ſeines geiſtlichen Standes, des lebensluſtigen Herzogs Otto des Fröhlichen (geſtorben 1339) luſtiger Rath geweſen ſei. Ehe Wigand dieſe Stelle erhielt, befand er ſich bei einem Bürger und Rathsherrn in Wien als Student und war ſchon damals wegen ſeiner luſtigen Streiche wohl gelitten. Unter den vielen Schwänken iſt das ſonderbare Mittel bekannt, wie er als Pfarrer am Kahlenberg ſeinen großen Vorrath verdorbenen Weins an Mann brachte. Er ließ

bekannt machen, er werde an einem heißen Sommertage vom Kirchenthurme über die Donau fliegen, und versammelte dadurch viele Landleute, die von fern und nahe kamen, daß unerhörte Spektakel mit anzusehen. Das Volk sah dem Hokuspokus des falschen Tausendkünstlers lange zu, und sprach, durch die große Hitze durstig geworden, seinem schlechten Wein wacker zu. Als dieser zu Ende war, stieg Wigand auf den Thurm und fragte die Bauern ganz ernsthaft, ob sie schon je einen Menschen fliegen gesehen hätten. Auf ihre verneinende Antwort stieg er herab und sprach: „Wenn ihr noch keinen Menschen fliegen gesehen habt, so werdet ihr doch nicht so dumm sein, zu glauben, daß ich es werde!“ Er soll auch einen Sack voll Todtenköpfe ausgeschüttet und über den Berg hinabgeworfen haben, wobei jeder derselben in einer andern Richtung hinabkollerte: Er sagte dabei: „Viel Köpfe, viel Sinne, — das thun diese im Tod, was werden sie erst im Leben gethan haben.“ Über Geburt und Tod Wigand's ist nichts bekannt; es ist jedoch wahrscheinlich, daß er zu Neuberg in Steiermark, dem letzten Aufenthalt Otto's des Fröhlichen, gestorben sei.

Kaisergruft (bei den Capuzinern).

Diese 1622 mit dem Bau des Klosters begonnene und 1632 vollendete Gruft erhebt sich auf der Stelle einer erst 1824 entdeckten altrömischen Begräbnißstätte, wo nun die Glieder eines Herrscherhauses ruhen, welches durch länger als ein halbes Jahrtausend den römisch-deutschen Kaiserthron einnahm.

Leopold I. erweiterte die Gruft 1701, Maria Theresia 1748 und Franz I. 1824; sie faßt nunmehr beinahe 90 Leichname.

Wie Rudolph der Stifter, oft viele Stunden des Tages und der Nacht im Stephansdom in stiller Betrachtung zubrachte, so besuchte häufig die große Theresia die Gruft ihrer Ahnen. Nach der Beendigung des Erbfolgekrieges durch den Aachner Frieden, ließ sie Hand anlegen an die Erweiterung und Verschönerung der Gruft, der Kirche und des Klosters. 1748 wurde neben der alten Gruft eine neue für das Habsburg-Lothring'sche Haus begonnen, die von der alten durch ein starkes eisernes Gitter getrennt ist. Balthasar Moll verfertigte 1753 — 1755 nicht nur mehrere neue Särge von Bronze, statt der älteren, sondern auch das, mitten in der neuen Gruft stehende Mausoläum für Theresia und ihren Gemal Franz I. — 1754 weihte der Erzbischof Trautson die neue Gruft ein und es war in derselben täglicher Gottesdienst auf dem durch den Director der Akademie, Baron Strudel, verfertigten Marmoraltar. — 1754 ließ Theresia Ihre Erzieherin, die Gräfin Caroline Fuchs, geb. Gräfin Mollart, zum Zeichen Ihrer zärtlichen Dankbarkeit in die Kaisergruft beisetzen, und ihre eigene Großmutter, Eleonore Theresia, deren sie sich, wie wohl bei ihrem Tod ein dreijähriges Kind, deutlich erinnerte, ließ sie ebenfalls in einen schönen Sarg schließen. Diese fromme Frau wollte nämlich in Nonnentracht, in einer ganz gemeinen Todtentruhe begraben sein, mit keiner andern Grabschrift, als an hölzerner Tafel:

Eleonore Theresia, arme Sünderin.

In diesem Einzigen sei sie ihr minder gehorsam gewesen, schrieb Theresia auf den neuen Sarkophag. — Seit 1765 Franz I. zu Innsbruck beim Beilager seines Sohnes, des Großherzogs Leopold, plötzlichen Todes verblichen war, kam die Kaiserin gewöhnlich dreimal die Woche zur Messe, zum Abendmahl, oft auch bei später Nacht in die Gruft. In ihren letzten Jahren wurde auch hier, wie in Ihren Gemächern der Burg und Schönbrunns, eine Maschine verfertigt, an der sie sich selbst hinablassen und wieder hinaufziehen konnte. Am 2. Nov. 1780 besuchte sie die Gruft zum letzten Mal,

und betrachtete lange ihr und ihres Gemals Mauſoläum. Im Hinaufziehen blieb die Maſchine drei Mal ſtecken, worüber ſie ſagte: „Die Gruft will mich nicht mehr herauslaſſen!“ — Am dritten Tage darauf verließ ſie nicht mehr ihre Gemächer und am 29. Nov. ging ſie zu ihren Vätern. Am 3. Dezember war ihre feierliche Beiſetzung in der Gruft. Auf ihrem Sarge hält ſie mit der Linken das an ihrer Hüfte hangende Schwert. Kaiſer Franz neben ihr, hält in der Linken des deutſchen Reiches Scepter und berührt zum Zeichen der ihm von Thereſien zuerkannten Mitregentſchaft, den Scepter Öſterreichs, den ſie hält. Das Grabmal iſt von Zinn, wie die meiſten Sarkophage und Basreliefs der größten Begebniſſe ihrer großen Bahn.

Von weiland Franz I. wurde 1824 ein Erweiterungsbau geführt, rechts von der neuen Gruft. Hierbei ſtieß man bei Ausgrabung der Fundamente auf eine römiſche Begräbnißſtätte. Es fand ſich ein Sarg von großen römiſchen Ziegeln, dergleichen hier ſchon an vielen Orten (Berghof, hohen Markte, Trattnerhof, Burgthor, Thury, bei der Waſſerleitung zu Hernals und am Belvedere) häufig ausgegraben worden ſind, zwei Gerippe mit einer Kupfermünze von Hadrian, eine große Fibula oder Armſpange, mehrere Bruchſtücke von Glas- und Thongefäßen, dann Metallplättchen.

Das Ceremoniel der Beiſetzung einer Leiche aus der kaiſ. Familie iſt folgendes: Der Leichnam wird einbalſamirt, und mit allen Zeichen der getragenen Würden in der Ritterſtube oder in der Hofburgkirche, in einem offenen hölzernen Sarge mit vergoldeten Beſchlägen auf dem Paradebette ausgeſetzt. Des Sarges Überzug iſt für die regierenden Herrn und deren Gemalinnen ſchwarzer Sammt und Goldſtoff, für die Erzherzoge und Erzherzoginnen rother Sammt und Silberſtoff.

Das Oberſthofmeiſteramt ſieht in der Gruft die Stätte aus, an welcher der Verblichene ruhen ſoll. — In der Capuzinerkirche werden alle Betſtühle weggeräumt und die ganze Kirche ſchwarz ausſpaliert, mit den Wapenſchildern und mit allen übrigen Trauerzeichen geſchmückt, auch Tag und Stunde der Beiſetzung dem P. Quardian angedeutet. Um dieſe Stunde verſammelten ſich die Väter ſonſt bei ihrem Gartenthor, den Auguſtinern gegenüber, nun aber beim Kloſterthore, gegenüber dem Bürgerſpitale und ziehen zu den Auguſtinern bis zur Ankunft der Leiche, die meiſt zu Wagen geführt wird, wo ſie dann dem übrigen Klerus wieder vortreten und die allerh. Herrſchaft mit Fackeln in die Kirche begleiten, in welche nur diejenigen eingelaſſen werden, die unmittelbar zum Leichengefolge gehören. Die Leiche wird in der Kirche auf einen erhöhten Ort geſtellt, der Fürſterzbiſchof vollbringt die Einſegnung. Die Aſſiſtenten und Capuziner ſingen die vorgeſchriebenen Pſalmen. Darauf tragen die Capuziner bei Fackelſchein die Leiche in die Gruft wieder auf einen erhöhten Ort. Nun wird der mit zwei Schlöſſer verſehene Sarg nochmals eröffnet. — Der Oberſthofmeiſter frägt den Quardian: „Erkennen Sie hier in den oder die Verblichene den durchlauchtigſten Erzherzog ꝛc. ꝛc. oder unſern allergnädigſten Herrn?“ — Und auf die Bejahung, ſpricht er die förmliche Übergabe aus, worauf der Quardian antwortet: „Der höchſte Leichnam wird nach ſchuldiger Obſorge bei uns wohl verwahrt ſein.“ Nun wird der Sarg verſchloſſen, den einen Schlüſſel behält der Oberſthofmeiſter, den andern der Quardian. Nach einigen Wochen wird die Leiche im Beiſein eines Hofbeamten, von den Capuzinern nach Abſingung mehrerer Pſalmen in einen kupfernen Sarg gelegt, in welchen er für immer verbleibt. Die Kaiſergruft iſt jährlich am 2. Novemb. als dem Allerſeelentage dem allgemeinen Beſuche frei-

gegeben. Napoleon besuchte die Gruft den 5. Nov. 1809 um 9 Uhr Abends.

Kaiserspitals-Flügel (der Burg).

Dieser Theil der Burg befindet sich am Balthausplatze; er ist mit dem Amalienhofe durch einen hohen, über die Schauflergasse gespannten Schwibbogen verbunden und erstreckt sich bis zum Gebäude der vormaligen Niederländischen Hofkanzlei (29). Wie es der Namen besagt, so bestand darin vormals ein Krankenhaus für Hofdiener, wozu unter Ferdinand I. um 1543 der Spanier Don Didaco de Sarava, Edelknaben Hofmeister, die erste Stiftung für 12 Manns- und Weibspersonen machte, welche nach einiger Zeit von einem Weinhauer zu Grinzing, Leop. Weinberger, vermehrt wurde.

Diese Stiftung befestigte Ferdinand I. im folgenden Jahre durch die Anweisung eines ansehnlichen Fonds, durch Erhöhung der Stiftung auf 20 Männer und 20 Frauen und durch Aufführung eines geräumigen Gebäudes, dem er den Namen des Kaiserspitals verlieh. Ferdinands Gemalin, die Kaiserin Anna, widmete diesem Spitale die Herrschaft Wolkersdorf, so daß darin 40 Männer und 40 Weiber, so wie 20 Mädchen unterhalten werden konnten. Weil dieses Gebäude nahe bei dem Minoritenkloster lag, so erhielt es von diesem Orden die an ihrem Kloster stehende St. Katharina-Capelle, welche Ferdinand beinahe vom Grunde auf neu erbaute und dieser Stiftung als Spitalskirche widmete.

Im J. 1602 brachten die Heiducken den Ali Pascha von Ofen, welchen sie im Monat Mai gefangen hatten, nach Wien, und zwei von ihnen führten ihn, da er schwer verwundet war, den 10. Juni, ihn unter dem Arme haltend, vor den Erzherzog Mathias in die Burg, andere Heiducken trugen eine rothe Fahne und einen Pack Briefe, welche sie bei ihm gefunden hatten. Der Pascha wurde in das Kaiserspital gebracht.

Es bestand durch zwei Jahrhunderte und wurde unter Maria Theresia 1754 am Rennwege in das dortige Spital der h. Dreifaltigkeit (dem heutigen Deutschen-Gardehause) übersetzt, nachdem die armen Kranken der Billet'schen und anderer Stiftungen, die hier seit 1741 verpflegt wurden, in das spanische Spital in der Währingergasse (dem jetzigen Waisenhause) gebracht worden waren.

Kaiserstein'sches (Freih.) Fideicommißhaus.

in der untern Breunerstraße (1227) ist ein gewaltiges, riesenhaftes Gebäude, welches sich bis in die Dorotheergasse erstreckt und im Jahre 1696 mit Anwendung einer großen Summe vom Freiherrn Joh. Paul von Kaiserstein vollendet wurde. Das vorige Gebäude gehörte nebst dem anstoßenden gräflich Gatterburg'schen Haus (1115) in der Dorotheergasse einst dem mächtigen, angesehenen, unter Friedrich III. aber durch Rebellentreiz berüchtigten Freiherrn von Eitzing. Die Gemächer dieses Hauses sind ungemein großartig und zeigen, daß der Geist, der sie erschuf, mit dem Spekulationsgeiste unserer Tage nichts gemein hatte.

Kalksburg.

In einem lieblichen Thale von waldigen Bergen, am Liesingbach, zwei Stunden von Wien, liegt dieses romantische Dorf, bei welchem auf einem Berge noch einige Trümmer der alten Burg Kahlsburg oder Kalchspurg zu sehen sind, woren im 12. Jahrhunderte ein Adelsgeschlecht seinen Namen führte.

Mit Gewißheit ist bekannt, das Kalchspurg 1359 von einem Herrn v. Pottendorf dem Chadold von Eckartsauhind angegeben wurde, der im Besitze des be-

nachbarten Gutes Mauer war, und das Dorf Kalchspurg auf immer mit Mauer vereinte.

Die Burg auf dem Berge zerfiel, weil die Eckartsaue zu Mauer wohnten; aber schon verödet, spielte sie noch eine Rolle in der sturmbewegten Zeit, in welcher Albrecht VI. die Fackel des Bürgerkrieges wider seinen Bruder Friedrich III. schwang. Der Söldner Hauptmann Schweitzer befestigte die Reste der Burg, und plünderte die Gegend rings herum, bis Albrecht die Wiener gegen ihn sandte, die seinen Aufenthalt erstürmten, und ihn selbst gefangen nach Wien brachten. Dies ereignete sich 1463. Die von der Gemeinde gebaute Capelle wurde 1529 durch die Türken verwüstet. Nur ein Mal im Jahre, am Festtage des heiligen Jakob, las der Pfarrer von Atzgersdorf, der ihr Seelsorger war, in dieser Capelle Messe. Erst, als die Jesuiten 1609 Herren von Mauer und Kalchspurg wurden, konnten sich die Landleute wieder des Anblickes einer kleinen Kirche erfreuen, die ihnen ihre neue Herrschaft auf einem Weinberge, zum Andenken der Befreiung des h. Apostels Petrus aus dem Kerker, weihen ließ.

Franz Edler v. Mack, Hof- und Kammerjuwelier, brachte Kalchspurg mit der Herrschaft Mauer käuflich 1778 an sich. Auf sein Betreiben wurde diese Lokalie, die bereits 1783 errichtet ward, 1805 zur Pfarre erhoben; auch baute er den Pfarrhof und die Schule. Mack ließ die kleine Kirche abbrechen, und mit einem Aufwande von 13,000 fl. durch den Baumeister Joh. Zobel ein von Außen und Innen prachtvolles Gotteshaus herstellen. Über 24 breite steinerne Stufen steigt man hinan; das Kirchendach und der Thurm sind mit Kupfer gedeckt, letzterer mit sechs Glocken und einer Uhr geziert, auch mit einer Inschrift auf einer Marmorplatte versehen, die mit folgenden Worten schließt.

Soli Deo ter Optimo Maximo sub Patrocinio S. Petri ad vincula dicatum 1801.

Das Innere athmet den reinsten Geschmack; 28 schöne, grau marmorirte, hellgeschliffene Pilaster zieren die Wände. Die drei Kuppeln, von Jos. Keller, und besonders die mittlere, das Gericht vorstellend, ergreifen auf den ersten Anblick. Auf dem Hochaltare ist der h. Petrus in Ketten, wie ihn der Engel davon befreiet, vorgestellt. Dies Blatt ist von Professor Maurer. Die Blätter der zwei Seitenaltäre stellen den heil. Franz und die h. Helena vor; die zwei kleineren Kunstwerke des gedachten Professors stellen die Mutter Gottes und die h. Anna dar. Nebst diesen hängen noch drei schöne Bilder, Joh. v. Nepomuk, Cyrus und Leonhard an den Wänden, letzteres von Anton Spreng gemalt. Der Weihbischof, Graf v. Arzt weihte den Tempel 1801. Das herrschaftliche Schloß ist mit der Kirche durch einen Schwibbogen verbunden. Die Gärten sind durch den Liesingbach abgetheilt. Der größere Theil ist ein angenehmer Park, durch dessen Schönheiten man ohne Ermüdung aus dem Thale bis zum Gipfel des Berges gelangt. Man findet darin ein altes Gebäude: **Mon Perou**, einst der Fürstin Trautson gehörig, neu umgestaltet von dem späteren Besitzer. Mitten in einem Teiche ragt das sogenannte Monument hervor, ein Denkmal kindlicher Liebe, das die drei Söhne des Herrn v. Mack ihrem Elternpaare, Franz und Helena, setzen ließen. F. Kähsmann verfertigte es. Nebst andern gewöhnlich in Parken angebrachten Partien findet sich unter einem Kalkfelsen ein Grabmal der Erzh. Maria Christina.

Der kleine Garten enthält sehenswürdige Gebäude. Alles ist niedlich, geschmackvoll angeordnet, und Denkmale an Personen, die der ganzen Welt theuer waren, sprechen den Wanderer an. Mitten im Leichenhofe baute sich F. v. Mack eine Familiengruft. Die Aufschrift sagt, daß er 1730 geb. und

1805 geſt. iſt. Die Gruft hat eine capellenartige Form, und die Kuppel enthält das jüngſte Gericht.

Wenn man auf der Straße zwiſchen echoreichen Abſtufungen der Berge fortgeht, gelangt man an einem Marienbilde im Buſen einer alten Kerneiche vorüber, zu einem Wirthshauſe, der rothe Stadl genannt. Die Thalgegend iſt hier ungemein reizend, und wird häufig beſucht.

Kaltenleutgeben.

Umgeben von den Ortſchaften Breitenfurt, Rodaun und Perchtoldsdorf, liegt zwiſchen Bergen und Waldungen, in einem ſchönen Thale, welches durch die vielen Kalköfen lebendig wird, das dem k. k. Waldamte gehörige lange Dorf Kaltenleutgeben, mit einer Kirche des Apoſtels Jacob des Größeren; die Häuſer liegen jedes beinahe abgeſondert vom folgenden.

Im 17. Jahrhunderte hatten die Bauern am Fuße des Berges, auf welchem gegenwärtig ihre Pfarrkirche prangt, eine noch ſtehende Capelle zu Ehren des h. Jacob errichtet, die aus dem J. 1622 zu ſein ſcheint. Sie bildet ein Quadrat, iſt in der Höhe gewölbt, und mit eckigem Kies in ihrem Innern ganz belegt, ſo daß ſie an eine Grotte erinnert. In einer Niſche ſteht der h. Jacob als Pilger aus Stein.

Die mancherlei Peſtunfälle, die ſich in Öſterreich ereigneten, mögen die kleine Gemeinde veranlaßt haben, auf dem Berge, an deſſen Fuße ihre Jacobs-Capelle ſtand, 1702 eine größere Kirche zu bauen, und ſie eben dieſem Heiligen zu widmen.

Ihr Erbauer ſoll, einer beſtehenden Volksſage zur Folge, Jac. v. Oekl, k. k. Baumeiſter, geweſen ſein, deſſen Bildniß noch gegenwärtig im Pfarrhofe aufbewahret wird, und welchen ebenfalls herrſchende Peſtſeuchen zu dieſem heiligen Werke beſtimmten.

Die Kirche, zu der gegenwärtig von der alten Jacobs-Capelle an eine bequeme doppelte Stiege von 41 Stufen, und mit Mauern eingefaßt, über den Berg hinaufführet, iſt niedlich und im neueren Geſchmacke erbauet. Das Gewölbe läuft in der faſt quadratiſchen Kirche beinahe in eine Kuppel zuſammen, und gibt dem ganzen Gebäude eine ehrwürdige Höhe. Sie hat drei Altäre von Marmor. Den Hochaltar ziert das Bild des h. Jakob, als Pilger gekleidet, mit der Kriegsfahne in der Hand, zu Pferde die Mauren beſiegend. Über dem Tabernakel, der aus ſchwärzlichen Marmor gehauen iſt, befindet ſich in einem vergoldeten Kaſten die von Holz geſchnitzte kleine Statue der h. Jungfrau Maria von Altenötting. Die Säulen und Stufen dieſes Altares ſind aus dem hier gebrochenen Marmor verfertigt, deſſen lichtbraune und weißgefleckte Schattirung ſich angenehm darſtellt. Die beiden Seitenaltäre zeigen die Bilder der h. Eltern Jeſu, und des heil. Erzengels Michael.

Hinter der Kirche ſieht man auf einer kleinen Erhöhung über der Eiswieſe ein 19 Fuß hohes Kreuz, welches im J. 1834 die Grafen Thaddäus Amade und Carl Eſterhazy in Folge eines beim Ausbruche der Cholera in Wien gemachten Gelübdes aufſtellen ließen.

Auch hat der Ort ein kleines Krankenſpital und mehrere Denkſäulen, die vom Eingange des Thals bis zur Kirche vertheilt ſind.

Kammerſtein.

Die Ruinen dieſer alten Veſte liegen auf einer waldigen Anhöhe links auf der Straße gegen Kaltenleutgeben, im Perchtoldsdorfer Gebiete. Ihr Urſprung fällt in das 13. Jahrhundert. Der Markt Perchtoldsdorf gehörte den Herren gleiches Namens; der berühmteſte ihres Geſchlechtes, Otto der Dritte, beſaß große Reichthümer und bekleidete auch die Würde eines Kämmerers von Öſterreich. Um 1250 erbaute er

ſich eine Burg auf dem nahen waldigen Berge, die er, als ſich 1260 Ottokar von Böhmen des öſterreich. Erbes bemächtigte, zurückgezogen von dem Hofe des neuen Herrſchers, bewohnte. Darum war auch Otto einer der Erſten, welche dem Rufe Rudolphs von Habsburg folgten und zu dem ſiegreichen Ausgange der Entſcheidungsſchlacht auf dem Marchfelde Vieles beitrug.

Rudolph ſtellte ihn daher, als er 1281 ſeinen Erſtgebornen, Albrecht, zum Reichsverweſer in Öſterreich ernannte, dieſem als Rath zur Seite. Im vorgerückten Alter zog Otto ſich auf ſeine einſame Burg zurück, die nach ſeiner Würde Kammerſtein genannt wurde; hier beſchäftigte er ſich bis zu ſeinem Tode 1286 mit frommen Betrachtungen und wohlthätigen Stiftungen.

Im J. 1290 erfolgte der Aufſtand des Landadels gegen Albrecht I., und in Folge deſſelben wurde Kammerſtein den Flammen Preis gegeben und zerſtöret. Ob der letzte Heinrich von Perchtoldsdorf, Otto's Enkel, der um 1300 kinderlos ſtarb, noch Beſitzer dieſer Veſte war, und durch welche Parthei ſie zerſtört wurde, darüber fehlen alle Urkunden. Seit dieſer Zeit, folglich über 550 Jahre, beſteht dieſe merkwürdige Burgruine, und die gewaltigen Reſte derſelben laſſen auf ihre einſtmalige Stärke ſchließen.

Schon als eine der älteſten Ruinen Öſterreichs bleibt Kammerſtein höchſt merkwürdig. Von dieſer Burg, bei welcher ſich auch ein tiefer Brunnen befindet, geht noch heute die Sage, daß ſich ein unterirdiſcher Gang bis in die alte Capelle oder unterirdiſche Kirche zu Perchtoldsdorf gezogen habe, und man zeigt noch einen ſonderbar geformten Winkel in letzterer, welcher deſſen Ausgang geweſen ſein ſoll.

Kanalſyſtem (Das große) in Wien.

Der Schwäbiſche Merkur enthielt jüngſt folgenden Artikel: „Unter den neueſten öffentlichen Bauten in Wien ſtehen durch Nützlichkeit des Zweckes und Großartigkeit der Ausführung das, bald zu Ende geführte Canalſyſtem oben an. Es verdient als die beſcheidenſte und nützlichſte Schöpfung, eine beſondere Erwähnung. Die drei Haupt- und eben ſo viele Seitenarme dieſes im J. 1831 anbefohlenen und auch begonnenen Canalſyſtems, das theils in Abzugskanälen, theils in Überwölbung von Wildbächen beſteht, umfaſſen eine Länge von 2¼ geographiſchen Meilen. Die an beiden Ufern des Wienfluſſes angelegten, 5100 Klafter langen Abzugskanäle, deren Einmündung in den Donaukanal geht, haben allein 491,000 fl. C. M. gekoſtet; ferner die Überwölbung eines ſich hierein ergießenden Wildbaches 140,000 fl. Alle dieſe Canäle, mit welchen Seitencanäle von 22 Vorſtädten mit einer Bevölkerung von mehr als 150,000 Seelen in Verbindung ſtehen, ſind in dem großartigſten Maßſtabe angelegt. An mehren Strecken iſt ihre Tiefe 40 Fuß unter der Erde. Den ſchwierigſten Theil aber bildet die gegenwärtig im Werke ſtehende Überwölbung des Alſerwildbaches. Die größte Ausdehnung in der Breite ſteigert ſich dabei auf 25 Fuß, und die Höhe auf 10 Fuß. In einer Länge von 450 Klaftern iſt dieſe merkwürdige Baupartie bereits ausgeführt, und hat 220,000 fl. gekoſtet. Die Berechnung des im Durchſchnitt möglichen Waſſerabfluſſes für den Kanal iſt auf 1300 Kubikfuß für die Sekunde gemacht. Keine Hauptſtadt Europas kann ſich wohl eines ähnlichen koloſſalen Bauwerkes rühmen. Die Fortſetzung deſſelben wird noch auf 300,000 fl. zu ſtehen kommen. So hat das Wiener Gemeindeweſen, in dem Zeitraume von 11 bis 12 Jahren blos für Kanalbauten 1,150,000 fl. C. M. verwendet. Es muß beigefügt werden, daß ſo außerordentliche Ergebniſſe zugleich auch der Unermüdlichkeit und Thatkraft des Bürgermeiſters, Regierungsrathes Czapka, und die tüchtige Ausführung den Kenntniſſen

des Stadt-Unterkämmerers Schiefer zu danken ist.

Kanne (Friedrich August)

ist ein als Dichter, Compositeur und Kritiker bekannter und in allen drei Fächern ausgezeichneter Sonderling, von dem mit Recht gesagt wurde: „er war ein wunderliches Genie, ein kräftiger Centaur, in dem Geist und Menschlichkeit in ketem Ringen begriffen waren; der, obgleich von den Göttern reich begabt, doch stets das Ende eines Keppler oder Comenius vor Augen sah.“

Er wurde den 8. März 1778 zu Delitsch in Sachsen geboren, studirte Theologie und Medizin, widmete sich aber mit vorzüglicher Liebe der Tonkunst und den schönen Wissenschaften. Er kam im Anfange dieses Jahrhunderts nach Wien, wo er an dem Fürsten Joseph von Lobkowitz einen großmüthigen Mäcen fand. In Österreichs Hauptstadt dichtete und komponirte er abwechselnd, schrieb treffliche Kritiken, die als Muster dienen können, redigirte durch mehrere Jahre die unter ihm sehr ausgezeichnete Wiener-Musikzeitung; kämpfte aber trotz seines Talentes und Vielwissens stets mit Mangel und Dürftigkeit, und starb endlich in den dürftigsten Umständen als Folgen seiner ungeregelten Lebensweise, jeden ärztlichen Beistand hartnäckig verschmähend, am 16. Dez. 1833 am Gedärmbrand.

Kantacuzenkreuz.

Auf dem Wege von Meidling oder Schönbrunn nach Hetzendorf erblickt man auf der Anhöhe, mitten in den Fruchtfeldern des ehemaligen Gatterhölzels, eine alte, halb verfallene Capelle. Sie steht links der großen Uberfahrbrücke, welche auf einer Seite die Buchstaben M. T. (Maria Theresia), auf der andern J. II. (Joseph II.) hat, und zum Anfange der Kommunikationsallee zwischen Schönbrunn und Larenburg führt, wo auf deren rechten Seite die Capelle sich erhebt. Sowohl ihre ungewöhnliche Lage mitten auf Äckern, als ihre schiefe Stellung gegen Wien läßt vermuthen, daß besondere Umstände bei ihrer Erbauung obgewaltet haben.

Das Monument wird gewöhnlich, obgleich unrichtig das Moldauerkreuz, in früherer Zeit auch schlechtweg das Andachtskreuz genannt und verdankt seine Entstehung dem Hospodar der Wallachei, Servan Kantacuzenos, der bei der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken (1683) mit seinen Völkern einen Theil des osmanischen Belagerungsheeres bildete und hier gelagert war.

Von dieser Kreuzkapelle besteht (auch in Uhlichs Tagebuch der genannten Belagerung) eine Abbildung mit der Aufschrift:

„Gegenwärtige wahrhafte Abbildung stellet für, das von Aichenholz in die 6 Wienerischen Ellen hohen Creutzes, welches der Wallachische Fürst, so bei denen türkischen Belagern der Stadt Wien in seinem Lager bei dem sogenannten Gatter-Hölzel unweit Hietzing an dem Orth, da er täglich die H. Messe halten lassen, aufzurichten befohlen & ist solches den 27 Octobris, nach glücklicher Verjagung der Türken in einer hierzu gemachten Gruben, worin es aus Vorsorg dieses Fürsten wohl verwahret gelassen worden, gefunden, von dar erhebt & nacher Wien gebracht worden, in sich enthaltend gegenwärtige in dem Obern & Zwerchtheil eingeschnittenen Characteres, wobei in mitten deß Zwerchholzes U. L. Frauen Bildniß, gleich dem berühmten Sandianischen Gnadenbild gemahlter eingelegt gewesen mit gleich darunter gesetzten Wappen & lateinischen Unterschriften, welche hieneben stehend, verdeutschet also zu lesen. Die griechischen Buchstaben im obern Theil werden verdeutschet:

„† Die Erhöhung des Creutzes ist die erhaltung der Welt, das Creutz die Zier der Kirchen, das Creutz die Bestätigung der Gläubigen, das Creutz die Gier der Engeln & und die Wunden der teufeln.“

„Wir von Gottes Gnaden Servanus Cantacucenus, Fürst der Wallachey jenseits des

Gebürgs & deroſelben zu allen Zeiten Erb-Herr ꝛc. haben dieſes Creutz an dem Orth, welches täglich mit Andacht des Volkes, und einer h. M. Meſſe verehret worden, zu unſer und ihr unſerigen ewigen Gedächtnuß zur Zeit als der türkiſche Groß-Vezier Kara Muſtapha Baſſa die Stadt Wien in Unter-Öſterreich belagert hat, aufrichten laßen, den erſten tag des Monaths Septembris Anno 1683.“

„Der du vorbey gehſt gedenk zu ſterben.“

Das Kreuz war in einfacher Form aufgeführt und hatte oben die gewöhnlichen vier Buchſtaben: I. N. R. I.

Am obern Theile des Kreuzes waren vier Kreiſe, ebenfalls in Kreuzesform zuſammengeſtellt, welche in griechiſchen Charakteren die Worte enthielten: Mutter Gottes. Jeſus. Chriſtus. Maria Magdalena. Auf dem Querbalken links in gleichen Charakteren: Heiliger Gott. Starker Gott. Rechts: Unſterblicher Gott. Erbarme dich Unſer. In der Mitte befand ſich das Bildniß der heiligen Jungfrau von Candia mit dem Kinde auf dem Arm, unter demſelben war das fürſtliche Wapen mit dem doppelten Adler angebracht. Auf dem untern Theile des Kreuzes ſtand obige Inſchrift.

Die Eile, womit ſich die Türken zurückgezogen, geſtatteten dem Hoſpodar nicht, das Kreuz mitzunehmen, er ließ es daher in die Erde vergraben, wo es den 9. October deſſelben Jahres von einer Magd gefunden wurde, die in das Gatterhölzel ging, um Holz zu leſen; der Biſchof von Wien, Emerich Sinellius, ließ es in den Biſchofhof bringen, wo es einige Zeit verwahrt blieb. Anfangs 1684 ward es an dem Orte, wo es früher ſtand, und in derſelben Richtung gegen Wien zu, wieder aufgerichtet, und zu ſeiner Bewahrung eine Capelle darüber gebaut. So blieben Capelle und Kreuz bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, wo Letzteres im Herbſte 1785, nächtlicher Weile von Frevler Hand geraubt wurde, und ſeine Stelle in der Folge durch ein, für die Größe der Capelle unverhältnißmäßig kleines Crucifix an der innern Wand erſetzt wurde, das ſich noch gegenwärtig daſelbſt befindet.

Kärntnerſtraße.

Sie durchſchneidet in Verbindung mit der Biſchof- und Rothenthurmſtraße die ganze Stadt von Süden gegen Norden in einer ſchlangenförmigen Linie, die 1274 gemeine Schritte lang iſt, und wird den belebteſten Stadttheilen beigezählt. Sie wird in Urkunden ſchon 1257 genannt, und der Theil vom Kärntnerthore bis zur Weihburggaſſe diente der Stadt zur natürlichen Mittagslinie, indem er bald nach 12 Uhr ohne Schatten iſt. Beinahe jedes Haus dieſer Straße iſt in irgend einer Beziehung merkwürdig, wie aus der einzelnen Beſprechung derſelben hervorgeht. In dieſem Augenblicke (Juni 1846) wird der uralte Gaſthof „zum weißen Schwan, (1044) ein Beſitzthum des Fürſten von Schwarzenberg, abgebrochen, um durch ein neues Zinshaus erſetzt zu werden. Das alte Gebäude mit ſeinen Rundellen trug ganz den Charakter ſeiner mehrhundertjährigen Entſtehung und glich vorzüglich auf der Seite des Schwangäßchens gegen das fürſtliche Palais einer Ritterburg. Dieſe Gegend mag durch dieſe Veränderung an Schönheit, — ſie wird aber ſicherlich nicht an Intereſſe gewinnen. — Ein uraltes Gebäude iſt auch das Schwandtnerſche Stiftshaus (903), welches vermuthlich auch ſchon abgetragen worden wäre, hätte ſein letzter Beſitzer bei ſeinem vor zwanzig Jahren erfolgten Tode es nicht zu Stipendien beſtimmt.

Das anſtoßende Haus (902) hieß vormals das Kerſchenſtab-Haus (Krekhſenſtab-Haus) oder auch Mariazellerhaus; der Abt des Benediktinerſtiftes Mariazell verſprach den 6. Aug. 1483 daſſelbe in Jahresfriſt an einen Stadtbürger zu verkaufen, wenn das Kloſter im ruhigen Beſitz ſeiner zwei Häuſer in der Johannes-

und in der Pipplingerstraße, welche von St. v. Hohenberg an dasselbe gekommen waren, gelassen werde. Dieses alte Haus gehört heute dem Hrn. Joh. Dietz, vorher Math. Lösch.

Kärntnerthor (Altes und neues).

Das alte Kärntnerthor führt in gerader Linie von der Kärntnerstraße nach der Wieden und es ist daraus für Wagen nur die Ausfahrt aus der Stadt gestattet, wie durch das neue Kärntnerthor (auch Franzensthor genannt), welches sich nächst dem Hofoperntheater befindet, nur die Einfahrt erlaubt ist.

Das ursprüngliche Kärntner- oder Widmerthor wurde 1572, ohne daß die Ursache bekannt ist, in die Gegend der damaligen Clarakirche oder an der Stelle des heutigen neuen Kärntnerthors verlegt, wo es bis 1671 blieb, in welchem Jahre es wieder gesperrt und an den vorigen Ort, wo es noch heute ist, verlegt wurde. Dieses von Leopold I. nach Hirschvogl's Plan erbaute Thor ist von Seite der Brücke 1671 und gegen die Stadt 1672 zu Stande gekommen, wie es die Inschriften anzeigen.

Das neue Kärntnerthor hat weiland Kaiser Franz I. 1802 wieder eröffnet, so wie das hohe Glacis vor demselben abtragen und ebnen lassen.

Kaiser Ferdinand I. versah das alte Kärntnerthor 1838 mit dem linken Gange für Fußgeher, und gab auf eine entsprechende Art der erweiterten Brücke eine gerade Richtung.

Am 4. Juni 1704 wurde vor diesem Thore ein vom Stadtwachtmeister Eichenauer gefangener französischer Emissär, Honoré Bonnet, gefangen, der ein Creditiv seiner Regierung an Rakoczy, dessen Völker stündlich Wien bedrohten, sehr künstlich in einem Rockknopfe bei sich trug.

Den 16. Mai 1809 sprengten, als das Thor einen Augenblick geöffnet wurde, um einige Husaren, welche auf dem Glacis rekognoscirt hatten, einzulassen, vier tollkühne französische Chasseurs in die Stadt hinein. Einen davon erschlug im Komödien-Gäßchen ein Fleischerknecht, der zweite wurde in der Kärntnerstraße, der dritte am Graben, und der vierte am Haarmarkt schwer verwundet gefangen.

Eine der herzerhebendsten Begebenheiten, dessen Schauplatz das alte Kärntnerthor war, bot der 16. Juni 1814 dar, als Kaiser Franz bei seiner Rückreise von Paris seinen feierlichen Einzug in Wien hielt; der Magistrat hatte an diesem Thore eine prächtige Ehrenpforte errichtet, und auch die Brücke herrlich verziert. Zu beiden Seiten erhoben sich Geländerstiegen mit Orangenbäumen besetzt. An der Pforte stand der gesammte Stadtrath und 500 Knaben und Mädchen in den Farben des österreichischen Wapens gekleidet, Palmen und Lorberzweige in der Hand.

Kärntnerthurm.

Der alte Kärntnerthurm (Kärntnerthorthurm), angeblich aus der Römerzeit, war nicht nur als Befestigungswerk, sondern auch als der vorzüglichste Gefängnißort der Stadt Wien, von Bedeutung. Er stand zwischen dem alten und neuen Kärntnerthore, war ein gewaltiges Bauwerk und der Schauplatz mehrerer interessanter Ereignisse.

Daß die Behandlung der Gefangenen darin sehr hart war, geht aus einer Verordnung Albrecht des V. vom 11. Sept. 1438 hervor, da er ihnen menschliche Behandlung anbefahl, und für ihre Nahrung, zuweilen selbst mit Wein und Bier bedacht war.

Einer der merkwürdigsten Gefangenen, die darin saßen, ist der berühmte Hieronymus von Prag, der Freund des Huß, der ein Jahr nach diesem verbrannt wurde;

in Wien hatte er aber Mittel gefunden, aus dem Kärtnerthurm zu entkommen.

Auffallender war die Flucht der Grafenecker-Söldner daraus 1463.

Herr von Grafeneck hatte für seine Rittertreue, mit der er an Friedrich hielt, viel leiden müssen von den aufrührischen Wienern. Zwei Hauptleute und 90 Knechte waren ihm gefangen worden, und lagen meist im Kärntnerthurme. Im untersten Thurme waren die Hauptleute, denen man eine ritterliche Haft nicht hätte versagen sollen, — in den Stockwerken die Rottenführer, und ganz oben die niedern Knechte. Alle Tage bewachten andere Bürger den Eingang des Thurmes, und brachten den Gefangenen die dürftige Nahrung.

Durch die Spalten des zerrissenen Daches sahen die Knechte, wie ihre Wächter oft halbtrunken bei vollen Kannen am Nachtfeuer saßen, in hellen Mondnächten sich in ihre Mäntel gehüllt, zur Ruhe legten und oft fortgingen, bevor die andern zur Ablösung kamen. — Um Weihnachten, als die grimmige Kälte die Wächter Nachts immer in eine vom Thurme entlegene Hütte trieb, rißen die Gefangenen das Stroh vom Dache, wanden sich ein Seil, daß sie mit ihren Gürteln befestigten, und ließen sich daran in das untere Stockwerk beim Fenster hinein zu den Führern. Hier erbrachen sie mit gesammter Kraft den Boden, holten ihre Hauptleute aus dem Gewölbe und entsprangen um drei Uhr nach Mitternacht, aus dem Thurme auf die Mauer. Dort banden sie das Seil an ein großes Geschütz, und ließen sich in den Graben, von wo sie weiter ins Land flohen.

Die schläfrigen Wächter merkten nichts von dem nächtlichen Lärmen, und brachten um neun Uhr Morgens das Frühmahl in die leeren Kerker. Vor Angst entflohen sie auf denselben Schneespuren, welche die Grafenecker hinterlassen hatten. Als darauf der Kaiser wieder der Wiener mächtig ward, mußten sie ihm auch die Gefangenen aus den andern Thürmen geben. Im J. 1464 kam Grafeneck nach Neustadt zum Kaiser, und die Herren von Wien kamen auch und klagten gegeneinander mit solcher Heftigkeit, daß des Streitens kein Ende wurde. Daher nahm der Kaiser eines Tages den Grafenecker mit fünf seiner Leute in sein Gemach, handelte mit ihm ab, und ließ ihn schwören, daß er mit seinem Spruch zufrieden sein wollte. So that er auch mit den Wienern, und diese mußten nach dem Endspruch dem Ritter 26,000 fl. Erlaß zahlen, womit sie übel zufrieden waren. Der Grafenecker ward später im Felde erschossen, und starb ritterlich.

Im J. 1512 saß im Kärntnerthurme Christian von Rothhausen, der von der Republik Venedig mit einer Mordbrennerbande abgeschickt worden war, die Länder des Kaisers mit heimlich gelegtem Feuer zu verheeren. Diese Art Krieg zu führen, war damals nichts seltenes; besonders übte sie Venedig aus, welches dazu meistens herrenlose Kriegsknechte und abgedankte Officiere wählte. Die gütlichen und peinlichen Verhöre, welche im Kärntnerthurme mit Christian vorgenommen wurden, lieferten merkwürdige Aussagen, deren eine der ersten dahin lautete: »wie man hier in der Stadt Wien hab gelegt XLII fewr.«

In diesem Thurme wurde auch kurz vor der ersten Belagerung Wien's durch die Türken der Sekretär Balthasar Hubmayer (Sieh Gänsweide) gefangen gehalten.

Bei dieser Belagerung (1529) that der Thurm, welcher mit dem besten Geschütz, wozu die große Nothschlange gehörte, besetzt, und der gewöhnliche Observationspunct des Stadtkommandanten Salm war, dem Feinde den meisten Schaden. Seine Hauptangriffe waren daher auf diesen Punkt gerichtet. Am 2. Oktober arbeitete man den feindlichen Minen entgegen, die gegen diesen Thurm gegraben worden waren. Man

stieß auf deren zwei, die am Fuße des Thurmes angelegt und nur vier Schuh von einander entfernt waren. Diese Minen wären eine Stunde später angezündet und bald wären die Türken, welche das Zündpulver zurecht machen sollten, gefangen werden.

Am 14. October 1529 wurde am dortigen Walle der letzte und heftigste Sturm der Ungläubigen von der tapfern Besatzung der Stadt abgeschlagen, und hier empfing der Stadtkommandant, der greise Heldenführer Salm, in dem glorreichsten Moment seines thatenreichen Lebens durch einen Stein die Wunde, welche seinen Tod verursachte.

Der Kärntnerthorthurm wurde damals von Hektor von Reischach vertheidigt. Der Thurm wurde größtentheils unter Ferdinand I. 1547 abgetragen und seine letzte Spur verschwand nach der in der Gegend des Franzthores (nächst dem Kärntnerthor-Theater) am 15. Dezember 1752 vor sich gegangenen Pulver-Explosion, welche ganz Wien in Schrecken setzte, und den Stadtwall bedeutend beschädigte.

Kasperl (Das Wort)

gehört zu den Ausdrücken, die durch einen Zeitraum von dreißig Jahren in Wien an der Tagesordnung waren. Der Schöpfer dieses auf der hiesigen Volksbühne einst vorherrschenden komischen Charakters ist der Leopoldstädter Schauspieler Carl Laroche, der ihn statt des von der Bühne vertriebenen Hanswurſten ins Leben rief, und Ursache war, daß das Leopoldstädter-Theater durch ein halbes Jahrhundert das Kasperl-Theater und die ehemaligen Viertel-Kronenthaler- oder 31-Kreuzer-Stücke, weil man soviel für den Eintritt in das erste Parterre dieses Theaters zahlte, Kasperle nannte.

Der Kasperle-Charakter war in Wien so beliebt, daß er auch in vielen Schauspielen figurierte, und daß in der Bearbeitung des Don Juan für das Leopoldstädter-Theater Leporello in einen Kasperl verwandelt war, der bei jedem Schauer-Moment, deren es in dieser Bearbeitung mehr als im Originale gab, einen Witz vorbrachte. (S. Laroche.)

Katharr (Der russische).

Das J. 1782 bezeichnete in Wien ein sehr ungesunder Witterungswechsel. Schon mit Ende März waren überaus angenehme warme Tage, die am 29. des darauf folgenden Monats April von einem starken Schnee vertrieben wurden, wovon am 30. der Kahlenberg ganz bedeckt war, so daß sich der 1. Mai dadurch auszeichnete, daß man allenthalben Eis sah. Die Kälte währte bis in den Juni, und von Norden bis nach Süden zog eine heftige Krankheit über Europa, die im J. 1788 wiederkehrte und die Influenza oder der russische Katharr hieß. Er dauerte drei bis sieben Tage und war, obwohl nicht sehr gefährlich, so allgemein, daß in Wien davon 30.000 Menschen befallen wurden, daß sogar öfters die Militärposten abgelöset werden mußten, und durch anderthalb Wochen alle Schauspielhäuser geschlossen blieben.

Katzensteig.

Die Gegend um das St. Ruprechtskirchlein und den Kienmarkt bildet den Kern der ältesten Stadt, oder vielmehr des ursprünglichen Städtleins Wien. Noch vor zwei Jahrzehenten war hier in den altersgrauen Gebäuden, in dem finsteren, 1825 abgebrochenen Stadtthore, und in der Gassenform der düstere Charakter der Vorzeit allenthalben zu erkennen.

Seitdem haben sich aber die engen, winkeligen Durchgänge erweitert, das steile Terrain ist möglichst geebnet, und die schwarzen, unsymmetrischen Häuser haben hellen Wohnsitzen Platz gemacht. Die neue Ruprechtsstiege ist ganz ein Werk unserer Tage, denn hier erhob sich noch vor Kur-

zum das Pragerhaus (nachmalige Salzamt), wo König Wenzel von Böhmen gefangen saß, und der uralte finstere Katzensteig hat der lichten Seitenstättengasse, so genannt von dem dort liegenden neugebauten Seitenstättenhofe, weichen müssen.

Dieser Katzensteig war allerdings ganz geeignet, eine Art Grauen einzuflößen. Er nahm kaum die Hälfte der heutigen Gassenbreite ein, war mit mehreren schwarzen Mauerbögen überspannt, lief in unfahrbarer Steilheit empor, und nahm sich in der Dämmerung mit den altersschwarzen Wänden der hohen Häuserschlucht wie der dunkle Eingang eines unterirdischen Kerkers aus. Er bildete bis zur ersten Vergrößerung der Stadt Wien unter Leopold dem Tugendhaften ein eigenes Thor gegen die Donau. — Der abenteuerliche Name des Katzensteigs, den dieser Stadttheil führte, läßt sich zwar ganz einfach aus dem Terrain selbst ableiten; denn dieses Berg-Gäßchen glich in seiner engen, gekrümmten Beschaffenheit mehr einem für Katzen, als für Menschen gangbaren Stege. — Der Volksglaube begnügt sich aber mit solchen einfachen Erklärungen nicht; er liebt weit hergeholte, in das Gebiet des Wunderbaren streifende Ableitungen. Es ist ihm auch gelungen einer gespenstigen Katze auf die Spur zu kommen, die dem guten alten Katzensteige zu seinem Namen verholfen haben soll. Wo der Seitenstättenhof sein vier Stockwerke hohes Gemäuer erhebt, stand ehemals das alte, weit niedrigere Klosterhaus, und ihm gegenüber befand sich ein bürgerliches Gebäude von drei Geschoßen, mit einem ziemlich geräumigen Thürmlein versehen, auf dessen Spitze eine Wetterfahne angebracht war. — Diese war überhaupt, und besonders in stürmischen Nächten, den Bewohnern dieses Stadttheiles ein Gegenstand der Verwünschung. Das ewige laute Schnarren der Blechfahne bei jedem Windstoße verscheuchte den Schlaf von ihrem Lager; was in einem noch weit höheren Grade der Fall war, wenn sich mit diesem ohrzerreißenden Gekrächze auch noch zu gewissen Zeiten das Miauen der nachbarlichen Katzen vereinigte, wodurch in der That ein höllisches Concert hervorgebracht wurde. — Der Thurm hatte von Außen eine rundherum laufende Gallerie von Holz, zu welcher an der Außenseite des Gemäuers vom Dache des Hauses aus, eine unbedeckte Treppe hinaufführte. Auf der Treppenseite hatte das Haus gleichsam zu deren Stütze einen Vorsprung, innerhalb dessen sie sich endigte. — Dieses Haus am Katzensteige war vor einigen Jahrhunderten der Sitz eines Mannes von edler Abkunft, mit dem sein Geschlecht ausgestorben sein soll, von welchem Ausgange eine so schaurige Sage von Mund zu Mund ging daß wir mit Befremden sehen, daß sie noch von keinem Romanschreiber bearbeitet worden ist. — Durch einige Jahrhunderte soll zu gewissen Zeiten eine große weiße Katze über der Bedachung des Hauses und längst der Gallerie der Thürmleins, ihre nächtliche Wanderung gehalten, und dem Vermöthigen, der sich ihrem unheimlichen Gange allzusehr näherte, mit ihren scharfen Krallen gar übel mitgespielt haben. — Mag nun diese Sage immerhin von einer besorgten Hausfrau erfunden worden sein, um unruhige Kinder oder unbedachtsame Dienstleute von spätem Aufbleiben abzuschrecken, so ist doch

ausgemacht, daß sie vormals in der Umgebung des Katzensteigs allgemein geglaubt wurde. — Der Besitzer dieses Hauses war ein Mann von heftiger Gemüthsart, dem Trunke, dem Spiele und den Weibern ergeben, und daher blind und taub gegen die guten Eigenschaften seiner ehrsamen Hausfrau, die sich mit stiller Duldung ihrem harten Geschicke ergab. Das wüste Leben, welches er führte, hatte dem verblendeten Manne die Bekanntschaft eines ränkevollen Weibes von niederem Herkommen verschafft, in dessen schöne, heuchlerische Larve er sich so vergaffte, daß er unaufhörlich auf Mittel und Wege sann, diese verwerfliche Geliebte sich in das Haus zu bringen. — An einem Vorwand fehlte es nicht, weil die Hausfrau weit entfernt war, das sträfliche Verhältniß zu argwohnen. Aber diese unheilvolle Nähe trug nur zu bald böse Früchte, denn das Liebespaar faßte den gottlosen Entschluß, die Hausfrau heimlich aus dem Wege zu schaffen. — Das Weib übernahm die Ausführung der Schandthat, und wählte das Mittel der Vergiftung. Sie bereitete eine tödtende Speise, wozu sie auch Katzenmark nahm, welches in der Vorzeit, wo die Kenntniß der Naturkräfte noch schlummerte, allgemein für ein todtbringendes Gift galt. Dieses Gericht sollte der Edelfrau eingegeben werden. — Die Vorsehung vereitelte aber das ruchlose Verhaben. — Es geschah durch eine Verwechslung der Speisen, daß der Todesbissen von der Vergifterin selbst verzehrt wurde. — Die erste Wirkung des genommenen Giftes war eine Gehirnentzündung, die bewirkte, daß sich die Erkrankte für eine Katze hielt; sie sprang von ihrem Schmerzenslager auf, ging auf Vieren, und fehte in ihrer Tollheit durch das ganze Haus, über Dach und Boden. — Nicht nur die Bewegungen und Sprünge, sondern auch die Stimme und das Schreien einer Katze ahmte sie dabei nach; auch begnügte sie sich bald nicht mehr, das Haus des Edelmannes zum Tummelplatze ihrer Excursionen zu machen, ihre Ausflüge gingen bald von Dach zu Dach, und von Giebel zu Giebel, so daß man sie ein Salto mortale nach dem andern machen sah, und ein Sprung über die Gasse, die in der Folge den Namen des Katzensteigs erhielt, zu ihren kleinsten Sätzen gehörte.

Vergebens wandte der Edelherr und seine, den wahren Zusammenhang der Dinge nicht kennende Gattin alle erdenkliche Mittel an, diesem Wahnsinne ein Ziel zu setzen. Das Übel der Tollen stieg von Tag zu Tag, und von Stunde zu Stunde. Auch endete es nicht eher, als mit dem Leben der Unglücklichen, die sich von der höchsten Zinne des Thurmes herabstürzte, und das Genick brach.

Von dem weiteren Schicksale des Herrn am Katzensteige und seiner so wunderbar erhaltenen Hausfrau schweigen die spärlichen Überlieferungen. Sie melden nur, daß nach dem kinderlosen Ableben dieses Paares, das im Rufe des Katzenspuckes gekommene Haus an einen Herrn von Rahmschüssel aus Krain kam. Dieser geschichtlich erwiesene Geschlechtsname einer dem genannten Lande gehörigen Familie ist um so befremdender, als die Vergiftung nach einer traditionellen Version durch eine Schüssel mit Rahm geschehen sein soll. Hat nicht etwa der Name dieses späteren Eigenthümers des Hauses diese Version hervorgerufen?

Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß unter den Besitzern des drei Meilen von Laibach in einer waldigen Ebene liegenden alten Schlößleins, das unter dem Namen der Katzenburg bekannt ist, und folglich mit dem Katzensteige in einer Namensverwandtschaft steht, ebenfalls ein Herr von Rahmschüssel vorkommt. — Mit dem Tode des bösen Weibes schließt aber die Sage ihren Bericht nicht, denn sie läßt, man kann nicht sagen den Geist, sondern die

Gestalt der Katze zum warnenden Beispiel jener, die Ähnliches im Schilde führen sollten, im Hause fortan erscheinen, und sie sollte so lange sichtbar werden, bis kein Stein des Hauses mehr auf einander liegen würde. — Dieser Zeitpunkt ist bekanntlich vor einigen Decennien eingetreten, und mit dem letzten Steine des Hauses ist auch der Name des Katzensteigs verschwunden; die dort nächtlicher Weile herumwandelnden Katzen sind daher ehrliche Hausthiere mit Haut und Knochen, die auf Ratten und Mäuse lauern, und von ihrer spuckenden Vorgängerin keine Ahnung haben.

Kauer (Ferdinand),

geboren zu Klein-Thaya in Mähren 1751, studirte Medicin, und widmete sich nebenbei der Musik mit besonderer Vorliebe, der er sich später in Wien ausschließlich hingab, wo er von dem Klavierunterricht lebte. Dann war er Musikdirektor am Josephstädter- und Leopoldstädter-Theater in Wien und in Graz; zuletzt war er als Bratschist beim Leopoldstädter-Theater in Wien angestellt, wo er den 13. April 1831 im höchsten Elende starb, nachdem er eine Zeitlang beinahe als Bettler sein Leben gefristet. Kauer lieferte der Bühne über 200 Singspiele, die, ohne musikalischen Kunstwerth zu haben, fast alle gefielen; darunter das Donauweibchen, welches den deutschen Bühnen Tausende eingetragen, während sein Schöpfer als hinfälliger Greis Hunger und Mangel aller Art litt. Unmittelbar vor seinem Tode vernichtete eine Überschwemmung sein einziges Besitzthum: seine Musikalien. Kauer war auch ein Virtuose auf der Flöte und Clarinette. Die Arie im Donauweibchen: „In meinem Schlößchen ist's gar fein“ machte von allen seinen Compositionen den größten Effekt.

Kellnerinnen.

In Wien war vormals in öffentlichen Schenkhäusern und Garküchen die weibliche Bedienung oder die Kellnerinnen eben so gebräuchlich, wie sie es noch heute in mehreren deutschen Staaten, in Belgien, Frankreich und andern Ländern sind. Wenn man sich unsere schönen Wienerinnen, Grazerinnen, Linzerinnen, Steierinnen mit ihren verschiedenen charakteristischen Goldhäubchen, mit netten schwarzen Spenzern und weißen Schürzen als aufwartende dienstbare Geister vorstellt, so ist es nicht schwer, den Grund zu finden, warum in den ersten Tagen des Monates December 1774 eine landesfürstliche Verordnung an allen Gassenecken angeschlagen wurde, „daß von dem eingehenden neuen Jahr (1775) angefangen, alle sowohl in der Stadt als in den sämmtlichen Vorstädten Wien's in den Wirths- und Bierhäusern befindlichen sogenannten Kellnerinnen ein für allemal abgeschafft und zum Dienen in Privathäusern angewiesen wurden; mit dem Beisatze der schwersten Ahndung gegen die Hauseigenthümer und bei unnachsichtlicher Einziehung ihrer Schankgerechtigkeiten; die betreffenden Wirthe selbst aber sollten in Hinkunft ein Wirthshaus oder eine Gaststube in Bestand zu nehmen für unfähig erklärt werden.“

Khünel (Anton).

So hieß ein Schattenspielmann, der im vorigen Jahrhunderte in Wien viel Aufsehen machte, und dessen Andenken L. Bechstein im Nierup'schen Volkskalender (1846) aufgefrischt hat.

Khünel war zu Brünn 1673 geboren, verlegte sich in seinen jüngern Jahren auf die Goldmacherei und die Erfindung des Steins der Weisen, jene beiden leidigen Schooßkinder seiner Zeit, die bei Vielen zu Schooßsünden wurden.

Khünel verlaborirte Haus und Hof, ließ alles in Rauch verwandelt, zum Schornstein hinausfliegen, und stand an der Pforte des Greisenalters, nahe den Sechzigen, im J.

1727 verarmt und hilflos da. Schatten und Schemen waren seine Glücksträume, seine Goldhoffnungen; — und wie er eines Abends beim Schein der Lampe verzweifelt die Hand ausstreckte, warf sie einen seltsamen Schatten. Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke der Nichtigkeit alles irdischen Strebens; er sann lange darüber nach, brütete und probirte, und endlich war das Mittel gefunden, das ihn mindestens dem drückendsten Mangel entriß.

Er erfann tausenderlei Schattenbilder durch Wendung einer oder auch beider Hände, und nahm zum Gegenstand seiner künstlerischen Schatten-Darstellungen die biblische wie die Profan-Geschichte; er stellte die Schöpfung, Engel und Teufel, Adam und Eva dar, Patriarchen und Propheten, Menschen und Thiere. Die Phantasie der Zuschauer mag dabei wohl auch stark in Anspruch genommen worden sein, allein der Künstler hatte und machte Glück. Er durfte sich 1728 vor dem Kaiserhofe in Wien mit seiner Kunst sehen lassen, wo er mit Hülfe einer dunkeln Kammer den Sonnenstrahl mittelst eines Spiegels auf eine weiße durchsichtige Wand lenkte; insgemein aber bediente er sich bloß eines brennenden Lichtes und erfreute mit seiner Schattenkunst die vielen damals in Wien anwesenden Fürstlichkeiten, den Prinzen Eugen von Savoien, den Prinzen von Bayern, den Prinzen Pius, den Herzog von Florenz, die Fürsten Schwarzenberg und Liechtenstein, und viele Personen des österreichischen hohen Adels.

Er war in Mode gekommen, und mußte in allen vornehmen Häusern aufwarten. Unbewußt war Khünel ein Prediger der Vergänglichkeit alles Irdischen, und indem er die Ereignisse der Weltgeschichte mit kunstreichen Fingern als Schattenbilder vorüberführte, lehrte er, daß alles Geschehene nur ein Schatten ist, sobald es aus der Gegenwart getreten und der Vergangenheit anheim gefallen. Im J. 1730 zur Sommerszeit war der Schattenmann am königl. Hofe zu Dresden, wo er vor dem Könige August, der Gräfin Orselska Anna, dem Herzog von Holstein, dem Prinzen von Weißenfels, dem Fürsten Lubomierski und dem ganzen Hofstaate wiederholt auftrat. Er durfte auch einem Bankett beiwohnen, und wurde königlich bewirthet. Noch größere Ehre wiederfuhr dem Künstler im Herbst 1732, wo er zu Machenau vor dem Könige Friedrich von Preußen, der Königin, dem Prinzen und Prinzessinnen, und zahlreich hohen Gästen seine Schattenspiele aufführte, die er mit recitirten Versen begleitete.

Sein Zuschauerkreis bestand außer den genannten höchsten Herrschaften aus dem Herzog Ferdinand v. Baiern, dessen Tochter, dem Herzog Theodor, Bischof von Freising, dem Bischofe von Passau, dem Bischofe von Sachsen Zeitz, dem Cardinal von Schrattenbach und andern hohen geistlichen und weltlichen Personen, und es wurde ihm viel Beifall gezollt, ja er wurde sogar zur königl. Tafel gezogen. Die Verse, mit denen er seine Darstellungen erläuterte, waren theils ernst, theils burlesk, und obschon ohne poetischen Werth, doch nothwendig, um die Phantasie der Zuschauer anzuleiten, gerade in den dargestellten Schatten das zu sehen, was sie sehen sollten. Khünel recitirte eine Strophe, und ließ alsbald während und nach derselben das Schattenbild folgen, aus dem sich dann allmälig die übrigen entwickelten. Moses, Aron, Simson, Goliath, David, Samuel, Saul, Salomon, Ahasverus, Haman, Esther, Mardochai ꝛc. zogen vorüber, Jonas verschlang der Wallfisch; mit einem Sprung war der Künstler in Troja und ließ das Pferd sehen; Aristobul, Pompejus, Cäsar, Octavius kamen an die Reihe; es folgte Christi Geburt, dann Herodes, Pontius Pilatus, Nero. Die Legende von St. Christoph reihte sich an, man sah Jerusalems Zerstörung, darauf viele heil. Bischöfe, verschiedene Mönchs-

orden und endlich die nach Rom Wandernden, und mit dieſen gab Khunel ſeiner Schattendarſtellung einen ganz poetiſchen Schluß, indem er ſagte:

Wir ſind auch Pilgersleut',
Müſſen fort, wann kommt die Zeit,
Und hat gar recht geſagt
Job, da er ſich beklagt:
Der Menſch wie Blumen ſteht,
Als Schatten auch vergeht. —

Kienmarkt.

Er gehört zu den kleinſten Plätzen, und iſt nach der Wollzeile der älteſte urkundlich bekannte Stadttheil, indem er ſchon 1203 (forum pini) genannt wird. Er wurde vormals auch der alte Kienmarkt zum Unterſchiede vom neuen Kienmarkt oder dem heutigen Wildpretmarkte genannt. Wie ſchon 1204, ſo iſt noch heute dieſer Stadttheil das Centrum der niederen jüdiſchen Bevölkerung, die ihren Schacher hier auf offener Straße ausübt. Die einmündende Judengaſſe bewahrt das Andenken, daß ſich vom Kienmarkt einſt die alte Judenſtadt in der inneren Stadt ausbreitete.

Kind (Das goldene) in Mariazell.

Zur größten Beſtürzung aller, dem öſterreichiſchen Zepter unterſtehenden Völker und des Regentenhauſes ſelbſt verblich am 4. November 1716 der letzte männliche Sproße des Hauſes Habsburg, der am 13. April desſelben Jahres geboren worden war. Carl VI. und ſeine Gemalin, die Kaiſerin Eliſabeth Chriſtine, eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunſchweig-Wolfenbüttel, wurden jedoch in ihrem Schmerze, durch die am 13. Mai des folgenden Jahres erfolgte Geburt einer Prinzeſſin (der nachherigen Kaiſerin Maria Thereſia) getröſtet. Als Andenken an den erlittenen Verluſt ließ das erhabene Gattenpaar ein Kind aus reinem Golde verfertigen, welches gerade ſo viel wog, als der dahingeſchiedene Prinz und opferten dasſelbe durch den k. k. Kämmerer, Grafen von Brandeis, in die Gnadenkirche zu Mariazell. Das goldene Kind hatte folgende Inſchrift:

„Votum et quem Coelis et impetratum, Coelis restitutum vivum sistere non possunt Leopoldum filium. Foecunditatis primitias in auro aequilibri reddunt.
Carol. VI et el. Isabetha aeterna VM De Voti."

Die Übergabe des Votivkindes geſchah am Feſte Maria-Heimſuchung, wobei ein feierliches Hochamt abgehalten wurde. Das goldene Kind war auf einem mit Damaſt behangenen Tiſche vor dem Gitter der Capelle in der berühmten Wallfahrtskirche zur Schau geſtellt, und wurde nach Vollendung der geiſtlichen Handlung feierlich zu dem Altare in der Capelle getragen, und auf der Evangelienſeite desſelben niedergelegt.

Kinder-Ballete

entſtanden im Theater an der Wien im J. 1816 durch den Balletmeiſter Friedr. Horſchelt, der dieſe neue Art von graziöſen theatraliſchen Darſtellungen ungemein in Aufſchwung zu bringen wußte, und ſich um die Bildung vieler jugendlichen Talente (Thereſe Heberle, Angioletta Mayer, Katharina Wirdiſch, Stullmüller, Laroche u. a.) viel Verdienſt erwarb. Motive der Moralität riefen jedoch im Jahre 1820 die Aufhebung dieſer Ballete hervor; Horſchelt begab ſich mit ſeiner Geſellſchaft kleiner Künſtler nach München und entſchied ſo den damaligen Verfall des Schauſpielhauſes an der Wien.

Kinder-Bewahr-Anſtalten *).

Die erſte Anſtalt dieſer Art in Wien entſtand unter dem landesmütterlichen Schutze der Kaiſerin Caroline Auguſte im J. 1830 durch den adeligen Frauen-Verein

*) Nach Mittheilungen des Herrn M. Kern.

und andere Menschenfreunde. Sie wurde den 4. Mai am Rennwege in der Steingasse im Hause Nr. 228, welches seit 1842 ein Eigenthum der Anstalt ist, eröffnet. Die erste Anregung verdankt man dem Schriftsteller J. Wertheimer, Übersetzer von Wilderspins „On Infants schools."

In dieser ersten Anstalt nimmt der Kindersaal im Hofe eine Treppe hoch den rechten Seitenflügel ein, er hat sieben Fenster, wovon eines die Aussicht in den Garten, auf die Stadt und ihre Umgebungen gewährt. Die Wände sind mit Bildern geziert. An die Bildnisse Sr. M. des reg. Kaisers, so wie seines verewigten Herrn Vaters, der Kaiserin Mutter als oberste Schutzfrau, an Overbecks Christus, der die Kleinen zu sich kommen läßt, reihen sich in kleinen Rahmen Kupferstiche aus der Geschichte des alten und neuen Testamentes, colorirte Darstellungen der vorzüglichsten Handwerke und ihrer Werkzeuge, und Tabellen verschiedener Erzeugnisse der Natur und der Kunst. Die Kinder sitzen amphitheatralisch und lernen biblische Geschichten erzählen, moralische Sprüche sagen, Bilder erklären, Farben und Stoffe vergleichen, mittelst Kugeln und Cylinder Zahlen und Maße kennen, Buchstaben zusammensetzen u. s. w., wie es in dem Bilde heißt:

Bald wir hören von den Thieren,
Die da geh'n auf allen Vieren;
Bald wir lesen, a, i, ei,
Bald wir zählen 1, 2, 3;
Abwechslung muß immer sein,
Sie nur kann uns Kinder freu'n.

Der 1000 Geviertklafter große Garten ist mit einem gymnastischen Apparat versehen. Es werden darin Kinder von allen Glaubensbekenntnissen aufgenommen.

Nach dem Muster dieser ersten Anstalt entstanden schnell nach einander im Juli jene am Schaumburgergrund in der Starhembergasse Nr. 49 und in der Vorstadt Margarethen in der Gärtnergasse Nr. 47 im eigenen Hause, welche am 4. November als dem Namensfeste der Kaiserin eröffnet wurde.

Den 8. Febr. 1831 bildete sich unter der Protektion dieser Fürstin ein Hauptverein, dessen Zweck die Erhaltung der bestehenden und die Errichtung neuer Anstalten ist.

Der Pfarrer Jos. Adler gründete die Anstalt im Neulerchenfelde, welche den 6. Juni 1831 eröffnet wurde. Der Grundstein zum neuen Gebäude in der Gärtnergasse Nr. 166 wurde jedoch erst den 27. August 1843 in Gegenwart J. M. der Kaiserin Mutter mit den gebräuchlichen Feierlichkeiten gelegt. Die dabei aufgestellten Dokumente wurden unter der Thürschwelle des vom Architekten Schaden erbauten neuen Hauses eingesenkt und eingemauert. Die Zahl der Kinder betrug bei der Eröffnung 250, wovon die hundert ärmsten zur Verherrlichung des Tages durch die Anstalt neu gekleidet und alle beschenkt wurden.

Jene im Pfarrbezirke Reindorf außer der Linie (Ortschaften Fünfhaus, Sechshaus, Braunhirschengrund und Rustendorf) entstand den 13. Juni 1831 durch die Bemühung des Pfarrers Jos. Sterle, in der Prinz Carlgasse Nr. 60.

Die Anstalt in Hernals in der Hauptstraße Nr. 6 verdankt ihre Entstehung im J. 1832 dem Pfarrer Ign. Kimmer.

Hierauf entstand im J. 1833 jene in Erdberg Nr. 395 und im J. 1845 die Viriot'sche für die Vorstädte Lichtenthal, Thury, Althan und Himmelpfortgrund, deren Entstehungsgeschichte denkwürdig ist. Der gewesene spanische Consul in Hamburg, Joh. Bapt. v. Viriot, ein geborner Wiener, traf am 27. April 1837 die letztwillige Verfügung zur Errichtung, wozu er dem fürstl. Liechtensteinischen Justizamtmann der Herrschaft Lichtenthal, Ant. Winter, ein Capital von 36,000 fl. C. M. übergab, dem die Einrichtung der Anstalt ausschließlich aufgetragen wurde. Die Grund-

steinlegung fand in Anwesenheit J. M. der Kaiserin Mutter den 9. Nov. 1845 statt. Das Gebäude befindet sich in der Spittlaugasse der Vorstadt Lichtenthal.

In der Leopoldstadt entstand in der Donaustraße Nr. 5 im J. 1843 die Bewahranstalt für israelitische Kinder; ihr Gründer ist Joseph Wertheimer und der Eröffnungstag der 15. Mai.

Der 4. Nov, als der Namenstag der erhabenen Schutzfrau, ist bei allen Anstalten zum Prüfungstage der Kleinen bestimmt.

Den 4. November 1845 wurde die von Menschenfreunden gegründete Kinder-Bewahr-Anstalt in Döbling eröffnet, welcher Feierlichkeit J. M. die Kaiserin Mutter ebenfalls beiwohnte.

Kinder-Kranken-Institut (Erstes).

Den 25. Juli 1842, am Vorabende des Namensfestes Ihrer Majestät der regierenden Kaiserin, wurde das erste Kinder-Kranken-Institut des Doctor Ludwig Wilhelm Mauthner geweiht und unter dem Schutze Ihrer Majestät gestellt. Diese Anstalt ist die erste ihrer Art in Deutschland und trat mit Bewilligung der k. k. n. ö. Regierung vom 26. August 1837 in dem eigens dazu von ihrem Gründer angekauften Hause, zum Kaiseracker genannt, im Schottenfelde ins Leben. Bis Ende Dezember 1841 waren im Hause 974, außer demselben 804, und an minder kranken Ambulanten 7096, zusammen 8874 Kinder unentgeldlich behandelt und gepflegt worden.

Kinder-Miliz.

Es ist bekannt, daß der heutige Theil der Artillerie-Caserne am obern Rennwege, welcher gegen den Canal liegt, früher das Waisenhaus war, um welches sich der bekannte edle Pater Parhammer von der Gesellschaft Jesu unsterbliche Verdienste erworben hat; eben so bekannt ist, daß damals die Zöglinge dieser Anstalt militärisch gebildet wurden, daß Parhammer die Manöevers der kleinen Miliz persönlich commandirte, und daß diese Übungen mit einer Präcision, wie an einem Schnürchen gezogen, ausgeführt wurden. Als das kolossale Gebäude seine neue Bestimmung erhielt, wurden die Waisenkinder in die verschiedenen Militär-Erziehungshäuser eingetheilt, und sie lieferten der Armee brave und gewandte Soldaten.

Soviel zur Verständigung der folgenden Strophen unsers gemüthlichen Gewayo, den wir durch diese Rückerinnerung der jüngeren Lesewelt ins Gedächtniß zurückrufen wollen.

Hier commandirte einst in seiner Kutte
Der Pater Kindergeneral *);
Er war Monarch in seinem Liliput,
Und hatte Truppen ohne Zahl.

Drei Fuß hoch waren seine Grenadiere,
Von ihren Mützen fast erdrückt;
Und fünf, sechs Spannen hoch die Füsiliere,
Von der Muskete halb zerknickt.

Auch hatte er ein Zeughaus voll Kanonen,
Artillerie, Mineurs, Sappeurs;
Nach Regimentern und nach Bataillonen
Gereiht, — nur keine Voltigeurs.

In Duodez die kleinen Musikbanden,
Entzückten uns sehr oft das Ohr,
Und machten oft die großen weit zu Schanden,
Ihr Pauker war ein kleiner Mohr.

Possierlich war es wirklich anzusehen,
Dies Heldenheer in Miniatur;
Sie mußten selbst im Winter Schildwach' stehen
Und spotteten der Kälte nur.

In ihren ungeheuern Höfen führten
Sie Schanzen auf und Festungen:
Die sie bestürmten oder bombardirten,
Wovon die eine noch zu seh'n **).

*) So wurde damals Parhammer in Wien allgemein genannt.

**) Nämlich im J. 1812. Diese Verschanzungen waren bloß aus Erde aufgeführt.

In dieſe warf ſo manche Feuerwachtel
Ein kleiner Feuerwerker-Zwerg;
Das ganze Waiſenhaus glich einer Schachtel
Voll Militär aus Nüremberg.

Sie hatten auch die militär'ſchen Strafen
Und eine ſtrenge Disciplin;
Genug, ſie waren ganz der Großen Affen,
Damit ich ja recht deutlich bin.

Doch gleich nach ihres Generalen Tode
Hielt man ſchon dort Autho-da-fe;
Das Nützliche kommt meiſtens aus der Mode
Und man zerſprengte die Armee.

Daß man ſich gar zu wohl dabei gerathen,
Verzweifeln Viele, wie es heißt;
Denn ſpielten gleich die Kinder nur Soldaten,
So nährt' das doch den Heldengeiſt.

Ein Denkmal an dieſe militäriſche Zeitſtimmung iſt übrigens noch vorhanden; man betrete die niedliche Kirche und wird finden, daß ein paar Seitenaltäre die Geſtalt von Kaſtellen und zwar aus keinem andern Grunde haben, als um durch jeden Gegenſtand den Soldatengeiſt in den Kindern aufzuregen.

Kinsky'ſcher (Fürſtl.) Pallaſt.

Er erhebt ſich auf der Freiung (62), iſt ein Werk des berühmten Baumeiſters Fiſcher von Erlach und gehört zu den ſchönſten und impoſanteſten Gebäuden der Hauptſtadt. Der Pallaſt nimmt die Stelle des alten Schlegelhofs ein und erhielt 1730 unter Graf Bathiany ſeine heutige Form, wovon beſonders das Fronton mit den ſechs großen, ſteinernen Statuen und die große Treppe ausgezeichnet ſind. Früher gehörte es dem Hauſe Kaunitz und in ſeinen Räumen erblickte am 2. Februar 1711 der berühmte Miniſter, Fürſt Wenzel von Kaunitz-Rietberg das Licht der Welt. Die Wiener nannten ihn den alten Fürſten (er ſtarb im 83. Jahre den 27. Juni 1794) und ſeine Zeitgenoſſen den Großen. — Unter Maria Thereſia bewohnte die kaiſerliche Schweizer-Leibgarde, bevor ſie am 7. Juni 1748 ihr neues Quartier in dem Stallgebäude vor dem Burgthor bezog, dieſen Pallaſt, wozu er allerdings geeignet war, da er ſich bis in das Roſengäßchen erſtreckt.

Kipfelburg (Die) in Döbling.

Wir wiſſen nicht, ob die Anekdote bekannt iſt, daß ein der Mythologie nicht ſehr kundiger junger Herr eine Diana mit dem Halbmonde die Göttin mit dem Kipfel oder die Kipfelgöttin nannte, welcher Name dieſer Bewohnerin des Olymps eine Zeitlang geblieben iſt, — aber das wiſſen wir, daß die Kipfelburg in Döbling ihren Namen nicht dem Kopfſchmucke der heidniſchen Jagdgöttin, ſondern unſern Frühſtück-Kipfeln verdankt, die unter ihrem Dache einſt gebacken und verkauft wurden. Das Haus, welches die Stelle der heutigen Kipfelburg einnahm, war klein und gehörte einem induſtriellen Wiener-Bäckermeiſter. Um ſeinem Gebäcke Abſatz zu verſchaffen, verfiel dieſer Mann auf die originelle Idee, gutes Brot und darunter auch gute Kipfel zu erzeugen; er that es ſelbſt auf die Gefahr hin, als ein Neuerer verſchrieen zu werden, denn zu allen Zeiten hielt man es für etwas Unerhörtes, dem geduldigen Konſumenten, Publikum genannt, für theueres Geld gute Waare zu liefern. Der Bäcker ließ ſich indeſſen nicht irre machen, er buck und backte fort und fort, gute Semmel und Kipfel, Bretzen und Striezel, und beſtellte noch überdies ein nettes Ladenmädchen, deſſen Schwanenhände den mürben friſchen Kipfeln beſonders dann eine neue Würze gaben, wenn junge und alte Herrn ſich als Käufer einſtellten. Da nun dieſes ſehr häufig der Fall war, ſo ſteigerte ſich der Verkauf dieſes Luxusbrotes von Tag zu Tag dergeſtalt, daß man endlich hinter den aufgehäuften Kipfel-Körben die Verkäuferin kaum mehr erblicken konnte, und daß dieſe gleichſam hinter einem Kipfel-

walle ſich verſchanzt ſah. Dieſe Kipfelwälle wurden ſtündlich gegen bare Bezahlung überſtiegen und weggeräumt, und nach einigen Jahren ſtand ſtatt der vorigen ärmlichen Hütte das heutige anſehnliche Zinshaus da, welches von ſeinen einſtigen Kipfelhaufen und Kipfelthürmen den Namen der Kipfelburg beibehalten hat. Es gibt vielleicht Ungläubige, welche die Sache, daß von dem Ertrage der verkauften Kipfel ein ſo ſtattliches Haus habe hergeſtellt werden können, in Zweifel ziehen. Dieſen wollen wir mit ſtatiſtiſchen Berechnungen, gegen welche, (wie ein Politiker bemerkte) kein Vernünftiger, wenn ſie richtig ſind, etwas einwenden kann, entgegen kommen und bemerken, es ſeien in dieſem Kipfelladen täglich wenigſtens tauſend (und an Sonn- und Feiertagen oft zwei tauſend) Kipfel abgeſetzt worden, wodurch ſich in Jahresfriſt ein Quantum von 365,000 Kipfeln darſtellt. Dieſe Kipfelgier dauerte wenigſtens fünf Jahre, wodurch wir die Schwindel erregende Zahl von 1,825,000 Kipfeln erhalten, welche zu einem Kreuzer gerechnet eine Summe von mehr als 30,000 fl. C. M. geben, womit ſich allerdings ein anſehnliches Gebäude herſtellen läßt, und welches uns in der Kipfelburg die Nutzanwendung gibt, daß auch der kleinſte Gewinn in tauſend und tauſendmaliger Wiederholung ein großes Reſultat liefert.

Kipfelhaus (Das) in der Grünangergaſſe.

Das in der Grünangergaſſe liegende, der Familie Goldhann gehörige Haus Nr. 841 ſpielt in der Geſchichte der Brotbäckerei eine merkwürdige Rolle, und zwar nicht nur rückſichtlich dieſer Stadt oder Öſterreichs allein, ſondern auch in Betreff fremder Länder. Das Bäckergewerbe haftet bereits ſeit 1585 (15. März) auf dieſem Hauſe.

Damals wurde es von der Witwe Katharina Albrechter, ſeit 1639 aber von den Vorfahren der gegenwärtigen Beſitzer des Hauſes betrieben. Den Eigenthümern des Hauſes und Gewerbes wurde unter verſchiedenen Regierungen beſondere Gnaden-Privilegien und Verrechte zu Theil, auf ihre Kinder und Kindeskinder lautend; ſo vom Kaiſer Leopold I. (den 27. Sept. 1697); von Kaiſer Joſeph I. (9. Nov. 1705); von Carl VI. (17. Jänner 1713); von Maria Thereſia (6. Febr. 1745); welche Urkunden noch gegenwärtig von den Eigenthümern dieſes Hauſes aufbewahrt werden.

Daſſelbe bildet gewiſſer Maßen eine Chronik der mit Recht berühmten Wiener-Brotbäckerei; es iſt ſogar die Wurzel oder die Pflanzſchule der Kunſt, Brot zu backen, übergegangen auf Frankreich, England, Neapel, auf die meiſten europäiſchen Hauptſtädte, und ganz neuerlich durch den jetzigen Meiſter (Herrn Leop. Wimmer) auf Schweden. Unter Anderen rührt auch die Geſtalt jener Bretgattung, die man „Kipfel“ nennt (auswärts Hörndl, Hörnchen) von einem Bäckermeiſter dieſes Hauſes her.

Zur Zeit der zweiten türk. Belagerung 1683, waren die Eheleute Peter und Eva Wendler auf dieſem Gewerbe, und hatten den patriotiſch-humoriſtiſchen Einfall, dieſer Gattung des Gebäckes, dem mosleminiſchen Halbmond zum Trotz und Hohn, die Form deſſelben zu geben. Dies iſt thatſächlich der Urſprung einer in der ganzen Welt verbreiteten Bretgeſtalt. (Nach einer Notiz der Wiener Zeitung. 1845 Nr. 102).

Kirchengang.

In der Hofſprache wird der jährlich mit dem Feſte der Allerheiligen am 1. November beginnende und mit dem Oſtermontage aufhörende öffentliche, feierliche Kirchenbeſuch des Allerh. Hofes, mit dem Namen des Kirchenganges bezeichnet.

Dieſe eben ſo erbauliche als impoſante Ceremonie gründet ſich auf ein altes, ſtets

beobachtetes Herkommen, und findet unter Paradirung der drei Nobelgarden und in Begleitung des gesammten Hofstaates und der Reichswürdenträger statt. Der majestätische Zug bewegt sich aus den Appartements J. J. k. k. Majestäten durch die Zwischengemächer der Burg bis zur Capelle im Schweizerhofe, und es wird jeder in anständiger Kleidung sich einfindenden Person beiderlei Geschlechtes mit hoher Liberalität der Zutritt in die Vorzimmer und Gemächer gestattet.

Die gewöhnliche Dauer des Gottesdienstes ist von zehn bis halb zwölf Uhr. Während des Hochamtes werden von der Hofmusik-Capelle die größten Meisterwerke der kirchlichen Tonkunst mit seltener Präcision vorgetragen.

An diesen Sonn- und Festtagen ist nicht nur die übrigens an Raum beschränkte Burgcapelle, sondern auch das große Vorgemach derselben mit Besuchenden von allen Ständen, wovon jedoch die besseren bei weitem die Überzahl bilden, ganz besetzt.

Klagbaum (Kirche und Spital zum).

Durch den häufigen Verkehr mit dem Morgenlande war in Österreich der Aussatz zu einer vorherrschenden Krankheit geworden; dieser Aussatz war böslich und ekelhaft, wurde die Hiobskrankheit genannt, und griff besonders in Wien sehr um sich. Darum entstanden hier zahllose Bäder, deren bald mehr bestanden, als alle übrigen großen Städte Deutschlands zusammen zählten.

Zur Versorgung und Absonderung solcher Kranken führte Meister Gerard, Pfarrer bei St. Stephan, 1269 einen ansehnlichen Bau, das Siechhaus zum Klagbaum, auf der Wieden auf. Er stiftete dabei eine, noch in demselben Jahre vom Bischofe Peter von Passau geweihte Capelle, „zu dem guten St. Job," dem alten Vorbilde gottergebener Geduld und stiftete Pfründen, von denen alle Gesunden ausgeschlossen blieben.

Der Meister und die Meisterin dieses Krankenhauses trugen ein demüthiges Gewand, und so wie die Siechen auf den Mantel ein rothes Kreuz in einem rothen Ring. Die Anstalt hatte ihren eigenen Priester, die Siechen hielten ihre geistlichen Tagzeiten, und ein Vogt, vom Magistrate bestellt, führte die Oberaufsicht. Der Bau des großen dortigen Siechenhauses war erst den 5. Juni 1273 vollendet. Später wurde diese Anstalt dem Spitale der Stadt zugetheilt, welches daselbst beständig 6 Männer und 6 Weiber unterhielt, von welchen immer eine Person eine bestimmte Zeitlang beten und einander darin ablösen mußte.

In der ersten türk. Belagerung wurde der Klagbaum von Grund aus zerstört, und die dazu gehörigen Weingärten schrecklich verwüstet, und erst 1581 durch Barbara Gräfin von St. Georgen und Pösing hergestellt. Sie war schon bei Lebzeiten eifrig bedacht, diese Freistätte des Unglücks wieder herzustellen, und schärfte diese edle Sorge auch in ihren letzten Augenblicken ihrem Testamentsvollstrecker, dem als Geschichtsforscher und Retter unzähliger Denkmäler der Vorzeit bekannten Kammer-Präsidenten und Archivs-Director Richard Strein Freih. v. Schwarzenau ein, wie solches zwei Inschriften, nächst der in jener Erneuerung zu Maria-Heimsuchung genannten Kirche des Klagbaums bezeugten.

„Gebt um Gottes Willen den Armen.
So wird sich Gott über Euch erbarmen."

„Nach christlichen Willmainen und besten Willen der Wohlgebornen Frauen Frauen, Barbara geb. Gresin zu St. Jörgen und Pösing Wittib, so dieses Gebeu den Armen zu besserer ierer Aufenthaltung fürgenummen worden, mit und aus Verordnung des Wohlgebornen Herrn Herrn Reicharten Strein, Herrn zu Schwarzenau, Hertenstain und Tierstain, des Thals Wachau und Freydeck Kö. Kay. Mt. Rat, als Testaments-Executoren."

Ein ähnliches Geschick der Verheerung erfuhr das Spital St. Job am Klagbaum in der zweiten türk. Belagerung (1683) und damals wurde es von dem Magistrate wieder hergestellt. Die dortige Kirche und das Spital wurde von Joseph II. den 10. October 1785 aufgehoben, und das Andenken daran wird nur noch durch die Klagbaumgasse auf der Wiedner Hauptstraße und durch die geschwätzige Volkssage erhalten.

Nach einer von E. Straube erzählten Sage begab sich eines Tages der Richter und die Geschwornen jener Vorstadt zum Seelsorger zu St. Job mit der Bitte, die Wehklag, welche sich wieder vernehmen lasse, und große Unruhe und Kümmerniß unter ihren Insassen erwecke, bannen zu wollen. Als er ihr Verlangen vernommen hatte, entließ er sie mit der Versicherung, gegen Abend bei ihnen vorzusprechen, und zu sehen, welche Bewandtniß es mit der Klag' am Baume habe.

Als der Priester zur Abendzeit beim Richter erschienen war, und einen leckern Imbiß bereitet fand, ermahnte er mit Verschmähung dieser leiblichen Nahrung die Anwesenden, sich mit ihm durch Gebet und fromme Betrachtungen zum verhabenden Banne vorzubereiten. Als die Nacht vorgeschritten war, stürzte der Wächter mit der Meldung herbei, der Klagbaum lasse wieder sein Wehe ertönen, das weit durch die Nacht hin zittre, so daß alle Bewohner sich in ihre Wohnungen verkröchen.

Alsbald erhob sich der Priester mit Crucifix und Weihwedel, und begab sich mit dem Richter und den Geschwornen zur verrufenen Stätte.

„Es war eine dunkle unheimliche Nacht, durch welche sie pochenden Herzens dahin wallten und Entsetzen durchfröstelte die Meisten von ihnen, als sie, noch ziemlich fern von dem Kirchlein, an welchem der Klagbaum seine Äste emporrankte, die wimmernden Töne erklingen hörten, welche die Furchtsamen für Wehklag hielten, einen Spuck, der sich als rollende Kugel am Boden hinkellert und herzzerschneidenden Wehruf von sich läßt. Sie blieben wie durch Abrede stehen und bekreuzten sich."

„Je näher er dem Kirchlein kam, desto deutlicher schlug der Klageton an sein Ohr, so traurig, so herzdurchbohrend, daß der fromme Priester bald glaubte, den Ruf eines brechenden Mutterherzens um ihr todtes Kind, bald ein Weinen der Engel über gefallene Seelen zu hören; es klang so unheimlich und doch so menschlich, so schmerzhaft und doch so erhebend, daß ihm Schauer des Jenseits erfaßten und er wider Willen inne hielt im Gang, um sich Kraft zu sammeln und Muth zu dem Abenteuer. Da kam es ihm bei einem hervorbrechenden Mondstrahle vor, als wanke eine unerkennbare Gestalt im Schatten der Linde hin und alsogleich erhob er das Bild des Gekreuzigten in seiner Hand, sprengte von dem h. Wasser für sich hin und rief donnernd:

„Exorciso te in nomine — — —

Plötzlich war es still ringsumher, die dunkle Gestalt tauchte neben dem Priester empor und verschwand mit ihm hinter der Capelle; erst am folgenden Morgen erschien der Geistliche wieder, heiter und vergnügt, und erzählte, wie jener Spuck niemand anderer gewesen, als ein sehr wackerer Rittersmann und Sänger; aber er wollte den Namen nicht nennen und behauptete dies: jenes Wehelied am Lindenbaume habe die Klagen des Meistersängers ob des über Wien hausenden Gebrestes enthalten und der Sänger dazu diesen Ort, als besonders einladend und paßlich gewählt, ohne ein Arges daran zu haben oder gar zu vermuthen, die leichtgläubige Menge werde einen böslichen Spuck daraus werden lassen. Dieserhalb vermahnte der Pater auch Alle zu freudigem Muthe und Furchtlosigkeit, dieweil ihm der Ritter vertraut habe, wie die Aussatzseuche bereits im Abnehmen sei und auch die feindlichen Einfälle ein leichteres Aussehen gewännen."

Die Insassen hörten den Worten des Geistlichen zu, allein man blieb bei dem alten Wahne, weßhalb die Linde an dem St. Johanniskirchlein bis in die spätesten Zeiten der Klagbaum hieß.

Glaubwürdigen Chroniken zu folge dürfte der nächtliche Sänger am Klagbaume der ehrenfeſte und biedere Ritter, Ottokar von Horneck geweſen ſein, welcher dazumal bei dem Schirmvogte Otto v. Liechtenſtein im Hauſe war und vielleicht ob des dazumal leicht hervorgerufenen Geſpöttes über die edle Singkunſt ſeinen Namen nicht gern kund gethan wiſſen wollte. Wohl iſt der Meiſter nachmals zu Ehr' und Gunſt gelangt; allein nicht immer war's ihm ſo gut gegangen und viele wackere Sänger erfuhren dazumal, wie ſie es noch jetzt erfahren, das Sängerloos:

„Per aspra ad astra."

Klepperpoſt.

Dieſe innere Stadtpoſt war eine Lokalanſtalt, deren ſich noch die alten Bewohner Wien's erinnern. Es beſtanden Poſtboten, die mit einer Klapper auf den Straßen ſich ſignaliſirten. Sie hieß daher eigentlich die Klapperpoſt, welchen Namen die Männer ſelbſt erhielten. Der Ton dieſer Inſtrumente war dumpf und durchdringend zugleich; ſie beſtanden aus einem dünnen Brete, auf welchem ſenkrecht ein Eiſen angebracht war. Der Bote hielt das Bret oben in der Hand und drehte es ſchüttelnd. Anfangs trugen die Boten, deren 4 für die innere Stadt, 8 für die Vorſtädte und 8 für die Umgebungen beſtanden, eine gelbe Jacke mit ſchwarzen Aufſchlägen und ſpäter einegraue. An einer gelben Schnur hing das Felleiſen zur Aufnahme der Briefe. Das Amt dieſer Fußpoſt oder ſogenannten kleinen Poſt war urſprünglich in der obern Bäckerſtraße; Herr Glowsky übernahm ſie 1780 und den 1. April 1785 wurde ſie mit dem Oberpoſtamte vereinigt.

Kloſterneuburg.

Über die „Schickſale der Stadt und des Stiftes Kloſterneuburg" gab der dortige Chorherr Max. Fiſcher ein verdienſtvolles Werk (Wien 1815, 2 Bände) heraus, welches jede nähere Erörterung überflüſſig macht und uns beſtimmt, nur die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten dieſes intereſſanten Punctes anzudeuten.

In der Stadt iſt Herrn Kirchlehner's ſchöne Bildersammlung in der k. k. priv. Lederfabrik, der k. k. Schiffbauhof, gewöhnlich Pontonſtadl genannt, und ober dem Eingange zum Gottesacker Raphael Donner's Steingruppe „die ſchmerzhafte Mutter Gottes", deren Modell ſich im Kreuzgange des Stiftes befindet, ſo wie zwei ſteinerne Wandbilder vom Jahre 1519, und einem großen uralten, aus Holz geſchnitzten Chriſtusbilde in der Capelle ſehenswerth. In der Stiftskirche befinden ſich in der Leopoldscapelle oder der Schatzkammer nebſt vielen Koſtbarkeiten, die irdiſchen Überreſte des 1136 geſtorbenen heiligen Leopold in einem Sarge von rothem Sammt, welche jährlich am 15. November öffentlich ausgeſetzt werden; ferner Leopolds Reiſe-Altar, ein Theil des Schleiers ſeiner Gemalin Agnes, den der Wind davon trug, als das fürſtliche Paar am 8. Mai 1106 auf dem Leopoldsberger-Schloſſe ſich über die Stiftung eines Kloſters berieth, der öſterreichiſche Herzogshut und der herrliche byzantiniſche Altar von Verdun, den Probſt Werner dem Stifte ſchenkte und 1181 der heiligen Jungfrau weihte.

In der Stiftskirche ſelbſt ſind merkwürdig: die ſchön geſchnitzten Chorſtühle, Kupelwieſers Hochaltarblatt „Maria Geburt," Drexlers heiliger Leopold, und die große Orgel mit Zinnpfeifen von Freund in Paſſau.

Im Neugebäude des Stiftes iſt die Bibliothek aufgeſtellt, mit 30,000 Bänden und 4000 Handſchriften, wobei ſich das Pſalterium des heiligen Leopold und der Stammbaum der Babenberger befindet. Die 7 Fenſter mit Glasgemälden ſind aus dem 14. Jahrhundert.

Die Kaiſerzimmer im erſten Stockwerke enthalten prachtvolle Gobelins,

und im groſsen Saale ein schönes Deckengemälde von Daniel Gran. Dem verstorbenen Prälaten Ruttenstock verdankt das Stift seine Erweiterung nach Kornhäusel's Plan.

Besonders beachtenswerth sind auch die Keller, welche unter dem neuen Gebäude sich dreifach über einander thürmen; die untersten sind leer, weil sie zu kalt sind. Die reichen Weinvorräthe in diesen Kellern haben dem Kloster im Munde des Volkes den Beinamen »Zum rinnenden Zapfen« verschafft. Das hier liegende groſse Faſs von 1000 Eimern ist nach dem Heidelberger das gröſste in Deutschland.

Kohlmarkt.

Er ist nebst dem Graben der besuchteste und eleganteste Theil der Stadt, und wimmelt hauptsächlich an Sonn- und Festtagen in den Mittags- und täglich in den Mittags- und Dämmerungsstunden von Menschen der höheren Classen. Der Markt hieſs ursprünglich der Wid- oder Holzmarkt und wird in Akten schon 1276 mit den Häusern der reichen Paltrame genannt, im Jahre 1326 heiſst er schon Kohlerstraſse oder Kohlmarkt (forum carbonum), weil der Holz- (Wid) Markt vor die inzwischen geschlossene Stadt und vor die Burg hinaus verlegt wurde, denn der Raum, welchen der Kohlmarkt einnimmt, gehörte einst zur Vorstadt und wurde erst von Ottokar von Böhmen mit Häusern versehen. Zur Unterscheidung des neuen Kohlmarktes hieſs dieser Markt, der eigentlich nur eine breite Straſse ist, im Mittelalter der alte Kohlmarkt beym Peylerthor. Beinahe jedes Haus dieses Stadtreviers hat ein besonderes Interesse, was eine besondere Besprechung erfordert.

Köllnerhof u. Köllnerhofgasse.

In dem Namen des Köllnerhofes und des in der Bäckerstraſse gegenüber liegenden Regensburgerhofes erhält sich noch das Gedächtniſs an die reichen Niederlagen der Kaufleute aus den genannten zwei berühmten alten Handelsstädten; die ältesten Wiener Stadtakten und Franz Kurz in seinem Werke über Österreichs Handel liefern über das hohe Alter dieser Höfe die Zeugnisse.

Der letzte Aufbau des Köllnerhofes fällt in das 18. Jahrhundert. Er bestand aus zwei rückwärts an einander stoſsenden Häusern; er war sowol gegen den Grashof als gegen die Bäckerstraſse geschlossen, und bildete für Fuſsgeher, wie noch heute der Regensburgerhof, einen Durchgang.

Er enthielt die im Jahre 1783 geschlossene Philipps- und Jakobs-Capelle und zuletzt bis 1788 auch das Seminarium des von Joseph II. aufgehobenen Hieronimaner-Ordens oder der Versammlung des heiligen Peters von Pisa, die nach St. Ruprecht am Kreunmarkt übersetzt wurde, wo sie 1812 ausstarb. Dieses Seminar befand sich in dem vordern Hause gegen die Bäckerstraſse, während das hintere von den Niederlags-Verwandten benützt wurde.

Der Köllnerhof war stets ein Eigenthum von Wiener-Bürgern, da den fremden Niederlägern die zum Besitze eines Hauses nothwendigen Eigenschaften fehlten. Es kam 1414 an Ulrich Gundlach. Im Jahre 1789 fiel es der Speculation anheim, und wurde in den stehenden zwei neu aufgebauten Hälften getheilt, zwischen welchen eine neue Fahrstraſse, welche den Namen der Köllnerhofgasse erhielt, gezogen wurde, wodurch die Verbindung der Bäckerstraſse mit dem alten Fleischmarkte zu Stande kam.

Kollonitsch (Leopold Graf v.).

Den 1. November 1631 erblickte zu Comern in Ungarn, Leopold Graf von Kollonitsch, Cardinal-Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, einer der edelsten Men-

schenfreunde, das Licht der Welt. Zur Zeit der letzten türkischen Belagerung von Wien (1683) begab er sich dahin, um das Schicksal der Stadt zu theilen. Er stand rüstig und thätig an der Seite des Stadt-Commandanten Starhemberg, der ihm die Löschanstalten und die Beischaffung und Preise der Lebensmittel anvertraut hatte. Nach dem Entsatze der Hauptstadt versammelte er in den Zelten des türkischen Lagers 500 arme Christenkinder, die er verpflegte. Er starb den 20. Jänner 1707 zu Wien, und seine irdische Hülle wurde nach Preßburg gebracht, wo sie in der von ihm gestifteten St. Salvatorkirche ruht.

Kollonitsch (Sigismund Graf v.).

Nach zurückgelegten Studien in Rom, wurde er 1699 zum Priester geweiht. Sein erstes heil. Meßopfer verrichtete er bei den Carmeliterinnen zu St. Joseph (Siebenbüchnerinnen) in Wien, wo seine Schwester, vormalige Hofdame, eine Klosterfrau war, in Gegenwart Leopold I. und seiner Gemahlin Eleonora, wobei ihm die Erzherzogin Elisabeth den Kranz gab. Bald stieg er zu höhern Würden. Er wurde Anfangs Domherr zu Gran, bald darauf Titularbischof zu Skutari, und dann wirklicher Bischof zu Waizen.

Carl VI. berief ihn 1716 zu der Wiener'schen Insel und trug ihm noch vor der Erhaltung der päpstlichen Bestätigung auf, bei dem Hervorgange der Kaiserin Elisabeth das Amt zu halten, und die auf der Donau wider die Türken verfertigten 7 Schiffe zu weihen. Im J. 1723 wurde ihm die erzbischöfliche Würde zu Theil und das Pallium von dem Neustädter Bischofe umgeben. Im J. 1727 setzte ihn Papst Benedikt XIII. in die Zahl der Cardinäle und Kaiser Carl übergab ihm das von Rom überschickte Baret.

Auch Maria Theresia schätzte ihn hoch und vergaß nie, daß er sie 1717 den 13. Mai getauft hatte.

Besonders wollte sie ihm Ihre Neigung zeigen, als sie den 22. October 1749 mit ihrem Gemale der Feierlichkeit seines priesterlichen Jubeljahres, wobei 2 Erzbischöfe, 7 Bischöfe, 6 Prälaten und 8 Domherrn assistirten, beiwohnte, an seiner Tafel speisete und ihn mit einem kostbaren Kreuze beschenkte. Er war der letzte aus seiner Familie und hat mit Erlaubniß des Kaisers den Grafen Zai von Zajezda in selbe aufgenommen.

Er starb 1751 im 75. Jahre seines Alters, als er Tags zuvor die Andacht des damaligen Jubiläums beschlossen und in seiner Hauscapelle das h. Meßopfer gehalten hatte. Er liegt in der Metropolitankirche in der großen Frauencapelle begraben, wo man ihm ein herrliches Grabmal von Alabaster und Marmor errichtet hat. Das dabei befindliche Brustbild ist noch bei seiner Lebenszeit von dem berühmten Donner verfertiget worden.

Als sich einst eine böse Gesellschaft geheim versammelt hatte, ruhte er nicht, bis sie aufgehoben, bestrafet und nach Bereuung des Fehlers durch ihn selbst vom Kirchenbanne losgesprochen wurde. Zweimal hat er sich nach Rom begeben und zwar das letzte Mal zur Wahl Papst Benedikt des XIV.

Weil zu seiner Zeit die Unehrerbietigkeit im Gotteshause sehr überhand nahm, brachte er es zuwege, daß kais. Aufseher bestellt wurden, um Alles zu ahnden, was der Ehre Gottes zuwider sein könnte. Unter ihm ist das 40stündige Gebet und das Läuten und Beten in Wien eingeführt worden, wodurch man alle Donnerstage nach dem englischen Gruße an der Todesangst und alle Freitage Vormittags um 10 Uhr an das Hinscheiden unseres Erlösers erinnert wird.

Viel verwendete er auf Kirchenzierde; nebst der Kirche zu St. Veit hat er auch das erzbischöfliche Curatenhaus erbauet, und hiezu, weil das zu dessen Erbauung vom Bischofe Wolfrath hinterlassene Capi-

tal nicht hinlänglich war, eine beträchtliche Summe beigetragen. Dem hiesigen Domkapitel vermachte er 30.000 fl., wovon die sogenannten täglichen Distributionen herrühren.

Den Armen gab er, was er nur konnte, und noch zuletzt widmete er ihnen seinen Garten in der Leopoldstadt, wo eine große Anzahl der Armen unterhalten wurde. Auf seinem Gute zu Gleisdorf stiftete er die Piaristen, und in Wien erhob er ihre Kirche zu einer Pfarre.

Von ihm wurde die neuntägige Andacht bei St. Lorenz eingeführt, und 1717 die Kirchenceremonien gehalten, als die kaiserliche Witwe Amalia den ersten Stein zum Kloster der Salesianerinnen legte. Im Jahre 1723 hat er die Kirche im spanischen Spital, 1732 die Säule auf dem hohen Markte, 1735 die Kirche der Piaristen, und 1737 die prächtige St. Carlskirche geweihet. Die armen Waisen waren seine Universalerben.

Koltschüzky (Franz).

Am 6. August 1683 vernichtete der angewachsene Donaustrom die von den Türken bei der Spitelau in die Taborau geschlagene Brücke, welche aber sogleich wieder hergestellt wurde. Dieser bedenkliche Umstand ging einem aus der Leopoldstadt in die Stadt geflohenen Bürger, Georg Franz Koltschüzky, so zu Herzen, daß er sich zum Kundschafter anbot.

Er war aus dem polnischen Freistädtchen Sambor gebürtig, vormals Dolmetsch der orientalischen Compagnie, nun Bürger der Leopoldstadt unter der Frei-Compagnie des Hauptmanns Frank, und hatte gute Kenntniß der türkischen Sprache und Sitten.

Er wurde mit seinem gleichfalls der türkischen Sprache mächtigen Diener zwischen 10 und 11 Uhr Nachts, während einem großen Ungewitter, von dem Adjutanten des Stadtkommandanten Grafen von Starhemberg durch das Schottenthor bis zu den Pallisaden hinausbegleitet. In der Währingergasse gegen das Lazareth fand er schon das türkische Lager, wohin ihm die starken Blitze leuchteten.

Weil der heftige Regen anhielt, setzte er sich zwischen den feindlichen Zelten nieder und erwartete den anbrechenden Tag. Als es hell geworden war, ging er unerschrocken durch das türkische Lager fort und sang, um keinen Verdacht zu erwecken, ein türkisches Liedchen.

So kam er zu dem Gezelte eines Aga, welcher ihn zu sich rief und ihn fragte, wohin er wolle? Koltschüzky antwortete: Er wolle etwas Weinbeeren und andere Früchte sammeln. Der Aga befahl, ihm Kaffeh zu geben, und entließ ihn mit der Warnung, sich nicht zu weit zu wagen, um nicht den Christen in die Hände zu fallen.

Nun ging Koltschüzky mit seinem Diener durch den Wald und die Weinberge gegen Klosterneuburg. Weil er nicht wußte, ob Freund oder Feind daselbst sei, kehrte er nach dem Kahlenbergerdorfe zurück, wo er in einer gegenüberliegenden Insel Leute gewahr wurde, die auf ihn und seinen Diener, weil sie türkisch gekleidet waren, feuerten.

Koltschüzky rief ihnen in deutscher Sprache zu, daß sie Christen seien und von Wien kämen; sie sollten sie zu ihnen überfahren.

Hier wies er dem Richter von Nußdorf, der sich diese Insel zum Aufenthalt gewählt hatte, seinen Paß vor, und wurde nach dem jenseitigen Ufer geführt. Er stieß bald auf den kaiserlichen General Häußler, der ihn weiter in das christliche Lager, welches zwischen Anger und Stillfried stand, zum Herzoge von Lothringen begleiten ließ. Noch am nämlichen Tage um 10 Uhr Nachts sah man von dem St. Stephansthurme das Losungsfeuer, wel-

ches Koltschützky abgeredeter Maßen zu Stammersdorf als Signal abbrannte, daß er glücklich bei den Kaiserlichen angelangt sei.

Am 17. August kam er mit seinem Diener wieder glücklich durch das Schottenthor in Wien an und brachte ein Schreiben von dem Herzoge von Lothringen, welches den Trost enthielt, daß die Hilfstruppen täglich näher anrückten, Preßburg erobert und ein doppelter Sieg über Tököly erfochten worden sei.

Bei der Rückkehr wären sie bald in feindliche Hände gerathen. Denn als sie sich wieder nach Nußdorf begaben, wären sie fast, wenn sie sich ein wenig mehr rechts gewendet hätten, mitten unter die türkischen Schildwachen gerathen; als sie sich hierauf, theils aus Besorgniß entdeckt zu werden, theils wegen des Regens in einem Keller verbargen, wo Koltschützky aus Müdigkeit eingeschlafen, aber bald wieder wach geworden war, kam ein Türke die Stiege herunter, welcher, als er sie reden hörte, sogleich wieder zurückeilte.

Um sich diesem Orte, wo Gefahr vorhanden, zu entziehen, begaben sie sich sogleich von dannen, und eilten den Palliſaden der Stadt zu, wo sie mit Jubel empfangen wurden. Ihre glückliche Wiederkunft wurde der Armee jenseits der Donau zu Mittag durch einen dicken schwarzen Rauch, und sobald es Nacht wurde, durch einige Raketen vom St. Stephansthurme bekannt gemacht.

Koltschützky würde solche Aufträge noch übernommen haben, wenn er nicht durch Verrätherei den Feinden wäre beschrieben worden. Seinem Bedienten Michalowitz gelang es noch zweimal, durch das türkische Lager zu kommen, und der Stadt die Versicherung eines baldigen Entsatzes zu überbringen. Auf seiner letzten Rückkehr gesellte sich ihm ein türkischer Reiter bei, mit dem er sich in ein vertrautes Gespräch einließ; als dieser sich es am wenigsten versah, hieb er ihm den Kopf vom Rumpfe, schwang sich auf dessen Pferd und kam damit glücklich in die Stadt.

Koltschützky erhielt zur Belohnung des großen Dienstes, welchen er der Stadt Wien und dem Vaterlande erwiesen hatte, die Erlaubniß zur Errichtung einer Kaffehschenke. Der Magistrat räumte ihm ein Haus neben dem kleinen Bischofhofe, welches das Schild zum rothen Kreuze hatte, dazu ein, und so legte Koltschützky in Wien das erste Kaffehhaus an, das sich bald eines blühenden Zustandes erfreuen konnte. Später bezog er ein Lokal im Schlossergäßchen, rückwärts der blauen Flasche. Mit der Vermehrung der Kaffehhäuser oder Hütten, wie sie damals hießen, ging es langsam vorwärts, denn 1700 waren deren nur 4 und 1747 11 vorhanden.

Aus dem Erzählten sieht man, daß Kolt-

schützky ein wohlverdienter Mann war, und daß seine Nachfolger im Geschäfte des Kaffehschenkens Ursache haben, auf ihren Begründer und Stammherrn mit Stolz zurückzublicken. Koltschützky's altes Bildniß in türkischer Tracht hängt auch mit Fug und Recht in der Stube der Kaffehsieder-Innung, welche sich am Petersplatze im Hause zur Schnecke befindet. — Was er gesäet, hat auch reichliche Früchte getragen, denn heute zählt die Stadt Wien mit ihren Vorstädten mehr als 100 Kaffehhäuser, welche unstreitig zu den besuchtesten, anständigsten und elegantesten öffentlichen Versammlungsplätzen der Männerwelt der besseren Stände gehören.

Komödienhaus.

Im Fasching des Jahres 1660 bauete eine Komödianten-Truppe auf kaiserliche Kosten auf dem Reitplatz und zwar dort, wo sich heute das Gebäude der Hofbibliothek erhebt, ein Schauspielhaus zum Gebrauche des Hofes, welches den Namen das Komödienhaus erhielt. Der heutige Josephsplatz war damals gegen die Stadtseite noch von einer hohen Mauer umfangen, und bildete einen innern Burghof, der Tummel- oder Reitplatz genannt, weil er zu ritterlichen Spielen gebraucht wurde. Das Kömödienhaus war zwar nur von Holz, aber ein ansehnliches, zwei Stockwerke hohes Gebäude mit drei Gallerien, woran man durch zwei volle Jahre mit vielem Eifer gearbeitet hatte.

Als sich einst Leopold I. mit der verwitweten Kaiserin Eleonora, den beiden Erzherzoginnen und den zwei Erzherzogen Leopold Wilh. und Carl Joseph in einer Loge dieses Theaters befand und sich weit hinausbeugte, erinnerte ihn Erzherzog Leopold an etwas, worauf der Kaiser sich, um ihm zu antworten, zurückzog. Die im Parterre versammelten Trabanten, die unter des Kaisers Loge mit ihren Spießen Parade machten, glaubten aus dieser Bewegung schließen zu können, der Kaiser wolle das Schauspielhaus verlassen und sie eilten deßhalb zur Thür hinaus. In diesem Augenblicke fiel die über der kaiserlichen gebaute vorspringende Loge mit den darin befindlichen Gräfinnen Ursenbeck, Harrach und Stabata herunter, wodurch Alles in großen Schrecken versetzt wurde. Zu Jedermanns Verwunderung blieben diese drei Damen ganz unbeschädigt; wäre dieser Fall nur eine Sekunde früher geschehen, so würde nicht nur der Kaiser erschlagen und zerquetscht, sondern auch die Damen gefährlich verletzt worden sein.

Da bei der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken 1683 die Burg ihr Angriffspunct war, so wurde dieses Komödienhaus besonders gefährlich, sowohl wegen des Holzes und der vielen darin befindlichen mit Öhl übertünchten brennbaren Materialien, als auch, weil es der Burg und dem Augustinerkloster so nahe lag und der Feind es vorzugsweise zu beschießen schien. Der Stadtcommandant befahl daher, es abzutragen und niederzureißen. Als die Türken dieses wahrnahmen, spielten sie unausgesetzt mit Bomben und glühenden Kugeln darauf, um das Abtragen des Hauses zu erschweren. Um die damit beauftragten Leute zu schonen, mußten die Zimmerleute die Hauptsäulen absägen, wodurch die ganze Last zusammenfiel. Die Balken wurden zu den Abschnitten in den Stadtgräben verwendet. Nach dem Abzug der Türken wurde das Komödienhaus wieder aufgebaut; es stand aber nicht lange, als das Schicksal wollte, daß am 16. Juli 1698 durch Unvorsichtigkeit der Arbeitsleute darin Feuer auskam, welches in kurzer Zeit das ganze Gebäude in Asche legte. Das Feuer war so heftig, daß selbst die kaiserliche Burg nahe daran war, von der Flamme ergriffen zu werden, wenn nicht ein alter dicker Thurm, der sogenannte Widmer- oder Holz-

thurm, welcher damals noch neben der Burgcapelle ſtand, das Feuer aufgehalten hätte. Dieſer Thurm wurde aber ſelbſt ſo beſchädigt, daß man ihn abbrechen mußte.

In dieſem Komödienhauſe wurden auch zuweilen Schauſpiele in ſpaniſcher Sprache gegeben. Da dieſe nur für die vielen Spanier, die damals ſich im Hofſtaate befanden, verſtändlich, den übrigen Zuſchauern jedoch, die ſich dabei des herrſchenden Modetones wegen auch häufig einfanden, unverſtändlich waren, ſo entſtand in Wien die noch immer lebende Redensart, das iſt mir ſpaniſch, um etwas ganz unverſtändliches zu bezeichnen.

Königskloſter.

Die Erzherzogin Eliſabeth, zweite Tochter Maximilian des II. wurde im 16. Jahre, am 14. Jänner 1570 dem Könige Frankreichs, Carl IX. verlobt, und am 25. März 1571 zu St. Denis als Königin gekrönt.

Eliſabeths Lage wurde durch ihres Vaters laute Mißbilligung des Mordanſchlages der Bartholomäusnacht ſehr drückend, und der junge König ſtarb nicht ohne Verdacht einer Vergiftung ſchon am 20. Mai 1574, ſie als zwanzigjährige Witwe hinterlaſſend, und von ihr das Gelübde nehmend, ſich nie wieder zu vermählen, weßhalb ſie auch die Hand ſeines Bruders und Nachfolgers, Heinrich des III., und ihres Ohms, Philipp des II. von Spanien ausſchlug.

Eliſabeth kehrte nach Wien zurück, des feſten Entſchluſſes daſelbſt ein Kloſter zu ſtiften, und in ſelbem ihre Tage zu beſchließen. Sie erkaufte zu dieſem Ende das Hofkirchen'ſche und das Salm'ſche Haus, am Ende der Breunerſtraße, das Haus jenes Helden Niklas Salm, der vor 4. Jahrzehenden das Leben gelaſſen hatte. Dazu erhielt ſie die für ihren Vater Max erbaute und nachher ihrem Oheim, dem Erzherzog Carl, überlaſſene Stallburg.

Die Ordensſchweſter begehrte ſie von München aus dem Kloſter Anger; 7 kamen unter der Obedienz des General-Commiſſärs, P. Michael Alvarez, der Königin Beichtvater (1580) nach Wien, und wohnten einſtweilen in der Stallburg.

Am 5. März 1582 wurde in dem anſtoßenden Garten der Gräfin Kuhn, den dieſe dazu geſchenkt hatte, der Grundſtein zur Kirche St. Maria Königin der Engeln gelegt und vom Wiener Biſchofe, Johann Caspar Neubeck eingeweiht.

Am 27. October 1582 bezogen die Nonnen das Kloſter unter Klauſur. Am 4. Dez. darauf übergab ihnen die Königin auch die Stallburg, und zog ſich in das Hofkirchen'ſche Haus, das mit dem Kloſter gleichſam nur ein einziges Gebäude ausmachte.

Die Königin führte ihr Kloſterleben durch beinahe 10 Jahre, bis ſie im 38. Jahre ihres Alters und dem 18. ihres Witwenſtandes am 22. Jänner 1592 ſtarb. Sie hatte zur Stiftung all ihr köſtliches Geſchmeide, und alle ihre Habe verwendet und das Kloſter mit unbeweglichen Gütern auf ſechzig Frauen ausgeſtattet. — Ein Chronodiſtichon über der Kirchenthür beſagte den Umbau von 1712 bezeichnend:

Regina eLisabetha fVnDabat. Sapientissi-
Mae poLI reginae saCrabat.

Die Kirche hieß gewöhnlich zu Maria Königin der Engeln. Eliſabeth legte ſelbſt das Gelübde ab, war der Kranken milde Pflegerin und der Sterbenden Troſt. Sie wollte auf ihrem Sarge keine andere Inſchrift, als:

Peccantem me quotidie et non me poeni-
tentem
Timor mortis conturbat me: quia in in-
ferno nulla
Est redemtio, miserere mei Deus et sal-
va me.

Es wurde aber auf dem hölzernen Sarge auf reich vergoldeter Platte eine andere Inſchrift in lateiniſcher Sprache angebracht.

Sie ließ der erſten Äbtiſſin, Urſula von Kubach, auch ihr Lieblingsbild, eine meiſterhafte Copie jener Madonna zu Rom, Maria Major genannt, die gewöhnlich dem Evangeliſten Lukas zugeſchrieben wird, und vor der ſie oft mit heißen Thränen Troſt geſucht in den blutigen Gräuelſcenen,' welche Frankreich verwirrten.

Bei der Aufhebung des Königsklosters im Jänner 1782 wurde dieſes Marienbild, ein ſchönes Denkmal alter Kunſt, zu den nahen Auguſtinern überſetzt, wo es noch den Hochaltar ſchmückt.

Als Eliſabeth vor dieſem Bilde einſt um die Befreiung ihres in Polen gefangenen Bruders Max betete, ſprach daſſelbe die Troſtworte: **Bono sis animo, mea filia, frater tuus liberabitur**; was auch erfolgte. Dieſes Bild ſoll auch, ſo oft jemand aus dem kaiſerl. Hauſe ſtarb, oder demſelben ein Unglück bevorſtand, die Geſichtsfarbe verändert haben.

Der Kirchenſchatz dieſes Kloſters war ſehr bedeutend, und hatte in Öſterreich kaum ſeines gleichen. Es befand ſich darin der ganze Habit des h. Bernardinus von Sienam ein Kiſtchen verſchloßen, worauf folgende Inſchrift ſtand:

„Hierin l'gt der Habit des h. Bernardini Sen., welchen er lange Zeit auff bloſſen Leib getragen; durch deſſen Auflegen in ſchwären Nöthen verwunderlicher Weiß geholfen worden; dem Cloſter zu Anfang der Stiftung als ein großer Schatz glaubwürdig von der Gottſeeligen Stifterin gegeben. Er iſt geſtorben den 20. Mai Anno 1444."

Auch befand ſich daſelbſt der hölzerne Trinkbecher Johann Capiſtrans, mit einem vergoldeten ſilbernen Deckel in Geſtalt einer Krone und mit folgenden lateiniſchen Inſchriften:

„Anno 1456 iſt der Bruder Johann v. Capiſtran geſtorben."

Im Umkreiſe ſtand:

„Dieſen Becher hat Bruder Johann v. Capiſtran durch letzten Willen dem Herrn Johann Biſchof von Gurk vermacht."

und am Fuße:

„Im Jahre 1558 hat dieſes Futteral der Pfarrer Johann Türg mit Geld und Silber unterſtützen laſſen."

In der dortigen Barbara-Capelle hing ein wunderbares Kreuzbild, womit es nach einer gleichzeitigen Meldung folgendes Bewandtniß hatte:

„Dies Crucifix verblieb einſt unverſehrt in den Feuersflammen; darauf es mehrere Jahre in eines Catholiken Haus mit Ehren aufbehalten ward. Es geſchahe aber, daß An. 1642 zwei Lutheraner mit dem Catholiſchen Haus-Herrn in der jenigen Cammer, wo das Crucifix an der Wand hinge, ſich mit Spielen unterbielten. Die zwei Ketzer lagen unter und verlohren ein Spiel nach dem andern. Sie ergrimmten, und fuhren in die Gotteslöſteriſchen Worte heraus, daß wenn ſie das nächſte Spiel nicht gewinnen, ſie Chriſtum vom Creuz wolten herunter werfen. Kaum war das neue Spiel angefangen, ſiehe! der Leib löſete ſich vom Creuz ab und fiel auf die drei Spieler herunter. Beide Ketzer ſtarben eines plötzlichen Todes: Der Catholiſche ward übel verwundet, welcher, nachdem er die Begebenheit jedermäniglich offenbaret, auch kurz darauf, gut ſich zum Tod bereitet, ſeinen Geiſt aufgab. Deſſen Verlaſſenſchaft, ſammt dem Crucifix Bild gelangte durch Erbſchaft an Johann Gaspar Zwigt, Hoffmeiſtern dieſes Königl. Cloſters, der es gröſſerer Verehrung halber in dieſe Kirche geſchenket."

Endlich ſah man darin ein Kreuzbild, welches ſich umgewendet haben ſoll, und in dieſer Stellung auch blieb, als Eliſabeth vor demſelben betete, und der Stein, auf welchen ſie kniete, ſoll eingedruckt geweſen ſein.

Auf der Stätte des den 12. Jänner 1782 aufgehobenen Königskloſters ſtehen nun: der ehemals gräflich Fries'ſche Pallaſt und die akatholiſchen Bethäuſer des evangeliſchen und des reformirten Bekenntniſſes, die früher in den ſchwediſchen und holländiſchen

Gesandtschaftscapellen ihren Gottesdienst hielten. Die Mauer, welche vom Kloster an die später erbaute Stallburg hinüber schloß, wurde abgebrochen, und der Durchgang von der untern Brennerstraße auf den nunmehrigen Josephsplatz frei gemacht.

Körner (Theodor).

Am 23. September 1791 erblickte Theodor Körner zu Dresden, wo sein Vater Appellationsrath (so wie später in Berlin Staatsrath) war, das Licht der Welt. Es dürfte ihm in diesen vaterländischen Erinnerungsblättern eine Stelle gebühren, weil er bekanntlich Hofdichter in Wien war.

Körner studirte in Freiburg die Bergwissenschaft, und ward, nachdem er durch eine Reihe gelungener dramatischer Dichtungen (besonders durch Toni, Hedwig, Zriny und Rosamunde) die Aufmerksamkeit von Deutschland auf sich gezogen hatte, zu obiger Stelle in Wien befördert.

Als Deutschland aufstand, um die Fesseln Frankreichs abzuwerfen, fügte Körner zu der Leier das Schwert, focht im preußisch Lützow'schen Corps, wurde während des Waffenstillstandes 1813 bei einem Überfalle zu Kitzen bei Zeitz schwer verwundet, eilte kaum hergestellt, zu neuem Kampfe und fand den ruhmvollen Tod für das Vaterland bei Gadebusch den 26. August 1813. Er ruht zu Wöbelin in Mecklenburg an der Seite seiner ihm gleichgesinnten Schwester, welche kurz nachher — ein Opfer der edelsten Anstrengungen und Geschwisterliebe — ihm folgte, unter dem Schatten einer deutschen Eiche. Ein eisernes Denkmal bezeichnet die Stätte; ein unvergänglicheres aber hat er sich selbst durch seine Gesänge gesetzt, von welchen insbesondere das Gebet vor der Schlacht: „Vater ich rufe dich!“ — der Aufruf an die Deutschen“: „Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!“ — der Abschied: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben;“ — Das Brautlied: „Du Schwert an meiner Linken!“ — und „Lützows wilde, verwegene Jagd!“ wahre Meisterwerke sind.

Krankenhaus (K. K. allgemeines).

Joseph II. hob 1784 mit Ausnahme der Spitäler der Barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinnen alle Krankenhäuser auf, und vereinigte sie in ein allgemeines Krankenhaus, welches in das große Armenhaus in der Alsergasse versetzt und den 16. August genannten Jahres eröffnet wurde. Diese Stiftung verewigt die Aufschrift über dem Hauptthore:

Saluti et solatio
Aegrorum
Josephus II. Aug.
Anno MDCCLXXXIV.

Gleichzeitig entstand die Irren- und Gebär-Anstalt. Durch viele seitherige Zubauten bildet das allg. Krankenhaus gegenwärtig ein ungeheueres Gebäude, welches einen Flächenraum von 3400 □ Klafter einnimmt, und mit Inbegriff der Vergrößerung in den Jahren 1834—35, welche 400,000 fl. C. M. kostete, enthält es: 11 Höfe, 6 Bassins, 13 Brunnen, 3 Wasserleitungen, die Wohnungen der Ärzte, 2 Hauscapellen, deren ältere zu St. Johann Baptist 1579 entstand, 2 Traiteurien, eine große Waschanstalt, eine Badeanstalt für 300 Personen, eine Apotheke und 104 große und helle Krankensäle für 2214 Kranke, welche Säle in medicinische, chirurgische Abtheilungen und Kliniken geschieden sind.

Das Institut hat einen Director, einen Vice-Director, 5 Geistliche, 17 Beamte, 280 beständige und 150 außerordentliche Wartleute. Die eigentliche große Kranken-Anstalt wird von 15 Ärzten, 6 Wundärzten und 20 Praktikanten versehen. Es bestehen vier Aufnahmsklassen:

1. Eine monatliche Vorausbezahlung von 40 fl. C. M., wofür der Kranke nebst Ver-

pflegung und Arzenei ein eigenes Zimmer, einen eigenen Wärter und ein vollständiges Bett erhält.

2. Eine monatliche Vorausbezahlung von 25 fl. C. M., wofür Alles wie Nr. 1., nur kein eigenes Zimmer gegeben wird.

3. Die Einwohner Wiens zahlen täglich 18 kr., der Fremde 32 kr. C. M. Für Dienstbothen werden 18 kr. bezahlt.

4. Bei erwiesener Armuth unentgeldlich. Kleidung und Wäsche muß der Kranke mitbringen. Im ersten Hofe dieses Gebäudes befindet sich die medicinische Klinik.

Im Jahre 1844 wurden darin 36,088 Kranke aufgenommen und verpflegt, von denen 29,808 geheilt entlassen wurden, 3542 sind gestorben. Es stellt sich nach diesem Resultate das Verhältniß der Sterblichkeit in diesem Institute für dieses Jahr wie 1 : 10. 16 dar.

Krapfen.

Vor etwa dritthalb Jahrhunderten erfand eine Mandolletti-Bäckerin bei dem Peilerthor in Wien, mit Namen Cäcilia Krapfen, die bekannten Faschingskrapfen, welches kostbare Gebäck alsogleich auch ihren Namen erhielt, von vielen Leuten aber auch Cilly-Kugeln benannt, von Vornehmen jedoch Faschings-Kuchen betitelt wurde, wie Höfer in seinem etymologischen Wörterbuche (Linz 1815) anführt. Die gefüllten Krapfen kamen 30 Jahre später auf, und zwar zuerst bei Hofe.

Krapfenhaus.

Noch vor nicht langer Zeit konnte man den Wißbegierigen statt einer detaillirten Beschreibung der Physiognomie eines guten und schönen Krapfens auf eine öffentlich ausgestellte Abbildung eines solchen hinweisen, die sich in der Hauptstraße der Vorstadt Neu-Wieden befand. Von diesem Krapfen und einer vormals unweit davon gelegenen Binderwerkstätte hat ein humoristischer älterer Volkssänger Gelegenheit gewonnen, von dieser Vorstadt und ihrem Krapfenhause zu sagen:

„Sie hält sich fleißig an den vollen Zapfen.
Drum nahm sie einen Binder auf:
Sie widmete ein Monument dem Krapfen
Und buck ihn auf ein Haus hinauf.
Vernarrt in diesen Faschings-Leckerbissen,
Stellt sie wie eine Krone ihn
Auf einen sammtnen goldverbrämten Kissen
Als Zeugen ihrer Freßsucht hin."

Unser Gewährmann sagt in diesen Strophen aber nicht einmal die volle Wahrheit über die hohen Ehren, die dem Krapfen hier erwiesen wurden, denn er lag auf einem silbernen Teller, welcher auf dem beschriebenen Kissen ruhte. Heute ist zwar dieses Schild mit dem vorigen unansehnlichen Gebäude verschwunden, über dem Eingange des neuen Hauses prangt aber dagegen mit goldenen Lettern die Aufschrift: „Zum Krapfen," wodurch ihm, wie man sieht, nicht weniger Ehre als vorhin erwiesen wird.

Krapfenwaldel (Krapfenwäldchen).

Man gelangt dahin auf dem Pfade, der vom Cobenzl- auf den Kahlenberg führt. Dieses anmuthige, von einem kleinen Bergwalde umschlossene Thal ist ein Lieblingsausflug vieler Wiener und es verdankt seine Verschönerung dem großen Naturfreunde, Fürst Johann von Liechtenstein. Aus einer ärmlichen, mitten in einem Eichenwäldchen liegenden Bauernhütte, die Krapfenhütte genannt, hat er ein hübsches ländliches Haus hergestellt, in welchem man mit Getränke bedient wird.

Seitwärts davon öffnet sich der Anblick eines herrlichen, durch Weinreben gesegneten Thales und der angrenzenden cetischen Bergkette.

Ohne sich über die Entstehung dieses Namens in eine etymologische Forschung einzulassen, kann angenommen werden, daß

dieſes Wäldchen ſeinen lockenden Beinamen einer geſchickten Krapfenbäckerin zu verdanken hat, die hier den Wiener-Krapfen-Gourmands Genüge zu leiſten wuſte. Allein auch mittelgute und halbſchmackhafte Krapfen wären vermögend geweſen, dieſem romantiſchen Orte ſeine Celebrität zu verſchaffen, weil in einer ſchönen Gegend auch das Mindergute zu behagen pflegt. Darin liegt aber der Fluch des Geſchickes oder vielmehr Miß- und Ungeſchicks, daß gerade über Lokalitäten, wo die Natur die ganze Fülle ihrer Reize ausgegoſſen hat, und wohin die zahlreichſten Caravanen luſtwandelnd pilgern, nicht ſelten die lauteſten und gerechteſten Klagen über unbillige und ſchlechte Bedienung geführt werden.

Kreutzenſtein.

Die Ruinen der dem Schloſſe Greifenſtein gegenüber, am linken Donauufer auf einem kahlen Berge liegenden Burg Kreutzenſtein, ſind ein Denkmal der ſchwediſchen Barbarei. Im J. 1645 hatte Torſtenſon in dieſem Schloſſe ſein Hauptquartier aufgeſchlagen und als er genöthigt war, ſich zurückzuziehen, opferte er es den Flammen. Seit dieſer Zeit blieb es in ſeinen Trümmern liegen.

Zwei junge Herrn von Tirna, ein in Wien eingebürgertes Rittergeſchlecht, wurden in Böhmen von Raubrittern gefangen, von einer Feſte zur andern geſchleppt, und endlich gegen das Verſprechen eines groſſen Löſegeldes entlaſſen. Die Jünglinge waren entſchloſſen, ihr den Räubern gegebenes Wort zu halten, wodurch Herzog Albrecht III. ſich veranlaßt ſah, ſie in der Donauburg Kreutzenſtein gefangen zu ſetzen, um ſie zu hindern, das viele Geld auſſer Landes zu ſchicken. Als hierüber der eine Bruder wahnſinnig wurde, erhielt der andere die Freiheit.

Im J. 1595 gehörte das Schloß dem Grafen Hardeck, der darin 20 Türken gefangen hielt, welche, als ſie ihres Herrn üblen Zuſtand vernahmen, dahin ſtrebten, ſich frei zu machen; beſonders zwei derſelben, die ſich für ſehr reich ausgaben. Dieſe beredeten des Grafen Kutſcher und brachten ihn durch groſſe Geſchenke dahin, daß er ſie in Freiheit ſetzte und mit ihnen durchging. Als der Kutſcher mit den Türken unter Weges bei Petronell von etlichen Croaten erkannt und dem Pfleger daſelbſt angeſagt wurde, ließ ihm derſelbe ohne Verzug nacheilen, ſie ſämmtlich ergreifen und am dritten Tage den Kutſcher als einen Landesverräther an einen Pfahl ſpieſſen.

Später gehörte Kreutzenſtein dem Freiherrn Saint Hilaire, dem Befreier Ferdinand des II. in der Burg an der Spitze der Dampierre'ſchen Küraſſiere aus den Händen der proteſtantiſchen Landesherrn. Sein Sohn Carl übertrug den Freiherrntitel auf dieſe Burg.

Kritzendorf.

Der Weg dahin führt über Kloſterneuburg. Kaum verläßt man die Vorſtadt inner dem Thore, als ſich eine überaus maleriſche Ausſicht darbietet. Von einem, 80 Schuh über die Donau erhöhten Standpunkte überſieht man dieſen Fluß in ſeinen vielfachen Krümmungen, hier von der Sonne zu einem Feuermeere beleuchtet, dort von dunkeln Auen halb bedeckt, hier durch eine Sandbank unterbrochen, oder von Kähnen durchkreuzt. Jenſeits ſind an einem Halbzirkel von Bergen, deſſen öſtliches Haupt der glänzende Magdalenenhof, das nordweſtliche die Trümmer des Schloſſes Kreutzenſtein krönen, die Dörfer Leobendorf, Stetten, Flandorf und Biſamberg, wie hinzugemalt. In ihrer Mitte ſteigen die Thürme von Korneuburg empor. Zu den Füßen der Anhöhe ſelbſt ſieht man Weingärten, zur Rechten ländliche Hütten, zur Linken das vormalige Franziskaner-Kloſter St. Jakob, das in

vielen Landkarten als ein eigenes Dorf angegeben ist.

Der Fußsteig nach Kritzendorf zu beiden Seiten ist vortrefflich, und wird von Obstbäumen beschattet.

Die Lage des Dorfes ist die angenehmste von der Welt. Es ist zwar nicht groß, aber es beherbergt muntere, gesellige und durch den Verkehr der landwirthschaftlichen Produkte wohlhabende Einwohner.

Einigen Karten zu Folge, insbesondere in der Homannischen, sollte man hier ein Dorf suchen, welches unter dem Namen St. Veit angezeigt ist. Allein nur die Pfarrkirche von den beiden Kritzendorf heißt St. Veit.

Eine halbe Viertelstunde von Unter-Kritzendorf entfernt ist Ober-Kritzendorf. Es liegt höher und ausgedehnter, und zwischen den Häusern sind viele Obstbäume.

Der Weg außer Kritzendorf übertrifft an Abwechslung die vorigen um Vieles und fällt ins hohe Romantische.

Die Steinhaufen der Ruinen von Kreuzenstein, jedes Fenster, jede wandelnde Person von Leobendorf, ist hell vor den Augen und die vom Naß glänzenden Räder der Schiffmühlen scheinen sich dicht vor dem Wanderer in ihren thätigen Kreisen zu drehen.

Den 14. Sept. 1797 fuhr eine Platte mit Fischen von Krems herab nach Wien. Die Fahrt ging bis Höflein gut. Da erhob sich aber ein Wind, der nach und nach so ungestüm ward, daß das Schiff bei einer Insel oberhalb Korneuburg stille halten (windfeiern) mußte, um nicht verschlagen zu werden.

Nach einem kurzen Aufenthalt schien sich der Sturm gelegt zu haben. Auf das Dringen der Leute im Schiffe, welche noch gern vor einbrechendem Abend nach Wien kommen wollten, stieß man vom Lande ab.

Doch nicht lange, so ward das Fahrzeug vom Sturm ergriffen und mit aller Heftigkeit an einen zerstörten Sporn nicht weit von Tuttendorf geworfen. Ein Theil der Menschen ward von den Rudern in die Fluten geschleudert, andere suchten sich an den Pflöcken zu retten, die aus dem Wasser hervorragten; ein Theil ertrank auf der Stelle. Man schrie um Hülfe. Allein die gefahrvolle Stelle war zu weit vom Lande, als daß man es gewagt hätte, bei dem heftigen Sturm auf einem Kahne herbeizufahren. Die Unglücklichen standen bis halben Leib, zitternd und jammernd im Wasser.

Von ungefähr erblickte sie aus einer der Donauinseln ein Fischer von Kritzendorf, Joseph Gmagel. Ohne die Wuth des Sturmes abzumessen, hörte er nur die Stimme der Menschenliebe, die in seinem Innern erwachte. Muthig bestieg er sein gebrechliches Fahrzeug, und ruderte mit vieler Mühe auf die Unglücklichen los. Es gelang ihm unter Lebensgefahr nicht nur den Sporn zu erreichen, sondern auch durch Hin- und Herfahren 17 Personen zu retten.

Gmagel schlug jede Belohnung aus. Ja er eilte sogar nochmals auf die Stelle der Gefahr und fuhr mit dem Reste der Fische noch denselben Abend nach Wien, übergab das fremde Eigenthum und verfügte, durch sein Bewußtsein belohnt, sich dann in seine stille Hütte zu Kritzendorf.

Durch die Untersuchungen des Syndikus zu Korneuburg A. B. Pesta, und die Theilnahme, welche der Kreishauptmann des V. U. M. B. Johann Michael Freyherr von Sala an allen Umständen dieser Handlung nahm, war Gmagels edle That zu den Ohren des Kaisers Franz gedrungen, der ihm den 27. September die große gold. Medaille ertheilte.

Krugerstraße.

Diese Gasse kommt schon 1298 in Urkunden unter diesem Namen (strata amphorarum) vor; sie ist unansehnlich, ziemlich enge und enthält an bemerkungswerthen Ge-

bäuden das Gremialhaus des bürgerlichen Handelsſtandes (1006 links von der Kärntnerſtraße), daneben den uralten St. Pöltnerhof (1007), das ſogenannte Judenhaus (1009) bis zu Thereſiens Zeit nur von Juden bewohnt, heute dem Grafen Marzello Durazzo gehörend, und die gräflich Eſterhazyſchen Häuſer (1012 — 13). — Berühmter noch als alle dieſe iſt jedoch das vormalige Haus Rüdigers von Starhemberg. Es bildet jetzt einen Theil des großen Eſterhazy'ſchen Hauſes (1013) und hieß zur weißen Lilie.

Es war nicht lange ſtarhembergiſch, denn Rüdigers Gemalin Helena Dorothea geborne und vermählte Gräfin Starhemberg, kaufte es am 15. October 1677 von der Gräfin Cäcilia von Starhemberg. Nach ihrem Tode verkauften ihre Kinder das Haus an den Magiſtrat. Rüdiger bewohnte als Kriegspräſident das Kriegsgebäude.

Über die Steuerfreiheit entſchied der Magiſtrat 1692, ſie habe bei der nächſten Beſitzveränderung aufzuhören, und ſo geſchah es auch, als die Stadt dies Haus 1695 dem Grafen Johann Weickhard von Sinzendorf verkaufte.

Acht Tage nach dem Entſatz, ward es durch eine von Hormayr mitgetheilte ſtädtiſche Urkunde vom 20. September 1683 frei erklärt.

Kühfuß (Der).

Dieſes Schild führt ſeit alter Zeit das von Lethenau'ſche Haus (561) unter den Tuchlauben, oder eigentlich in dem, nach ihm genannten Kühfußgäßchen. Nach dem Gebrauch der Vorzeit, allenthalben gute Lehren und Ermahnungen anzubringen, ſtand daran einſt der Spruch:

„Ihr Menſchen thut Buß,
Dieß Haus heißt zum Kühfuß."

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieſer Name vom Handel mit Milch, der hier getrieben wurde, entſtanden iſt, was auch das nahe Milchgäßchen, zwiſchen dem Schönbrunnerhauſe und jenem zum Auge Gottes (563) andeutet.

Verwandt mit dem Schilde zum Kühfuß iſt jenes, „wo die Kuh am Bret ſpielt" (763) in der obern Bäckerſtraße, heute dem Grafen Joſeph Nimptſch gehörend, und woran man ehemals ein Wandgemälde erblickte, worauf eine gehörnte, vierfüßige Schöne aus dem Rindsgeſchlechte ſinnend bei einem Damenbrete ſaß. Sollte dieſe Bretſpielerin etwa mit dem leſenden Ochſen im Siegel der mediciniſchen Fakultät in Rapport ſtehen? —

Kühn (Elias),

ein Schleſier, hat bei der zweiten Belagerung der Stadt Wien durch die Türken 1683 ſich um dieſelbe ein bleibendes Verdienſt und einen ehrenvollen Namen erworben. Wegen ſeiner in den ungariſchen Kriegen bewieſenen Tapferkeit hatte er den Auftrag bekommen, das Schloß Schönau gegen ihre Anfälle zu vertheidigen; er wurde aber auf dem Wege dahin von einer türkiſchen Streifpartei überfallen. Er ſelbſt rettete ſich zwar glücklich nach Wien hinein, nachdem er mehrere Tartaren erſchlagen und die übrigen in die Flucht geſchlagen hatte, ſein Weib aber und ſeine Kinder ſchleppten die Barbaren mit ſich fort. Dieſer Kühn, der den Namen mit der Sache verband, leiſtete bei den Schanzarbeiten der Stadt und im Minenkrieg gegen die Belagerer die allerwichtigſten Dienſte, wozu ihm ein heiliger Schmerz und eine glühende Rache antrieb. Vergebens ſetzte er ſich den Tod ſuchend, den feindlichen Kugeln aus, der Tod ſchien ihn nach Maßgabe, als Kühn nach ihm ſtrebte, zu meiden. Kühn überlebte den großen Tag von Wiens Entſatz und kehrte von der kaiſerlichen Generalität und der Bürgerſchaft mit einem ehrenvollen Zeugniſſe begabt, in ſein Vaterland zurück.

Kupferstich-Sammlungen.

Prinz Eugen gründete die jetzt mit der Hofbibliothek vereinigte k.k. Kupferstich-Sammlung, eben so berühmt durch ihren Reichthum, als durch ihre Vorsteher, die großen Kenner: P. Mariette und A. Ritter von Bartsch, dessen Sohne, Friedrich, k.k. Kustos, ihre Aufsicht anvertraut ist. Diese Sammlung enthält folgende Abtheilungen: 1) Die eigentliche große Kupferstich-Sammlung in 543 Groß-Folio-Bänden und 14 Portefeuilles, welche die Blätter von ungewöhnlicher Größe enthalten; 2) die Sammlung der Porträte in 279 Kartons in Folio, 3) 681 Bände von Kupferwerken, Gallerien, Kabineten, Museen; 4) die Sammlung der Miniaturen und Handzeichnungen in 122 Bänden; 5) eine Sammlung von Prospekten (über 1000), festlichen Aufzügen ꝛc. in 26 Folio-Bänden.

Die Zahl der Kupferstiche in den ersten beiden Sammlungen beträgt bei 190,560. Die Kupferstich-Sammlung ist nach Schulen, diese wieder nach Malern und Stechern in chronologischer Folge geordnet. Die Porträte liegen nach Welttheilen, Staaten und Ständen.

Der Besitz der meisten Blätter älterer Meister in schönen Abdrücken und Vollständigkeit vieler Künstlerwerke stellt die kaiserliche Sammlung den berühmtesten in Europa gleich. Besonders sind zu erwähnen: die ersten Stecher von Finiguerra bis M. Anton, in 4 Bänden. — Ein Klein-Foliant enthält 68 Papier-Abdrücke niellirter Platten, welche größtentheils aus dem Kabinette des Carlo Albrizzi zu Venedig herrühren, und wovon die Silberplatten selbst bis 1839 im Besitz des Grafen Leopold Cicognara blieben. — Israel von Mecken, in einem Bande. Die andern drei Bände altdeutscher Stecher enthalten viele merkwürdige Blätter vom Meister Martin Schongauer mit der Jahreszahl 1466; ein vollständiges Kartenspiel von einem unbekannten vielleicht flämischen Künstler des 15. Jahrhundertes u. v. a. — Ein Supplement zu dieser bilden zwei Klein-Folianten, deren einer 66 Schrottschnitte (von den Franzosen manière gridelée oder de Bernard Milnet genannt), der andere 20 kolorirte Holzschnitte enthält, deren einer die Jahreszahl 1446 führt. Die fünf kleinen Meister vollständig (aus dem Cabinette Fries 1828 erworben); — W. E. Dietrich, reich an Varietäten; — A. v. Bartsch, vollständig, Geschenk des Künstlers selbst; — Rubens und van Dyk, besonders dessen Porträte; — P. Rembrandt, sehr reich, 2 Bände voll eigener Radirungen; — A. Waterloo, vollständig und in gleichen, nicht retouchirten Drucken, um keinen Preis mehr zu sammeln; — H. Swanenveld, vollständig; — A. v. Everdingen, vollständig und gleich Waterloo unübertrefflich durch Schönheit der Drucke; — J. Ruysdael; — Le Clerc, Exemplar der Mad. de Vandeville aus dem Cabinette Fries. — Unter den Handzeichnungen ist ausgezeichnet der Atlas Blavianus: J. Blaev, le grand Atlas ou Cosmographie Blaviane. Amst. J. Blaev 1663. 46 Vol. Fol. mit 300 Original-Landschaften in Tuschmanier, worunter 103 von W. Schellinks, 27 von H. Saftleven, 26 von J. Hackert, 27 von W. Zeemann. — Besonders merkwürdig ist Kaiser Maximilian des I. Triumph, Miniatur-Codex von kostbarer Vollendung, auf 109 Pergament-Blättern von 34 Pariser Zoll Breite und 30 Zoll Höhe. Hans Burgmair hat bei seinen Holzschnitten die Anordnung des ungenannten Malers beibehalten, ohne die Blätter selbst zu kopiren. Sehr interessant sind auch Kaiser Carl des VI. Artillerie-Handzeichnungen, von ihm selbst in seiner Jugend verfertiget.

Die Privat-Bibliothek weiland Kaisers Franz I. enthält auch einen reichen

Schatz von Kupferſtichen und Handzeichnungen, gegen 98,000 Blätter, worunter 85,000 Porträts. Einen Beſtandtheil dieſer Porträtſammlung, wahrſcheinlich der größten in Europa, bilden 887 größere und kleinere Portefeuilles, welche 22,065 Blätter enthalten, von Lavater zum Behufe ſeiner phyſiognomiſchen Arbeiten geſammelt.

Sr. kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Carl. Dieſe Sammlung wurde von Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen gegründet. Sie zählt mehr als 150,000 Blätter und über 14,000 Original-Handzeichnungen in ungefähr 900 Bänden.

Des Herrn Fürſten Nikolaus Eſterhazy zu Galantha. Mehr als 50,000 Blätter und über 2,000 Handzeichnungen. Einlaß Dinstag und Donnerstag.

Des Herrn Fürſten von Liechtenſtein. Die Sammlung des Baron Gundl bildete die Grundlage, ſie iſt mit der Bibliothek vereinigt.

Küſſenpfennig.

Dieſes durch Alterthum und Ausdehnung ausgezeichnete Haus (723) bildet einen Durchgang von der Adlergaſſe in die Krongaſſe. Das Gebäude bildet einen großen Hof, den man von der Adler-Gaſſe durch ein feſtungsähnliches Einfahrtsthor betritt, und wo uns von allen Seiten verzeitige Formen entgegen treten. Dieſes Haus iſt ſchon ſeit Jahrhunderten unter dem abenteuerlichen Namen des großen Küſſenpfennigs (zur Unterſcheidung des nahe dabei liegenden kleinen Küſſenpfennigs) bekannt. Über die Erklärung dieſer Benennung herrſchen zweierlei Meinungen. Einige behaupten, das Haus habe wie viele andere Häuſer (z. B. der Stoß im Himmel, das Schabenröſſel u. ſ. w.), nicht von den als Volksſagen bekannten Traditionen, ſondern von angeſehenen Bürgerfamilien, denen ſie einſt gehörten, ſeinen Namen erhalten; insbeſonders behauptet Hormayr von den Küſſenpfennigen, daß ſie ihre Erbb[illegible]niſſe in den Kirchen zu St. Ruprecht und Maria Stiegen hatten. Dieſen Küſſenpfennigen habe aber ihr eigener Name für das ſchöne Haus, (vormals eines der ſtattlichſten der Stadt) nicht gut genug zu ſein geſchienen; ſie ſtrebten dem Geiſte ihrer Zeit gemäß nach Celebrität, wovon ein altes Steinbild, welches bei der vor drei Decennien geſchehenen Erneuerung des Hauſes, herabgenommen wurde, Zeugniß gab.

Dieſes jedenfalls ſehr merkwürdige Bild ſtellte einen ſtattlich gekleideten ehrwürdigen Mann vor, der ein großes Geldſtück oder einen Pfennig in der Hand hielt, welchen er betrachtete und mit großer Andacht küßte. Dieſes Steinbild hatte folgende, hier wörtlich und nur mit Auslaſſung einiger, der alten Schreibart eigenthümlichen überflüſſigen Buchſtaben angeführte Aufſchrift:

„Der theure Theophraſt, ein Alchymiſt vor Allen,
Kam einſt in dieſes Haus und kunte nicht bezallen
Die Zech, die er genoß. Er trauet ſeiner Kunſt,
Mit welcher er gewann viel großer Herren Gunſt.
Ein ſicheres Gepräg von ſchlechtem Werth er nahme,
Tingirte es zu Geld: Der Wirth von ihm bekame
Dies glänzende Metall. Er ſagt, nimm dieſes hin;
Ich zahl ein Mehreres, als ich Dir ſchuldig bin.
Der Wirth ganz außer ſich, bewundert ſolche Sache,
Den Pfennig küſſe ich, zu Theophraſt er ſprache.
Von dieſer Wunder-Gſchicht, die in der Welt bekannt,
Den Namen führt dies Haus, zum Küſſenpfennig g'nannt."

Eine alte Nachricht berichtet von der Bürgerfamilie der Küſſenpfennige, dieſe ſeien es endlich müde geworden, ſich ihres zum Sprüchworte gewordenen Geizes wegen immerwährend verhöhnt zu ſehen; eine Habſucht, die ihren Vätern den nach und nach zum Geſchlechtsnamen gewordenen Spottnamen der Küſſenpfennige zu-

gezogen haben ſoll; ſie hätten daher ihren Namen verändert, und um den Volksglauben irre zu führen, das beſprochene ihren Spitznamen verſinnlichende Gemälde auf ihr Haus ſetzen laſſen. Da Theophraſt damals ein eben ſo courſirender Name war, wie jener des Doctors Fauſt, ſo konnte das Märchen von der Verwandlung der ſchlechten Münze in eine goldene beim Volke leicht Eingang finden.

Andererſeits aber fehlte es zu keiner Zeit an Perſonen, welche die erzählte Thatſache buchſtäblich für wahr hielten, und ſowol dieſe als den Umſtand, daß Paracelſus wirklich in Wien geweſen ſei, und das Haus zum Küſſenpfennig bewohnt habe, für bare Münze annahmen. Da nicht erwieſen werden kann, daß der genannte Alchymiſt je in unſerer Hauptſtadt geweſen ſei, und darin ſeine Künſte ausgeübt habe, ſo ſtützen ſie ihre Meinung blos auf eine Äußerung des Theophraſts, der in einer ſeiner Schriften angibt, daß er alle Univerſitäten Deutſchlands beſucht habe. Ob nun darunter auch die Wiener-Hochſchule begriffen ſei, oder ob Paracelſus nur die deutſchen Univerſitäten im engeren Verſtande des Wortes gemeint habe, iſt unentſchieden.

Es bedarf jedoch aller dieſer Gründe und Gegengründe nicht, um die Frage, ob das Haus zum Küſſenpfennig ſeinen Namen einem Bürgergeſchlechte oder dem Wunder des Paracelſus zu verdanken habe, zu entſcheiden; denn da erwieſen iſt, daß in Wien ſchon vor der Zeit des Theophraſts der Name Küſſenpfennig vorkam, ſo kann derſelbe nicht dieſem Alchymiſten zugeſchrieben werden. Auch iſt noch zu berückſichtigen, daß dieſe Hausbenennung auch in einigen Vorſtädten, z. B. am Spitlberge Nr. 49 und in der Kirchengaſſe der Vorſtadt Lichtenthal Nr. 52 vorkommt; es müßte ſich alſo auch hier das Wunder der Goldmacherei wiederholt haben. Übrigens iſt das erwähnte Steinbild bei der Renovirung des Hauſes ſpurlos verſchwunden, und trotz der ſorgſamſten Nachforſchung nicht aufgefunden worden; was ſehr zu bedauern iſt, und dem archäologiſchen Sinne des damaligen Beſitzers des Hauſes, der nicht nur die Abnahme des Bildes geſtattet, ſondern daſſelbe ſogar der Verſchleppung preisgegeben hat, wenig Ehre macht. Der Küſſenpfennig verdient übrigens auch in baulicher Beziehung eine Erwähnung, denn er gehört in die Zahl der wenigen alten Stadthäuſer, welche ſich des Beſitzes eines Ausſichtsthurmes zu erfreuen haben. Dieſer Theil des Hauſes ſtellt ſich in ſeiner impoſanten Höhe von ſieben Stockwerken, wovon die drei höchſten dem Dache überragen, in der Adlergaſſe bei dem Eingange auf den Hafnerſteig, dar; er bildet den Schlußſtein des Gebäudes und iſt auch im innern Hofraume des Gebäudes ſichtbar, wo ſich dem Hinaufblickenden ſeine Spitze in einer ſchwindelerregenden Höhe zeigt. Der Thurm iſt durchaus bewohnbar, und von bedeutender Dimenſion.

L.

Lainz.

Dieſes liebliche Pfarrdorf liegt ſüdlich von Hietzing am Fuße des Schönbrunnerberges; in einem beſondern guten Ruf ſteht es wegen der Salubrität ſeiner Luft, welche ihm eine geſchichtliche Berühmtheit verſchafft hat. Die Jahrbücher Wien's gedenken ſeit Jahrhunderten ſchon dieſes Ortes als eines Punktes, dem eine merkwürdige ſchützende Kraft gegen alle Anſteckung von Seuchen eigen iſt, von denen das Land ringsherum zu verſchiedenen Zeiten heimgeſucht wurde. Den erſten Beleg hiezu liefert die Zeit der Türkenherrſchaft in Ungarn, welche auch die entſetzlichſte der Landplagen, die Peſt nach Öſterreich brachte. So lange der Halbmond in Ungarn herrſchte, war dieſe Krankheit daſelbſt beinahe endemiſch.

Mitten unter den Verheerungen, welche die Seuche allenthalben anrichtete, blieben einzelne Ortſchaften von ihr ganz befreit, worunter auch Lainz gehört. Der fromme Glauben erblickte darin die Wirkung einer höheren Macht und die Anerkennung dieſes himmliſchen Schutzes bewog die Gläubigen, dahin Wallfahrten zu machen, um in der Kirche der h. Dreieinigkeit ihr Dankopfer darzubringen.

Vorzüglich geſchah dieß 1679, wo die ſogenannte große Peſt in Wien im Frühjahre ausbrach und bis Ende Novembers ſo wüthete, daß die Geſammtzahl der Opfer in Wien allein auf 100,000 angegeben wird.

Als das Übel nachgelaſſen hatte, pilgerten die Bürger der Hauptſtadt zahlreich nach Lainz, welches peſtfrei geblieben war.

Dies iſt auch der Urſprung der Wallfahrten, welche noch heut von Wien alljährlich dahin gemacht werden. Nach einiger Zeit theilten ſich die Waller nach Innungen ab, ſo daß z. B. die Hutmacher und Fleiſchhauer beſondere Züge bildeten. Einzelne Mitglieder der Fleiſcherzunft verbanden ſich 1703 in einem neuen Peſtgelübde, alljährlich am Palmſonntag nach Lainz zu pilgern, und einem feierlichen Gottesdienſte beizuwohnen.

Dieſer Tag ward ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts auf den Tag der Verkündigung Mariä verlegt. Dieſe Feier iſt bisher 112 Mal wiederholt worden. Der alte Ruf des Gnaden-Reichthums des romantiſch liegenden Wallfahrtsortes bewährte ſich auch vor unſern Augen noch. Selbſt als die verderbliche Cholera 1832 die Hauptſtadt und ihre Umgebungen heimſuchte, da ſtarb, nach dem ſchriftlich auf uns gekommenen Zeugniſſe des damaligen Lainzer Pfarrers, Michael Neuwirth, in dem genannten Orte Niemand an dieſer Krankheit. Auch der ſpätere Ortspfarrer, Dominik Huber, bezeugte, daß 1836, in welchem die Cholera eine Nachleſe hielt, in Lainz abermals Niemand geſtorben iſt.

Landhaus (N. Ö.).

Noch in den Tagen Max des I. war der Grund des Landhauſes theils Liechten-

steinisch theils Minoritengarten. Zwischen 1531 und 1534 entstand das 1837 abgebrochene, merkwürdige Landhaus. 1562 wurde der Theil gegen die Herrngasse vollendet, 1570 der große Brunnen mit dem kunstreichen Eisengitter errichtet, 1571 die Fronte gegen den Minoritenplatz und der Theil gegen das kleine Landhaus beendet, und am 20. Februar d. J. Max des II. Burgfriedens-Privilegium für das Landhaus verkündet. Unter einem über beiden Thoren hervorragenden Arme mit dem Schwerte, enthielt eine Tafel folgende Warnung:

„Der römisch Kais. Majestät unseres allergnädigsten Landesfürsten ernstliche Meinung und Befehl ist, daß sich Niemand, wer der auch seyn mag, in oder vor diesen Befreyten Hause die Wehr zu blössen, oder Balgen, und Zuschlagen, noch zu Komoren; welche aber freventlich darwieder handeln, daß dieselben an Leib und Leben nach Ungraden gestraft werden sollen."

Neben dem Gitterbrunnen war der Aufgang zum Rathssaal und links in die Bürgerstube. Zahlreich waren die Sinnbilder, theils auf die heftige Abneigung der Katholischen und der an Anzahl und Macht weit überlegenen protestantischen Stände, theils auf die von Max II. unterm 14. Jänner 1571 vergönnte freie Religionsübung deutend.

Die Rathsstube zeigt an der getafelten Decke, auf welcher Stufe die Holzschneidekunst gestanden. Auch die Basreliefs der Prälaten-, Herrn- und Ritterstube verdienten Aufmerksamkeit.

In dem Trakt gegen die vormalige Niederländische Hofkanzlei war das lutherische Bethaus, wo Josua Opitz, Johann Fettlbach und Michael Hugo, ihre Flammenworte sprachen, und in dem vorigen Lokale der Buchhaltung befand sich die evangelisch-ständische Buchdruckerei.

Ferdinand II. machte nach dem Sieg am Prager weißen Berge dem Allen ein Ende, und an die Stelle des Bethauses trat die katholische Capelle.

In Ferdinands Todesjahre 1637 entstand das sogenannte grüne Stübel, ein standesmäßiges Gefängniß für Herrn und Ritter. In diesem saß auch 1671 Ungarns oberster Reichsrichter, Graf Franz Nadasdy, als Herr zu Pottendorf, bis er zum Vollzug des Urtheils, dem Stadtgerichte überantwortet wurde.

1573 verkauften die Gebrüder Auer von Herrnkirchen ihr Haus in der Herrengasse zur Erweiterung des Landhauses. 1714 erkauften die Stände zum gleichen Zweck das sogenannte kleine Landhaus vorhin Fünfkirchner- dann Trautmannsdorff'sche Haus. — 1801 wurde zum kleinen Landhaus ein neuer Trakt erbaut, in welchem sich die Liquidatur befand.

Das schöne Portal im Hofe neben dem Gitterbrunnen, welches mit Säulen von salzburgischem Marmor geziert und mit einem vorragenden Kupferdache gedeckt war, wurde durch eine eiserne Thür geschlossen, welche das neue österreichische Wapen enthielt, und stammt ebenfalls aus 1571. Auf der Frontspitze desselben waren zwei Ritter zu Pferde angebracht, welche sich die Hände reichen, ein Denkmal der von Max II. den Ständen vergönnten freien Religions-Übung und der Vereinigung der katholischen und der evangelischen Stände.

Von diesem Portale führte eine Treppe, an deren Wänden drei kleine aus Stein gehauene Figuren angebracht waren, welche auf Vertrauen, Sorgfalt und Macht deuteten, zu einer Vorhalle im ersten Stockwerke des linken Flügels, zu deren Rechten sich die Rathsstube, links die Bürgerstube befand.

Die Vorhalle des Rathssaales gehörte zu den geschichtlich merkwürdigsten Denkmälern des Landhauses. Auf ihrem gothischen Gewölbe waren bildliche Dar-

ſtellungen des Religionszwiſtes zu ſehen, die in einen entfalteten Pfauen, in Cypreſſen mit Menſchenköpfen auf den Wipfeln, in den Schweinsköpfen mit Roſarien über die Rüſſeln nicht ſchwer zu deuten waren.

Die innere Herſtellung des Rathſaales fällt auf das Jahr 1572, und er iſt mit den prachtvollſten Gemälden, ſowol an der Decke als den Seitenwänden geſchmückt. Erſtere wurde von den Ständen durch einen Kupferſtich verewigt. Die Freskogemälde ſind von Peluzzi und ſtellen die Hauptflüſſe der Monarchie vor.

Merkwürdig war hier auch die künſtliche, von beiden Seiten zu eröffnende Thür gegen die Vorhalle, von Georg Haas 1572 verfertigt. Zwiſchen der Bürgerſtube und der Prälatenſtube befand ſich eine gothiſche Halle, welche durch eine akuſtiſche Wölbung bemerkenswerth war.

Im rechten Flügel befand ſich die Herren- und Ritterſtube, in welcher bis in die letzten Zeiten die Ständeſitzungen gehalten wurden.

An der Außenſeite des Gebäudes verdienten zwei aus Ziegeln künſtlich verfertigte Rauchfänge bemerkt zu werden, deren einer eine Fratze, der andere die Form eines eckigen Bechers darſtellte.

Das neue Landhaus, wie es jetzt beſteht, wurde mit Bedachtnahme auf die möglichſte Erhaltung der alten Denkmäler, unter der Oberleitung des Ritters Ferdinand von Mitis und der Leitung des Architekten Ludwig Pichl von dem Baumeiſter Leopold Mayr ausgeführt.

Am 18. September 1837 wurde der Anfang gemacht, und zwar mit dem Vordertrakte gegen die Herrngaſſe, wozu am 7. Oktober der Grundſtein gelegt wurde. Dieſem Trakte wurde der rechte Trakt gegen die neue Gaſſe angereiht. Dieſer bis zum Minoritenplatz verlängert, begriff die Herſtellung der Hauptfronte gegen denſelben und des linken Traktes, von da bis zur Herrngaſſe, wie es heutigen Tages zu ſehen iſt.

Das neue Gebäude bildet ein Parallelogramm von zwei Quadraten. Die Façade in der neuen, die Herrngaſſe mit dem Minoritenplatz verbindenden Gaſſe mißt 46 Klafter, und zählt 100 Fenſter. Die Hauptfaçade in der Herrngaſſe bildet ein ſtarkes Riſalit; das Erdgeſchoß iſt 24, und der Sockel 6½ Fuß hoch. Über dem Haupteingange ſpringt ein großer Balkon vor, der auf vier mächtigen, mit antiken Ornamenten geſchmückten Tragſteinen ruht. Vom Parapet erheben ſich acht großartige korinthiſche Säulen von 37 Fuß Höhe. Über den Säulen erblickt man ein herrliches Hauptgeſims. Den oberſten Theil des Gebäudes bildet eine Baluſtrade, und mitten ſteht die Attika mit der Inſchrift in Lapidarlettern:

„Die Stände Nieder-Öſterreich's.
MDCCCXXXVIIII."

Auf der Mitte derſelben erhebt ſich eine von Joſeph Klieber ausgeführte Gruppe in Stein, zwei Genien das Wapen der Stände tragend, und an ihrer Seite die allegoriſchen Geſtalten des Iſters und der Fruchtbarkeit.

Von den innern Merkwürdigkeiten iſt nur mehr zu erwähnen das hintere Bogengewölbe des Aufgangthores, welches zur Capelle verwendet wurde.

An derſelben ſind drei bemalte Glasfenſter bemerkenswerth, von denen das mittlere die Opferung Maria, die beiden zur Seite den heiligen Rupert vorſtellen. Die Zeichnung dazu wurde von Schnorr entworfen. Die den Brunnen ſchmückende Statue Neptuns iſt ebenfalls von Klieber.

Vom alten Bau ſind beibehalten: der ſchöne Saal, die Rathsſtube mit herrlichem alten Getäfel, die Capelle, und das ſchöne Portal mit den zwei Ritterfiguren.

Landſtraße.

Dieſe Gegend hieß vormals vor dem Stubenthore und die Namen Landſtraße und Schiffgaſſe kommen urkundlich erſt unter Friedrich dem Schönen und ſeinem Vater Albrecht vor. Die verſchiedenen Theile dieſer Vorſtadtgegend führten ſehr ſonderbare Namen, z. B. im Geisruck, auf dem Jeus, in der Hirſchpeunt, in der Kleberlucken, bei den Ruſten (gegen den Rennweg) im lichten Stein, im Gemspeuntel, im Goldeck, in der Schmiedgrube, die Paulushöhe, u. a. Das Nonnenkloſter St. Nicolas (S. daſ.) bei Erdberg an der Landſtraße zog Anſiedlungen herbei, welche den Namen »bei St. Nicolaus an der Landſtraße« erhielten, mit welcher Benennung ſchon 1360 ein dortiger Hausbeſitzer, Albrecht Chagraner vorkommt.

Mehrere Jahre nach der Auflöſung dieſes Kloſters ward die Capelle auf dem dortigen Kirchhofe dem heiligen Nicolaus gewidmet, welchen die Vorſtadt noch heute zum Andenken ihres alten Namens im Siegel führt.

Die angenehme Lage dieſer Gegend zwiſchen grünenden Feldern und Weingärten ſteigerte ihren Anbau bald und ſchon 1485, als Mathias Corvinus das Kloſter St. Nicolas eroberte, reichten die Häuſer bis an die ſteinerne Brücke über die Wien und ſie wurden zum erſten Male die Vorſtadt an der Landſtraße genannt. Sie litt jedoch damals und 1529 durch die Türken viel, welche mehr als 100 Häuſer verwüſteten.

Die Folgen dieſer Verheerung verſchwanden erſt 1642, als das Kloſter der Auguſtiner in der Stadt hieher verlegt wurde. Vier Jahre ſpäter zählte man ſchon 257 Häuſer mit 1000 Bewohner. Dies bewog den Wiener-Biſchof, Philipp Grafen von Breuner, die Seelſorge dieſer Gemeinde dem Pfarrer von Simmering abzunehmen und jener zu St. Stephan zu übergeben, die hier einen Capellan beſtellte.

Der Einfall der Türken 1683 verwandelte dieſe blühende Anſiedlung in eine Wüſte; die gegen die Stadt liegenden Häuſer wurden von den öſterreichiſchen Truppen ſelbſt verbrannt.

Erſt 1690 und 1698 fand die Anlage der heutigen, weiter von der Stadt hinausgerückten Vorſtadt ſtatt. Im letzten Jahre wurde die neue Nicolas-Capelle auf dem Kirchhofe gebaut, und es entſtanden zuerſt die Gärtner- und die Bockgaſſe. In der Ungar- (Hungar-) Gaſſe und am Rennwege wurden Anlagen für Luſt- und Prachtgebäude ausgeſtecket, und die Felder, die Wein-, Obſt- und Küchengärten blüheten wieder. In dem Marinoni'ſchen Grundriſſe von Wien 1704 ſind ſchon die großen Bauten des Fürſten von Fondi-Mansfeld (heute Schwarzenberg) und des Prinzen Eugen von Savoien angedeutet, ſo wie die ſchönen Gartengebäude des Herrn von Tepfer, der Grafen Traun und Kolowrat, (Erzherzog Ferdinand von Eſte) des Prinzen von Hanover (Invalidenhaus) u. a. m.

Nach dieſer Zeit trat in den Anſiedlungen ein Stillſtand ein, wozu der Ochſenmarkt und der offene Kirchhof vor dem Auguſtinerkloſter beigetragen haben dürfte. Erſt unter Maria Thereſia erwachte der Baugeiſt wieder. Michael von Kienmayer war es, der am äußerſten Ende der Landſtraße und des Rennweges ein Fabriksgebäude (heute Artillerie-Caſerne) herſtellte.

Noch mehr förderte Joſeph II. den Bau neuer Häuſer. Ihm zum Andenken wurde 1783 auf dem Rennweg die Kaiſerſtadt angelegt, und unweit des ehemaligen Dreifaltigkeits-Spitals (heute deutſcher Gardehof) entſtand die Marokkanergaſſe.

Durch die Aufhebung des Kirchhofes vor den Auguſtinern entſtand der heutige Marktplatz und durch Abgebung des Kloſtergartens

zu Bauſtellen, der Gemeindeplatz und die Krügel-, Stern- und Pfarrgaſſe.

Die Vorſtadt zählt gegenwärtig 38 Gaſſen und gegen 650 Häuſer, welche von 27,000 Seelen bewohnt werden. Ihr großer Flächenraum von 5.109,300 Geviertſchuhen unterſtand mehreren Grundobrigkeiten, und da der Stadtmagiſtrat dieſes Recht allein anſprach, ſo lag darin eine Quelle von unaufhörlichen Streitigkeiten.

Die Bürger auf der Landſtraße und der Schiffſtraße hatten noch unter Albrecht V. beſondere Freiheiten. Sie hatten einen eigenen Amtmann, der über ſie Recht ſprach, und waren dem Stadtrathe nur in Fällen des Raubes, der Nothzucht und des Todtſchlags verantwortlich. Selbſt dann, wenn ſie Jemanden in der Stadt verwundet hatten, und es ihnen gelungen war, ohne gefangen zu werden, nach Hauſe zu kommen, konnten ſie nur von ihrem Amtmann zur Rede geſtellt werden. Kamen ſchädliche Leute in dieſe Vorſtädte, »ſo mögen ſie ihnen einen Pfennig und einen Wein geben, und ſie gehen heißen« — aber dem nachkommenden ſtädtiſchen Schergen mußten ſie ſelbe nicht überliefern, wohl aber, wenn es verlangt wurde, dem eigenen Amtmann.

Unter Leopold II. erhielt dieſe ſchöne Vorſtadt ein eigenes Theater. Es ſtand dem Gemeindehauſe gegenüber in den zwei vereinten Häuſern, die dagegen Front machen. Der erſte Director war der bekannte Scherzer, über welchen damals hundert luſtige, und mitunter unſaubere Anekdoten circulirten. Ihm folgte Kettner, der Helden und Liebhaber ſpielte. Unter ihm debutirte hier der bekannte Komiker Ziegelhauſer, und der Virtuoſe auf der Violine und Tonſetzer, Franz Pechatſchek war Capellmeiſter; er componirte für dieſe Bühne auch Mehreres im Opern- und Balletfache. Gegen Ende September 1792 übernahm Chriſtoph Ludwig Seipp, Schauſpieldirecter und Schriftſteller von der Directrice Eliſe Kettner das Theater. Er überſiedelte zu Ende April 1793 mit einem Theil ſeiner Geſellſchaft nach Wien. Da er aber bald ſtarb, ſo führte ſeine Witwe die Direction bis Michaelis d. J. fort. Da aber der Vormund ihrer Kinder mit der Theaterkaſſe durchging, ſo gab ſie das Theater auf, und daſſelbe wurde in Wohnhäuſer verwandelt. — Das Theater wurde wenig beſucht, und beſonders ſtiefmütterlich behandelten es die Bewohner der Landſtraße ſelbſt, von welchen es damals hieß, daß ſie ſich um 7 Uhr zu Bette legten.

Landwehre.

Am 9. März 1809 wurde in Wien ein ſchönes Feſt gefeiert. Von Gefahren bedrängt hatte die Reſidenz, wie die ganze Monarchie, alle Kraft und Energie gegen einen mächtigen Feind aufgerufen. Die organiſirte Landwehr zog mit klingendem Spiele durch die Stadt und ſtellte ſich, feſtlich geſchmückt, in den Hauptplätzen auf. In der St. Stephanskirche wurden in Gegenwart Franz des I. die Fahnen geweiht und die Kaiſerin Maria Ludovica ſchlang, als Brautmutter, das glänzend geſtickte Band um dieſelben. Nach dieſer Weihe zogen ſämmtliche Bataillons auf das Glacis und leiſteten den Eid der Treue, worauf der Generaliſſimus, Erzherzog Carl, folgende Worte ſprach: »Edle Freiwillige Wien's! Ich konnte mir das Vergnügen nicht verſagen, an dieſem feſtlichen Tage in Eurer Mitte zu ſein. Die hohe Begeiſterung, mit welcher Ihr Euch heute dem Dienſte unſers geliebten Monarchen und dem Schutze unſers Vaterlandes geweiht habt, iſt ein herzerhebender Zug in der Geſchichte Oeſterreichs. Er knüpft unauflöslich das Band des Zutrauens zwiſchen dem Monarchen und Euch. Wenn dem Vaterlande Gefahr drohe, ſo zähle ich auf Euern Arm. Keiner von Euch will fremden Hohn, fremde Feſſeln tragen. Dieſer feſte Entſchluß erzeugt Helden und

verbürgt den Sieg. Wenn uns die Ehre und das Vaterland rufen, da finde ich Euch wieder, und da findet jeder von Euch auch mich.“

Landwirthschafts-Gesellschaft (K. K.).

Diese Gesellschaft trat 1812 ins Leben und hat seither zur Verbesserung der Landwirthschaft überhaupt, folglich zur vollkommenen Benützung der natürlichen Schätze und Producte des Inlandes und zur Vermehrung seines innern Wohlstandes — Vorzügliches geleistet. Auf Kosten dieses Vereins werden seit 1816 auch die Verhandlungen der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien herausgegeben, von welchen eine Reihe von Bänden erschienen ist, worin die Beobachtungen und Erfahrungen der einzelnen Mitglieder der ökonomischen Welt mitgetheilt werden. Auf Veranstaltung dieses Vereins werden alle 3 Jahre Anfangs Mai im großen Vorhofe des Augartens eine öffentliche Ausstellung von veredeltem Horn- und Schafvieh abgehalten und dabei Prämien vertheilt. Die Gesellschaft besitzt folgende schätzenswerthe Sammlungen:

1. Die Bibliothek mit 4000 Bänden, dem Bedürfniß der Gesellschaft angemessen.
2. Die Sammlung ökonomischer Modelle und Maschinen; die erste größtentheils von Herrn Abbé Aloys Harder; aus beinahe 1100 Stücken bestehend.
3. Eine Sammlung ökonomischer Pflanzen, insbesondere der Arten und Abarten der Cerealien.
4. Ein Forst- und landwirthschaftliches Herbarium.
5. Eine Sammlung inländischer Holzarten.
6. Eine Sammlung von Kern- u. Steinobst.
7. Eine Sammlung von Schafwollmustern der vorzüglichsten Schäfereien der Monarchie.

Wegen Besichtigung der Sammlungen wendet man sich an den Sekretär Hrn. Dr. Michael Stecker, k. k. Professor.

Lange Haus (Das) am Haarmarkte.

Dieses Haus (730) bietet in seinem mit großer Eleganz 1843 bewerkstelligten neuen Aufbau eine bis dahin noch nie gesehene Eigenthümlichkeit dar, nämlich einen mit Glas bedeckten Durchgang in die Köllnerhofgasse, wie man deren in Paris mehrere hat.

Aus einer Vorhalle gelangt man in die erste Abtheilung der Passage, deren Dach aus einem dünnen Eisen-Gerüste besteht, worin Glasscheiben eingefügt sind, welche durch ein Drahtgitter gegen Zersplitterung geschützt werden. Dieser gedeckte Gang mündet in einen kleinen Hof von runder Form, der ebenfalls mit einer Glaskuppel gedeckt ist. Jenseits dieses Hofes läuft ein dem ersten ganz ähnlicher Gang bis unter das entgegengesetzte Thor, welches in die Köllnerhofgasse führt. Zu beiden Seiten dieser Glashalle sind Kaufläden angebracht, die einen lieblichen Bazar bilden, und zwar nach dem Muster des Seizerhof-Bazars.

Die Halle ist im langen Hause nicht sehr breit, und kaum von der Hälfte der Breite des Seizerhofes, auch sind die Gewölbe weder so schön noch so geräumig als jene des Seizerhof-Bazars; dagegen aber sind die Abtheilungen des langen Hauses zahlreicher, indem die Halle länger ist. Diese Länge wird durch die Richtung des Hinterthores in der Köllnerhofgasse durch optische Täuschung beinahe dreimal vergrößert, indem die Perspective, welche man am Anfange der Halle bis in den Heiligenkreuzer-Hof hat, auch noch die zum Heiligenkreuzer-Hofe führende Grashofgasse als Fortsetzung der Halle erscheinen lassen.

In diesem Gebäude sind noch die zwei frei schwebenden Stiegen erwähnenswerth, welche sich durch vier Stockwerke emporheben und sich selbst mit so viel Leichtigkeit tra-

gen, als wären sie eben am Plafond des Hauses wie eine Strickleiter aufgehängt.

In diesem Hause am Haarmarkte befindet sich der bekannte Mirakelkeller, dessen sonderbarer Name von einer Anekdote herrühren soll, die in einem öffentlichen Blatte erzählt wurde, und im Auszuge so lautet:

Eines Tages kam ein armer Mann auf zwei Krücken mit vieler Mühe über die steile Kellertreppe hinabgehinkt, um seinen Kummer in einem Gläschen zu ertränken. Er setzte sich an einen Tisch, nahe bei der Ausgangsthür, und schlürfte den sauren Nektar in vollen Zügen.

Der Kellner würde durch diese großartigen Züge des Fremdlings zu einer ungetheilten Aufmerksamkeit auf dessen fadenscheinige Persönlichkeit bewogen worden seyn, wenn nicht die lahmen Beine und die beiden Krücken des Armen jeden Verdacht einer unbemerkten Entfernung beschwichtigt hätten. Aber was geschieht; — nachdem der Lahme genug des edlen Rebensaftes in sich gesogen hatte, fühlt er plötzlich eine wunderbare Leere in seiner Tasche, ein unwiderstehliches Ziehen in seinen Beinen; auf springt er, wirft seine Krücken von sich, stürzt die steile Treppe hinan, und die Straße hinab. Aber der Kellner, wie eine Löwin, der man ihr Junges geraubt, rennt mit rasendem Gebrülle hinter ihm her:

»Und wenn sie nicht gestorben sind, rennen sie beide noch.«

Die Krücken des Bettlers aber wurden im Keller über dem Platze, auf dem er seine Lahmheit vertrunken, als Votivzeichen aufgehängt, und der allezeit fertige Wiener Volkswitz verlieh von dieser Stunde an diesem Weinhause, zur Erinnerung an die wunderthätige Wirkung seiner Getränke, den Namen des Mirakel-Kellers.

Langekeller.

Dieses Versorgungshaus hat den Namen von einem Keller, worauf dasselbe in den letzten Jahren des 17. Jahrhundertes von dem menschenfreundlichen Abte zu den Schotten, Sebastian Faber († den 27. April 1703) in der Vorstadt Neubau zu der edlen Bestimmung erbauet wurde, den abgelebten Dienern des Stiftes zum Ruhesitze mit einer angemessenen Verpflegung zu dienen. Allein schon 1758 wurde es durch Maria Theresia zu einem allgemeinen Versorgungshause umgestaltet, zu welchem jedoch die abgelebten Diener des erwähnten Stiftes sowohl, als auch die Bewohner der Gründe Ober-, Unter-Neustift, Neubau ꝛc. — da die Gemeindeglieder dieser Gründe in früheren Zeiten ansehnliche Beiträge zu diesem Behufe leisteten — vorzugsweise den Zutritt haben.

In demselben Jahre erhielt auch dieses Versorgungshaus einen, der Pfarr-Jurisdiction im Schottenfelde unterliegenden Beneficianten, welcher die erste Messe am 19. November 1758 in einem Zimmer las. Im J. 1771 wurde die gegenwärtige geräumige Capelle mit der Beneficianten-Wohnung und zwar die erstere auf dem von dem Grafen Leopold von Unverzagt geschenkten Grunde aus dem Versorgungsfonde erbauet, und am 26. September 1772 von dem Weihbischofe Franz Anton von Marrer, zu Ehren des h. Martinus eingeweiht. Der Altar, die Kanzel und die übrige Einrichtung sind das Geschenk der Magdalena Schillinger, einer Drahtzieherwitwe auf dem Spitlberge, die auch den Gottesdienst an Sonntagen Nachmittags mit einem Capital von 1000 fl. im Jahre 1775 stiftete; die Orgel ist ein Geschenk des Joseph Steinbeck, Eisenhändlers zu Mariahilf.

Lanzendorf.

Zwei Stunden von Wien, zwischen Laa und Himberg liegt die Pfarre Lanzendorf, zu der Maria Lanzendorf, Ober- und Unter-Lanzendorf gehören. In Ober-Lanzendorf ist das herrschaftliche Schloß. Diese

Orte liegen in einer Fläche, deren korureiche Felder durch den Schwechatfluß und den Neuſtädter-Canal mit regem Leben erfüllt werden.

Daß Lanzendorf von ausgegrabenen Lanzen den Namen erhalten habe, iſt wahrſcheinlich, denn daß die Römer einſt in dieſer Gegend waren, beweiſet die Nähe von Vindobona und wird durch aufgefundene Denkmale beſtätiget.

Im XII. Jahrhunderte erſcheint ein adeliges Geſchlecht, das ſich „von Lanzendorf“ nannte; Bernard v. Lanzendorf unterfertigte den Stiftungsbrief des Kloſters zu den Schotten 1157.

Im Beſitze dieſer Herrſchaft waren verſchiedene Herren. Im XVIII. Jahrhunderte kam ſie an die Grafen von Königsegg-Aulendorf.

Lanzendorf hatte 1395 ſchon eine Pfarrkirche; die Pfarre ging jedoch zur Reformationszeit ein, und die wenigen katholiſchen Einwohner beſuchten die alte kleine Capelle auf der Heide, von welcher eine Fülle von Sagen beſteht, die ſie zum älteſten Gotteshauſe Öſterreichs machen. Dieſe Sagen ſuchte man durch den Pinſel zu verewigen; ihr Inhalt iſt an den Außenwänden der Capelle gemalen zu erblicken.

Das erſte Gemälde ſtellt den Lucas vor, wie er um das Jahr 70 den Markomanen das Evangelium verkündet.

Auf dem zweyten zeigt ſich Marcus Aurelius Antoninus, wie er den Markomanen und den Quaden ein Treffen liefert. Aus der Gefahr vor Hitze verſchmachten zu müſſen, rettet ihn das Gebet der Chriſten in ſeinem Heere, auf deren Fürbitte Gott den Mitern erquickenden Regen ſendet, die Feinde aber durch Blitz und Donner in die Flucht treibt.

Auf dem dritten baute Prinz Arthur aus Britannien 508 für ſeine Krieger, dem heiligen Lucas gewidmet, eine Capelle, weil er hier einen Stein gefunden, auf dem geſchrieben war, daß dieſer Heilige hier gepredigt hat.

Auf dem vierten erblickt man Erntrud, eine Fürſtin aus dem Stamme fränkiſcher Könige, wie ſie 539 in dieſer Capelle die Mädchen vor einem Marienbilde den engliſchen Gruß, mit dem auf der Kirchenverſammlung zu Epheſus beſchloſſenen Beiſatze: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns,“ beten lehrt.

Auf dem fünften ſchlägt Karl der Große die Hunnen, läßt die von ihnen zerſtörte Capelle neuerdings erbauen und ſetzet 791 das Bild der Mutter Gottes in dieſelbe.

Auf dem ſechſten ſchenkt 1191 Herzog Leopold der Tugendhafte ſein blutiges Kleid, ſein Schwert und ſeine Lanze der ſchmerzhaften Mutter des Herrn zum Danke, daß er glücklich aus Paläſtina zurückgekehrt iſt.

Das letzte ſtellt uns Lucas Kilian Rauſcher, der obgenannten Herzog nach Paläſtina begleitet hatte. Er ſtiftete 1193 eine Geſellſchaft, die jährlich von ihm angeführet, zur Capelle wallfahrete.

Nach einer dort befindlichen Inſchrift hat 1145 Leopold Kuenring, Herr von Liechtenſtein, die Geſchichten, die auf den fünf erſten Gemälden vorgeſtellt ſind, in Erz eingegraben aus dem Schutte hervorgezogen, als er die verwüſtete Capelle neu erbaute; kritiſch betrachtet, verſchwinden jedoch alle dieſe Sagen, denn im angezeigten Jahre lebte kein Leopold Kuenring von Liechtenſtein, und die ganze Erzählung dieſer Dinge gründet ſich auf Sagen viel ſpäterer Jahrhunderte.

Einige Nachrichten ſetzen die Gründung der Capelle in das IX. Jahrhundert; ihr Ruf ſoll ſo verbreitet geweſen ſein, daß im X. Jahrhunderte aus entfernten Gegenden ſchon des Troſtes Bedürftige mancherlei Art dahin wallten.

Gewiß iſt, daß die Capelle der ſchmerzhaften Mutter zu Lanzendorf alt iſt, und

daß der Ruf dieses Gnadenortes weit verbreitet war, besonders da bei der großen Sterblichkeit 1679 viele dem Tode entgingen, die die Mutter des Heilandes um Schutz anflehten. Vier Jahre darauf bei der Belagerung Wien's durch die Türken fielen diese Horden über die verlassene Capelle her, und verbrannten das Gnadenbild.

Unter den Flüchtlingen hatte sich nebst andern Bürgern von Mödling der Marktrichter daselbst, Wolfgang Fiechtl befunden. Da er unversehrt zurück kam, und das in Kupfer gestochene Bildniß an dem alten Orte antraf, wurde das Verlangen, der Verehrung Mariens zu befördern, rege in ihm. Eine Gelegenheit bot sich ihm bald dar. Ein Bruder des dritten Ordens des heiligen Franciscus hatte seine Wohnung bei der Capelle aufgeschlagen; bald kamen ganze Processionen von Gumpoldskirchen, Brunn, den Schotten in Wien, selbst aus Ungarn, und verehrten die seligste Jungfrau vor einem aus Holz geschnitzten Bilde, das der Bildhauer von Gumpoldskirchen, Fiechtl, statt dem durch die Türken weggekommenen, in der Capelle aufgestellt hatte. Die Zahl der Ankommenden vermehrte sich so, daß die Geistlichkeit von Lac nicht mehr im Stande war, allen die h. Sakramente zu reichen.

Nun wendete sich der Marktrichter Fiechtl an Eleonora, Gemalin Leopold des I., es möchte ihm erlaubt werden, eine Wohnung zu Lanzendorf zu bauen, um mehrere Priester dort aufnehmen zu können.

Der Grundherr von Lanzendorf, Daniel Christian v. Pannz, trug sich an, einen Grund herzugeben, um das nöthige Gebäude aufzuführen.

Diesen Anträgen willfahrte Leopold I. und Ernest Graf v. Trautson, Bischof zu Wien, und den 21. November 1696 wurde den Franciscanern der Kirche für 12 Priester übergeben.

Den 28. April legte der Provinzial Franz Laccia den Grundstein des Klosters, dessen Bau der Laienbruder, Felix Möring, übernommen hatte. Zur neuen Kirche legte der Kaiser selbst den 15. September 1699 im Beisein seiner Gemalin und der Erzherzoge Joseph und Carl den ersten Stein; sie wurde so gebaut, daß die alte Capelle in dieselbe zu stehen kam. Der Chor ruhet über dem Eingange auf zwei Säulen von Marmor, und ist mit einer Uhr versehen, der Boden der Kirche durch den Grafen Philipp v. Lanzendorf mit Marmor belegt. Anfangs befanden sich in ihr, nebst dem Altare der seligsten Jungfrau noch 6 andere Altäre. 1701 ließ Fürst Paul Esterhazy die alte Capelle renoviren, einen neuen Altar errichten, und das Frontispicium mit Marmor überziehen. Graf Anton von Harrach, Bischof von Wien, weihte endlich den 24. April 1703 die Kirche zu Ehre der schmerzhaften Mutter, des heiligen Franciscus Seraphicus, und des heiligen Königs Emerich ein.

Die Schönheit des Hauses zog immer mehr Menschen nach Lanzendorf, so, daß die Kirche 1727 erweitert werden mußte. Diese Erweiterung unternahm man hinter der Marianischen Capelle, so, daß diese in der Mitte der Kirche zu stehen kam, wodurch 3 neue Altäre entstanden; der Hauptaltar stellt den Heiland auf dem Ölberge dar; der zweite hat den heiligen Franciscus mit den Wundmahlen, der dritte den heiligen Anton den Wunderthäter, als Altarblatt; alle diese, so wie die Deckengemälde, sind von Rottmayer. Der Cardinal, Graf von Kollonitsch, weihte die Altäre 1731. Früher, 1729, wurde eine Gruft unter der Kirche von Carl Stummer, Bürgermeister zu Hamberg, errichtet, in welche zuerst die Gebeine der Fürstin Esterhazy, geborne Tökely, gelegt wurden. Auch ließ die Herzogin von Savoyen, geborne Fürstin von Liechtenstein, Maria Theresia, in der Capelle einen ganz neuen Altar verfertigen, den 1738 der Erzbischof von Wien, Graf v. Kollonitsch, einweihte. Merkwürdig sind

noch in der Kirche vier türkiſche Fahnen, welche Prinz Eugen 1715 den Feinden abgenommen, und Kaiſer Carl VI. nach Lanzendorf ſchenkte.

Über der Sacriſtei befinden ſich die Schatzkammer, die auch an heiligen Gefäßen und Heiligthümern ſehenswürdig war. Neben der Kirche befindet ſich ein Calvarienberg, 1690 angelegt, deſſen Bau der oben genannte Kloſterbruder Felix Müring leitete. In den verſchiedenen Capellen befinden ſich drei Altäre, welche den 12. April 1726 von Nicolaus Stanislavich, Biſchof von Micopelis, geweiht wurden. Später wurden noch die Marter-Stationen, die heilige Stiege und das heilige Grab, voll von Reliquien, beigefüget. Da er vieles durch die Zeit gelitten hatte, ſo iſt er 1820 wieder hergeſtellt worden. Das Innere des Kloſters iſt geräumig, hat eine Bibliothek, und einen ſchönen Garten.

Das Jahr 1713 brachte große Trauer in dieſe Kloſtergemeinde. Im Anfange des Auguſt zeigten ſich zu Lanzendorf Spuren der Peſt, die drei Prieſter und zwei Laienbrüder wegraffte. Die Regierung ſah ſich dadurch veranlaßt, Kirche und Kloſter vom 22. Oktober bis 24. December zu ſperren.

Die Seelſorge hat ſeit 1783 ein Pfarrer über.

Laroche (Johann), genannt Kaſperl.

Es iſt dieſes Komikers ſchon als Kaſperle erwähnt worden; wir beſchränken uns hier daher, aus einem Aufſatze Caſtelli's über denſelben folgende Notiz mitzutheilen.

„Laroche war ein gedrungener Mann, mittlerer Statur, mit lebhaften Augen und ſtark markirten Zügen. Alle ſeine Bewegungen waren eckig und wurden eben dadurch lächerlich, ſein Dialekt war der gemeine Wiener-Dialekt, nur ſprach er ihn mehr breit als rund und hing oft an einzelne Worte, beſonders an das Wort „Er“ ein a an, worüber man nicht wenig lachte. So z. B. wenn ihm ſein Herr befahl — Kaſperl, geh jetzt in jenes Haus und trage dieſen Brief hinein, und er ſich ein paar Male gegen dieſen Befehl geweigert hatte, der Herr dann den Degen zog und ihm mit Erſtechen drohte, ſo antwortete er endlich: „Laßt's ſtecken, Era geht ſchon!“ und hierauf ging er mit langen Schritten, die beiden Arme vor ſich ausbreitend, in das Haus. Laroche war der unmittelbare Nachfolger des Hanswurſtes (den ich ſelbſt nicht mehr geſehen habe und ihn daher auch nicht charakteriſiren kann) und hatte auch noch viel von deſſen Laxzi in Geberden und körperlichen Stellungen angenommen. Seine Rollen waren faſt meiſtens dumme Bediente oder Schildknapben in Zauberſtücken. In den letztern hieß er Käſperle. Er ſang auch Couplets, aber ganz entſetzlich. Um einige Beiſpiele ſeiner Komik aufzuſtellen, erwähne ich Folgendes: In einem Stücke kniet Kaſperls Herr vor ſeiner Geliebten und macht ihr ſeine Liebeserklärung, da öffnet Kaſperl die Thüre, ſteckt den Kopf herein, ſchreit ſchnell: „Steh auf, Verleitudem, die Hoſen gehört nicht dein!“ und iſt wieder verſchwunden. — In einem andern ſpielt Kaſperl einen verſtellten Stummen, als man ihn aber fragt: Wie lange er ſchon ſtumm ſei, antwortet er ſich vergeſſend: „vier Jahre“, da er aber dann dies Verſehen wieder gut machen will, ſo antwortet er im ganzen Stücke auf alle an ihn geſtellten Fragen, nur immer dieſelben Worte: „Vier Jahre!“

Kaſperl wird von den Türken gefangen. Er ſpricht mit ihnen, ſie verſtehen ihn aber nicht. Nun möchte er gern hinausgehen und deutet ihnen auf die Thür und ſagt dabei immer: „Auſſi! auſſi! auſſi!“ Die Türken verſtehen ihn noch immer nicht, da wird er zornig und ſchreit: „Wart's ös türkiſchen Waſchein, ös wert's mi glei verſteh'n, ich wer nur mein türkiſche Sprach loslaſſen, alſo hörts: Anari Manari Kanari,

auf!, auf!« und nun laufen die Türken hin und öffnen ihm die Thür.

Außer der Bühne soll Laroche ein ernster, ja griesgrämiger Mann gewesen sein, wie viele Komiker. Er extemporirte viel, aber meistens nur Spaßiges, niemals Witziges, und der Beifall galt mehr dem Gesichtschneider, den Lazzis und der geschickten Unbeholfenheit, womit er sich zu benehmen wußte. Ich möchte Laroche die personificirte populäre Komik nennen, und eben weil er dieses war, hat auch seit ihm kein Komiker mehr so ganz die Populace für sich zu gewinnen gewußt.«

Laroche starb 1807 und seine Gattin, Regina Laroche, die den 15. Oktober 1813 starb, überlebte ihn 36 Jahre.

Laternengang.

Dieser unterirdische Gang allein ist es, der die Verbindung zwischen den Gewächshäusern des Hofgartens und der Burg unterhält; er läuft vom rechten Eckflaken der herrlichen Pflanzenhallen, unter dem an dieser Stelle ungemein breiten Stadtwalle, von woher er mittelst dreier großen Laternen, von welchen er den Namen erhielt, Licht und Luft empfängt, — bis im Augustinergange fort, wo sich sein Eingang neben der Stiege zur Terrasse befindet.

Der Laternengang ist hoch, geräumig, ungemein hell und wird zur Winterszeit geheizt. Seine Anlage ist sinnreich erdacht und sie war in der That das einzige Mittel zur Erreichung des doppelten Zweckes, die freie Passage des Stadtwalls, dieser Lieblings-Promenade des Wiener-Publikums und einer wahren eigenthümlichen Zierde der Hauptstadt, nicht zu unterbrechen und den Hof gleichwohl in die Lage zu setzen, die Gewächshäuser des Hofgartens zu jeder Tagesstunde und in allen Jahreszeiten besuchen zu können, ohne sich den Blicken des Volkes und den Unbilden der Witterung Preis geben zu müssen.

Die Art, wie dieß bewerkstelligt wurde, ist um so lobenswerther, als die auf dem Walle zu Tage tretenden drei Laternen nichts Auffallendes an sich haben, weil sie weder die Wandelbahn verstellen noch auf eine einigermaßen erhebliche Weise den Blick der Vorübergehenden auf sich ziehen.

Übrigens ist der Laternengang breit genug, um allenfalls bei vorkommenden außerordentlichen Festlichkeiten an seinen zwei Seiten mit Blumengestellen dekorirt zu werden.

Laufer (Herrschaftliche) und deren Preislaufen im Prater.

Außer dem schönen Augarten ist es am 1. Mai vorzüglich der Prater, wo in den ersten Morgenstunden die Lustwandelnden zu Tausenden sich einfinden. Aber nicht der Reiz des Maitages ist es, was so viele Tausende im Lustwalde vereinigt. Um die sechste Stunde geht nämlich dort das gewöhnliche, althergebrachte Preis- oder Wettlaufen der herrschaftlichen Läufer vor sich.

Die von ihnen zu durchlaufende Bahn beginnt im Anfange der Hauptallee, und geht durch die mittlere Abtheilung derselben bis zum sogenannten Rondeau, von dort über den schönen pittoresken Seitenweg bis zum Lusthause, wo die Wettlaufenden an der hintern Seite ein Zeichen erhalten, das sie bei ihrer Zurückkunft, die auf demselben Wege geschieht, abgeben müssen.

Wenn man die bedeutende Länge dieser Strecke erwägt, so sieht man, daß die Aufgabe nicht leicht ist.

Nach dem Preislaufen wird der Tag in Lust und Jubel zugebracht.

Noch vor einem halben Säkulum waren die Läufer viel zahlreicher als heute, denn nicht nur der größte Theil des hohen Adels, sondern auch der Allerhöchste Hof hatte deren im Dienste. Noch zur Zeit Maria Theresiens befanden bei Hofe 14 Läufer, und es ist merkwürdig, daß größtentheils Italie-

ner dazu genommen wurden. In der neueren Zeit haben sich die Franzosen den Ruf der Schnellfüßigkeit erworben; damals muß solches von den Italienern gegolten haben.

Heute hält nur ein Theil des hohen Adels sich Läufer, und auch diese sieht man nur selten noch als wirkliche Vorläufer vor den Equipagen, sondern sie sind größtentheils nur die Galopins ihrer Herrschaften.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Mode der Läufer in ihrer meistens eben so glänzenden als auffallenden Bekleidung einen imposanten Anblick darbot, und das Eigenthümliche hatte, stets nur ein Attribut der ersten Classe der Gesellschaft zu bleiben, denn nie hat es die Nachahmungssucht der untern Stände versucht, Läufer halten zu wollen.

Die Mode der Läufer war übrigens keineswegs die Sache des Luxus allein, sie entsprach vielmehr einem Bedürfnisse. Zur Zeit als noch keine Straßenbeleuchtung die Städte erhellte, waren Windlichter, welche den fahrenden hohen Personen vorgetragen wurden, eine unentbehrliche Sache.

Laxenburg.

In der Pichler'schen Verlagshandlung ist 1846 eine genügende Beschreibung des Marktes, des kais. Lustschlosses und des Parkes Laxenburg erschienen, aus welcher hier die Hauptmomente, vorzüglich in artistischer Hinsicht angeführt werden.

In der Pfarrkirche ist der schöne Hochaltar von Joh. Zobel, links das Altarblatt von Ludw. Kohl und rechts von Ant. van Dyk und Seghers sehenswerth.

Im Neuschlosse sieht man in das Bibliothekzimmer J. M. der Kaiserin, 6 herrliche Gemälde von Ant. Canalette, so wie die Statue Meleagers aus carrarischem Marmor von J. Fr. Wilh. Beyer.

Im Parke liegt am östlichen Ende die neue Marianen-Insel mit dem von den Leiger Feldern bei Salzburg ausgehobenen schönen römischen Mosaikboden „Theseus und Ariadne," und die ungemein merkwürdige Franzensburg.

Dieses neuantike Ritterschloß ist mit Tausenden von Kunstwerken des Mittelalters, mit uralten prächtigen Malereien im Prunksaale, und mit Glasgemälden von Gottlieb Mohn ausgestattet. In dem neuen Zubau befindet sich der Waffensaal, der ungarische Krönungs- und Habsburgersaal mit Marmorstatuen der kais. Verfahren, und der Lothringersaal mit Friedrich Amerling's Porträt weil. Kaiser Franz des I.

Diese Burg steht in einem großen Teiche von 72.000 □ Klftr. und der umliegende Rittergau enthält eine mehr als 600 Jahre alte Ritterfäule, einen Turnierplatz, die gothische Meierei mit schönen alten Möbeln und die Rittergruft mit alten Gemälden und einem Glasgemälde.

Im Parke liegen zerstreut der Diana-Tempel mit einem Kuppelgemälde von Vincenz Fischer, das Lusthaus im Eichenhain oder das vormalige Haus der Laune, der Tempel der Eintracht von Muratti, die Löwenbrücke mit 2 Thierfiguren von Beyer, der kleine Prater mit seinen Sehenswürdigkeiten, der Kaisergarten oder Privatgarten des Kaisers mit exotischen Gewächsen und einer Rosenanlage von 400 Arten, die Baumschule, das Monument weil. Franz des I., der Fischteich und der Canal mit den Wasserfällen.

Der Eintritt in den herrlichen, 700 Joch fassenden Garten, nach englischer Art großartigst angelegt, ist täglich gestattet und die Ritterburg wird mit allen ihren Einzelnheiten den Besuchenden vom dort aufgestellten, die Stelle des Castellans versehenden Aufseher gezeigt.

Laxenhof (Der).

Im Hintergrunde des sogenannten Gäßchens hob noch 1844 ein merkwürdiger Haus-

thurm, der den Eingang des eigentlichen Lazenhofes und seine ganze Gassenfronte bildete, seine sechs Steckwerke empor. Dieser seitdem abgebrochene Thurm war nicht nur der älteste Theil des Lazenhofes, sondern auch eines der ältesten Baudenkmale der Stadt.

Er formirte ursprünglich einen selbstständigen Theil des Lazenhofes und hatte eine eigene Treppe, die durch alle seine Geschoße führte. Später waren die vier unteren Stöcke mit dem angebauten Hausflügel verbunden und die zwei obern mußten vom Boden betreten werden. Seine Gemächer waren noch im fünften Steckwerke mit Wölbungen versehen, woraus sich auf seine Festigkeit schließen läßt. Das Haus nimmt einen Flächenraum von 600 Geviertklafter ein, hat fünf Stiegen und erstreckt sich bis zum Rothgäßchen, in welches eine Treppe hinabführt.

Der Lazenhof hat einen großen und einen kleineren Hofraum, von welchen besonders der erste sehenswerth ist. Links beim Eintritt steht der älteste Theil des Gebäudes. In seinem Trakte befindet sich die einstige Hauskapelle, deren Eingangsthür in ein Fenster, welches heute mit Nr. 23. bezeichnet ist, umgestaltet wurde. Das Innere dieses kleinen Bethauses ist noch ganz erhalten und seine gothischen Formen sprechen dem Geschichtskundigen mit bekannten Tönen an, so daß man noch die leisen Akkorde der frommen Gesänge zu vernehmen glaubt, welche die 1700 eingeführten und 1783 von Joseph II. aufgehobenen Philippi-Nerianer-Mönche, (S. d.) die einstigen Bewohner dieser Hallen, hier erschallen ließen.

An diesem Trakte ist zwischen der Fensterreihe des dritten Steckes eine eingemauerte Eisenkugel zu sehen, welche in der Nacht des 11. Mai 1809 von der hinter den kais. Stallungen am Spitelberge angebrachten französischen Batterie hieher geschossen wurde. Es war die zehnte Kugel, die in jener Nacht in die Stadt geworfen wurde und die Bewohner des Lazenhofes dermaßen in Schrecken setzte, daß sie sich insgesammt in den ungemein großen und bombenfesten Keller retteten, der in diesem Hofe seinen geräumigen Schlund öffnet.

Nach der Tradition führt dieser unterirdische Theil des Hauses den Namen des schwarzen Saales, weil er im ersten Viertel dieses Jahrhunderts der verborgene Tummelplatz lichtscheuer, von Übermuth und Unmäßigkeit erzeugter Auftritte war, denen dadurch ein Ende gemacht wurde, daß eines Tages die gesammte Gesellschaft beiderlei Geschlechtes in sichere Gewahrsam gebracht wurde.

Der Mittelflügel des Hauses, in dessen dritten Steckwerke sich seit dem Verschwinden des alten Passauerhofes nächst der Kirche Maria-Stiegen das israelitische Bethaus der polnischen Nation befindet, ist der jüngste Theil des Lazenhofes, obgleich er ein Alter von drei Jahrhunderten zählet. Bei einem Umbaue, im Jahre 1843 kam ein mit der Jahreszahl 1544 bezeichneter viereckiger, vollkommen gut erhaltener Ziegelstein zum Vorschein, der einer abgetragenen Wölbung zum Schlußstein diente.

Dieser Mitteltrakt enthält ein merkwürdiges Denkmal, welches unter den Fenstern des ersten Steckes in die Wand eingemauert ist, und uns den berühmten Mann in das Gedächtniß zurückruft, von welchem der Lazenhof den Namen erhalten hat.

Wolfgang Laz (auch Laß und latinisirt Lazius) war einer der berühmtesten Männer seiner Zeit; Bürger der Stadt Wien und ihr erster Geschichtschreiber. Bei Ferdinand I. stand er in hohem Ansehen, er war sein Leibarzt, Historiograph, Director des kaiserlichen Münzkabinets, des Archivs, der Hofbibliothek u. s. w. Unstreitig war Laz einer der ersten Vielwisser aller Zeiten; er

erblickte in diesem Hause am 31. October 1514 das Licht der Welt, und starb eben daselbst den 29. Juli 1565. Unter der Regierung des genannten Kaisers wurde die Stadt Wien beinahe ganz umgestaltet. Die mächtigsten dieser Bauten fallen zwischen 1542 und 1547. Dabei bewies Hermes Schallautzer (Oheim des Doktors Laz), der damals Oberbaumeister war, den wärmsten Thateifer. Auch wurden bei diesen Bauten die merkwürdigsten römischen Alterthümer ausgegraben, deren schönste Stücke dem Schallautzer zu Theil wurden, der sie im Lazenhofe aufstellte, und diesem dadurch die Weihe eines merkwürdigen Museums verlieh.

Man sah hier aus tiefer Erde ausgegraben römische Waffen, Münzen, Särge und Römersteine, von Tiberius als Gelübde in der furchtbaren Empörung Pannoniens, von Markus Aurelius aus der großen markomanischen Gefahr, von Cajus Marcianus, Dekurio des Municipiums Vindobona und Hauptmann der fabianischen Coherte, von verschiedenen Anführern der hier stationirten Landmacht und der Donauschiffe, und unzählige Legionsziegeln der einstigen Castra stativa murata. — Es übersteigt in der That jeden heutigen Begriff von Bildung, wenn man erfährt, daß bei dem späteren Ueberbaue des Lazenhofes diese wichtigen Denkmäler insgesammt verschwunden sind, und wie gewöhnliche Bausteine verwendet wurden, und daß man sie nicht einmal kennen würde, hätte sie nicht Laz, Appian, Gruter u. A. in ihren Werken beschrieben. Es ist nicht zu bezweifeln, daß beinahe alle diese Denkmäler noch heute in der Grundfeste und im Mauerwerke des Lazenhofes verhanden sind.

Der dem Mitteltrakte eingemauerte, im barbarischen Latein des Mittelalters abgefaßte Gedächtnißstein von rothem Marmor, lautet, so viel die altersschwarze Schrift entnehmen läßt, folgendermaßen:

HANC. DOMVS. QVA. VIDES. HOSPES MAGNIFICAM. STRVCTVRA. TAMETSI. PATERNA. POST. TAMEN. CONTENCIONES. MAGNO. VIX. LABORE. RECEPTA. HIS. NOVIS. AEDIFICIIS. AC. PERAMENO. HORTO. NOBILIS. E. EXCELL. ERUDI. VIR. VOLFGAN. LAZIVS. VIENN. MEDICVS. INVICTISS. ROM. CAESARIS. PANNO. E. BOH. REGIS. FERDIN. A. CONSILIIS. ET. HISTORIIS. EST. SIBI. ET. GNATAE. POSTERITATI. INLVSTRAVIT. EMPTAFEIN. AN. C. H. M.D.XLVIII.

Wir ersehen daraus, daß Laz nur nach vielen Streitigkeiten zum Besitz seines väterlichen Hauses gekommen ist, welches er mit ansehnlichen neuen Zubauten und einem lieblichen Garten verschönerte. Dieser Garten hat sich hinter diesem Flügel befunden, und der zum Theil den Raum des heutigen kleinen Hofes einnahm.

Man muß es mit Dank anerkennen, daß das Andenken eines so verdienstvollen Mannes wie Laz durch einen Zeitraum von drei Jahrhunderten, dadurch lebendig erhalten wurde, daß man den Ort, wo seine Wiege stand, nach ihm benannte. Der Versuch des Reichsritters von Grandin, der vor zwanzig Jahren eine kurze Zeit hindurch der Besitzer des Lazenhofes war, denselben nach seinem Namen den Grandinhof zu nennen, welches man in einer pomphaften Aufschrift am Eingange lesen konnte, blieb erfolglos; die Bewohner Wiens ließen sich ihren Lazenhof nicht nehmen, und Beifall begrüßte den Großhändler Bärenklau, der den Lazenhof wieder Lazenhof sein ließ, als er in dessen Besitz gekommen war.

Der gegenwärtige Eigenthümer, Herr Joseph Heckmann, hat das Haus von Grund aus restaurirt. Bis zu seiner Zeit war der Zugang und der große Hof des Lazenhauses der Sammelplatz der ärmsten israelitischen Volksklasse, welche daselbst handelte und schacherte, wodurch dieser Stadttheil das Aussehen eines ambulanten Trödelmarktes und den Spitznamen der

Fetzen-Börse erhielt. Die erste Maßregel Herrn Heckmanns war es, diesen merkantilischen Stall des Merkurs zu säubern. Auch ließ er unter einem Theile seines Hauses einen Tunnel ziehen, um das unter dem Namen des schwarzen Saales bekannte große Kellergewölbe mit den ebenerdigen Ubikationen im Rothgäßchen in Verbindung zu bringen, wodurch für den Inhaber des Gasthauses zum Lazenhofe ein schönes Lokale gewonnen wurde.

Leimgrube.

Diese aus 17 Gässen und 196 Häusern bestehende und von 9000 Seelen bewohnte Vorstadt hieß vormals auch die Laimgestätten. Diese ganze Gegend wird noch 1551 Öde genannt, und 1563 unter Ferdinand I. wies man den Kräutlern hier einen Marktplatz an.

Das älteste Gebäude dieser Vorstadt war das Spital zu St. Merten (Martin), gestiftet von Otto dem Fröhlichen um 1330. Zehn Jahre später vergrößerte es sein Bruder, Albrecht der Lahme und seine Gemalin, Johanna v. Pfort. Bei dem Spitale befand sich die St. Mertenscapelle mit 4 Priestern. Als Friedrich III. 1465 den Georgs-Orden erneuerte, erhielt diese Stiftung zu ihren Dotationsgütern auch dieses Spital, welches 1529 von den Türken zerstört und nicht mehr errichtet wurde.

In St. Mertens Nähe erhob sich bald nach seiner Gründung 1349 durch Albrecht den Lahmen eine zweite Capelle zu St. Theobald (Tybolt), die an der Stelle des heutigen Kornmagazins stand, und oben auf der Leimgrube wurde dabei gegen 1354 ein kleines Kloster für 12 dürftige adelige Witwen und Jungfrauen errichtet, die nach der strengen Regel des heil. Franziskus lebten. Der Pfarrhof zu St. Theobald stand an der Stelle des goldenen Metzens (S. das.).

In der Folge erhielten auch die Minoriten in der Stadt, als Beichtiger dieser Frauen, daselbst ein Hospiz. So blieb es bis 1451, wo Friedrich III. dem berühmten Johann Capistran ein Kloster für 200 Mönche nach der Regel der hh. Franz und Bernhard errichtete, die Bernhardiner und Barfüßer genannt wurden. Hierauf zogen sich die Minoriten in die Stadt zurück und die Frauen begaben sich in Privathäuser, wo sich ihre Spur verliert.

In dem neuen Kloster ging es am 26. Juli 1462 sehr stürmisch zu. Ein aufrührerischer Haufen der Stände und des Stadtrathes nahm darin den Bürgermeister Sebastian Ziegelhauser und 28 Rathsherrn, die dem Kaiser Friedrich III. ergeben waren, gefangen.

Die Anhöhe überließ das Vizedom-Amt 1562 dem Hans Frankhelin, um Windmühlen darauf zu erbauen, wovon sich der Name des Grundes St. Theobald in Windmühl veränderte. Dieser Mann fand es aber für besser, statt Windmühlen, Zinshäuser zu bauen, weßhalb er den Grund verlor. Wo jetzt die Rothgasse steht, waren damals Wein- und Safrangärten. Im J. 1582 erhob sich dort der Garten und Maierhof des Königsklosters (das heutige Klosterhaus), welches die Tochter Max des I., Elisabeth, bei der Burg gestiftet hatte.

Der Grund gegen die Wien hieß der Saugraben. Max I. hatte dort seinen Ziegelofen, einen Stall und einen Weingarten, das Kloster Mauerbach und das alte Handelshaus Smitmer, große Gärten, und die Herrn von Selb, reiche Hausherrn in der Stadt, viele Gebäude, die alle an die Stadt kamen.

Die vorzüglichsten Gebäude dieser Vorstadt sind: die Pfarrkirche zu St. Joseph, das Zwangsarbeitshaus, die Ingenieur-Akademie und die neuen Casernen der Trabantengarde und der Burgwache.

Leinwandhaus (auch Leinwatbaus), ſo hieß vormals das v. Gluderer'ſche Haus (544) am Hohenmarkte neben der Schranne mit dem Durchgang in die Landskrongaſſe. — Es erhielt dieſen Namen von dem darin getriebenen Handel mit Leinwand und Linnenwaaren; wie überhaupt im Mittelalter die Kaufleute ſich an einem Orte zuſammenzogen, woher auch das Kürſchnerhaus, das Riemhaus, der Fleiſchhof, der Fiſchhof u. a. benannt wurden.

Dieſes Leinwandhaus war ein altes Eigenthum des Bürgerſpitals vor dem Kärntnerthore. Im 16. Jahrh. befand ſich darin das Schuldner-Gefängniß, ſcherzhaft die Löwengrube (Lebengrube) genannt, von ſeiner Geſtalt. Das Arreſtzimmer war ein mit dem ebenerdigen Gemache durch Wegräumung des Fußbodens vereinigtes unterirdiſches Gewölbe, über welchem eine Gallerie, in der Höhe des ehemaligen ebenerdigen Fußbodens rings an den Wänden herumlief. Der Name Löwengrube verlor ſich, als 1636 das Schuldner-Gefängniß in den Stadtgraben verlegt wurde.

Von dieſem Hauſe hieß auch das Nebengäßchen ſchon 1382 das Linnengäßchen, welches nach Geuſau 1732, nachdem es 120 Jahre geſperrt geweſen war, wieder geöffnet wurde.

Lerenbecheramt, oder das Waſſerrecht hatte auf dem Donaucanal lang zum herzoglichen Eigen in Erdberg gehört; es kam unter dem jungen König Ladislaus an die Herrn von Eitzinger und wurde von dieſem 1503 an die Stadt Wien übertragen, welche es 3 Jahre ſpäter unter dem landesfürſtlichen Lehensbande dem Bürger Wolf Werkersdorfer für 1600 Pfd. Wien. Pfennige verkaufte. Noch unter Leopold I. 1701 war das Lerenbecheramt für ſich beſtehend. Das Wort Lerenbecher ſtammt von Becher, wie die ſtromabwärts kommenden Schiffe vormals genannt wurden, der, welche hier veräußert wurden.

Leopold I.

Dieſer Fürſt (geboren 9. Juni 1640, geſtorben 5. Mai 1705) wurde vom Volke gewöhnlich mit dem Beiſatze „mit der Lippe“ bezeichnet und hat von allen Habsburgiſchen Regenten die längſte Regierung geführt; er ſaß beinahe ein halbes Jahrhundert auf dem Throne und überlebte 16 Könige: 2 in Spanien, 2 in Portugall, 3 in England, 3 in Polen, 3 in Schweden, 3 in Dänemark und 4 Großherrn in der Türkei. Er trug die ungariſche Krone 50, die böhmiſche 49 und die kaiſerliche 47 Jahre.

Man erzählte ſich in Wien viele Vorzeichen, die ſich vor, bei und nach dem Hintritte dieſes merkwürdigen Fürſten zugetragen haben. Vor demſelben verſpürte man zu Wiener-Neuſtadt ein Erdbeben und der Königsadler in Schönbrunn legte ein Ei. — Bei dem herannahenden Lebensende des Kaiſers lag ein großer Adler, der in der Burg gehalten wurde, eine ganze Stunde lang, von 3 — 4 Uhr Nachmittags, in welcher Leopold ſtarb, ganz unbeweglich und mit ausgeſtreckten Flügeln, als wenn er todt wäre. Dagegen erhob ein Canarienvogel im kaiſ. Schlafzimmer ein großes, bisher von ihm noch nicht gehörtes Geſchrei. Im Augenblicke des Hinſcheidens des Kaiſers aber verſtummte er und gab durch mehrere Tage keinen Laut von ſich. Nach dem Tode Leopolds flog ein Adler von der Burg bis zum Peterthor und ein zweiter vom Burgtheil, den Leopold bewohnte, zu jenem ſeines Nachfolgers, Joſeph des I. und dieſer war ſelbſt durch Schläge nicht zu verjagen.

In dem Schlafzimmer des Kaiſers zu Ebersdorf ſtand an der Wand geſchrieben: „1705, Amen!“ Der Oberſtkämmerer, Graf von Mansfeld, verſicherte, daß alle Uhren

im kaiſ. Gemache, die ſeit der Krankheit des Monarchen nicht aufgezogen worden waren, auf ½ auf 4 Uhr ſtanden, welches genau die Zeit des Hinſcheidens war.

Es wurde auch bemerkt, daß die Zahl 5 im Lebenslaufe Leopolds von beſonderer Bedeutung war: er ſtarb am 5. Mai (des 5. Monats im Jahre), im 5. Jahre des 18. Jahrhunderts, 5 Stunden vor Eintritt der Nacht, er erzeugte dreimal 5 oder 15 Kinder, woven bei ſeinem Tode 5 am Leben waren. Im Namen LeopoLDVs bedeuten die zwei L. jedes 50, das D 500 und das V 5.

Auf dem Trauergerüſte in der Auguſtinerhofkirche brannten 3000 Wachskerzen und 500 Fackeln durch 3 Tage.

Leopoldau (auch Eipeldau)

iſt ein zu Anfang des Marchfeldes liegendes, den Überſchwemmungen der Donau ſehr ausgeſetztes Dorf, bekannt durch die einſt ſo beliebte Volksſchrift, „die Briefe eines Eipeldauers an ſeinen Herrn Vettern in Kakrau“ von Joſ. Richter, durch die guten Gänſe und Enten, die dort aufgezogen und in Wien im tiefen Graben ſtark abgeſetzt werden, und durch die heute noch beſtehende Brückenmauth-Freiheit, vermöge welcher die dortigen Bewohner alle ihre Natural-Produkte abgabenfrei in Wien gegen ein Certifikat des Richters einführen dürfen. Dieſes Vorrecht verlieh ihnen Leopold I., genannt mit der großen Lippe, der durch eine frühzeitige Geburt zur Welt kam, und durch die Lebenswärme geſchlachteter Schweine ausgezeitigt wurde, indem man ihn in die Bäuche der Thiere legte. Die Leopoldauer lieferten dazu die Schweine, und erhielten in der Folge von Leopold das beſagte Privilegium. — Zu Leopoldau wird auch die Gegend zwiſchen den Brücken, die Brigittenau und die ſchwarze Lacke gezählt.

Leopoldiniſche Burg.

Das lange, ſüdlich an den Schweizerhof gegen den Amalienhof hinlaufende, impoſante, mit dem Halbgeſchoße vier Stockwerke hohe Gebäude, worin ſich die Burghauptwache befindet, wurde von Leopold I. 1660 zu bauen angefangen, um obige zwei Burgtheile zu verbinden, wobei auch merkwürdige Ausgrabungen aus der Römerzeit Statt fanden. Von ſeinem Erbauer führt dieſer Theil der Burg den Namen der Leopoldiniſchen Burg oder Traktes.

Im J. 1668 war der Bau vollendet, eben als die Vermälung des Kaiſers mit der ſpaniſchen Infantin Margaretha Thereſia vor ſich gehen ſollte. Den 28. Febr. 1668 wurde dieſes Gebäude ein Raub der Flammen. Das Feuer entſtand durch die Unvorſichtigkeit eines Tiſchlergeſellen und brach gerade um Mitternacht aus. Das Volk ſchrieb das Feuer den Juden zu, was weſentlich zu ihrer Vertreibung aus Wien beitrug. Die Flamme ſchlug zuerſt zu den Fenſtern der Kaiſerin Witwe Eleonora hervor, die kaum Zeit hatte, ſich mit den beiden Erzherzoginnen und ihren Kleinodien in die alte Burg zu retten, was gegen 3 Uhr Morgens auch der Kaiſer und ſeine Gemalin thaten. Da auch die alte Burg in Gefahr ſtand, von den Flammen ergriffen zu werden, ſo begab ſich Leopold nach Ebersdorf und die Kaiſerin Witwe nach der Favorita (Augarten). Glücklicherweiſe aber hielt der an der Stelle des heutigen Ritterſaals geſtandene alte Widmerthurm das Feuer auf.

Daß bei dieſem Brande ein ſeit langer Zeit im Erzhauſe in hohen Ehren geſtandener, damals bei der Kaiſerin Witwe, Eleonora von Mantua, verwahrter Kreuzpartikel von der Flamme verſchont blieb, obgleich das Gold der Einfaſſung geſchmolzen war, und das halbverbrannte Käſtlein, worin er ſich befand, nach 5 Tagen erſt aus glühen-

den Kohlen hervorgezogen wurde, gab dieſer frommen Fürſtin die Veranlaſſung, am 18. Sept. 1668 den Sternkreuzorden für Damen zu ſtiften.

Leopold ſtellte das Gebäude wieder her, welches 1670 vollendet war. Maria Thereſia verſchönerte daſſelbe, erhöhete die Fenſter und legte neue, ſchöne Treppen an. Sie und ihr Gemal bewohnten dieſen Theil der Burg. Ihre Prachtgemächer mit aller Einrichtung wurden erhalten, und einige davon, z. B. der große Spiegelſaal und der Audienzſaal werden noch zu Hoffeſten benutzt. Auch Joſeph II. und die jetzt regierenden Majeſtäten bewohnen das erſte, ſo wie Se. kaiſ. Hoheit der Erzherzog Franz Carl und die Erzherzogin Sophie, ſeine Gemalin, das zweite Hauptgeſchoß.

In dieſem Trakte befindet ſich auch die Kammer- oder Joſephscapelle und durch denſelben führen 3 Thore in den äuſſern Burgplatz; dem mittleren, niedrigen Fahrthor neben der Wache wäre in Übereinſtimmung mit dem gerade gegenüber ſtehenden prachtvollen Säulenthore eine angemeſſene, aber leider unausführbare Erweiterung zu wünſchen.

Leopoldsberg.

Er wurde vormals vorzugsweiſe der Kahlenberg (Chalenberg, Kallenberg) genannt, ein Name der erſt gegen das Ende des 17. Jahrhundertes dem angrenzenden Schweinsberge (Joſephsberg) beigelegt wurde, wogegen der Leopoldsberg den heutigen Namen annahm.

Er iſt hiſtoriſch weit wichtiger als ſein Nachbar; er erhebt ſich nach F. C. Hallaſchka 217,907 Pariſerklafter (100 — 103 Wiener) über die Fläche des adriatiſchen Meeres, 824 Fuß über dem Donauſpiegel, und erſcheint bedeutend niedriger als der Kahlenberg.

Leopold IV. der Heilige erbaute 1101 hier eine ſtattliche Fürſtenburg, wohin er ſeine Reſidenz verlegte, die bisher in Melk war; hier feierte er ſein Beilager mit Agnes, und von dieſer Höhe aus erfolgte 1111 die romantiſche Stiftung von Kloſter-Neuburg. Nachdem er die Burg 1117 mit neuen Feſtungswerken verſehen hatte, ſtarb er daſelbſt den 15. Nov. 1136.

Obgleich ſein Sohn, Heinrich Jaſomirgott, die fürſtliche Reſidenz nach Wien verlegte, und das Schloß einem Caſtellan übergab, ſo nahmen darin doch noch einige Mal Glieder der fürſtl. Familie ihren Aufenthalt. Hier wohnte und ſtarb (22. Juni 1246) Theodora, die Witwe Leopold des Glorreichen und Mutter Friedrichs des Streitbaren. — Auch zog 1290 Albrecht I. aus dem aufrühreriſchen Wien mit ſeiner Familie dahin, ſchnitt von hier aus der Stadt die Zufuhr ab und hier demüthigten ſich die Wiener, durch Mangel zu Paaren getrieben.

Mit dem Baue Larenburgs 1377 durch Albrecht III. begann der Verfall der Burg auf dem Leopoldsberge. Albrecht V. (als Kaiſer II.) ließ das Schloß 1431 erneuern und vorzüglich die Capelle des h. Georg wieder herſtellen. Die weitere Geſchichte des Schloßes bietet nichts als eine Reihe von Zerſtörungen und Herſtellungen deſſelben. In dem Bruderkriege Friedrich des III. und Albrechts zerſtörten es 1462 die Wiener, 1468 ließ es Friedrich wieder aufbauen; — 1483 erſtürmte es Matthias Corvinus und legte es in Trümmern. Neuerdings hergeſtellt wurden Schloß und Capelle 1529 beim Anrücken der Türken auf landesfürſtl. Befehl geſchleift, um dem Feinde nicht zum Stützpunkte zu dienen, und ſeitdem zeigte ſich durch 150 Jahren dem Blicke ein düſterer Trümmerhaufen.

Leopold I. gelobte zur Peſtzeit 1679 die Wiedererrichtung der Capelle, was jedoch wegen des Türkeneinfalls 1683 erſt 1693 zu Stande kam; ſeit dieſer Zeit führt der Berg den Namen des Leopoldsberges.

Vor Tagesanbruch des 22. Sept. 1683 trat der durch die Heiligkeit seines Wandels und durch die Gabe der Weissagung bekannte Capuziner, Markus Aviranus an den Altar der halb verschütteten Capelle, las die Messe und reichte den zum Entsatze Wiens daselbst versammelten Fürsten das h. Abendmal. Sein Altardiener war Johann Sobiesky, König von Polen. Dann segnete Avianus das Heer und die Feldherrn, und verhieß ihnen den gewissen Sieg. Der König von Polen ließ hierauf seinen Sohn niederknien, schlug ihn zum Ritter, „ein Andenken des größten Tages, den er je erleben könne“, trat dann an die Pforte und sprach zu seinen Großofficieren eine feurige kurze Rede, welche mit den Worten schloß: „Ich habe euch einen einzigen Befehl zu geben: euer König sei euch ein Beispiel, wo ihr ihn seht, da folget rasch und unverzagt.“ — Gleich darauf gaben 5 Kanonenschüsse am Kahlenberge das Zeichen zur entscheidenden Schlacht des Entsatzes.

Carl VI. ließ 1718 das Schloß nach einem größeren Maßstabe ausbauen und führte an der Stelle der Capelle die größere, heutige Kirche auf, die 1730 vollendet war. Unter Joseph II. 1784 ward diese Kirche geschlossen und entweiht. Franz II. ließ sie 1797 neuerdings weihen, und mit 3 neuen Altären und modernen Betstühlen versehen. Die Zeitumstände gestatteten aber die Eröffnung nicht lange, denn die Kirche wurde abermals geschlossen.

Außer der in einem gefälligen Style erbauten Kirche mit 2 kupfergedeckten Thürmen und dem Schloße befindet sich nur noch ein Stiftsgebäude mit einer Aussicht und ein Haus, welches vormals dem Fürsten De Ligne gehörte und worauf die auf seinen Namen anspielende Devise stand: Quo res eumque cadant, semper stat linea recta! — auf dem Berge. Er ist seit 1784 ein Besitzthum des Stiftes Klosterneuburg.

Überraschend ist von hier die Fernsicht, welche jene des höheren Kahlenberges weit überbietet. Man übersieht beinahe den vierten Theil des Erzherzogthums Österreich und jeder Punkt der Aussicht ist pittoresk und historisch wichtig. Die Pracht der Kaiserstadt, Berge, Thürme, Schlösser, Wälder, und das Auengebiet der Donau zeigt sich in reichster Abwechslung.

Leopoldsorden.

Weil der St. Stephansorden für Adelige bestimmt war, so stiftete Franz I., zwei Tage nach der Vermälung mit seiner dritten Gemalin, der Erzherzogin Ludovica († 7. April 1816), diesen Orden, welchen er zur Erinnerung an seinen Vater, Leopold II., den österreichisch-kaiserlichen Leopoldsorden nannte. Die Statuten sind vom 14. Juli 1808. Anerkennung und Belohnung der um den Staat und das Kaiserhaus erworbenen Verdienste sind die Zwecke desselben. Militär- und Civil-Personen können ihn erhalten. Die Zahl der Mitglieder an Großkreuzen, Commandeurs und Ritter ist unbestimmt. Auf der Vorderseite des Kreuzes stehen die Worte: Integritati et Merito; auf der Kehrseite das Motto Leopold des I.: Opes regum corda subditorum. Das Ordensfest wird jährlich am 1. Sonntage nach dem Drei-Königstage begangen. Besitzt der mit dem Großkreuze Gezierte die wirkl. Geheimerathswürde noch nicht, so erhält er sie unentgeldlich. Commandeurs werden in den Freiherrn- und Kleinkreuze in den Ritterstand taxfrei erhoben.

Leopoldspfarre.

Leopold I. legte am 18. August 1670 mit eigener Hand auf eine höchst feierliche Weise den Grundstein zu der von ihm gestifteten Pfarre und Kirche zu St. Leopold in der nach ihm genannten Leopoldstadt. Der Bau erhob sich genau an der Stelle, wo die Synagoge der aufgehobenen dortigen Judenstadt stand, und es wurde dabei eine

große, 68 Kronen schwere Goldmünze geprägt und mit eingesenkt, die der Kammergoldschmidt, Peter Bachmeyr verfertigt hat. Diese Münze hat auf der Vorderseite in lateinischer Sprache die Aufschrift.

„Zu Ehren Jesu Christi, des Sohnes Gottes und Mariens, dann des heil. Leopolds Markgrafen von Österreich ist dieser Stein gelegt worden im J. des Herrn 1670 am 18. August,"

und auf der Rückseite:

„Nach Vertreibung der treulosen Juden hat der durchl. Kaiser Leopold die hier gestandene Synagoge gestürzt, die Mäuberhöle gereinigt zu einem Gotteshause und dieses dem h. Leopold, Markgrafen und Patron Österreichs nach katholischem Gebrauche weihen lassen. 1670."

Der Bau der Kirche und des Pfarrhofes war 1671 vollendet, worauf die Kirche den 6. Sept. eingeweiht wurde, wobei Leopold, die Kaiserin Margaretha und der ganze Hofstaat gegenwärtig war. — Da das Gotteshaus bald für die stark zunehmende Gemeinde zu klein war, so erbaute der Magistrat als Patron 1722 die heutige neue Kirche nach dem Entwurfe des Architekten Anton Ospel. Sie war 1723 vollendet. Das Hochaltarblatt, der h. Leopold, ist von Altomonte dem Ältern, und das werthvolle Kreuzbild am Seitenaltar ist von Altomonte dem Jüngern.

Am 11. — 13. Oct. 1778 wurde darin die Erinnerung an die 50 Jahre zuvor erfolgte Aufstellung des Gnadenbildes „Maria Trösterin der Betrübten" feierlich begangen.

Leopoldstadt.

„Diese bebaute Insel gleicht einer ungeheueren Menge porzellanener Blumentöpfe, aus denen Reseda, Oleander, Levkoien und andere Blumen hervorwachsen. Denn wachsen nicht des Praters Prachtbäume und des Augartens Lindenkronen hinter, neben und um die eleganten neuen Häuser, und streben hinter ihren Dächern hervor, in der mannigfaltigsten Pracht der Form und Farbe ihrer Blätter und Blüten."

Die ersten Ansiedler dieser Vorstadt lassen sich aus ihrer Lage erkennen; an der Donau schlugen Schiffer ihre Hütten auf; die saftigen Viehweiden hatten die Errichtung von Maierhöfen zur Folge und bald wurden aus Weideplätzen Gärten; Schiffer, Fischer, Meier und Gärtner waren es daher, welche dem sogenannten untern Werd die erste Bevölkerung gaben und urbar machten.

Als die stehende Straße nach Böhmen und Mähren errichtet war, gesellten sich dazu auch Fuhrleute und das rege Leben zog nun auch Handwerker herbei. Die Gartencultur bestimmte nicht minder manche reiche Bürger der Stadt sich auf der reizenden Insel einen Lustsitz zu wählen. Allen diesem ungeachtet hatte sich die Zahl der Ansiedlungen von 1337 — 1495 nur auf 100 vermehrt. Viel litten diese Ansiedlungen durch Matthias Corvinus 1484, noch mehr durch die Türken 1529, welche den Werd so verwüsteten, daß nur wenige Ruinen die Spur eines Anbaues verriethen. Nicht weniger wüthete das Wasser; die Donau drohte mehr als einmal hier bleibend den Boden zu behaupten. Die bedeutendsten Überschwemmungen der neuen Zeit traten ein: 1402, 1490, 1501, 1520, 1527, 1570, 1572, 1573, 1674, 1744, 1768, 1784, 1787, 1799, 1809, 1830.

Die neue Befestigung Wiens unter Ferdinand I. nach Abzug der Türken 1529 verschaffte dem Werd wieder Bewohner. Da die vorher nahe an die Stadt gelegenen Vorstädte 600 Schritte von den Wällen verlegt wurden, so erhielten viele Hausbesitzer der abgetragenen Vorstädte andere Baustellen vorzüglich im untern Werd. Zwischen 1536 — 1547 wurde er wieder angebauet. Damals entstand auch das Bräuhaus des Bürgerspitals, weil dessen Bräuhaus vor dem Kärntnerthore beim Anrücken der Türken abgebrannt worden war.

Die Bewohner dieses neuen Anbaues hatten sich besonderer Rechte und polizeilicher Satzungen zu erfreuen. Die Seelsorge war bis zur Gründung des Carmeliterklosters 1627 der Pfarre Eipeldau übertragen. Die Carmeliter besorgten die Pfarrdienste nur bis 1646, wo sie den Curaten von St. Stephan übertragen wurden. Diese Einrichtung dauerte bis zur Entstehung der St. Leopoldspfarre 1670 nach Aufhebung der Judenstadt, zu welcher Zeit der untere Werd den Namen Leopoldstadt erhielt.

In ihr zeigten sich im Frühjahre 1679 die ersten Spuren der fürchterlichen Seuche, welche bald allgemein wüthete und wobei die Gemeinde vor der Carmeliterkirche eine Marienſäule errichteten. Kaum hatte diese Plage aufgehört, so verwandelten die Türken 1683 die ganze Vorstadt in einen Schutthaufen, welches Loos auch die kais. Favorita (Augarten) traf. Doch auch aus dieser Verheerung erhob sich die Leopoldstadt in neuer Schönheit, worin sie von Jahr zu Jahr zunahm, und so zur schönsten Vorstadt Wiens geworden ist. Sie erhielt vorzüglich von 1724—1770 grosen Anbau, wo viele prächtige Sommersitze entstanden. 1734 standen an solchen Gebäuden jenes der Freiherrn von Wallhorn und Strobel, der Grafen von Öttingen, Kurland, Colloredo, Rosenberg, Fünfkirchen, des Fürsten von Montecuculi, des Cardinals Kollonitsch u. a. Am Schlusse des ersten Jahrhunderts ihres Bestandes zählte diese Vorstadt 345 Häuser mit 15,000 Einwohner.

Nach dem Verschwinden der vielen kleinen Auen und öden Plätze hörte die Leopoldstadt auf ein Tummelplatz der Raufbolde zu sein, von welchen Schlägereien eine Au den Namen Kriegsau erhalten hat. Dazu trug auch die Verordnung Carl des VI. bei, der 1718 den Handwerksburschen das Tragen der Degen verbot. Je mehr aber diese Vorstadt sich der Ruhe erfreute, um so mehr wurde sie besorgt, als 1756 der Antrag zur Sprache kam, für die Juden, welche unter Maria Theresia die liberalste bürgerliche Duldung in Europa genossen, in der Gegend der Jägerzeile eine neue Stadt anzulegen. Es kam jedoch nicht dazu, weil Leopold I. bestimmt hatte, daß wider den Willen des Stadtraths niemand in der Leopoldstadt zugelassen werden soll.

Am 4. Mai jeden Jahres hielten die dortigen Bürger bis zu Joseph des II. Zeit einen Umgang zu Ehren des h. Florian, wozu die vielen Feuersbrünste, welche im Anfange des 18. Jahrh. dort ausbrachen, Gelegenheit gaben.

Mit Anfang des März 1777 wurde die neue Hauptstraße von der Donau bis zum Augarten angelegt; der Freiher v. Eggersche, vormals Graf Öttingen'sche ungemein große Garten gab das Terrain dazu, und diese neue Hauptstraße erhielt den Namen der neuen Gasse, welche auch Anfangs mit einer Allee versehen war.

Den Höhepunct ihres Glanzes verdankt diese Vorstadt der seit 1812 eingetretenen Friedenszeit, so daß sie heute mit ihren von 40,700 Menschen bewohnten 736 Häusern mehreren Provinz-Hauptstädten vorgezogen werden kann.

Leopoldstädter-Theater.

Es befindet sich in der Praterstraße, ist 3 Stockwerke hoch und wurde den 2. Jänner 1781 von Carl Marinelli als stehende Bühne errichtet. Die Stücke, welche gegeben wurden, hatten erst seit Kurzem einige Regelmäßigkeit erhalten, und dreheten sich noch großen Theils um die Possen des Hanswurstes, obgleich der Name schon verschollen war, und jener des Kasperl, Müllerthomerl und Thaddädl ihn nach und nach ersetzten. Johann Laroche gab die erste Rolle bis zu seinem Tode 1807 mit dem entscheidendsten Beifall.

Der Übergang von den Kasperliaden

zu den Ritterſchauſpielen bewirkte der Theater-Dichter C. F. Hensler, der die Neigung des Publikums für Ritter- und Geiſtergeſchichten benützte, um mehrere darauf ſich gründende romantiſche Singſpiele und dramatiſirte Volksmärchen zu verfaſſen, worin der Charakter des Kaſperl immer mehr in den Hintergrund geſtellt wurde, ſo daß er endlich den Geiſtern, Nixen und Raubrittern ganz weichen mußte.

Hensler's Stücke hoben das Theater zu hohem Flor, wozu der Dichter und Schauſpieler, Joachim Perinet, nicht wenig beitrug; dieſer ſchrieb 1790 die Schweſtern von Prag, das neue Sonntagskind, der Fagotiſt u. a. Stücke, die eine glänzende Aufnahme fanden. Perinet ging 1797 zum Theater an der Wien über, kehrte aber 1803 bleibend in die Leopoldſtadt zurück, wo er den 3. Nov. in dem gelungenen Gelegenheitſtücke: „Orions Rückkehr zur friedlichen Inſel," mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Seit dieſer Zeit verlegte er ſich auf die Parodien, zu deren witzigſten „Evakathel und Schnudi," „Alceſte" und „Idas und Marpiſſa" gehören.

Der Dichter Kriegſteiner iſt es, der dieſes Theater zur eigentlichen Volksbühne machte. Er hat zuerſt das Wiener Volksleben glücklich aufgefaßt. Erſtling ſeiner dramatiſchen Muſe war 1804 der „Zwirnhändler aus Oberöſterreich." Sein früher Tod war ein großer Verluſt für die Bühne und dieſer wurde erſt nach einem Jahrzehend durch Adolph Bäuerle erſetzt. Sein Epoche machendes, echt nationales Luſtſpiel: „die Bürger in Wien," wurde den 23. Okt. 1813 zum erſten Mal gegeben. Durch die Rolle des Staberl, von Ignaz Schuſter gegeben, bildete ſich ein neuer Charakter, der auf allen deutſchen Bühnen gefiel. Bäuerle wurde 1814 zum Dichter dieſes Theaters ernannt und hat demſelben viele gelungene Stücke geliefert.

Durch ähnliche Leiſtungen trugen auch Carl Meiſl, Geway und Gleich das Ihrige bei, um dieſer Bühne den Charakter eines Volkstheaters zu verſchaffen. Zu dieſem Erfolge haben aber die Leiſtungen trefflicher Schauſpieler viel beigetragen. In den erſten Zeiten thaten ſich beſonders Jakob Leſſel und Laroche, dann Johann Sartory (beſonders als Rummelpuff), ſowie ganz vorzüglich Ignaz Schuſter, Ferdinand Raimund und Friedr. Korntheuer hervor. Unter den Schauſpielerinnen glänzt Thereſe Krones hervor, die im Okt. 1821 hier zuerſt in der Rolle der Evakathel auftrat.

Urſprünglich benutzte Marinelli das Recht zur Aufführung von Pantomimen wenig, Hensler aber brachte dieſen Zweig des Schauſpiels ſehr in Aufnahme. Viel trug dazu die Bemühung der Pantomimenmeiſter Hampel und Rainoldi und die Leiſtungen des Tänzers Brinke als Harlekin und des Schadetzky als Pierrot bei.

In den letzten Tagen des Dezembers 1838 iſt dieſe Bühne das Eigenthum des Direktors Carl (ſiehe daſ.) geworden, womit eine neue Epoche dieſer Bühne anhebt.

Lerchenfeld (Alt- und Neu-).

Von Alt-Lerchenfeld ſagte ein Sachſe: Wien habe eine Vorſtadt, bei deren Namen einem Leipziger Gourmand das Waſſer im Munde zuſammmenlaufen würde. Allein es handelt ſich bei der Unterſuchung des Wortes Lerchenfeld nicht um den Lerchenfang, ſondern dieſer Theil der Stadt wurde ſo genannt, als Neubruch oder Rodacker von einem ſich einſt bis dahin erſtreckenden Lerchenwald, wie denn noch im 16. Jahrhunderte der Lerchbaum die meiſten Waldhügel um Wien bedeckte und faſt alle Weinſtecken von dieſem Holze waren.

Die älteſte Erwähnung Lerchenfelds findet man 1337 unter Albrecht dem Lahmen im Verkaufsbriefe eines Weingartens in

dem Larichuelde von Simon, Thürwärtern des Fürsten an Konrad den Renner. In einer Urkunde von 1437 heißt es das dürre Lerchenfeld.

Auf diesem, aus 9 Gässen, 238 Häusern (mit beinahe 10,000 Einwohnern) bestehenden Grunde ist die Bevölkerung in ihrer größten Dichtheit, denn die größtentheils sehr kleinen Häuser nehmen bei Weitem nicht so viel Raum ein, als die Paläste der Stadt und beherbergen doch viel mehr Einwohner.

Die Pfarrkirche, zu den sieben Zufluchten, (die Dreifaltigkeit in drei Personen, das Sacrament des Altars, die h. Maria, alle Heiligen und alle verstorbenen Christgläubigen) hat auf den beiden Seitenaltären schöne Bilder von Anton Maulbertsch, den heil. Aloysius und den heil. Leonhard vorstellend.

Neu-Lerchenfeld liegt nahe an der Linie und ist noch immer die Heimat des Getränkes, wovon Julianus sagt, „es stinke wie der Bock“ (sollte daher das Bocksbier etwa den Namen haben?), und das schon Aeschilos den „Gersten-Wein“ nannte. Es wurde erst 1703 zu bebauen angefangen und zählte nach 50 Jahren schon 64 Wein- und Bierschenken, deren Zahl sich bis heute verdoppelt hat. Was Fuhrmann um die Mitte des vorigen Jahrhundertes von Neu-Lerchenfeld sagt, hat noch heute buchstäblich seine Geltung:

„Was die Leute dahin ziehet, scheinet Ursach zu seyn, weil es schon der Brauch ist, allda zusammen zu kommen, um zu sehen und gesehen zu werden. Es finden sich auch andere Ursachen. Der Ort ist ganz bequem zum Spazier-Gang, nicht weit von der Stadt und Vorstädten ausser den Linien, auf'm Land gelegen. Da fehlet nichts an der Munterkeit. Gute Freunde, die heute oder gester(n) einander gesehen, wollen nächstens in vertrauter Gesellschaft einander wiederum sehen, allenthalben gibt es da feine und schattigte Hausgärten, Kegel-Spiele und andere honette Unterhaltungen. Da findet man hurtige Bedienung, guten Wein, gutes Bier, zur Herbst- und Winterszeit guten Wermuthwein, schweinerne, kälberne und andere Braten, allerhand Geflügelwerch, und doch alles um leidentlicheren Werth als irgends anderswo auf dem Land. — In vorigen Jahren gehörte der Ort, da er noch ohne Gotteshaus gestanden, als ein Filial zu der Pfarr Ottokrin; als aber die Gemeinde auf ihr und mehrerer Gutthäter Zuthun eine neue Kirche zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes erbauet, ward diese Filial von der Mutterkirchen Ottokrin getrennt, und ein eigener Pfarrer allda eingesetzet. Das ansehnlichste Gebäu war einstens das Schellheim'sche mit einem schönen Garten (das heutige Filial-Invalidenhaus).“

Liechtenstein (Veste).

Eine Stunde von Wien ragt von einem Kalkfelsen, der von seinem vorigen fürstlichen Besitzer erst urbar gemacht wurde, die uralte Veste Liechtenstein hoch empor. Nach einer alten Sage soll die Veste von dem aller Vegetation beraubten, kahlen (lichten) Steinfelsen ihren Namen haben.

Von Vorne hat die Burg im großen Halbzirkel die freie Aussicht in das liebliche, ebene Land; am Rücken aber ist sie von der Bergkette umgeben, die ehemals das bergige Norikum von Ober-Pannonien schied.

Auf der nördlichen Seite aus dem Felsen selbst hervorgehend, dessen eckigte Wände weggesprengt zu sein scheinen, um sie steil und glatt wie eine Kunstmauer zu machen, ist die Burg westlich von einem geräumigen Zwinger umfangen, in dessen Hof das alte Thor führt, und wo die alten Stallungen und Knappenwohnungen lagen.

Einem früheren Besitzer, dem Freiherrn von Penkler, verdankt die Veste die Herstellung der Treppen, um die fünf Stockwerke des Gebäudes mit Bequemlichkeit be-

ſehen zu können. Der verſtorbene Fürſt Johann von Liechtenſtein iſt der Gründer der dermaligen Geſtalt der Burg. Ein Theil der Zimmer iſt noch gut erhalten, und gewährt die reizendſten Fernſichten; rückwärts in einſame Thäler und auf hohe Gebirge, vorwärts in die lebendige Ebene, mit Ortſchaften beſäet, von denen Mödling, Brunn und Enzersdorf in der erſten Reihe liegen. Weiter hinaus erblickt man die Häuſermaſſe der Hauptſtadt, die vom Simmering bis an die Gebirge von Rodaun eine bald dichtere, bald ſchmälere, vier Stunden lange, zuſammenhängende Linie von Gebäuden bildet.

Seitwärts ſieht man links und rechts köſtliche Weinberge, die den bekannten herrlichen Brunner liefern, und welche von dem nackten, kahlen Felſen auslaufen, welcher auf der einen Seite das neue, geſchmackvoll gebaute Schloß, auf der andern, etwas entfernteren, auf der Spitze des hohen Gießhübels maleriſche Häuschen tragen.

Die Reſtauration der Veſte wurde leider nicht ganz in dem Geiſte geleitet, der die Formen des alten Ritterſitzes ſo viel als möglich hätte erhalten ſollen. So ward die intereſſante, äußere Verbindungsmauer gegen Süden eingeriſſen, und die Herſtellung der innern Verbindung geſchah ohne alle Beachtung der Eigenthümlichkeit des urſprünglichen Baues.

Der Ritterſaal entſtand aus Durchbrechung mehrerer über einander gelegenen Gemächer, deren ausgehöhlte Hauptmauern oben mit einer Holzdecke geſchloſſen wurden! — Aus Feldsberg wurden 26 meiſtens lebensgroße Familiengemälde der Liechtenſteine hieher gebracht, welche ſehr merkwürdig ſind. Einige darunter ſind ausgezeichnete Kunſterzeugniſſe, wie das Porträt des ſogenannten gewaltigen Hofmeiſters, und des Grafen von Haag mit dem gezähmten Tiger. Dieſe Gemälde ſcheinen dem 15. und 16. Jahrhundert anzugehören.

In einem Nebengemache befinden ſich 13 Bildniſſe von Damen des Hauſes Liechtenſtein; dieſe ſchöne Flora lieblicher Frauengeſtalten entſtammt dem 16., 17. und 18. Jahrhundert.

Die St. Pankrazkapelle der Burg iſt eines der intereſſanteſten Baudenkmale, zu den älteſten des Landes gehörig. Sie iſt von Sandſtein, wohl erhalten und zeigt altſächſiſche Baufermen (Rundbogenſtyl). Sie ſtand anfangs frei, denn es iſt noch deutlich zu erkennen, daß ſie erſt ſpäter von drei Seiten umbaut wurde.

Die Zeit der Erbauung der Burg iſt unbekannt und ihre Geſchichte unter den Babenbergern vielfältig mit jener der nahen Burg Mödling, auf welcher dieſe Fürſten über 260 Jahre die Oſtmark beglückt hatten, verflochten. Beide Burgen wurden 1230 vom Könige Bela von Ungarn zerſtört und ſie hörten von dieſer Zeit auf, Vertheidigungspunkte Öſterreichs gegen Ungarn zu ſeyn. Soviel iſt gewiß, daß die Veſte Liechtenſtein unter dieſen Fürſten ein Beſitzthum der angeſehenen Herrn von Arnſtein war.

Unter den erſten Habsburgern wurde Liechtenſtein und Mödling von landesherrlichen Kaſtellanen verwaltet. Daß die Veſte Liechtenſtein nicht der Stammſitz des Fürſtenhauſes dieſes Namens iſt, geht ſchon aus dem Geſagten hervor, und es zeigt ſich, daß vielmehr die Veſte von dieſem Geſchlechte, welchem Kaiſer Albrecht I. ſie verliehen hatte, ihren Namen erhalten hat.

Die Liechtenſteine hauſeten daſelbſt bis 1395, in welchem Johann von Liechtenſtein, durch ſeine Macht und ſein Anſehen am Hofe unter dem Namen des »gewaltigen Hofmeiſters« bekannt, in Ungnade fiel, und den größten Theil ſeiner Beſitzungen an die herzogliche Kammer abtreten mußte, worunter ſich auch die Veſte Liechtenſtein befand.

Herzog Albrecht III. verkaufte die Burg

mit Vorbehalt Mödlings an Herrmann, Grafen von Cilly.

Im J. 1446 war Ulrich, Graf von Cilly Besitzer von Liechtenstein. Er war der letzte seines Geschlechtes und wurde (1456 den 9. November) von Ladislaus Corvin in Belgrad ermordet. Liechtenstein fiel dem Kaiser als ein offenes Lehen zurück. Im Jahre 1529 wurde die Burg von den Türken abgebrannt. Ein Sohn des damaligen Besitzers, Christoph von Freisleben, wurde von ihnen gefangen. Der Bruder dieses Gefangenen, Bartholomäus von Freisleben, wurde den 23. Juli 1533 in beider Namen mit dem Schloße Liechtenstein und dem Zeugamte belehnt, mit der Verbindlichkeit, die abgebrannte Burg wieder zu erbauen. Dieses unterblieb aber, und nur die nöthigsten Ausbesserungen wurden vorgenommen. Bartholomäus starb 1556, sechs Jahre nach seinem Bruder Christoph. Im J. 1558 löſete der kaiserl. Hofrath, Andreas von Pögel, der ein Jahr früher auch Mödling erkauft hatte, die Veste von dem Sohne des Bartholomäus von Freisleben an sich, von welcher Zeit beide Burgen wieder vereint waren. Der Sohn des Herrn v. Pögel verkaufte 1581 beide Schlöſſer an seinen Schwager, Wilhelm Freiherrn von Hofkirchen, Hofkriegspräsidenten und G. F. M., der noch in demselben Jahre starb. Seine Witwe, Eva von Pögel, erbte beide Herrschaften. Ihre Söhne kündigten dem Kaiser Rudolph den Pfandschilling von 43475 fl. auf, wornach beide Besitzungen (1592) vom Kaiser dem Grafen von Khevenhüller zu Aichelburg, Botschafter am spanischen Hofe überlassen wurden. Während Graf Johann von Khevenhüller in Madrid war, bemächtigten sich die ungarischen Rebellen unter Bocskay des Schloßes Liechtenstein und der unbewohnten Burg Mödling. Sein Erbe und Bruder Bartholomäus machte diesen Räubereien ein Ende. Er zog mit einem Kriegshaufen herbei, eroberte beide Vesten und nahm die Rebellen größten Theils gefangen. Zum Lohne wurden ihm vom Kaiser Matthias 1610 beide Burgen als freieigen verkauft.

Da die Veste noch immer unbewohnbar war, so kaufte ihr letzter Besitzer aus diesem Grafenhause von Georg Wiesing, der als kaiserlicher Verwalter dieser Herrschaft 1596 auf dem Hausberge am Fuße des Schloßfelsens das neue Schloß Liechtenstein erbaut hatte, dieses Gebäude. Von dieser Zeit an blieb die Burg leer und verfiel dermaßen, daß die umwohnenden Landleute nach Belieben Steine davon wegtrugen.

Von den Khevenhüllern kamen Liechtenstein und Mödling an Johann Ludwig von Waffenberg, dessen Enkel Franz Freiherr von Waffenberg sie 1777 an Joseph Freiherrn von Penkler verkaufte, der die Veste zugängig machte, das neue Schloß verschönerte und die erste Garten-Anlage auf dem Berg im Kalkgrunde vornahm, welche sein Nachfolger der Fürst von Poniatowsky zu einem englischen Park ausdehnte.

Dem letztgestorbenen Fürsten Johann v. Liechtenstein aber war es vorbehalten, das den Namen seines Geschlechtes tragende altehrwürdige Felsenschloß mit einem Aufwande von Millionen zum Mittelpunkte einer Anlage zu machen, wie Europa kaum eine zweite aufzuweisen hat, und welche die Zierde der Hauptstadt des Kaiserthums ist.

Liechtenstein'scher Gartenpallast (auf der Landstraße).

Er gehörte vorher dem Graf Rasumofsky, er faßt mit dem von ihm 1813 erkauften herrschaftlichen Schlosse zu Erdberg 15 Häuser und Gärten in sich und nimmt die ganze Länge des Donauufers von den Weißgärbern angefangen ein. Der Anfang dieser herrli-

chen Anlage wurde 1805 gemacht, der englische Garten ist vom Kunstgärtner Rosenthal angelegt, und einer der schönsten seiner Art. Vom Hauptgebäude in der Rauchfangkehrergasse bis an die Donau ist ein herrlicher Fuß- und Fahrweg angelegt, der mit Bäumen besetzt, mit Quadersteinen gepflastert und mit steinernen Sitzen versehen ist. Zur Zeit des Congresses 1814 gab der Graf Rasumofsky den Monarchen in diesem Pallaste ein Ballfest, nach dessen Beendigung das Schloß in Brand gerieth, und wobei die schöne Bibliothek ganz zu Grunde ging. Der jetzige fürstliche Besitzer hat diesen Pallast bisher, während des kostspieligen, großartigen Baues am Majoratshause in der Schenkenstraße bewohnt.

Liechtenstein'scher Gartenpallast (in der Roßau).

Dieser Sommerpallast ist einer der edelsten Anlagen Wiens, und zwar sowohl seines Ursprunges und Erbauers, als auch seiner Bestimmung und wahrhaft fürstlichen Ausstattung wegen.

Hans Adam Fürst von Liechtenstein († 1712), der Gründer der Vorstadt Lichtenthal, ein mit Glücks- und Geistesgütern reichlich gesegneter Mann, war auch der Erbauer dieses Pallastes. — „Gott gab mir Überfluß an Besitzthum," sprach er, „es ist daher recht und billig, daß ich den Armen davon mittheile."

Er bestimmte zur Erleichterung der Dürftigen jährlich eine Summe von 30,000 fl. Doch nicht müßige Bettler und faule Thuenichtse, sondern arbeitliebende, geschäftlose Taglöhner sollten sie erhalten. Um diese Absicht zu realisiren, beschloß er den Bau dieses Pallastes.

Er ist im edelsten Baustyle der neuen italienischen Schule aufgeführt, zwei Stockwerke hoch und mit korinthischen Wandpfeilern geziert. Er wurde von Dominik Martinelli aus Lucca entworfen und von dem Innsbrucker Baumeister, Alexander Christian, erbaut.

Schon früher stand hier ein Gartenhaus der Liechtensteine, welches 1683 durch die Türken zerstört wurde. Fürst Adam ließ hierauf den Garten durch den Ankauf einer anstoßenden Wiese, von welcher die Vorstadt Lichtenthal noch den im gemeinen Leben üblichen Namen der Wiese behalten hat, vergrößern und gab so dem nicht sehr umfangreichen Garten seine gegenwärtige Begrenzung. Von der Währingergasse trennt ihn die noch großen Theils unbebaute Langegasse, und vom Lichtenthale der Alserbach, die dritte Seite ist an Häuser der Roßau angebaut und die vierte bildet in der Färbergasse die Fronte der ganzen Anlage.

Dieser Prachtbau war der Schauplatz mancher Festlichkeit. Im J. 1754 bewohnte ihn der neapolitanische Botschafter, Marquese Majo, der daselbst einen verschwenderischen Ball und eine Illumination gab, um die Geburt des Erzherzogs Ferdinand, des Pathen seines Monarchen zu feiern. — Im J. 1767 celebrirte hier der spanische Botschafter die Verlobung der Erzherzogin Josepha mit dem Könige Ferdinand beider Sicilien; die Prinzessin starb aber kurz darauf den 15. Oktober 1767 an den Blattern. Beim dortigen Balle am 18. April 1770 des französischen Botschafters, wegen der Vermälung der Erzherzogin Maria Antonia mit dem Dauphin Ludwig (als König XVI.) war das ganze Schloß beleuchtet, um 10 Uhr wurde ein herrliches Feuerwerk abgebrannt und von vier gegen einander errichteten Ehrengerüsten dem zahllos zusammenströmenden Volk Wein, Bier, Brod und Braten preisgegeben. Am 14. April 1782 gab der franz. Botschafter Baron Breteuil zur Feier des Geburtstags des Dauphins einen prächtigen Maskenball.

Die untere Halle und die prachtvolle marmorne Treppe ist die schönste in Wien; Franz I., der Gemal der Kaiserin Maria

Theresia soll dafür 70,000 Gulden geboten haben.

Die herrliche Bildersammlung, nach der kaiserlichen im obern Belvedere die erste der Monarchie an Anzahl (sie besteht aus beinahe 1200 Gemälden), wie am innern Werthe, ist im ersten und zweiten Stockwerke in 23 saalähnlichen Zimmern sehr vortheilhaft und mit vieler Umsicht aufgestellt.

Imposant erscheint gleich Anfangs der große Eintrittssaal, ein 82 Fuß langes Viereck bildend. Er wird durch 18 marmorne Säulen gestützt, und ist mit Gemälden und einem Plafond, der die Apotheose des Herkules vorstellt, und von Pozzo gemalt wurde, so wie mit mehreren schönen Statuen nach Antiken geziert.

Im ersten Stockwerke enthalten drei Zimmer Gemälde aus der italienischen, und vier Zimmer Gemälde aus der niederländischen Schule. Aus der ersten sind ausgezeichnet: die Venus von Correggio, die Geburt des Herrn, St. Hieronymus, die Charitas u. Magdalena von Guido Reni, Bethsabe von Carlo Maratti und mehrere Franceschini, Caravaggio, Andrea del Sarto, Guercino, Carlo Dolce u. a. Die Deckengemälde des ersten Zimmers sind vom Franceschini, jene der zwei andern von Pelucci.

Die niederländische Schule enthält: die Geschichte des Decius in sechs Gemälden von Rubens, viele Gemälde von Van Dyk, darunter ausgezeichnet: eine Grablegung Christi, die Porträts Wallensteins und der Prinzessin Taris; — eine Himmelfahrt von Rubens, die Bildnisse seiner Söhne; viele Gemälde von Berghem u. A. — Die Plafonds dieser Zimmer sind von denselben Meistern, wie jene der ersten drei Zimmer.

Das zweite Stockwerk, dessen sämmtliche Deckengemälde von Pelucci sind, enthalten in sieben Zimmern Gemälde aus der italienischen, und in neun Zimmern Gemälde aus der niederländischen, altdeutschen und neudeutschen Schule.

Von der italienischen Schule sind hier besonders erwähnenswerth: eine Kreuztragung von Bassano; David von Guido Reni; ein Johannes von Giuglio Romano; die Lautenspielerin von Parmegiano und mehrere Gemälde von demselben; so wie von Andrea del Sarto, Tintoretto, Tizian, Albani, Guido Reni, Turini, Dominichino, Leonardo da Vinci, Bronzina, ein Raphael, ein Murillo und ein Poussin.

Die niederländische Schule wird repräsentirt durch vorzügliche Stücke von Wouwermans, Berghem, Ostade, Schalken, Svaneveldt, Teniers, Van der Velde, Van der Neer, Rembrandt, Höllen-, Sammt- u. Bauern-Breughel, Harlem, Weenix, Snayers, Huysum und Wynants.

Die alt- und neudeutsche Schule enthält Gemälde von Lukas Cranach, Holbein, Sandrat, Rottenhammer, Unterberger, der Ossian von Krafft, die Fortuna von Lampi dem Jüngern; mehrere Füger, Rebell u. a. m.

Außer den Gemälden sind in diesen Räumen noch mehrere hundert Bildhauerstücke aufgestellt, die aus Statuen, Vasen, Gruppen u. s. w. aus Bronze, Alabaster und Marmor bestehen. Von vorzüglichem Kunstwerthe ist ein Pokal mit dem Raube der Sabinerinnen, der 1670 von Rauchmüller aus einem Stücke Elfenbein geschnitten wurde.

Der Gründer dieser Kunstgallerie ist ebenfalls Fürst Adam, seine Nachfolger haben sie aber bedeutend vermehrt. Der vorige regierende Fürst Johann hat die Sammlung in diesem Gartenpallast im J. 1806 aufstellen lassen; früher befand sie sich im schönen Majoratshause in der Schenkenstraße.

Der Gartenpallast steht frei in einer schönen, englischen Anlage, welche dem Publikum geöffnet ist und zu den interessantesten öffentlichen Spaziergängen gezählt wird. Der etwas beschränkte Raum des Gartens ist auf eine sehr sinnreiche Art zu den mannigfaltigsten Parthien benutzt, und so sein

Raum anscheinend sehr vergrößert worden. Man findet daselbst Grotten, Wasserfälle, Schwaneninseln, Wiesenplätze, Brücken und Gebüsche im schönsten Wechsel.

Die im großartigsten Style vor einigen Jahren erbauten Gewächs- und Blumenhäuser stehen mit dem sogenannten, unter der schönen Gloriette am Ende des Gartens angebrachten Wintergarten in Verbindung, wo sich bei einer halbdunkeln Beleuchtung durch Farbengläser, in der geräumigen Mittelgrotte ein magischer Zauber über die mit Schwänen belebten Wasserspiegel und den reichen Pflanzenwuchs verbreitet.

Liechtenstein'scher Pallast (in der Herrngasse).

Unter den ältesten Adelsgeschlechtern, die in Wien Sitz und Bürgerrecht hatten, glänzen die Liechtensteine hervor. Sie hatten ihre Erbgruft bei Maria-Stiegen und ihr ältestes Haus auf dem Schweinmarkt in der Nähe des jetzigen Lobkowitzschen Pallastes. Schon unter den ersten Habsburgern besaßen sie ein Haus in der Hochstraße (Herrngasse), wo aus mehreren gekauften Nebenhäusern der Grafen von Öttingen, der Herrn von Eckardsau und Anderer nach und nach der heutige, den größten Theil der Herrngasse einnehmende, aus zwei großen Gebäuden verschiedener Architektur bestehende Pallast (231) entstand, dessen von dem Grafen von Öttingen gestiftete Andreascapelle schon 1356 zur Zeit Albrecht des Lahmen bestand, die Christoph von Liechtenstein 1503 erneuerte und noch gebraucht wird.

Fürst Aloys von Liechtenstein ließ 1768 durch den Stadtbaumeister Meisl das heutige gegen die Wallnerstraße liegende schöne Gebäude erbauen. Der Architekt Jos. Hardtmuth entwarf den Plan zur Façade, und weil Meisl während des Baues starb, so führte Hardtmuth den ganzen Bau. Besonders merkwürdig ist die wahrhaft fürstliche Reitbahn. Sowol der Erbauer, als sein Nachfolger, Fürst Johann bewohnten diesen Pallast. Dermalen hat die Staatsverwaltung und das adelige Casino dasselbe gemiethet.

Liechtenstein'sches Majoratshaus (in der vordern Schenkenstraße).

Dieser Pallast (44) wird zum Unterschiede der übrigen fürstl. Gebäude das Majoratshaus genannt, und ist einer der herrlichsten und colossalsten Paläste der Kaiserstadt; man pflegt ihn seiner gewaltigen Massen, der Tüchtigkeit des Baues und der edlen Architekturform halber das schönste Gebäude Wiens zu nennen. — Die Hauptfaçade geht nach der Schenkenstraße. Übrigens steht es auch von Seite der Löwelstraße, welche es von der Bastei trennt, und der kleinen, namenlosen Gasse, welche aus der Schenkenstraße auf den Minoritenplatz führt, frei. Der Pallast entstand unter Leopold I. 1705. Dominik Martinelli erbaute ihn durch den Innsbrucker-Baumeister Aloys Christian in Auftrag des Fürsten von Liechtenstein. — Das Gebäude ward seit längerer Zeit nicht mehr von Mitgliedern der fürstl. Familie bewohnt. Bis 1806 befand sich die schöne Bilder-Gallerie darin. Hierauf wohnten die Erzherzoge Johann und Ludwig kais. H. H. und dann die russische Gesandtschaft darin. Da der regierende Fürst Aloys von Liechtenstein, den Pallast selbst zu beziehen entschlossen ist, so wird er mit wahrer fürstlicher Pracht schon seit mehreren Jahren in- und auswendig restaurirt und er wurde durch einen neuen, der herrlichen Architektur des Hauptgebäudes nicht ganz entsprechenden Zubau mit der Bastei in Verbindung gebracht.

Der Erneuerungsbau dieses Prachtpallastes erinnert an ein sonderbares Ereigniß, das sich bei dem ersten Aufbau zutrug. Mit Erstaunen erblickten die Bewohner Wiens

eines Tages an allen Straßenecken eine feierliche Protestation des damaligen Architekten, der die Baupläne zum Gebäude gemacht hatte, in Betreff der Treppe, die er nicht als sein Werk anerkannte; auch erbot er sich jedem Sachkenner seinen Stiegen-Entwurf zur Vergleichung und Beurtheilung vorzulegen.

Lichtensteg.

Dieser Theil der Stadt wird in Urkunden von 1301 schon versus claram semitam, — Lytensteg-Fleischbenche genannt, und war bis auf unsere Zeit der Stand- und auch Strafort der Fleischhauer, denn noch eine Verordnung vom 13. Februar 1793 enthält die Verfügung: „Jeder Fleischhauer, der wegen eines Gewicht-Abgangs Schuld zu tragen oder wohl gar seinen Knechten Beeinträchtigungen des Publikums befohlen zu haben überwiesen wird, soll im ersten Falle mit achttägigem Arrest, im zweiten am Lichtensteg mit einer seinen Betrug bezeichnenden Tafel eine Stunde lang öffentlich im Kreise ausgestellet, im dritten Falle aber des Bürger- und Meisterrechts verlustig erklärt werden.“

In der ältern Zeit, wo sich bei dem Taschnerhause noch das uralte Stadtthor befand, war diese Gasse in der That ein lichter Steg; woher auch ihr Name rührt. Sie hat in unsern Tagen erst durch Entfernung der Fleischbänke und durch den Bau neuer Häuser ihr unreinliches, mittelalterliches Gepräge verloren.

Lichtenthal

trägt seinen Namen nicht mit Unrecht nach einem alten Dichterspruche:

„Wahrheit uns dein Name schon verkündet,
Denn du bist ein lichtes Thal,
Wo der Täuschung öder Nebel schwindet,
In des Wahren ewig hellem Strahl.“

Beinahe alle Häuser dieser Vorstadt sind nur Häuserchen; sie haben nur ein Stockwerk mit einer Breite von wenigen, gewöhnlich drei Fenstern, überdieß sind sie schmal und tief, wie Sackgäßchen. — Die Fenster sind oft mit alterthümlichen Eisengittern versehen, und contrastiren sehr mit dem regen Leben, das hinter ihren Scheiben wie in den Straßen herrscht.

Vormals als die mächtige Donau noch ein anderes Rinnsal hatte, und der einst weit stärkere Alserbach in einen zweiten Arm sich theilte, war Lichtenthal wie die Roßau und die Leopoldstadt, ein Werd, woher die alte Benennung Altlichtenwerd rührt. Es ist ein uraltes Liechtensteinisches Eigen und ganz die Schöpfung dieses Fürstenhauses. Schon im Jahre 1254 erscheint Heinrich von Liechtenstein als Besitzer der großen Wiese unter dem dürren Sporkenbühel. Sein Entstehen als Vorstadtgrund verdankt es dem Fürsten Hans Adam von Liechtenstein. Der daran liegende Liechtensteinsche Garten wurde von den Türken 1683 ganz verwüstet, bald aber wieder hergestellt, und durch den Ankauf einer anstoßenden schönen Wiese vergrößert. Etwas später 1694 baute der Fürst das große, zwei Stockwerke hohe Brauhaus, worin der herrschaftliche Amtssitz sich befindet, und als zehn Jahre später diese Gegend in die Linien eingeschlossen war, wurde der Grund in Bauplätze abgetheilt. Das Andenken an seine vorige Bestimmung wird noch heut zu Tage durch den Sprachgebrauch erhalten, denn Lichtenthal und die Wiese sind im Munde des Volkes gleichbedeutend; die letzte Benennung ist sogar noch die gebräuchlichere. — Durch den niedrigen Preis dieser Baustellen, die steuerfreien Jahre und die freigebige Unterstützung des Fürsten, entstand nach Verlauf eines Zeitraumes von acht Jahren Lichtenthal, welches von dem Fürsten die Carlsstadt genannt wurde, und gegenwärtig 213 Häuser, 19 Gassen und gegen 7500 Einwohner zählt.

Zu der Kirche, den vierzehn Nothhelfern

geweiht, legte Carl VI. den 20. September 1712 den Grundstein; sie wurde 1723 zur Pfarrkirche erhoben, und 1770 vergrößert. Sehenswerth ist daran ein 1827 von Klieber angebrachtes Christusbild.

Beinahe alle Häuser dieser Vorstadt haben Schilder, dem vormaligen Gebrauche gemäß, welche oft komisch genug klingen; z. B. eine Paskete (in der Salzergasse Nr. 27), eine goldene Bretze (Nr. 155) ein krummes Kipfel (Nr. 66), ein Roß in der Wiege (Nr. 196 in der obern Hauptstraße), ein goldener Tänzer (Nr. 35), ein Bierwagen (Nr. 44); die Bewohner dieser Vorstadt sind auch große Verehrer der Zahl drei, denn man stoßt dort allenthalben auf Dreiheiten in ihren Hausschildern, z. B. Nr. 38 führt den Schild zu den 3 Husaren; Nr. 48 zu den 3 Königen, Nr. 51 zu den 3 Mohren, Nr. 53 zu den 3 weissen Lilien, Nr. 55 zu den 3 Rittern, Nr. 56 zu den drei Herzen, Nr. 57 zu den 3 Schwalben, Nr. 73 zu den 3 Kronen, Nr. 77 zu den 3 Bauern, Nr. 85 zu den 3 Hasen, Nr. 126 zu den 3 Hufeisen, Nr. 136 zu den 3 Laufern, Nr. 143 zu den 3 Tauben, Nr. 162 zu den 3 Bindern, Nr. 171 zu den 3 Hacken, Nr. 184 zu den 3 grünen Linden, Nr. 194 zu den 3 Rößeln u. s. w.

Als im Mai 1809 ein gefangener Landwehrmann durch diese Vorstadt geführt wurde, entstand ein gewaltiger Auflauf, wobei sogar auf die Franzosen geschossen wurde. Die Gemeindevorsteher wurden verhaftet, und mußten zu Fuß neben den schnellreitenden Gensdarmen in die Lager von Nußdorf und Heiligenstadt und in das Staabsstockhaus in die Stadt laufen, wurden aber nach 48 Stunden entlassen.

Liesing.

Dieses schöne Dorf liegt eine Meile von der Hundsthurmer-Linie in einer angenehmen und weinreichen Gegend; der Reichliesingbach theilt dasselbe in das obere oder Klein- und in das untere oder Großliesing und ergießt sich oberhalb Schwechat mit dem Flusse dieses Namens. Der Ursprung des Orts ist unbekannt, man weiß nur, daß die alte Dorothea-Capelle in Wien daselbst von Albrecht IV. Besitzungen erhielt, welche an das Stift der regulirten Chorherrn übergingen, und im Stiftbriefe vom 15. August 1414 genannt werden. Zur Zeit der zweiten türkischen Belagerung 1683 hatte Ober-Liesing 8, Unter-Liesing 19 Häuser, welche alle niedergebrannt wurden. Die Bewohner wurden gefangen und erschlagen. Das Stift sah sich daher genöthigt, die Brandstätten den neuen Ansiedlern um geringen Preis zu verleihen. Der Ort kam 1789 an den bekannten Buchdrucker Jos. Edler von Kurzböck, später an die Gräfin Josepha von Breuner, die sich die Vergrößerung des Dorfes sehr angelegen sein ließ, so daß in kurzer Zeit am sogenannten Steinmeissel gegen Kalksburg eine neue Gasse entstand.

In Ober-Liesing liegt das zwei Stockwerke hohe herrschaftl. Schloß in einem englischen Garten, zur Hälfte von einem fischreichen Teiche umgeben. Den Eingang ziert ein massiver viereckiger Thurm mit einer runden Kuppel, der ein Überbleibsel des alten Gebäudes ist. Trotz seiner Festigkeit wurde er durch den Sturm vom 30. Sept. 1807 so beschädigt, daß der obere Theil abgetragen werden mußte. Es befand sich darin vormals die Capelle. Links am Eingange des Schlosses errichtete Kurzböck 1789 eine kleine niedliche Capelle, worin 1818 während der Renovation der Pfarrkirche durch 3 Monate der Gottesdienst gehalten wurde.

Nach Aufhebung des Dorotheerstiftes wurde dieses Gut 1789 öffentlich versteigert und kam an Private. Liesing gehörte bis zu Joseph des II. Zeit zur Pfarre Atzgersdorf. Die heutige Kirche wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gebaut, und

hat im Presbyterium ein gothisches Gewölbe. Das Schiff hat ein Gewölbe von neuerer Bauart und ruht auf sechs Wandpfeilern. Der Hochaltar, die prächtigen Meßkleider, die Ornate, Kelche und die Kelheimerplatten des Presbyteriums erhielt die Kirche aus der Klosterkirche der Clarisserinnen bei St. Nikolaus in der Stadt, die Kirchenstühle aus der Pfarrkirche des Bürgerspitals, das Positiv aus der alten abgetragenen Pfarrkirche zu Hernals und die Kanzel aus der Friedhofkirche auf der Landstraße. Der Hochaltar erhielt bei der Vergrößerung der Kirche 1818 ein neues Altarblatt, die Geburt Christi nach Rubens; die zwei Seitenaltäre haben ein vortreffliches Bild der h. Anna von Langhirt, und ein gutes Bild des h. Johann von Nepomuk von demselben.

Als die Türken 1683 den Ort verwüsteten, haueten sie auch alle Bäume im Schloßgarten nieder und ließen nur einen türkischen Haselnußbaum als ein Product ihres Vaterlandes stehen. In der Folge hat man diesem Baum von einem Sprößling, den er von der Wurzel getrieben, einen Nachfolger gezogen. Povowitsch schätzte (1770) den großen Baum auf anderthalb Jahrhundert.

Von mineralischen Merkwürdigkeiten dieser Gegend, so wie von den Steingeschieben, welche der Liesingbach mit sich führt, spricht Andr. Schütz in seinem mineralogischen Taschenbuche von Unterösterreich. Eine andere Merkwürdigkeit ist das Erzeugniß des viel besuchten und besonders seit Errichtung der Eisenbahn sehr in Schwung gekommenen Bräuhauses des Herrn Held, das bekannte und beliebte Liesinger-Bier, welches einen stehenden Artikel der Wiener Gasthäuser bildet.

Liliengäßchen.

Dieses die Weihburggasse mit der Singerstraße verbindende lange und enge Gäßchen hatte bis zur Erbauung des Lilienfelderhofes in der erstgenannten Gasse den Namen Diebs- oder Raubergäßel, der sich im 17. Jahrhundert in Armensündergäßchen verwandelt hat, weil durch dasselbe die Verbrecher vom Amtshause in der Rauhensteingasse zur Schranne oder zum Richtplatze geführt wurden.

Linien.

Im Jahre 1704 wurden alle Vorstädte, sammt mehreren an dieselben grenzenden Wiesen und Äckern, die in deren Arrondirung lagen, weil die ungarischen Schaaren Franz Ragozi's in die Gäßen der Vorstädte streiften, und weil man auch der spanischen Erbfolge wegen einen Einfall der mit Frankreich verbündeten Baiern befürchtete, auf Bitten der Bewohner der Vorstädte, welche einer abermaligen Verheerung ihrer Häuser zuvor zu kommen suchten, und auf Anrathen des Prinzen Eugen von dem Donauarm bei St. Marx angefangen im Halbkreise bis wieder zu demselben hinter dem Lichtenthale mit einem Graben umfangen der zwölf Schuh hoch, eben so breit und, anderthalb Klafter tief, nach den Regeln der Kriegsbaukunst mit Winkeln versehen ist, und gewöhnlich die Linie genannt wird. Der Graben war damals mit Aufziehbrücken versehen und seine Vertheidigung wurde dem General Grafen Gronsfeld übertragen.

Diese Linien sind mit zehn Ein- und Ausgängen versehen, denen man später selbst diesen Namen beilegte. Die Entfernung dieser Linien von dem Stadtgraben ist folgende:

bis zur Nußdorfer-Linie sind		2940	Schritte.
" " Währinger-	"	2250	"
" " Hernalser-	"	2040	"
" " Lerchenfelder-	"	2310	"
" " Mariahilfer-	"	3000	"
" " Schönbrunner- (kleine)	"	3750	"
" " Hundsthurmer-	"	3900	"

bis zur Favoriten-Linie sind 2670 Schritte.
" " St. Marxer- " " 4080 "
In der Leopoldstadt ist die äußerste Brücke von der Stadtbastei 6971 Schritte entfernt.

Der äußere Umfang der Linien von einer Seite des Donauarms zur andern beträgt 7080 Klafter oder über zwei deutsche Meilen. Zum Baue des Linienwalles arbeiteten täglich tausend Mann, wozu auch viele gefangene Rebellen bei Wasser und Brod verwendet wurden. Die Linien wurden erst 1730 unter Carl VI. mit Ziegeln ausgemauert. Auch die Leopoldstadt, welche seit 1698 in den Burgfrieden der Stadt aufgenommen worden war, erhielt diese Befestigung am alten und neuen Tabor. Einer Sage zu Folge sollen die Bürger Wiens diese Schanzarbeiten selbst verrichtet haben; gewiß aber ist, daß sie die Kosten derselben getragen haben.

Lobkowitz (Fürst Wenzel Euseb. von) war Kaiser Leopold des I. Minister und ein in mehrerlei Beziehung merkwürdiger Mann. Es war ein Kavalier von den angenehmsten Formen, welcher der französischen Sprache und Sitte in Österreich den ersten Eingang verschaffte, und der ein Lebemann im vollen Verstande des Wortes genannt werden kann, der bei der bekannten Unbedeutenheit seiner meisten Nebenmänner damals mit Recht für einen großen Mann galt. Die Kaiserin Claudia Felicitas war ihm abgeneigt, weil der Fürst sich gegen die Vermählung des Kaisers mit ihr ausgesprochen hatte. Auch die Jesuiten haßten ihn, weil er die bereits ausgefertigte Urkunde über die Schenkung der Grafschaft Glatz und die Verpfändung der Provinzial-Hauptstadt Gratz hintertrieben hatte. Es konnte daher nicht fehlen, daß eifrig an den Sturz dieses Mannes gearbeitet wurde, was seinen Feinden auch gelang. Den 17. Oktober 1673, als der Fürst eben zum Kaiser fahren wollte, sah er sich plötzlich in seinem Pallaste verhaftet; er verlor alle seine Ämter und Würden mit dem sonderbaren Verbote, bei Lebensstrafe nicht nach der Ursache dieser außerordentlichen Behandlung zu fragen. — Auf einem offenen Kallesch von Dragoenern umgeben und dem gaffenden Pöbel zur Schau ward er beim rothen Thurm hinaus nach Raudnitz abgeführt und dort durch einige Zeit strenge bewacht. — Bald war er vergessen. Seine joviale Laune verließ ihn aber auch in seiner Ungnade nicht; er ließ sich in Raudnitz einen Saal halb in Fürstenpracht und halb als armselige Hütte zurichten, und that in der einen Hälfte, was seinem vorigen Glück und in der andern was seinem tiefen Falle zukam. Alle Wände waren mit Schnurren und lächerlichen Anekdoten aus dem Leben seiner Gegner vollgeschrieben. — Übler ging es seinem Sekretär, einem Italiener, der gefoltert wurde, weil man ihm Geständniße abpressen wollte, um gegen seinen Herrn einen Hochverrathsprozeß anzufangen, was jedoch nicht gelang.

Lobkowitz'scher Pallast (Fürst).

Den Augustinern gegenüber befindet sich dieses ehemals gräfl. Dietrichstein'sche Palais, welches unter allen hiesigen Palästen die schönste Lage hat. Es steht auf der Stelle des alten Dorotheerbades und sein Erbauer war der ehemalige Cardinal von Dietrichstein. Es ist drei Stockwerke hoch und in jedem Stockwerke sind 18 Fenster; es hat 3 Thore, wovon das mittelste das schönste und größte ist.

Die Fronte präsentirt sich ausnehmend hübsch und ist mit großen steinernen Statuen besetzt. Die Zimmer in demselben sind sehr schön und kostbar meublirt. Im Jahre 1809 bewohnte es der französische Stadtkommandant Hulin, der, obgleich einer der Stürmer der Bastille und Präsident des Standrechts über den Herzog von Enghien, sich in Wien mit vieler Mäßigung benahm.

Von dem Pallaste erhielt der Spital-

platz, worauf er steht, im Munde des Volks den Namen Lobkowitz-Platz.

Lobkowitz'sches (Fürst) Gartengebäude

am Ende der Ungergasse, wo es die Ecke der Haltergasse bildete, ist sammt seinem schönen, großen Garten spurlos verschwunden und ihre Stellen nehmen die dortigen neuen Gassen ein. Demungeachtet lebt das Andenken an diese Besitzung einer seiner Bewohnerinnen wegen fort und fort. Es ist dieß die Fürstin Caroline von Lobkowitz, geborne Fürstin Schwarzenberg, die Stifterin des Vereins der adeligen Damen, der hier auch seinen ersten Sitz hatte. Täglich war der Garten mit neuen Gruppen geretteter hülfloser und verlassener Menschen geziert, keine Jahreszeit entblätterte diesen Hain der Wohlthätigkeit; immer blühen hier Dank und Segen und dieses Gebäude trotzet allen Zufällen, denn es ist für die Ewigkeit auf Menschenliebe gegründet.

Lombardisch-Venetianischer Gardehof.

Er befindet sich am Rennweg (389) und hat die Inschrift:

Real Guardia nobile Lombardo-Veneta,
Imperante Ferdinando I. 1840.

Ursprünglich erbaute Graf Th. Raimund von Harrach 1735 das Gebäude mit einer dem heil. Januar gewidmeten Capelle.

Leopold II. brachte es 1791 an sich. Nach seinem Tode 1792 kam es an Private, welche darin eine Zucker-Raffinerie anlegten, und den Garten mit dem schönen Palais veröden ließen. Franz I. kaufte es zurück, ließ es verschönern, stellte den herrlichen Garten her, woher das Haus den Namen Kaisergarten erhielt; restaurirte die Capelle, und verbesserte das dortige Benefizium. Die Capelle blieb beim neuen Adaptirungsbau für die Garde unverändert. Sie hat drei Altäre. Das Gemälde des Hauptaltars stellt die Enthauptung des heil. Januarius vor. Auch sieht man dort ein uraltes Frauenbild von schwarzer Gesichtsfarbe.

Die Garde entstand 1840 und war im folgenden Jahre vollständig; sie hat 1 Capitän, 1 Unterlieutenant, 1 Premier-Wachtmeister u. s. w. und 60 Garden. Alle Jahre treten 15 Garden in die Regimenter ein oder gehen zum Civildienst über. Ihre kostbare Uniform ist hochroth, Epaulets von Gold, Helme von Silber, an Galatagen weiße Pantalons.

Lorenzergrund (Der)

bei Hungelbrunn ist der geringste der Vorstädte (mit 18 Häusern zwar, aber mit 600, folglich weniger Einwohner als Hungelbrunn), er gehörte dem Kloster der Lorenzerinnen und hat daher den Namen. Im Jahre 1792 bestand er aus zwei Häusern, die einen eigenen Grundrichter hatten. Nach Aufhebung des Klosters der Lorenzerinnen trat das Staats-Realitäten-Grundbuch ein, von welchem es der Magistrat am 20. Februar 1806 erkaufte. Das Siegel dieser Mignon-Vorstadt ist ein Rost.

Lorenzerkloster (Lorenzergebäude).

Als Stifter dieses Klosters der Lorenzerinnen gelten insgemein die Brüder, Friedrich der Schöne und Otto der Freudige. Die näheren Umstände und das Jahr der Gründung ist unbekannt; doch ist sein Dasein im dritten Jahrzehend des 14. Jahrhunderts unbestreitbar; denn die Dominikanerinnen bei St. Lorenz erscheinen mit frommen Vermächtnissen bedacht in den Testamenten Friedrich des Schönen von 1327 und seiner Mutter Elisabeth von 1328.

Wie die Himmelspförtnerinnen und Jakoberinnen keineswegs beim ursprünglichen Orden blieben, so kamen auch nach St. Lorenz, statt der ausgesterbenen Predigerinnen (1445), Augustinerinnen, die

im ſogenannten Aubuſch im Prater, im untern Werd, der ſich damals von der Landſtraße bis gegen die Carmeliter in der Leopoldſtadt hinzog, ein keines Kloſter gehabt haben ſollen. Albrecht der Lahme beſtätigte ſie 1350, und ſein Sohn Rudolph der Weiſe, ward ihr vorzüglicher Wohlthäter.

Daß bei der erſten türkiſchen Belagerung die Chorfrauen des blühenden Magdalenen-Kloſters vor dem Schottenthore ſich zu den beinahe ganz verarmten Lorenzerinnen auf den alten Fleiſchmarkt geflüchtet und mit ihnen vereinigt haben, iſt vollkommen erwieſen. Die ſo ſehr angewachſene Zahl der Nonnen machte eine bedeutende Erweiterung des Baues unausweichlich. Gleichwohl wurde dieſer erſt 1630 von der Oberin Polixena, Gräfin von Muſchingen, begonnen, und von der Oberin Auguſtine, Reichsgräfin von Traun und Abensberg vollendet. Die Canoniſſinnen weihten ſich auch der Erziehung der adelichen weiblichen Jugend. — Faſt alle ihre ſchriftlichen Denkmale verzehrten zwei unglückliche Feuersbrünſte 1590 am 24. April und 1627 am 21. April.

Viele Damen des erſten Landadels nahmen hier den Schleier, Witwen und Jungfrauen, die meiſt große Wohlthäterinnen des Stiftes wurden, z. B. Anna Eliſabeth Gräfin von Kollonitz, geborne Gräfin Buchheim, Katharine Gräfin Hohenfeld, geborne Starhemberg, Anna Claudia Gräfin Hamilton, Louiſe Katharine Gräfin von Schwerin, geborne Freiin von Hayden ꝛc.

Von Grabmälern verdienen Erwähnung jene der beiden Gemalinnen des F. M. Grafen Siegbert Heiſter, dem 1683 in der Belagerung von einem Türkenpfeil der noch in der Ambraſer-Sammlung befindliche Hut durchſchoſſen wurde, und des Johann Trapp von Wien, † 12. November 1324, ein Doktor der Pariſer Hochſchule, fünf Mal Rector der hieſigen und durch 27 Jahre Profeſſor derſelben.

Die Jeſuiten hielten nach ihrer Einführung in Wien, ihr Predigeramt bei den Lorenzerinnen. Zum Andenken deſſen verſahen bis zur Stunde der Aufhebung ſtets die Prieſter dieſes Ordens aus dem untern Collegium dieſe Kanzel. Die Realitäten wurden bei der Aufhebung 1783 verkauft, das Kloſtergebäude 1797 zu einer Grünſpanfabrik verwendet, und aus der Kirche, dem Kloſter und den Zuhäuſern 1816 ein großes Gebäude hergeſtellt, das mehrere Buchhaltereien und andere Ämter in ſich ſchließt.

Merkwürdige, aber wenig bekannte Alterthümer findet man noch heute in den unterirdiſchen Räumen dieſes Lorenzergebäudes. Man ſieht dort noch alte Mäuer und Gewölbe, welche nach dem Deckengemälde und der Struktur des Ganzen, die Kloſtergruft bildeten. Am Plafond iſt eine ſpaniſche Säule mit einer Krone zu ſehen, worunter Carl V. zu leſen iſt. Neben der Säule ſteht der Tod mit geſenkter Senſe, um welche ſich ein Band windet, worauf in zwei Zeilen die Worte ſtehen:

Allen Menſchen iſt beſchloſen Einmahl zu ſterben. Hiob 9.

Ferner findet man hier ein gegen 7 Schuh hohes und 5 Schuh breites, gut erhaltenes Bild, deſſen Hintergrund ein Friedhof vorſtellt, wo die Todten aus den Gräbern auferſtehen, vorne ſteht ein Biſchof im Ornate, der ſich über die auferſtehenden Todten zu entſetzen ſcheint. Neben ihm ſteht ein Prieſter, deſſen ruhige Haltung gegen jene des erſten ſehr abſticht. Unter dieſem Bilde ſteht folgende vierzeilige Schrift:

„Als ein Pischof berichtet worden das under ihme ein priester sei der nur
alzeit für die abgestorbne möss Lössen, hat er denselben hinführe möss zu
lössen verbothen, un als
Gemälder pischoff einsmals übern Freydhof ging, standen die Todten auf ihre gröben über ihme auf, und trobten ihme

ungehindert für sie mögen lösen zu lassen, sonst wollen sie ihme bald zu ihnen gesöllen."

Den Hauptaltar der Kirche zierte ein Gemälde des berühmten de Harte, den h. Blutzeugen Laurentius vorstellend. Auch ein marianisches Gnadenbild befand sich darin, welche beide Stücke bei der Aufhebung spurlos verschwunden sind. Das Gnadenbild war von Holz und ellenhoch, und stand am Altare des Chores. Nach der großen Feuersbrunst am 21. April 1627, welche die Kirche verzehrte, fand man das Bild in der Nähe der Wohnung der Oberin, ohne weitere Beschädigung, als daß vom Jesukinde die Fußsohlen etwas verbrannt waren. In der Folge wurde jährlich am 2. Juli, als dem Feste Mariä Heimsuchung, das Bild von seinem alten Standorte herabgenommen, und durch acht Tage auf dem Hochaltar unter einem Baldachin zur Verehrung ausgesetzt.

Lotto.

Unter Maria Theresia begann 1751 zu Wien das Lotto di Genova mit dem strengen Verbot ausländischer Lotterien. Der erste Pächter des Spiels war Ottavio Cataldi, und die erste öffentliche Ziehung geschah auf dem Spitalplatz vor dem Lobkowitz'schen Pallaste (die zweite auf der Mehlgrube). — Im Oktober 1786 übernahm der Hof die Zahlenlotterie auf eigene Rechnung.

Die erste Wohlthätigkeits-Lotterie veranstaltete der Magistrat den 1. April 1740 zum Trost und Behuf der Armen; es wurden 50000 Lose zu 2 Gulden und 100,000 Gewinnste gemacht, wovon 10 von hundert für die Armen abgezogen wurden.

Löwelbastei.

Dieser ehemals auch Löbelbastei genannte Theil der Befestigungswerke, der nach der ersten türkischen Belagerung nach Hirschvogl's Plan 1547 erbaut wurde, und worauf heute das niedliche Paradiesgärtchen mit Corti's Kaffehhaus steht, ist ein klassischer Boden für Kenner der Geschichte Wiens. Ursprünglich bestand diese Bastei nur aus Erde und Wasen und wurde, wie folgende Inschrift sagt, erst 1656 mit einer Mauer bekleidet:

Ferdinandus III. Rom. Imp. Germ.
Hung. Boh. etc. rex archid.
Austr. Propugnaculum hoc
muro obduci curravit
Anno MDCLVI.

Am Cavalier des Löwels war es, wo Graf Starhemberg, am 15. Juli 1683 durch einen Stein, den eine türkische Stückkugel abschlug, an den Kopf verwundet wurde, so daß er einige Tage zu Haus bleiben mußte. — Einem Lieutenant der Besatzung, der die Türken über Nacht sich vor dieser Bastei hatte eingraben lassen, ließ Starhemberg nur die Wahl zwischen dem Galgen, oder mit nicht mehr als 24 Mann auszufallen und die feindlichen Arbeiten zu zerstören. Bekannt ist, daß die Löwel- und Burgbastei damals die Hauptangriffspunkte der Türken und der Schauplatz einer Unzahl von Großthaten Seitens der Stadtvertheidiger waren. Darum nannte Kara Mustapha das Ravelin an dem Löwel den Zauberhaufen.

Lugeck.

Die nahe liegenden Niederlagen der Kölnischen und Regensburgischen Kaufmannschaft, noch fortlebend im Kölnerhof und im Regensburgerhof, gaben dem Lugeck den Charakter einer offenen Wechselbank, in welcher die wichtigsten Geschäfte blos mit Wort und Handschlag geschlossen wurden. Schmälzel in seinem Lobgedichte auf die Stadt Wien beschreibt uns dieses geschäftige Gewühl mit den Worten:

An das Lugeck kam ich ungefähr,
Da traten Kaufleut hin und her,

All nacion in ihrer claidung,
Da wird gehört man sprach und zung,
Ich dacht, ich wer gen Babel khumen,
Wo alle sprach ein Anfang gnumen,
Hebräisch, griechisch und lateinisch,
Deutsch, französch, türkisch, spanisch,
Böheimisch, windisch, italianisch,
Hungerisch, guet niederländisch,
Natürlich syrisch und chrabatisch,
Reizisch, polnisch und chaldäisch. —

Allein nicht nur Merkur, sondern auch Bellona hat in den Annalen dieser Stadtgegend eine Rolle gespielt. Zur Zeit der ersten türk. Belagerung (1529) stand am Lugeck in der Nähe des Federlhof-Thurmes zur nothwendigen scharfen Handhabung der Polizei ein Galgen, an welchem eines Tages zwei übrigens wackere deutsche Lanzenknechte starben, weil sie in einem nahen Weinkeller saßen und zechten, während die Rotte, zu welcher sie gehörten, dem Sturmläuten zueilte, um einen Anfall der Türken abzuschlagen.

M.

Mädchenschule (Erste).

Der Bürgermeister Georg Brandstetter legte 1572 mit 5000 fl. den Grund zu einer Mädchenschule, welche die erste bekannte ist. Die Schule befand sich damals in dem leerstehenden Klostergebäude zu St. Hieronymus (Franziskanern). Als dieses Haus 1589 den Franziskanern anstatt des Klosters zu St. Nicola in der Singerstraße eingeräumt wurde, kam die Mädchenschule nach St. Nicola und sie wurde 18 Jahre später dem Bürgerspitale einverleibt.

Magdalenengrund.

Dort, wo am Stephansplatz zur Marktzeit die Budenreihen, auf der Seite des Alumnatgebäudes, aufgeschlagen werden, stand, als diese Gegend noch ein Kirchhof war, die uralte Magdalena-Capelle. — Sie brannte 1781 ab, und wurde nicht mehr aufgebaut; die Stelle, wo sie gestanden, wurde geebnet und zur Vergrößerung des Stephansplatzes benutzt.

Dieses Gotteshäuschen besaß hinter der Vorstadt Leimgrube, vom Wienflusse an bis zu dem Berge, worauf sich die Vorstadt Mariahilf erhebt, ein Grundstück, das schon in früher Zeit mit Häusern bebaut wurde, eine besondere Vorstadt mit eigener Gerichtsbarkeit bildete, und von dieser Capelle den Namen des Magdalenengrundes erhielt.

Er gehört zu den kleinern Vorstädten, indem er nur 38 Häuser zählt, die zu den kleinsten gehören. Sie können auch hinsichtlich ihrer Beschaffenheit die Zeit ihrer Entstehung nicht verläugnen. Sie sind enge, finster und winkelig und nehmen sich in ihrer uneben Lage am Mariahilferberge, wo eines über das andere zu hängen scheint, wie Maus- und Rattenlöcher aus; daher soll er den noch allgemein gebräuchlichen Namen des Ratzenstadls erhalten haben.

Der Grund besteht aus einer Hauptstraße, und aus drei Seitengäßchen, die Hühnerleitern gleichen, wovon die Bergsteiggasse aus sechs, die Brunngasse aus zwei, und die Kegelgasse ebenfalls aus zwei Häuserchen besteht. — Eine Eigenheit dieser Vorstadt ist die dort herrschende Unveränderlichkeit der Einwohnerzahl, die sich auf 1300 Seelen beläuft; und deren vor einem halben Jahrhunderte gerade soviel vorhanden waren. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der Abgeschlossenheit des Raumes, diese Vorstadt hat keine Handbreit leeren Boden und hatte schon ursprünglich bis auf eine Nummer ihre gegenwärtige Zahl von Häusern, die so stark bewohnt sind, daß kaum eine Person mehr darin untergebracht werden kann.

Über die Benennung des Ratzenstadels hat ein humoristischer Volksdichter vor vielen Jahren folgende Glosse gemacht:

Beim Ratzenstadel (Magdalenengrunde)
(Es ist für Ratzen fast zu klein),
Zog ich vergebens mehr als einmal Kunde
Von seiner Wiedertaufe ein.

Mag ſein, daß es einſt viele Magdalenen —
In dieſem Magenſtadel gab,
Doch büßte ſchwerlich eine ſo in Thränen
Die Sünden in der Wüſte ab.

Der Urſprung der Benennung des Magenſtadels aber liegt ſehr nahe, und iſt keineswegs in der unanſehnlichen Bauart der Häuſer, ſondern in dem Umſtande zu ſuchen, daß dieſe Gegend in der Vorzeit oft von Ungeziefer wimmelte.

Viel allgemeiner als heute waren vormals die Plagen, die über unſere Felder und Gärten durch Ratten und Mäuſe herbeigeführt wurden. Es geſchahen viele Bittgänge, um dieſes Unheil abzuwenden, und ein hiſtoriſches Intereſſe haben die zahlreichen Prozeſſionen, die aus verſchiedenen Gegenden Öſterreichs und auch von Wien nach Füßen in Schwaben zogen, um in der dortigen alten Benediktiner-Kloſterkirche von dem h. Magnus, (in der Volksſprache St. Mang) die Vertreibung des Feldungeziefers zu erflehen. — Eine Folge dieſer Landplage war das Vorhandenſein von ſogenannten Rattenfängern, die allenthalben herumzogen, und ſich der geheimen Kunſt rühmten, das Ungeziefer an ſich locken und vertilgen zu können.

Magdalenenhof (am Biſamberge).

Dieſer Hof ſoll ſchon vor mehreren Jahrhunderten, wenn auch nicht in ſeiner heutigen Geſtalt und Beſtimmung, vorhanden geweſen ſein, und ſeinen Namen dem einſtigen, und zur Zeit der erſten Belagerung Wiens durch die Türken (1529) verſchwundenen Magdalenakloſter, welches ſich außer dem Schotten- oder vielmehr Fiſcher- und neuen Thore gegen die Roßau, etwa in der untern Gegend des vormaligen Ochſenberges erhob, verdanken.

Ohne die Richtigkeit dieſer Thatſache zu unterſuchen, kann nachgewieſen werden, daß das erwähnte Magdalenakloſter am linken Ufer der Donau wirklich Grundeigenthum beſaß, wie es auch der Fall mit dem Clarakloſter im Prater war. — Nur Eines verleidet dem Beſteiger dieſer intereſſanten Höhe deſſen Beſuch; wir meinen die ſo allgemein herrſchende Unart, die Wände der hie und da angebrachten Ruhepunkte, ſie mögen von Holz oder Stein, Reſte der Vorzeit, oder neuen Urſprungs ſein, mit eingeritzten oder geſchriebenen Namen, mit oft mehr als nichtsſagenden Reimen, ſo wie mit Tags-, Monats- und Jahreszahlen zu beſudeln. Hegen denn die hirnloſen Scribenten dieſer Fertigungen wirklich den Glauben, es bekümmere ſich irgend Jemand darum, ob ein Hans Dampf mit ſeiner Urſula an dieſem oder jenem Tag da geweſen, da geſeſſen, um ſich geſchaut, geſchwärmt, geſungen, die Guitarre geſpielt, und Gott weiß was ſonſt noch Alles gethan habe!

Magdalenenkloſter.

Unter Friedrich dem Streitbaren erhob ſich unfern der Schottenabtei an dem ſogenannten Schottenpeunt (Schottenhügel) zwiſchen der heutigen Währingergaſſe und der Roßau ein Nonnenkloſter, deſſen Chorfrauen nach St. Auguſtins Regel lebten und deren geiſtliche Gemeinde bis zur erſten türkiſchen Belagerung 1529 fortwährte. Dieſe Nonnen, welche ſich damals zu jenen von St. Nicola in der Singerſtraße gezogen hatten, wurden 1533 mit den Kloſterfrauen zu St. Lorenz am alten Fleiſchmarkte vereinigt und das Kloſter St. Nicola wurde vom Biſchofe Johann Faber zu einem Stifte für arme Studierende umgeſtaltet, welche Beſtimmung es bis 1545 behielt, in welchem die Franziskaner von St. Theobald das Gebäude und die Kirche erhielten.

Magiſtratiſche Waſſerleitung.

Der Stadtunterkämmerer Wohlleben brachte 1799 dieſe Waſſerleitung zu Stande; durch welche dem Waſſerbedarf der Alſervorſtadt und der Währin-

gergaſſe entſprochen und insbeſondere das allgemeine Krankenhaus, das Militär-Spital und das Waiſenhaus mit Waſſer beſſer verſehen und darin öffentliche Waſſerbehälter errichtet wurden: ebenſo auf dem Platze der Alſergaſſe, auf dem Vorplatz des Militär-Spitals und im großen Hof des allgem. Krankenhauſes. Die Koſten wurden theils durch das Großhandlungs-Gremium, theils durch freiwillige Beiträge der Vorſtadt Alſergaſſe beſtritten. Die Quellen liegen in Ottakrin und Hernals.

Maibäume.

Am 1. Mai herrſchte vormals auch in Wien die Sitte, vor allen Häuſern grüne Baumzweige in die Erde zu ſtecken; durch dieſen Umſtand litten die nächſten Donau-Auen und die Werder (Leopoldſtadt und Neſſau) großen Schaden in ihrem Baumwuchſe.

Eine der erſten Verordnungen der Kaiſerin Maria Thereſia 1740 befahl die Abſchaffung der Maibäume. Ungeachtet die Hauptſtadt den 1. Mai noch alljährlich und ganz vorzüglich in der Leopoldſtadt feiert, ſo ſind doch die mit färbigen Bändern zierlich geſchmückten Baumzweige nur noch auf einigen Schiffen der Donau den Frühlingsmonat hindurch zu ſchauen. Der 1. Mai iſt ſeit mehr als ſechs Jahrhunderten ein Feſt- und Freudentag für die Bewohner Wiens. Schon unter Leopold VII., dem Glorreichen, beging man alljährlich an dieſem Tage das Veilchenfeſt. Wer das erſte Veilchen auf dem Felde fand, der brachte alſogleich dem Herzoge davon die Kunde, und dieſer zog dann, geleitet von ſeinem ganzen Hofe, unter Jubel und Muſik hinaus, dieſen Erſtlingsboten des Frühlings zu begrüßen, das ſchönſte und ſittſamſte Mädchen der Stadt mußte das Veilchen pflücken, und das Maienlied ſingen, in welches der ganze Feſtzug im Chor mit einſtimmte, und beim Klange der Flöten und Cymbeln wurde dann der Maientanz aufgeführt.

Mandel (Zum rothen).

An der Ecke des tiefen Grabens und der Freiung tritt uns im modernſten ſchönen Gewande das rothe Männchen (das Haus zum rothen Mandel 158) entgegen, welches noch vor einem halben Jahrzehende in ſeinem altersſchwarzen Rococo-Coſtüme dieſe Gegend zu einer mittelalterlichen Rumpelkammer machte. Das alte Haus erhielt ſeinen abenteuerlichen Namen von einer, über dem Eingangsthore, welches ſich vormals in der Fronte gegen die Freiung befand, angebracht geweſenen Schilderei, die eine männliche Geſtalt in einen rothen Mantel gekleidet und ein entblößtes Schwert haltend vorſtellte, und, wie wir es ſchon aus unſeren neuzeitigen Schauer- und Schreckensdramen wiſſen können, nichts anders war, als der Vetter Scharfrichter, mit welchem vertraulichen Titel der eilfte Ludwig von Frankreich und Wenzel von Böhmen, die Vollſtrecker ihrer Gewaltthaten zu bezeichnen pflegten. Frägt man, wie dieſer liebe rothe Mann dazu gekommen iſt, als Freskofigur an dieſem Hauſe prangen, oder als warnender Popanz auf jeden Vorübergehenden herabblicken zu müſſen, ſo können wir uns auf die Angabe beſchränken, daß vermuthlich ein früherer Beſitzer einſt die mit dem Blutgerichte begabte Stadtrichter-Würde bekleidet und im Gefühle ſeines Amtes nicht unterlaſſen habe, dieſes männiglich dadurch zu manifeſtiren, daß er den Vollzieher der ſtrafenden Gerechtigkeit in eigener Perſon an der Stirne ſeiner Behauſung anbringen ließ. Die jovialen Bewohner Wiens mögen Anfangs dieſes abſchreckende Freimannsbild mit ſcheelen Blicken betrachtet und darauf in ihren vertrauten Kreiſen manchen Witzpfeil abgeſchoſſen haben. Man unterließ auch nicht, den gegenüber anſprengenden ſteinernen Reiter am Heidenſchuße mit dem rothen Manne in Conflict zu bringen und erzählte ſich, ſelbſt der ungläubige

Türke wolle seinen alten Standort verlassen und sei im Davonsprengen begriffen, seitdem man das fatale Vis-à-vis blutigen Anschauens ihm vor die Augen hingeklecksst habe. Bei diesen vertrauten Reden blieb es indessen nicht lange, der kleine Blutmann verlor nach kurzer Zeit seine Furchtbarkeit und wurde im Munde des Volkes zu einem rothen Mandel, mit welchem endlich sogar Kinder ihr Gespötte trieben.

Männer-Gesangsverein.

Seine Statuten sind vom 25. November 1845 und er hat zum Zweck, den Männergesang im Allgemeinen, insbesondere aber das Vokalquartett und aus diesem hervorgehend, den Vokalchor durch vereinte Übung auszubilden und zu vervollkommnen. Zu diesem Ende versammelt sich der Verein wöchentlich zu Proben, um die classischen Werke der Alten sowol als die Compositionen neuerer Tonmeister einzustudiren und durch Vereins-Produktionen und öffentliche Concerte (jährlich höchstens zwei) dem Publikum zugänglich zu machen. Der Verein besteht aus ausübenden, unterstützenden und Ehren-Mitgliedern, die ihre besonderen Rechte und Verbindlichkeiten haben. Der Verein hat einen Protector, eine Direktion, deren Vorstand ein Sekretär ist und einen Ausschußrath. In musikalischer Beziehung bestehen zwei Chormeister und zwei Archivare. Der Verein hat durch seine bisherigen öffentlichen Productionen den glänzenden Erfolg seiner Wirksamkeit vollkommen erwiesen.

Marcus-Curtius-Loch.

Vor dem Regensburgerhofe am Lugeck sah man noch unter Maria Theresia im Straßenpflaster eine runde Ausmauerung von Ziegelsteinen, welche man allgemein, aber irrig für die Grube hielt, worin die große Glocke von St. Stephan gegossen wurde; man nannte diese Grube das Marcus-Curtius-Loch. Eigentlich führte diesen Namen ein Weinkeller, der sich sehr wahrscheinlich im Federlhofe befand. Ob dieses Marcus-Curtius-Loch derselbe Keller war, worin Fröhlichs Weinschenke sich befand, oder ob dasselbe sich gegenüber befunden habe, ist unbestimmt; wir müssen uns deßhalb auf die einfache Versicherung beschränken, daß diese unterirdische Schenke jedenfalls am Lugeck bestand, und seinen Namen den Studenten verdankte, die der nahen Universität wegen dort häufig einsprachen und unter sich viel von Marcus Antonius, von Marcus Aurelius, von Marcus Tullius, von Curtius Severus und Curtius Pompilius zu schwätzen wußten, welches lateinische Gerede endlich die anwesenden Philister bewog, diesem Weinkeller den Namen des Marcus-Curtius-Loches beizulegen. Wir finden diese Erklärung viel natürlicher als jene, welche die Entstehung dieser Bezeichnung einem Wortspiele zuschreibt, weil nämlich manchem allzueifrigen Besucher der Schenke, die Marken (oder die Pfennige) zu kurz geworden seien. Solche etymologische Spielereien waren zwar vormals sehr beliebt, können aber hier um so weniger in Anschlag gebracht werden, als das Lugeck und der Federlhof damals vom Volke als ein Bestandtheil des sogenannten lateinischen Stadtviertels (worunter man die ganze Umgebung der Hochschule begriff) betrachtet wurde, in welchem die Herren Studiosi das große Wort führten, und oft auf eine so unpoetische und unphilosophische Art den Ton angaben, daß man sich genöthigt sah, diesen Jüngern des Apollo und der Minerva mit bewaffneter Hand Mores zu lernen.

Margarethe (von Österreich).

Die kluge und geistreiche Tochter Maximilian des I. und Marias von Burgund, geboren am 10. Jänner 1480, empfing nach dem Tode der Letztern ihre Erziehung in Frankreich am Hofe Ludwig des XI. und ward frühzeitig mit dem Dauphin, später

König Carl VIII., verlobt. Dieser jedoch vermählte sich mit Anna von Bretagne, Margarethe kehrte nach Deutschland zurück, und wurde 1497 mit dem Infanten von Spanien, Johann, vermählt. Auf der Reise zu ihrem Gatten wurde das Schiff von einem Sturme überfallen. Jede Hoffnung von Rettung schien verloren, alle Anwesenden überließen sich der Zaghaftigkeit, nur sie behielt Geistesgegenwart und selbst Laune genug, um in den Augenblicken der Gefahr die Grabschrift:

„Cy git Margot, noble demoiselle,
deux fois mariée et mort pucelle"

auf sich zu machen. Inzwischen ließ der Sturm nach, das Schiff landete glücklich am Orte seiner Bestimmung, Margarethe wurde mit Enthusiasmus empfangen; allein ihr Gatte starb bereits am 4. October desselben Jahres. Drei Jahre später vermählte sie sich mit Herzog Philibert II. von Savoien, verlor aber auch diesen durch den Tod den 10. September 1504 und ward jetzt von ihrem Vater zur Statthalterin der Niederlande ernannt, welche Würde sie bis zu ihrem Tode den 1. December 1530 bekleidete. Die Geschichte dieses von so vielen Parteien aufgeregten Landes zollt dieser Fürstin den Ruhm, mit seltener Umsicht und Geschicklichkeit, Strenge mit Milde zu verschwistern verstanden zu haben, so daß sie gleich stark gefürchtet wie geliebt wurde. Sie war eine Fürstin im vollkommenen Sinn des Wortes und zeigte selbst im gewöhnlichen Umgange eine so große Überlegenheit des Geistes und so viel Witz, daß Jean le Maire ihre Reden, Witzworte und Scherzspiele sammelte und 1549 unter dem Titel: „Couronne margritique" herausgab. Dieses Werk enthält auch ihre discours de ses infortunes et de sa vie. Als Witwe wählte sie sich die wortspielende Devise:

„Fortune infortune fort une."

Margarethe (von Tirol)

mit dem Beinamen Maultasche, den sie keineswegs wegen eines übermäßig großen Mundes, sondern von dem Schlosse Maultasche in Tirol erhielt, war die Tochter des Herzogs Heinrich von Kärnten, Grafen von Tirol, und der Herzogin Adelheid von Braunschweig. Als reiche Erbin von Johann, Bruder Kaiser Carl des IV., zur Gemalin begehrt, verheirathete sie sich 1329 mit diesem Fürsten, dessen sanfte Gemüthsart wenig zu ihrem feurigen Temperamente paßte.

Häusliche Zwistigkeiten störten bald dieses Bündniß, und um das Mittel nicht verlegen, faßte Margarethe den Entschluß, sich ihres Gemals zu entledigen. Auf ihr Gebot ward Johann eines Tages bei der Rückkehr von der Jagd in keines ihrer Schlösser eingelassen und dadurch eine vorläufige Trennung bedingt. Während dessen hatte Österreich nach ihres Vaters Tode Ansprüche auf Kärnten geltend gemacht, und wollte ihr nur die Grafschaft Tirol zugestehen, doch die kühne Frau stellte diesen Forderungen kräftige Maßregeln entgegen, und bekriegte den Nachbarstaat mit eben so glücklichem Erfolge, als ihren verstoßenen Ehegemal, von dem endlich ein Bischof sie förmlich schied.

Margarethe schloß 1342 eine zweite Ehe mit Ludwig dem Ältern, dem Sohne Kaiser Ludwigs des Baiern, doch scheint es auch diesem Bunde an Übereinstimmung der Gemüther gefehlt zu haben, da man ihr Schuld gibt, sowol Ludwig (er starb 1361) als zwei Jahre darauf ihren Sohn Meinhard IV. vergiftet zu haben. Dieser Verdacht ist inzwischen nie erwiesen worden, vielmehr zeigte sie den tiefsten Schmerz über den Verlust ihrer Angehörigen, verlor alle Lust an der Regierung und trat 1363 die Grafschaft Tirol ihren Vettern, den Erzherzogen von Österreich gänzlich ab, und dies schöne Gebirgsland bildet seitdem eines der glänzendsten Juwele in der Krone der habsburgischen

Kaiser. Sie selbst verlebte zu Wien, wo die Ambraser-Sammlung ihr Bildniß aufbewahrt, ihre übrigen Lebenstage in dem Schlosse zu Margarethen, dessen Namen ihr irrig zugeschrieben wird, und bewies durch wohlthätiges Walten in stiller Zurückgezogenheit, daß alles Schlimme, was die Geschichte von ihr erzählt, wohl nur als eine Folge des männlich entschiessenen Wesens, welches sie in ihrer Jugend über die Grenzen des weiblichen Handelns hinaustrieb, angesehen werden darf. Ihr Tod erfolgte den 13. März 1366 und sie wurde bei den Minoriten in der Stadt begraben.

Margarethengrund.

Er liegt am rechten Ufer der Wien, und führt seinen Namen von der vormaligen Schloßkirche zur h. Margaretha. Dieser Grund war 1733 noch sehr wenig bebaut, denn das Schloß stand mit dem Garten fast ganz allein und rund umher lagen Äcker und Wiesen. Über dem kleineren Thor des innern Schloßhofes befand sich eine Marmerplatte mit der Inschrift:

Dum frustra oppugnat Solymanus Turca Viennam
Aram Margarethae destruit, atque domum.
Graune Praeses Olai restaurat et inde Rudolphus
Schmidt Baro de Schwarzborn auget et ornat opus;
Caesario Orator; cum de Sultan Mahamet Han
A Porta Ottomana Pacifer ipse redit.
Anno qVo
PaCeM Legatione Deiert.

Über dem großen Thore stand die Jahreszahl 1578, woraus zu ersehen ist, daß Olai, eigentlich Nikolaus Olahus, Erzbischof von Gran, Besitzer dieses Schloßes und Grundes gewesen ist, der es 1578 wieder hergestellt hat. Auf diesen folgte der Freiherr von Schwarzborn, dann die Grafen von Sonnau, welche bei der Kirche ein Spital erbauten, von welchem sie den Namen Sonnenhof erhielt, und 1727 der Magistrat.

Im Jahre 1744 wurde im Sonnenhof eine hölzerne Capelle der schmerzhaften Mutter Gottes errichtet, woraus die jetzige schöne Steinkirche entstand, welche von Joseph II. zur Pfarre erhoben wurde. Sie ist dem h. Joseph geweiht, der von Altemonte gemalt, den Hochaltar ziert; auf den Seitenaltären sieht man die hh. Theresia und Anna von Johann Auerbach und der Kanzel gegenüber den heiligen Leonhard von Maulbertsch.

Am 30. August 1768 um 9 Uhr Abends brach im Schlosse eine Feuersbrunst aus, wobei ein Theil desselben und zwei rückwärts liegende Häuser in Asche gelegt wurden.

Diese Vorstadt zählt heute 17 Gassen, 175 Häuser und gegen 6000 Einwohner.

Margarethenhof.

Am unteren Ende des Bauernmarktes erhebt sich dieser umfangreiche Hof (589), vormals das Maroltinger'sche Haus, über dessen Eingang das lebensgroße, in einer ovalen Einfassung gemalte Bild der heil. Margaretha angebracht ist. Vormals befand sich darin eine dieser Heiligen geweihte Capelle, welche bis in die ersten Tage der Habsburger hinaufreicht. Ihr Patron war 1359 der reiche Bürger, Conrad Herschestel, welcher zwei Priester dabei unterhielt. Von dieser Capelle erhielt der Hof seinen Namen. Rudolph der Stifter schenkte ihn 1360 dem Kloster Zwettl. Er kam in der Folge an Private. Das Gebäude kann in seiner heutigen Bauform den ältesten Häusern Wiens beigezählt werden, sehenswerth ist der Hofraum, und der rechtsstehende Saulengang, so wie die im Hintergrunde sich erhebende, gedeckte Außenstiege, die zum ersten Stockwerke führt.

Diesen Hof bewohnte der Graf Wolfgang von Ottingen, der 1700 von Leo-

poldI. als Großbotschafter nach Constantinopel geschickt wurde, und von dessen Sendung behauptet wird, sie sei die glänzendste gewesen, welche je österreichischer Seits veranstaltet wurde. Der Botschafter und sein ganzes zahlreiches Gefolge erschien dabei in türkischer Kleidung, und hielt vom Margarethenhof aus, einen öffentlichen Aufzug nach Hof, ganz so, wie er in Constantinopel einzog. Dasselbe geschah bei seiner Zurückkunft 1701, wobei er mehr als 800 aus der Sclaverei befreite Christen mitbrachte.

Mariabrunn.

Zu den reizendsten Wallfahrtsorten in Wiens Umgegend, gehört das aus wenig Häusern bestehende Pfarrdörfchen Maria-Brunn an der Hauptstraße nach Purkersdorf, wo an den Festen Mariä zahllose Züge von Andächtigen hinpilgern.

Gisela, die Witwe des heil. Stephan, Königs von Ungarn, verließ 1043 dieses Land der Unruhen wegen, welche die Wahl des neuen Königs hervorrief und begab sich nach Österreich, wo sie Markgraf Adalbert in Wien gastfreundlich aufnahm. Von einem hartnäckigen Fieber ergriffen, begab sie sich in die Gegend von Maria-Brunn, dort von dem Einflusse balsamischer Lüfte Gesundheit hoffend.

Eines Tags, als die Fürstin in der Gegend, wo jetzt die Kirche steht, lustwandelte, war sie durstig geworden, so daß sie sich nach einem Trunke Wasser sehnte. Ihr Gefolge suchte nach einer Quelle und fand einen mit Moos und Wasserpflanzen ganz überwachsenen Brunnen, wohin sich Gisela begab und staunte, als ihr auf dessen Wasserfläche die Statue der Mutter Gottes entgegen blickte. Das Frauenbild war aus Lindenholz geschnitzt, mit einem blauen Kleide und einem rothen Mantel angethan, ein nacktes Kindlein auf der Hand haltend. Dieses Bild befindet sich auf dem Hochalter. Der Wiesenbrunnen und sein Wasser erhielten den Namen des Frauenbrunnens und des Frauenwassers.

Die königliche Witwe trank von dem Wasser. Baldige Genesung lohnte sie dafür. Aus Dankbarkeit ließ sie eine kleine hölzerne Capelle hier erbauen und stellte darin die gefundene Statue zur Verehrung auf. Hierher flüchteten bald viele, von Sorgen des Gemüths oder Peinen des Körpers Gequälte, wovon manche getröstet und geheilt heimkehrten. Zwei Jahrhunderte später, als Gisela den Fund gethan hatte, verschwand das Bild aus der Capelle. Die Tempelherrn, oder die Johanniter hatten eine Kirche und ein Kloster auf dem Jörgenberg, wo wir dieses Bild später wieder finden, und es wurde dort in der Kirche so lange verehrt, bis 1312 die Tempelherrn umgekommen waren. Von da übertrug man es in die Kirche nach Weidlingau.

Im 1467 verbrannte Matthias Corvin, König von Ungarn, in dieser Gegend hern Alles, nur Weidlingau sammt der Kirche blieb unversehrt. Die Weidlingauer hatten das Mariabild weggetragen, um es an einem besseren Orte zu verwahren; als sie zu diesem Brunnen kamen, warfen sie es wieder hinein, wo es vor einigen hundert Jahren gelegen war, und wo es abermals 23 Jahre liegen blieb. Nach dem Tode Corvins 1490, war Erzherzog Maximilian im Anzuge, Wien zu belagern und bei dieser Gelegenheit entdeckte ein Soldat das Bild. Maximilian befahl es herauszunehmen. Nach erfochtenem Sieg ließ er ein Kirchlein mit einem Thurme und zwei Glocken bauen. Dieses Kirchlein steht heutigen Tages noch und ist hinter dem Hochaltar der gegenwärtigen Kirche vorhanden, es stoßt an die Sakristei an. Der Gottesdienst in diesem Kirchlein wurde von dem Pfarrer zu Weidlingau versehen. Zu der heutigen größeren Kirche wurde 1639 von der Kaiserin Maria, Infantin von Spanien, der ver-

witweten Kaiserin Eleonora und Leopold Wilhelm, Erzherzog von Österreich, der Grundstein gelegt und das Gotteshaus 1655 vom Bischof von Lamsee eingeweiht.

Der Brunnen (Marianische Brunnen genannt), wurde unter Ferdinand III., wie er jetzt ist, hergestellt. Zu dem Gnadenbilde und diesem Brunnen war im Schwedenkrieg 1645 und 1646 ein solcher Zulauf, daß die Wachshändler nicht genug Wachskerzen zum Opfer liefern konnten. 1685, im Türkenrummel, wurde vom Prior der Augustiner-Barfüßer, welche unter Ferdinand III. 1636 in Mariabrunn eingeführt worden waren, dieses Bild nach Rabenstein geflüchtet. Von dort kam es nach Wien und den 16. Juli 1648 wurde es durch eine feierliche Prozession von den Geistlichen des Schottenstiftes dahin übertragen, wo es jetzt ist, und wo es vor 700 Jahren aus dem Brunnen gezogen wurde.

Eine Erwähnung ist auch der Brunnen werth, der zwei Mal das wundervolle Bild beherbergte und dem Orte Ursprung und Namen gab. Ferdinand III. ließ ihn bei Gelegenheit des Kirchenbaues mit einem eisernen Gitter schließen. Ganz oben auf einem Steinschilde lieset man die Worte:

„In diesem Brunnen ist das Gnadenbild unser lieben Frau, so in dem Hochaltar verehrt wird, erfunden worden, von dem Erzherzoge von Österreich Maximilian Anno 1490."

1770 erwartete hier die unvergeßliche Maria Theresia ihren Sohn, den Erzherzog Maximilian und dessen Begleiter, den Prinzen Carl von Lothringen, Hochmeister des deutschen Ordens. Am 22. April 1782 nahm hier Joseph II. von dem in seine Staaten zurückkehrenden Papste, Pius VI. Abschied, was eine vom Hofbaumeister Görl aufgestellte Marmortafel über dem Hauptthore der Kirche verkündet:

Pius VI. Pontifex Maximus et
Josephus II. Romanorum Imperator
Semper Augustus cum Maximiliano Austr.
Archiduce
Thaumaturga fontanensi devote
Salutate hinc tenerrimos
Inter amplexus excitis
Adstantium Lacrimis, sibi
Invicem vale dixerunt
X. cal. Majas. Anno MDCCLXXXII.

Hart waren die Schläge, welche das Kloster 1805 und 1809 durch die Franzosen erhielten; es vermochte sich davon nicht mehr zu erholen und lösete sich auf. Als ein sehr geräumiges Gebäude, — es zählt 24 Fenster in der Länge und 12 in der Breite, — wurde es von dem k. k. Forst- und Waldamte gemiethet und zu einer Forstlehranstalt verwendet, deren Errichtung weil. Kaiser Franz I. 1813 verordnet hatte.

Maria-Geburt-Pfarrkirche

am Rennwege und ehemalige Waisenhauskirche. Maria Theresia kaufte 1759 das dortige Kienmayer'sche Fabriksgebäude und stellte das 99 Klafter lange Gebäude des Waisenhauses mit der Kirche in der Mitte her. Der Bau war 1770 im Umfange von 10795 Klafter vollendet, und die Kirche wurde den 29. April eingeweiht. Über dem Eingang derselben steht:

In haC saCra DoMo orphanI pIa Vota persoLVVnt.

Den Hochaltar ziert ein prächtiger, marmorner Tabernakel, welchen der Waisenhaus-Director Parhammer 1788 herbeigeschafft hat und ein Gemälde von Maulbertsch. Die Seitenaltäre haben Bilder von Auerbach und Altomonte.

Maria (Heil der Kranken).

Als 1712 die Bruderschaft der unbefleckten Empfängniß von der Franziskanerkirche ihre Prozession nach Mariazell unternahm, gesellte sich ein Wiener-Cavalier dazu, der ein Andenken an das Gnadenbild zu besitzen wünschte. Er fand in Mariazell

eine demselben ähnliche Statue, die er an das Gnadenbild anrühren ließ und mit sich nahm. In Wien stellte er es in seiner Hauscapelle auf, in welcher für seine alte kranke Mutter an Feiertagen Messe gelesen wurde. Als 1729 der Hochaltar in Enzersdorf am Gebirge abgetragen werden war, ersuchte Pater Placidus Herzog, der bekannte Geschichtschreiber des Franziskaner-Ordens, den Besitzer dieser Mariensatue, ihm diese auf neun Tage zu überlassen, um sie während des Zuges der Wiener nach Mariazell an der Stelle des abgetragenen Altars hinzustellen. Auch im folgenden Jahre wurde diese Aufstellung wiederholt und so nahm die Verehrung dieses Bildes, besonders von Kranken so zu, daß man in den Besitzer drang, es auf immer der öffentlichen Verehrung zu widmen. Dieser trennte sich nur ungern von seiner sogenannten Hausmutter, die den 8. Dezember 1730 zu Enzersdorf auf einem von dem Besitzer angeschafften Throne der öffentlichen Verehrung übergeben wurde und den Namen Maria Heil der Kranken erhielt.

Mariahilf (Kirche und Vorstadt).

Der Name dieser herrlichen Kirche, so wie der schönen, 12 Gassen, 149 Häuser und mehr als 10,000 Einwohner zählenden Vorstadt, auf welcher sie als Pfarrkirche steht, kommt von dem wunderthätigen Muttergottesbilde her, welches auf dem Hauptaltare des Gotteshauses aufgestellt ist und noch immer eine ungeschwächte Verehrung genießt.

Der ältere Name dieses Vorstadtgrundes ist „Schiff“, oder nach dem Volksdialekte „Schöff“. Diesen erhielt er, weil die Schiffleute von Schwaben und Baiern gewöhnlich ihre Herberge auf diesem Grunde nahmen, wenn sie zu Lande nach Hause kehrten; Beweise davon sind noch die Namen der Schwabengasse und des Hauses zur schwäbischen Jungfrau. Wirklich ist dieses auch heute noch der Fall, und es fahren von dem Wirthshause „zum Bock“, wo die Herberge dieser Schiffer ist, täglich einige Leiterwagen mit solchen besetzt ab. — Das Siegel des Grundes ist auch noch jetzt ein Schiff mit vollen Segeln.

Im XVII. Jahrhunderte kauften die Barnabiten aus der Stadt bei St. Michael sich auf diesem Grunde an, und verlegten den Kirchhof ihrer Pfarre in der Stadt, wo jetzt das alte und neue Michaelerhaus steht, dahin. Auf diesem Kirchhofe war nach alter Sitte eine hölzerne Capelle erbaut (1660) und das Madonnenbild ward auf dem Altare dieser Capelle zur Verehrung ausgesetzt. Es ist dieses Bild eine Copie der sogenannten Muttergottes Mariahilf in Passau, und trug daher auch denselben Namen.

Es geschah dieses im Jahre 1660 durch den Ordenspriester Don Cölestin Joannelli, welcher in der unbedeutenden, aus Holz gezimmerten Capelle dieses neuen Gottesackers das ihm gehörige Marienbild unterbrachte.

Nach kurzer Zeit verbreitete sich der Ruf vieler Wunder, welche bei diesem Bilde geschahen, und die Verehrung desselben ward nach und nach so groß, daß man an dem Kirchhofe ein kleines Haus für einige Geistliche erbaute. Nun erhielt bald der ganze Grund den Namen „Maria-Hilf“, und der Name „Schiff“ verlor sich. So blieb es bis zum verhängnißvollen Jahre 1683. Als die Osmanen Wien belagerten und rings in die Wiener Gegend Zerstörung brachten, loderten auch die wenigen Häuser dieser entstehenden Vorstadt und das hölzerne Kirchlein des Friedhofes der Barnabiten in Flammen auf.

Dem Küster Ehrhard Lampel gelang es jedoch zum hohen Troste der Frommen, das Marienbild aus der größten Gefahr zu retten. Die Türken durchschwärmten schon allenthalben die brennenden Vorstädte, als

dieſer wackere Mann, das Bild unter ſeinen Kleidern verbergend, mitten durch die Feinde ſich wagte und dem bereits ganz verrammelten Schottenthore zulief, wo er durch Rufen und Winken ſein Vorhaben, eingelaſſen zu werden, zu erkennen gab. Er ließ ſich mit Lebensgefahr in den Stadtgraben hinab und wurde an der andern Seite von den Vertheidigern der Stadt mit Seilen hinaufgezogen.

Als die Türkengefahr vorüber war, erbaute im Jahre 1689 der Fürſt Paul Eſterhazy die heutige Mariahilferkirche, die im Jahre 1713 nach der letzten Peſt durch fromme Gaben ihre jetzige ſchöne Geſtalt erhielt. Auch der ganze Vorſtadtgrund hatte ſich bald aus der Aſche erhoben und zählte im Jahre 1713 bereits 120 Häuſer.

Im Jahre 1730 ward die Kirche nochmals erweitert und verſchönert. Ihr Inneres gewährt jetzt einen heiteren Anblick. Auf dem Hochaltar ſteht, wie wir bereits erwähnten, das berühmte über 180 Jahre alte Gnadenbild, deſſen Verehrung, beſonders unter dem weiblichen Geſchlecht, weit verbreitet iſt. Die zahlreichen ex voto in Wachs oder Silber, womit der Altar und das Bild bedeckt ſind, beweiſen, wie zahlreich die Gelübde im Vertrauen auf die Hilfe der Gottesmutter hier ſind. Das Kirchengewölbe iſt von Paul Troger und ſeinen Gehilfen Joſ. Hanzinger und Strattmann gemalt; die Altarblätter ſind von Laicher und Scomans, theils von unbekannten Meiſtern.

Maria (mit dem geneigten Haupte).

Dieſes in der vormaligen Carmeliterkirche in der Leopoldſtadt aufgeſtellte Marienbild verſchaffte derſelben einſt einen ſtarken Zulauf. Es iſt eine Gabe des allhier begrabenen Ordensgenerals Dominik, der den 16. Februar 1630 in der Burg ſtarb. Als dieſer Mann das Kloſter Maria ad Scalas (Maria bei der Stiegen), jenſeits der Tiber zu Rom gelegen, zur Nachtzeit durchſchritt, ging er mit einer Laterne bei einem Schutthaufen vorbei, worauf er ein mit Öl auf Leinwand gemaltes, aber ſehr übel zugerichtetes Frauenbild fand. Er trug es in ſeine Zelle und reinigte es. Nach einiger Zeit bemerkte er, daß das Angeſicht der h. Jungfrau nach und nach an Lebhaftigkeit gewann, ihn mit freundlicher Miene anblickte und endlich ſogar lächelnd das Haupt gegen ihn neigte, in welcher Stellung es blieb und wovon es den Namen erhielt. — Es iſt ein Bruſtbild, gegen 2 Schuh hoch und verhältnißmäßig breit. Die Malerei iſt alt und an einigen Stellen beſchädigt. Auf der rechten Schulter hat es einen goldenen Stern. — Dominik ſtellte das Bild zuerſt in der Carmeliterkirche zu Rom auf, von wo es nach ſeinem Tode nach München kam, und 1631 Ferdinand III. und ſeiner Gemalin Eleonora geſchenkt wurde, welche den Altar der Kammercapelle damit ſchmückte. Nach dem Tode ihres Gemals ſchenkte ſie es dem Frauenkloſter der Siebenbüchnerinnen in der Stadt mit der Beſtimmung, es nach ihrem Tode (10. Juli 1655) den Carmelitern in der Leopoldſtadt zu übergeben und dort auf einem eigenen Altar für ewige Zeiten auszuſetzen.

Maria-Pötſch.

Das bei St. Stephan auf dem Hochaltar ſtehende Gnadenbild ſoll 1676 in Pötſch bei Erlau in Ungarn von der kunſtloſen Hand eines ungariſchen Malers auf Holz gemalt worden ſein; es iſt eine Nachahmung der älteren griechiſchen Gemälde, wie der beigeſchriebene griechiſche Name MP u. ſ. w. andeutet. — Am 4. Novemb. 1696 begab ſich der Bauer, Michael Cöry in die Kirche zu Pötſch und bemerkte, daß dieſes Bild Thränen vergoß, welches durch 19 Tage und Nächte fortdauerte. Die Kunde davon verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch das ganze Land, und zog angeſehene Per-

senen herbei, welche die Sache bewährt fanden. Der Bischof von Erlau, Georg Fenesy, ließ das Bild zur öffentlichen Verehrung aufstellen, bis die Kaiserin Eleonora es 1697 nach Wien in der Favorita auf der Wieden bringen ließ. Viele Zweifler hielten dafür, die Thränen-Ergießung sey ein Betrug und werde durch ein rückwärts im Kopfe angebrachtes Fischlein hervorgebracht; der General Graf Corbelli ließ daher im Beisein von 300 Personen, worunter viele Protestanten waren, von dem Bilde das rückwärts angeheftete Bret abnehmen und man fand nicht die geringste Spur irgend einer Vorrichtung; es ereignete sich sogar, daß während der vier Stunden der Untersuchung, die Thränen neuerdings flossen. Es bestehe ein Verzeichniß der Zeugen, welche das Wunder gesehen haben, worunter vorkommen: der Bauer Cöry; der Notar Georg Ballabas; der Seelsorger zu Pötsch, Jakob Kriegsmann; der Obristlieutenant Graf von Steinbild; zwei Hauptleute des Herbeville'schen Regiments, N. Felix und Lorenz Hofmann; der Obrist des Gutenstein'schen Regiments, Graf v. Starhemberg; ein Hauptmann und 300 Soldaten des Mömpelgard'schen Regiments; der General und Commandant von Oberungarn, Joh. Andreas Graf von Corbelli u. a. Der Abt zu Tapolcz, Graf Emerich Czako, brachte es nach Wien. Den 7. Juli 1697 wurde es in die Augustinerkirche übertragen, wo es die Kaiserin mit einer Rose von Diamanten zierte, und ihm den Namen der geistlichen Rose ertheilte. Hierauf wurde es, von beiden Majestäten begleitet, nach St. Stephan gebracht und neben der Schatzkammer auf einen Altar gesetzt. Nach 14 Tagen kam es wieder in die Favorita. Da alle Gemeinden das Verlangen äußerten, das Gnadenbild in ihren eigenen Kirchen zu verehren, so wurde es in den meisten Kirchen Wiens einige Tage hindurch ausgestellt, bis es am 1. Dezemb. aus der Kirche Maria Trost am Platzel feierlich wieder in die Domkirche gebracht und dort auf den silbernen Tabernakel des Hochaltars gesetzt wurde. — Am 25. Oktober 1735 hielt Carl VI. wegen des Feldzuges gegen die Türken eine feierliche Prozession durch die Stadt, wobei das Marienbild auf einer reichverzierten Bühne mit der Aufschrift: Auxilium Christianorum (Hilfe der Christen) getragen wurde. Auch im ersten Regierungsjahre Theresien's, den 8. Oktober 1741, wurde es um die Domkirche herum getragen. — Am 4. Juli 1772 wurde die Jubelfeier des Bildes mit großer Pracht begangen, wobei vor dem Kirchenportale eine große Ehrenpforte errichtet war. — Eine Abbildung befindet sich in der Johannespfarre (Siehe das.) in der Praterstraße.

Maria-Stiegen.

Nach dem Stephansdome ist die Kirche zu Maria-Stiegen oder von ihrer vorigen Lage auf einem knapp am Ufer der Donau sich erhebenden Hügel Maria am Gestade genannt, der Bauart und Alterthümlichkeit wegen die merkwürdigste.

Die Zeit ihrer Entstehung ist unbekannt und nur so viel ermittelt, daß an ihrer Stelle schon um 900 eine Mariencapelle stand. Urkunden von 1158 — 1420 zeigen, daß die Schotten darüber Patrone waren und daß diese Capelle 1303 das Eigenthum des Ritters Wernhard von Greif wurde, dessen Familie sie bis 1357 besaß, wo sie an das Bisthum Passau durch Kauf überging. Mit dem Bischofe Georg von Hohenlohe legte 1392 Albrecht III. den Grund zum heutigen hohen Chore und zur Vergrößerung des Gotteshauses. Daß die beiden Theile, woraus dasselbe besteht, zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, das beweiset die schiefe Richtung, welche sie gegen einander haben, so wie das viel reichere Gewölbe des Unterschiffes mit den zahlreichen Kappen und Quaten,

während der hohe Chor mit einem einfachen Kreuzgewölbe gedeckt ist. —

Am meisten zur Verschönerung der Kirche trugen die seit 1300 in ihrer Nähe ansässig gewordenen Herrn von Liechtenstein bei; Hans von Liechtenstein (der gewaltige Hofmeister) schenkte ihr alle Heiligthümer und Kleinodien seines Hauses, er erwirkte für sie von Bonifaz VIII. einen eigenen Seelsorger und machte sie zur Ruhestätte seiner Familie. — Die Kirche blieb bis 1802 ein Eigenthum des Bisthums Passau; in diesem Jahre wurden sowohl der alte Passauerhof als Passau's Rechte auf die Kirche nach Verschwindung des Erzbisthums Passau, kraft des Heimfallsrechtes incamerirt, wodurch die Kirche verödet war, weil die Schotten sich außer Stand gesetzt sahen, ihre Sorge auch auf dieses Gotteshaus auszudehnen. Demungeachtet dauerte darin der Gottesdienst bis 1809 fort, wo zur Zeit der französischen Invasion die Kirche zum Fruchtmagazin gemacht und so überfüllt wurde, daß die Grabsteine dem Drucke erlagen, mehrere Gräber einsanken, die Altäre verwüstet und viele treffliche Standbilder zertrümmert wurden.

So blieb es bis 1820, wo sie hergestellt, neu geweiht und den Redemtoristen (Liguorianer) mit dem oberen Passauerhofe übergeben und zur böhmischen Nationalkirche erklärt wurde. Die Übergabe erfolgte den 23. Dezember durch den Weihbischof Matthäus von Steindl. Die Einweihung geschah am folgenden Tage.

Als ein Ganzes betrachtet kann die Kirche auf keine Vorzüglichkeit Anspruch machen, denn außer dem Fehler eines unregelmäßigen Grundrißes hat sie nur einen, im Kreuze stehenden Thurm. Bei der Herstellung 1820 wurde ein großer Theil der störendsten Umgebung, und darunter der untere Passauerhof weggerißen und die westliche und nördliche Seite dem freien Anblick geöffnet. Ihr einziges Schiff wird von 26 hohen, schmalen Glasfenstern erhellt, zwischen welchen 24 mehrstämmige, schlanke und ungemein zierliche Wandsäulen das vom Eingange an 10, im Chor aber 12 Klafter hohe spitzige Gewölbe tragen. Früher bestanden alle Fenster aus gemalten Scheiben, heute haben solche nur die 3 hohen Fenster beim Hochaltare, welche aus dem 15. Jahrhunderte zu sein scheinen, und das Leiden Christi und andere biblische Gegenstände darstellen. Die zwei Fenster ober dem Eingange vom Stoß-im-Himmel sind nach Zeichnungen Schnerrs von Carolsfeld durch den Glasmaler Gottlieb Mohn im antiken Geschmacke ausgeführt.

Der hohe Chor enthält an jedem der zehn Wandpfeiler eine Apostelstatue, unter einem durchbrochenen, fünfeckigen mit kleinen Pyramiden zwischen fünf Eckthürmchen gezierten Dache, welches spitz in die Höhe steigt, wo jedem Paar der Wandpfeiler laufen die Schußlinien eben in der Spitze des Kreuzgewölbes zusammen, dessen Schlußsteine durch eine höchst sinnreiche Wahl die vier Zeichen der Evangelisten darstellen. Der untere Theil des Schiffes hat 12 Wandsäulen, an und neben welchen 22 fast lebensgroße Steinbilder von Heiligen stehen.

Bewundernswerth ist der hohe, sieben-eckige Thurm; oberhalb der Uhr schließt er

ſich in eine durchbrochene, aus Blättern und Zweigen geſchlungene Kuppel von ungemeiner Leichtigkeit zuſammen, und endigt mit einem großen Blumenkelch, aus welchem ein Doppelkreuz hervorragt. Weder der Meiſter noch die Zeit des Baues dieſes ſchönen Monuments alter Baukunſt iſt bekannt. Zu ſeinem Gipfel führen 224 Stufen und von ihm genießt man eine herrliche Ausſicht über die Stadt und das Marchfeld. Störend nimmt ſich in dieſem gothiſchen Tempel der moderne Hochaltar aus.

In dieſer Kirche liegt der unruhige Johann von Liechtenſtein, Gemal der Bertha von Roſenberg, der bekannten weißen Frau, begraben.

Maria Thereſia (von Neapel).

Am 13. April 1807 ward ganz Wien plötzlich in die tiefſte Trauer verſetzt. Maria Thereſia, weil. Kaiſer Franz des I. zweite Gemalin, im vollen Sinne des Wortes, Mutter des Volkes, entſchlummerte in ihrem 36. Lebensjahre (geboren 6. Juni 1772). Sie ſchenkte ihrem erhabenen Gatten alle ſeine Kinder. Millionen Thränen floſſen, als im düſter feierlichen Zuge zum letzten Mal die ſterbliche Hülle dieſer Fürſtin die Straßen durchzog, und als die Enkelin der großen Maria Thereſia, die letzte Fahrt nach der Gruft ihrer Ahnen antrat. — Sie war eine ſtille Verehrerin der Natur, eine ſtille Wohlthäterin der Unglücklichen. Sie liebte die Kunſt und ſagte oft, wenn ihr etwas gefiel, das ſie beſitzen wollte, zu ihrer vertrauten Kammerfrau von Schofulan; „Ja, das wäre wohl recht ſchön, aber wie vielen Armen kann ich mit dem, was es koſtet, helfen.“ Unvergeßlich iſt ſie den Bewohnern Wiens, unvergeßlich den Armen, zu denen ſie, wie Joſeph II. leutſelig herabſtieg; unvergeßlich blieb ſie den armen Landleuten in der Umgebung Badens und des Helenenthals, die ſie oft auf ihren Spaziergängen beſuchte und ihre Bedürfniſſe erforſchte.

Maria Treu.

Als die Peſt 1713 in Öſterreich ſchreckliche Verheerungen anrichtete, wurde auch Joſeph Herz, ein armer Maler, welcher es in ſeiner Kunſt nicht gar weit gebracht hatte, ſammt ſeiner Gattin von der Seuche ergriffen. Er war im Beſitze einer papierenen Abbildung der h. Jungfrau, wie ſie in der Kirche der frommen Schulen bei St. Pantaleon in Rom verehrt wird. In dieſem gefahrvollen Zuſtande ſetzte er ſein ganzes Vertrauen auf die Hilfe Gottes, und that das Gelübde, dieſe Abbildung in Öhl auszuführen, wenn er durch die Fürbitte der göttlichen Mutter von der Peſt befreit werden würde. Seine Gattin ſtarb in derſelben Nacht, er aber wurde geſund. Er ſäumte nicht, das Gelübde zu erfüllen, und er verlieh dieſer Nachbildung ſo viel Leben und Milde, wie es ihm bei keiner ſeiner ſonſtigen Arbeiten gelungen war. Dieſes Bild opferte er der Joſephſtädter Capelle, welche unter dem Namen Mariä Vermählung eingeſegnet worden war. Bei der Einſegnung der neuen Kirche 1719 wurde es auf den Hochaltar übertragen. Von nun an hieß die Kirche zu Maria Treu, und das Kirchenfeſt wurde am 1. Auguſt feſtgeſetzt.

Mariazell.

Dieſer berühmte Wallfahrtsort liegt in Ober-Steiermark an der öſter. Grenze hoch im Gebirge. Anſehnlich iſt die gothiſche Frauenkirche, die 201 Fuß lang, 67 breit und 99 hoch iſt. Der erſte Prieſter aus dem Stifte St. Lambrecht, welches das Patronat beſitzt, ließ ſich hier 1157 nieder, um Gottesdienſt zu halten. Er brachte das Marienbild, eine aus Lindenholz geſchnitzte Statue, die Muttergottes mit dem Kinde vorſtellend hieher. — Die ſteinerne Gnadencapelle erbaute der babenbergiſche Markgraf Heinrich und ſeine Gemalin zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Ludwig I. von Un-

garn fügte um 1270 den Vordertheil der großen Kirche bis hinter die Capelle, so wie den mittleren Thurm hinzu. Außer dem 700 Jahre alten Gnadenbilde und einem in der Schatzkammer aufbewahrten, vom genannten Könige von Ungarn herrührenden Gemälde im Alter von 500 Jahren, besitzt die Kirche noch ein größeres Holzbild, welches an Kunstwerth obigen beiden vorzuziehen ist. Es ist lebensgroß und steht frei auf einer Säule mitten in der Kirche.

Das Gnadenbild befindet sich auf einem silbernen Altar in der kleinen, mit silbernen Gittern verwahrten Capelle, inmitten der Kirche. In der Feuersbrunst vom 1. Nov. 1827 brannte das Dach und die Thürme ab, so daß ein Theil des Schatzes verkauft werden mußte, um den Schaden zu ersetzen. Demungeachtet ist die Schatzkammer noch sehr reich; darin befindet sich auch die goldene, oben mit Brillanten besetzte Schreibfeder Ludw. Zach. Werners, welche er testamentarisch hieher vermachte.

Nach Ogesser nahmen die Wallfahrten von Wien 1632 ihren Anfang, um für die kais. Waffen gegen Gustav Adolph Glück vom Himmel zu erbitten. Die Prozession ging mit einer Fahne von St. Stephan aus, und wurde bei ihrer Zurückkunft gewöhnlich vom Probste von St. Dorothea am Kärntnerthore empfangen.

Die Wallfahrt findet im Juli oder August statt; der Tag wird durch Anschlag am Hauptthore des Doms bekannt gemacht. An dem bestimmten Tage versammeln sich die Theilnehmer daselbst mit der ersten Morgendämmerung und mit Sonnenaufgang geht die Menge, aus Personen beiderlei Geschlechtes und jedes Alters bestehend, unter dem Gesange von geistlichen Liedern und Pauken- und Trompetenschall den beschwerlichen Zug an. Zuweilen zählt die Prozession 3000 und mehr Theilnehmer, die sämmtlich den unteren Classen und größtentheils dem weiblichen Geschlechte angehören, meist barfuß gehen, und lange mit Blumen umwundene Stäbe tragen. Sobald der Zug den Berggipfel erreicht hat und die alte Kirche ansichtig wird, fallen alle Pilger auf die Knie nieder und brechen in ein lautes Jubelgeschrei aus, worauf sie unter Gesang langsam nach der Kirche ziehen, in deren Mitte die kleine, durch eine Lampe nur schwach erleuchtete Capelle steht, wo viele Kostbarkeiten, von der Andacht vieler Generationen gestiftet, ihren Schimmer zurückstrahlen.

Wiewohl Mariazell unter seinen 120 Häusern nicht weniger als 44 Wirthshäuser zählt, so sind dieselben doch während der Anwesenheit der großen Prozession außer Stande, die Menge der Pilger zu fassen. In warmen Sommernächten übernachten daher oft Tausende im Freien und meist im Walde. — Joseph II. hatte die große Wallfahrt von Wien aus aufgehoben; auch den größten Theil der dortigen Schätze in Beschlag genommen.

Weil. Franz I. erlaubte die Wallfahrt 1796 wieder und erließ 1811 eine Bestimmung, womit in Österreich 116, in Böhmen 13, in Ungarn 36, in Steiermark 47, in Kärnten 1 und in Mähren 12 Ortschaften die Erlaubniß erhielten, in Prozessien nach Mariazell zu ziehen.

Die schönste aller Wallfahrten ist jene von 1797. In den damaligen, schweren Kriegszeiten nahm ein Zug von 5000 Bewohnern Wiens, seine Zuflucht zum höchsten Wesen und bestimmte die in der Mariazeller-Kirche erlegten Opfer zum Besten der Witwen und Waisen vaterländischer Krieger.

Mariazellerhof (Kleiner od. alter.)

Seit 1815 ist dieser uralte Hof von Grund aus neu aufgeführt und zum Hofkammer-Archiv bestimmt worden. Er kann daher dem bisherigen neuen Mariazellerhof in der Annagasse, mit welchem er

von der Johannesgaſſe einen Durchgang bildet, den Vorzug der Neuheit ſtreitig machen. Demungeachtet war der alte verſchwundene dreieckige Bau intereſſanter und merkwürdiger, als das in koketter Modernität vor uns ſtehende Gebäude.

Dieſer kleine Mariazellerhof war eines der älteſten Stadthäuſer; er wurde von Stephan von Hohenburg und Hanns von Tyrna 1482 an das Benedictinerkloſter zu Klein-Mariazell (woher der Name Klein-Mariazellerhof) geſchenkt. Er ſoll damals ſchon in ſeiner vorigen Form geſtanden ſeyn, wornach er ein Alter von 362 Jahren erreicht hätte. Dieſes Kloſter Klein-Mariazell lag unweit von Heiligenkreuz am Sattelbach hinter Baden, und iſt von dem Wallfahrtsorte, Groß-Mariazell, zu unterſcheiden. Dieſes Klein-Mariazell wurde um 1136 vom Markgrafen Leopold dem Heiligen und ſeinen Vettern Heinrich und Rapoto im nämlichen Jahre mit der Gründung von Heiligenkreuz geſtiftet, und 1785 durch Joſeph II. aufgehoben. Der Mariazellerhof (Nr. 984) wurde ein Eigenthum des Religionsfondes und iſt in letzter Zeit an den Staatsſchatz übergegangen, um zur Unterkunft von Staatsbehörden benützt zu werden. — Über dem Einfahrtsthore des alten Mariazellerhofes in der Johannisgaſſe (denn der Trakt in der Annagaſſe entſtand zu Ende des vorigen Jahrhunderts), war ein trefflich gearbeitetes, vor einigen Jahren aufgefriſchtes, hocherhobenes Steinbild angebracht, welches jetzt im Hofe rechts bei der Stiege eingemauert iſt, und welches die h. Jungfrau mit dem Jeſuskinde unter einem gothiſchen Thronhimmel ſitzend, darſtellt; zu beiden Seiten des Thrones ſieht man zahlreiche Verſammlungen; jene zur Rechten des Beſchauers beſteht aus Mönchen und Nonnen, an deren Spitze am Throne ein Abt kniet, eine Rolle in der Hand haltend. Bei ſeinen Füßen befindet ſich ein Wapenſchild, worauf ein Schweinskopf zu ſehen iſt, welche das Wapen der Familie von Tyrna ſein ſoll. Zur linken Hand erblickt man eine Schaar von Geiſtlichen und Laien, deren knieender Vordermann das Modell eines Hauſes trägt; er ſoll den Schenker aus dem Hauſe Hohenburg vorſtellen. Hinter ihm ſtehen die übrigen Wohlthäter des Kloſters, welche Brot, Wild, Geld u. dgl. in den Händen haben. Im Hintergrunde ſind Berge und kleine Gebäude in den Stein gehauen, die man für das Kloſter, die Kirche St. Pankraz und die Burg Schwarzenberg hält. — Dieſes Denkmal wird dem Style und der Ausführung nach für ein Werk des 15. Jahrhunderts gehalten. Einige erblicken darin die beſprochene Schenkung der Herrn von Hohenburg und Tyrna. Andere ſehen darin die urſprüngliche Stiftung des Stiftes Klein-Mariazell; die vor der heiligen Jungfrau knienden Kirchenfürſten wären der Diöceſan, Regimar von Paſſau, und der Metropolite, Konrad von Salzburg, ein Bruder des Herzogs Heinrich Jaſomirgott und des berühmten Otto von Freiſingen. Von dieſem ſchönen Steinbilde liegt der »Geſchichte Wiens« von Hormayr eine Abbildung bei, welche die einzige uns bekannte iſt. Sie iſt gut gezeichnet, und vom Kupferſtecher Joſeph Eſtner ſchön geſtochen; es ſind darauf jedoch nur die Hauptfiguren angegeben, und manches für den Alterthumsforſcher bedeutende Beiwerk iſt unbeachtet geblieben. Dem Bedürfniſſe einer im größeren Maßſtabe ausgeführten, getreuen Abbildung iſt daher noch immer nicht Genüge geleiſtet worden.

Marienſäule (auf dem Hofe).

Schon als die Schweden ſich vor Wien lagerten, hatte Ferdinand III. das Gelübde gethan, auf einem der öffentlichen Plätze, ſobald die Gefahr vorüber ſeyn würde, eine Marienſäule zu errichten, und am 29. März 1645 wurde, während die Schweden Ver-

neuburg eroberten, zu diesem Zwecke eine Prozession von den Schotten nach St. Stephan gehalten. Der Kaiser und die Kaiserin folgten dabei einem Frauenbilde, das seit Jahren schon in der Schottenkirche zur öffentlichen Verehrung ausgestellt war, und nun den Mittelpunkt der besonderen Andacht machte. Eine Abbildung dieser Prozession befindet sich in der Sakristei des Stiftes und die darunter stehende Nachricht endet mit den Worten: Justa vota Deus exaudivit. (der Herr hat die gerechten Wünsche erhört).

Die Marienſäule ward noch in demselben Jahre auf dem Hofe errichtet, zuerst aus Marmor, dann aus Metall, und am 15. Aug. 1745 feierte man das Säculum der Prozession. Die Säule nimmt den Mittelpunkt des Platzes ein. Es ist eine 24 Fuß hohe Standsäule der unbefleckten Empfängniß auf marmornem Fußgestell, das Bildniß Mariens mit dem Drachen unter den Füßen. Unten auf vier steinernen Eckgestellen sind vier Engel, höllische Ungeheuer bekämpfend; das Ganze mit einer Balustrade umgeben von nicht ausgezeichnetem Kunstwerthe. Die Säule mit den Nebenfiguren ist 205 Zentner schwer und von Balthasar Herold gemacht.

Zu beiden Seiten der Säule sind zwei Springbrunnen, die 1812 am Namenstage Kaiser Franz des I. mit neuen Standbildern aus weichem Metall vom Akademie-Director, Martin Fischer geziert wurden. Die Gruppe rechts bezeichnet die öst. Treue. Die Monarchie, eine hehre Frau mit Schild, Krone u. s. w. empfängt Arm in Arm einen Staatsbürger, der Treue gelobt. Die Inschrift deutet dahin, daß in der Dynastie das einzige Vereinigungsmittel so vieler National-Verschiedenheiten ist, in fide unio, in unione salus. — Die Gruppe links bezeichnet den Ackerbau, der unter dem Schutzgeiste Österreichs sich der Gunst des Himmels erfreut; die Inschrift ist:

Auspice Numine faustus.

Als Wien in der Nacht vom 11. Mai 1809 durch die Franzosen beschossen wurde, traf eine der ersten Kugeln die Rückseite des Frauenbildes der Säule. Erst nach Jahren entdeckte man den dadurch verursachten Schaden, und als man zur Ausbesserung der Öffnung schritt, fand man in der Statue die Kugel und ein Nest friedlicher Tauben.

Marktplätze.

Die von Hormayr gelieferten Urkunden beweisen, daß die altrömische Polizeisatzung, allen Lebensbedürfnissen einen eigenthümlichen Marktplatz anzuweisen, in den ältesten Zeiten schon auch in Wien beobachtet wurde. König Albrecht, Rudolphs von Habsburgs Nachfolger, gab in Betreff der Handwerker-Plätze dieser Stadt eine eigene Ordnung, welche Ferdinand I. am 5. Dezemb. 1527 größtentheils beibehielt. Die zweimalige Zerstörung der Vorstädte bei den türkischen Belagerungen 1529 und 1683, die hierauf jedes Mal stattgefundene Umstaltung der Befestigungswerke, und der Anwachs der Bevölkerung machten, daß die Plätze, wo die Waaren und Lebensmittel öffentlich feil geboten wurden, bis heute sich oft veränderten; vorzüglich betrifft dieses die approvisionirenden Gewerbsleute (etwas unfein Futterer genannt), weil die Commerzialgewerbe mit ihrem Betrieb auf Werkstätten, Verschleißgewölben und Jahrmärkten beschränkt waren. Von den Handwerkern mußten in der letzten Zeit die Steinmetze, Zimmerleute und Faßbinder sogar ihre Hütten auf dem Glacis räumen.

Die uralten Fleischbänke am Hof, am Graben und am Lichtensteg, ein mit der zunehmenden Bildung nicht vereinbarer Übelstand, sind nach und nach verschwunden.

Der Fischmarkt gab dem Hohenmarkte seinen ältern Namen und lebt noch in der Benennung des Fischhofes und der zwei Häuser »zu den drei Fischeln«

(518) und „zum Fischbrunnen“ (519). Jetzt ist der Fischmarkt an den langen Casematten zwischen dem Schanzel- und dem Fischerthor verlegt; einen kleineren Fischmarkt findet man auch am Franziskanerplatz und am Naschmarkt nächst dem Freihause auf der Wieden.

Der alte Milchmarkt am Petersfreithof ist verschwunden und es hat sich dort zwischen dem Hause „zum Auge Gottes“ und dem Hintertheile des Schönbrunnerhauses nur noch das Milchgäßchen erhalten, wo jedoch weder Milch noch Honig mehr fließt, denn jene wird entweder auf sogenannten Milchständen, die am frühen Morgen aufgeschlagen und nach einigen Stunden wieder weggenommen werden, oder in eigenen Verschleißgewölbern feilgeboten.

Die Seilerstätte ist jetzt der Centralpunct für Butter und Eyer in großen Ladungen und für lebendes Geflügel.

Die Bauern des Marchfeldes, besonders die Besitzer der ehemaligen Urfare nach Wien, die Eipeldauer, Kagraner, Stadlauer sind zum Verkaufe ihres gemästeten, meistens schon gerupft herkommenden Geflügels in den tiefen Graben gewiesen.

Überhaupt sind die Wildprethändler auf den nach ihnen genannten Markt oder dem vormaligen Kammerhof, einige auf der Brandstatt hingestellt.

Der neue Markt, einst „der Getreidemarkt an gemeiner Stadt Wien bürgerlicher Mehlgrube“, ist jetzt der Verkaufsort des Mehls und der Hülsenfrüchte. Die Znaimer bringen auch Kren und Petersilie dahin.

Für Schmalz, Käse und gesalzene Butter ist der Hofraum nächst der Dominikanerkirche oder sogenannte Schmalzhof bestimmt. Am Dominikanerplatze wurde der sogenannte Georgi-Holzmarkt gehalten, der im April 1712 in die Roßau verlegt wurde.

In der Stadt besteht auch ein doppelter Brodmarkt; am Bauernmarkt der sogenannte kalte Markt für das altgebackene Gebäck, und der Spitalplatz für das frische Landbrod, welches keiner Satzung unterliegt.

Die Hauptmärkte für die grüne Waare sind: der Judenplatz für die bürgerlichen Küchengärtner; der Hof und die Freiung für die Küchen-, Lust- und Ziergärtner. Nebstbei ist der Hof, und zwar größtentheils zum Obstmarkt bestimmt. Ein sehr bedeutender Obstmarkt befindet sich auch am Schanzel an der Donau. Ihm gerade gegenüber am linken Ufer des Flusses ist der Kraut-, Rüben- und Erdäpfelmarkt. Der größte Obstmarkt ist aber außer dem Kärntnerthore vor dem Starhembergischen Freihause, der Naschmarkt genannt, wo im Spätherbst auch die größte Zufuhr von Kraut, Rüben und Erdäpfel ist.

Der Petersplatz ist der alten Weise am getreuesten geblieben; um die Kirche ist der Schneckenmarkt und auf Ständen wird Salzfleisch verkauft. — Die alten Hütten der bürgerlichen Dörr- und Frischobstler an der Rückseite des Gotteshauses sind erst im Jahre 1844 weggeschafft worden. Der eigentliche Holzmarkt ist die große Legstätte in der Roßau und in der Leopoldstadt, dann jene bei den Weißgärbern an der Mündung der Wien in den Donauarm. Kleinere sind in verschiedenen Vorstädten.

Vor der Getreidemarkt-Caserne an der Laimgrube ist der Kohlen- und Kalkmarkt. Waldbauern führen das Holz auf der Achse her; doch höchstens nur bis auf eine Klafter Ladung; ebenso sieht man sie am Holzplatze am Neubau nächst Mariahilf, wo das sogenannte Klaubholz, aber nur auf Schubkarren verkauft wird.

Der Roßmarkt, welcher einst beim Stock im Eisen und theilweise am Salzburgerhof (Arsenal) in der Rennegasse abgehalten wurde, ist nun am Heumarkt (vormals Heugries) zwischen dem Kärntner- und dem Stubenthor, wo auch das Heu verkauft wird. Der Strohmarkt befindet sich am Rennweg nächst der neuen Grenadier-Caserne.

Die Ochsentheilung geschah noch im Anfange dieses Jahrhunderts vor dem Stubenthor, dort wo heute das große Canalbassin sich befindet. Von hier wurde er am Ochsengries außer der St. Marxerlinie verlegt, wo er noch Donnerstags und Freitags gehalten wird. In Verbindung damit steht der angrenzende, inner der Linie gelegene Kälber- und Lämmermarkt.

Der alten Sitte annähernd ist noch jeden Samstag auf der städtischen Schlachtbrücke unter den Weißgärbern die Probeschlachtung einiger, am Gries von den Fleischern erkauften Ochsen, um ihr Gewicht an Fleisch und Unschlitt in Vergleich mit dem Ankaufspreise zum Behufe der monatlichen Rindfleisch-Satzung zu erheben. Der ehemalige große Trödel- oder Tandelmarkt wurde 1816 durch den Bau des Polytechnikums von seinem Standorte vor dessen Front weiter hinab am rechten Wienufer unter der zum Schwarzenbergischen Garten führenden Brücke gewiesen. Der gleich außer dem Kärntnerthore am Wege zum Theater an d. Wien bestandene Soldaten- (auch kleine oder Spitalberger-) Tandelmarkt wurde mit dem großen vereinigt.

Als antiquarische Notiz wird zum Schluß noch bemerkt, daß unter der Regierung Maximilian des I. die Käufler, Joppner, Tandler und Refler (Flickschuster) am Hof, auf der Brandstatt, am Refenbühel und an der Bettlerstiege (auf der Leimgrube) saßen.

Marokanergassen.

Sowohl die Marokanergassen auf dem Rennwege, in der Leopoldstadt u. a., als auch das alte Bierhaus „zum Marokaner“ auf der Schottenbastei, so wie auch das beim Bau des Ertl'schen Stiftshauses verschwundene, im Kramergäßchen gelegene also genannte Haus (530), und mehrere Vorstadthäuser verdanken ihren Namen dem im Februar 1783 nach Wien gekommenen Gesandten von Maroko, der erste dieser Nation, den Wien sah. Der Zweck seiner Sendung war der Abschluß eines Handels-, Friedens- und Freundschaftstraktats.

Matschakerhof (Der).

Als König Matthias Corvin Wien belagerte, herrschte darin großer Mangel an Lebensmitteln. Es erging daher der Befehl, die Schenken und Gasthäuser zu schließen. Inzwischen fand sich eines, dessen Wirth ein Ungar war, und der gegen das Verbot einige seiner Landsleute aufnahm. Es waren dieß aber heimliche Abgeordnete des Königs, die er abgeschickt hatte, um Nachricht über die Lage der Dinge in der Stadt zu erhalten. So oft einer dieser magyarischen Gäste bei ihm einsprach, fragte der Wirth sie in seiner Sprache: Mikor érkezett az ur? (Wann sind ihr angekommen?) — Antworteten sie: „Ma czak“ (erst heute), so ließ er sie ein. Das war nämlich die verabredete Losung und das ist der allgemeinen Sage nach auch der Ursprung des Namens dieses Gasthofes „Matschakerhof.“ Man erzählte sich zu jener Zeit auch, daß eines Tages König Matthias selbst hier verkleidet eingekehrt sei, was aber auch vom Bierhause zu den zwei Raben im Rothgäßchen gesagt wird. (Siehe das.) Diese Tradition bezeugt jedenfalls das hohe Alter dieses einen Durchgang von der Seiler- in die Spiegelgasse bildenden Gasthauses (1091), welches 1845 seine jetzige, ele-

ganze Gestalt erhalten hat, und worin der durch den Hofraum geführte, gedeckte Glasgang besonders sehenswerth ist.

Mätzleinsdorf.

Diese Vorstadt ist die höchstgelegene von allen. Das reiche bürgerliche Rittergeschlecht der Tirna, die am Hohenmarkte und am Lichtenstege Häuser hatten, besaßen auch Grund und Boden zu Mätzleinsdorf und stifteten dort ein Kirchlein zu St. Florian, der noch das Siegel der Gemeinde bildet. Die jetzige schöne Kirche wurde unter Carl VI. erbaut. Mit Margarethen und Nikolsdorf kam in der Folge auch Mätzleinsdorf an die Grafen von Sonnau und es wurde mit denselben den 22. Febr. 1727 an den Magistrat verkauft.

Die genannte Kirche scheidet die Hauptstraße in zwei Theile und gab Gelegenheit zu der Bemerkung:

Das Kirchlein theilt die Straße in zwei Theile.
Und hinten stehet eine Heil'gensäule,
Die für des Ortes Alter spricht.
Wir halten St. Florian in Ehren,
Der uns vor Feuersnoth bewacht,
Doch seine Kirche sammt der Säul: wären
Wohl seitwärts besser angebracht.

Zur Zeit der türkischen Belagerung 1683 wurde die ganze Gegend zerstört, und heut zählt sie 5 Gässen, anderthalb hundert Häuser und gegen 3000 Einwohner.

Auf der Siebenbrunner-Wiese hat der Berlinerblau-Fabrikant, J. Adam, einen sehenswerthen Garten (105) mit mehr als 12000 der schönsten, seltensten, einfachen und gefüllten, monströsen, ein- und mehrfarbigen Tulpen aus wenigstens 1000 Gattungen, und gegen 1000 aus Samen gezogene Aurikeln.

Hier entstand 1846 das Rettungshaus für verwahrloste Jugend, eröffnet von dem Wiener-Schutzverein für entlassene Sträflinge.

Mauer.

Die Babenbergischen Landesfürsten bauten sich in Wiens Nähe mehrere Jagdschlösser, wozu sie durch Ausrodung der Wälder erst Platz gewinnen mußten. So entstand das Schloß „im Gereut“ auch Mauer (Mower) genannt, von der dasselbe umgebenden Mauer. Neben dem Schlosse erhob sich zugleich eine Capelle (heute das Haus Nr. 117), dem h. Erhard geweiht, um welche sich nach und nach Bewohner ansiedelten, die eine Gemeinde bildeten.

Otto Heym von Neuburg hatte die Herrschaft Mauer am Ende des 13. Jahrh. zu Lehen; das Schloß scheint er aber nicht besessen zu haben, indem er auf einem nahen Berge ein neues erbaute und um 1282 eine Capelle des h. Andreas gründete. Nach ihm gehörte Mauer einer Linie der Eckartsau bis zum Erlöschen dieses Hauses 1507, welches durch 200 Jahre wohlthätig dafür wirkte. Mit Margarethe von Eckartsau kam die Herrschaft an ihren Gatten Wolfgang von Eberstorf. Hierauf kam es an verschiedene Pfandinhaber. Im J. 1578 erhielt das inzwischen von Ferdinand I. eingelöste Gut, von Rudolph II. Klaudius Tribuz Graf zu Mölk, der 1591 zu Prag kinderlos starb; der Hof übergab seiner Witwe 1603 die Herrschaft eigenthümlich. Aus dem Hause Lasso de Castilia geboren, eilte sie nach Madrid, wo sie starb, nachdem sie 1609 Mauer mit Bewilligung des Kaisers Matthias den Jesuiten geschenkt hatte.

Durch die Türken 1683 zerstört, erhoben diese Väter den Ort schöner als vorher, so daß er blühend dastand. Bedeutend hob sich die Zahl der Einwohner, als nach Aufhebung des Ordens 1773 die beiden Schlösser in Casernen verwandelt wurden. Die Herrschaft wurde vom Staate verwaltet, bis sie 1778 Franz, Edler von Mack kaufte, dessen Familie sie noch besitzt.

Mauer liegt hoch, der Rücken trägt

einen Wein, der, 30 Jahre alt, mit dem edelsten Rheinweine wetteifert. Es hat zwei Mineralquellen, eine in einem Privatgarten und die andere an der unteren Caserne. Die zwei Casernen liegen am Ende des Dorfes: die untere war einst die Residenz der Herrschaft, die obere befindet sich auf dem Platze, auf dem sich Otto Heym ein Schloß erbaute. Sie wird die Engelsburg genannt, welchen Namen ihr Chadold v. Eckartsau 1343 beilegte. — Dem Freisingerhofe (Nr. 114) gegenüber steht die 1730 von dem Freih. Gottlieb von Engelshofen neu erbaute Capelle und Statue des h. Johann v. Nep. Einige Schritte weiter findet man das Haus 117, einst das Jagdschloß der Babenberger und nahe dabei die Pfarrkirche des h. Erhard, dessen Gebäude zum Theil aus den Zeiten der Babenberger herrührt und deren Presbyterium noch die alte Capelle jener Fürsten ist. Sie ist 1783 zur Pfarre erhoben worden.

Mauerbach.

Dieses westlich von Wien in einem waldigen, romantischen Thale liegende Dorf, hat von dem gleichbenannten Bache den Namen. Die hier bestandene Carthause ist ein großes, viereckiges Gebäude, welches auf einer Seite 380, und im Umfang 1520 Schuhe hat. Es besteht aus vielen kleinen Abtheilungen, welche die Zellen der Mönche waren, aus einem großen Kreuzgang in der Mitte und mehreren Nebengebäuden. Die Hauptkirche erhebt sich in der Mitte, 132 Schuh lang, 40 breit, mit Marmor gepflastert, ausgemalt und mit einem schönen Altarblatte versehen. Sie war anfangs der h. Dreifaltigkeit, der h. Maria, dem h. Johann dem Täufer und allen Heiligen gewidmet. In die gegenwärtige Gestalt wurde sie durch den Probst Sebastian hergestellt und 1607 geweiht. Neben dem Haupteingange befindet sich noch eine Kirche zu Maria Himmelfahrt, welche 1614 neu erbaut wurde. Dermalen ist das ganze Gebäude ein Versorgungshaus für gebrechliche Arme; eine alte, ehrwürdige Allee verbindet es mit der Straße, sie wird der Carthäuser-Gang genannt.

Die Pfarrkirche ist sehr alt; sie lag nach der 1529 durch die Türken geschehenen Verwüstung lange in Schutt, wurde erst 1614 durch den Prior Sebastian wieder hergestellt und 1688 durch den Prior Werner erneuert.

Mauerbach war im Mittelalter ein Schloß, Muwerbach genannt; ein Herr Otto dieses Namens kommt schon 1232 vor. Im 13. und 14. Jahrhundert gehörte es den Landesfürsten. Die Söhne Albrecht des I., besonders Friedrich der Schöne stifteten hier 1314 einen Prior mit 12 Mönchen, aus dem Einsiedler-Orden des h. Bruno, und ein Spital für 17 Arme. Die Carthause hieß Allerheiligenthal und das Spital St. Antonsthal. Bald darauf gerieth Friedrich in Ludwig des Baiern Gefangenschaft. Gottfried, der erste Prior von Mauerbach, trug viel bei, daß Friedrich die Freiheit erhielt, worauf er den größten Theil seiner übrigen Lebenszeit zu Mauerbach zubrachte und die Stiftung vollendete. Im J. 1330 verfügte er sich auf sein Schloß Gutenstein, wo er den 10. Dez. starb, worauf er in der Kirche zu Mauerbach begraben wurde. Auch seine Tochter Elisabeth erhielt 1336 hier ihre Ruhestätte.

Sein Bruder Albrecht II., der Weise, hob das Spital auf und vermehrte die Zahl der Mönche, welche in der Folge bis auf 26 anwuchsen. Das neue Klostergebäude wurde durch den Probst Georg Fasel 1631 zu Stande gebracht und von Johann Werner 1647 vollendet. Joseph II. hob die Carthause, welche den Seitzerhof in Wien besaß (Siehe Bazar), 1782 auf und verwandelte sie in das jetzige Versorgungshaus. Die Gebeine des Stifters und seiner Tochter kamen in die Fürstengruft bei St. Stephan.

Matthias Corvinus wollte sie 1486 zer-

ſtören, doch wuſte ſie ſich durch Erlegung einer groſsen Summe zu erhalten. Die Türken öffneten 1529 die Gräber, warfen die Gebeine heraus und opferten Kloſter, Kirchen und den ganzen Ort den Flammen. Ein gewaltiges Erdbeben ſtürzte den 17. Sept. 1590 zu Boden, was man in 54 Jahren mühſam wieder hergeſtellt hatte. Kurz darauf wüthete die Peſt, welche den einzigen Prior der Carthauſe verſchonte. Als im 17. Jahrhunderte die böhmiſchen Völker einfielen, plünderten ſie das Kloſter rein aus, und verdarben die ſeltenen Handſchriften der Bibliothek.

Nordöſtlich im Walde bildet mit Mauerbach auf der Höhe des Ruesberges Scheiblingſtein, und nordweſtlich jenſeits der Sonnenwand die Paſſauerhütten ein Dreieck. Nach Scheiblingſtein, welches zwar nur ein Aggregat ärmlicher Waldhütten iſt, aber eine herrliche, obgleich etwas beſchränkte Ausſicht gewährt, führt der Weg, knapp hinter der Carthauſe durch Birkenpflanzungen in den höhern Buchenwald. — Der Weg nach den in einer kleinen Vertiefung des Bergwaldes liegenden Paſſauerhütten zieht ſich links außerhalb des Dorfes, dem Carthäuſer-Gange gegenüber über eine Bergwieſe. Öſtlich von Mauerbach liegen die kleinen Ortſchaften Steinbach und Hainbach (zuſammen eigentlich Steinbach). Von Letzterem führt ein ſchöner Waldweg nach Neuwaldegg.

Maximilian I.,

deutſcher Kaiſer, der edle Habsburger, der letzte Ritter, wie ihn Anaſtaſius Grün nennt, war der Sohn Friedrich des III. und Eleonorens von Portugal. In der Blüthe ſeiner Jahre ward er der Gatte der reichen und ſchönen Erbin Maria von Burgund. Er zog beglückt und beglückend im Auguſt 1477 in Gent ein, vertheidigte das Erbe ſeiner Gattin ritterlich gegen Ludwig XI. und ſiegte in der Schlacht von Guinegate. Doch kurz war ſein Eheglück; Maria ſtarb 1482, die niederländiſchen Stände ſetzten ſeinen Kindern, Philipp und Margarethe, Vormünder und verlobten die letztere mit dem Dauphin. Überdieſs nahmen ihn die Einwohner von Brügge gefangen; er entſagte daher der Regierung und kehrte nach Deutſchland zurück, wo er inzwiſchen zum Kaiſer ernannt worden war. Im Beſitze der Macht entſagte er doch der Rache. Er focht ſiegreich gegen die Ungarn, und ſpäter gegen Frankreich, wurde der Wohlthäter ſeines Erblandes, der Geſetzgeber und Reformator deſſelben. Stets edel und ritterlich iſt er einer der glänzendſten Sterne aus der Dynaſtie der Habsburger. Die Romantik hat mehrere Sagen an ſein abenteuervolles Leben, ſeine Kämpfe, Drangſale und Ritterthaten geknüpft. Wir erinnern hier an jene von der Martinswand (von Collin und Fouqué poetiſch behandelt) und an Deinhardſtein's „Kaiſer Maximilians Brautfahrt.“ Er ſtarb 1519 auf dem Reichstage zu Augsburg. Seit ſeiner Zeit iſt Wien die beſtändige Reſidenz der Landesfürſten.

Schon dieſer Fürſt bediente ſich zu einem ſeiner Lieblingsſprüche eines Rebus. Er lautete: „Alles mit Hut“, wobei er ſtatt des letzten Wortes einen Hut ſetzte. Ein alter Verſemacher verwäſſerte dieſen Satz alſo:

Allezeit mit Hut, ſoll etwas dir gerathen,
Was wohl bedacht, bringt leichtlich keinen Schaden.

Als Max. zu Achen die Kaiſerkrone erhielt, brachten ihm die Juden einen goldenen Korb mit goldenen Eiern angefüllt zum Geſchenk. Er befahl die Überreicher dieſer koſtbaren Gabe feſtzuhalten, aber an Nichts Mangel leiden zu laſſen. Die Gefangenen baten ihm, ihnen die Urſache ihrer Verhaftung zu ſagen. „Ich werde, ſo lautete die Antwort, Hühner, die ſolche Eier legen, nicht wegfliegen laſſen.“

Man fabelte, daſs Max einen Ring mit

dem Steine Phengites beſitze, wodurch er das, was hinter ihm geſchehe, ſehen könne. Als der Kaiſer zu Nürnberg einen mit Goldſtücken angefüllten Becher erhielt, that einer ſeiner Diener, als der Fürſt ſich umwendete, einen Griff in das Gefäß und nahm mehrere Goldſtücke. Max ſah es in ſeinem Ring und befahl nach einer Weile dem frechen Entwender, ſich aus dem Becher einige Stücke zu nehmen. Dieſer that es, und mußte auf Geheiß des Kaiſers die genommenen Stücke zählen. „Ich will wiſſen, ſprach er dabei, ob du jetzt oder früher im Zugreifen beherzter warſt.“ — Hierauf verbannte er ihn aus ſeiner Nähe, ließ ihm jedoch das Geld.

Die Geſandten des ſtolzen Venedigs traten mit vielem Trotze vor ihm und ſagten: „Der erlauchte Rath und die mächtige Republik Venedig kündigen dem Maximilian den Krieg an.“ — Der Kaiſer lächelte und ſagte: „Es ſei! und nun geht hin und führt ihn ſo närriſch, als ihr ihn angekündigt habt.“

Als ein Schmeichler die Latinität des Kaiſers über die Gebühr lobte, verſetzte er: „Ihr werdet mir nicht weiß machen, daß mein Reiter-Latein die Sprache des Cicero iſt.“

Mechitariſten (Kirche und Kloſter).

Sie haben den Namen von dem armeniſchen Prieſter Mechitar (der Tröſter) erhalten. Er wurde 1636 in Armenien geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Erziehung und bildete eine gelehrte Geſellſchaft, um in ſeinem Vaterlande nützliche Kenntniſſe zu verbreiten. Den erſten Verſuch machte er 1701 zu Pera bei Conſtantinopel, wo er einen Verein von acht Mitgliedern errichtete; aus Mangel an Unterſtützung ging er nach Modon auf Morea, wo ihm der venetianiſche Statthalter Mittel verſchaffte, ein Kloſter und eine Kirche zu bauen. Der Krieg zwiſchen der Pforte und Venedig nöthigte ihn, ſeine Anſtalt 1715 zu verlaſſen. Er ging mit 11 Mitbrüdern nach Venedig, wo man ihm ein verfallenes Gebäude auf der Inſel San Lazaro überließ. Dort gründete er ein Erziehungshaus für junge Armenier. Sie überſiedelten 1810 von Triest nach Wien, wo ihnen weil. Kaiſer Franz I. die Kirche zu Maria-Schutz ſammt dem ehemaligen Capuzinerkloſter in der Vorſtadt Sr. Ulrich anwies.

Außer den gewöhnlichen Kloſtergelübden haben die Prieſter dieſer Congregation die beſondere Pflicht, nach allen Theilen der Erde zu gehen, um den katholiſchen Glauben, auch mit Gefahr ihres Lebens, zu verkündigen. Sie haben einen Abt zum Vorſteher, welcher gewöhnlich auch Erzbiſchof oder Biſchof iſt, um die Prieſter weihen zu können. Den Gottesdienſt halten ſie nach dem armeniſchen Ritus, einige Feſte werden mit beſonderer Feierlichkeit abgehalten, z. B. die Auferſtehung und Maria-Schutz als Ordens-Patronin durch Abhaltung feierlicher Prozeſſionen. Die Congregation beſitzt in ihrem Kloſter (wie ehemals in Triest) eine eigene Buchdruckerei und eine Buchhandlung in der Stadt. Sie erhielt 1824 ein 30jähriges Privilegium auf die Drucklegung der lateiniſchen Breviere und Miſſalien für den ganzen Umfang der Monarchie, Ungarn ausgenommen.

Das Hochaltarblatt in der Kirche „Maria-Schutz“, und auf den Seitenaltären der h. Joſeph und der h. Anton ſind von Joh. Schindler; die Kuppel malte 1819 Schilcher, in der Seitencapelle ſind die hh. Magdalena und Anna von Maulbertſch. Im Refektorium des 1837 neu erbauten und viel vergrößerten Ordenshauſes befindet ſich ein großes Wandgemälde, „wie Chriſtus mit fünf Broten und zwei Fiſchen 5000 Hungrige ſpeiſet“, — ein 1839 vollendetes Meiſterwerk Ludw. Schnorr's von Carolsfeld.

Mehlgrube.

Dieſes pallaſtähnliche Gebäude (1043), welches einen Durchgang von der Kärntner-

straße auf den Neuenmarkt bildet und der Stadt Wien gehört, ist ein Werk des berühmten Fischer von Erlach und besonders seines schönen Saales wegen bekannt, der das erste Stockwerk gegen den Markt einnimmt und beinahe ununterbrochen dem öffentlichen Besuche gewidmet war.

Es wurden darin einst die glänzendsten Bälle gegeben, zu welchen nur der hohe Adel zugelassen wurde. Die höchste Blüthezeit derselben war um 1730. Diese Bälle waren häufig maskirt, wozu die Erlaubniß des Kaisers nothwendig war. Man ging dabei so weit, daß man sich über eine bestimmte Zahl Ahnen ausweisen mußte, was diesen Tanzfesten den Namen Ahnenbälle verschaffte, und 1728 wurden mehrere Personen geringeren Ranges auf eine Aufsehen machende Art zurückgewiesen. Der Unternehmer dieser Bälle war der Garderobier des Prinz Eugen von Savoien und der Eintrittspreis ein Ducaten.

In dem Saale wurde damals auch ein eigenes Kinderfest abgehalten, welches bestimmt war, Kindern vornehmer Eltern eine Faschingsunterhaltung zu machen. Dieses Fest mußte um 9, spätestens 10 Uhr zu Ende seyn; dann wurden die Kleinen nach Hause geführt, und der Ball der Herrn und Damen begann.

In unserem Jahrhundert verfielen die Bälle, die hier gehalten wurden, immer mehr und mehr und bei ihrer Einstellung wurden sie nur noch von dem Auswurfe der Gesellschaft besucht. In unseren Tagen befindet sich hier das Casino und der Restaurant des Herrn Munsch.

Meidling

ist ein Dorf am nördlichen Fuße des Wienerberges am rechten Ufer der Wien. Es wird in älteren Urkunden auch Mewerlingen genannt, ist einer der ältesten Orte und war ein Eigenthum der Babenberger. Als Leopold IV. der Heilige, Klosterneuburg stiftete, schenkte er Meidling diesem Gotteshause, bei dem es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Daß es schon damals nicht unbedeutend war, beweiset das älteste Urbarium von 1258, welches daselbst 12 ganze Lehen und 5 Hofstätte beschreibt; im J. 1340 zählte es 7 Höfe, 2 Mühlen und 30 Hofstätte.

Die häufigen Einfälle der Ungarn, die Invasionen der Türken, waren auch für Meidling unheilbringend. Nach dem letzten Abzug der Türken war der einst so blühende Ort ein kleines, kaum 30 Häuser zählendes Dorf. Aber schon in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. erhob es sich so sehr, daß es gegenwärtig über 8000 Einwohner und gegen fünfthalbhundert Häuser zählt und in drei Gemeinden, (Obermeidling, Untermeidling und Gaudenzdorf) getheilt ist.

Es war in früherer Zeit nach Penzing eingepfarrt, wegen Entlegenheit beschloß 1730 die Gemeinde (aus 35 Häusern bestehend) den Bau einer Capelle, wozu den 7. Mai 1732 der Grundstein gelegt, und im folgenden Jahre zu Ehren des 1729 canonisirten h. Johann von Nep. geweiht wurde und die erste Capelle dieses Patrons in Österreich ist. Anfangs wurde darin der Gottesdienst durch einen Cooperator von Penzing versehen, 1753 erhielt der Ort einen eigenen Seelsorger und 1783 wurde die Capelle zur Pfarrkirche erhoben.

Da für die zugenommene Volkszahl diese Kirche viel zu klein war, so beschloß der vorige Prälat, Jakob Ruttenstock den Bau einer neuen nach dem Plane des Architekten Karl Rösner. Das Werk begann den 26. Sept. 1842 und war 1844 beendigt. Im Frühjahre 1845 wurden vom Wiener Glockengießer Kassel vier neue Glocken im Gewicht von 50 Zentnern gegossen, den 10. April nach Meidling geführt und aufgezogen. Den 24. April hierauf legte Seine regierende Majestät den Grundstein der Kirche, die

den 8. Mai von dem Fürſterzbiſchofe, Vicar. Eduard Milde, conſecrirt wurde.

Die Kirche gehört zu den ſchönſten Wiens und iſt im romaniſchen Bauſtyl mit Rundbogen gebaut. Ihre Länge iſt 30, die Breite 15 und die Höhe 10 Wiener Klafter; das Hauptſchiff iſt von den Seitenſchiffen durch vier Säulen geſchieden. An den vier Ecken ſind vier geräumige Quadrate abgeſondert, die als Sakriſtei, Taufcapelle, heil. Grab und als Depoſitorium verwendet werden. Das Hauptaltarblatt iſt von Martin Schmidt aus Krems (geb. zu Grafenwörth in N. Ö. 1718, geſtorben 1801) und war früher das Hauptbild der Stiftskirche zu Kloſterneuburg; es ſtellt die Geburt Mariens vor. Die Seitenaltar-Blätter, der h. Johann von Nep. und St. Jakob der Ältere ſind von Leop. Kupelwieſer und Joh. Ender. Der Haupteingang hat die Aufſchrift: Venite adoramus, und iſt dem Hochaltar gegenüber unter dem 30 Klafter hohen Thurme, welcher in eine gerippte, mit Weißblech gedeckte Spitze endet, angebracht.

In Meidling befindet ſich ein Bahnhof und zwei Schwefelquellen mit 8° Temperatur, die zum Baden eingerichtet ſind. — Das Thereſienbad mit weitläufigen Nebengebäuden, einem großen Park und einem im Sommer offenen Theater. — Das erſt 1819 entdeckte Pfann'ſche Bad, deſſen Tempel am Urſprung und die Trinkcuranſtalt zierlich ſind. Die Quelle bricht aus Felſen und darüber geworfenen Thonbänken, welche Schwefelkies enthalten, zu Tage. Eine ämtliche Unterſuchung zeigte, daß ſie zu den kalten, ſchwefelwaſſerſtoffgashaltigen Mineralquellen von größter Reinheit gehört.

Melkerbaſtei.

Sie liegt nächſt dem Schottenthor, und entſtand nach der erſten türkiſchen Belagerung nach Hirſchvogl's Plan. Sie wurde 1809 von den Franzoſen demolirt und ſeitdem wieder hergeſtellt und, mit Bäumen und Raſenplätzen verſehen, dem Publikum geöffnet. Nebſt dem Fürſt Lubomirskyſchen, im italieniſchen Geſchmacke gebauten Hauſe (1165) iſt das vormals Pasqualatiſche (1165) merkwürdig. In dem hier ſtehenden Gebäude errichtete 1718 der Hofmathematiker, H. Jakob Marinoni, dem es gehörte, das erſte aſtronomiſche Obſervatorium in Wien. Nach ſeinem Tode blieb ſeine Stelle einige Zeit unbeſetzt, bis ſeine Inſtrumente dem P. Hell gegeben wurden, wornach das Haus an den kaiſ. Leibarzt Pasqualati von Oſterburg gelangte, der 1789 das jetzige Gebäude aufführte, und über dem Thore folgende Inſchrift zu Ehren der Eroberung Belgrads ſetzte:

Belgrado. Austriae.
Valetudine. Josepho. II. P. P.
Restituta. en. Domum.
Extructam. Dum. Lapis
Superest. sit. Valetudo.
Caesari. Belgradum.
Austriae.

Melkerhof.

Er liegt in der Schottengaſſe (103), gehört dem Stifte Melk und iſt mit ſeinen zwei Einfahrten und vier großen Höfen eines der größten Stadthäuſer. Die Maria-Himmelfahrt-Capelle darin wurde 1510 vom Abte Siegmund Taler gebaut und 1514 vom Wiener-Biſchof, Georg Slatkonia, eingeweiht. Von den zwei Seitenaltären iſt einer dem h. Coloman und der andere dem h. Leopold gewidmet. Heute iſt ſie dem k. k. Feldſuperiorat zugewieſen.

Melonenfriede (Der).

Ein Krieg ſchien 1481 zwiſchen Friedrich III. und dem Könige Matthias von Ungarn unvermeidlich. Nur die Königin von Ungarn, Beatrix, verhinderte noch den Ausbruch der Feindſeligkeiten. Sie ließ den Kaiſer auch durch einen Vertrauten auffordern, Geſandte nach Preßburg zu ſenden, um mit ihrem

Gemale, dem sie friedliche Gesinnungen beigebracht hatte, zu unterhandeln. Um die Sache zu beschleunigen, schickte sie sogar ihre Leib-Kutsche (Gutsche, die erst in Ungarn erfunden worden und damals in Wien eine neue Erscheinung war) mit schönen Melonen angefüllt (dem Lieblingsessen des Kaisers) zu dem Ende nach Wien, die kaiserl. Gesandten möchten sich der Kutsche zur Reise nach Preßburg bedienen.

Dem Kaiser war die Melonenfuhr sehr angenehm; er beschenkte seine ganze Umgebung davon und trug dem Bischof von Eichstadt und dem Grafen von Zollern auf, sich in der Carrete nach Preßburg zu begeben. Hier wurde ein Vertrag geschlossen, vermög welchem der König dem Kaiser alle ihm abgenommenen Plätze zurückgab, wogegen dieser versprach, dem König den rückständigen Betrag von 50,000 Goldgulden zu zahlen. Obgleich dieser Friede für Österreich sehr vortheilhaft war, so unterließen die Wiener doch nicht, ihn wegen der vorausgegangenen Melonenspende den Melonenfrieden zu heißen.

Merkenstein

ist ein dem Grafen Joachim Eduard von Münch-Bellinghausen gehöriges Sommerschloß, südwestlich von Baden, am Abhange des kalten Berges und an der Ostseite des Geisberges. Es wurde 1843 an der Stelle des vormals Dietrichstein'schen Schweizerhauses nach Plänen von Romano u. Schwendenwein im englisch-gothischen Styl gebaut und ist mit mehreren Nebengebäuden versehen.

Der höchst interessante Park, der sich hinter dem Schlosse den Berg hinaufzieht, war vormals ein Thiergarten. Vor dem Schloße stehen auf einer Wiese zwei ungemein große türkische Haselnußbäume, deren Kronen ihres ungeheuern Umfangs wegen bewundert werden, indem die eine 80, die andere hundert Schritt im Umfang hat. Der Park enthält herrliche Waldparthien, schöne Wiesenplätze, viele schlangenförmig sich windende, im englischen Geschmacke angelegte Gänge, einen sogenannten Türkenbrunnen, eine Einsiedelei und einen auf dem höchsten Berg sich erhebenden Pavillon, von dessen Gallerie man eine überraschende Aussicht hat.

Vor dem Sommerschlosse liegen auf einem schroffen Felsen die gewaltigen Ruinen der alten Veste, mit acht bis zehn Fuß dicken Mauern; man sieht daran noch vier Thore mit eben so vielen Höfen, unterirdische Gänge, eine Capelle, Säle, und nahe dabei den Turnierplatz. Die Burg war eine der größten des Landes und das Stammhaus der erloschenen Herrn von Marquatstein. Der gegenwärtige Besitzer kaufte die Herrschaft von den Grafen von Dietrichstein, welche die Schöpfer dieser herrlichen Anlage sind, und sie schon zur Zeit des Türkeneinfalls 1683 besaßen, in welchem Jahre die Burg zerstört wurde.

Bis dahin war die Feste bewohnt und sehr gut befestigt. Damals vertheidigte sie ein wackerer kaiserl. Hauptmann, dessen Namen aber die Geschichte nicht aufbewahrt hat, gegen die zahllosen osmanischen Scharen vom 23. Juli bis 15. August. Er hatte nur 200 Mann gegen 15,000 Feinde. Mit 59 Mann, dem Reste der Besatzung, fiel er im letzten Sturme am Abend des 15. Augusts, worauf die Burg geplündert und den Flammen Preis gegeben wurde. Man sagte, daß die Türken anfangs auch diesmal zurückgeschlagen worden und schon auf dem Rückzuge begriffen waren, als die schamlose, verspottende Handlung eines Weibes auf der Burg, die an einem Fenster stand, die Abziehenden veranlaßte, einen neuen Versuch zu machen, die Burg zu nehmen, was ihnen auch gelang.

Meßnerthor.

Es schloß ehemals den Stephans-Freithof gegen den Bischofhof und

war der Meßner-Wohnung angebaut, woher es auch den Namen hatte. Nach ſtädtiſchen Akten wurde es 1466 erbaut und war mit den Bildniſſen der Gottesmutter und des Evangeliſten Johann gezirt, wozu ſpäter die Statuen der hh. Stephan und Sebaſtian kamen. Wenn Abends der Freithof geſchloſſen war, mußte man ſich hier bei dem Meßner im erſten Stockwerke anmelden, wenn es ſich um Spendung der Sterbſacramente oder der Taufe ſchwacher Kinder handelte. An der Freithofsmauer dabei ſtand ein rother Marmorſtein, worauf ein Ehepaar mit ſeinen Kindern und einer lateiniſchen Inſchrift zu ſehen war, welche ſagte: „daß dieſes Denkmal Titus Finitus bei Lebenszeit ſich und ſeiner Frau, Jukunde, eines Bürgers Tochter, im 40. Jahre errichtet habe.“

Metaſtaſio (Peter).

Den 12. April 1782 ſtarb in der Dorotheergaſſe Nr. 1116 (damals 1082) im 84. Lebensjahre der gekrönte k. k. Hofdichter Peter Metaſtaſio, eigentlich Trapaſſi genannt. Seine Leiche liegt in der Michaelerkirche in der Gruft, unter der Mariahilf-Capelle, ganz unverſehrt und mit kenntlich erhaltener Geſichtsbildung in ſeinem Abbé-Mäntelchen. Papſt Pius VI. befand ſich eben in Wien, wollte ihn perſönlich beſuchen und ſchickte ihm ſeinen Segen und die päpſtliche General-Abſolution. Metaſtaſio war eines armen Soldaten Sohn und 1698 zu Aſſiſi geboren. Taſſo entglühte den Knaben für die Dichtkunſt. Er behalf ſich kurze Zeit kümmerlich mit Improviſiren. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina entdeckte ſein Talent, nahm ihn zu ſich und helleniſirte ſeinen Namen Trapaſſi in Metaſtaſio. Er ernannte ihn auch zum Univerſalerben. Unter der Leitung der Sängerin, Maria Bulgarini, wurde der Jüngling der Schöpfer des neuen italieniſchen Singſpiels. Carl VI. berief ihn 1729 als Hofdichter nach Wien.

Metternich (Villa).

Sie befindet ſich am Rennweg (545) in einer reizenden Lage. Sie iſt im italieniſchen Style erbaut und bietet von der Fronte aus einen ungemein freundlichen Anblick. Das Wohngebäude befindet ſich am Anfange des Gartens und iſt mit vortrefflichen Gemälden und plaſtiſchen Kunſtwerken geſchmückt. Den Blumen-Salon verbindet eine, von oben erleuchtete Gallerie von Statuen mit der fürſtlichen Wohnung. Vor Allem iſt ſehenswerth Canovas Gruppe: „Amor und Pſyche“, Thorwaldſen's zwei Basreliefs: „Tag und Nacht“, — eine ſitzende Pſyche von Peter Tenerani und ein kniendes Kind von L. Pompaloni. Die Villa wird gegenwärtig nach Zeichnungen des Architekten Romano neu gebaut.

Der Garten hat die ſchönſten Raſenplätze in Wien, ſchattige Gänge, Kioske und ein ſehr großes Glashaus mit den ſeltenſten Georginen, Semper-Florens, Roſen, engliſchen Pelargonien, Camellien u. ſ. w. Der Eintritt iſt nicht allgemein geſtattet, ſondern muß nachgeſucht werden.

Meyer (Carl).

Von dieſem Gründer des Joſephſtädter Theaters (ſiehe daſ.) ſagt Caſtelli:

„Er war von großer Statur, hatte beſonders lange Füße und ſtieg gewöhnlich auf der Bühne herum, wie ein Pfau. Aber eben in dieſen eckigen Bewegungen lag etwas unwiderſtehlich Lächerliches. Er war kein bedeutender Schauſpieler, er ſtellte keine Rolle, keinen Charakter dar, er ſpielte immer ſich ſelbſt, den komiſchen Mann. Wenn er extemporirte, ſo geſchah dies meiſtens auf Koſten ſeiner Schauſpieler oder ſeiner ſelbſt. Er brachte Unarten der Erſten, fehlgeſchlagene eigene Hoffnungen, Couliſſenintriguen u. ſ. w. zur Öffentlichkeit und wenn ein Stück, in welchem er mitſpielte, mißfiel, und er

es an der Unruhe des Publikums bemerkte, ſo hieb er auf Dichter, Darſteller, Decorateurs und auf ſich ſelbſt unbarmherzig los und ſpielte dem Publikum auf dieſe Art eine Komödie in der Komödie. Ich hörte ihn einſt zu einem Schauſpieler, der den Sohn eines reichen Mannes vorſtellte und einen ärmlichen Rock anhatte, ſagen: Hören Ew. Gnaden, der Herr Vater mit ſeinem Gelde, könnte Ihnen auch einen beſſern Frack ſpendiren, oder wenigſtens den Knopf annähen laſſen.

Man konnte ſagen, er ſetzte eine Force darein, Unſinn zu ſchwätzen, und die Redeſätze ſo zu verdrehen, oder Zeitwörter und Bindewörter wegzulaſſen, daß man den Sinn mit Mühe errieth. So ſprach er einſt, als er nach einem neuen Stücke vorgerufen wurde, Folgendes wörtlich: „Verehrungswürdiges Publikum! — geweſen ſein! — gehabt haben! — werden! — Pfirſchipfeil ſchießen von drüben und drenten (hiemit ſpielte er auf die Theater auf der Wieden und in der Leopoldſtadt an), aber nichts zu ſagen haben das! — Kleines Tiſchel haben, — wenig Speiſen darauf — aber verehrungswürdiges Publikum zufrieden ſein — Vivat!“ und er wurde noch ein Mal herausgerufen.“

Michaelerhäuſer (Die zwei).

Die beiden großen Häuſer zur Rechten und Linken der Michaelskirche (1152 und 1153) ſind das alte und neue Michaelerhaus. Sie entſtanden im 17. Jahrh. Früher war hier der Kirchhof. Als dieſer 1660 nach Mariahilf verlegt ward, wurden dieſe Häuſer gebaut.

Das Neue (1153) trägt mehr als 30,000 Gulden Zins und bildet einen Durchgang vom Michaelerplatz auf den Vogelmarkt. In einer ſeiner Dachſtuben wohnte der große Haydn (Siehe daſ.) in ſeiner Jugend. — Ein heftiges Gewitter ſchlug den 10. September 1755 Nachmittags um zwei Uhr in den Michaelerthurm ein, wovon ein vierfach getheilter Blitzſtrahl von Südoſten anprallte; ein Theil davon ſchlug in den Thurm ein, wo 10 Perſonen, welche Wetter läuteten, ohne beſchädigt zu werden, zu Boden geworfen wurden; die übrigen drei Theile des Strahls prallten von dem Thurm zurück und fielen auf das Dach des neuen Michaelerhauſes, wo ſie an drei Orten durch die vorderen Wohnungen des 4., 3. und 2. Stockwerkes die Dippelböden und das Gemäuer durchbrachen, und in allen Zimmern viele Öffnungen hinterließen. Obſchon ſie zwiſchen den Bewohnern des Hauſes, die vor Angſt kreuzweiſe herumliefen, zickzack durchſchlugen, ſo wurde doch Niemand verletzt. Noch wunderbarer iſt, daß keines jener Geräthſchaften, welche am leichteſten Feuer fangen, entzündet wurden.

Michaeler-Kirche.

Sie iſt in ihrer gegenwärtigen Form die älteſte Kirche Wien's. Leopold VII. der Glorreiche erbaute ſie um 1220. Allein ſchon 1276 wurde ſie ein Raub der Flammen; nach 12 Jahren erhob ſie Albrecht, Rudolphs von Habsburg Sohn aus dem Schutte, erweiterte ſie und ſchloß die bis dahin frei ſtehende Niklas- (jetzt Johannes)-Capelle an ſie an. Eine neue Feuersbrunſt legte ſie 1319 in Aſche, woraus ſie erſt 1340 wieder erſtand, und gegen Oſten mit dem hohen Chore verlängert wurde, an den erſt Albrecht V. 1416 die letzte Hand legte, nachdem die Kirche 1350 zum 8. Mal abgebrannt war.

Mit dieſen Daten ſtimmt der Charakter der verſchiedenen Bauarten überein, in ſo fern ſie ſich nach den Moderniſirungen, welche die Barnabiten, denen Ferdinand II. die Kirche 1626 übergeben hat, daran vorgenommen haben, noch erkennen laſſen. Dem Bau des 13. Jahrh. gehört der ganze untere Theil, das Schiff mit den beiden Abſeiten, und auch am Äußeren zeigt der ſüdliche Vorſprung des Kreuzes, vom rechts angebauten

Hause betrachtet, die alte Bauweise mit den Bogenreihen und plumpen Eckpfeilern. Von Bildwerken sind hier noch ein Paar Thierköpfe und ein menschliches Figürchen zu sehen.

Außer den zwei sehr niedrigen Abseiten hat die Kirche — (worin sie sich von den meisten alten Kirchen Wiens unterscheidet) — noch beiderseits einen Anbau mit Capellen, folglich vier Abseiten. Der jüngste Theil des Gotteshauses allein, nämlich der hohe Chor, ist hoch und hell, ein Werk des 14. Jahrh. unter Albrecht dem Weisen. Der Hochaltar ist 1781 gebaut, das darauf aufgestellte Marienbild ist griechischen Ursprungs und führt den Namen Maria von Candien (Siehe das.). Das Altarblatt in der Johannescapelle malte Jos. Schindler, die Blätter auf den Altären der hh. Paulus, Carl Boromäus und Alex. Sauli sind von Ludw. v. Schnorr; das neue heil. Grab ist von Käsmann, und die Bilder der übrigen Altäre von Tobias Beck, Carlo Carloni, u. A.

Die Außenseite der Kirche ist theils verbaut, theils durch Erneuerung der Fronte und den Anbau einer neu italischen Eingangshalle dem ursprünglichen Bau ganz entfremdet. Der gegenwärtige Thurm ist mit schönen gothischen Zieraten geschmückt, das Jahr seiner Entstehung unbekannt, denn die Angabe der Steinmetztafeln, welche das Jahr 1608 und den Baumeister Balthasar Parchauser nennt, scheint sich auf eine Reparatur zu beziehen. Bei dem großen Sturme vom 1. Okt. 1807 wurde das Zifferblatt der Thurmuhr vom Winde wie ein Bogen Papier zusammengelegt.

In dieser Kirche war das Erbbegräbniß vieler der ältesten Adels- und Bürgerhäuser, z. B. der Cavriani, Pergen, Sprinzenstein, Herberstein. Vor dem Hochaltare befindet sich die Gruft der Trautson mit mehreren Denkmalen, worunter besonders das knieende Erzbild Sixt's von Trautson ein Meisterwerk ist. Auch Metastasio und die Gemalin Hansens von Liechtenstein, die bekannte weiße Frau liegen hier begraben. Sehenswerth ist auch der Grabstein des berühmten Reisenden, Gelehrten, Staatsmanns und Kriegers, Siegmund von Herberstein († 1566).

Auf dem schönen Portale zeigt sich die Gruppe, wie der Erzengel Michael den höllischen Drachen besiegt; sie ist von Lorenz Matthielli.

Die erste türkische Bombe 1683 fiel in diese Kirche, wo sie ein dreijähriger Knabe löschte, was als ein gutes Vorzeichen angesehen wurde.

Michaeler-Kloster

oder das Barnabiten-Collegium zu St. Michael (1139) liegt in der oberen Brennerstraße, und ist ein umfangreiches, großes Gebäude. Bevor es seine gegenwärtige Bestimmung erhielt, war es das Haus des Ritters, Seifried von Kollonitsch, der bei der ersten türk. Belagerung 1529 sich durch Heldenmuth und klugen Rath auszeichnete. Er starb den 17. Nov. 1555 als Hofkammerrath und wurde in der Michaelerk. begraben.

Michaelbeuern'scher Grund.

Er ist einer der ältesten Gründe Wiens (er wird schon unter Jasomirgott 1226 genannt), liegt am Alserbache gegen Währing und hat den Namen vom Benediktinerstifte Michaelbeuern bei Salzburg, welches Hayland Graf von Plain oder Peilstein 978 gestiftet und Kaiser Otto II. reich begabt hat. Der Grund besteht aus 3 Gassen und 39 Häusern, welche von beinahe 2000 Seelen bewohnt werden.

Migazzi (Christ. Ant. Graf von) von Waal und Sonnenthurn,

Erzbischof von Wien, wurde den 18. Okt. 1714 geboren, studirte die Theologie zu Rom, im deutschen Collegium, wurde Domherr des Hochstiftes Brixen, ebenso zu Trident und später Prior zu St. Leonhard zu

Borghetto und zu St. Ägyd in Valſugana. Im J. 1745 wurde er von Franz I. bei ſeiner Krönung zu Frankfurt zum Auditor rotae für die deutſche Nation in Rom ernannt. Im Jahre 1751 begehrte ihn von der Kaiſerin Maria Thereſia der Cardinal d'Alſace, Erzbiſchof zu Mecheln, zum Coadjutor ſeiner Primatialkirche. Benedict XIV. beſtätigte dieſe Wahl und ernannte ihn zugleich zum Erzbiſchofe von Carthago. Bald darauf verließ er Rom, wurde beider k. Majeſtäten geheimer Rath und als Geſandter zum König Ferdinand VI. nach Madrid geſchickt, wo er den 1. Juni 1752 den Tractat von Aranjuez zur Erhaltung der Ruhe in Italien ſchloß. — Im J. 1756 folgte er dem Grafen Carl von Althan im Bisthume Waizen in Ungarn, wo er den 31. Dezember anlangte. Sein dortiger Aufenthalt war von kurzer Dauer, denn ſchon am 19. März 1757 wurde er zum Wiener-Erzbisthume berufen, welches er den 18. September feierlich in Beſitz nahm. Er legte zwar damals das Bisthum Waizen nieder, als er aber am 22. November 1761 von Clemens XIII. zum Cardinal erhoben wurde, übertrug man ihm auch die Verwaltung des unbeſetzten Bisthums Waizen wieder, welches er auch ſo lange behielt, bis er ſelbes einer Verordnung Joſeph des II. zu Folge, daß keine geiſtliche Perſon zwei mit der Seelſorge verbundene Pfründen zugleich verwalten oder beſitzen dürfe, wieder abtrat. Unter ihm wurde das Domcapitel vermehrt, viele Pfarren errichtet und ſchöne neue Kirchen in Neudorf, Penzing, Vöſendorf, Atzgersdorf u. a. erbaut. Er begleitete die irdiſchen Überreſte von vier Regenten (Franz I., Maria Thereſia, Leopold II., Joſeph II.) zu Grabe, und ſtarb den 27. April 1803 im Alter von 89 Jahren.

Mineralien-Cabinet (K. K.)

Es befindet ſich im Auguſtinergang der Burg, und beſteht aus 4 Sälen und 1 Vorzimmer, wo Doubletten aufbewahrt werden; es iſt die reichhaltigſte Sammlung (mehr als 100,000 Stücke, worunter 6000 Schauſtücke) dieſer Art in der Welt, und ein ewiges Denkmal der Wiſſenſchaftsliebe Franz des I. und Thereſiens, ſeiner Gemalin. Die berühmte Van der Nüll'ſche Sammlung wurde damit 1827 vereinigt und die Aufſtellung durch Moos vollendet. Unter den Edelſteinen befindet ſich der unſchätzbare, aus Edelſteinen aller Art gebildete und von Maria Thereſia ihrem Gemal für dieſes Cabinet geſchenkte Blumenſtrauß, der eben ſo unſchätzbare, 34 Loth ſchwere Edel-Opal; die Meteorſtein-Sammlung iſt die reichhaltigſte ihrer Art (aus 79 Fundorten, darunter der 1751 bei Agram gefallene, 70 Pfund ſchwere, und jener von Elbogen (ſiehe Burggraf) 150 Pf. ſchwer).

Das Wandgemälde im 4. Saal, den Stifter Franz I. darſtellend, iſt von Ludw. Kohl und Franz Meßmer.

Der Eintritt iſt alle Samſtage von 10—1 Uhr geſtattet.

Minoritenkirche und Kloſter (in der Alſergaſſe).

Dieſe Kirche und das Kloſter wurden von den Trinitariern (ſiehe daſ.) erbaut. Erſt 1721 iſt jedoch das Kloſter im ganzen Vierecke, wie es jetzt iſt, vollendet worden. Da dieſe Mönche ſich vorzüglich der Erlöſung von Chriſtenſclaven widmeten, ſo waren ſie zu Joſeph des II. Zeit durch die veränderten politiſchen Verhältniße mit der Pforte und den Barbareſken überflüſſig geworden. Sie wurden daher aufgehoben, und den Minoriten in der Stadt den 21. Nov. 1783 bedeutet, daß der Kaiſer ſie erkohren habe, in dem künftigen allgemeinen Krankenhauſe die Seelſorge zu verwalten, und ſie deßwegen, ſobald die Weißſpanier (Trinitarier) ihr Kloſter in der Alſervorſtadt geräumt haben würden, daſſelbe beziehen ſollten, was auch am 1. Mai 1784 geſchah.

Die Kirche iſt der h. Dreieinigkeit gewidmet; das Altarblatt iſt von Joſ. Ritter von Hempel, und Maria mit dem Kinde auf dem Tabernakel von Johann Kaſtner. Im Kreuzgange ſieht man 54 merkwürdige Bildniße der verſchiedenen Ordensſtifter. Das große Crucifix (ſiehe daſ.) iſt in der Kirche auf dem Kreuzaltare (rechts der dritte) aufgeſtellt.

Minoritenkirche und Kloſter (in der Stadt).

Die Minoriten (mindern Brüder) wurden 1224 durch Leopold den Glorreichen in Wien eingeführt. Er erbat ſich vom Ordensſtifter Franz einige Brüder, welchen er einen großen Platz in der damaligen Vorſtadt anwies, wo noch das Kloſter ſteht. Hier bauete er ihnen ein kleines Haus und jene St. Katharinen-Capelle, welche auf dem Ballhausplatz nächſt dem Kloſtereingang ſtand und ſpäter die Kirche des Kaiſerſpitals wurde. In der Gegend des oberen Theils der Burg und der Staatskanzlei hatten ſie einen großen Weingarten, und auf der andern Seite, auf dem Platze des Landhauſes, einen Garten, wovon der Brunnen, der mitten im Garten ſtand, im Hof des Landhauſes noch 1813 übrig war.

Die erſten Brüder, die nach Wien kamen, waren Johann von Piano, Albert von Piſa, Martin von Mailand und Jakob von Treviſo; weil es Italiener waren, ſo nannte man ihr Gotteshaus gewöhnlich die wälſche Kirche, welches ſich bis jetzt erhalten hat und Urſache iſt, daß ſie zur italieniſchen Nationalkirche gemacht wurde.

In den Feuersbrünſten unter Ottokar 1256 und 1267 fiel auch dieſe Kirche in Schutt, worauf er den Grund zur heutigen großen Kirche legte, die er, der Held mehrerer Kreuzfahrten, dem heil. Kreuz widmete. Nach Ottokar's Tod ward ſein Leichnam vom Schlachtfelde zu den Schotten, und dann zu den Minoriten gebracht, wo ſein Herz und ſeine Eingeweide vor dem St. Georgs-Altar begraben, der Körper aber nach Znaim geführt wurde.

An die Minoriten ergingen die Kreuzbullen 1236 von Gregor IX. wegen der von Friedrich III. gelobten, aber verzögerten Heerfahrt zur Wiedereroberung des gelobten Landes; dann 1241 gegen die Mongolen. Im Minoritenkloſter war am 18. Jän. 1277 jene Verſammlung der Fürſten und Herrn, in welcher Rudolph von Habsburg zuerſt ſeinen Söhnen die geiſtlichen Lehen in Öſterreich und Steier und hiermit den künftigen Beſitz dieſer Länder erwarb.

Was Ottokar begonnen, das vollendeten zwei königl. Frauen. Blanka von Frankreich, Schweſter Philipp des III., die Stifterin des Clarakloſters und ihrem Gatten Rudolph nach kurzem Beſitz durch eine unglückliche Geburt entriſſen, und Iſabella von Arragonien, die nach Friedrich des Schönen Gefangennehmung von einem Gnadenbild zum andern pilgerte und durch Thränen erblindet war. Beide wurden in der Kirche begraben. Iſabella in einem Porphirſarge vor dem St. Ludwigs-, ſpäter Michaels-Altar, Blanka im alten Chore unter der ſogenannten heil. Stiege. In dieſer Kirche ruhen auch: Margaretha Maultaſche, die letzte Babenbergerin Agnes *), Tochter der unglücklichen Gertrud und Herrmanns von Baden, und Schweſter des zu Neapel mit Konradin hingerichteten Friedrich's von Baden; und Albrecht, Biſchof von Regensburg (geſt. 13. Dec. 1264), ſich hier vor dem eigenen Gewiſſen verbergend, da er wegen des 1250 an den Kaiſer Conrad IV. verſuchten Mordes flüchtig werden mußte. Hier hatten auch ihre

*) Sie war die Gemalin des letzten Sponheimers, des Herzogs Ulrich von Kärnten, ward in zweiter Ehe von Ottokar zur Erniedrigung ihres Heerſchildes an den Grafen Ulrich von Heunburg vermält, der die innern Lande gegen Albrecht I. und wider Meinhard bewegte. Sie ſtarb 2. Jän. 1295.

Ruheſtätte die Grafen von Schaumburg und Sternberg, ſo wie der rieſenſtarke Marſchall Dietrich von Pillichsdorff, der als Jüngling in der Marchfelds Schlacht für Rudolph und als Greis bei Mühldorf für Friedrich den Schönen ſtritt. Er hat die Katharinen-Capelle, worin 40 Herrn und Frauen ſeines Hauſes ruhen, neu gebauet und verſchönert. Von Bürgerhäuſern werden angeführt: die Tirna, die Colyn, der in den Unruhen wider Albrecht I. berühmte Bürgermeiſter Conrad Breitenfelder, ſeine Hausfrau und ſeine an Otto Heym von Neuburg vermälte Tochter, die Griechen von Ais und die Griechen von Karnabrunn, die mit Jaſomirgott und ſeiner griechiſchen Gemalin nach Wien gekommen ſeyn ſollen.

Nachdem Max II. das Edict der freien Religionsübung für den Adel erlaſſen hatte, riſſen die Proteſtanten nicht nur das Bethaus im Landhaus, ſondern auch 1569 die heil. Kreuzkirche an ſich; im Kloſter hatte ſchon 1560 der Prediger, Friedr. Nauſſer, ſich mit Weib und Kind gewaltſam einquartirt, das Kreuz vom Hochaltar genommen und die Minoriten ſo gedrängt, daß ſie von 150 auf ſieben geſchmolzen und auf die Katharinen-Capelle beſchränkt waren. So blieb es bis zur Schlacht am weißen Berge 1620. Nun wurden die Prädikanten aus ganz Öſterreich verbannt und in der heil. Kreuzkirche trat der berühmte Prediger, Barnabas Prätorius, unter ungemeinem Zuſtrömen des Volkes auf.

Die Türken ſchoßen 1683 den Thurm zuſammen und zerſchmetterten die Glocken, denn die Kirche lag gerade hinter der Hauptangriffs-Fronte des Großveziers auf die Burg- und Löwelbaſtei. — Die Gräfin Margaretha von Stratmann, geb. Gräfin Traun und Abensberg, ließ 1697 in dieſer Kirche die bereits genannte heil. Stiege bauen, jener im Pilatushauſe zu Jeruſalem gleichgebildet; ſie wurde 1748 mit dem Kloſter vorzüglich durch Maria Thereſia umgebauet und dazu den 1. Aug. vom Oberſtkämmerer, Grafen Joſ. von Khevenhüller der Grundſtein in einer Tiefe von ſechs Klaftern gelegt. Von dieſem Bau beſteht nur ein Flügel nächſt der Staatskanzlei. Dabei wurden verſchiedene römiſche Grablampen, Lacrimatorien und Aſchenkrüge ausgegraben und um einen Mannsſchedel ſieben Hundsköpfe gefunden, ein Überreſt der Sitte, das mitzubegraben, was dem Verblichenen im Leben das Liebſte war.

Der Bücherſchatz dieſer Ordensbrüder galt für einen der vorzüglichſten Wiens. Unter Carl VI. begann P. Alexander Gieſſel (geb. zu Breslau 1694 und geſt. 1766) die Anlegung eines Muſeums, beſtehend aus einer Sammlung römiſcher Alterthümer, zum Theil in und bei Wien gefunden, zum Theil aus Ägypten und dem Herkulanum, eine reiche Sammlung von Mineralien, Conchilien und zoologiſchen Gegenſtänden; ſchöne Arbeiten aus Elfenbein, Wachs, Holz, Perlmutter, Stein, Erz u. ſ. w.; mehrere Gemälde der deutſchen Schule, beſonders von Dürer und Kranach. Auch an Münzen und Medaillen und höchſt ſeltenen Mißgeburten fehlte es nicht. Der ganze Schatz wurde in den Bedrängniſſen des Kloſters verkauft und es iſt nichts mehr übrig, als die beiden herrlichen Globen, gezeichnet vom Ordens-General Coronelli und vollendet von P. Tobias Eder, Mathematiker des Cardinals Kollonitſch.

Seit 1785 iſt die n. ö. Regierung im Minoritenkloſter, deren Bewohner Joſeph II. in die Alſervorſtadt verſetzt hat, untergebracht. Die Kirche wurde der italieniſchen Gemeinde übergeben und Maria Schnee genannt, welches Feſt auf dem Hochaltar von Chriſtoph Unterberger vorgeſtellt iſt. Die Blätter der Seitenaltäre St. Rochus und Carolus, Johann von Nepomuk, St. Nikolaus, die heil. Familie, St. Leopold und Benedikt ſind von guter Arbeit, aber von unbekannten Meiſtern.

Im J. 1846 wurde in der Kirche das herrliche Moſaikbild Raffaelli's in Mailand, Cœna Domini, nach Leonardo da Vinci, welches früher im unteren Belvedere aufbewahrt wurde, aufgeſtellt.

Der äußere Anblick der Kirche zeigt, daß ſie nie nach dem erſten Plane ausgebauet worden; ſie hat weder die Kreuzesform noch in Abtheilung in Schiff und Chor, weder Thurm noch Sacrarium an der rechten Stelle. Nur die Hauptfronte gegen Weſten verdient eine nähere Betrachtung. Zwar nur durch kahle Strebepfeiler, dergleichen auch an beiden Langſeiten ſich zeigen, unterbrochen, enthält ſie doch drei im reinſten Style entworfene Eingangsthüren, deren mittlere die ſchönſte in Wien iſt. Ihre Bogen, Leiſten, Hohlkehlen und Stäbe ſind eben ſo ſchön geordnet, als reich, die Bildwerke zeigen in der Mitte oben im Bogen den Gekreuzigten, auf dem Mittelpfeiler der den Bogen in zwei kleinere theilt, die Muttergottes mit dem Kinde, in den kleineren Bogen aber die den Gekreuzigten umgebenden Perſonen in trefflichen Steinarbeiten; auf den, die Halle bildenden Säulen ſieht man ſechs Heilige und den engliſchen Gruß. Der edle Styl dieſes 1846 renovirten Portals deuten auf die Zeit der Blüte der deutſchen Kunſt (1276—1330). Auch in den Gängen des Regierungsgebäudes ſind noch ſchöngeſchwungene Bogen mit Säulen, Stäben und Hohlkehlen zu ſehen.

Früher ſtieß an die jetzige Kirche rechts ein langer, hoher, vorne achteckig geſchloſſener Chor mit einer großen Treppe, die heil. Stiege genannt, unter deren Gewölbe, dem Altar gegenüber, das Grabmal der Mitſtifterin Blanka ſtand. Man muß den Verluſt dieſes Denkmals bedauern, welches noch zu Herrgott's Zeit zu ſehen war. Wenn man dieſes Kunſtwerk des 14. Jahrhunderts (Blanka verordnete deſſen Errichtung bei ihrem Tode 1305) auch nur nach dem Stiche bei Herrgott betrachtet, ſo begreift man nicht, wie am Ende des 18. Jahrhunderts ein ſolches Werk mit dem ganzen Chor, worin es unter der heil. Stiege aufgeſtellt war, ſpurlos verſchwinden konnte, während man dieſe Stiege nach der Auguſtinerkirche brachte, um auf ihr einen neuen Hochaltar zu errichten. Es war ein großer, marmorner Sarg, worauf Blanka in Nonnentracht ruhte, ihr zur Seite das zarte Knäblein, welches bald nach der Geburt ſtarb. An den vier Ecken ſah man vier Genien und unten an dem Fußgeſtelle in erhobener Arbeit eine Reihe trauernder Mönche. — J. S. Schlager (in den Skizzen über Wien's Mittelalter) vermuthet, daß das Grabmal ſich in der Gruft befindet, welche nach Herrgott's Taphographie noch 1772 unter der alten Sakriſtei in dem in Kupfer geſtochenen Kirchenplane auf das genaueſte angezeigt iſt (welche Sakriſtei noch zur Hälfte beſteht), und welche durch Umſchaffung der Kirchen-Umgebung am rückwärtigen Theile unzugänglich gemacht iſt.

Unter Albrecht dem Lahmen ereignete ſich das Wunder mit dem Crucifixe aus dem Morgenlande, welches die Donau heraufſchwamm (ſiehe Wunderkreuz), und unter ihm auch die Begebenheit mit dem Communikanten (ſiehe daſ.).

Den 9. Nov. 1604 wurden aus der Kirche ſechs ſilberne Lampen, mehrere ſilberne Opfer und koſtbarer Altarſchmuck entwendet.

Minoriten-Platz.

Obgleich die Minoriten ſeit 62 Jahren ihr Kloſter verlaſſen haben, ſo hat doch der Platz von ihnen den Namen (vormals Minnernhof) beibehalten. Er iſt von unregelmäßiger Geſtalt, und hat von den Gebäuden, die ihn umgeben, ein ehrwürdiges, ſo wie ſeiner Entlegenheit wegen, ein einſames Anſehen. Die hier herrſchende Stille wurde jedoch am 15. Mai 1809 durch einen Trupp Franzoſen geſtört, welche hier durch eigen-

mächtige Weinforderung einen förmlichen, aber durch Dazwischenkunft der Bürgermiliz gestillten Aufstand erregten. — Jedes Gebäude des Platzes hat ein eigenthümliches Interesse, welches eine besondere Besprechung derselben erheischt; vorzüglich gereicht ihm aber der imposante Pallast des Ritters Jak. v. Löwenthal (42) zur Zierde, welcher ursprünglich Lobkowitzisch, dann Starhembergisch war, und zuletzt dem Grafen Festetics von Tolna gehörte, dessen Wapen noch am Portale zu sehen ist.

Mödling (Markt und Burg).

Dieser Markt (auch Medling) wird den ältesten und den von den Wienern am häufigsten besuchten Ortschaften, wozu die nahe Briel die Hauptursache ist, zugezählt. Seine Geschicke sind so vielfach und interessant, daß sie eine Einzelnbesprechung erfordern. Der Ort hat zwei Kirchen, von welchen die gothische Spital- oder Ägidi-Kirche das älteste Baudenkmal des Marktes ist; bei der Pfarrkirche zu St. Othmar ist die unterirdische Capelle und die Gewölbe, der Glockenthurm und der, mehrere Stockwerke hohe Dachstuhl merkwürdig, den der berühmte englische Schiffsbaumeister Dayson 1821 für das größte Meisterwerk der Zimmerbaukunst erklärte. Auch ist hier eine Caserne, oder das 1762 vom Cardinal Migazzi errichtete Priester-Exercitienhaus, ein Schauspielhaus, ein altes Rathhaus, ein Mineralbad und an der Wienerstraße der hübsche Leichenhof, wo Scheffer von Leonhards schönes Bild sehenswerth ist. Im Umfange des Marktes sieht man hie und da verfallene Reste der alten Umfangmauern und Thore.

Nahe beim Markte hinter dem Felsendörfchen Klausen liegen auf einem hohen Berge die Trümmer der einst mächtigen Burg gleiches Namens, die einer Nebenlinie der Babenberger zum Wohnsitze diente. Sie wurde wahrscheinlich 1002 gebaut und sie sank mit dem Erlöschen dieses Fürstensohnes in Schutt. Unter den Habsburgischen Fürsten theilte sie größtentheils das Schicksal der nachbarlichen Veste Liechtenstein. Um das Schloß der Vergessenheit zu entziehen, ließ Fürst Johann von Liechtenstein im Anfange dieses Jahrhunderts auf der Bergesspitze ein Gebäude nach altem Geschmacke aufführen, und die noch wenigen Ruinen erhalten.

Mohr (Ein hingerichteter).

Keine Hinrichtung hat so viel Aufsehen gemacht, als jene eines Mohren im Sept. 1703, der auf dem Hohenmarkte mit dem Strange hingerichtet wurde. Eine gleichzeitige Relation meldet davon:

„Dieser Mohr war eine ledige Person, Namens Jakob Bock, im 20. Jahre seines Alters, zu Congo in Africa gebürtig, so den katholischen Glauben angenommen und erst am Tage seiner Exekution getauft wurde. In seinem Examen bekannte er: daß zwischen einigen herrschaftlichen Bedienten in einem Wirthshause in der Stadt Streit entstand, wobei zuletzt gerauft wurde, dessen Urheber durch die Rumorwache in Verhaft genommen werden sollte. Als nun die Rumorwache diesen aus dem Wirthshaus führen wollte, hatten die zusammengerotteten Laqueien, Heiducken, Laufer und anderer Pöbel angefangen, diese Rumor-Soldaten mit Steinen häufig zu verfolgen; worüber er (der Mohr) dann auch einen Stein, um sich seinem Vorgeben nach, allenfalls zu wehren, genommen, weiters aber damit nicht zugeworfen, jedoch die Soldaten insoweit nach- und verfolgen half, bis dieselben wegen des heftigen Steinregens in der Nagergasse im Gasthause zum goldenen Lamm mit dem Laquei und Kutscher sich flüchteten. Als aber die Soldaten dieselben auf sein und Verlangen anderer Laqueien nicht frei lassen wollten, hatte er sich bei dem häufig versammelten Gesindel unterfangen, einem Heiducken das Häckel zu nehmen und damit nicht allein die versperrte Hausthüre mit vielen starken Schlägen zu ruiniren, sondern auch den anderen zuzurufen, daß, wer ein bra-

ver Laquei wäre, herzukommen, ſich tapfer wehren, und die Arreſtirten hinwegnehmen ſollte. Da aber die mit der Hacke gegen die Thür geführten Streiche nichts nützten, ſo hatten die andern einen großen Stein aufgehoben und denſelben öfters an die Thür geworfen, welches jedoch auch nichts fruchtete; auch ſchlugen ſie faſt alle Fenſter am Hauſe ein, wovon Bock nur einige mit der Fauſt eingeſchlagen zu haben bekannte. Nun iſt aber während des Tumults eine neue Wache gekommen, um die Unruhigen zu beſänftigen, jedoch war dieſelbe genöthigt, wieder umzukehren; unterdeſſen ſchlug Bock einem Soldaten mit einem Stein dergeſtalt auf den Kopf, daß derſelbe ſogleich zur Erde fiel. Dieſes läugnete jedoch Bock, wurde aber durch zwei Zeugen, die einen Eid ablegten, davon überwieſen; auf dieſes wurde Bock arretirt, jedoch von den Laquien den Soldaten genommen. In der Nacht fand man ihn auf dem Graben neben der Glückshafen-Hütte ſchlafend, und er wurde von den Nachtwächtern in Arreſt geführt; dann iſt auch nachgehends die Hütte der Rumor-Soldaten (am Neuenmarkt) geſtürmt und ausgeraubt und einem Soldaten alle 46 fl. in Geld ſammt einen neuen Rock, dann auch den Andern Effekten ſammt ihren Gewehren nicht allein hinweggenommen und damit zugeſchlagen, ſondern auch mehrere Leute lebensgefährlich damit geſchoſſen worden, wovon einer wirklich ſeinen Geiſt aufgab. Dieſe Mißhandlungen waren ihm von Herzen leid, empfahl ſich hierüber Gott, der Obrigkeit und erwartete ein gnädiges Urtheil. Über dieſes ſein offenes Bekenntniß iſt ihm nachfolgendes Urtheil geſchöpft worden: „daß ihm, Jakob Bock, der Freimann von dem Hutſtock alsbald übernehmen, und auf den hohen Markt zur gewöhnlichen Richtſtatt führe und an dem aufgerichteten Galgen mit dem Strange vom Leben zum Tode hinrichten ſolle, wie dieſes auch geſchah."

Moira'ſche Mädchen-Ausſteuer.

Graf Moira war ein edler Britte, der in dem amerikaniſchen Kriege ſich unter dem Namen des Lords Rawdon durch

Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Er verweigerte eine an ihn von Wien ausgeſtellte Geldforderung, weil er ſie als ungegründet anſah, und erklärte ſie ſo lange verweigern zu wollen, bis ihn entweder dazu ein Richterſpruch verurtheilt haben, oder die Forderung von Seite des Gegentheils als unſtatthaft aufgegeben ſeyn würde. Das Letzte geſchah, und nun zeigte der Lord, daß ſein Betragen keinen andern Beweggrund hatte, als den Unwerth der Forderung darzuſtellen, und daß er von der Abſicht, ſich der Entrichtung der angeſprochenen Summe zu entziehen, ſehr weit entfernt war; denn ſobald von einer Verbindlichkeit auf ſeiner Seite keine Frage mehr war, ließ er einen nicht geringen Theil der Summe ſeinem Gegner zukommen und den übrigen größeren Theil erlegte er in die Hände des k. k. Geſandten in London, Grafen von Stadion, mit der Beſtimmung, daß, um an eben dem Orte, woher der unſtatthafte Anſpruch an ihn gelangt war, zur Ermunterung der Tugend und Rechtſchaffenheit ein gutes Werk zu ſtiften, das Geld unter 24 arme Mädchen als Ausſteuer dergeſtalt vertheilt werden ſollte, daß jede, nebſt einer vollſtändigen Kleidung für ſich und ihren Bräutigam, bare 500 fl. erhalte.

Dieſe Beſtimmung wurde auch durch den Grafen Stadion im Vereine mit dem k. k. Kämmerer Grafen von Marſchall und dem k. k. geheimen Rathe, Freiherrn van Swieten vollführt, und die Trauung der 24 armen Bürgerstöchter fand am 14. Febr. 1797 zu St. Stephan in Wien feierlich Statt.

Die Bürgerwache zog dabei auf; die Trauung geſchah um die Mittagsſtunde, acht Paare erhielten am Hochaltare von dem Domherrn Graf Edling, acht Paare an dem Seitenaltare rechts von dem Domherrn Grafen Torres und acht Paare an dem Altare links von dem Chormeiſter die Einſegnung.

Beistände waren Graf Stadion, Freiherr Gerhard van Swieten, die Regierungsräthe, die Grafen Ferdinand Kuefstein, Jos. Carl Dietrichstein und Jos. Joh. Herberstein-Moltke.

Die Stelle der Brautmütter vertraten die Gräfinnen Thun (geb. Uhlefeld), Stadion (geb. Stadion), und Karolyi (geb. Waldstein).

Der Trauung wohnten die Erzh. Anton und Johann, die Erzherzogin Maria Christine und ihr Gemal, der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, bei.

Mondschein (Gasthaus zum).

Dieses am Rennwege liegende Gasthaus hatte früher einen Tanzsaal, der unter den öffentlichen Unterhaltungsplätzen eine vorzügliche Stelle einnahm, die er seiner schönen Bauart und Eleganz wegen auch verdiente. Er verschwand vor mehr als einem Decennium, um einer Fortepiano-Fabrik Platz zu machen, und es ist nur noch das Gasthaus übrig geblieben, dessen Namen noch in Vielen, die des Saales Glanz- und Abnahmszeit erlebt haben, angenehme Rückerinnerungen erwecken mag. Gewey hat ihm folgende Strophen gewidmet:

Der Halbmond, Mondschein in des Volkes Munde,
Ein schöner Tanzsaal vor der Stadt,
Steht da, beleuchtet schon zur Abendstunde,
Ein völlig glühendes Quadrat.

Man hört ihn meist von allen Lippen preisen,
Er leuchtete mit seinem Glanz
Wie jener Stern in Juda den drei Weisen,
Den Wienern zu Bankett und Tanz.

Man braucht den rechten Mond nicht zu bereisen,
Der jeder Luftfahrt lächelnd trotzt.
Man kann es schon aus diesem Mond beweisen,
Daß er von Kreaturen strotzt.

Hier gab's oft reichen Fang für die Fiaker;
Doch bald verrufen ward der Ort.
Es gab dort manche tüchtige Masaker,
Man trug oft blut'ge Nasen fort.

Denn später gab's der trunk'nen Stänker viele,
Bei immer vollgepfropftem Haus;
Da ging, wie beim Polichinellenspiele,
Die Scene stets mit Prügeln aus.

Abnehmend ist er jetzt, im letzten Viertel,
Der Mond, so daß man kaum ihn kennt;
Es hat die Ahnfrau Zeit aus ihrem Gürtel
Ihn schon zur Hälfte ausgetrennt.

Doch wenn selbst Stambul's Mond in unsern Tagen
Sich fast im letzten Viertel zeigt,
So kannst Du, Wirthshaus Mondlicht auch nicht klagen,
Wenn dich ein gleiches Schicksal beugt.

Mosel (Ignaz Franz Edler von),

k. k. Hofrath, erster Custos der Hofbibliothek, Ehrenmitglied der Akademie der heil. Cäcilie in Rom, des deutschen Nationalvereins für Musik und ihre Wissenschaft, des steiermärkischen Musikvereins und mehrerer philharmonischen Gesellschaften. Er ist der Sohn eines k. k. Oberbeamten, und am 2. April 1772 in Wien geboren. Die Vorliebe für den Zauber der Tonkunst, welche durch sein ganzes Leben ihn geleitete, machte sich schon in den frühesten Jahren bei ihm bemerkbar, und unter der Leitung tüchtiger Meister erhielt sie ihre Reife. Schon im zwölften Jahre war er ein fester Violinspieler, betrieb eifrig das Studium der Musik, und legte den Grund zu dem tiefen Wissen der Tonkunst, welches sich später im Gebiete derselben so rühmlich bemerkbar machte. Er vollendete seine Studien an der hiesigen Hochschule, und fand 1801 eine Anstellung in dem Departement des ersten Obersthofmeisteramtes, wo er bis zum Hofsecretär vorrückte. Seine Verdienste wurden von Kaiser Franz I. 1818, durch die Erhebung in den Adelstand belohnt. Seine Muse widmete er ganz der Tonkunst. Sowohl in practischer als in theoretischer Beziehung war er thätig auf diesem Felde. Er schrieb zwei Opern: »Salem« (Text von Castelli) und »Cyrus und Astyage« (Text von Mat-

thäus von Collin), welche auf dem Hofoperntheater in die Scene gingen. Außerdem unterzog er sich auch der Aufgabe, durch Anpassung des Instrumentale der Händl'schen Oratorien für den neuern Geschmack nach den Fortschritten der Harmonie, diesen herrlichen Werken wieder Eingang zu verschaffen, so kamen „Jephta," „Israel in Egypten," „Salomon," zur Aufführung. Er gab 1813 in Wien einen „Versuch einer Aesthetik des dramatischen Tonsatzes" heraus, und übersetzte 1814 das Oratorium „Samson," aus dem Englischen zu Händls Musik. Bei den ersten großen Musikfesten in der k. k. Winterreitschule leitete er diesen riesigen Tonkörper mit eben so viel Kenntniß als Energie. Im J. 1821 ward er zum k. k. Hofrath ernannt, und ihm die Stelle eines Vice-Directors des k. k. Hofburgtheaters übertragen. In diesem Wirkungskreise blieb er bis 1829. Schon 1821 hat er eine mit Anmerkungen begleitete Übersetzung von Jones „Geschichte der Tonkunst" aus dem Englischen herausgegeben. Nach dem Tode des Custos der Hofbibliothek, Hofrathes Vesque von Püttlingen, ward Mosel zu dieser Stelle berufen, welche er bis an seinen Tod bekleidete. Hier gab er 1835 seine „Geschichte der k. k. Hofbibliothek" heraus. Er starb den 8. April 1844. Man kann sagen, Mosel war für die Tonkunst, was Lessing für die Literatur war, und mit diesen wenigen Worten hat man sein höchstes Lob ausgesprochen.

Mozart-Haus.

Franz Gräffer macht den Vorschlag, das kleine Kaiserhaus in der Rauhensteingasse (934, vormals 970), worin Mozart starb, künftig das Mozart-Haus zu nennen. Indem wir ihm hierin vollkommen beistimmen, entlehnen wir seiner Notiz einige Daten. Zuerst den Auszug des Sterbe-Protocolls. „Den 6. Dez. 1791. Der Tit. Herr Wolfgang Amadeus Mozart, k. k. Capellmeister und Kammer-Compositeur, in der Rauhensteingasse im kleinen Kaiserhaus Nr. 970, am hitzigen Frieselfieber beschant, alt 36 Jahr. Im Freydhof A. St. Marx. III. Classe in der Pfarre bei St. Stephan bezahlt 8 fl. 56 kr. Wagen 3 fl."

Das erwähnte Haus bildet eine ziemlich vorspringende Ecke; hier starb der große Tondichter im ersten Stockwerke. Das ziemlich geräumige Zimmer ist sehr dunkel; es hat zwei Fenster in einen engen Hof. Seine Arbeitsstube befand sich um die Ecke gegen die Straße zu. Sein Arzt war zuletzt Dr. Closet; beigezogen wurde Dr. von Sallaba, Primar-Arzt des allg. Krankenhauses. Mozart verschied in der Nacht auf den 5. — Süßmayer war zugegen. Alsbald fand sich Graf Deym (unter dem Namen Müller, Eigenthümer des Kunst-Cabinets beim rothen Thurm) ein, und nahm einen Gypsdruck von dem Antlitz des großen Todten. Schikaneder war trostlos. Auf der Bahre liegend, war Mozart mit einem schwarzzeugenen Todten-Bruderschafts-Gewand angethan. Seine Krankheit währte 15 Tage. Er war schon leidend, als er von der Krönung in Prag zurückkehrte.

Muglitz (Anton von)

aus Mähren geboren, trat in den ritterlichen Orden der Kreuzherrn mit dem rothen Sterne, worin er sich zum Ordensmeister emporschwang. Sein Eifer für die Religion machte ihn bei Ferdinand I. so beliebt, daß er ihn 1558 zum Wiener-Bischof ernannte. Der Kaiser trug ihm 1560 das Erzbisthum Prag auf, und ernannte ihn zu seinem Gesandten beim Concilium zu Trient, dem er beständig beiwohnte, ausgenommen, daß er 1562 auf eine kurze Zeit nach Prag ging, um Maximilian und Marien, dessen Gemalin, die böhmische Krone aufzusetzen, und daß er 1563 den Cardinal v. Lothringen nach Rom begleitete. 1575 krönte er Rudolph II. zum Könige. Seine Redlichkeit

zeigte ſich in dem Handel wegen des Katechismus des berühmten Dominikaners Bartholomäus von Carranza, Erzbiſchofs zu Toledo, den der Biſchof von Ilerda, ſpaniſcher Orator, bei der Kirchenverſammlung anklagte. Der Biſchof Anton mußte auf Befehl der Kirchenväter das Buch unterſuchen, welches er nach ſorgfältiger Prüfung gut fand.

Müller (Joh. Heinr. Friedr.).

Er hieß eigentlich Schröter und wurde 1738 zu Halberſtadt geboren, und ſtudirte in Halle. Der Theater-Direktor Schuch in Magdeburg, bei dem er Informator wurde, beredete ihn Schauſpieler zu werden. Er gefiel überall, wo er mit Schuch hinkam, ſo auch in Hamburg, wo er 1754 ſich der Schönemann'ſchen Truppe anſchloß. Als dieſe 1757 zerfiel, gewann er einen Gönner an den Grafen von Hoditz, deſſen Theater auf ſeinen Gütern er einrichtete. Hier wirkte er 4 Jahre, unterrichtete junge Bauern in der Schauſpielkunſt und bildete ſie zu befriedigenden Darſtellern. Hierauf ging er nach Linz, wo er in Kurzem ſo beliebt wurde, daß man ihm die Direction gab. 1763 trat er zum Hoftheater in Wien über und bekleidete das Fach der Chevaliers, Vertrauten, komiſchen Bedienten, Pedanten und gemüthlichen Väter mit allgemeinem Beifalle. Auf Joſeph des II. Befehl reiſete er 1776 durch Deutſchland, und leitete mehrere Engagements ein, zu denen Brockmann gehörte. Müller machte ſich vorzüglich um Ausbildung jugendlicher Talente verdient; auch kann er als der eigentliche Begründer des Ballets in Öſterreich betrachtet werden, da dieſes Fach bis dahin ſehr mittelmäßig beſetzt war. Er wurde 1801 in Ruheſtand verſetzt und leitete bis 1805 das Privattheater des Fürſten v. Liechtenſtein. Er ſtarb 1815 und hinterließ einen Sohn, Friedrich, k. k. Kammerdiener, der als Taſchenſpieler bekannt iſt, und eine Tochter, Joſephine, Gattin des bekannten Malers Säger.

Müller (Wenzel),

zu Trunau in Mähren 1767 geboren, widmete ſich von Kindheit an der Muſik. Tüchtig ausgebildet kam er nach Wien, wo er im Orcheſter der Leopoldſtadt angeſtellt wurde. Aber bald gewann ihn Schikaneder für das Theater an der Wien als Muſikdirecter. In gleicher Eigenſchaft ging er 1807 nach Prag, wo er mehrere ſeiner beſten Werke componirte. 1812 trat er beim Leopoldſtädtertheater bleibend bis zu ſeinem Tode als Capellmeiſter ein, ſtets ausgezeichnet durch die Liebe des Publikums. Er hat nicht bloß das Verdienſt einer ſeltenen Fruchtbarkeit (mehr als 150 dram. Compoſitionen), ſondern er war auch als Leiter unermüdet. In der Volksmuſik iſt er unübertroffen; die Erfindung leichter, ohrgewinnender Melodien, das charakteriſtiſch Friſche der Bewegung hat kein Wiener-Tonſetzer vor und nach ihm in gleichem Maße erreicht und ſelbſt Goethe erkannte ſeine Arbeiten für beifallswürdig. Seine geſchätzteſten Compoſitionen ſind: Das neue Sonntagskind, die Schweſtern von Prag, die Teufelsmühle am Wienerberge, der Alpenkönig, u. a. — Die einſt ſehr gefeierte Sängerin Grünbaum iſt ſeine Tochter.

Müller (Sophie),

zu Mannheim 1803 geboren, ward ſchon als Kind zu kleinen Rollen verwendet; als 13jähriges Mädchen gaſtirte ſie zu Carlsruhe und ſchon 1819 bekleidete ſie ausſchließend das erſte Fach. Der Umgang mit Kotzebue kam ihr ſehr zu Statten. Sie unternahm 1821 eine Reiſe nach München und Wien, wo ſie am Hoftheater in 15 Gaſtrollen debutirte, die ihre Anſtellung zur Folge hatte. Sie kam 1822 nach Wien, wo ſie als Gräfin Rutland in Eſſex als en-

gagirtes Mitglied zum ersten Mal auftrat. Seit dieser Zeit ward sie die Zierde der Hofbühne und spielte die ersten tragischen, pathetischen und sentimentalen Rollen. Ihre Darstellungen hatten ein eigenthümliches Gepräge von Idealität und poetischer Weihe, dabei befaß sie eine Plastik von Äußerlichkeit, und eine fast antike Ruhe, die ihren Gebilden eben so viel Würde als Reiz verliehen. Auch im bürgerl. Leben war sie so achtungswerth, daß sie des Umganges der Kaiserin Mutter gewürdigt wurde. Sie erkrankte 1829 und starb 1830 in Hietzing. Unter der Aufschrift: „Für meinen Schreibkasten" hinterließ sie interessante Tagebücher und Studien, welche Joh. Graf Mailath 1832 zu Wien herausgegeben hat, und die allen Schauspielerinnen sehr zu empfehlen sind, weil sie ihnen zeigen werden, daß ein echtes Künstlergemüth höhere Forderungen an sich stellt, als Memoriren und Koketterie der Toilette.

Münzgebäude.

Die Erbauung einer neuen Münze war lange der Gegenstand der Beachtung der Staatsverwaltung; denn die Manipulations-Werkstätten waren zerstreut, es gebrach an zweckmäßigen Maschinen; — das Streckwerk und die Scheideanstalt befand sich im Stadtgraben bei der Wasserkunstbastei, wobei die aufsteigenden Dämpfe sehr lästig und ungesund waren. Weiland Kaiser Franz I. befahl daher in den letzten Tagen seiner Regierung die Erbauung eines neuen Münzgebäudes, dessen Überschlag sich auf 450,000 fl. C. M. belief. Der Bau begann 1835 nach den Plänen des k. k. Professors, Paul Sprenger; am Schlusse des Jahres stand das Hauptgebäude unter Dach und 1836 und 1837 ward an der inneren Vollendung gearbeitet.

Das Gebäude gehört zu den schönsten der Kaiserstadt. Es besteht aus dem Hauptgebäude, einem rechtwinkelichen Viereck von 252 Fuß Länge und 216 Breite, und aus einem Nebengebäude, worin sich das Streckwerk, der Hammer und die beiden Dampfmaschinen befinden. Die Werkstätten sind in den Souteräns; in den ebenerdigen Gewölben und im ersten Stockwerke befinden sich die Prägsäle, der Scheidegaden, der Drahtzug, die Cassen, das Punzirungs- und Einlösungsamt, das Probiramt, die Graveur-Akademie, das Präg-Stempel-Cabinet und sämmtliche Bureaux. Die Säle des zweiten Stockwerkes sind für die mineralogisch-geognostischen Sammlungen, für die Lehranstalten der höheren Curse der bergmännischen Geognosie, der Docimosie und Chemie bestimmt.

Das Gebäude ist mit Kupfer gedeckt und auch dadurch vor Feuer geschützt, daß es aus zwölf Steigröhren im Innern überschwemmt werden kann. Die Basreliefs am Fronton, die vier dem Münzwesen wichtigen Metalle darstellend, so wie die Gruppe über demselben sind vom Direktor Klieber. Jede Dampfmaschine ist von 14 Pferde Kraft, und die eine von Cockerill zu Seraing, die andere von Punshon in Wien.

Münz- und Antiken-Cabinet (K. K.).

Die vom k. k. Direktor, Jos. Arneth, 1845 herausgegebene schätzbare Beschreibung dieses Cabinetes macht jede ausführlichere Andeutung darüber entbehrlich. Es wird daher nur bemerkt, daß diese kostbare Sammlung in fünf Sälen vertheilt ist, sich im Augustinergange befindet, und daß der Eintritt am Montag und Freitag um 10 Uhr gegen schriftliche Anmeldung gestattet ist.

Weiland Kaiser Franz I. ist ihr eigentlicher Gründer; er ließ die von uralten Zeiten in den verschiedenen kaiserl. Residenzen und Schlössern zerstreuten Antiken, Münzen und Seltenheiten sammeln und 1798 vereinigen.

Der erſte Saal enthält die griechiſchen und römiſchen Gefäße (über 900 Stück), die ausgelegten Münzen und Medaillen (über 1000 Stück, darunter der größte 2055 Duk. ſchwere Medaillon) und die Bibliothek (über 7000 Bände); — der zweite die Bronzeſtücke, die falſchen Münzen und die orientaliſchen; — der dritte die Münzen des Mittelalters und der neuen Zeit; — der vierte die antiken Münzen; — und der fünfte die Gold- und Silbergegenſtände und geſchnittenen Steine (darunter Celini's goldenes Salzfaß, hieher 1845 aus der Ambraſer-Sammlung übertragen, ſo wie die Apotheoſe des Auguſt's und die große Agathſchale).

Die ganze Münzſammlung beſteht aus 58,851 antiken und 18,017 modernen Stücken. Die architektoniſche Verzierung am Eingange iſt vom Bildhauer Mell, der die Reiterſtatue Franz I. im Hofgarten gemacht hat.

N.

Nächtliche Todtengesang (Der).

Seltsam iſt, was zur Peſtzeit 1679 ein Inſizirter kurz vor ſeinem Ende erzählte. Er ging eines Tages vor Ausbruch der Krankheit zur Nachtzeit beim Mondſcheine von Hernals nach der Stadt; als er auf ein nahe dabei liegendes Feld kam, hörte er in der Ferne in der Luft ganz deutlich das Placebo Domino in regione vivorum von vielen klagenden Stimmen ſingen. Er blieb ſtehen, um ſich zu überzeugen, ob er nicht unrecht höre; allein er hörte den kirchlichen Trauergeſang mehrmalen und ſo deutlich, daß er daran nicht zweifeln konnte. — In der Folge wurde gerade in der Gegend, wo dieſer Todtengeſang ertönte, eine große Todtengrube gemacht, worin viele an der Peſt Geſtorbene begraben wurden. Dieſe Begebenheit erzählt Pater Abraham a Sancta Clara in ſeiner Schrift: Merks Wien (S. 25).

Nachtmal in der Burg.

Als mit Ladislaus (geſt. 1457) die öſterreichiſch-habsburgiſche Linie ausſtarb, hatte Friedrich III. Anſpruch auf das Land Öſterreich, welches von ihm zum Erzherzogthume erhoben worden war. Aber auch ſein Bruder, Albrecht IV. und ſelbſt Sigmund, von der tiroliſchen Linie, ſuchten Rechte geltend zu machen. Dieſe beiden Fürſten eilten nach Wien, und Albrecht ſuchte durch einen Ritterzug gegen den mächtigen Räuber Ludwenka, der das Land rings um die Stadt verheerte, ſich beſonders beliebt zu machen. Die Herrn von Eitzing, Wallſee, Schaumburg, Maidburg und der Stadtrath führten damals die Regierung des Landes. Die Erzherzoge Albrecht und Sigmund hatten viel Kriegsvolk mit ſich, und zahlreich ſtreifte herrenloſes Geſindel herum, ſo daß die Sorge für die öffentliche Sicherheit bedeutende Summen koſtete. Da die Lage der Hauptſtadt ſehr kritiſch war, ſo beſetzten die Wiener die Burg, verwahrten ſie wohl und erklärten den drei Fürſten, daß ſie darin keinen von ihnen einlaſſen würden, bis ihr Streit entſchieden ſeyn würde.

Die Fürſten genehmigten dieſen Entſchluß, ſetzten einen Landtag auf den 4. Mai 1458 feſt, und nahmen in Privathäuſer ihre Wohnung; der Kaiſer bei dem Bürger Peter Straſſer, Herzog Albrecht im Praghaus am Kienmarkte, und Sigmund bei dem Bürgermeiſter Lorenz Hayden auf der Freiung.

Doch bald wurde es den Erzherzogen Albrecht und Sigmund mißfällig, die Burg in den Händen der Bürger zu wiſſen; ſie thaten daher vor ihren Rittern einen Schwur, nicht eher wieder den Fuß in ihre Stadtwohnungen zu ſetzen, als bis ſie ein Nachtmal in der Burg eingenommen hätten. Sie ſuchten dieſe daher zu überrumpeln, fanden ſie aber ſo gut bewacht, daß ſie ihren Anſchlag aufgeben mußten. Um ihr Gelübde jedoch zum Scheine zu erfüllen

sahen sie sich genöthigt, durch gute Worte die Burger zu vermögen, ihnen zu gestatten, auf kurze Zeit, allein und ohne Waffen in die Burg zu gehen, daselbst schnell ein Mahl einzunehmen und dann wieder in ihre Wohnungen zurückzukehren.

Um ähnlichen Vorfällen, woraus blutige Auftritte entstehen konnten, zuvorzukommen, theilten die Wiener die Burg unter den drei Fürsten, und diese mußten wechselseitig geloben, friedlich und ohne Übervortheilung im alten Kaiserhause zu wohnen.

Dieser merkwürdige Theilungsvertrag vom 31. Mai 1458 ist noch vorhanden, und es sind darin die, jedem Fürsten zugewiesenen einzelnen Theile der Burg so genau angegeben, daß er die beste Beschreibung des damaligen Zustandes derselben ist. — Friedrich erhielt den Stock gegen St. Michael mit den zwei Thürmen, der eine gegen St. Michael (er stand an der Stätte des heutigen Burgtheaters und ward 1536 abgetragen), der andere gegen das Marschallhaus (heutige Stallburg), dann die Zimmer oben bei der Capelle und jene gegen dem Burgthor herüber.

Albrecht und Sigmund erhielten gemeinschaftlich den Stock neben dem Widmerthore sammt den zwei Thürmen, der eine am Widmerthore (wo heute der Rittersaal und zum Theil auch das innere Burgthor neben der Hauptwache), der andere an der Capelle. Die Zimmer in demselben Thurm, die Zimmer ober der Sakristei, das ganze Tanzhaus, und den großen Keller darunter, den Thurm neben und den Thurm ober dem Widmerthor, die zwei Küchen, die eine zunächst dem Thor, die andere nächst dem Brunnen, «item die große Dirnitz (Gesindestube) an das Mußhaus (Vorgemach). Auch mögen die gnädigen Herrn einen Gang in den Burggarten machen lassen, item den großen Keller unter dem Zimmer im Zwinger haben.»

Nadlerhaus.

Das Eckhaus der Naglergasse gegen den Graben (282) besteht aus zwei Gebäuden, und führte im 16. Jahrhundert den Namen des Nadlerhauses. Das eigentliche Eckhaus mit dem halbverwitterten gemalten Hausschilde und der Aufschrift:

„Jacob Küng mit dem Engel darumb würdt
Ihme Nahmen Israel gegeben 1635“

ist das alte Nadlerhaus und das zunächst am Graben anstoßende mit einem Aug' Gottes oben gehört ersichtlich der Bauperiode des 16. Jahrhunderts an, und kontrastiret in seiner alterthümlichen Gestalt, mit den auf einer Reihe von Tragsteinen über das Erdgeschoß hinausgerückten Stockwerken mit dem modernen Prachtgebäude der Sparkasse auf eine interessante Weise.

Naglergasse.

Diese Gasse bildete mit dem Graben ursprünglich die Gesammtbreite des ältesten Wien gegen Süden, und war, was sich bei diesem noch im Namen erhalten hat, ein Theil des alten Stadtgrabens. Die längs dieses verschütteten Grabens hingebauten Häuser hießen anfangs «hinter St. Pankraz» und erst 1432 soll im städtischen Grundbuche die Benennung «untern Nadlern» vorkommen, von den dort ansäßigen Nadlern. Der heutige Name kömmt 1548 zum ersten Male und seitdem auch bleibend vor. Ein Theil dieser Gasse besteht noch aus schmalen, hohen, alten Gebäuden, die uns das mittelalterige Wien noch deutlich versinnlichen, nur der Theil nächst dem goldenen Lamm hat in unseren Tagen (1846) sich in moderne Gebäude verwandelt, bei welchem Umbau zwei Häuser in eines vereinigt wurden.

Narrenkotter.

Der zwischen dem Stadtgerichtshause und dem Sina'schen Gebäude gelegene Theil

des hohen Marktes war von uralten Zeiten bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts mit Wohnhäuſern bebaut, gerade ſo, wie wir es noch am Graben geſehen haben, wo der durch das Paternoſtergäßchen und den Graben gebildete Raum durch zwei Häuſer (569 und 570) eingenommen wurde.

Von den Häuſern, welche dieſe Stelle des hohen Marktes einſt einnahmen, intereſſirt nur das, gegenüber der Schranne geſtandene Eckhaus, das von einem dort befindlich geweſenen Brunnen den Namen des Brunnenhauſes oder des Fiſchbrunnens ſchlechtweg führte, weil in einem kleinen ebenerdigen Raume deſſelben der ſogenannte Narrenkotter, (Narrenköderl) angebracht war.

Die Benennung dieſes Narrenkotters rühret nach Adelung von dem alten Worte narren (einem narren, zum Beſten haben, foppen) her. Die Narrenkotter waren nämlich Menſchenkäfige mit Gittern von Holz oder Eiſen, die vormals beſtimmt waren, das darin zur Strafe durch eine gewiſſe Zeit eingeſperrte Individuum dem Spotte des Pöbels preiszugeben, oder es narren zu laſſen. Störung der nächtigen Ruhe, Trunkenheit, Schlägereien, Auflauf und Vergehen gegen die Sittlichkeit wurden mit Ausſtellung im Narrenkotter beſtraft. Nach vorhandenen Urkunden war in Wien dieſe Strafart von 1547 bis 1710 im Gebrauche.

Der Dichter und Schulmeiſter Schmälzl ſpricht in ſeinem Lobſpruche der Stadt Wien von dieſem Narrenkotter:

Nicht weit (nemlich vom Pranger am hohen
Markte) das Narrenkotterlein,
Wohl verwahrt mit Eiſen fein,
Darin Manchen oft lang' wird die Weil',
Eh er zu Nachts entwiſcht in Eil,
Ob dann ein Argwohn auf ihn geht,
Ein' and're Prob' er gewißlich beſteht.

Auch bei Frauensperſonen wurde das Narrenköderl in Anwendung gebracht. Ein ſolcher Fall ereignete ſich 1611; — eine im Stadtarchive aufbewahrte Rechnung enthält folgende Spezifikation, in welcher des Narrenkotters Erwähnung geſchieht: „dem Freimann, um daß er die Maria Waldnglin, arme Sünderin, welche vor wenigen Tagen im Narrenkotterl am hohen Markt Eine erſtochen, um ihrer begangenen Miſſethat willen am bemeldeten Hohenmarkt mit dem Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet hat — 30 Kreuzer, vor Schwertwaſchen 6, um ein paar Handſchuh 4, dem Frohnboten vor Urtel ausrufen 4, dem Bettelrichter vor Cruzifix vorzutragen 15, und dem Todtengräber 18 kr.“

Die Beſtrafungsart mit dem Narrenkotter war in der Vorzeit ſehr gebräuchlich und keineswegs eine Eigenthümlichkeit der öſterreichiſchen oder Wiener Gerechtigkeitspflege. Nach Böhm's Chronik von Wiener-Neuſtadt (II. Th. S. 128.) beſtand auch dort ein Narrenkotter, der erſt 1714 abgebrochen wurde.

Narrenthurm.

So wird im gewöhnlichen Leben das Irrenhaus genannt. Es liegt in der Nähe des allgemeinen Krankenhauſes, hat dieſelben Aufnahmsklaſſen und nimmt im Durchſchnitte 300 Kranke auf. Das Gebäude iſt ſonderbar genug ein runder, fünf Stockwerke hoher Thurm mit 139 Kammern (und über 500 Betten) die im Winter vermittelſt einer Röhrenleitung erwärmt werden. Die Wohnung der Aufſeher iſt im Mittelgebäude. Die Erlaubniß zum Eintritt ertheilt die Oberdirection des allgemeinen Krankenhauſes. Von ſeiner Form nennt man dieſes Gebäude auch im verblümten Sinne das runde Haus oder im Scherze der Joſephiniſche Gugelhupf.

Naſchmarkt.

Dieſen Namen hat der Volkswitz dem großen Obſtmarkte vor dem Freihauſe

auf der Wieden, der ſich bis zur Brücke über die Wien erſtreckt, beigelegt. An ſeiner Stelle erhob ſich das alte Heiligengeiſt-Spital, welches bei der erſten türkiſchen Belagerung verſchwand. Allein nicht bloß Obſt, ſondern alle erdenklichen Lebensbedürfniſſe werden hier feil gebothen und es fehlt ſelbſt an tragbaren Garküchen nicht, die aber oft mehr geeignet ſind, den Appetit zu verſcheuchen, als ihn zu erregen. Der Zuſammenfluß der Höckerinnen aller Art machen dieſen Markt heute zu einem klaſſiſchen Boden der Trivialität und des unterſten Volkslebens, deſſen Tonangeberinnen es kühn mit den Fratſchlerinnen am ehemaligen Burgthore und den Schanzelweibern aufnehmen können.

Naſſadiſten (in der Leopoldſtadt).

Bei der erſten türkiſchen Belagerung 1529 waren es die Schiffleute oder Naſſadiſten, die dem Werd (Leopoldſtadt) den größten Schaden zufügten. Sie erſchienen trotz der Zerſtörung, die das heftige Feuer des Preßburger-Schloßbergs unter ihnen angerichtet hatte, über 400 Kriegs- und Proviant-Schiffe ſtark, mit dritthalbtauſend Mann Beſatzung, zerſtörten die lange Donaubrücke und die Wolfsbrücke, verbrannten den Tabor und ſchnitten jede Verbindung mit dem linken Ufer ab, auf welchem der Erſatz des Reichsheeres unter dem Pfalzgrafen Friedrich erwartet wurde. Sie hatten ſchon bei Haimburg den Strom überſetzt, das dem alten Niklas Salm zugehörige Schloß Orth verbrannt und Miene gemacht, eine ſtarke Heerſäule Reiterei überzuſetzen, und die Einſchließung Wiens im gleichen Augenblick auf beiden Donauufern zu vollenden. Aber Salm ſchleuderte einen Haufen ſeiner ſchweren Reiter unter Kapianer wider ſie. Was deren Schwert entging, fand ein Grab in der Donau. Minder glücklich war der Ausfall, den der tapfere Hektor von Reiſchach zum Salzthurm und zum rothen Thurm hinaus machte, um die Zerſtörung der Brücken zu hindern. Die Naſſadiſten ſetzten ſich in allen Inſeln und Auen feſt, bis Nußdorf hinauf, um jede Verſtärkung und jede Zufuhr zu hindern. Ihr eigentlicher Befehlshaber war kein Türke, ſondern ein Ungar, Sebaſtian von Syrmien, nach der Heimath, aus der ihn Mehemed Paſcha vertrieben hatte, und der im Dienſte des Gegenkönigs Zapolya ſtand. Ihn jammerte des Unheils und des ſchmachvollen Bundes mit den Ungläubigen. In der Folge trat er offen über zu Ferdinand, ſeinem rechtmäßigen König; er focht an Carl des V. Seite, heldenkühn im Schmalkaldenkrieg und in der Mühlbergerſchlacht, und erhielt zum Lohne das an Naturwundern reiche Syrmien.

Nationalbank (K. K. öſterr.).

Nach den Befreiungskämpfen von 1813 wurde die Idee der Creirung der Nationalbank in Anregung gebracht. Die Statuten datiren vom 15. Juli 1817, doch trat die Bank ſchon am 1. Juli 1816 in Wirkſamkeit. Sie ward vorerſt auf 25 Jahre privilegirt. Ihre Fonds bildeten 100,000 Einlagen, jede 1000 fl. W. W. und 100 fl. Conv. Münze, worüber eine Obligation ertheilt ward, welche 2½ Perzent Silbermünze Zinſen trug. Die Geſchäfte dieſes Inſtitutes gewannen bald eine rieſige Ausdehnung. Die Bank, als ein privilegirtes Privat-Inſtitut, iſt vollſtändiges Eigenthum der Actionäre, und theilt ſich in die Branchen der Zettelbank, des Escompte-, Leih-, Depoſiten- und Giro-Geſchäftes. Sie gibt Banknoten aus, welche als freiwilliges, aber geſetzlich anerkanntes Papiergeld im vollgiltigen Silberwerthe im Umlaufe ſind. 1820 ward der Bank auch die Einlöſung des im Umlaufe befindlichen Papiergeldes für Rechnung des Staates übergeben, und die Verwaltung des Staatsſchulden-Tilgungsfondes übertragen. Der

eingelöſeten Staats-Schuldſcheine, und das Papiergeld (wovon nur mehr wenige Millionen im Verkehre ſind) werden in einem eigens dazu hergeſtellten Gebäude auf dem Glacis vor dem Carolinenthore öffentlich verbrannt. Die Bank ſteht unter einem Gouverneur, mehreren Directoren, einem cenſurirenden Escomte-Comité, hundert Ausſchußmitgliedern, und zählt einen General-Secretär, gegen hundert Beamte, Ingenieurs, Gehilfen, Factoren, Werkmeiſter, Banknoten-Fabrikationsarbeiter u. ſ. w.; kurz, ein äußerſt zahlreiches Perſonale.

Bei der Entſtehung ward die Bank zuerſt in dem Banko-Gebäude (in der Singerſtraße) placirt. Es ward aber ſogleich zur Erbauung eines eigenen Palaſtes geſchritten. Es erſtand dieſes Gebäude aus drei Häuſern (32, 33 und 34), wovon das erſte in der Herrngaſſe, das Gilleiſche Freihaus und Nr. 34 in der vorderen Schenkenſtraße das Auersperg'ſche Freihaus war, die angekauft, demolirt, und auf dieſem großen Areale das weitläufige neue Gebäude, nach den Zeichnungen des Architekten Moreau, durch den Stadtbaumeiſter Koch, erbaut wurde.

Die zweite Façade iſt gegen die Schenkenſtraße gewendet. — Die alten Freihäuſer, welche früher an dieſem Platze ſtanden, bewahrten in ihrem Innern noch mehrere ſehr intereſſante Überbleibſel der früheren Jahrhunderte. — So iſt ein ſehr ſchönes Holzgetäfel von meiſterhafter Arbeit in den Beſitz des Herrn Schloßhauptmanns und Regierungsrathes Riedl von Leuenſtern gekommen, und von demſelben, bei dem Bau des prächtigen Pavillons auf der Marianen-Inſel im Parke zu Laxenburg, dieſer Räumlichkeit gewidmet worden, woſelbſt dieſes zierliche Getäfel die allgemeine Bewunderung erregt.

Der Bau des Pallaſtes war 1821 vollendet, und er wurde mit entſprechender Feierlichkeit bezogen.

Beſonders intereſſant ſind die Werkſtätten und Maſchinen zur Erzeugung der Banknoten. Die letzteren, meiſt von Erfindung des Mechanikers Wurm, ſind bewundernswürdig.

National-Herbergen.

Schon in den Tagen des Doctors Laz hatten die verſchiedenen Nationen, welche Wien beſuchten, nicht nur in den Vorſtädten, ſondern auch in der Stadt ihre eigenthümlichen Wirthshäuſer; dieſe waren: für die Ungarn beim goldenen Hirſchen und goldenen Löwen; — für die Böhmen beim Rößel; — für die Mährer und Schleſier beim braunen Lamm; — für die Steirer und Kärntner beim goldenen Lamm in der Naglergaſſe und beim Straußen in der Kärntnerſtraße; — für die Wälſchen beim rothen Krebſen; — für die Bauern bei der Dreifaltigkeit; — die Schiffleute bei der goldenen Sonne und dem weißen Rößlein, in der Nähe des Salzthores und des Schanzels.

Naturalien-Cabinet (Das k. k.),

oder eigentlich das zoologiſch-botaniſche Cabinet, welches mit der Mineralien-Sammlung die k. k. vereinigten Naturalien-Cabinete bildet, wurde 1796 von weiland K. Franz I. geſtiftet. Anfangs war es mit dem phyſikaliſch-aſtronomiſchen Cabinet vereinigt, wurde 1802 mit dem Mineralien-Cabinete unter einer Direction geſtellt und 1806 nach dem Muſter des Pariſer Muſeums durch Carl von Schreibers neu organiſirt, und zu einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Anſtalt erhoben.

Es befindet ſich im rechten Flügel des Hofbibliothek-Gebäudes und beſteht aus mehreren Abtheilungen, welche ſo mit einander verbunden ſind, daß man die aufgeſtellten großen Sammlungen aus dem

Thier- und Pflanzenreiche in ſyſtematiſcher Ordnung überſehen kann.

Die botaniſchen Sammlungen ſind gegenwärtig an das Conſervatorium des botaniſchen Gartens der Univerſität übertragen worden, obgleich ſie Eigenthum der vereinigten Muſeen und unter deren gemeinſchaftlicher Direction verblieben.

Der Eintritt iſt an jeden Donnerstag von 9 — 12 Uhr (außer einigen Tagen im Auguſt) Jedermann durch beſondere vom Portier Tags vorher zu erhebende Karten geſtattet. Studirenden ſteht das Muſeum an den Eintritts-Tagen vom Mai bis Oct. auch Nachmittags von 3 — 6 Uhr offen. Kleinen Geſellſchaften und jedem Sachverſtändigen wird es nach vorläufiger Meldung beim Director oder Cuſtos täglich geöffnet.

Naturalien-Cabinet (der Hochſchule).

Es befindet ſich im zweiten Stockwerke des Gebäudes neben dem Schwibbogen (757) und beſteht aus zwei großen und einem kleineren Saal, die mit dem Hörſaale für Vorleſungen über ſpezielle Naturgeſchichte verbunden ſind.

Der erſte Saal iſt ungemein groß (81 Fuß lang, 61 breit, 26 hoch) und hat zwei gegenüberſtehende Reihen von fünf Fenſtern; er war das phyſikaliſche Muſeum der Jeſuiten; man ſieht auf dem Fußboden noch den Meridian zum Theil mit eingelegten Steinplatten. Die Decke iſt vom Jeſuiten Pozzo gemalt. Es befindet ſich darin die Sammlung ausgeſtopfter Thiere aus allen Claſſen der Vertebraten und mineraliſche Schauſtücke. In großen Glaskäſten ſtehen über 200 Exemplare von Säugethieren, 900 von Vögeln, ſo wie die Reptilien und Fiſche.

Der zweite Saal iſt von gleicher Höhe und Breite, wie der vorige, aber nur 50 Fuß lang, hier befindet ſich eine großartige Gruppe von Skeletten koloſſaler Säugethiere, in deren Mitte ſich neben der 15½ Fuß hohen Giraffe erhebt, von Profeſſor Fiſcher kunſtvoll zuſammengeſetzt. Eine Zahl von 21 Kaſten ſchließt die Skelette größerer und kleinerer Säugethiere, von Vögeln, Reptilien und Fiſche in ſich. Die meiſten derſelben ſind vom Prager Profeſſor Doctor Jlg präparirt, und dürften ſchwerlich ihres Gleichen finden. In dieſem Saale befindet ſich auch die eigentliche Mineralien-Sammlung aus mehr als 3700 Stück beſtehend.

Nauſea (Friedrich),

von Weiſſenfeld im Würtembergiſchen gebürtig, wurde Prediger der Stiftskirche zu Mainz, von wo ihn der römiſche König Ferdinand als ſeinen Rath und Prediger zu ſich berief. Er wurde 1541 Biſchof in Wien und 1551 wohnte er der Kirchenverſammlung zu Trient bei, wo er auch in dieſem heiligen Geſchäfte 1552 ſtarb. Sein Leichnam wurde nach Wien geführt, und am 26. Februar 1552 bei St. Stephan vor dem mittlern Altare, der damals außer dem eiſernen Gitter ſtand und St. Markusaltar hieß, beerdiget. An dem Pfeiler beim Catharinenaltare ſieht man ſein Grabmal, nämlich eine hölzerne Tafel, worauf er als dem Volke predigend, abgemalet iſt.

Nauſea war ein hochgelehrter Mann und ſchrieb viele Bücher von verſchiedenen Gegenſtänden; von der Grammatik, Dicht- und Redekunſt, Dialectik, Phyſik, von juridiſch-hiſtoriſch und theologiſchen Sachen. Er widmete einige ſeiner Werke dem Papſte, den Kaiſern, den Königen, den Cardinälen und den Erzbiſchöfen. Dieſe Werke wurden ſo hoch geſchätzt, daß ſie in Mailand, Venedig, Cöln, Pavia, Paris, Antwerpen, Wien und mehreren andern Städten aufgelegt wurden. Die Briefe, theils an ihn, theils von ihm, nebſt dem Verzeichniſſe ſeiner Bücher, ließ ſein Sekretär zu Baſel drucken; daraus erhellet, daß er Lehrer der

Gottesgelehrtheit und der Reichsgesetze, Domprediger zu Mainz und königlicher Rath war.

Nepomucenus-Andachten.

Am Tage des Landespatrons von Böhmen, Johannes von Nepomuk, werden in Wien bei 300, demselben gewidmeten Statuen und Capellen, von Privaten veranstaltete, sogenannte Nepomucenus-Andachten gehalten, die meistens durch acht Tage fortgesetzt, und an vielen Orten mit großem Pompe begonnen und geschlossen. Unter Maria Theresia waren diese, in der Stadt und den Vorstädten, theils auf Gassen und Plätzen, theils in einzelnen Häusern vertheilten Johannes-Stationen noch viel zahlreicher als heute.

Nestroy (Johann),

geboren in Wien 1801, studirte die Rechte, denen er aber weniger Liebe zuwendete, als der Musik und einem im älterlichen Hause errichteten Privattheater, auf welchem er sehr thätig war. Hierdurch und durch einen öffentlichen Versuch in einer Baßpartie im Oratorium Timotheus ward er veranlaßt, sich der Bühne zu widmen. 1821 debutirte er am Hofopern-Theater als Sarastro so glücklich, daß es zu einem Engagement führte; doch ward er wenig beschäftigt und nahm deßhalb die Stelle als erster Bassist, in Amsterdam an; hier spielte er wegen Erkrankungsfällen mehrere komische Rollen und excellirte darin über alles Erwarten. 1824 ging er nach Brünn, wo er als Bassist und als Lokal-Komiker einen großen Wirkungskreis erhielt, auch in ersten Rollen im Schauspiele nicht ohne Glück auftrat; eine extemporirte Pointe zog ihm daß Mißfallen eines dortigen Machthabers zu und führte seine Entfernung herbei. 1826 kam er nach Grätz, und wirkte auch hier sowohl in der Oper als im komischen Genre.

Da die Stimme bereits einigermaßen gelitten hatte, war das letztere Fach hier allmälig sein ausschließendes. 1829 gastirte er in Preßburg, später im Josephstädter-Theater zu Wien, wo er jedoch keinen entschiedenen Succeß hatte und sich durch ein selbst geschriebenes Benefice-Stück nicht wenig Abbruch that. 1831 sollte er nach Lemberg gehen; weil aber die Cholera die Sperrung des Theaters nöthig machte, schloß er ein Engagement mit dem Director Carl für das Theater an der Wien ab, wo er sich bald allgemeinen Beifall gewann. Seitdem gastirte er an vielen österreichischen Bühnen, 1840 auch in Hamburg mit glänzendem Erfolge. Nestroy ist als Schauspieler ein origineller, derbkomischer Charakterzeichner, dessen Figuren zwar nur den untern Kreisen entnommen, dafür aber wahr, treffend und natürlich sind; er ist ein Komiker aus der niederländischen Schule, voll Kraft, Leben und Drolligkeit. Wichtiger ist Nestroy als Theaterdichter; er hat sich eine eigene Bahn eröffnet; zu ihrer Würdigung aber ist der lokale Standpunct unerläßlich, in welchem sie wurzelt. Sein Beginn als dramatischer Dichter war kein glänzender. Der Tod am Hochzeitstage machte Fiasko, und die dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen brachten nur eine mäßig günstige Wirkung hervor; doch als der gefühlvolle Kerkermeister, eine der besten Parodien, erschien, war das Eis gebrochen für immer.

Nagerl und Handschuh, Lumpacivagabundus, Robert der Teufel, Eulenspiegel, zu ebener Erde und im ersten Stock, das Geheimniß des grauen Hauses, die verhängnißvolle Faschingsnacht, der Talisman, das Mädl aus der Vorstadt, Unverhofft und zuletzt der Unbedeutende befestigten die Vorliebe für seine Stücke, welche nicht nur auf alle Bühnen Österreich's, sondern selbst auf die-

len des Auslandes Stück gemacht haben. Nestroy's Genre hat Vieles gegen sich; er hat durchaus keine Erfindung, seine Stoffe sind alle entlehnt, und was die Umformung der Stoffe, wie der Charactere betrifft, so kann man dasselbe nur ein Herabziehen nennen; dennoch kann man seinen Stücken nicht alles Verdienst absprechen; was in's Volk gedrungen ist, hat jedenfalls als Moment seiner Zeit Werth. Er hat den Typus der österr. (zumal der wiener) Nationalität völlig aufgegriffen, und gibt ihn wieder, in all' seiner Bonhomie und Schalkheit, mit all' der kaustischen Persiflage und dem herben Sarkasmus, welcher den (jetzigen) Wiener bezeichnet, mit all' der Behaglichkeit und Heiterkeit, die dem Österreicher eigenthümlich ist.

Neubad.

Im 14. Jahrhundert bestand in der Naglergasse oder hinter St. Pankraz das Bad der Herzoginnen von Österreich. Dasselbe kam später in Besitz der Jesuiten, nach deren Aufhebung es in Privathände kam. Es führt noch heute nach einem Alter von 500 Jahren den Namen des Neubades (286) und gehört dem Herrn Carl Obrist.

Neubau.

Diese aus 26 Gassen, 328 Häusern (mit 18000 Seelen) bestehende Vorstadt, auch Neubau, Neustift und Unter-Neustift genannt, ist größtentheils von neuer Anlage, und daher mit wenigen Ausnahmen, regelmäßig gebaut. Sie enthält einen einzigen kleinen, zierlichen Platz, das sogenannte Strohplatzl, aber viele schöne, gerade Gassen, worunter die 350 Klafter lange, gepflasterte Hauptstraße, die neu angelegte Hermannsgasse und die Andreasgasse sich vorzüglich auszeichnen. Zu den schönsten Gebäuden gehört das neue Schottengerichtshaus in der Langenkellergasse. Nahe dabei steht das Versorgungshaus zum langen Keller (siehe das.).

Zahlreiche Fabriken und Manufakturen in Seidenzeug und Bändern, in Baumwoll- und Schafwollstoffen machen diese Vorstadt sehr lebhaft, und damit contrastirt die vormalige Lage dieser bei der ersten türkischen Belagerung ganz zerstörten Gegend sehr, die erst 1473 vom Passauer Ordinariate einen eigenen Seelsorger erhalten hatte, weil der Besuch der Pfarre zu Sievering (wohin sie damals gehörte) zumal im Winter wegen der häufigen Wölfe, Bären und Eber sehr unsicher war.

Neubeck (Caspar),

geboren zu Freiburg in Breisgau, hatte dort das Amt eines öffentlichen Lehrers der heiligen Schrift, eines Domspredigers und Rectors der hohen Schule rühmlich vertreten, und wurde von Maximilian II. nach Wien berufen, wo er theils bei Hofe, theils in der Domkirche das Predigtamt eine Zeit lang auf sich hatte. Im J. 1574 wurde ihm die wienerische Insel zu Theil. 1587 hielt er bei St. Stephan das Hochamt, als der päpstliche Nuntius dem Erzherzoge Ernst den Hut und das Schwert überreichte, welche ihm Sixtus V. überschickt hatte.

Die neu hergestellte Lazarethkirche außer der Stadt Wien, die Capellen im fürstlich Schwarzenbergischen Pallaste, in dem gräflich Michael Althan'schen Gebäude, und in dem Zwettlhofe, unweit dem Passauerhofe, wurden von ihm eingeweihet. Seine Predigten, die er während dem Türkenkriege zur Aufmunterung der Christen hielt, wurden 1594 gedruckt, und von dem wienerischen Official Heinrich Hartung sehr angerühmt.

1590 bei Gelegenheit des Erdbebens ermahnte er in einer Predigt das Volk, um Abwendung dieses Übels Gott anzurufen,

wenn Früh um 7 Uhr das Zeichen mit der großen Glocke gegeben wird, welche Glocke 1564 Maximilian II. zu läuten befohlen hat, um wider den Erbfeind zu beten; da aber die Leute darauf wenig Acht hatten, wurden sie mit Bedrohung von Strafe hiezu ermahnet. In dem letzten Jahre vor seinem Tode strafte er die hiesige Judenschaft wegen einer zur Adventzeit begangenen Unanständigkeit um 10 Ducaten, die zu dem Thurme bei St. Stephan verwendet wurden. Er starb 1594 und das Bisthum blieb hierauf vier Jahre unbesetzt.

Neuburgerhof.

Dieser in der Grünangergasse liegende Hof (833) ist ein großartiges Gebäude von hohem Alter. Am St. Gallentag 1331 schenkten die Herzoge Albrecht der Weise und Otto der Fröhliche dem neuen Stifte Neuburg in Steiermark ein Haus in Wien, welches sie gekauft und zu einem Freihause gemacht hatten. Dieses Haus hat das Stift bis auf unsere Zeit besessen. Zugleich ertheilten sie dem Stifte die Freiheit, alle Jahre 50 Fuder Weins in die Stadt Wien in dieses — Neuburgerhof genanntes Haus führen und denselben einzeln oder mit einander verkaufen zu dürfen.

Das Gebäude gehörte seitdem eine Zeit hindurch dem Grafenhause Hoyos, und im Anfange dieses Jahrhunderts bewohnte es Se. kais. Hoheit der Erzherzog Ludwig.

Neudorf.

Neudorf ist ein weitläuftiger, lebhafter Ort, an der Poststraße nach Steiermark, und die erste Station von Wien aus. Es gehört dem Erzbisthum, und hat ein Schloß, eine herrliche Pfarrkirche und ein Brauhaus, welches zu den größten in Österreich gezählt wird. Es war im 12. Jahrhundert ein Theil des Ablehens der Markgrafen und Herzoge von Medling. Doch erscheint nach Schenkungsbriefen des Stiftes Klosterneuburg, damals schon ein adeliches Geschlecht, mit dem Beinamen von Nivendorf; zu Anfange des 16. Jahrh. besaßen diese Herrschaft die Herren Auer von Herrenkirchen. Sie verkauften es 1520 dem Ritter Wolfgang Mathias Karlinger, aus einer alten, ursprünglich aus Tirol abstammenden Familie. Als sein Geschlecht 1605 ausstarb, kam vermuthlich Neudorf an die Herrn von Aumel, die es an Ägid Anton Freiherrn von Königsacker verkauften. Im Besitze seiner Familie blieb es bis 1733, wo es Sigmund Graf von Kollonitsch, Erzbischof von Wien, durch Kauf erwarb, und es dem Erzbisthume auf immer einverleibte.

Neudorf gehörte zur Pfarre Mödling, hatte aber eine eigene Kirche. Diese war dem h. Wolfgang geweihet. Die Einfälle der Türken brachten beide Male die Gräuel der Verwüstung über die Kirche. 1687 finden wir ihr Äußeres hergestellt. Auf dem noch unvollendeten Hochaltare stellte ein Ortsbewohner, Johann Wachinger, eine Statue des h. Wolfgang mit einem Marienbilde auf; der Bäckermeister, Jacob Gottwald und der landesfürstl. Mauthner Michael Umlauf, errichteten späterhin die Seitenaltäre.

Die Pfarrkirche Mödling pflegte nur drei Mal im Jahre, am Feste der Kirchweihe, des h. Wolfgangs und der h. Katharina, einen Priester nach Neudorf zu senden, und erst, als der Ort an Bevölkerung bedeutend zunahm, sorgte sie alle Feiertage für die Ausübung des Gottesdienstes.

Als der Cardinal Kollonitsch Herr von Neudorf wurde, erhielt die Gemeinde einen eigenen Priester. Schon früher hatte er hier die Christenlehr-Bruderschaft eingeführt. Damit die christliche Lehre auch vorgetragen werden konnte, setzte er 1733 auf ein im Dorfe gelegenes Ganzlehenhaus, einen eigenen Beneficianten, dem er auch die Seel-

ſorge übertrug. Auch beſtimmte er eine Summe von 4000 Gulden zum Unterhalte des Seelſorgers, unter der Bedingniß, daß den Erzbiſchöfen von Wien, das Ernennungsrecht zuſtehe. Nicht minder ward für die Kirche geſorgt. Adam Widmann, Richter im Orte, munterte die Gemeinde 1750 zum Bau des Thurmes auf, und Herr von Bergk ſchenkte dazu das Kupfer zum Thurmknopfe und Kreuze.

Eine neue Epoche für Neudorf beginnt 1778. Die Gemeinde nahm an Zahl dermaßen zu, daß die Kirche zum h. Wolfgang, ſie nicht mehr zu faſſen vermochte. Der Cardinal Migazzi, Fürſt-Erzbiſchof in Wien, übertrug daher dem Architekten Meuſel den Bau einer neuen Kirche im römiſchen Style, und ſchon 1780 ſtand ſie vollendet da. Am 4. Mai geſchah die Conſecration, in Gegenwart der Kaiſerin Maria Thereſia, ihres Sohnes, des Erzherzoges Maximilian, und der Erzherzogin Eliſabeth, zur Ehre der heiligſten Jungfrau, des h. Wolfgang, und des h. Johann v. Nepomuk.

Man rechnet dieſe Kirche unter die ſchönſten Dorfkirchen Öſterreichs. Sie ſteht an dem weſtlichen Theile, dem Eingange des Ortes. Den durch fünf Stufen erhöhten Eingang ziert ein Portal, das von vier Säulen joniſcher Ordnung getragen wird, zwiſchen denen man an der Fronte die Inſchrift lieſt.

Christophorus Cardinalis de Migazzi Archiepiscopus Viena. S. R. I. P. Administrator Episcopatus Vaciensis S. S. C. C. M. M. Consiliarius intimus. St. Steph. Reg. Apost. Magnae Crucis Eques. Anno Domini MDCCLXXVIII.

Im Innern vereint ſie mit angemeſſener Höhe und Licht, Einfachheit und Würde. Den Hochaltar ziert ein Werk Unterbergers, die ſelige Jungfrau mit den hh. Wolfgang und Johann von Nepomuk vorſtellend. Die Blätter der beiden Seitenaltäre, von denen das zur Rechten die ſterbende Thereſia in Geſellſchaft der beiden Apoſtel Petrus und Paulus, jenes zur Linken die vier h. Kirchenlehrer, und das Lamm Gottes, auf einem mit ſieben Siegeln verſchloſſenen Buche ſtehend, zum Gegenſtande haben, hat Hubert Maurer gemalt. — Auf dem Hochaltare befindet ſich ein prächtiger Tabernakel aus Marmor, umgeben von anbetenden Cherubinen. Statt der gewöhnlichen Lampe enthalten zwei große Candelaber am Fuße des Altars die Flamme des ewigen Lichtes.

Nach der Vollendung dieſes Tempels ſchenkte der Cardinal die ehemalige Kirche der Gemeinde. Sie benützte das Gebäude zu einer Schule und zu der Wohnung des Lehrers. Nur der Thurm wurde für das Geläute beibehalten, da die neue Kirche nur ein kleines Thürmchen hat. Wo ihn der Wanderer noch jetzt findet, ſtand alſo einſt, das erſte Gotteshaus in Neudorf, beinahe mitten im Orte. Auch wurde Neudorf zur eigenen Pfarre erhoben, 1785 erbaute er einen eigenen Pfarrhof, und beſtimmte den nahe liegenden Grund von 700 Quadrat-Klaftern zum Garten. Die Kirche beſitzet einen Reichthum an Paramenten. Zwei Mal wurde ſie dieſer Schätze durch gewaltſame Einbrüche beraubt; da beſchloß man, ſie zur größeren Sicherheit in den Glockenthurm zu verwahren. Allein ein Blitzſtrahl ſchlug 1811 in denſelben und in einem Augenblick war der ganze Vorrath verbrannt. Doch die bedeutende Unterſtützung des Friedrich Kienlein, Inhabers eines Ziegelofens in Neudorf, erſetzte bald den Schaden. Der Letztere, ein Anhänger des proteſtantiſchen Glaubens, ſchaffte nicht nur mehrere Kirchenkleider und Ornate herbei, er verfertigte ſogar mit eigener Hand einen prächtigen, reich mit Silber geſtickten Traghimmel und neue Kirchenfahnen.

Neuer Markt.

Er führte dieſen Namen ſchon 1282; gewöhnlich wird er auch der Mehlmarkt ge-

nannt und den größten und schönsten Plätzen der Stadt zugezählt.

Dort und auf andern Plätzen stand vormals ein Pranger und ein steinernes Stadtmaß, wovon Schmälzl sagt:

Ein Pranger und ein steinen Maß,
Darburch all traud wird abgemessen,
Thut sich einer im kauff vergessen,
Mist falsch oder den kauff nit helt,
Wirdt er an selben Pranger gstelt.

Diese Strafbestimmung hatte er für Bäcker noch unter weiland Kaiser Franzl, unter welchem den 13. Februar 1793 eine Verordnung erging, daß Bäcker, die das Publikum beeinträchtigen, daselbst mit einer Tafel eine Stunde lang öffentlich ausgestellt werden sollen.

Am 22. Juli 1515 bei Gelegenheit der Doppelheirath, durch welche Ungarn und Böhmen an Österreich kam, wurde nach der Mittagstafel auf dem neuen Markt, der in einen Wald, so wie die Häuser in Prunksäle verwandelt waren, vor einer großen Volksmenge ein Turnier und Scharfrennen von 6 ritterlichen Paaren gehalten, den Markgrafen Georg und Casimir von Brandenburg, Adolph von Bibra, David von Krömingen, Grafen Hans von Hardeck und Hans Jacob von Landau.

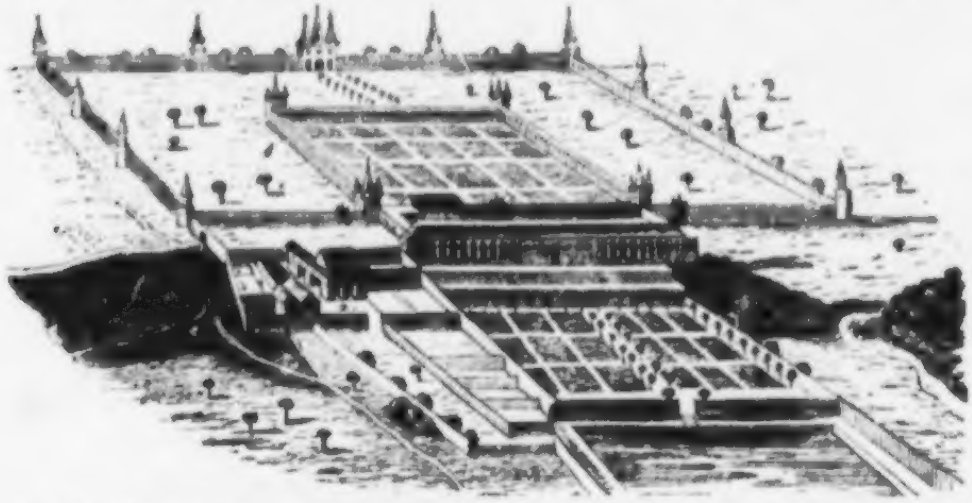
Bis Joseph II. war dieser Markt täglich von den Hühnerkrämern mit ihren Karren eingenommen, die auf die Seilerstätte übersetzt wurden.

Der neue Markt besitzt an seinem mächtigen Brunnen ein profanes Denkmal von der Hand eines der größten Bildhauer, die Österreich hervorgebracht hat, nämlich Raphael Donners, aus dem nahen Dörfchen Eßling im Marchfeld. Der Brunnen wurde 1630—31 errichtet, und am 4. Nov. 1739 mit einem Bassin von Stein und mit Figuren aus Bleicomposition umgeben. Der Brunnen hat 85 Schuh im Umfang und ist 14—31 Schuh breit. In der Mitte steht die symbolische Gestalt der Providentia; sie ist von vier Kindern des Danubius umgeben, welche wasserspeiende Fische in den Händen halten, auf dem Rande des Bassins sind zwei männliche und zwei weibliche Figuren angebracht, welche die Flüsse Enns, Ybbs, March und Traun darstellen. Mehr als die mittlere Hauptfigur sind diese Nebenfiguren gelungen. Sie sind das genialste Product einer zweijährigen Arbeit. Im Herbst 1801 wurden diese früher hinweggenommenen und in einer Plunderkammer des Rathhauses aufbewahrten 4, überaus schöne Figuren in verschiedenen malerischen Stellungen aus Urnen und Muscheln, Wasser in das Bassins gisend, wieder auf dasselbe gesetzt. 1845 wurde der Brunnen unter der Leitung des Professors Khäsmann restaurirt.

Neugebäu

ist ein vormaliges k. k. Lustschloß, welches außerhalb Simmering in der Nähe von Kaiser-Ebersdorf liegt. Es ist ein durch seine sonderbare, orientalische Architektur ausgezeichnetes Bauwerk, welches schon deßhalb, ohne Berücksichtigung des daran geknüpften geschichtlichen Interesses, besehen zu werden verdient. Das Gebäude liegt etwas seitwärts von der Landstraße und hat dermalen eine Bestimmung, die seinen Besuch nichts weniger als einladend macht. Hierin liegt auch der Grund, warum so wenige Bewohner Wiens diesen sehenswerthen, ihnen so nahe liegenden Punkt kennen. Während der ersten Belagerung Wiens durch die Türken 1529 bedeckte ein Meer von Zelten die ganze Gegend um Wien von Nußdorf bis über die Schwechat hinaus. Über alle ragte hoch und glänzend des großen Solimans II. Gezelt empor; inwendig eitel Gold und Sammet mit den herrlichsten Perlen, der Divan war von Goldstoff, rings umher lagen Polster von Goldbrocat, mit Rubinen, Saphiren und Hyacinthen geschmückt. Am Fußboden, an den Wänden erblickte man die prächtigsten Tapeten, und

das Zelt war von außen in die Höhe mit goldenen Knöpfen geziert. Um dieses Hauptzelt ſtanden jene der Miniſter und Günſtlinge. Rund herum war eine große Anzahl Geſchütze aufgeſtellt und zwar hinter einer Bruſtwehre und einem Graben, deren Bewachung den Boſtangis anvertraut war. Sonderbar genug bewohnte Soliman dieſes Prachtzelt nicht, denn er hatte ſeinen Aufenthalt in dem nahen Schloſſe Ebersdorf. Rudolph II. ließ 1587 an derſelben Stelle, wo Solimans Zelt ſtand, ein Schloß (Nr. 1 des Planes) erbauen, welches ganz die Lage, die Geſtalt, und ſelbſt die Ausdehnung des großherrlichen Zeltes hatte. Dieſes Schloß wurde ein Lieblings-Aufenthalt des Hofes zur Sommerszeit, und zeichnete ſich nach dem Geſchmacke jener Zeit durch Glanz aus. Bei der 2. türk. Belagerung Wiens 1683 hatte der wilde Feind eine ſo große Achtung für dieſen Ort, wo die heilige Fahne ihres Propheten geweht hatte, daß ſie das Schloß, bei der allgemeinen Verheerung der umliegenden Gegend verſchonten, und daſſelbe zu einem Vorrathshauſe verwendeten. Auch bei ihrem Abzuge ließen ſie es ganz unverſehrt ſtehen. Vorzüglich zu Joſeph des I. Zeiten war es der beliebteſte Sommerſitz des kaiſerlichen Hauſes, welches ſich hier oft beluſtigte. Das Gebäude war, wie geſagt, nach einer ſehr ſonderbaren Bauart aufgeführt, wie es noch gegenwärtig, wenigſtens von außen, zu ſehen iſt. Es beſtand in einem ſehr weitläufigen, mit einer hohen ſtarken Mauer eingeſchloſſenen Platze. An dieſer großartigen Mauer waren verſchiedene Pavillons, oder vielmehr kioskähnliche niedrige Thürme angehängt, zu welchen man mittelſt einer mit maſſiven Baluſtraden verſehenen Gallerie kommen konnte, welche rings herum über den obern Theil der Mauer fortlief. Der untere Theil dieſer Mauer beſtand ebenfalls in ähnlichen Gallerien, welche inwendig nach dem ganzen Umfange des Gebäudes herum



gingen. In dem inneren Raum befand ſich ein großer, ſchattenreicher, und mit vielen Statuen geſchmückter Garten, der einer reichen Sammlung der ſeltenſten Thiere zum Aufenthalte diente. — Die unbändigen Rakozy'ſchen Völker zerſtörten dieſes ſelbſt von den Türken verſchont gebliebene merkwürdige Bauwerk bei ihrem Einfall in Öſterreich 1704, erwürgten die ſchönen Thiere in der Menagerie (Nr. 2 im Plane) und ſchmückten ihre Anführer mit den Häuten der erſchlagenen Leoparden, Tiger und Löwen. Unter dieſen getödteten Thieren befanden ſich auch zwei merkwürdige Leoparden, welche Leopold I. von dem türkiſchen Hofe zum

Geschenk erhalten hatte. Sie waren zahm, und dergestalt abgerichtet, daß, wenn sich der Kaiser mit der Jagd belustigte, jeder Leopard hinter einem reitenden Jäger auf dem Pferde saß. Sobald sie ein Wild erblickten, schossen die Thiere pfeilschnell herunter, fingen und tödteten das Wild, worauf sie wieder auf ihren alten Platz hinter ihren Reitern zurückkehrten. — Zu Küchelbechers Zeiten, welcher seine Nachrichten vom kaiserlichen Hofe und der Hauptstadt Wien bekanntlich 1730 unter Karl VI. schrieb, befanden sich noch im Neugebäude ein stattlicher Löwe und eine schöne Löwin, zwei seltene indianische Adler, und ein indianischer Kranich, welche der König von Portugal dem kaiserlichen Hofe geschenkt hatte, ein ungemein großer Pavian mit einer blauen Nase, ein ganz blauer Affe dieser Gattung, ein Par Perlhühner, drei Zibethkatzen, zwei Luchse, fünf Bären, ein Auerochs, den der Graf von Königseck aus Siebenbürgen geschickt hatte, und noch mehrere andere Thiere. Nach dieser Zeit wurde der Garten in einen Fasangarten verwandelt. Die Thiere blieben im Neugebäu bis 1752, wo sie in die damals errichtete Menagerie nach Schönbrunn kamen. — Mit dem Abzuge der Thiere hörte auch das Gebäude auf von einigem Belange zu sein, es wurde auch bald darauf zu einem großen Pulver-Magazine, und zu einem Laboratorium für die Artillerie bestimmt, als welches es noch gegenwärtig verwendet wird.

Neusiedel

zum Unterschiede von den vielen gleichnamigen Orten in Österreich Rothneusiedel genannt (weil die Häuser einst roth angestrichen waren), ist ein kleines Dorf oberhalb Oberlaa, am rechten Ufer des Liesingbaches mit einem herrschaftlichen Schlosse. Der Ort ist eine Filial der Pfarre Oberlaa, von der es beinahe eine halbe Stunde entfernt ist. Das Schloß, 1689 erbauet, hat nur ein Stockwerk und nichts Merkwürdiges an sich, da es größten Theils Wirthschaftsgebäude enthält; eben so wenig der daran liegende Garten, der höchstens durch seine Größe sich auszeichnet.

Im Schlosse befand sich ehedem oberhalb des Thores eine der h. Magdalena gewidmete Capelle, in der jährlich ihr Fest feierlich begangen wurde, und in welcher der Pfarrer von Oberlaa wöchentlich zwei Messen zu besorgen hatte. Da Fürst Starhemberg dieses Schloß einem Israeliten zur Miethe gab, wurde diese Capelle cassirt, und die wenigen Paramenten und das Kreuz (welches nun in der Tauf-Capelle zu Oberlaa aufgestellt ist) mit Genehmigung des Fürsten an die Pfarrkirche abgegeben.

Wann der Ort entstanden, ist unbekannt; nur scheint der Name anzudeuten, daß er als eine neue Ansiedlung durch Beurbarung öder Gründe, oder durch die Hintangabe der dem Gutsbesitzer überflüssigen Felder und Wiesen emporgekommen ist. Auch lange Zeit belaßen es die Starhemberge, bis es in neuester Zeit von denselben an Michael Fink und von diesem an den Wiener-Oberpostmeister Ritter kam.

Neustadt (Wiener)

liegt am Zusammenflusse des Kehrbaches und der Fischa; sie ist eine der ältesten Städte des Landes, 1192 von Herzog Leopold dem Tugendhaften gegründet. Sie war vormals stark befestigt, von den alten Thoren und Mauern ist noch Manches sichtbar. Die Stadt ist reich an historischen Erinnerungen. Hier wurde der Kanzler Eitzinger enthauptet, noch heute zeigt man am Hauptwachplatze die Stelle als einen ausgepflasterten Ring. Hier fielen unter dem Beile der Gerechtigkeit die Grafen Zrinyi und Frangypani, deren Grabsteine noch an der Außenwand zu sehen sind. Hier am

Wienerthore hielt der Held Baumkircher die feindliche Übermacht auf.

Für ihre nie wankende Treue erhielt die Stadt den Beinamen der allzeit getreuen.

Merkwürdig iſt die Bibliothek des Ciſterzienſer-Stifts mit mehr als 20000 Bänden, einer Gemäldeſammlung und dem herrlichen Flügelaltar in deſſen Kirche.

Ebenſo die altdeutſche Burgkapelle Maximilian des I. vom Jahre 1460; Lerchs Wapentafel, 107 Stücke enthaltend; das ſtädtiſche Archiv mit vielen Curioſitäten, darunter der Friedensbecher Friedrich des III., Zrinyi's Richtſchwert und ein türkiſches Schreiben von 1683.

In der alten Burg befindet ſich die k. k. Militär-Akademie, die ihre Vollkommenheit dem General Grafen Kinsky verdankt. Hier erhalten 500 Stiftlinge, meiſtens Söhne verdienter Officiere, die militäriſche Ausbildung. Der eingefriedete, dazu gehörige alte Thiergarten (600 Klafter lang und 700 breit) wird zu Evolutionen, Excurſionen und Exercitien benützt.

Die Stadt hat ein Gymnaſium, viele Fabriken, worunter die große Metallwaaren-Fabrik, die Madelburg genannt, nicht zu überſehen iſt.

Neuſtadt hat folgende fünf Wahrzeichen.

1. Die höchſte Brücke zwiſchen den beiden Thürmen der Domkirche.
2. Das Haus ohne Nagel, nämlich das ſteinerne Schleußenhäuschen am Stadtgraben vor dem Wienerthore v. 1489.
3. Erdäpfel und Salat auf Bäumen wachſend, in den Gemüſegärten, wo man wegen Sümpfe Bäume (Faſchinen) in die Erde legen mußte.
4. Ein hochaufgeladener Heuwagen, der unter einer Kirche fährt, unter der Burgkirche, die auf dem groſſen, äußeren Burgthore erbaut iſt.
5. Zwei ſich in ihrem Laufe durchkreuzende Flüſſe, der Neuſtädter-Canal und die Laitha, indem jener über dieſe in einem künſtlichen Bette quer abläuft.

Vor dem Ungarther beginnt der Wiener-Neuſtädter-Canal, 8 Meilen lang, 16 Schuh breit, 4 tief und mit 52 Schleußen verſehen.

In der Nähe liegen das Schloß Sebenſtein mit ganz mittelalteriger Einrichtung und dem Türkenſturz, ſo wie die Burg Feiſtritz mit ſchönen Sammlungen von Alterthümern, Waffen und Kunſtſachen.

Neuſtift,

und das nahe Salmannsdorf liegen in einem ungemein lieblichen Gebirgsthale und grenzen mit ihren Weinbergen, deren Gewächs in die erſte Claſſe der öſterreichiſchen Weine gehört, ſchon an den Wienerwald. Neuſtift hat eine Pfarrkirche, und es gehörte ehemals dem Stifte zu St. Dorothea in Wien, nach deſſen Aufhebung es mit ſeinen übrigen Gütern an Kloſterneuburg kam.

Neu-Waldegg.

Neu-Waldegg iſt eine, dem Fürſten Schwarzenberg gehörige Herrſchaft und hängt mit Dornbach zuſammen. Es beſteht aus mehr als fünfzig Häuſern, worunter ſich mehrere liebliche Villen befinden. Da das Thal ſich hier immer mehr verengt, ſo beſitzen ſie nur Gebirgsgärten, die der ganzen Anſiedlung einen äußerſt romantiſchen Anſtrich geben. Das Zuſammentreten der beiden Bergſeiten verurſacht auch, daß Neu-Waldegg im Sommer viel heißer iſt, wie Dornbach. — Der herrſchaftliche Maierhof iſt das erſte dazu gehörige Haus. Beim Gaſthauſe zum braunen Hirſchen, gewöhnlich das Obere Wirthshaus genannt, befindet ſich ein Tanzſaal.

Neu-Waldegg iſt, was ſein Name andeutet, weit neuern Urſprungs, als Dornbach. Eine Urkunde von 1537 dürfte die

älteste sein, worin seiner erwähnt wird. Damals hatte Stephan Agler zu Paumgarten den Edelsitz und das Gut Neu-Waldegg in Besitz. Ein Nachkomme desselben verkaufte das Schloß, damals eine Veste genannt, dem Jakob Bekh, Gefrichter des Schlosses Lambach, den 26. Mai 1591. — Ferdinand Carl Graf von Bouquoy brachte 1671 die Herrschaft käuflich an sich. Nach ihm erscheint Margaretha Gräfin v. Strattmann, geborne Gräfin von Abensberg und Traun als Besitzerin. Diese Dame legte den Grund zum jetzigen Schlosse, das durch den nachherigen Eigenthümer, Freiherrn v. Bartholotti von Parthenfeld, vervollkommt wurde. — Die späteren Besitzer waren Anton Augustin von Aichen und dann Philipp von Managetta und Lerchenau.

Von diesem kaufte es 1765 Graf Moriz von Lascy, welcher der Schöpfer des grandiösen Naturparkes ist. Sobald er diese Herrschaft gekauft hatte, faßte er den Entschluß, die überaus schöne Lage derselben zur Anlage eines englischen Parkes zu benutzen, womit 1766 der Anfang gemacht wurde. Er ließ Alles, was im vorigen Garten nach altem Geschmacke regelmäßig angelegt worden war, ändern; nur einige Alleen wurden beibehalten. So entstand der erste Park nach englischer Art in Österreich. Joseph II., Lascy's Freund und sein Schüler in den Kriegswissenschaften, schenkte ihm einen großen Wald, der an die Herrschaft Neu-Waldegg grenzte, um ihn zur Erweiterung des Parkes zu benutzen. Auch theilten die Lords Greenville und Spencer dem Grafen deßhalb treffliche Bemerkungen mit, die in Anwendung gebracht wurden. So kam nach einer mehr als dreißigjährigen Kultur und mit einem Geldaufwand von mehr als einer halben Million Gulden, der gegenwärtige Park zu Stande. Lascy sorgte endlich auch für die künftige Erhaltung dieser herrlichen Anlage dadurch, daß er sie dem fürstlich Schwarzenberg'schen Hause gegen dem überließ, den Park stets dem öffentlichen Besuche frei zu geben.

Das Schloß Neu-Waldegg liegt auf einem bedeutenden Hügel; seine Größe ist im Verhältnisse mit dem Garten unbedeutend, das Gebäude ist aber schön angelegt. Der untere Theil bestand unter Lascy aus einem Mittelsaale, der auf Wandpfeilern mit Caryatiden ruhte; seine Seitenwände bestanden aus großen Glasfenstern, aus welchen man einen Theil der Stadt Wien übersehen kann. Auch eine Schloßcapelle befand sich hier, worin das schöne Altarblatt den Erlöser in Gethsemane vorstellte. In dem obern Stockwerke, wohin man über eine außen angebrachte steinerne Doppeltreppe gelangte, befand sich ein Saal und mehrere Nebengemächer. Um das Schloß herum liegen verschiedene, für das Publikum aber verschlossene, schöne Partien. Lascy hatte hier auch ein großes zum Speisen eingerichtetes Sommerzelt mit einem versteckten Orchester, eine schöne Grotte mit trefflichem Quellwasser und einem Goldfischteiche, und ein Sturzbad. Der Schloßplatz war mit Blumenbeeten, Orangen, Granit- und anderen Bäumen, und mit einem Vogelbauer geschmückt.

Der große Park ist der älteste und nach dem gräflich Harrach'schen zu Bruck an der Leitha auch der größte und schönste in Österreich. Er hat über eine deutsche Meile im Umfange, und wird noch dadurch vergrößert, daß sich die umliegenden Wälder an ihn anschließen, welche bis an die Gipfel der Berge reichen, wodurch für das Auge die Täuschung entsteht, daß der ganze ungeheure Bergkessel ein einziger Garten zu seyn scheint. Der Park ist reich an interessanten Partien, von welchen hier nur die vorzüglichsten berührt werden. Im ersten Theil des Parkes liegt die herrliche Wiese, wo die schöne Statue des ruhenden Mars steht. — Die vorhandenen, ohne steife reguläre Form angelegten Teiche sind mit

Schwänen verſehen. — Der Standpunkt des ehemaligen chineſiſchen Sonnenſchirmes iſt ſehr reizend, — vorne breitet ſich ein weitläufiger Wieſenplatz aus, der mit verſchiedenen Bäumen und Blumenhügeln bepflanzt iſt, der Hintergrund ſchließt ſich mit dunklen Gebirgswaldungen. — Über einen nahen, ziemlich hohen Hügel kommt man durch mehrere Krümmungen des Weges zu dem Platze, wo das chineſiſche, im J. 1846 modern reſtaurirte Luſthaus ſteht. Es iſt ein freundliches, in einem Achteck aufgeführtes, auf einem Erdgeſchoße ruhendes Gebäude, das einen kleinen, mit acht Fenſtern erhellten Saal enthält. Dieſer Saal diente zum Speiſen, und damit die Tiſchgeſellſchaft durch die unwillkommene Anweſenheit von Bedienten nicht beläſtiget werde, ſo war unter dem Fußboden eine Maſchinerie angebracht, mittelſt welcher ein ganz gedeckter Tiſch aufwärts getrieben werden konnte. Von außen zieht ſich um dieſen Saal eine Gallerie, welche durch acht Säulen in eben ſo viele Abſchnitte getheilt wurde, von deren jedem man gleichſam eine eigene Ausſicht über die verſchiedenen Anlagen des Parkes und auch nach einem Theile der Hauptſtadt genießt. Nicht weit davon liegt der Spiegelteich, beſtimmt für Goldfiſche und ausländiſche Waſſervögel, für welche auf einer kleinen Inſel die nöthigen Behältniſſe zur Ruhe und Brut angelegt ſind. — Nahe dabei iſt die Statue des bekannten ſterbenden Fechters; er ſitzt auf der Erde auf einen Arm geſtützt, vor ihm liegt der Dolch; Blut träufelt aus der tödtlichen Wunde, gegen die er ſeinen Blick unwillkührlich hinſenkt. Die ſchöne Faſanerie iſt 1846 abgetragen und der Platz geebnet worden. Der Schluß des Parkes iſt ein zwiſchen zwei Hügeln liegendes Thal mit einem Teiche. Einen andern Endpunkt des Parkes macht der Dianentempel, den man von vielen Stellen des Gartens in der Ferne erblickt. Der Tempel ſteht auf einem grünen Hügel und hat zum Hintergrunde einen dichten Wald von ſchönen Buchen und Eichen; er iſt rund und ſeine acht Säulen tragen eine leichte Kuppel, an deren Decke Diana, von Hirſchen gezogen, gemalt iſt. — Sehenswerth iſt auch die Grabſtätte des ehemaligen Beſitzers und Schöpfers des Parkes, die er ſich ſelbſt ſchon zwanzig Jahre vor ſeinem Tode angelegt und den bezeichnenden Namen Moriz-Ruhe gegeben hat. Dieſe Grabſtätte befindet ſich in einem entfernten Theile der Anlage, in einem düſtern und ſtillen Wäldchen von Nadelholz. Auf einem Raſenplatze ſteht darin ein einfaches, feſtes Gebäude, deſſen Form ein längliches Viereck iſt und einer Kapelle gleicht. Den Eingang ſchließt ein eiſerner Gitter, hinter welchem man auf der Erde zwei große Grabſteine ſieht, wovon einer die Gebeine des Feldmarſchalls Lacy und der andere jene ſeines Neffen und Freundes, des Generals Georg Grafen von Brown deckt. Über die Wappen, welche an den Wänden angebracht ſind, lieſet man bei Lacy die Aufſchrift; Meritis augentur honoren, und bei Brown: Fidem genusque servabo. Zwei vorhandene Marmortafeln enthalten die kurzen Biographien der Verblichenen. Außer dem eigentlichen Parke, auf einem hohen Berge ſteht eine beſondere Anlage, welche man gewöhnlich, das holländiſche Dorf nennt, und welches Lacy ſelbſt Le Hameau nannte. Um dahin zu kommen, hat man vom Ende des Parkes wohl noch eine halbe Stunde, durch einen dichten hohen Wald, auf einem rauhen und ziemlich ſteilen Pfade aufwärts zu ſteigen. Auf der Spitze des Berges erblickt man eine Verpalliſadirung, welche eine geräumige Ebene umſchließt, die auf drei Seiten von der nahen Waldung umgeben iſt und auf der vierten eine ganz offene weite Ausſicht hat. Auf dieſer Ebene liegen mit kleinen Zwiſchenräumen ſiebzehn Häuſerchen umher, die alle einander gleich ſind, und worunter nur eines größer und höher als

die übrigen iſt. — Die Hütten haben von außen ein ländliches ſchlichtes Anſehen, ſind aber innerlich niedlich und vollſtändig möblirt, ſo daß jede ſtündlich bewohnt werden kann. Bei dem Hauſe (2) ſind die beiden, von Lacy angeſchriebenen Verſe angebracht, welche der Anlage den Namen Le Hameau gegeben haben:

O asile de mon choix! Hameau, que je préfère;
Heureux, qui vit ici tranquille et solitaire!
O! Gegend meiner Wahl! O Dörfchen voller Frieden
Glückſelig, wer hier lebt in Ruh' und abgeſchieden!

Das erwähnte größere Haus trägt die Nr. 1. und iſt ein Stockwerk hoch. Nebſt einer gewöhnlichen Hauseinrichtung hat es im oberen Theile einen geſchmackvollen Saal, der Marſchallsſaal genannt, deſſen eine Wand in ihrer ganzen Breite nur ein einziges großes Fenſter bildet, welches gegen die offene Seite des Waldes gerichtet iſt, und wodurch man eine weit reichende Ausſicht hat. Man erblickt gerade vor ſich in der Ferne einen Theil der Donau mit der Taborbrücke, und darüber hinaus das Marchfeld, man erkennt die Brigittenau und den Prater und überſieht eine Seite der Hauptſtadt; bei heiterem Wetter kann man ſogar die Schlöſſer von Preßburg in Ungarn und von Nicolsburg in Mähren ausnehmen. In der Nähe hat man links und rechts mehrere Berghöhen in maleriſchen Formen und mit duftenden Waldungen geſchmückt. Dieſer Lage wegen pflegt man dieſes Haus gewöhnlich die Ausſicht zu nennen.

Aus dem Parke laufen mehrere Wege aus, wovon beſonders zwei überaus reizend ſind. Der eine führt links von der Marswieſe in kurzer Zeit auf den Galitzinberg. Wer etwas Dorngeſtrüppe und ſchlüpfriges Laubgewühl nicht ſcheut, geht am herrlichſten, wenn er den nahe liegenden Holzſchlag emporſteigt. Schon hier wird mit jedem Schritte die Fernſicht gegen Wien reizender und umfangreicher. An der Spitze dieſes Berges empfängt der Wald den Beſteiger, und im undurchdringlichen, nur ſelten einen Lichtblick in's Freie geſtatteten Dunkel führt dann der Weg von einem Bergpfad zum andern endlich auf eine mit hohen Bäumen bewachſene Bergwieſe, die ſo beſchaffen iſt, daß man nicht leicht eine Stelle finden wird, welche ihr an Schönheit gliche.

Gegen Oſten erblickt das Auge nichts als Berg an Berg, Wald an Wald, und dabei keine Spur menſchlicher Wohnungen, Kunſt und Betriebſamkeit; der Satzberg mit allen ſeinen Zweigen ſcheint die Welt abzugrenzen, und wie der Blick ſich hinabſenkt, ſo fällt er auf ein grünes Thal, deſſen Teppich von einem Bache durchſchlungen wird. Hier herrſcht lautloſe Ruhe; die friſche, duftende Bergluft erhebt die Bruſt, die jedoch von dem Wahne, abgeſchnitten zu ſeyn von der menſchlichen Geſellſchaft, wieder beengt wird.

Dieſer Wahn verfliegt jedoch, wenn man ſich gegen Oſten wendet und den ſich zeigenden Waldpfad entlang geht; hier theilen ſich in Kurzem die Bäume, und vor unſern Blicken zeigt ſich der Contraſt des vorigen Gemäldes, nämlich die belebte Landfläche von Hütteldorf, Baumgarten, St. Veit, Penzing u. a. m., ſo wie die Hauptſtadt ſelbſt in ihrer majeſtätiſchen Ausbreitung. Von hier führt ein ſteiler Hohlweg weſtwärts in das Thal hinab, und folgt man dem Bache, ſo kommt man unfern von Hütteldorf bei der Albertiniſchen Waſſerleitung hervor.

Ein anderer Weg, von ſeinem Herſteller, Sr. kaiſ. H. dem Erzherzoge Franz Carl, der Franzensweg genannt, führt nach dem romantiſchen Hainbach und der lieblichen Sophienwieſe.

Außerhalb des Parkes, welchen man rechts liegen läßt, läuft dieſer herrliche Weg in die hohe Waldung, deſſen höheren Theil

man in nordwestlicher Richtung durchschneiden muß, um auf jene schönen Bergwiesen zu gelangen, die von buntgrünen Gebüschen begrenzt sind und die sogenannte hohe Wand bilden. Bei dem rothen Kreuze fängt hier eine der schönsten Aussichten sich zu entfalten an. Selbst den Ötscher kann man erblicken. Durchwandert man die Bergwiese in westlicher Richtung, und steigt man auf der Mittagsseite den Berg herab, so sieht man die malerische Häusergruppe von Hainbach vor sich.

Einen Ausflug in die höhere, uncultivirtere Gegend der Dornbacher Waldung endlich bieten die wenig bekannten Knödel-Hütten dar; es sind drei Häuschen, die man durch den Galizinwald erreicht, von welchem man nach Maria-Brunn gelangen kann, und die ihren frugalen Namen dem Umstande verdanken, daß die Bewohner dieser wenig besuchten ländlichen Häuschen ihren Gästen außer einem Gerichte fester Knödel nichts anzubieten vermögen.

Viele Besucher des Parkes werden sich noch des Dornbacher Weiberls erinnern, eines unglücklichen Geschöpfes, das sich gewöhnlich im großen Buchengange aufhielt und von den Spaziergängern eine milde Gabe zu erhalten suchte. Sie belustigte durch ihre Zwerggestalt und ihr possierliches Lallen (Dalken, in der Volkssprache) einen Kreis vermischter Zuschauer. Der Ernst selber hätte lachen müssen, wenn er gesehen hätte, wie sich dieses unglückliche Geschöpf auf der Stelle in jeden jungen Mann verliebte, der, um sie zum Reden zu bringen, sie freundlich ansprach. Sie drückte schmachtend die ohnehin kleinen Schweinsaugen völlig zu, öffnete dabei den Mund fürchterlich, und zeigte ein Paar schreckliche Solitärzähne. Das war ihr Lächeln — von tausend Falten und Runzeln umgeben! Dabei ließ sie entweder die Hände hinabhängen, oder drückte sie mit Innigkeit über ihre Brust zusammen. „Ich heiß' Resel," sagte sie, und bin erst — 36 Jahre alt. Sobald sie die Augen öffnete, sah sie ihren Adonis wieder starr und unbeweglich an. Dann folgte eine freundliche Pantomime, die einem Carricaturzeichner Stoff hätte geben können. — Bei diesen Äußerungen folgte sie lediglich ihrem Instincte, und beabsichtigte keineswegs die Freigebigkeit ihres Publikums. Mit Bedauern bemerkte man oft, daß sie Spuren großer Mißhandlung von plumpen Spaßmachern im Gesichte trug.

Beachtenswerth durch ihren edlen Ton waren die Warnungstafeln (wenn man sie so nennen kann), welche Lascy in seinen Anlagen anbringen ließ. Sie lauteten:

„Wenn diese ländliche Anlage dem Publicum einige Unterhaltung gewähren und es daher die Eröffnung derselben nicht anders als eine Gefälligkeit ansehen kann, so erbittet man sich als die einzige dagegen, daß das, was hier zum Genusse für Aller Augen gepflanzt ist, vor den Anfällen lüsterner, oft nur muthwilliger Hände sicher sei; daß, da es an gebahnten Wegen nicht mangelt, die Rasenplätze unbetreten bleiben, und die Wände der Hütten nicht mehr durch trockene Namensverzeichnisse und seichte, oder gar Wohlstand und Sittlichkeit beleidigende Aufschriften jedem Vorübergehenden den unglücklichen Geschmack der Schreiber verrathen."

Neue Thor (Das) und die Neuthorbastei.

Dieses Thor hieß vormals Werderthor und Werderbastei, und wurde nach der ersten türkischen Belagerung nach August Hirschvogls Plan erbaut. Diese beiden Gegenstände hatten ihren Namen von der Gegend diesseits der Donau, nemlich vom obern Werde (Roßau) und jenseits der Donau, dem untern Werde (Leopoldstadt). Das Werderthor wurde zwar schon 1547 abgebrochen und verschü-

tet; allein 1558 wieder eröffnet und Neuthor genannt, daher auch die ehemalige Werderbastei, den Namen „Neutherbastei“ erhielt. Merkwürdig ist der ungemein große, 16451 Pfund schwere Schlußstein dieses Thores, welcher lange Zeit zu den Wahrzeichen der Hauptstadt gezählt wurde.

Dieser Gewölbstein wird für den größten Stein in Wien gehalten. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts las man daran von seiner ursprünglichen Inschrift die wenigen Worte:

Diser Stain wigt 164 C. 51. p.
— — — — — LVIII

welche bei einer späteren Ausbesserung von vandalischer Hand ganz mit Kalk überzogen wurden.

Das neue Thor und das Fischerthor sind allein noch als Reste der alten Befestigung in Bogenform vorhanden, und das kolossale Gewölbe des ersten trägt das keller- abort- und brunnenlose zweistockige Haus Nr. 1172 auf der Elendbastei, welches zu den Curiositäten der Stadt gezählt werden muß.

Nicola (Kloster St.) auf der Landstraße.

Mehrere Chroniken haben die beiden, enge mit einander verbundenen Nonnenklöster zu St. Nicola vor dem Stubenthore und in der Singerstraße für eines und dasselbe gehalten. Dieses lag an der Ecke der Singerstraße gegen den grünen Anger (Grünangergasse), wo das Nikolaergäßchen sein Andenken erhält.

Das andere war in der Niederung gegen Erdberg, dem Augustinerkloster gegenüber, wo noch in später Zeit der Friedhof und eine St. Nikolascapelle bestand. Es stieß im sogenannten Virochberg bis gegen den Rennweg mit den ursprünglichen Stiftungsgütern der Schotten zusammen, und besaß auch vor dem Widmerthor bei St. Tibold bis gegen Zaismannsbrunn (St. Ulrich) manche Grundrechte. Im Bruderzwist zwischen Friedrich III. und Albrecht VI., in den Kriegen des ersteren mit Matthias Corvin war es oft die Bühne blutiger Auftritte, ja ein Waffenplatz gegen die Stadt, zu deren Vertheidigung es bei der Annäherung der Türken 1529 für immer Platz machen mußte.

Welchen Stifter das Kloster auf der Landstraße gehabt, und wann es entstanden, ist unbekannt, und nur so viel gewiß, daß es älter als jenes in der Singerstraße war, und Letzteres, trotz der beiderseitigen Unabhängigkeit, als seine Tochter betrachtet hat. — Friedrich der Schöne und Albrecht der Lahme ertheilten dem Kloster Bestätigungsbriefe 1316 am 13. April und 15. Juni 1357; aber nach alten Aufzeichnungen vertrieb schon Rudolph von Habsburg's erste Heerfahrt wider Ottokar, die Nonnen in die Stadt, nach St. Niklas in der Singerstraße, und 1282, in welchen der erste Habsburg in Österreich Sitz nahm, erscheint urkundlich Christina, dieses Klösterleins des grauen Ordens zu St. Nikola Äbtissin. Ihre Nachfolgerin nennt sich Äbtissin des Cistercienser- oder des grauen Ordens vor dem Stubenthor. Die letzte Vorsteherin 1534 war Anna Willerotten. Im J. 1302 erscheint das Kloster im Testament des Bürgers Hiercz von Salzgries. Am 6. Jänner 1328 machte Gertraud, die Witwe des mächtigen Bürgers Fried. Seidhouffer ihre letztwillige Anordnung, ihre beiden Häuser in der Deutsch-Herren- (Singer-) Straße, nächst der Badstube am Eck „den vrowen hinz sand nychlas in die lantstrazze,“ dafür sollen sie ein Enkelkind ihrer Schwester in ihren Orden aufnehmen. Im J. 1446 wurde das Kloster, weil man einen Überfall der Ungarn fürchtete, mit Gräben und Mauern umgeben. Dieses Kloster

besaß auch in der Stadt viele Burg- oder Grundrechte auf die Fleischbänke der Familien Tirna, Küssenpfennig ꝛc.

Hier setzte sich 1461 Herzog Albrecht VI. im Kampfe gegen seinen Bruder Friedrich III. fest, um Wien, welches dem Kaiser treu war, anzugreifen. Er griff das Stubenthor und den Bibertharm lebhaft an, wurde aber von den Bürgern nach einem dreistündigen Gefechte zum Rückzug gezwungen, worauf die böhmischen Gesandten am 6. September 1461 einen Waffenstillstand von zehn Monaten vermittelten, welche Albrecht benutzte, in Wien Anarchie zu verbreiten, indem er die Armen gegen die Reichen aufhetzte. Im J. 1485 nahm König Matthias von Ungarn St. Nicolaus mit Sturm ein, die Stadt vermochte er jedoch nicht einzunehmen.

Nicola (Kloster St.) in der Singerstraße.

Von St. Nicola in der Singerstraße kommt uns die erste Kunde durch den ungenannten Predigermönch von Leoben 1275, wo am Sonntag vor Martini, Peter, Bischof von Passau, das Kloster eingeweiht hat. Der Cistercienser-Abt von Heiligenkreuz im Walde, Heinrich und der angesehene Bürger Paltram Vatzo, Verfasser einer Landeschronik seiner Zeit, die von 1301 an der Heiligenkreuzer Mönch, Niklas Fischel, fortsetzte (Pez I. 704), mit mehreren von den reichsten Bürgern waren die Gründer.

1326 kamen beide Klöster urkundlich vor, 1385 aber erkaufte Albrecht III. mit der Lecke das Haus sammt Kirche und Capelle bei St. Nikola, gegen einen Jahreszins von 50 Pfund aus dem Gmundner Salzoberamte. Die Frauen zogen hinaus zu ihren Schwestern vor das Stubenthor, und der Herzog richtete in dem verlassenen Gebäude (das der Herzog den Cistercienſern übergab, und als dessen Vater sich der Abt von Heiligenkreuz bekannte) theologische Studien ein für diesen Orden, mit der Bedingung, daß, wenn die grauen Mönche selbe nicht nach der vorgeschriebenen Ordnung hielten, oder sie an einen andern Ort übersetzten, der Herzog das Kloster den Frauen wieder zurückstellen und der Zins vom Salzamte aufhören sollte. Diese Nonnen waren unter Rudolph dem Stifter gegen die Juden so verschuldet, daß sie ihrer Auflösung nahe waren, der gedachte Fürst erhielt sie gegen dem, daß sie nach dem von ihm neu gestifteten Dom bei St. Stephan jährlich ein gewisses Quantum Wachs liefern mußten.

Als Friedrich III. 1468 den St. Georg-Orden gestiftet hatte, ließ er durch die Hochschule den Abt von Heiligenkreuz zur Abtretung von Kirche und Kloster bei St. Nikola an den ersten Großmeister und Fürsten von Millstadt in Kärnten, Johann Siebenhirter bewegen. Aber nicht lange währte der neue Besitz; Heiligenkreuz trat wieder in die alten Rechte ein; ja als die Nikolaerinnen vor dem Stubenthor beim Anzuge der Türken in die Stadt flüchteten und sich in einer Herberge kümmerlich erhielten, richteten sie und ihre Äbtissin, Anna Willerotter, am 31. Mai 1530 an Ferdinand I. die Bitte, ihnen ihr altes Haus wieder einzuräumen. — Aber sie drangen um so weniger durch, als ohnehin, an der Zahl sehr geschmolzen, ihre Güter von den Türken verwüstet, ihre Kirchen und Hausgeräthe geplündert waren. — Wahrscheinlich wurden sie in andere Klöster ihres Ordens vertheilt; denn gleich darauf errichtete der Bischof Johann Faber dort ein Collegium für arme Studenten.

Aber auch diese Stiftung mußte 1545 den Franziskanern weichen, deren Kloster bei St. Tibold oder Theobald auf der Laimgrube gleichfalls in Trümmern lag. Diese Väter behielten das Kloster St. Nikola 44 Jahre, bis ihnen 1589 jenes der

Büſſerinnen bei St. Hieronymus eingeräumt wurde. Nach ihrem Abzug errichtete der Magiſtrat dort ein Waiſenhaus für arme Bürgersmädchen.

Endlich erhielten dieſes Kloſter 1623 die Clariſſerinnen von Preßburg, die wegen der Beczkay'ſchen und Bethlen'ſchen Unruhen und wegen der Türkengefahr ſchon zweimal geflüchtet waren. Die Kaiſerin Eleonora von Mantua, Ferdinands zweite Gemalin, wurde die neue Stifterin des Kloſters; ſie ließ aber noch eine Mitſtifterin zu, in der Perſon der Witwe Freiin von Concin, gebornen von Eisberg, die beträchtliche Capitalien und ihr Gut Enzersdorf dahin ſchenkte. Dennoch brachte ſchlechte Wirthſchaft dieſe Frau wieder um Alles, ſo daß ſie ſelbſt von den Nonnen erhalten, ja ihr Begräbniß von ihnen beſtritten werden mußte. — Dieſe ſchwere Wunde wurde theils durch den Schemnitzer Bergſegen, theils durch eine junge Gräfin von Thonhauſen, die dort den Schleier nahm, größtentheils aber von dem Hofrathe Johann David von Palm erſetzt, deſſen beide Töchter, Joſepha und Gabriela hier Nonnen und erſtere von Clemens XII. aus päpſtlicher Vollmacht zur Äbtiſſin und zwar gegen den Ordensgebrauch der Clariſſerinnen, auf Zeit Lebens erklärt wurde. Die Anfangs nur hölzernen Zellen erwuchſen durch Palm zu einem anſehnlichen Gebäude. (Siehe Palm'ſche Protokoll.) Der Bankal- und Commerzien-Rath Georg Wilh. v. Kirchner fügte 1731 die Wohnung der Äbtiſſin hinzu. Dieſe Nonnen waren nicht Damaniſtinnen, oder von der ſtrengen Obſervanz, ſondern Urbaniſtinnen, nach der von Urban IV. gemilderten Regel. — Eine Gräfin von Martinitz war die letzte große Wohlthäterin des Kloſters und lebte darin bis zur Aufhebung den 12. Jänner 1782, wo es verkauft und zu den bürgerlichen Wohnhäuſern Nr. 836, 837, 838, 884, 885 jetziger Nummer in der Grünanger-, Nikolai- und Singerſtraße, dann Fähnrich-Hof verbaut wurde.

Im Hofe des Hauſes (885) iſt noch ein rother Stein eingemauert mit der Schrift:

Anno
1652
iſt dieſe Kirche ſammt
dem Thurm aus dem
Grunde neu erbaut
worden.

Von den verſchwundenen Grabſteinen dieſer 1652 neu erbauten und 1653 von Biſchof Brenner neu eingeweihten Kirche verdienen Erwähnung, jener des Claudius Jai, eines Gefährten des h. Ignaz von Loyola, der auf Ferdinand des I. Geheiß mit den erſten Jeſuiten nach Wien kam und 1552 dort ſtarb; der Brüder von Himmelberg aus Kärnten, Edelknaben Ferdinand des I. und Carl des VI., als König von Spanien, die letzten ihres uralten Hauſes, beide als Hauptleute im März 1704 vor dem Feinde geblieben; des zweiten Stifters Johann David von Palm, Herrn zu Brunn im Steinfeld, Hofkammerrathes und Directors des Oberkriegs-Commiſſariates, geboren den 3. Mai 1657, geſtorben 17. Febr. 1721; Johann Jacobs von Weinzierl, Leopold des I. Schloßhauptmann zu Ebreichsdorf; Antons von Pozzi, Leibarztes Leopold des I., geſt. 28. Juli 1675; Eliſabeths, Witwe des Grafen Ferdinand Alois von Cordua, Ritter des goldenen Vließes, F. M. und Garde-Capitän, geb. von Quarient zu Rall, geſt. 86jährig den 29. Nov. 1780 an einem Tage mit der großen Thereſia.

Niederländiſche Hofkanzlei-Gebäude.

Das Ärarialhaus (29) in der Herrngaſſe, welches ſich heute von Grund aus

vor unsern Blicken verjüngt erhebt, war vormals das Trautson'sche Majoratshaus und wurde nach dem Erlöschen dieses Fürstenhauses 1765 erneuert und der bestandenen niederländischen und italienischen Hofkanzlei eingeräumt, wie es folgende, daran angebracht gewesene Inschrift sagte:

Tabularium
Chartis publicis Belgium et Italiam
Spectantibus asservandis
Maria Theresia Augusta jubente
Cura W. Principis a Kaunitz-Rietberg
Erectum
CIↃ IↃ CCLXV.

Nach der Auflösung dieser Hofstelle war das einstockige Gebäude bis zum jetzigen Neubau der Sitz der k. k. Polizei- und Censurshofstelle, und der hintere, zweistockige Tract durch lange Zeit jener des k. k. General-Rechnungs-Directoriums.

Nikolsdorf.

Das in der Matzleinsdorfer-Hauptstraße einmündende Nikolsdorf, aus zwei Gassen und 48 Häusern bestehend, ist zwar sowohl hinsichtlich der Ausdehnung, als des Gebäudestandes einer unserer unbedeutensten Vorstadtgründe, von welchem ein Localsänger vor zweien Jahrzehenden sagen konnte:

Das schlecht gebaute Nikolsdorf hingegen,
Nimmt nicht zu seinem Vortheil ein,
Es wäre würdig seiner Schönheit wegen,
Das Pumper-Nikolsdorf zu seyn.

Allein auch hier hat sich seitdem Reinlichkeit und Eleganz angesiedelt, und auch hier geschehen täglich sichtbare Fortschritte zum Bessern.

Es hat seinen Namen von dem, in der ersten türkischen Belagerung 1529 zerstörten Frauenkloster St. Nikola vor dem Stubenthore des grauen oder Cistercienser-Ordens. Von dem eifrigen Patron dieses Ordens, der einst den ganzen Westen Europa's zum Kreuzzug ins Morgenland entflammte, hieß diese Gegend auch das Bernhardsthal.

Am 12. Juli 1842 brach im Hause Nr. 22 um halb 1 Uhr nach Mitternacht, bei einem Hufschmiede Feuer aus, wobei mehrere bemerkenswerthe Umstände obwalteten. Es blieben nämlich die Glasscheiben der drei Fenster des ausgebrannten Zimmers alle ganz, obgleich die oberen Flügel offen waren. Ein Bewohner des ersten Stockwerkes feierte in derselben Nacht die silberne Hochzeit, und befand sich noch kurz vor Ausbruch des Feuers mit seiner Ehehälfte in dem daran stoßenden Gasthause „zur Zufriedenheit." Dieser Mann kam mit dem Verluste seiner Kleidungsstücke davon, während seine Werkstühle und seine Einrichtung unbeschädigt blieben.

Normalschulen.

Als der Minister von Zedlitz unter Friedrich dem Großen verlangte, daß in den Volksschulen etwas Geographie gelehrt werden solle, nannte man ihn einen „Beförderer der Desertion."

Gegen das Schreibenlernen hatte man auch reichliche Bedenklichkeiten; die Mädchen, meinte man, würden nichts als Liebesbriefe schreiben, und aus den Jungen bilde man „Querulanten."

Mehr Respect vor der Schule hatte der große Lordkanzler Brougham. „Der Schullehrer ist der Beherrscher unserer Epoche, sein Alphabet ist mächtiger als das Soldaten-Bajonett," sagte er im Jahre 1828 im Parlament.

Gleiche Gesinnungen, wie der große englische Staatsmann in unsern Tagen, hegte Maria Theresia schon vor mehr als einem halben Jahrhundert.

Der mangelhafte Zustand der Volksschulen beweg sie 1770 eine Schulcommission unter dem Vorsitze des Vice-Statthalters, Grafen von Lanthieri, aufzustellen, die den 1. Juli zusammentrat,

worauf schon den 22. September die Errichtung der Normal- oder Musterschulen bei St. Stephan nach der Felbinger'schen Lehrmethode anbefohlen wurde.

Die erste aus drei Classen bestehende Normalschule wurde am 2. Jänner 1771 eröffnet. Es wurden nebst der Religion die Buchstabenkenntniß, Lesen, Schön- und Rechtschreiben, Rechnen, deutsche Sprachlehre und die Abfassung schriftlicher Aufsätze gelehrt.

Um im ganzen Lande gleiche Lehrbücher einzuführen, verlieh die genannte Fürstin der Normalschule den 13. Juni 1772 das ausschließende Privilegium über alle Normalschulbücher und Schriften. Da jedoch unter Jenen, welchen das Schulgeschäft anvertraut war, bald Uneinigkeiten entstanden, so berief die Kaiserin den Prälaten Felbinger, den ihr der König Friedrich von Preußen überließ, nach Wien, worauf am 6. December 1774 die allgemeine Schulordnung bekannt gemacht, und die Normalschule am 1. Mai 1775 von St. Stephan nach St. Anna übertragen wurde. Da Felbinger 1776 abreisete, so wurde die Schulcommission aufgelöset und das Schulwesen der Regierung untergeordnet. Von nun an bestand die Normalschule aus vier Classen und umfaßte folgende Lehrgegenstände: 1. Buchstabenkenntniß. 2. Lesen. 3. Schön- und Rechtschreiben. 4. Rechnen. 5. Deutsche Sprachlehre. 6. Abfassung schriftlicher Aufsätze. 7. Geometrie und Mechanik. 8. Bürgerliche Baukunst. 9. Naturgeschichte und Naturlehre. 10. Erdbeschreibung und Geschichte. 11. Anfangsgründe der geometrischen, architektischen und freien Handzeichnung. 12. Haushaltungs-Wissenschaft. 13. Anleitung zur latein. Sprache, und 14. Religionsunterricht. Um die neue Lehrmethode zu verbreiten, wurde an der Normalschule auch ein doppelter Lehrcurs eröffnet; — der eine für Schullehrer und Candidaten zu Schuldiensten, und der andere für Hauslehrer und über die Grundsätze der Erziehung überhaupt. Auch ist damit eine Bildungsanstalt für Zeichenlehrer verbunden.

Der Name Normalschule entstand, weil sie allen Schulen der Monarchie zur Norma oder Richtschnur diente. Wien hat deren 39, von welchen zwei in der Stadt sind.

Nuntiatur.

Es ist von den bewährtesten Geschichtschreibern Wiens behauptet worden, an der Stelle der Nuntiatur habe sich einst die St. Pankraz-Capelle erhoben, von welcher die Naglergasse den Namen „der Gegend hinter St. Pankraz" führte. Nach mancherlei Veränderungen stand hier das Haus des durch seine Kriegserfahrung und durch die in Siebenbürgen verübten Grausamkeiten berühmten Marschalls Georg Basta, von dessen Erben es die Familie Beck erkaufte. Als 1607 die Flammen das Collegium, das Convict und Seminar der Jesuiten am Hofe verzehrt hatte, wurde ihr Convict in das genannte Beck'sche Haus verlegt.

Als die Zahl der Jesuiten zugenommen hatte, kam ihr Convict aus diesem Hause 1616 in das Harrach'sche Haus, wo es bis 1623 blieb, und dann in die Landschaftsschule nächst der Windhag'schen Bibliothek. Hiernach gelangte das Haus an den Grafen Michael Adolph Althan, welcher vom Protestantismus zum katholischen Glauben zurückgekehrt war. Von diesem kam es an den apostolischen Stuhl, unter welchem 1767 das heutige Gebäude aufgeführt wurde; weßhalb der Nuntius im Gresser'schen Hause am Kohlmarkt einstweilen seine Wohnung nahm.

Es war 1768 vollendet, über dem Thore lautet die Inschrift:

Clemens XIII. pont. max.
Aedes temporum injuria collabentes
restituit anno Dni. MDCCLXVIII.

An dieſem Gebäude iſt noch eine andere Inſchrift, welche von dem Urſprung desſelben Nachricht gibt und alſo lautet:

Jungat Deus ortum cum occasu!
Ad majorem gloriam et confessionem
Jesu Christi, et Vicarii ejus
Michael Adolph, et Maria Elisabetha
Conjuges
Hancolim Austriae Marchionum
Residentiam Urbano VIII offerebant
An. MDCXXX
Regnante Ferdinando II.

Den 10. October 1681 fand zwiſchen einem Italiener, Marquis Flery und einem franzöſiſchen Malteſer-Ritter, Namens Maſchau, der Oberſtlieutenant unter dem Palffiſchen Regiment geweſen war, ein Duell Statt, in welchem der Letztere durch einen tödtlichen Stoß auf dem Platze blieb, der Marquis Flery aber ſich in des päpſtlichen Nuntius Wohnung begab, wo man ihn ſtreng bewachte, wogegen der Nuntius proteſtirte, und um Aufhebung der Wache einen Expreſſen an Leopold I., der ſich damals bald zu Neuſtadt und bald zu Odenburg aufhielt, ſchickte.

Nußdorf.

Schon im 12. Jahrh. war dieſer Ort unter dem Namen Nuzdorf bekannt; denn 1194 ſchenkte Probſt Werner von Kloſterneuburg, als er zum Bisthume Gurk berufen wurde, der Stiftspfarre „insulam Nuzdorf sitam.“ Hugo von Modelansdorf vertauſchte 1195 zwei ſeiner Güter, eines zu Grinzing, und eines zu Nußdorf an Tunau.

Noch früher, und zwar ſchon zu den Zeiten Markgraf Leopold des Heiligen, kommen in den Urkunden des Stiftes einige Herren von Nuzdorf, fürſtliche Forſtmeiſter, vor, aus denen Albert und Otto im 12., ein Albert von Nuzdorf, Albero, Rudger, Chunrad, Dietrich und Starhand von Nuzdorf aber im 13. Jahrh. erſcheinen. Anfangs mag wohl dieſer Ort von geringer Bedeutung geweſen ſeyn; denn nur ſelten geſchieht ſeiner Erwähnung. Bald aber lockte der vortreffliche Weinbau immer mehr Bewohner hieher; ein Drittheil von Häuſern wurde in Kürze ein Eigenthum der Stifter und Klöſter, die darin vorzüglich Weinpreſſen und Keller erbauten; und endlich trennten ſich ſogar fünfzehn der anſehnlichſten Häuſer von der Gemeinde, und erhielten den Namen der Freihöfe, die ſich ſpäterhin zu eigenen kleinen Grundobrigkeiten erhoben.

Unter den mannigfaltigen Schickſalen, deren Nußdorf unterworfen war, ſind einige mit der Geſchichte des Vaterlandes enge verwebt. Während der huſſitiſchen Unruhen kamen 1428 die Huſſiten bis an die Donau, ſchlugen unterhalb Jedlerſee ihr Lager auf, und beſchoſſen das gegenüber liegende Nußdorf.

Unter den immerwährenden Uneinigkeiten der beiden Brüder, Friedrich III. und Herzog Albrecht, nahm Fronauer, der Kloſterneuburg erobert hatte, und ſeine Raubzüge in die Umgebungen Wiens bis Hütteldorf fortſetzte, auch Nußdorf hinweg. Im J. 1463 wurde hier der [illegible]germeiſter von Wien, Ulrich Holzer, gefangen, und nach der Hauptſtadt zurückgeführt.

Als König Matthias Corvinus den Wienern die Zufuhr auf der Donau abzuſchneiden ſuchte, legte er 1483 zu Kloſterneuburg und Nußdorf Schanzen an, und als die Schweden unter Torſtenſohn nach dem Siege bei Jankau 1645 in Öſterreich einbrachen und bis an die Donau vorrückten, wurden abermals zu Kloſterneuburg und Nußdorf Schanzen errichtet. In den Jahren 1529 und 1683, wo das wüthende Heer der Muſelmänner, 1805 und 1809, wo

Galliens siegreiche Macht Österreich überschwemmte, erlitt es immer gleiches Schicksal, und erduldete, wie die umher liegenden Orte, alles Ungemach von dem Übermuthe eines siegenden Feindes.

Nußdorf scheint sich indeß sehr bald erholt zu haben; denn gegen Ende des vorigen Jahrh. bestand es nur aus 108 Häusern, dermalen aber werden schon gegen 160 gezählt, und die Anzahl der Bewohner stieg von 865 Seelen auf 2000.

Viele Privat-Personen besitzen in Nußdorf Landhäuser, welche sehr gut gebaut und zum Theil einige Stockwerke hoch sind, daher der Ort mehr einem hübschen Städtchen, als einem Dorfe ähnlich sieht. So das prächtige Landhaus des Grafen von Lamberg, welches später zu einem Caffehhaus umgestaltet wurde. Gegenüber ist das Gasthaus zur Rose; weiter an der Donau hinauf finden Fischliebhaber beim sogenannten Fischer eine reiche, aber theuere Ausbeute. Dieses Haus ist auch wie der Schild „zur Landwehr-Überfuhr“ zeigt, historisch merkwürdig. Im Dorfe selbst bemerkt man noch die neue Pfarrkirche zum heil. Thomas.

O.

Ochſen (Große).

Den 31. Novemb. 1726 wurden zwei große Ochſen, die 1724 in Wien aus der Schweiz angekommen waren und in der Höhe 6, in der Länge 10, und in der Dicke 11 Schuh maßen, und an purem Fleiſch 2975 Pfund, an Unſchlitt 525 Pfund, an Häute und Eingeweide 765 Pfund, zuſammen 42 Zentner 65 Pfund wogen, von Carl Appel, bürgerlichen Fleiſchhacker in Gegenwart vieler Standesperſonen geſchlachtet.

Ofenlochgaſſe (Die)

nächſt den Tuchlauben kommt ſchon in den älteſten Urkunden als Ofenlucke vor, ein Name, der ſeinen Urſprung der ſchmalen und winkelichen Form dieſes Gäßchens verdankt, und auf die zwei dort ſtehenden Häuſer »zum kleinen Ofenloch« (432) und »zum großen Ofenloch« (434) übergegangen iſt. Das erſte war lange Zeit ein öffentliches Bad, das »Badhaus zum Röhren« genannt. Obgleich ſich dieſe Stadtgegend in unſeren Tagen etwas gelichtet hat, ſo gehört ſie doch immer noch zu den düſterſten Theilen der innern Stadt, was in Verbindung mit der Erſcheinung, daß ein dort wohnendes Frauenzimmer eines Tages Tabakrauchend geſehen wurde, zu der Bemerkung Anlaß gab:

Ich kann den ſchönen Zeitpunkt kaum erwarten,
Wenn vom Geliebten angehaucht,
Die Mädchenſchaar in einem Bierhausgarten,
Im Zirkel ihre Pfeifen ſchmaucht.
Dann werden viele unſrer Wienerinnen,
Ja, Freunde dieß erlebt ihr noch! —
Zu dampfenden, lebendigen Kaminen,
Ihr ſchöner Mund zum — Ofenloch.

Officiertöchter-Inſtitut (in Hernals).

Dieſe Erziehungsanſtalt wurde 1777 von Joſeph II., zuerſt zu St. Pölten für 26 mittelloſe Officierstöchter verdienſtlicher Eltern geſtiftet, und 1786 in das zu Hernals beſtandene und in demſelben Jahre aufgehobene Paulinerkloſter verlegt. In dieſem Inſtitute beſteht eine Staatsſtiftung von 40 und eine der n. ö. Stände von 6 Plätzen. Die Aufnahme geſchieht von Seite des Hofkriegsrathes. Die Zöglinge ſind alle gleichförmig, einfach, aber niedlich gekleidet. Das Inſtitut hat eine Obervorſteherin und drei Untervorſteherinnen. Der Unterricht beſteht in Religion, Schön- und Rechtſchreiben, Rechnen, Zeichnen, Geographie, Geſchichte, Naturlehre, Naturgeſchichte, in ſchriftlichen Aufſätzen, deutſcher und franzöſiſcher Sprache, für welche Gegenſtände eigene Lehrer angeſtellt ſind, endlich in allen weiblichen Arbeiten.

Operntheater (Hof-) nächſt dem Kärntnerthor.

Es iſt in neuer Zeit ausſchließend der Oper und dem Ballete gewidmet. Mit Ende des 17. Jahrhund. waren die Vorſtellungen italieniſcher Arlekinaden in Wien ſehr beliebt geworden. 1709 ließ der Magiſtrat einer berühmten italieniſchen Truppe

unter der Direction Ristori's dieses Schauspielhaus erbauen, welches das erste öffentliche Stadttheater war. 1712 nahmen nach Abgang dieser Gesellschaft die deutschen Schauspieler Besitz davon, und nun wurden darauf meistens extemporirte Stücke gegeben, bis nach Erbauung des Burgtheaters 1741 sich der Geschmack etwas hob, und auch regelmäßige Stücke eingeführt wurden, die abwechselnd in beiden Schauspielhäusern, jedoch noch immer mit hartem Kampfe gegen die extemporirten Burlesken und italienischen Farcen gegeben wurden. 1752 wurde dieses Hoftheater einer französischen Schauspielergesellschaft eingeräumt, welche daselbst Vorstellungen mit sehr vielem Beifalle gab.

Den 5. November 1761 brannte es ab, wobei der Kassier und seine Frau umkamen; es wurde den 9. Juli 1762 wieder eröffnet. Der Bau wurde unter der Leitung des Generalspektakel-Directors, Grafen von Durazzo nach den Plänen des Hofarchitekten, Freiherrn Nikolaus von Paccassi geführt. Über dem Haupteingange ist der in Stein ausgehauene kaiserliche Adler angebracht, und die Bildsäule des Apollo mit einem blasenden Genius ziert das Portal. Ihr zur Rechten steht ein Genius mit einem Dolche, welcher das Trauerspiel, und zur Linken einer mit einer Larve, welcher das Lustspiel bezeichnet. — Außer dem Haupteingange sind noch achtzehn Nebenthüren angebracht, wovon fünfzehn gangbar sind, um bei vorkommenden Fällen die Zuschauer keiner Gefahr auszusetzen. Auch der Schwibbogen von dem Kärntnerthorwalle bis zum Theater zum Gebrauche des Hofes wurde damals gezogen. Die Vorhalle beim Haupteingange (12 Schuh breit, 34 lang) zur Bequemlichkeit der Dienerschaft bestimmt, entstand 1766. Das Theater selbst ist 44½ Schuh tief, 62 Schuh breit und 42½ Schuh hoch. Es hat drei Böden, welche 9½ Schuh von einander entfernt sind. Um in Feuergefahr mit Wasser versehen zu sein, befinden sich auf diesen Böden vier große, kupferne Pfannen, deren jede 56 Eimer faßt, und in welchen sich vermittelst einer Rinne das Regenwasser sammelt, und bei Überhäufung durch Schläuche abläuft. Auf dem Theater selbst ist ein Brunnen. Auch unter der Bühne sind zwei große Wasserbehältnisse.

Da 1776 durch Joseph's Theaterreform das französische Schauspiel sowol als die Ballete und italienischen Opern aufgehoben waren, wurde dieses Theater zu Privatunternehmungen bestimmt. Als sich allmählich auch die deutschen Opern die Gunst des Publikums erworben hatten und die Ballete wieder eingeführt wurden, wechselte dieses Theater aufs Neue seine Vorstellungen mit dem Burgtheater, bis mit Anfang des jetzigen Jahrhunderts Letzteres auf das recitirende Schauspiel beschränkt, Opern und Ballete jedoch dem Kärntnerthortheater zugewiesen wurden.

Beide Theater waren unter einer und derselben Direktion bis 1821, in welchem sich Kaiser Franz bewogen fand, das Hofoperntheater mit einem bedeutenden Zuschusse an Domenico Barbaja zu verpachten, welcher aufs Neue die italienischen Opern mit ungemeinem Glanz und einer Gesellschaft der ausgesuchtesten Künstler einführte. 1826 — 1827 blieb das Theater geschlossen, 1828 übernahm der kunstsinnige Graf Gallenberg die Leitung desselben, war aber gezwungen, die Pachtung 1829 niederzulegen. Nach einer mehrmonatlichen kaiserlichen Oberleitung übernahm der ehedem als Tänzer und Ballemeister bekannte Duport die Pachtung.

Seit der ausschließlichen Bestimmung dieses Hoftheaters für Gesang und Ballet war es eine Pflanz- und Musterschule der ausgezeichnetsten Talente. Wir erinnern nur an die glänzende Epoche des deutschen Gesanges, wo die Talente eines Weinmüller, Forti, Wild, Vogl, einer Milder-Hauptmann, Campi, Seidler,

Seſſi, ſpäter Grünbaum, Sonntag ꝛc. glänzten; nicht minder jener unübertrefflichen Leiſtungen der italieniſchen Sänger: Lablache, Fodor, Rubini, David ꝛc., ſo auch im Fache des Tanzes der Leiſtungen Aumer's, Roziers, Milliére, Brugnoli, Fanny Elsler ꝛc.

Dieſe den friedlichen Muſen geweihten Hallen waren nahe daran, zur Zeit der zweiten feindlichen Invaſion (1809) der Schauplatz blutiger Auftritte zu werden. Einen ſolchen verurſachte eine Tänzerin, zu der ein franzöſiſcher Offizier durchaus auf das Theater hinauf wollte, was verboten war, und der daher von den wachthabenden Bürgergrenadieren, kraft des ihnen ertheilten Befehls abgewieſen wurde. Der Offizier erhob hierüber einen tollen Lärm, rief durch ſeine Kameraden die nächſte franzöſiſche Wache herbei, welche ſich auf die Seite des Beleidigers ſchlug, und die Bürger entwaffnete. Das zuſammengelaufene Volk übermannte ſeiner Seits die Franzoſen und nur die eben ſo beſcheidene als nachdrückliche Einmiſchung der Bürgercavallerie verhüthete unabſehbare Thätlichkeiten.

Eine ähnliche Scene fand am 11. October Statt. Am Abende dieſes Tages konnte das angekündigte Ballet nicht gegeben werden, weil es Napoleon für ſich nach Schönbrunn hatte kommen laſſen. Die franzöſiſchen Offiziere geriethen darüber, daß ſie kein Ballet ſehen ſollten, in ſolche Wuth, daß ſie über das Orcheſter auf die Bühne ſtiegen, mehrere Inſtrumente zertrümmerten und mit genauer Noth beſchwichtigt werden konnten.

Orientaliſche Academie,

auch Academie der morgenländiſchen Sprachen genannt, befindet ſich in der Stadt im Jakobergäßchen (799). Sie wurde 1754 von Maria Thereſia geſtiftet, um Jünglinge in diplomatiſchen Ämtern im Oriente auszubilden. Der Lehrcurs dauert fünf Jahre und die Aufnahme findet nur gegen Revers der Eltern Statt, die Zöglinge wirklich zu Anſtellungen im Oriente widmen zu wollen. Die Aufnahme wird durch den Kaiſer ſelbſt beſtimmt; die Anſtalt ſteht unmittelbar unter der Hof- und Staatskanzlei und wird von einem Director geleitet, dem zwei Präfekten und mehrere Profeſſoren und Lehrer beigegeben ſind. Die Lehrgegenſtände ſind durch alle fünf Jahre: Religionswiſſenſchaft, franzöſiſche und türkiſche Sprache, Zeichnen, Tanzen und Kalligraphie, außerdem im erſten Jahre: Philoſophie und Mathematik; im zweiten Jahre: Phyſik und Geſchichte; im dritten Jahre: Natur- Staats- Völker- und Geſandtſchaftsrecht, die arabiſche Sprache und Geſchichte; im vierten Jahre: das öſterreichiſche Civil-, das römiſche Handel- Wechſel- und Seerecht, Gerichtsordnung, italieniſche, neugriechiſche, arabiſche Sprache, Geſchichte; im fünften Jahre: Statiſtik, politiſche Wiſſenſchaften, Staatsverfaſſung der Osmanen, die italieniſche, neugriechiſche, arabiſche und perſiſche Sprache und Reiten, welches in der k. k. Hofreitſchule geſchieht. Nach Vollendung der Studien kommen die Zöglinge meiſtens als Sprachknaben zur kaiſerlichen Geſandtſchaft in Conſtantinopel und werden dann entweder bei der Hof- und Staatskanzlei in Wien oder als Conſuln und Dolmetſcher in der Levante verwendet. Die Akademie beſitzt, 1) eine wichtige Bibliothek; 2) eine Sammlung von orientaliſchen Münzen und 3) eine Sammlung von türkiſchen und perſiſchen Siegeln und Talismanen.

Die höchſt intereſſante Bibliothek enthält über 2660 Werke, worunter 428 arabiſche (35 marokkaniſche), perſiſche und türkiſche Manuſcripte, von denen mehrere ſehr ſelten ſind; 163 Conſtantinopeler Drucke, 434 auf den Orient bezügliche Werke.

Der gröſte Schatz iſt eine Sammlung von mehr als 15000 türkiſchen Geſchäfts-

briefen, ferner arabische, persische, neugriechische Briefe und eine Urkunden-Sammlung, worunter viele sehr merkwürdig sind, z. B. ein eigenhändiger Brief des Schah von Persien an Kaiser Joseph und Apaffy's Belehnungsdekret von 1683.

Ortsschauer

(Ortspäher, Toposkop) ist ein seit 1836 auf dem St. Stephansthurme angebrachtes und von C. L. von Pietrow (Wien, Gerold, 1837) beschriebenes Instrument, vermittelst dessen der Thurmwächter sich, wenn Feuer in Wien und der Umgebung ausbricht, schnell orientirt, und nach der Richtung des entstandenen Feuers am Tage die Feuerfahne und bei Nacht eine Laterne aushängt. Durch dieses Instrument können die Feuerwärter auf den Thürmen zu jeder Zeit, bei Nacht und bei ungewöhnlicher Verschiebung der zwischenliegenden Gegenstände (Wasserflächen u. dgl.) den Ort der Feuersbrunst genau bezeichnen. Bis dahin bedienten sich die Thurmwärter bei Feuersbrünsten eines Sprechrohrs, mit dem sie auf den Meßner, der auf ein gegebenes Glockenzeichen am Fuße des Thurmes erschien, den brennenden Ort herunterriefen, was aber zu vielen Irrungen Anlaß gab.

Ottakrin.

Auch Ottakring, ein dem Stifte Klosterneuburg gehöriges Dorf am gleichnamigen Bache, der in unseren Tagen im neuen Theil des Ortes überbaut wurde, westlich von Wien zwischen Neu-Lerchenfeld und dem Galizinberg gelegen. Die vorzüglichsten Gebäude sind das Graf Althansche mit einer Capelle und der dem Schottenstifte gehörige Schottenhof mit zwei Capellen und einem großen Garten.

Die Schotten besaßen dort schon 1352 einige Gründe, welche mit der Zeit immer mehr anwuchsen, bis sie der Abt Benno I. (Pointner), nachdem er auf Joseph des II. Aufforderung die Kloster-Besitzungen in Dornbach an den Feldmarschall Lacy zur Vergrößerung seines Parkes veräußert hatte, durch den Ankauf des sogenannten Kellhofs in Ottakrin (der heutige Schottenhof) zu einer der ersten Besitzungen der Abtei erhob. Den 11. Mai 1835 legte ein großer Brand fast ganz Ottakrin in Asche. Ottakrin war einst der Schauplatz folgender merkwürdigen Entführung. Die deutschen Herren hatten 1457 in Preußen ihre Hauptfeste Marienburg einem Feldobersten anvertraut, den die feindlichen Polen mit Geld zu gewinnen wußten, so daß er ihnen verrätherischer Weise das Schloß in die Hände spielte, und sich dann mit seinem Gute nach Wien begab, wo er mit großer Pracht wie ein fremder Hauptmann einzog. In Wien lebte damals eine reiche, schöne und junge Bürgerswitwe Clara Gendorferin genannt, deren Liebe der Fremde zu gewinnen gewußt hatte. Er erhielt auch ihre Hand und war gesonnen, sich in Wien niederzulassen und um das Bürgerrecht anzuhalten. Seine Söldner in Marienburg hatten aber seinen Aufenthaltsort ausgekundschaftet und erließen an den Wiener Stadtrath ein Schreiben, worin der Verrath des Fremden mit dem Beisatze geschildert wurde, seine Aufnahme unter die Bürger der Stadt wäre für sie ein ewiger Schandfleck. Hierdurch wurde nicht nur das Begehren des Fremden abgeschlagen, sondern man vermied ihn in der Stadt auf eine so auffallende Art, daß ihm und seiner Hausfrau das Leben daselbst verleidet war; er übernahm daher von Oswald Reicholf einen Hof zu Ottakrin, welchen er wie ein Schloß zurichtete und wahrscheinlich, weil er nichts Gutes ahnete, mit Mauern und Zäunen umgab. Als er eines Tages mit seinem Weibe zur Kirche ging, standen auf dem Kirchhofe mehrere fremde Leute, sorgfältig in Mäntel gehüllt, die Niemand im Dorfe kannte. Als der Fremde nach Beendigung

der Messe aus der Kirche trat, sprangen die Unbekannten auf ihn zu, rißen ihn nieder, entwanden ihm sein Schwert, banden und warfen ihn auf ein Pferd, womit sie davon jagten. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Es waren diese Unbekannten niemand anders, als seine ehemaligen Kriegsknechte aus Marienburg, die ihm allenthalben nachgestellt hatten. Sein Gut in Ottakrin wurde vom Kaiser eingezogen, und seiner Frau ihre Morgengabe zurückgezahlt.

Otto (der Fröhliche).

Otto von Österreich, mit dem Beinamen des Fröhlichen, des ersten in Österreich und Steiermark herrschenden Habsburgers, Kaisers Albrecht sechster und jüngster Sohn, war ein Bruder Friedrichs des Schönen, Leopolds, der sogenannten Blume der Ritterschaft und Albrechts des Lahmen oder Weisen. Er erblickte 1301 das Licht der Welt, starb den 16. Februar 1339 und ist eine jener geschichtlichen Personen, über welche die Zeitgenossen so Widersprechendes angeben, daß spätere Schriftsteller über sie kein Urtheil zu fällen, im Stande sind.

Von Jugend auf im Kriegsgetümmel aufgewachsen, nicht selten durch Tapferkeit ausgezeichnet, wie in den Kriegen gegen Ludwig den Baier und vor Colmar, sieht man ihn im grellen Gegensatze dazu bei Laa den 24. April 1336 vor den Böhmen bis nach Wien fliehen, so daß sein Bruder, Herzog Albrecht der Lahme, im gerechten Schmerz ihn mit den Worten empfing: „Solche Schmach sey bis heute in seinem Stamme unerhört gewesen.“

Seinem Bruder, Friedrich dem Schönen, diente Otto anfangs redlich, was durch Friedrichs Verleihungsurkunde über die Güter des von seinem eigenen Bruder 1325 gemordeten Hartmann von Kyburg bezeugt wird, womit Friedrich seine Brüder, Leopold, Otto, Heinrich und Albrecht „zum Lohne treuer Dienste“ mit diesen Gütern belehnte.

Und diesem Bruder brach Otto einige Zeit darauf (1328) das Herz, indem er einen Bund mit dessen Feinden schloß und Ungarn und Böhmen gegen sein eigenes Land aufrief. Kaiser Albrechts Umsichgreifen hatte im ganzen Reich die größte Furcht wider sein Haus erregt; und länger als ein Jahrhundert mußte sein Stamm die Krone entbehren, welche die Häuser Wittelsbach und Böhmen-Luxenburg abwechselnd trugen. Innere Einigkeit wäre dringend nöthig gewesen, wozu aber Otto keine Hand darbot; denn es gelang sowol Ludwig dem Baier als dem abenteuerlichen blinden Böhmenkönig Johann, den wie ein schwankendes Rohr im Winde bald hinüber bald herüber gerissenen Otto auf ihre Seite zu ziehen. Von der Leidenschaft getrieben, erscheint Otto bald tapfer kämpfend, bald ohne Noth fliehend, jetzt für Österreich und den Bruder gegen Ludwig, jetzt gegen den Bruder im Bunde mit den Reichsfürsten, später die Fehde gegen Ludwig mit Macht aufrüttelnd, heute an der Spitze von Ungarn und Böhmen sein eigenes Land verwüstend, in wenig Wochen wieder die Österreicher gegen eben diese Feinde anführend — endlich alle Kraft zu Ludwig des Baiers Versöhnung mit dem Papste aufbietend, und selbst den angedrohten Bannstrahl nicht scheuend in diesem Bemühen.

Auch sein Hof war ein Tummelplatz von Kriegern, Dichtern, Sängern, wohl auch Possenreißern und Jägern; er selbst aber war bei dem Volke, trotz des widernatürlichen Unternehmens gegen Friedrich geliebt, von den Chronisten mitissimus und semper hilaris (der Gutmüthigste und stets Fröhliche) gepriesen. Sein politisches Leben bezeichnet noch die Erwerbung Kärntens, welches Meinhard von Görz und Tirol als Lohn seines eifrigen Wirkens zur Erhebung Rudolphs von Habsburg vor einem halben Jahrhundert davon getragen hatte, aus dessen Blut

aber von vier Söhnen nur eine Enkelin mehr übrig war, Margarethe, die Maultasche. Gern unterzog sich Otto der alten Kärntnerischen Landeshuldigung auf dem Herzogsstuhl des Zollfeldes.

Im häuslichen Leben war Otto nicht sehr glücklich. Durch den Mordversuch, der Alberten zum siechen Manne auf Lebenszeit machte, und doch den Fürsten ungebeugt ließ, verlor Otto seine erste Gemalin, Elisabeth von Baiern den 25. März 1330. Fünf Jahre später vermählte er sich mit der zwölfjährigen Anna, Enkelin Carl des IV., die nach drei Jahren gleichfalls starb. Wenige Monden darauf folgte auch er dieser geliebten Gemalin.

1327 gründete Otto in Steiermark in einem reizenden Waldthale zwischen erzreichen Bergen, an den Fluthen der Mürz, das Cisterzienserkloster Neuberg (Novimontium, Novus mons). Dieses Stift aber verdankt seine Entstehung sowol der Andacht als der Liebe. Elisabeth von Baiern war Otto's nahe Blutsverwandte; er mußte daher für die von Rom erhaltene Dispens sich verpflichten, drei Klöster zu erbauen. So entstand das Augustinerkloster zu Wien, die Karthause zu Gamin, in Österreich und Neuberg in Steiermark, dessen erster Abt Heinrich Spannhals war, der drei Jahre nach der Gründung die Todtenfeier am Sarge der vergifteten Elisabeth verrichtete. Sie war die erste aus Otto's Familie, die hier beigesetzt wurde, und zwar, weil die Familiengruft noch nicht vollendet war, im Capitelgewölbe. Wenige Wochen nach ihrem Tode besuchte Otto das kaum halb ausgebaute Kloster, weinte an Elisabeths Gruft, ordnete Manches für den Bau, und kehrte dann nach Wien zurück.

Durch den Gesang und die muntere Laune des ritterlichen Franken Neidhart Fuchs gestärkt, soll Otto auf dem Heimritt zu Prigglitz auch seinen geliebten Weigand von Theben, bekannt unter dem Namen des Mönchs vom Kahlenberge, besucht haben. Reiche Schenkungen hatten in der Zwischenzeit die Besitzungen des Klosters bedeutend gemacht.

1338 wurde der schwere Stein zum zweiten Mal von der neuen Gruft abgewälzt, um Anna's von Böhmen irdische Reste zu empfangen und wenige Monden später zum dritten Male für Otto's Gebeine selbst.

Der Herzog ging eben wieder mit Entwürfen schwanger, sich in den englisch-französischen Krieg zu mischen und seinem Sohne eine brittische Prinzessin als Braut zu geben, als die Vorboten einer Krankheit, deren Keime er schon lange in sich getragen hatte, ihn von Grätz 1339 nach Wien an Albrechts Hoflager trieb. In der Väter Burg zu Wien angelangt, fühlte er sich nach wenigen Tagen viel schwächer und starb. — Bei den Augustinern zu Wien wurde sein Leichnam beigesetzt. Bald darauf aber ließ Albert, von einem frommen Karthäuser, dem ein Traumgesicht den Befehl hierzu ertheilt hatte, bewogen, den Leichnam Otto's erheben, und nach Neuberg abführen, wo mit hoher Pracht, denn es waren 26 Prälaten aus dem Nachbarlande und Steier zusammen gekommen, eine neue Todtenfeier gehalten, und Otto's Leiche in der von ihm erbauten Gruft zwischen seinen Gemalinen beigesetzt wurde.

Otto's Tod hatte Nicolaus, sein Notar und später Pfarrer zu Baden in Aargau, ein gelehrter und frommer Mann, lange vorausgesagt. Diesem träumte eines Tages, er sähe im Burggarten zu Wien, sechs Bäume, alle hoch aufgeschossen, und von üppigem Wuchse, bis auf einen der matt und kränklich die gelben Blätter zu Boden senkte. Da erschienen zwei Engel mit glänzenden Gewändern und blitzenden Schwertern, und hauten die Bäume nach einander um. Und als sie zu dem letzten Baum kamen, und der eine Engel schon das Schwert gegen den verkrümmten schwachen Stamm gehoben hatte, hielten die himmlischen Gei-

ſter Zwieſprache mit einander und beſchloſſen: „Laßt uns doch ſehen, was er für Früchte tragen wird.“ Darauf verſchwanden ſie. Nicolaus aber erwachte, und erkannte im Gebete die Deutung auf Herzog Otto's Tod; denn von den ſechs Brüdern waren Friedrich, Leopold, Heinrich, Rudolph und Otto von ſtarker Geſtalt, Albert aber ſiech vom erhaltenen Gifte und verlahmt, und doch überlebte er die ſtarken Brüder, und von der ganzen herrlichen Familie Albrecht des I. von 21 Kindern, Enkeln des großen Rudolphs, war dieſer zeitlebens ſieche und gelähmte Albrecht der einzige, dem es vergönnt war, die Regierung auf Söhne zu vererben.

Otto (von Ottenburg).

Der alte Improviſator, Otto von Ottenburg, theils vom Kahlenberge her, in deſſen Caſino er die ſchöne Zeit des Jahres verlebte, und mit ſeiner aus dem tiefſten Staube gegriffenen Poeſie (wenn ſchlechte Verſe dieſen Namen verdienen) das genügſame Publikum zerſtreute, und die wahren Naturfreunde ärgerte — theils aus den unterirdiſchen Räumen des Daum'ſchen Eliſiums von jedem Wiener gekannt, iſt in der erſten Hälfte des Aprils 1841, 60 Jahre alt, an der Lungenlähmung geſtorben. Die Lebensgeſchichte eines Mannes dieſer Art könnte ohne Zweifel ein ſehr lehrreiches Buch und einen warnenden Spiegel für unſere Jugend geben.

Der alte Improviſator war zu etwas Beſſeren, als zu einem bettelnden Naturdichter beſtimmt; er hatte eine auf höheres Ziel berechnete Erziehung genoſſen, einige Studien betrieben; aber die Halbheit der Bildung, wahrſcheinlich auch Leichtſinn mögen ihn auf jene Bahn geführt haben, welche nur mit dem Bettelſtab in der Hand betreten werden kann.

Viel Elend und Reue mochte in der Arlekinsjacke ſtecken, in welcher er den ſpaßvollen Stegreifdichter für's tägliche Brot zu ſpielen hatte. Die allg. Theaterzeitung ſagt von ihm, bei der Angabe ſeines Todestages (5. April): „Er war keineswegs ein Mann von glänzenden Geiſtesgaben, aber ſeine Improviſationen waren oft recht treffend. Noch einen Tag vor ſeinem Tode improviſirte er ſeine Grabſchrift, ſie lautet:

Hier liegt der Improviſator, weich' Gaudium!
Jetzt iſt er im wahren Eliſium
Und träumet der Seligen ſüßen Traum,
Und ſkandirt ſeine Verſe ohne Finger und Daum.
Unter der Erde hat er gewirkt, unter der Erde
ruht er aus —
Von einem Keller in den andern; es kommt auf
Eins hinaus!
Will Gott ihn dereinſt zum ewigen Lichte führen,
So hofft er viel Beſſeres zu improviſiren.

P.

Palffy'ſche Häuſer.

Der Pallaſt des Grafen von Palffy in der Löwelſtraße (17) iſt das vormalige Daun'ſche Freihaus; es kam darin den 14. Februar 1785 um die Mittagszeit in dem Schornſtein ein Feuer aus, das ſehr gefährlich war, weil das Haus noch ein Schindeldach hatte, welches in vollen Flammen ſtand, die aber glücklich gedämpft wurden. Gegenwärtig iſt die oberſte Juſtizſtelle darin untergebracht.

Der gräflich Franz Palffy'ſche Pallaſt in der Wallnerſtraße (273) iſt ein ungemein ſchönes Gebäude und gehörte ehemals den Grafen von Khevenhüller, und noch früher dem Hauſe Salm.

Das Majoratshaus des Fürſten Anton Palffy in der hinteren Schenkerſtraße (50) imponirt durch ſein alterthümliches Ausſehen, und iſt mit dem Wapen geziert.

Das Gebäude des Fürſten A. Palffy v. Erdöd auf dem Joſephsplatze (1156) iſt die alte öſterreichiſche Kanzlei. Früher hatte es der Biſchof von Brixen dem Juden David Steuzzen verpfändet, und 1374 kaufte es Herzog Albrecht III. um 350 Wiener Pfund. Es hatte noch 1476 eine eigene Capelle, deren Patron die Landesfürſten waren.

Palm'ſche Protokoll (Das).

(Aus dem Protokolle des Kloſters der Clariſſer-Nonnen zu St. Nikolaus in der Singerſtraße.)

Damit die groſſen Wohlthaten des Herrn Mitſtifters bey den Kloſter in kein Vergeſſenheit kommen möchten, haben die Geiſtliche Frauen zu deſſelben und deſſelben Adelichen Hauſes von Palm Nachruhm, unter der Regierung der Hochwürdigen Frau Abbtiſſin Suſanna Seidlin, alles und jedes, was ſie aus deſſen freygebigen Händen empfangen, fleiſſig und dankbarlich aufgezeichnet, und in das Cloſter-Protokoll eingetragen; woraus wir den Auszug geben, ſo von Wort zu Wort alſo lautet:

„Anno 1721. den 21. Februarii iſt geſt. der „Hoch- und Wohlgebohrne Herr, Herr Johann „David von Palm, der Römiſch. Kayſerl. „Majeſtät würklicher Hof-Cammer-Rath, ge„heimer Referendarius und General-Kriegs„Commiſſariats-Amts-Canzlei Direktor ꝛc., „Herr der Herrſchaft Brunn im Steinfeld ꝛc., „unſrer Schweſtern Joſephä und Gabrielä lieber „gnädiger Herr Vater; hat ſeinen Töchtern zu „ihrer Einkleidung einer jedwedern ein reiches „Braut-Kleid machen laſſen, auch einer jed„wedern zur Einkleidung und Profeſſion einen „Diemantring geben, und jedwedere mit 4000 fl. „abgefertiget. Er hat uns auch unſer Baufäl„liges Cloſter mit eiſernen Schlüſſen befeſtigen: „und gemauerte Zellen mit offenen, und doppel„ten Fenſtern: auch im Creuzgang, die Fen„ſter, die Einſiedlerey, wie auch den Garten „bauen, und zurichten laſſen; an unterſchied„lichen Orten weitere Fenſter machen; den „Keller und Kellnerey pflaſtern, und in beyde „Kellnereyen Fenſter, und Thüren machen laſ„ſen. Er hat uns auch nach dem Tod ſeiner „Gemahlin ſeel. freywillig geſchenket 3000 fl. „Er hat auch vor dem Gebäu eine Stiftung „für drey arme Chor-Schweſtern gemacht, mit

„sollen angewendet werden. Anbey hat er „1000 fl. angelegt, damit eine Layen-Schwe„ster zum einheizen solle erhalten werden. Zu „der Wäschkammer hat er geben 600 fl. Er „hat auch die Communität, und Bibliothek „bauen lassen. Einmal in größter Noth hat er „uns 300 fl., ein andersmal 150 fl. geschenkt, „auch 3 Jahr 3000 fl. ohne Interesse geliehen. „In der Schwestern Josephä und Gabrielä No„vitiat, anstatt eines Kostgeldes, für jede 200 fl. „geschenket. Er hat auch, von Anno 1700 an„gefangen, alle Quartal 18 fl. gegeben, und „dieses continuirt, bis Anno 1721. Hat auch „auf ein Meß, und das ein Rosenkranz dabey „gebettet soll werden 300 fl., wie auch zur Er„haltung des Gartens, und der Einsiedlerey „700 fl. angeleget. Viel schöne Bücher in die „Bibliothek geschenket. Unsere lieben Schwester „Luciä frei. ihre anderte Heil. Profession aus„gehalten; ein Instrument zum Schlagen lehr„nen für 90 fl. erkauffet. Zum Heiligspre„chungsfest der H. Catharina von Bononien „100 fl., dann zum neuen Hoch-Alter in die „Kirchen 50 fl. geschenket; auch das wahr„hafte Contrafait unsrer H. Mutter Clarä ma„chen lassen. Die Schindeldächer hat er abbre„chen und mit Ziegeln decken lassen; auch an„dere kupferne Rinnen neu machen. Er hat „auch seinen beiden Töchtern zu denen 3000 fl., „welche ihnen ihr Frau Mutter seel verschaft, „noch 3000 fl. darzu gelegt: welche auch nach „beyder ihren Tod dem Convent zugefallen. „Hat uns auch in Wein und Brod, und ande„ren Speis, und Trank oft und vielmahls „ein reichliches H. Almosen mit getheilet: uns „auch bey Ihro Käiserl. Majestät, und Hof„Cammer offtermals gedienet, und etwas aus„gebracht: und sich jederzeit gegen den ehr„würdigen Convent einen Vater gezeiget. Soll „seiner Seelen also getreulich gedacht werden, „sowohl mit einem jährlichen Amt, als anderen „andächtigen Gebeth, ꝛc. „Dabei zu merken, „daß nach Überschlag der Baumeistern die Un„kosten des neu reparirten Closter-Gebäudes „30000 fl. hinauf gestiegen. In Ansehung de„ren sonderbaren Gnaden, durch welche hoch„erwehnt Adeliche Familie von Palm, nicht „allein dieses Convent, sondern auch den gan„zen Seraphischen Orden ihme auf ewig ver„dem Ausnahm, daß wann er das Gebäu er„leben sollte, diese 3000 fl. zum Holz-kaufen „pflichtet hat, ward die Wohl Ehrwürdige „Mutter, Schwester Josepha von Palm des „Klosters würdige Abtissin von Papste den „28. November 1733 für ihre ganze Lebens„dauer zur Abtissin ernannt."

Palm-Umgang.

Am Palmsonntage wurde nach der Palmweihe bei St. Stephan ein Umgang gehalten, wobei der Erzbischof, die Domherren und die übrigen Geistlichen Palmzweige trugen. Nachdem die Clerisei sich in der Mitte der Kirche zusammengestellt hatte, sangen die Chorknaben jene Stelle der Schrift, wo gesagt wird, daß bei dem Einzuge Christi in Jerusalem viel Volk die Kleider auf dem Wege ausgebreitet und Baumzweige ausgestreuet habe. Hierbei warfen die Knaben ihre Palmzweige und Kirchenkleider auf die Erde, wornach zwei Priester ein priesterlich angezogenes Crucifix dreimal aufhoben und das O Crux, ave spes unica absangen. Dann neigte der Erzbischof sein Haupt auf einen Polster, worauf ihn der Propst mit dem Palmzweige einen Schlag gab, und die Stelle bei Lucas 26. Capitel Percutiam Pastorem sang.

Paniglgasse.

Ihr Name bedeutet wahrscheinlich soviel als Pränklergasse; sie ist die älteste bekannte der Wieden, wird schon 1411 urkundlich genannt und steht gegen die Wiedner-Hauptstraße zum Theil auf dem alten Graben, der einst die nur bis hieher reichende Vorstadt umschloß. Früher stand hier ein zum Schutze der Armen, Kranken und Fremden 1208, nach dem Beispiele Roms bestimmtes Spital zum heil. Geist, von dem Caplan Gerard gegründet, welches bei der ersten türkischen Belagerung 1529 zerstört wurde.

Paniſcher Schrecken (bei den Schotten).

Unter dem Schottenabte, Anton Spindler, der die heutige Stiftskirche (1643 — 1645) erbaute, geſchah es, daß die erſte Beſtürzung über den Einbruch der Schweden in Öſterreich, über Rakoczy's Annäherung über Preßburg und über die Verſprengung des bei Jankau geſchlagenen kaiſerlichen Heeres ſo groß war, daß, als eines Sonntags der Hof in der Schottenkirche dem Gottesdienſte beiwohnte, ſich plötzlich darin ein blinder Lärm verbreitete, der Feind dringe eben in die Stadt, wodurch ein ſolches kopfloſes Drängen und Retten entſtand, daß der Hof mit genauer Noth in die Sakriſtei gebracht und der allgemeinen Verwirrung entzogen werden konnte.

Ein zweiter ähnlicher Fall ereignete ſich 36 Jahre ſpäter. Am 21. Auguſt 1681 balgten ſich unter der Sonntags-Predigt einige muthwillige Knaben auf dem Kirchengewölbe herum, wodurch durch ein offenes Loch Sand und Staub herunterfiel. Die Weiber ſchrien, daß die Kirche einfalle, und alle Anweſenden ſtürzten gegen die Thür, wodurch mehrere Perſonen, worunter fünf vom hohen Adel erdrückt, ſehr viele verwundet wurden, und an Schmuck und Kleider viel Schaden geſchah.

Paniſcher Schrecken (in der Burg).

Unter Friedrich III. war eines Tages die Burg der Schauplatz eines ſpaſſigen paniſchen Schreckens. Weil man die Urſache der Theuerung der Lebensbedürfniſſe in der ſchlechten Münze zu finden glaubte, ſo zeigte ſich Friedrich bereit, dieſem Übel abzuhelfen. Er berief gegen Ende Aprils 1460 den Stadtrath und die Zunftmeiſter zu ſich in die Burg; mit dieſen fand ſich auch eine Unzahl Bürger und ein groſſer Pöbelhaufen ein. Der Vortrag des Fürſten beſtand darin, daß er geſonnen ſei, dem Stadtrathe ſeine alten Rechte und Freiheiten zu beſtätigen und das Münzweſen in beſſeren Stand zu ſetzen, wogegen er von ihnen verlangte, daß ſie ihm neuerdings huldigen ſollten. Nach geendigter Rede erhob ſich unter den Anweſenden, ohne irgend eine bekannt gewordene Veranlaſſung, eine ſolche Verwirrung, daß Alles im eiligſten Gedränge davonlief. Als die Laufenden bei der St. Michaelskirche angelangt waren, verbreitete ſich die falſche Rede, alle umſtehenden Häuſer wären mit Kriegsknechten beſetzt, um die Rathsherrn gefangen zu nehmen und das Volk feindlich zu behandeln. Alles floh daher mit doppelter Angſt nach Hauſe und verrammelte dort Fenſter, Thüren und Verkaufsgewölber. Nach einigen Tagen erſt erkannte man ſeinen Irrthum, ſtatt der Furcht entſtand Spott und Gelächter und mit Freude ſchwur man dem Kaiſer und ſeinen Nachkommen den Eid der Treue, wogegen der Stadt ihre alten Freiheiten beſtätigt, und in Folge deſſen auch die Münzgerechtigkeit wieder eingeräumt wurde.

Pankraz (St.).

Unter Ernſt dem Tapfern (geſtorben den 8. Juli 1075) ſoll von dem hochverdienten Biſchofe Altmann von Paſſau (der auch das Stift Göttweih gründete) die Kirche St. Pankraz in der Gegend, wo heute am Hofe die päpſtliche Nuntiatur ſteht, erbaut worden ſein. Dieſe Kirche wurde ſpäter aufgehoben, doch hatte ſich eine Capelle des heiligen Pankraz in dem erwähnten Hauſe erhalten.

Papſt (Der) in Wien.

Den 28. December 1781 verkündete zu Wien der Nuntius Garampi den Biſchöfen, die er ſeines beſonderen Vertrauens würdigte, in einem Hirtenbrief, den, ſelbſt dem Collegium der Cardinäle unerwarteten Entſchluß Pius des VI., nach Wien zu reiſen. Am 22. März 1782 früh fuhr Joſeph II.

und ſein Bruder, der Erzherzog Maximilian dem ehrwürdigen Greiſe nach Neunkirchen entgegen. Die Heerſtraße von Wien bis Neuſtadt war mit Tauſenden von Menſchen beſäet. Bei der Spinnerin am Kreuze ſtand die ungariſche und neu errichtete polniſche Adelgarde; an der Burgtreppe wartete der Nuntius, die Miniſter, geheimen Räthe, Kämmerer und der Adel. — Am 25. betete Pius am Sarge Thereſiens in der Kaiſergruft, reichte am grünen Donnerſtag dem Kaiſer das Abendmal und verrichtete in der Burg die Fußwaſchung. Am Charfreitage beſuchte er, begleitet vom Erzherzog Maximilian, einem zahlreichen Clerus, den Leibgarden, Truchſeſſen, Edelknaben und Kämmerern die heiligen Gräber bei den Minoriten, Schotten, am Hof, bei St. Peter, bei St. Michael und in der Burg. Am 31. (dem Oſtermontage) hielt der Papſt mit den in Rom üblichen, prächtigen Ceremonien das Hochamt bei St. Stephan, aſſiſtirt von den Cardinälen Migazzi, Batthyany, Primas von Ungarn, und Herzan, von lateiniſchen und griechiſchen Diakonen, worauf er, die Tiare auf dem Haupt, vom Balcon des Hofkriegsgebäudes am Hof einer zahlloſen Menge den Segen und vollkommenen Ablaß ertheilte.

Den 22. April reiſete er wieder ab, und wurde vom Kaiſer bis Mariabrunn (Siehe daſ.) begleitet. Die Verehrung für den heiligen Vater ging in Wien ſo weit, daß ſein Pantoffel in die vornehmſten Häuſer zum Kuſſe herumgetragen wurde. Die ganze Dienerſchaft mußte mit Fackeln in der Hand am Hausthore das Fußbekleidungsſtück empfangen, welches, auf einer ſilbernen Schüſſel liegend, von Zimmer zu Zimmer und von Haus zu Haus getragen wurde.

Paradeplatz (Der),

oder der neue oder äußere Burgplatz iſt der größte und regelmäßigſte aller Plätze der Hauptſtadt. Seine ſchönſte Zierde iſt das ſeit 1824 eröffnete neue Säulenthor. Er iſt von dieſem Thore, von der Burg, dem Hofgarten und vom Volksgarten umſchloſſen, wird von zwei ſehr breiten Fahrſtraßen, ſeiner Länge von 400, ſeiner Breite von 260 Schritte nach quer durchſchnitten, iſt mit Alleen und vier Raſenplätzen, in deren Mitte ſich eben ſo viele Blumenbouquets befinden, ausgeſtattet, und wird zur Nachtzeit durch anderthalb hundert freiſtehender Laternen beleuchtet.

Dieſer ſchöne Platz entſtand 1825 durch eine 15 Fuß hohe Aufhebung der abgetragenen ehemaligen Burgbaſtei, und durch 20 Fuß hohe Anſchüttung des alten Burggrabens; er zeigt vier ungleich große Raſenplätze, wobei in der Vorausſetzung, daß kraft der damals projectirten Verſchönerung die Burg eine neue, vorgerückte Front bekäme, der Platz ſelbſt das ſchöne Verhältniß der doppelten Breite zur Länge erhalten würde; ſeine gegenwärtige Fläche beträgt 159 Fortifications-Klafter Länge und 105 Breite, und er iſt geräumig genug, eine kleine Armee aufzunehmen.

Da der Platz ringsum mit einer ſchattigen Baumreihe umgeben iſt, ſo bildet er einen angenehmen Promenadenort, der um ſo vorzüglicher iſt, weil er der Stadt zunächſt liegt und durch die ihn umgebenden Stadtwälle gegen die Anfälle der herrſchenden Winde Schutz gewährt. Von der Höhe dieſes Stadtwalls, welche man auf Treppen zu beiden Seiten des Säulenthors beſteigt, vorzüglich aber vom Plateau dieſes Thorgebäudes ſelbſt genießt man einer ungemein reizenden Ausſicht, welche in nächſter Umgebung über die ſchöne Esplanade und das herrliche Panorama der dieſelbe umgebenden Vorſtädte, und in letzter Entfernung von der gothiſchen Marterſäule der Spinnerin am Kreuze am Wienerberge bis zur Spitze des Leopoldsberges ausgedehnt iſt.

Im rechten Flügel des neuen Thorgebäudes ist die Wachtstube der äußeren Burgwache und im linken die Kanzlei der Fortifications-Local-Direction der Haupt- und Residenzstadt Wien.

Paradies (Maria Theresia), eine blinde Tonkünstlerin, deren Unglück und Talent ihr die lebendigste Theilnahme der Zeitgenossen erwarb, wurde 1759 zu Wien geboren und verlor fünf Jahre alt das Augenlicht. Da sie viel musikalisches Gehör und einen lebendigen Trieb zur Tonkunst offenbarte, ließen sie ihre Ältern vom siebenten Jahre an im Gesange und Clavierspiele unterrichten. Das heitere Kind machte reißende Fortschritte; kaum zehn Jahre alt sang sie in der Augustinerkirche eine Sopranarie aus Pergolesis „Stabat mater" zur allgemeinen Bewunderung und soll sich selbst dazu auf der Orgel begleitet haben. Maria Theresia, von dem jugendlichen Talente in Kenntniß gebracht, setzte ihr eine Pension aus. Unter der Leitung geschickter Meister und unterstützt durch ein seltenes musikalisches Gedächtniß brachte es Maria dahin, über 60 Clavier-Compositionen auswendig zu spielen. Das Wunderkind machte Aufsehen, ihr Vater beschloß daher 1784 eine Kunstreise mit ihr zu unternehmen.

Überall fand sie Theilnahme, die sich in London bis zum Enthusiasmus steigerte. Der blinde Pfeffel dichtete für sie, seine Schicksalgenossin, eine Cantate, welche Kotzeluch in Musik setzte, und die Künstlerin auf die rührendste Weise vortrug. Der Dichter Gotter, der sie in Gotha hörte, besang ihr Schicksal und Talent mit wehmüthigen Strophen. Maria componirte auch vielerlei für Gesang; sie dictirte ihren Satz, nachdem sie ihn im Kopfe ausgearbeitet, Note für Note. Dabei vernachlässigte sie die wissenschaftliche Bildung nicht und war im Rechnen und der Geographie wohl erfahren. Nach Wien zurückgekehrt, privatisirte sie eine Zeit lang und wurde später Vorsteherin einer musikalischen Bildungsanstalt. Sie setzte 1794 die Cantate: „deutsches Monument Ludwig des XVI.," Königs von Frankreich, in Musik, um sie zum Vortheil der armen Witwen und Waisen der gegen den Feind gebliebenen Soldaten öffentlich aufzuführen. Die Cantate wurde am 21. Jänner 1794, als dem ersten Jahrestage des Todes Ludwigs in dem Redoutensale und am 24. d. M. im Kärntnerthor-Theater gegeben und trug 2757 fl. ein. Ihre Persönlichkeit wird als sehr interessant, liebenswürdig und heiter geschildert. Sie starb 1824 in Wien.

Paradiesgärtchen.

Das vormalige, zur Burg gehörige Paradiesgärtchen erstreckte sich vom Corti'schen Caffehhaus auf der Löwelbastei bis zum Auffahrtsplatze bei der Bellaria; seinen Eingang bildete ein Gitterthor, welches sich neben dem jetzigen dortigen Aufgang des Volksgartens befand. Es stand in seiner ursprünglichen, mehr als den halben Raum des jetzigen Stadtwalls einnehmenden Form bis 1809, in welchem die anliegenden Festungswerke gesprengt wurden, und 1817 wurde mit seiner Abtragung der Anfang gemacht. Im J. 1820 errichtete Peter Corti das dortige obere Caffehhaus; es war vormals das Lustgebäude des kaiserlichen Gartens und verdient seiner hohen, ungemein schönen Lage wegen, mit einer der unvergleichlichsten Aussichten über die nordwestlich liegenden Vorstädte nach den Gebirgen, dem untern Caffehhaus im Volksgarten weit vorgezogen zu werden.

Der Raum, worauf das alte Paradiesgärtchen stand, war Anfangs die kaiserliche Schießstätte und ist ein classischer Boden in der Geschichte der zweiten türkischen Belagerung Wiens (1683), indem hier die

heftigſten Stürme der Belagerer und die größten Wunder der Ausdauer und Tapferkeit von Seiten der Belagerten geſchahen.

Die Kaiſerin Maria Thereſia war es, welche dieſen Wallgarten in der Nähe ihrer Burg anlegte und in ſeinem Mittelpunkt die nunmehr im Hofgarten ſtehende Reiterſtatue ihres Gatten aufſtellen ließ.

Das ältere Paradiesgärtchen bei der Burg nahm den heutigen Joſephsplatz und die Stelle der kaiſerlichen Winter-Reitſchule ein. Es hatte oſtwärts gegen die Sommer-Reitbahn einen Grottengang und gegen den Michaelsplatz eine mit Meermuſcheln gezierte Brunnſtube, in der ſich ein Bergwerk von Silber befand, welches von Waſſer bewegt werden konnte. Es war beſonders unter Ferdinand II. und III. in Flor, ging aber dann ein, und die genannte Brunnſtube wurde 1741 zum Eingang des neuen Theaters gemacht. Der übrige Theil des Gartens wurde benützt, um ein neues Hofballhaus zu errichten. Dieſes kam jedoch bald ab, und Graf Durazzo ließ 1760 den Reſt des Gärtchens reinigen, mit Bäumen beſetzen, mit einem Springbrunnen verſehen und zum Spaziergang einrichten.

Pariſergaſſe.

Sie verbindet den Schulhof mit dem Judenplatze, hieß vormals Schulhof und hat ihren heutigen Namen vom Hauſe Nr. 412, dem Herrn Friedrich Vogel gehörig, welches vormals „zum Paroſt“ hieß, weil es das Urtheil des Paris zwiſchen Venus, Juno und Minerva, welches darauf gemalt war, zum Schilde hatte.

Paſſauerhof (Oberer und unterer).

Am Montag vor St. Lambrecht 1308 verkaufte Niklas der Preuſl ſeinem Oheim, dem Ritter Greif von Mariaſtiegen die Gilt Adolfshof bei Zeismannsbrunn (Vorſtadt St. Ulrich), welches 1203 an die Schotten gekommen war, die dafür dem Ritter Greif (Grifo) die Capelle bei Mariaſtiegen nebſt einem daran gelegenen großen Wohnhaus mit einem Thurm abtraten. Dieſes Haus wurde 1357 von der Familie Greif an den Paſſauer Biſchof Gottfried von Weiſſeneck verkauft und wurde die beſtändige Wohnung des paſſauiſchen Erzprieſters und Officialen in Wien. Dieſes Haus wurde in der Folge durch Ankauf und Zubau ſehr verändert und erweitert, theilte ſich in den oberen und unteren Paſſauerhof, welcher 1802 bei der allgemeinen Säculariſation inkamerirt und 1822 mit Ausnahme des oberen Theiles, der den Redemptoriſten eingeräumt worden war, in Zinshäuſer verwandelt wurde. Der untere Paſſauerhof ſtand am Salzgries an der Stelle der neuen Ruprechtſtiege und des Hauſes Nr. 212, und wurde vormals auch der Salzthurm genannt. Bis in die neueſte Zeit befand ſich darin das Salzamt. An ſeiner Mauer waren noch vor einem Jahrhundert die großen eiſernen Ringe vorhanden, an welchen die hier landenden Schiffe angehängt wurden, weil vormals die Donau hier vorüberfloß.

Der obere Paſſauerhof bei der Kirche Mariaſtiegen hieß 1529 noch der Renthof, und zur Zeit der zweiten Belagerung durch die Türken 1683 diente er als Spital für die mittelloſen Bewohner der Stadt, die von der damals herrſchenden Ruhr ergriffen wurden. Von dieſem Renthofe führte auch die Paſſauergaſſe damals den Namen der Renthofgaſſe.

Am 17. Sept. 1480 verlas der päpſtliche Nuntius Alexander, Biſchof von Forli, in der St. Stephanskirche zu Wien die päpſtlichen Bullen, wodurch dieſes Gotteshaus zur Cathedrale und zum Biſchofsſitze erhoben wurde. Der Nuntius hielt nach dieſer Vorleſung in Begleitung der geſammten Geiſtlichkeit, der Univerſität, des Adels

und einer zahlloſen Volksmenge einen feierlichen Umgang durch den größten Theil der Stadt und ſang hierauf im Dome ein Dankamt, unter welchem beide Bullen an das Kirchenthor gegen den Zwettelhof unter dem unausgebauten Thurme angeheftet wurden. — Das Paſſauer Conſiſtorium verließ hierauf nach langjähriger Verzögerung Wien und den Paſſauerhof für immer.

Paſſions-Stationen.

Der Kreuzgang oder die ſieben Leidens-Stationen nach Hernals verdanken ihre Entſtehung dem Jeſuiten Muſſard.

Die erſte Station befindet ſich am Glacis, außer dem Schottenthore, unweit der nach der Alſergaſſe führenden Allee, und von den übrigen ſechs ſind drei in der Alſergaſſe und drei in Hernals errichtet.

Die erſte ſtellt den auf dem Ölberge betenden Heiland vor.

Die zweite die Vorführung desſelben zu dem hohen Prieſter Caiphas.

Die dritte Chriſtus vor Herodes.

Die vierte die Geißelung Chriſti.

Die fünfte die Krönung Chriſti.

Die ſechste die Verurtheilung Chriſti und die ſiebente die Kreuzigung.

Die Stationen beſtehen in gleichförmigen, viereckig aufgemauerten Capellen, die einen auf zwei runden ſteinernen Säulen ruhenden Vorſprung hatten. Die Figuren haben beinahe Lebensgröße. So wurden ſie 1709 zugleich, als der Calvarienberg zu Hernals gebauet wurde, erneuert.

Am 23. Auguſt 1639 wurde vom Paſſions-Altare bei St. Stephan der erſte Bittgang oder Buß-Proceſſion von dem Wiener Biſchof Philipp Grafen von Breuner angeſtellt, den Ferdinand III. und ſein Bruder, der Erzherzog Leopold, begleiteten.

Der Hof machte alljährlich in der Faſtenzeit die auferbauliche Wallfahrt zu Fuße von der St. Stephanskirche bis zum heiligen Grabe in Hernals. Dieſe kirchliche Handlung geſchah 1709 zum letzten Male; ſie hat ſich aber im Volke bis heute erhalten; denn bekanntlich ſtrömen in der Faſtenzeit beſonders an Sonntagen, zahlloſe Schaaren nach dem heiligen Grabe hinaus.

Paternoſter-Gäßchen.

Es verſchwand 1840—1841 durch den Abbruch der zwei Häuſer (569 und 570) zur Erweiterung des Grabens gegen die Naglergaſſe und um dem Sparkaſſe-Gebäude eine freie Fronte zu geben. Es lief der Naglergaſſe gegenüber bis beiläufig an das ſechste Fenſter des genannten Gebäudes. Die Roſenkränze (Beten, Paternoſter) waren vormals ein Gegenſtand des Luxus und waren ſo allgemein gebräuchlich, daß man ſelten Jemanden ſah, der keinen bei ſich hatte; er hing an dem Gürtel der Mädchen und Frauen, wie neben dem Schwerte der Männer. Seine Verfertiger bildeten eine ſelbſtſtändige Paternoſter-Innung und hatten ihre Haupt-Niederlage in dieſem Gäßchen, wo von ihnen das Durchhaus zur großen Bete den Namen hatte. Die Paternoſter-Innung war 1405 die erſte, welche im Aufgebote gegen die Ungarn unter dem Stadtrath Niklas Fluſchart die Waffen ergriff.

Pathologiſche Muſeum (Das)

im allgemeinen Krankenhauſe enthält beinahe 5500 ſchöne Präparate organiſcher Krankheiten. Es wurde 1812 vom Freiherrn von Stifft ſeinem Verfalle entriſſen, neu angelegt und umſtändlich von Biermayer in dem Werke: Museum anatomico pathologicum (Wien, 1816) zu beſchreiben angefangen. Es hat zum Behufe der Obductionen des allgemeinen Krankenhauſes und der gerichtlichen Leichenöffnungen ein zweifaches Locale mit ana-

tomischer Küche, Bleich- und Trocken-Anstalt. Unter den Präparaten ist besonders eine Reihe von Extranterinal-Schwangerschaften beachtenswerth; ebenso die Sammlung kranker Knochen, jene der Herz- und Gefäßkrankheiten, der Trachealwege, des Darmcanals, des Gehirns- und Rückenmarks, der weiblichen Sexualorgane und jene der organischen Concremente, namentlich der Gallensteine.

Paulanerkirche.

Die Mönche Ordinis Minorum S. Francisci de Paula, daher Paulaner genannt, auf der Wieden, obgleich schon zu Friedrich des III. Zeit in Deutschland bekannt, kamen erst 1624 nach Wien; sie wurden von den Herzogen von Lothringen und von Baiern hieher empfohlen und erhielten von Ferdinand II. die gehörigen Mittel und die Erlaubniß ein Kloster zu bauen. Der Ort, wo gebaut werden sollte, war wegen der gesunden Luft auf der Wieden, zwischen Weingärten, wo auch 1627 der erste Stein vom Kaiser gelegt wurde. Die Kirche wurde jedoch erst 1651 vom Wiener Bischof Brenner geweiht und zu den Schutzengeln genannt. Zur Aufnahme des Klosters hat Jos. Ambrosius de Renz, Resident der Niederlande am kaiserlichen Hofe, vieles beigetragen, welcher zu demselben einen schönen Garten und großen Weinberg kaufte. Der erste Vorsteher desselben, welcher Corrector genannt wurde, war Pater Sebastian Frikornatus aus Burgund. Es war einer von den strengsten Orden, indem die Mönche eine beständige Fasten halten mußten und niemals Fleisch essen durften. Sehr beliebt waren in Wien die von Fischen gemachten Paulaner-Würste, welche im Kloster zu haben waren.

Bei der türkischen Belagerung 1683 wurde die Kirche und das Kloster sammt der schönen Bibliothek in Asche gelegt; und obgleich beides durch milde Beiträge und durch die reiche Unterstützung des Paulanerklosters zu Thalheim in Österreich ob der Enns wieder aufgebaut wurde, so hat doch der Hochaltar bis 1718 gefehlt, wo er erst auf Kosten der Wiener'schen Laquaien erbaut und den heiligen Engeln gewidmet wurde. Das Kloster wurde 1784 aufgehoben. Ein Theil des Gebäudes diente 1797 dem Corps der Wiener Freiwilligen und durchziehenden Truppen zum Quartier. Der jetzige Thurm wurde 1833 gebaut. Das Hochaltarblatt, die Kreuzigung Christi vorstellend, ist ein schätzenswerthes Bild von Rothmayr (Joh. Mich. Freiherrn von Rosenbaum). Die Bilder des heil. Kaspar und des heiligen Nikolaus sind von Joh. Mich. Heß. Es ist auch allhier ein Frauenbild, welches Erzherzog Albert, Maximilian des II. Sohn, hoch verehrte, weil es ihm in vielen und schweren Anliegen Gnade und Hilfe erzeigt haben soll.

Pazmaneum.

Die Hochschule hatte am alten Fleischmarkt ein Schulhaus, der Goldberg genannt, wo den armen Studenten, die sich von Singen und Almosen nährten, Herberge, Holz, Licht, Bücher und Arzeneien umsonst gereicht wurden. Ferdinand II. schenkte den Jesuiten dieses Haus. Bald darauf 1623 ward es eine höhere Bildungsanstalt für den Clerus des Königreichs Ungarn, da der Cardinal und Primas von Ungarn, Peter von Pazmani, Erzbischof von Gran, von der Nothwendigkeit überzeugt war, durch Gelehrsamkeit, Sittenreinheit und nationalen Sinn dem katholischen Clerus das durch die Zeitwirren verlorne Gewicht wieder zu verschaffen. Die aus diesem Besitzwechsel entstandene Irrung wurde dadurch verglichen, daß die Jesuiten der Universität statt des Goldberges das ihnen durch Vermächtniß zugefallene Scholzische Haus in der Johannisgasse überließen.

Der heutige Sitz dieses Alumnats (683) in der Schönlaterngasse ist das alte Haus der Lilienburſch; diesem Convicte gehört auch das Zinshaus (685) am alten Fleischmarkte; die Zahl der Zöglinge darf nicht 65 übersteigen; sie werden nach dem Stifter Pazmaniten genannt, tragen lichtblaue Talare und besuchen die theologischen Vorlesungen der Hochschule. Ein Zögling dieses Convicts war der Primas von Ungarn, Georg von Szechényi, der 1681 in Gegenwart Leopold des I. und vieler Fürsten an demselben Altar der Universitätskirche seine Jubelmesse hielt, wo er als Zögling des Pazmaneums die erste Messe gelesen hatte.

Einen Theil der Studien absolvirte im Pazmanischen Seminarium auch der berühmte Staatsmann, Cardinal und Erzbischof von Colocza, Emerich Graf von Csáky (geboren 1662, gestorben 28. August 1732); hier vertheidigte er als Zögling in Gegenwart Leopold des I. Sätze aus der Philosophie mit solchem Erfolge, daß ihn die philosophische Facultät zum Doctor ernannte.

Peilerthor und Peilerthurm.

Dieses vormalige Stadtthor stand zwischen der Naglergasse und dem Sparkassegebäude und führte gerade auf den Kohlmarkt. Diese Gegend wird daher noch heute von alten Bewohnern Wiens beim Peilerthor genannt. Es verdankt seine Entstehung Leopold dem Glorreichen, und wird schon im 13. Jahrhundert genannt. Über dem Thore stand ein Thurm, der Peilerthurm genannt, durch welchen der Weg nach Baiern ging, woher es den Namen des Peyrerburgthores erhalten haben soll. Dieser erhielt sich bis zum 16. Jahrhundert und artete im Munde des Volkes in Peilerthor aus, weil man ihn von den in der Bognergasse angesessen gewesenen Bognern und Pfeilschiftern abgeleitet glaubte. Der Thurm gehörte der Bürgerschaft und nach der alten Sitte mußten ihn bis 1361 die Bogner und Pfeilschefter bewachen.

Im 14. und 15. Jahrhundert wurde der Thurm von der Stadt an Private vermiethet und erst 1565 erscheint er als bürgerliches Gefängniß, welche Bestimmung er bis zu seiner Abtragung beibehielt. In letzter Zeit diente er zu einer Art von Schulden- und Staatsgefängniß, und der Abenteurer Langallerie war der Letzte, der darin sein Leben beschloß. Unter Carl VI. wurde er sammt dem Thore zur Erweiterung der Straße abgebrochen, womit den 14. Juli 1732 der Anfang gemacht wurde. Im J. 1624 wurde der, einen bedeutenden Flächenraum einnehmende und mit unterirdischen Gewölbern, die sich bis gegen das Hofkriegsrathsgebäude erstreckten, versehenen Thurm ganz renovirt und zu „seiner Zier übermalt.“ Der große Keller des dem Buchhändler Friedrich Pfautsch in der Seitergasse gehörigen Hauses (423) soll zu den Souterains des Peilerthurms gehört haben.

Penzing.

Penzing ist ein uraltes Dorf, westlich von Wien, am linken Ufer des Wienflusses, Hietzing gegenüber, von mehr als 3000 Seelen bewohnt und mit vielen schönen Landhäusern versehen, wovon mehrere sich durch ihre Zier- und Obstgärten vorzüglich auszeichnen. In den Gärten des Großhändlers Johann Mayer befanden sich mehrer Tausend Pelargonien und im Garten des Handelsgärtners J. Seidl vorzügliche Camellien. Im J. 1232 erhielt der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, mit 200 Edelleuten in der Schottenkirche zu Wien den Ritterschlag. Der Herzog beschenkte dabei alle Ritter mit gleichen Kleidern, roth mit weißen Binden, dem Wapen Österreichs gemäß, und mit herrlichen Pferden. So geschmückt ritten sie hinaus an das Ufer der Wien und übten sich in ritterlichen

Kampfspielen. Auf diesem Platze entstand Penzing und erhielt auch davon den Namen. (Von Penzing, ein altdeutsches Wort, das nach den Zwettler-Annalen die Nachahmung eines wahren Kampfes bezeichnet.)

Unter den zwei Kirchen ist besonders die sehr alte Pfarrkirche zu St. Jakob merkwürdig. Sie war eine Stellvertreterin des spanischen Wallfahrtsortes San Jago (Jakob) di Compostella. Sie hatte auch den Namen: „bei den sieben Eichen im heiligen Thale," von 7 Eichen, die sie umstanden und die Repräsentanten von 7 Gemeinden waren. Einer dieser Bäume hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Fromme Beiträge haben dieses Gotteshaus stets wieder aus den Unglücksfällen, die es trafen, neu empor. Den schönsten Schmuck erhielt diese Kirche durch die Sorgfalt des Pfarrers Johann Loch, indem der ehemalige Hofrath und dann Appellations-Präsident in Venedig, Ignaz von Rottmann, darin ein großartiges Grabmal aus carrarischen Marmor von Zivella errichten ließ. Auf dem Friedhofe befanden sich viele Familiengräber; unter einem einfachen Steine ruht der Dichter Matthäus von Collin.

Penzing besitzt auch ein schönes Badhaus, einen Tanzsaal und ein Kaffeehaus. Der Ritter Xaver von Mayer, welcher die Herrschaft Penzing seit 1806 besaß, hat sie 1846 dem Stifte Klosterneuburg verkauft. Den 14. Oktober 1846 wurde daselbst ein Rettungshaus für die verwahrloste Jugend eröffnet, worin 40 Knaben untergebracht wurden.

Peregrinus-Andacht.

Diese wird jährlich am 27. April in der Kirche der Serviten in der Rossau, zu deren Orden der Heilige gehörte, gefeiert.

Peregrinus stammte aus dem altadelichen Hause Latiosi zu Forli in der Romagna und wurde 1265 geboren. Als einziges Kind wurde er von seinen Eltern verzärtelt und in Folge dessen nahm er an den Aufstand Theil, den die Bürger seiner Vaterstadt gegen Martin IV. erhoben, und welcher durch den Servit Philipp Benizi, den Liebling Rudolphs von Habsburg gestillt wurde. Dieser Priester bekehrte auch den jungen Peregrinus und gewann ihn für seinen Orden, worin er zu Siena trat, wo er bis im 30. Jahre als ein Muster von Frömmigkeit wandelte, worauf ihm das Kloster seiner Vaterstadt zum Aufenthalte angewiesen wurde, von wo an die merkwürdigen Augenblicke seines Lebens datiren. Hier führte er ein so strenges Leben, daß er sich jeden Ort versagte, an welchem sein Körper hätte bequem ruhen können. Durch 30 Jahre hat ihn Niemand sitzen gesehen, stehend ob er und auf gebogenen Knien betete er. Pflegte ihn der Schlaf, so legte er sein Haupt an einen Stein oder stützte sich an einen Chorstuhl. Diese Lebensart mag beigetragen haben, daß er an einem Beine den fressenden Krebs bekam. Dieser verbreitete einen so widerlichen Geruch, daß selbst seine Freunde ihn verließen und er sich selbst zum Ekel wurde. Nur ein Mann, der sein Freund und Forli's berühmtester Arzt war, Paul Salaty, wagte es noch einmal sich ihm zu nähern, aber nur um ihm zu eröffnen, daß das Bein abgenommen werden müsse, wenn Peregrin sein Leben retten wollte. Er nahm diesen Ausspruch mit Ergebung auf, und schleppte sich in der Nacht vor der Operation in die Capitelcapelle hin, wo er Gott um Genesung oder um Muth zur bevorstehenden Operation bat. Peregrin versank hier in einen tiefen Schlaf, in welchem ihm deuchte, daß Christus, vom Kreuz gelöset, sich ihm näherte, wodurch der Fuß augenblicklich geheilt wurde. Als Peregrin erwachte, war sein Bein gesund und Salaty stand wie zu Stein geworden, als er sich eingefunden hatte, um den Fuß abzunehmen. Mit Begeisterung erzählte er in der Stadt das wunderbare Er-

eigniß, von dem er ämtlicher Zeuge gewesen war. Von nun an steigerte sich die allgemeine Verehrung gegen Peregrin, der in einem Alter von 80 Jahren um 1345 entschlief.

Nach seinem Hinscheiden vermehrte sich von Jahr zu Jahr die Verehrung, welche ihm die ganze Romagna zollte. Der Ruf seiner Wunderthätigkeit wurde immer lauter. Im J. 1608 wurde endlich unter Paul V. der Untersuchungsprozeß zu seiner Heiligsprechung eingeleitet, sie erfolgte aber erst 1726 unter Benedikt XIII. Die vom Papste und 32 Kardinälen unterzeichnete Bulle ward 1727 der katholischen Welt bekannt gemacht, und in Wien ungemein herrlich gefeiert. Die Feier begann am 17. August, währte acht Tage und die Prozession ging von St. Stephan in die Servitenkirche. Sechs altersgraue Ordensbrüder trugen dabei die wächserne Statue des Heiligen. Am 11. Sept. legte der Prior, Ferdinand Maria Gaßmayer den Grundstein zur ersten Capelle, die nach drei Monaten vollendet war und 490 fl. kostete. Sie war klein und reichte nur bis an das eiserne Gitter, welches jetzt in die Mitte der verlängerten Capelle sich befindet. Schon im folgenden Jahre (1728) bestimmte Joseph von Barat und seine Schwester, Anna Maria von Roggenfels, welche einen kranken Fuß hatte, dessen Heilung die Ärzte aufgegeben hatten, und welche nach ihrem Glauben durch die Fürbitte des h. Peregrinus erfolgte, einen Betrag von 5000 fl. zur Vergrößerung der Capelle, wozu den 24. Juni der Grundstein gelegt wurde und die 1729 am Festtage des Heiligen vollendet war. Dieses Fest wurde 1735 vom 30. auf den 27. April übersetzt. Im J. 1766 wurde die Capelle noch um den Raum des jetzigen Altars gegen vorne verlängert. Am 22. November des folgenden Jahres wurde der jetzige Altar aus schwarzem Lilienfelder-Marmor errichtet; er kostete 11597 fl. 47 kr. Die Malerei der Capelle ist vom Maler Mihl.

Den 18. August 1779 befahl die Kaiserin Maria Theresia, daß für den, am Fuße kranken Erzherzog Maximilian, nachmaligen Churfürsten von Köln, eine 9tägige Andacht zur Ehre des h. Peregrin in der Capelle sollte gefeiert werden. Kinder mußten Vormittags vor dem Ciborium, Nachmittags vor der Reliquie des Heiligen beten. Diese Andacht befahl sie dreimal neun Tage zu erneuern und endlich sie täglich fortzusetzen, bis sie eingestellt werden würde. Am 10. April 1782 verrichtete in der Capelle der Papst Pius VI. seine Andacht.

Perinet (Joachim),

geboren den 20. Okt. 1765 in Wien, zeigte früh große Neigung zur Schauspielkunst und unternahm 1784 mit mehreren Freunden das Theater am Neustifte zum Fasan, wo Dilettanten unentgeldlich vielbesuchte Vorstellungen gaben, schloß sich der Liebhaber-Societät im Taubstummen-Institute an und debutirte 1785 nebst seiner Frau am Theater in der Leopoldstadt und in jenem im Freihause auf der Wieden. Auch übersetzte er damals schon Stücke aus dem Französischen. 1790 wurde der Geisterseher, nach Schiller bearbeitet, von ihm gegeben und machte viel Sensation, diesem folgte das neue Sonntagskind mit großem Erfolg. 1797 ging er zum Theater an der Wien über.

Seine Frau starb 1798 und 1803 vermählte er sich zum zweiten Male mit der Schauspielerin Victoria Wammie, und ging mit ihr wieder zum Leopoldstädter Theater zurück, welches er nun nicht mehr verließ; als Volksdichter und Schauspieler war er sehr beliebt. Seine letzte Rolle war der Buchhalter im Tyroler Wastel; er starb allgemein bedauert den 4. Februar 1816.

Als Schauspieldichter war die Parodie sein eigentliches Fach, in welchem er manches Gelungene lieferte, z. B. Alceste, Ida und Marpissa, der Schusterfeierabend u. a.

Peſt (Die).

Die Peſt wüthete von 1197 bis 1713 in Wien ſiebzehn Mal in verſchiedenen Graden.

Im Jahre 1349 wurde Wien von einem Erdbeben und von der Peſt zugleich arg mitgenommen. Im Juni ſtarben an vielen Tagen 500 — 700 und an einem Tage ſogar 960 Menſchen. Auf dem St. Colomans Friedhof vor dem Kärntnerthore, wo etwa zwölf Jahre früher Meiſter Jacob, Arzt und Pfarrer zu Heimburg, eine kleine Kirche erbaut hatte (in der Gegend, wo vor der letzten Regulirung des Glacis eine große Steinſäule ſtand) wurden ſechs ungeheuere Gruben gemacht und 14000 Menſchen ohne Unterſchied des Standes hineingeworfen. Viele Kinder ſtarben unter Singen und Lachen. Aus manchem großen Hauſe ſtarben 70 Perſonen, meiſtens am dritten Tag des Übels. Viele Häuſer ſtanden leer, und manches Gut kam in Jahresfriſt an den vierten Erben. Bei St. Stephan erlagen 54 Geiſtliche und in den Klöſtern viele Mönche und Nonnen, das Clara-Kloſter allein blieb verſchont. Herzog Albrecht (der Lahme) hatte ſich nach dem waldigen, geſunden Purkersdorf begeben, von wo er im Oktober nach Wien zurückkehrte.

Die große allgemeine Peſt von 1679 war es auch für Wien, wo ſich in der Leopoldſtadt im Frühjahre die erſten Spuren zeigten. Nach Leopold des I. Abreiſe im Auguſt ergriff allgemeine Angſt die Gemüther, Alles was fliehen konnte, that es. Selbſt den türkiſchen Tſchauch ergriff trotz ſeines Fatalismus das Entſetzen. — Niemand wollte ſich zum Krankenwarten und als Todtengräber gebrauchen laſſen, und die Ärzte mußten mit Gewalt verhalten werden, den Kranken beizuſtehen. Todte und Sterbende lagen zu Hunderten auf den öffentlichen Plätzen, und dieſe Unglücklichen wurden häufig untereinander auf dem nämlichen Wagen und in die geöffneten Peſtgruben geworfen. In dieſe Zeit fällt die ſchauderhafte Anekdote des beliebten Sackpfeifers und Bänkelſängers Auguſtin, den die Siechknechte, mit ihrem Peſtwagen zum Burgthor hinaus gegen St. Ulrich fahrend, in ſeiner gewöhnlichen Trunkenheit ganz ſtarr auf dem Wege fanden, auf ihr Fuhrwerk und mit den Todten in die Grube warfen. Weil dieſe aber nicht eher mit Erde verſchüttet wurde, als bis eine Reihe Leichname ausgefüllt war, ſchlief er die Nacht hindurch ruhig fort, und konnte, als er in der Frühe erwachte, nicht begreifen, wie er dahin gekommen ſei. Da die Grube tief war, ſo konnte er ſie nicht eher verlaſſen, als bis die Peſtknechte mit einer anderen Ladung kamen. Dem Wüſtlinge ſchadete aber ſein entſetzliches Abenteuer nicht, — und er ſpielte noch lange Jahre zu Tanz und Trunk luſtig auf. — Das allgemeine Elend hatte zur Zeit ſeinen höchſten Grad erreicht; ſelbſt die heiligſten Orte wurden als Pfuhl der Anſteckung geflohen. In der Stadt ſtarben vom Jänner bis Ende Nov. 49,466 Perſonen und ſammt den Vorſtädten, 122,849! — — — Die Grüfte des alten Lazareths faßten allein 25,000, jene auf dem Bergel daneben 17,000, auf der Landſtraße 8,800, in der Leopoldſtadt 4,900, in der Brigittenau 9000. Im Umkreiſe der alten Wieden waren nicht 70 geſunde Hausgenoſſen zu finden, das Starhemberg'ſche Freihaus allein hatte mehr als 300 Todte. — Die Dreifaltigkeitsſäule am Graben iſt ein Gelübde-Denkmal dieſer traurigen Tage, welchen wir nur noch als ſtaunenerregendes Kurioſum beizuſetzen haben, daß nach dem Aufhören der Seuche auf der Donau aus dem Reiche ſo zahlreiche neue Anſiedler herabſchwammen, daß in anderthalb Jahren kaum mehr eine Spur jener ungeheueren Sterblichkeit vorhanden war.

Die im Jahre 1713 ausgebrochene Peſt iſt zwar der obigen vom Jahre 1679 nicht zu vergleichen, ſie war aber immer furcht-

bar. — Eine von Tolth in Ungarn nach Wien gekommene, schwangere Schwäbin brachte das Unheil in die Roßau und in das Bürgerspital. Die Schulen wurden gesperrt, die Predigten auf öffentlichen Plätzen, bei den Säulen am Hof, am Graben und am hohen Markt gehalten, alles Zusammendrängen in Wirthshäuser, Brod- und Fleischbänken untersagt und selbst die Arzneien in den sämmtlich gesperrten Apotheken zum Fenster hinausgegeben. Alle Arme, die sich nicht selbst ernähren konnten, mußten in die mit allem Nöthigen versehene Donauinsel, Spitelau genannt. Die gegenüber liegende Klosterneuburger-Au wurde zur Kontumaz und neben dem großen Lazareth in der Währingergasse, das Leopoldstädter-Zuchthaus und das Münzwardein-Gebäude an der Wien zu Krankenhäusern bestimmt. Vom Jänner 1713 bis 1714 wurden 8644 Menschen eine Beute des Übels. Der standhaft in Wien ausharrende Carl VI. that am 22. Oktober 1713 in feierlicher Prozession von St. Michael nach St. Stephan das vor dem Hauptaltare der Domkirche mit lauter Stimme ausgesprochene Gelübde zur Erbauung der herrlichen Carlskirche. Am 13. März 1714 war das Dankfest und ein Denkmal des herrschenden Witzes jener Zeit war die bekannte Denkmünze:

„Wien ohne W.“

Die Pest ließ nach in Wien, das Best' wird bald erscheinen
Gott ließ den Kaiser nicht, wie er nicht ließ die Seinen.

Petersdorf,

(eigentlich Bertholdsdorf oder Pertholdsdorf), ist eine der merkwürdigsten Ortschaften in Wien's Umgebung, in einer ungemein reizenden Gebirgsgegend gelegen, und eine solche Fülle von geschichtlichen Momenten darbietend, daß sich hier auf deren summarische Angabe beschränkt werden muß.

Bei der schönen, durchaus von Quadersteinen und in einem großartigen Styl erbauten Pfarrkirche ist ganz besonders der unterirdische Theil sehenswerth. Das Altarblatt „Johann der Täufer“ ist von Ludwig von Schnorr. An der Nordseite der Kirchenmauer befindet sich ein schönes Steinbild, welches man irrig mit den Mysterien der Templer, die hier gehauset haben sollen, in Verbindung setzt.

Der unweit der Kirche freistehende, 180 Fuß hohe Thurm ist eines der schätzbarsten Denkmale kühner altdeutscher Bauart; er ist oben mit einer Gallerie umgeben, die eine entzückende Aussicht gewährt. Der Thurm und die Kirche dienten 1683 den Marktbewohnern zu Zufluchtsstätten, die durch Unterhandlungen getäuscht, sich endlich ergaben und 3800 an der Zahl niedergemetzelt wurden.

Hinter der Kirche stehen noch Ruinen der von Albrecht II. um 1370 erbauten Burg, welche mehrere Fürstinnen, besonders Beatrix von Zollern, Witwe Albrecht des III. bewohnten.

Auf dem Leichenhofe befindet sich die schöne Familiengruft des Gottfried Lipp, mit Skulpturen von Klieber und der einfache Grabstein des Sprachforschers Popowich. Auch das Rathhaus ist seiner Alterthümlichkeit wegen sehenswerth. Im Saale befindet sich unter den Bildnissen der übrigen Marktrichter und einer Abbildung des von den Türken angerichteten, oben erwähnten Blutbades auch das Porträt des Richters Adam Streningei, der als das erste Opfer ihres Verraths fiel; es hat die Aufschrift:

„Wurde von den Türken im Jahre 1683 den 19. Juni nach geschehener Huldigung niedergehauen und ermordet.“

Seit dieser Zeit genießt der Markt, der mit Steiermärkern wieder bevölkert wurde, eines besondern Schutzes der Vorsehung; selbst die furchtbare Pest von 1713 verschonte ihn, zu dessen Andenken die Ge-

meinde auf dem Platze vor der Kirche eine Säule errichten ließ.

Petershaus.

Franz von Lischini, welchen wir aus seinem Grabsteine in der Peterskirche näher werden kennen lernen, ist der Erbauer des noch stehenden alten sogenannten Peters-Hauses (573) neben dem heutigen Ärarialhause (564). Dieses Petershaus war schon in frühen Zeiten der Pfarrhof und hatte eine den Erbauer und das Erbauungsjahr 1697 anzeigende Inschrift.

Als das angrenzende Vizedomhaus (564) später Engelshofsche Haus, reparirt und ein Canal in die Hauptmährung geführt wurde, fand man eine große Menge Todtenbeine, die von dem Peters-Freithofe herrührten.

Peterskirche.

Diese Kirche, eine der schönsten Wiens, ist auch eine der ältesten, das heißt, insofern als bereits in der grauesten Urzeit eine Kirche auf diesem Platze stand.

Die Sage schreibt diese uralte Peterskirche Kaiser Carl dem Großen 792 zu, und sie soll gleichzeitig mit jener von Petronell entstanden seyn. Diese uralte Kirche war viel kleiner als die heutige, denn sie nahm an Flächenraum kaum die Hälfte der heutigen ein, und erfuhr vielfältige Umstaltungen. Wie sie 1702 beschaffen war, zeigt die Abbildung; damals hatte sie einen Thurm von morgenländischer Bauart. Den 19. Oktober trat dabei der Unfall ein, daß Leopold I. mit dem Hofstaate sich dahin begab, um der Prozession zur heil. Dreifaltigkeitssäule am Graben beizuwohnen; die Breter, womit der tiefgegrabene Grund bedeckt war und worüber man in die noch stehende alte Kirche gehen mußte, einbrachen und fünfzig Personen, worunter sich auch Hofkavaliere befanden, in den Grund stürzten. Alle waren verwundet und mehrere blieben todt; der Erzherzog Carl selbst befand sich nur einen Schritt davon entfernt.

Leopold I. legte den Grundstein und sie nimmt als Gebäude einen der ersten Plätze in Wien ein. Sie wurde nach dem Muster der Peterskirche zu Rom von Fischer von Erlach erbaut. Das schöne Portal von grauem Marmor, mit Blei-Bildsäulen von Koll, ward erst 1756 angefügt. Der Hofrath Joachim von Schwandtner ließ es errichten; es hat die Inschrift:

Quaecunque vovi, reddam pro salute Domino, Jonae 2. v. 10.

Von eben diesem Jahre datirt auch ihre Erhebung zur Collegiatkirche.

Seit 1783 ist sie eine der Pfarrkirchen der Stadt und hat einen Dechant und sechs Curat-Beneficiaten. Das Innere gewährt einen imposanten Anblick. Die weite und runde Halle mit ihrer Kuppelleterne zeigt sich in majestätischer Gestalt. Überall sind reiche Verzierungen von Frescomalereien, Gold und Marmor angebracht. Diese Kirche enthält auch mehrere Grabmäler berühmter Männer und einige ausgezeichnete Kunstwerke. Unter den ersteren gehören jene der verdienten Bürgerfamilie der Schallanzer und jenes des berühmten Wolfang Lazius, der unter Ferdinand I. Rath, Leibarzt, Historiograph, Hofbibliothekspräfect und Director des Münzcabinets war.

Die prächtige Frescomalerei der Kuppel und der Capellendecken, eines der schönsten Kunstwerke dieser Gattung in Wien, ist ein Werk des Freiherrn von Rothmayer, des-

ſelben, welcher auch die herrlichen Plafondgemälde in der Carlskirche malte. Die gewölbte Decke des Chores iſt von Anton Bibiena, ebenfalls ein vortreffliches Werk.

Das Hochaltarblatt und die Altarblätter der zwei erſten Capellen ſind von Altomonte, die der zwei folgenden Altäre von Rothmayer und Sconians, und die der zwei letzten von Altomonte und von Reem. Der Tabernakel iſt von Johann Nik und Moll. Zur Linken des Eingangs ſieht man den Grabſtein des Lazius mit der Inſchrift:

„Magnifico. Nobili. Clariſsimo atque Summa. Eruditione. Ornatiſsimo Vir. Domino. Wolfgango. Lazio. Viennensi. Philosophiae. atq. Medicinae. Doctori. et Professori. Primario. Celeberrimi. Archigymnasii. Viennensis. Rectori etc. Superintendenti. Caesareo, et Ejusdem. Sacrae, Caesareae Majest. Ferdinandi, Sanctissimae. Memoriae. Consiliario. et Historico. Peritissimo. Defuncto. Anno. Domini. M:D:LXV. Die XIX. Junii: positum. M:D:LXXXVI.“

„Dem achtbaren, edlen und berühmten, mit großer Gelehrſamkeit ausgerüſteten Manne, Herren Wolfgang Laz von Wien, der Weltweisheit und Heilkunde Doctor und Profeſſor; Rector der altberühmten Wiener-Hochſchule, kaiſ. Superintendenten und Sr. kaiſ. Majeſtät Ferdinands Rath und Geſchichtſchreiber. Geſtorben den 19. Juni 1565. Errichtet 1586.

Rechter Hand, dem Denkmale des Doctors Laz gegenüber, befindet ſich ein neuerer Grabſtein von Marmor, deſſen merkwürdige Aufſchrift über den Mann, dem er gewidmet iſt, wiſſenswerthe Aufſchlüſſe gibt. Sie lautet:

Non mirare Lector
Pervetustam Magni Petri olim Parochialem
Nongentis annis Stantem Ecclesiam,
Funditus diruta fuisse
Cedere enim voluit Petrus, cedere Majori
Nempe S. S. Trinitati.
Sed mirare potius
Praecessorem a novis fundamentis Surgentem
Magnam Machinam cui
A Regio Caesare Leopoldo I. u. Magno
Substituto S. Petri ad S. S. Trinitatem
Primus Lapis ad Summae Aras latus
Sub capitali Pila 22. April. positus est.
Directorem quaeris?
Deum mirare,
Senioulum 71. annorum, utriusque magnitudinis
pondus portasse,
Praenobilis hic est Superintendens
D. Franciscus a Ciechini.
Austriacus Clausiro-Neoburgensis,
S. S. M. M. Leopoldi et Josephi Consiliarius.
Sed mirari jam desine senem,
Qui licet tribus incedat pedibus,
Se ipse tamen fortior,
Quia tota S. S. Trinitate fulciebatur,
cui se, et sua, cum sua
hunc lapidem ponendo,
Integro CorDe DeDICaVIt.
Et anno post septima Idus Junias
In sanCta paCe pLe obDorMIVIt.

„Leſer, verwundere dich nicht! daß die uralte 900 Jahre ſtehende und vorhin geweſte Pfarrkirche Petri des großen von Grund aus niedergeriſſen worden. Denn es wollte Petrus einen größeren, nemlich der heiligen Dreifaltigkeit weihen; ſondern verwundere dich vielmehr über das gegenwärtige und große von neuen Fundamenten auf ſich erhebende Werk, zu welchem von Kaiſer Leopold dem I. und großen der erſte Stein des heiligen Petri bei der heiligen Dreifaltigkeit, auf der Seite des Hochaltars unter den Haupt-Pfeiler den 22. April (1702) geleget worden.

Fragſt du um den Bau-Direktor? ſo magſt du dich abermal verwundern, daß ein 71 Jahr alter Mann die Laſt beider Großheiten getragen hat. Dieſer iſt der Hochedle Superintendent Herr Franz von Giechini, von Kloſter Neuburg in Öſterreich, Ihrer Maje. Kaiſer Leopold und Joſeph Rath.

Nun aber höre auf über dieſen Alten dich zu verwundern, welcher obgleich er auf drei Füßen hereinging, ſo war er doch über ſich ſelbſt ſtärker, weil er ganz von der heiligen Dreifaltigkeit unterſtützet ward, welcher er ſich

und die seinige mit den seinigen, in Legung dieſes Steines von ganzem Herzen gewidmet (1702), darnach aber im Jahre 1709 den 7. Juni ſelig im heiligen Frieden entſchlafen iſt."

Die Außenſeite der Kirche war von jeher mit verſchiedenen Verkaufsbuden entſtellt, die erſt 1845 weggeſchafft wurden, und nun den freien Anblick der Kirche von allen Seiten gewähren.

Petersplatz (Der)

wird von den ältern Bewohnern Wiens mit ſeinem alten Namen „Petersfreithof" genannt, was er auch wirklich war.

Nach Entfernung der Gräber wurde er als Marktplatz für Eier, grüne Waare und Geflügel aller Art verwendet. Die Hütten der Dürrobſthändler behaupteten ſich auf ſeiner Rückſeite bis 1845. Heute iſt er ausſchließlich der Ort, wo Schnecken verkauft werden, woher auch das Haus (612) „zur Schnecke" ſeinen Namen erhalten hat.

Im J. 1700 erhob ſich hier aus einem ſehr unbedeutenden Anlaße ein blutiger Auftritt. Ein Jude und zwei ſpielende Schornſteinfegerburſche höhnten ſich wechſelweiſe vor dem Hauſe des Hoffactors Samuel Oppenheimer. Die Rumorknechte verjagten den ausgelaſſenſten der zwei Jungen durch ein Paar Jagdhiebe. Die Zuſchauer fanden es empörend, „daß ein Chriſt um eines Juden willen geſchlagen werde," und die Gaſſenjungen warfen mit den Eiern der dort ſitzenden Bauernweiber dem Hoffactor die Fenſter ein. Als die Eier alle waren, griff man nach Steinen, und da der Wachtpoſten am Peter dieſem Unweſen ruhig zuſah, wurde das Haus erbrochen, Geld und Koſtbarkeiten geraubt, Schriften und Handelsbücher zerriſſen, das prächtige Geräthe zum Fenſter hinaus geworfen und den Weinfäſſern die Böden eingeſchlagen. Der Lärm hörte nicht eher auf, als bis die Hauptwache ihm mit Gewalt ein Ende machte. Weil der Auflauf bis zum ſpäten Abend fortdauerte, wurden am Graben, am Stephansplatz und unter den Tuchlauben Kanonen aufgeführt, und am andern Morgen die Rädelsführer, ein Schwertfeger und ein Rauchfangkehrer, die man aus dem Bette geholt hatte, an die Fenſtergitter des Oppenheimer'ſchen Hauſes aufgeknüpft und unter Trompetenſchall allen Übrigen Verzeihung verkündet, die das Geraubte auf die Schranne zurückbringen würden.

Peterswind (Der).

Im J. 1471 erhob ſich über Wien und ſeine Vorſtädte von der Nordſeite her ein plötzlicher, beiſpiellos heftiger Sturmwind, der mit einem Erdbeben begleitet war und während der Veſperzeit die Kirche zu St. Ulrich oder Maria-Troſt einwarf. Der eben den Gottesdienſt haltende Pfarrer aus dem Orden der Schotten, Magiſter Hieronymus, ſein Caplan und dreißig Perſonen der anweſenden Kirchenbeſucher kamen dabei ums Leben. Da das fürchterliche Ungewitter am Peter- und Paulstage Statt fand, ſo erhielt daſſelbe den Namen des Peterswindes, womit noch lange nachher jedes heftige Sturmwetter bezeichnet wurde.

Pfarren.

Die noch beſtehende Pfarr-Eintheilung entſtand unter Joſeph II. mit dem Oſterfeſte, d. i. mit 20. April 1783; die Stadt enthält acht und die Vorſtädte zwanzig Pfarren.

Jene in der Stadt ſind:

1. St. Stephan; 2. in der Burg; 3. St. Michael; 4. St. Peter; 5. Schotten; 6. am Hof; 7. die Auguſtiner und 8. die Dominikaner. Anfangs hatten auch die Franciskaner eine Pfarre, dieſe wurde aber im J. 1793 mit St. Stephan vereinigt. Eine eigene 9. Pfarre beſteht auch im deutſchen Hauſe.

Jene in den Vorstädten sind:

1. Die Augustiner auf der Landstraße und unter den Weißgärbern; 2. Erdberg; 3. Rennweg; 4. St. Carl auf der Wieden; 5. Paulaner daselbst; 6. St. Florian zu Mäzleinsdorf; 7. Sonnenhof zu Margarethen; 8. Gumpendorf; 9. Mariahilf; 10. St. Joseph auf der Laimgrube; 11. St. Ulrich; 12. Schottenfeld; 13. Altlerchenfeld; 14. Piaristen in der Josephstadt; 15. Alsergasse bei den Minoriten; 16. Lichtenthal; 17. Serviten in der Roßau; 18. St. Joseph in der Leopoldstadt; 19. St. Leopold allda; 20. St. Johann in der Praterstraße.

Pflasterdoctor. ✗

Im J. 1785 erschien in Wien ein Wundermann, des Namens P. Gasner, der alle Krankheiten kurirte. An solchen Leuten hat es im Gebiete der Quacksalberei wohl nie gefehlt, und es gab und gibt noch der Tinkturen, Mirturen und Elixiren zur Verlängerung des menschlichen Lebens eine Unzahl; unser Mann faßte daher den weisen Gedanken, bei seinem Heilverfahren von dem Wege des innerlichen Gebrauches abzulenken und von Außen auf den Lebensorganismus zu wirken. Er wählte dazu ein schwarzes Pflaster, welches in der That so anzog, daß man in allen Gassen und Gesellschaften in Wien auf Herrn und Damen, so wie auf Männer und Weiber stieß, die große Katapiasmen im Gesichte herumtrugen.

Die ganze Welt lachte über dieses sogenannte Universal-Pflaster, demungeachtet aber verließen Tausende ihre erzbeten Ordinariusse und vertrauten sich dem Pflasterschmierer. Man erzählte sich damals nicht ohne Wahrheit, der fremde Pflasterdoctor habe durch sein Heilmittel wirklich einige Gehende blind gemacht; gleichwohl öffnete das Publikum seine Augen nicht. Um mit der Facultät nicht in Conflikt zu kommen, nahm der charlatanische Pfiffikus für sein Kuriren kein Geld an; — er hatte aber eine Afterdoctorin bei sich, die sich an seiner Statt bezahlen ließ. Die Nachricht, daß es in Wien einen Wundermann gebe, der durch ein bloßes Zugpflaster Blindheit, Wassersucht, Podagra und Lungensucht heile, kam auch nach Preßburg, wo ein Herr von B. — lebte, der schon durch zwei Jahre an beiden Augen blind war. Dieser hatte kaum von dem Wunderdoctor gehört, so ließ er ihn zu sich bitten. Dieser hatte aber mit blinden Wienern so vollauf zu thun, daß er den blinden Preßburger nicht besuchen konnte; er schickte ihm daher auf wiederholtes Bitten seinen Gehilfen, der im Besitz des großen Pflaster-Geheimnisses war. — Bei seiner Ankunft in Preßburg umlagerte eine so große Volksmenge das Haus des Herrn von B. —, daß die Wache einschreiten mußte, um Ordnung zu halten. Der Pflaster-Secundarius machte unter dem Schutze dieser bewaffneten Macht seine Streich- und Heft-Operation und reisete am folgenden Tage vor Tagesanbruch wieder ab. Die blinden Preßburger, welche Tags zuvor nicht bepflastert worden waren, geriethen darüber in Verzweiflung. Sie blieben schaarenweise vor dem Hause des Herrn von B. — versammelt und zerstreuten sich nicht eher, als bis dieser blinde Herr sich am Balkon zeigte und die Menge versicherte, der Wunder-Medicus habe ihm das Geheimniß mitgetheilt und er würde alle seine Mitbürger kuriren, sobald er selbst kurirt sein werde. — Die guten Bewohner jener Stadt sahen endlich das Lächerliche der Sache, daß ein Blinder Blinde kuriren wolle, ein, und ließen den armen Herrn von B. —, der, was sich wohl von selbst versteht, nicht kurirt wurde, in Ruhe. Keinen andern Ausgang nahm diese abenteuerliche Erscheinung in Wien, von wo der Pflastermann endlich durch die Behörde abgeschafft wurde.

Pflasterung (Die)

der Fahrbahn in dem innern Theile der Residenz und in den Hauptverbindungsstraßen ihrer Vorstädte entspricht gegenwärtig dem öffentlichen Bedürfnisse auf eine eben so zweckmäßige Art, wie solches in den zwei Weltstädten, London und Paris der Fall ist. Sie besteht in siebenzölligen Würfeln aus Granitstein. Die Trottoirs bestehen in Wien theils aus neunzölligen Würfeln, theils aus regelmäßig behauenen neun Zoll breiten, eben so hohen und beiläufig zwölf Zoll langen Granitsteinen, die von der Fahrbahn nur durch das kaum merklich tiefer liegende Rinnsal getrennt sind. Der zum Pflaster Wiens verwendete Granit kömmt aus Ober-Österreich. Die erste regelmäßige Pflasterung einiger Straßen und Plätze geschah unter Ferdinand I., und erst 1778 fing man an, die Stadt an einigen Orten mit in's Gevierte gehauenen, gleichwinkelichten Steinen zu pflastern. Bis 1780 war nur die innere Stadt gepflastert, und zwar mit Schiefersteinen. Die neue Würfelform hat vor den unbehauenen Granitstücken den bedeutenden Vorzug, daß die Würfelsteine bei Reparaturen sechsmal umgestürzt, folglich jedesmal neu benützt werden können; da die Dauer einer Oberfläche der Pflastersteine auf zwanzig Jahre berechnet wird, so versprechen die sechs Seitenflächen einen Benützungs-Zeitraum von 120 Jahren. Im Ganzen begreift die Granitpflasterung einen Flächenraum von mehr als 300,000 □ Klafter, deren Kosten sich auf mehr als vier Millionen belaufen.

Philippi-Nerianer.

Wie wir beim Lazenhof gesehen haben, so bestand darin ein Kirchlein zur heiligen Dreifaltigkeit, welches seine Entstehung nach Laz den österreichischen Herzogen und einem reichen Bürger, Zinkh genannt, verdankt. Der Bischof Weisker von Passau erimirte sie 1204 von St. Stephan als Hauscapelle Gottfried's des Oberkämmerers der Stadt Wien.

Die Herzogin Gertrud übergab 1253 ihr Erbrecht auf dieses Haus dem Kämmerer Berchtold und seiner Gattin, und Ottokar von Böhmen bestätigte den 28. April 1261 diese Schenkung. — Conrad von Tuln, Landschreiber, schenkte es 1280 dem dortigen Nonnenkloster, die es 1295 an Wiener Bürger verkauften.

Sie stand unter der Obsorge eines gestifteten Beneficiaten, der ein Weltpriester war, und wurde in der Folge der Congregation des heiligen Philippus Nerius übergeben. Diesen Orden brachte Joh. Georg Seidenbusch von Rom nach München und von dort nach Wien, wo ihm den 12. Febr. 1707 der Lazenhof und die Kirche übergeben wurde.

Seidenbusch stand dem Hause 24 Jahre, 9 Monate vor, legte dann die Stelle nieder und übergab sie den 30. October 1731 seinem Nachfolger, Franz Martin Starr. Besonders feierlich wurde in diesem Gotteshause das Fest des Ordensstifters, des heiligen Philippus Nerius begangen, wobei die Reliquien desselben öffentlich ausgesetzt wurden.

Die Philippi-Nerianer wurden mit Anfang des Monats Februar 1783 aufgehoben, und die Capelle entweiht.

Phorus.

Diesen abenteuerlichen Namen führt die erste k. k. priv. Holzverkleinerungs-Anstalt nach den Anfangsbuchstaben der Namen der ersten Unternehmer (Palffy, Hackelberg, Offenheimer, Reinscher, Unger und Schinfeld). Sie war besonders darauf berechnet, das in den engen Gassen der Stadt lästige Holzhauen zu beseitigen. Die Holzschneide-Maschinen dieser Anstalt sind von inländischen Künstlern verfertigt, werden

durch Dämpfe in Bewegung geſetzt, und verarbeiten binnen 24 Stunden gegen 100 Klafter Holz. Die Werkſtätte iſt auf der neuen Wieden, Mittersteig (602 und 616) und das Hauptbeſtellungs-Bureau in der Wollzeil (783). Nebſtdem nehmen noch 18 Lotto-Collektanten Beſtellungen an. Das auf der Werkſtätte ſelbſt beſtellte Holz wird an demſelben Tage, die Beſtellungen in dem Bureau den folgenden Tag zugefahren. Unter ½ Klafter wird keine Beſtellung angenommen; der Ankauf geringerer Quantitäten muß auf der Werkſtätte oder in Verſchleißgewölbern von den Parteien ſelbſt abgeführt werden.

Piariſtenkirche und Schulen.

Die Kirche.

Der Orden der Väter der frommen Schulen (Piariſten) wurde von dem Arragonier Joſeph von Calaſanz in Rom geſtiftet. Der Cardinal von Dietrichſtein führte den Orden zuerſt in den öſterreichiſchen Staaten und zwar in Mähren ein. Im J. 1632 faßten ſie auch in Öſterreich ſelbſt, in Horn, feſten Fuß, indem ihnen in dieſem Jahre der Vicekanzler, Graf Kurz, daſelbſt ein Kloſter ſtiftete.

Zu dem Gebäude in der Joſephſtadt legte Kaiſer Leopold I. 1698 den Grundſtein. Nach 18 Jahren erſt (1716) ward die Kirche eingeweiht und erhielt den Namen Maria-Treu. Bereits 1719 erlangte ſie die Rechte einer Pfarrkirche und dehnt ihren Sprengel über die Joſephſtadt, den rothen Hof und Strozziſchen Grund aus.

Der Platz, auf welchem die Kirche ſteht, wird von den Gebäuden des Löwenburg'ſchen Convicts (zur Rechten) und des Collegiums der Piariſten (zur Linken) gebildet. Mitten auf dem dadurch gebildeten Platze ſteht eine Säule der unbefleckten Empfängniß. Das Innere der Kirche iſt ſehr anſtändig und geſchmackvoll hergerichtet; das Hochaltarblatt (die Vermählung Mariä), ein ſehr ſchönes Gemälde, und die Kuppel ſind Werke des rühmlich bekannten Malers Maulbertſch. Die Gemälde der größeren Seitenaltäre ſind von Felix Leicher, ebenfalls nicht ohne Kunſtwerth. Außerdem befinden ſich noch vier kleine Seitenaltäre in dieſer Kirche, ſämmtlich mit ſchönen Gemälden, von denen zwei (Chriſtus am Kreuze und St. Johann von Nepomuk), ebenfalls Werke von Maulbertſch, die beiden anderen Werke Brand's ſein ſollen; doch iſt über das Letztere keine Gewißheit vorhanden. Noch müſſen wir die Beſchauer auf die ſehr gelungenen Figuren am Frontiſpice aufmerkſam machen. Sie ſind 1752 von dem Bildhauer Madeſer verfertigt worden.

Das Kuppelgemälde in Fresco malte Maulbertſch im 21. Jahre ſeines Alters, und die Fehler darin ſtudierte er, wie er ſelbſt ſagte, noch in ſeinem hohen Alter. Die Kirche führt von dem darin aufgeſtellten Gnadenbilde den Namen Maria-Treu (ſiehe daſ.).

Den 8. Sept. 1842 Nachmittags um 3 Uhr feierte die Vorſtadtgemeinde Joſephſtadt in Wien das erhebende Feſt der Übergabe der von der Frau Eva Kunigunde Buchholz, Hausinhaberin in der gedachten Vorſtadt, der Kirche zu Maria-Treu daſelbſt gewidmeten, vier und achtzig Centner ſchweren Glocke, welche im feierlichen Zuge vom fürſtlich Auersperg'ſchen Palais am Glacis durch mehrere Gaſſen der Vorſtadt nach der Kirche geführt und daſelbſt von der Geiſtlichkeit übernommen wurde. Die Einweihung der Glocke durch den Wiener Erzbiſchof geſchah am folgenden Tag um 9 Uhr früh, und zum erſten Male wurde der Klang dieſer ſchönen Glocke am Samſtag den 10. d. M., um 8 Uhr Abends, als dem Vorabende des Namensfeſtes der heiligen Jungfrau Maria, gehört.

Die Schulen.

Den 12. Auguſt 1697 kauften die Väter der frommen Schulen vom Marcheſe Maſaſpina einen öden Grund, zu den Ziegelöfen genannt. Dieſer Grund ward ihnen zur Erbauung einer Kirche, des Kloſters und des Schulgebäudes um 10.000 Gulden überlaſſen, und am 2. Sept. 1698 zur Capelle und zu dem Collegium von Kaiſer Leopold I. der Grundſtein gelegt. Sie eröffneten am 16. Nov. 1701 daſelbſt ihre Schulen, gaben der Jugend unentgeltlich Unterricht in der Religion, der deutſchen Sprache, dem Schön- und Rechtſchreiben, dem Rechnen und in den zwei untern Grammatikalclaſſen. Schon im erſten Jahre hatten ſie 483 Schüler. 1702 und 1703 kamen die dritte und vierte Grammatikalclaſſe dazu. Kaiſer Carl VI. ertheilte ihnen 1735 die Erlaubniß, Vorleſungen über Poeſie und Rhetorik zu halten.

Im J. 1754 bauten ſie auf der Wieden ein Noviziathaus und die Kirche St. Thekla. Maria Thereſia gab ihnen 1757 auch ein Haus auf der Landſtraße in der Ungergaſſe; auch hier lehrten ſie die unteren Schulen. 1765 kauften ſie die ſogenannte Juriſtenſchule in der Schulerſtraße mit der St. Ivo-Capelle, erweiterten ſie und lehrten daſelbſt Geometrie, Kalligraphie, Wechſelrechnung, Cameral- und doppelte Buchhaltung. Ihre unteren Schulen auf der Wieden und Landſtraße wurden 1775 und 1776 zu Hauptſchulen, jede mit drei Claſſen erhoben.

Im J. 1785 ward in den Joſephiniſchen Reformen beſchloſſen, zur beſſeren Dotirung des Collegiums in der Joſephſtadt die Juriſtenſchule aufzuheben, die dortigen Piariſten an das Löwenburg'ſche Convict zu überſetzen, und das Haus zu ihrem Beſten zu verſteigern. Ihr Haus in der Ungergaſſe wurde 1789 an das Kranken-Inſtitut der Weltprieſter verkauft, jenes bei St. Thekla auf der Wieden ſollte zwar ſammt den Schulen noch daſelbſt verbleiben, doch die Piariſten den in der Seitengaſſe hinter der Kirche befindlichen Tract beziehen. Den Vordertheil kaufte das Ärarium, benützte ihn eine Zeit lang zum Militär-Transport-Sammelhauſe (dermal in der Joſephſtadt), dann zur Graveur- und Ornamenten-Zeichnungsſchule (nun im polytechniſchen Inſtitute). In dem hinteren Theile des Gebäudes haben die Piariſten gegenwärtig noch deutſche Schulen.

Die regulirten Prieſter der frommen Schulen in Wien haben nun jenes älteſte Collegium in der Joſephſtadt mit dem Löwenburg'ſchen Convicte, die Schule auf der Wieden, und das 1802 gegründete Convict in der Stadt auf dem Univerſitätsplatze, im ehemaligen Jeſuiten-Collegium, einſtigem Archigymnaſium der Hochſchule. Endlich erhielten die Piariſten der böhmiſch-mähriſchen Provinz auch in dieſem Jahre die Thereſianiſche adelige Ritter-Academie auf der Wieden.

Pichler (Caroline).

Dieſe ausgezeichnete Frau wurde den 7. Sept. 1769 in Wien geboren und genoß unter der Leitung ihres Vaters, des k. k. Hofrathes, Franz von Greiner, einer vorzüglichen Erziehung.

Sein Haus in Hernals Nr. 151, das erſte des Dorfes rechter Hand, war beſonders zur Sommerszeit ein Vereinigungsort aller berühmten Männer, wie es in der Folge ihr eigenes in der Alſergaſſe (109) wurde, nachdem ſie ſich 1796 mit dem n. ö. Regierungsrathe, Andreas Eugen Pichler, verehelicht hatte. Über den Werth und die Mannigfaltigkeit ihrer literariſchen Producte herrſcht nur eine Stimme. Ihre ſämmtlichen Werke erſchienen in der Anton Pichler'ſchen Verlagshandlung in 53 Octav-Bänden. Sie ſtarb den 9. Juli 1843 nach einem längeren Krankenlager und wurde auf dem Währinger-Friedhof begraben.

Pilgram (Anton).

Mit dem altehrwürdigen St. Stephansthurme ist der Name Pilgrams so innig verbunden, daß man unwillkührlich verleitet wird, diesem eben so geschickten Bildhauer als verständigen Baumeister, von dessen Leben und Wirken leider keine Nachrichten auf uns gekommen sind, einige Zeilen der Erinnerung zu widmen.

So viel läßt sich bestimmen, daß Pilgram der Baumeister des vollendeten Thurmes, und der Verfertiger der wunderschönen Kanzel und des kleinen Seitenorgelchores ist. An diesen beiden letzten Werken sieht man sein Ebenbild von kunstgeübter, wahrscheinlich eigener Hand ausgehauen und in Fensterartigen Öffnungen angebracht. Nach diesen Bildwerken scheint er ein hohes Alter erreicht zu haben; denn das Gesicht zeigt einen kraftvollen und durch lange Arbeit gestählten Greisen, mit ausdrucksvollen Zügen, welche hohe Klugheit und tiefen Erfindungsgeist verrathen. Dieser Seitenchor befindet sich, wenn man die Kirche vom sogenannten Riesenthore betritt, an der linken Seitenwand, ungefähr in der Mitte des Kirchenschiffes. Dort erblickt man eine Art von Erker oder Altan, auf einem Fuße, der sich wie ein Blumenkelch aus einer Knospe nach oben ausbreitet. Wo der Chorfuß aus der Knospe hervorgeht, sieht man ein durch Alter und Staub sehr geschwärztes hocherhabenes Brustbild eines alten Mannes. Er hält in der rechten Hand einen Zirkel, und in der linken ein Winkelmaß. Seine buschigen, langen Locken wallen über die Stirne, Nacken und die Seiten des Hauptes herab, welches mit einem vorne aufgestülpten, zierlich geformten Barett bedeckt ist. Der Hals ist unbedeckt, das Oberkleid hat weite, faltige Ärmel, das Unterkleid, eine Art von Weste, ist an der Brust mit Schnüren zusammengeheftet.

Dieses interessante Denkmal ist durch Jahrhunderte unbeachtet geblieben, theils der Schwärze des Bildes, theils seiner beträchtlichen Höhe von zwei Klaftern vom Boden und der Dunkelheit des Standortes wegen, da es weit vom Fenster in einer Wandecke angebracht ist. Erst 1817 wurde auf Veranlassung des Königs von Baiern, bei dessen Anwesenheit in Wien als Kronprinz, eine Gypsform davon genommen und ein Abguß in der hiesigen Akademie der bildenden Künste aufgestellt. Und nun fand sich, daß uns in diesem Bildnisse eines der herrlichsten Denkmale der Kunst des Mittelalters bewahrt ist. Es zeigt die entschiedenste Kühnheit und Sicherheit des Meißels mit einer lebensvollen Wahrheit und Würde, wie sie nur ein vollendeter Meister über seine Schöpfung zu verbreiten vermag.

Auch unter der Treppe der Kanzel ist Pilgrams Bild aus Stein; die Züge sind dieselben; nur ist dieses Bild etwas kleiner und in veränderter Stellung; auch dort sieht er, mit dem Zirkel in der Hand, aus einer fensterähnlichen Öffnung. — Daß Meister Pilgram den Hans Burbaum (Puchsbaum), dem noch als Lehrjung die Führung des zweiten Thurmes aufgetragen worden sein soll, aus Kunstneid vom hohen Gerüste herabgestürzt habe, wie die Volkssage, genährt durch ein uraltes Bildwerk am Riesenthore, wo man in der Höhe einen Jüngling sieht, der einen verletzten Fuß auf sein anderes Knie zu stützen scheint, meldet, ist längst als ein Mährchen erklärt worden.

Platz (Innerer Burg-).

Der innere, große Platz ist 64 Klafter lang und 35 breit. Er ist mit der Statue, welche allerhöchst Seine regierende Majestät Ihrem erlauchten Vater, dem verewigten Kaiser Franz I. setzte, und wozu am 14. Oct. 1843 der Grundstein gelegt worden ist, geziert, wodurch er den Namen des Franzensplatzes erhalten hat.

Auf diesem Platze auf der Seite des

Schweizerhofes ist noch ein merkwürdiges Überbleibsel der Vorzeit, nämlich ein Theil des alten Burggrabens zu sehen. Über diesen Graben lag noch unter Carl VI. eine Zugbrücke, welche an jedem Abende regelmäßig aufgezogen wurde und den Schweizerhof von den übrigen Burgtheilen abschloß.

Im Leopoldinischen Burgflügel befindet sich die Hauptwache, zwei aufgepflanzte Kanonen bilden ihr Vorwerk. Einen in militärischem Anbetrachte glänzenden Anblick gewährte dieser Platz zur Zeit des Wiener-Congresses 1814. Da der Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg die verschiedenen, diesen Hofraum umgebenden Theile der Burg bewohnten; so befanden sich daselbst nebst der gewöhnlichen Burg-Hauptwache noch drei Ehrenwachen, und zwar eine im Schweizerhofe, eine im Amalienhof und eine im Reichskanzlei-Gebäude, welche sämmtlich begrüßend unter das Gewehr traten, so oft irgend ein gekröntes Haupt vorüberschritt oder vorüberfuhr. — Daß dieser Hofraum der Schauplatz einer großen Anzahl merkwürdiger und in die Geschichte aller Jahrhunderte mächtig eingreifender Auftritte und Aufzüge war, bedarf wohl keiner näheren Erwähnung.

So wurde hier am 4. September 1600 ein in der Kriegs- und Wiener-Stadt-Geschichte beispielloses offenes Gericht, begleitet mit einem Acte ungewöhnlicher Gnade, ausgeübt. Die Truppen, welche in der ungarischen Festung Babotsch lagen, hatten den Türken den Ort mit der Bedingung übergeben, daß die Belagerten mit gewehrter Hand, fliegender Fahne und mit Allem, was jeder mit sich forttragen könne, abziehen sollte. Wegen dieser Übergabe wurde über diese Babotscher Knechte zu Wien auf diesem Burgplatze ein offenes Gericht gehalten, von welchem sie sämmtlich zum Tode verurtheilt wurden. Nach gesprochenem Urtheile warfen sich alle Meuterer auf die Knie und erbaten sich von dem Erzherzoge Matthias, dem Bruder des in Prag residirenden Kaisers Rudolph II., der dem Gerichte von einem Fenster der Burg zugesehen hatte, Gnade und Schonung ihres Lebens. Ihr Flehen fand Gehör; es wurde ihnen mit Ausnahme der drei Anzettler des Aufstandes das Leben gegen dem geschenkt, daß sie an den Grenzen versetzt wurden, um dort gegen herabgesetzten Sold zu dienen. Nur der Hauptmann, Wilhelm Urmüller und der Fähnrich Hugo von Rasse wurden am 19. October 1601 am Hofe mit dem Schwerte, und der Feldwebel, Matthias Stöckl, am Graben mit dem Strange hingerichtet. — 1619 fand hier der Rettungsact Ferdinand des II. aus den Händen der protestantischen Stände durch die Dampierre'sche Reiterschar Statt. Dieses Dampierre'sche (später Großfürst Constantin'sche, heute Graf Hardegg'sche) Küraſſier-Regiment erhielt das Vorrecht, durch die Stadt Wien ziehen, sich auf dem Burgplatze aufstellen, und durch drei Tage öffentlich werben zu dürfen. Das Regiment hat sein Privilegium im September 1805 unter dem Obersten Clary und im März 1809 unter dem Obersten Gresselsberg ausgeübt, wo am Werbetische 51 Mann enrollirt wurden. Dieser Burgplatz war auch die gewöhnliche Renn- und Stechbahn für die zahlreichen Hofturniere, bei welchen Gelegenheiten rings um den Raum Tribunen errichtet wurden. Zu den glänzendsten, hier aufgeführten Ritterspielen gehören jene, welche im Juni 1560 nach der Ankunft des zum Könige von Böhmen erklärten Erzherzogs Maximilian, des Erstgebornen Ferdinands I., Statt fanden. Auf diesen Turnieren kamen auch Kämpfe zu Fuß vor, nach deren Beendigung ein Schalksnarr, Markolf genannt, umgekehrt auf einem großen, ungesattelten Esel reitend in den Schranken erschien und gleichsam alles Vorhergegangene parodirend seine Späße trieb. Die glänzendste Festlich-

keit hatte hier bei der zweiten Vermälung Leopold des I. mit der Erzherzogin Claudia Felicitas, den 15. Oct. 1673 Statt. Am Abende dieses Tages wurden auf dem Burgplatze ein großer Aufzug und eine allegorische Vorstellung mittelst eigens errichteten Gebäuden und Maschinerien veranstaltet. Es wurden die vier Elemente mit ihren Wirkungen vorgestellt.

Nach Aufhebung des Turnirwesens entstand die winterliche Festlichkeit der Schlittenfahrten, bei welchen der Burgplatz, wenn sie vom Hofe selbst veranstaltet wurden, der Auslaufs-, und wenn sie von Stadt-Cavalieren ausgingen, der Zielpunct war. Denn bei jeder dieser Fahrten machte der Schlittenzug auf diesem Burgplatz eine schneckenförmige Runde, oder in der Volkssprache ein Radl, worauf erst dem weiteren Bestimmungsort zugefahren wurde. Solche Schlittenfahrten fanden mit vielem Gepränge von Leopold I. bis 1814 Statt, wo beinahe jeder Schlitten von einem souverainen Herrn geleitet wurde und der allerhöchste Hof einen Glanz zeigte, der ganz Europa in Erstaunen setzte. Da in den Straßen der innern Stadt damals wenig Schnee lag, so mußten viele hundert Fuhren Schnee zugeführt werden, um auf der bestimmten Fahrstrecke eine Schlittenbahn herzustellen.

Einen nicht minder glänzenden Anblick bot auf diesem Burgplatze die jährliche Neujahres-Aufwartung des äußeren k. k. Hofstaates dar, welche in der zweiten Hälfte der Regierung weiland Sr. Majestät Franz des I. aufhörte, und wobei vorzüglich die verschiedenen Hofämter, die Leibgarden und der Oberst-Stallmeister-Stab sehenswerth waren. Der Zug dieses Stabes bestand aus sämmtlichen, mehr als 500 Köpfen betragenden Stallparteien in großer Staatsgalla, denen eine lange Reihe herrlicher Handpferde, mit reichen Gold- und Sammtdecken behängt, deren Spitzen Stallbediente trugen, nachgeführt wurden. Den Schluß dieser großartigen Cavalkade machte der Oberst-Stallmeister, der allein zu Pferde saß, und welchem der für seine Dienstkathegorie bestimmte Hofgallawagen folgte.

In religiöser Beziehung endlich bietet dieser Platz jährlich am Char-Samstage gegen die Abendzeit den glänzenden Anblick der von Seiten des allerhöchsten Hofes celebrirt werdenden Auferstehungs-Procession dar, welche sich von der Burgpfarrkirche im Schweizerhofe nach der sogenannten Kammer- oder Josephscapelle, wo der Regel nach in der Charwoche die Grablegung des Erlösers Statt findet, und von hier zurück bewegt, und welche gewöhnlich mit der Gegenwart J. J. k. k. Majestäten des Kaisers und der Kaiserin, so wie anderer Personen der allerhöchsten Familie verherrlicht wird.

Polizei-Wache (Militär).

Diese Wache trat unter Maria Theresia 1775 an die Stelle der, dem Bedürfnisse der Zeit nicht mehr angemessenen Rumorknechte. Die berittene Wache wurde erst 1802 errichtet. Sie wurde von Zeit zu Zeit nach Maßgabe des zugenommenen öffentlichen Dienstes vermehrt und sie besteht gegenwärtig aus 617 Gemeinen zu Fuß und 36 Mann zu Pferde. Ihre Uniform war von jeher lichtgrau mit grünen Aufschlägen, nur der Zuschnitt war nach dem Zeitgeschmacke verschieden; Anfangs trugen sie dreieckige Hüte. Diese Wache ist auf der Landstraße, auf der Wieden und in der Stadt casernirt. (Siehe Casernen.) Die Civil-Polizei-Wache in den vorstädtischen Bezirken besteht aus 8 Wachtmeistern und 56 Gemeinen.

Pollheim (Bernard von)

war der Sohn des Ritters und Herrn Weickhard zu Pollheim und Wartenburg, eines der vornehmsten Geschlechter in Österreich, und der Frau Barbara v. Traun zu Eschlberg.

Er war Doctor der Rechte und 1478 Rektor der Universität zu Padua, hernach Domherr zu Passau; im J. 1493 Pfarrer zu Traunkirchen, und 1499 Probst zu St. Margareth von Dömes im Granerkomitat. In Betrachtung seiner Tugenden und Gelehrsamkeit ernannte ihn Maximilian I. 1499 zum Wiener Bischofe. Weil er aber die höheren Weihen nicht nahm, wurde er den 15. April des erwähnten Jahres nur als Administrator dieses Bisthums von dem Papste Alexander bestätiget. Er starb den 13. Jän. 1504 und liegt in der pollheim'schen Gruft zu Wels bei den Minoriten begraben.

Polytechnisches Institut (K. K.)

Schon mit 1. Nov. 1803 befahl weiland Kaiser Franz I. die Bildung eines Fondes zur Errichtung einer Central-Bildungsanstalt für Handel und Gewerbe in der Hauptstadt Wien, wozu die Zuflüsse der jährlichen Großhandlungssteuer bestimmt wurden. Dieser Fond betrug 1815 beinahe eine halbe Million Gulden C. Mz. Die ersten Verhandlungen über die Errichtung des Institutes fallen in 1810, wo dem Hofkammer-Präsidenten, Grafen von O'Donnel der erste Plan dazu vom gegenwärtigen Instituts-Director, Johann Joseph Prechtl übergeben wurde. Derselbe übergab 1813 einen detaillirten Entwurf und ward 1814 beauftragt, das um 80,000 Gulden C. M. erkaufte Haus vor dem Kärntnerthore für das Institut in Besitz zu nehmen, bei welcher Gelegenheit der Großhändler Sina dem Institute ein Geschenk von 20000 Gulden in Hofkammer-Obligationen machte. Mit Entschließung vom 26. Mai 1815 befahl der Kaiser die Vereinigung der Realakademie und des Cabinets der Fabriksproducte mit dem polytechnischen Institute und mit Anfang Novembers dieses Jahres begannen darin die öffentlichen Vorlesungen. — Zu Ende Februars 1816 wurde mit Ausgrabung des Grundes des neuen Hauptgebäudes der Anfang gemacht; und bis Ende Oktober war sämmtliches Mauerwerk bis unter das Dach hergestellt. Die feierliche Grundlegung nahm der Kaiser am 4. Oct. 1816 vor. — Das Institut vereinigt das Wesentliche dreier Anstalten in sich, nämlich einer technischen Lehranstalt, eines Conservatoriums für Künste und Gewerbe und eines Vereins zur Beförderung der National-Industrie. — Als Lehranstalt hat es zwei Abtheilungen 1) die commerzielle und 2) die technische, von denen die erste die Lehrgegenstände zur gründlichen Ausbildung für die Geschäfte des Handels, und die zweite die physisch-mathematischen Gegenstände in ihrer Anwendung auf die technischen Ausübungen und Geschäftszweige umfaßt. Die nöthigen Vorbereitungen für beide Abtheilungen werden in der Realschule, als der Vorbereitungsschule des Instituts, ertheilt. — Die Schüler sind nach denselben Modalitäten, wie an der Universität, von der Militärpflichtigkeit befreit. Das Institut hat den Charakter einer technischen Kunstbehörde und über alle technischen Gegenstände, worüber die höheren Stellen eines Gutachtens bedürfen, ist dieses von demselben einzuholen. — Als technisches Museum oder Conservatorium für Künste und Gewerbe besitzt das Institut mehrere Sammlungen und Cabinette, zu deren Erhaltung angemessene jährliche Verlagsgelder bestimmt sind, und bei welchen auch in der äußern Ausstellung auf eine empfehlende Eleganz Rücksicht genommen wird. Der Zutritt zu diesen reichhaltigen Sammlungen steht dem Publikum gegen Eintrittskarten offen, welche Samstag in der Directionskanzlei abzuholen sind.

1. Die Fabriksprodukten-Sammlung, welche durch Aufstellung von Musterstücken aus sämmtlichen Zweigen der inländischen Fabrikation einen historischen Überblick des Zustandes der Vervollkommnung der Gewerbe in allen Zweigen der

National-Manufactur-Industrie gewährt. Es ist damit eine Sammlung von Muster-Werkzeugen verbunden. Sie enthält gegen 8000 Nummern.

2. Die Modellensammlung der Maschinenlehre und der Baukunst, enthält beinahe 600 Stück, von welchen viele in der Werkstätte des Instituts hergestellt worden sind.

3. Die physikalische Sammlung enthält über 870 Apparate. Darunter befindet sich eine große doppelscheibige Elektrisirmaschine, wahrscheinlich die größte jetzt bekannte, indem ihre Scheiben im Durchmesser um einige Zolle größer sind, als jene der Teyler'schen Maschine in Harlem.

4. Die mathematische Sammlung mit mathematischen und geodätischen Instrumenten zur praktischen Geometrie; sie enthält mehr als 300 Instrumente und Apparate; darunter befindet sich das Originalmaß der Wiener-Klafter (Comparator), ein mit den feinsten Vorrichtungen zur Ausführung der genauesten Linear-Messungen versehenes Instrument.

5. Eine Sammlung von Originalzeichnungen und Pläne, gegen 1200 Stück, zu den Lehrfächern der Mechanik, praktischen Geometrie und Baukunst.

6. Das Laboratorium der allgemeinen technischen Chemie; das größte und vollständigste in Deutschland und wahrscheinlich in Europa, mit einer Sammlung von Präparaten, und chemischen Instrumenten, gegen 4000 Stück.

7. Die Materialwaaren-Sammlung mit 25000 Stücken.

8. Die Mineralien-Sammlung mit 5300 Stücken.

9. Die Bibliothek mit 15000 Bänden.

10. Die mechanische und astronomische Werkstätte, welche nicht nur Apparate für die übrigen Lehrzweige, sondern auch geodätische und astronomische Instrumente in dem höchsten Grade der Vollkommenheit verfertigt. Der größte Theil der für den k. k. Generalstab und die Katastral-Triangulirungs-Commission benöthigenden Theodolithen- und Repetitions-Kreise; so wie die Instrumente der Sternwarte zu Wien, Mailand, Pavia, Prag u. s. w. sind hier verfertigt worden. Für diese Werkstätte besitzt das Institut eine große, von dem berühmten Reichenbach hergestellte Theilmaschine (zur Theilung der astronomischen Kreise), welche unbezweifelt eine der vollkommensten ist, die bestehen. Jetzt befindet sich auch das berühmte technische Kabinet Sr. Majestät in diesem Gebäude.

Dieses schöne nach Plänen von Schemmerl gebaute Gebäude stellt sich in der imposanten Ausdehnung von 66 ½ Klafter (396 ½ Fuß) dar. Es macht Fronte gegen die Stadt, besteht aus einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken, und in der Mitte vor den Fenstern des großen Saales zeigt sich ein Peristil von sechs jonischen Säulen. Oben auf dem Giebel befindet sich eine von Klieber gearbeitete Gruppe, den Genius von Österreich, Minerva an dessen Seite, nebst einem Greise, welcher dem Genius zwei Jünglinge darstellt, mit mehren Attributen des Kunst- und Gewerbs-Fleißes zeigend. Darunter prangt in goldenen Lettern die Inschrift:

Der Pflege, Erweiterung, Veredlung
des
Gewerbsfleißes, der Bürgerkünste, des Handels
Franz der Erste.

An der Fronte des Gebäudes sieht man auch noch schöne Basreliefs von Klieber, Abbildungen der Mechanik, Architektur, Geschichte u. s. w. Am 19. April 1842, als am Geburtstage Allerhöchst Sr. regierenden Majestät, wurde im großen Saale des Institutes mit großer Feierlichkeit die Bildsäule S. M. Franz des I., dem diese herrliche Anstalt ihre Entstehung verdankt, aufgestellt. Die Statue, von Klieber's Meisterhand gebildet, ist mehr als Lebensgröße und in an-

tikem Kostüme dargestellt. Sie ist von weißem cararischem Marmor und das Fußgestell hat die Inschrift:

„Franz I., Kaiser von Österreich,
Stifter dieser Anstalt.

Porzellan-Manufactur (K. K.).

Die Fabrikation des Porzellans in den österr. Staaten beginnt mit der Gründung der Wiener-Manufactur 1718 durch den k. Kriegsagent, Claudius Innocenz du Paquier, der jedoch das Unternehmen nicht empor bringen konnte; so daß die Kaiserin Maria Theresia 1744 das ganze Etablissement dem Staatsschatze übergab und du Paquier zum Director machte. 1761 hatte die Fabrik bereits acht Starkbrennöfen und 140 Arbeiter, so daß 1767 ihre Gebäude erweitert und zwölf neue Brennöfen erbauet wurden. Noch mehr erhob sich diese Anstalt unter der Direction des Hofrathes von Sorgenthal, bei dessen Tode (1805) selbe in Wien 35 Brennöfen hatte, in welchen täglich 5 — 7 Starkbrände gemacht wurden, wobei 500 Arbeiter beschäftigt waren. Die unter ihm errichtete Filialfabrik zu Engelhartszell hatte 9 Brennöfen und 60 Arbeiter. Unter der Leitung des Directors Matthäus von Niedermayr ging diese Filiale ein und gegenwärtig hat die Fabrik 42 liegende und cylindrische Starkbrennöfen, zwei große Verglühöfen, acht Emailöfen, ein großes Farben-Laboratorium, und sie beschäftigt 700 Arbeiter. Die Fabrik theilt sich in vier Abtheilungen: Die Fabrikatien (wozu das Schlemmen, Massemachen, Kapselndrehen, Glasiren, Holzzubereiten und Brennen gehört), die Weißdreherei, die Bildnerei und die Malerei. Das Personale verbraucht täglich 1550 Pfund Porzellanerde, 19000 Pfund feuerfesten Töpferthon zu den Kapseln. An weichem Brennholz sind jährlich 5 — 6000 Wr. Klafter, an Schmiedekohlen 7 — 800 Stibich erforderlich, und zur Vergoldung werden jährlich 50 Mark Gold verbraucht. Das Wiener-Porzellan zeichnet sich durch seine Festigkeit und Haltbarkeit in Hinsicht des Wechsels der Temperatur (wodurch sich dasselbe ganz besonders zu Tafelgeschirr empfiehlt) aus, und kein Fremd-Porzellan dürfte in Beziehung auf Farbenreichthum, Schönheit und Dauer der Farben und der Vergoldung das Wiener übertreffen. Die Fabrik und das Hauptwaaren-Lager befindet sich in der Rossau Nr. 137; in der Stadt ist die Verschleißhandlung in der Schaufergasse und eine ähnliche hat die Fabrik in Pesth. Zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen der Fabrik gehören die 1820 von Lord Stewart (jetzt Marquis von Londonderry) erkauften Vasen mit Copien von Rubens (die Geschichte des Publius Decius vorstellend), von Lieb gemalt; — das große Service, welches Kaiser Franz I. dem Herzog von Wellington schenkte und eine große Vase in Becherform mit Blumengemälden auf Goldgrund von Joseph Nipp.

Prehauser,

geboren 1699 in Wien. Als Feldpage machte er die ungarische Campagne 1716 mit, und hatte, als er zurück kam, zum ersten Male Gelegenheit, ein Theater zu sehen. Die Bekanntschaft mit den Schauspielern Gründler und Tilly erweckte in ihm die Lust zum Theater und er debutirte als Don Philipp im steinernen Gastmal in Wiens Vorstädten. Dann hielt er sich einige Zeit bei einem Marionetten-Director auf, von wo er nach einander zur Feldin, Markus und Burian kam, bis er endlich in Salzburg Gelegenheit hatte, den ersten Hanswurst zu spielen. Hilverding und Tilly hatten sein Talent zu dieser schweren Rolle entdeckt, und ruhten nicht eher, bis er 1720 die Pritsche nahm, die er bis zu seinem Tode mit so vielem Erfolg geführt hat. Von nun an durchzog er ganz Deutschland, abwechselnd als Principal einer eige-

nen Truppe, oder wenn er banquerot war, als Hanswurst.

Breslau, Olmütz, Brünn, Mainz, Linz, Passau und Regensburg besuchte er auf seinen Wanderungen. Er verheirathete sich zwei Mal. Seine erste Frau war die verwittwete Schulzin; die zweite eine Witwe Hilverdings. 1725 wurde er von Stranitzky nach Wien verschrieben, wo er als erster Komiker und Hanswurst dem Theater sehr nützlich war. 1754 bekam er aber an Bernardon einen gefährlichen Nebenbuhler, mit dem er klug genug war, gemeinschaftliche Sache zu machen; denn er konnte gegen die Jugendkraft Bernardons keinen Vergleich mehr aushalten. In allen Bernardoniaden hatte auch er eine Rolle; z.B. spielte er die getreue Prinzessin Pumphia und Bernardon den caleeutischen Tartaren, Tyrann Kulican. Er starb 1769, und mit ihm erlosch der Hanswurst in Wien.

Pötzleinsdorf,

gewöhnlich Pötzelsdorf genannt, liegt nordwestlich von Wien, hinter Gersthof, in einem angenehmen Thale. Der Wein gehört unter die österr. Gewächse der ersten Classe.

Die Kirche hat ein gutes Aussehen. Eine dunkle Kastanien-Allee, die zum Eingang führt und mit einem steinernen Brunnbecken versehen ist, bildet eine ehrwürdige Halle. Das älteste Haus des Dorfes ist jenes Nr. 1, welches bei der Feuersbrunst von 1750 allein von den Flammen verschont blieb. Besonders sehenswerth ist der Park. Eine Pappel-Allee führt von Gersthof zu dem Eingange. Von hier kommt man bei einem eingeschlossenen Garten, der aus Wasenplätzen, Bogengängen, Lauben, Blumenbeeten und Glashäusern besteht, vorbei, zum Schlosse. Dieses bildet eine ziemlich lange Fronte und hat ein Thürmchen mit einer Uhr. Dabei befindet sich eine Meierei. Von dem Schlosse breitet sich ein herrlicher Park über den Pötzleinsdorfer Berg aus.

Auf dem Gipfel desselben steht ein großes Alpengebäude. Hier eröffnet sich von allen Seiten eine weite, unendlich mannigfaltige, mit jedem Schritte abwechselnde Aussicht, welche unter den schönen Aussichten, womit die Gegenden um Wien so reichlich versehen sind, eine der herrlichsten ist. Eine liebliche Landschaft erblickt man von dem Dianentempel aus. Dieser ist ein leichtes Gebäude, dessen Gibel von vier Säulen getragen wird, und vor dem sich ein kleiner Teich befindet. In botanischer Rücksicht ist dieser Park einer der merkwürdigsten. Die Mannigfaltigkeit der Bäume und Stauden ist sehr groß. Besonders findet man hier viele amerikanische und andere ausländische Gewächse. Auf der Anhöhe hat man hie und da den Horizont zu sperren gewußt, um den Effect, welchen die verschiedenen Aussichten hervorbringen, zu erhöhen. Eine große Wiese hat man durch schicklich angebrachte Baumgruppen in schöne Garten-Parthien verwandelt. Verschiedene eingeschlossene Plätze hat man zu Anlagen benutzt. So findet man verschiedene Lusthäuser; eine Badegrotte mit Wasserfällen; ein Vogelhaus; Teiche mit Fischen besetzt u. dgl. Der Dichter Alxinger hat hier ein Grabmal mit der schönen Inschrift aus einer Stelle seines eigenen Gedichtes:

Es wird doch niemals dem an einem Freunde fehlen,
Der fähig ist, ein Freund zu seyn.
Doolin.

Der verstorbene vorige Besitzer, Freiherr Johann Heinrich von Geymüller, hat diese schöne und kostbare Anlage zum allgemeinen Vergnügen eröffnet. Sehr angenehm ist der Weg, welcher nordwestlich, außerhalb des Parkes, über die Klosterwand nach Neuwaldegg führt. Zwischen Waldung läuft er fort, links von einem ziemlich hohen Berge, rechts von einer Trift begrenzt, welche viel Ähnlichkeit mit dem Thal auf dem Krapfenwäld-

chen hat. Die Aussicht von dieser Trift ist entzückend; ein herrliches Echo macht das Ganze noch reizender.

Pötzleinsdorf hieß ehemals Bezelinesdorf. Werstrit von Bezelinesdorf war 1136 unter den Zeugen bei der Stiftung des Klosters Heiligenkreuz. In einem andern zu Klosterneuburg aufbewahrten Documente von 1136 kommt ein Warchfried von Pecelinestorf vor. In der Folge war Pötzleinsdorf eine Herrschaft des Klosters zur Himmelspforte zu Wien, und nach der Aufhebung desselben fiel es dem Religionsfonde zu. Von diesem kaufte es 1799 Heinrich von Geymüller. Das Schloß war ehemals unter dem Namen des Ricci'schen Freihofes bekannt. Baron von Ricci hatte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Seiden-Färberei und Tuchschur darin. Nachher kam es an andere Besitzer. Die Gräfin von Herberstein legte den ersten Grund zu dem Park durch die Anlegung einer Pflanzschule von amerikanischen Gewächsen, welche von dem Lustgärtner Carl Seifried besorgt wurde. Gegenwärtig gehört es dem Großhändler Popper.

Der Besitzer des Hauses (24) in Pötzleinsdorf ließ 1844 in seinem Hause einen Brunnen graben. Die Arbeitsleute stießen auf einen Stein, der gesprengt werden sollte, erklärten jedoch dem Hausbesitzer, es habe sich fixe Luft (kohlensaures Gas) in solcher Menge im Brunnen angehäuft, daß man ohne Lebensgefahr nicht mehr in denselben hinabzusteigen vermöge, bis diese Luft ausgepumpt sey. Taub gegen diese Warnung stieg am 7. Oktober 1844 der Hausbesitzer in den Brunnen, um sich hiervon zu überzeugen. Hemmung des Athmens nöthigte ihn sogleich wieder emporzusteigen. Dennoch erneuerte er den Versuch, und kam nicht wieder an das Tageslicht. Der Maurergeselle, Johann Kranzinger, wagte sich nun in den Brunnen, um Jenen zu retten, doch auch er kam nicht wieder zum Vorschein. Dessenungeachtet entschloß sich der Fleischhauerknecht, Franz Leidenfrost, zu Saalmühle bei Waidhofen gebürtig, die Rettung der beiden Verunglückten zu versuchen. Er brachte sie auch mit größter Anstrengung, aber leider als Leichen aus dem Brunnen, und er selbst wäre beinahe das Opfer seines edlen Entschlusses geworden, denn nur schnell angewandte Rettungsmittel entrissen ihn der Ohnmacht, in welche ihn das Einathmen der verderblichen Luft versetzt hatte.

Pragerhaus (bei St. Ruprecht).

Noch sind keine zehn Jahre verstrichen, daß an der Stelle, wo heute die neue Ruprechtsstiege und die sie begrenzenden vier Häuser sich befinden, das sogenannte alte Pragerhaus oder das nachmalige Salzamtsgebäude sich erhob.

Dieses Gebäude war in mehrerer Hinsicht denkwürdig. Als Kaiser Wenzel seine Freiheit und seine Macht zu wiederholten Malen mißbraucht hatte, wurde er von den deutschen Wahlfürsten des Thrones verlustig erklärt und der Pfalzgraf Rubert darauf erhoben. König Sigmund, der seinen Bruder wieder gefangen genommen hatte, vertraute ihn am Lorenzabend 1402 dem Herzog Albrecht IV. von Österreich, mit dem Beinamen des Weltwunders, welcher ihn zu Wien am Kienmarkte in diesem Prag- oder Pragerhaus verwahren ließ. Nur unter guter Bedeckung durfte Wenzel die Umgegend besuchen; er fand aber doch Gelegenheit, nach 15 Monaten seiner Haft zu entkommen. Die Sage nennt einen Fischer, Hans Gründel, als seinen Retter; an einem Seile soll Wenzel aus seinem Gemache über die Stadtmauer sich hinabgelassen haben und hierauf von dem Fischer über die Donau geführt worden sein. Gewiß ist, daß jenseits der Donau, zu Stadlau, Hans der jüngere von Liechtenstein des Kaisers harrte, und ihn mit

fünfzig Schützen über Nikolsburg nach Prag führte.

Von diesem Fischer, Hans Gründel meldet eine Chronik: „Es wohnte dazumal in der Wiener-Vorstadt ein alter Fischer, Namens Hans Gründel, welcher öfters dem gefangenen Kaiser gesottene Fischlein brachte, und zu dem Ende jederzeit durch Wenzel's Gefängniß passiren mußte. Wenzeslaus machte sich mit diesem Fischer bekannt, und beredete ihn durch große Verheißungen so weit, daß er sein bischen Armuth verkaufte, und sich eine 60 Klafter lange und einen Finger dicke, seidene Schnur zulegte, solche, weil ihn sonst jederzeit die Wache visidirte, um den bloßen Leib wickelte und sie solchergestalt dem gefangenen Wenzel brachte. Um Mitternacht ließ sich Wenzel an dieser Schnur von dem Thurme herunter, und Gründel verscharrte ihn in einen Misthaufen, weil noch selbe Nacht Lärmen wurde, und bei damaligen Mondenschein eifrigst Nachfrage geschah, welche folgenden ganzen Tag währte. Die andere Nacht befreite ihn der Fischer seines besudelten Arrestes, führte ihn nach Böhmen und brachte ihn glücklich auf den Wischerad. Allhier beschenkte Wenzel den Fischer reichlich, machte ihn zum Ritter, gab ihm einen rothen Karpfen im güldnen Schilde zum Wapen und ließ seine ganze Familie nach Prag holen, wo er sich dann lebenslang Hans Gründel von Wien geschrieben."

Herzog Albrecht bewachte seinen Gefangenen Anfangs in der Burg, wo er viele Freiheiten genoß. Weil aber Kaiser Sigmund fürchtete, Wenzel könne die ihm gestattete Freiheit benutzen, um zu entfliehen, so wurde er in das, dem Herzoge gehörige, mit Thürmen wohl verwahrte Praghaus am Kienmarkte gebracht.

Dieses Haus erhielt seinen Namen nach einigen Nachrichten entweder von einem aus Böhmen eingewanderten Geschlechte der Herrn von Prag, oder weil darin auf eine kurze Zeit die Münzen geprägt wurde.

Hier saß Kaiser Wenzel bis zum J. 1403, „da brachen," sagt eine andere Nachricht (Appendix ad Chron. Hageni op. Pez Tom. I. col. 1165) „durch einen Boden in einem Marstall, und raitt selb finster gegen Stadlau, do er überfur, da ward sein Herr Hanns von Liechtenstein mit 50 Schützen, und führt Ihn gen Niklspurg, und schickt Ihn haim gen Prag."

In Betreff des Jahres von Wenzel's Befreiung sind die Chroniken vollkommen einig, nur in der Art der Entweichung stimmen sie nicht überein.

Herzog Wilhelm kaufte 1397 dieses Haus mit dem Salzstock vom Münzmeister Hans von Tiren, der hier die sogenannten Wiener-Pfennige geprägt haben soll. Nach Wilhelms Tod erhob sich zwischen den Prinzen darüber ein langer Streit, der dadurch endete, daß der Kaiser Sigmund das Gebäude der steiermärkischen Linie Ernst's des Eisernen zusprach. Es hieß schon damals das Praghaus, auch der Herzogshof am Kienmarkt, zum Unterschiede von der alten Burg und nachmaligen Münze am heutigen Hofe.

Albrecht VI. wohnte während des Zwiespaltes mit seinem Bruder Kaiser Friedrich darin. Bonfin, Geschichtschreiber des Königs Matthias Corvin, nennt den Praghof als eines der Prachtgebäude Wiens, und Johann Corvin, des Königs natürlicher Sohn, wohnte darin, nachdem er die Übergabe der Stadt an seinen Vater abgeschlossen hatte. Hier brauchte er auch das nahe Hafnerbad oder dem Hafnersteig bei der alten Bürgermusterung.

Nach den Steueranschlagsbüchern der Stadt gehörte das Haus nach Schlager bis 1427 dem Bürger Stoß und hieß von ihm das Stoßische Haus. Im J. 1428 heißt es darin das herzoglich vormals Stoßische Haus und erhielt erst 1431 den Na-

men Praghaus. Es war wohl verwahrt, und mit Thürmen versehen; man konnte daraus gerade an die Stadtmauer und in den Garten hinunter kommen.

Prater.

Der Prater war früher ein Jagdrevier der Landesfürsten und wurde 1766 von Joseph II. dem Publikum geöffnet; er ist ein großer Lustwald, mit der Leopoldstadt in unmittelbarer Verbindung stehend und wird von seinem Vorplatze, der Stern genannt, aus, von 6 Alleen in verschiedenen Richtungen durchschnitten. Die erste zur linken Hand führt zur Taborstraße, die zweite zum Nordbahnhof und zur Taborlinie, die dritte zur Militär-Schwimmanstalt und zum Freibade, die vierte zum Feuerwerksplatz und den dort befindlichen Wirthshütten mit Ringelspielen, Schaukeln, Kegelbahnen u. s. w., welche den eigentlichen Wurstelprater bilden und der Tummelplatz der unteren Volksklasse ist; die vierte, oder die 1537 nach der Schnur gezogene Hauptallee mit zwei Seitenalleen (rechts für Fußgeher und links für Reiter) ist der Versammlungsort der eleganten Welt und hat bis zum Lusthause (einen schönen Pavillon mit angenehmen Aussichten), eine Länge von 2315 Klaftern. An dieser Hauptallee liegt links am Anfange der Kaisergarten, und rechts die Schlosserei, und weiter hinauf links das Panorama-Gebäude und die drei Kaffeehäuser, so wie gegenüber der schöne Circus Gymnasticus von Mad. De Bach. — Die sechste Allee endlich führt zur Franzensbrücke nächst den Weißgärbern. Der Prater wird täglich besucht, am stärksten aber an Sonn- und Feiertägen Nachmittags. Weltbekannt ist die glänzende Wagenfahrt, jährlich am Ostermontage, wo sich Tausend Equipagen im vollem Glanze zeigen. Am ersten Mai um 6 Uhr Morgens findet in der Hauptallee das jährliche Preislaufen der herrschaftlichen Laufer Statt. (Siehe Laufer.) Der Prater wird von zahlreichen Hirschen bewohnt, von welchen sich mehrere vertraulich den Spaziergängern nähern, und aus deren Hände Brod fressen. Eines der bekanntesten Thiere dieser Art ist der Waldhansel (1770—1780), dem die menschliche Bosheit leider den Tod gab; man fand ihn eines Tages vergiftet im Gebüsche.

Primglöcklein.

Der Name dieser Glocke bei St. Stephan ward im Munde des Volkes zum Breinglöcklein, was Anlaß zu der Sage gab, es würde geläutet zum Gedächtniß einer in Wien geherrschten Krankheit, die Bräune genannt, wie es in vielen andern Städten Pestglöcklein gibt. Diese Glocke, womit später das Zeichen zum Laternen-Anzünden gegeben wurde, war ursprünglich bestimmt, den Chorherrn zu St. Stephan das Zeichen zur Prim (dem frühesten Chor) oder wie Herzog Rudolph der Stifter es nannte, zur Preim zu geben und weckte zugleich die mit der Domkirche in inniger Verbindung gesetzten Studenten der Hochschule, weil das junge Volk einen gar tiefen Schlaf zu haben pflegt, durch eine ganze Stunde. So sagt es ausdrücklich Johann Hinderbach, Pfarrer zu Mödling und Geheimschreiber Friedrich des III. in seiner Fortsetzung der Geschichte des Aeneas Sylvius (sub pulsu Primarum). Während der ersten türkischen Belagerung 1529 ließ man vom 28. September bis 15. Oktober keine Uhr mehr schlagen, und nur das Primglöcklein zeigte die Viertelstunden an. Unter Joseph II. am 17. Jänner 1784 wurde dasselbe von 4 bis 5 Uhr zum letzten Mal geläutet, nachdem es sich den Bewohnern Wiens durch 420 Jahren ununterbrochen täglich zweimal hatte hören lassen. Die dafür bisher bezahlte Summe von 300 fl. ist zum Religionsfond gezogen worden.

Priorathaus der Schotten.

Dieſes auf der Freiung ſtehende Haus (137) führte vormals den Namen des ſchottiſchen Freihauſes auf dem Vogelſang. Das gegenwärtige Gebäude ließ der Abt, Benno Pointner, 1774 aufführen. Der Bau begann den 13. Feb. 1773 und war den 18. Auguſt 1774 vollendet. Es war Anfangs die Schule zu den Schotten, welche damals nach einem neuen Bau-Styl das Talent eines einfachen Steinmetz-Geſellen zu Stande brachte. Eine ſonſt ſtrenge Kritik aus jenen Tagen äußert ſich hierüber: »Dieſes Häuschen, denn man kann es bei ſeinem mittelmäßigen Körper kaum anders nennen, enthält ein Modell zum Großen und Angenehmen aus alter und neuer Baukunſt. Der Baumeiſter verſteht dieſe ſeltene Kunſt, beide Charaktere zu vereinigen, ohne die Compoſition zu überladen. Es iſt ganz, was man à la Mignonne nennt. Bei all dem hat der Künſtler nicht das Glück, ſeinen Landsleuten zu gefallen. Die Wiener, welche alles Neue in der Muſik, im Schauſpiel, wie in allen übrigen Künſten zu einem Bonmot benützen, nennen es nicht anders, als einen Schubladkaſten.« Und dieſer Name iſt ihm auch bis auf dieſe Stunde geblieben. Das Haus hat auch wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit den Schubladkäſten (Kommoden) jener Zeit, die mit ihren abgerundeten Ecken noch heute hie und da gefunden werden.

Prückelmaier (Johann Matthias), in dem Dorfe St. Bernhard im Viertel ob dem Manhardsberg im J. 1589 geboren, lebte als ein armer Student in Wien anfangs von der Kloſterſuppe, kam nachher in das Convict zu St. Barbara als Alumnus, wurde nach vollendeten Studien Doctor der Rechte und ſchwang ſich von Stufe zu Stufe bis zum kaiſerlichen geheimen Rath und Hofkanzler empor. Im J. 1648 wurde er in den Freiherrnſtand erhoben mit dem Prädikate Freiherr von Goldegg. Nebſt der Herrſchaft Goldegg beſaß er auch in Wiens Umgebung Atzgersdorf, Liesing und den Steinhof. In ſeinem im J. 1656 gemachten Teſtamente vermachte er dem genannten Barbara-Convicte aus Dankbarkeit die anſehnliche Goldegg'ſche Stiftung für arme Studenten, wozu er demſelben ſeine Güter Atzgersdorf und Lieſing vermachte.

Pulverthurm-Explosion.

Samſtags den 26. Juni 1779 um neun Uhr Vormittags flog der mit Stückmunition für die Armee in Böhmen reichlich angefüllte Pulverthurm nächſt der Nuſſdorfer-Linie mit einem fürchterlichen Knalle in die Luft. Die Urſache dieſes Unfalles wird verſchieden angegeben; einige ſchoben die Schuld auf die Nägel in den Schuhen eines Artilleriſten, welche Funken gegeben haben ſollen, andere auf das Tabakrauchen. Fünf und zwanzig Handlanger und Conſtabler wurden ſo zerriſſen, daß man nur einzelne Theile ihrer Körper fand; viele Perſonen auf der Straße, in den nahen Feldern und Wieſen wurden durch die zahllos umherfliegenden Kanonenkugeln, Haubitzen und Granaten getödtet oder verwundet; in der Brigittenau und im Augarten viele Bäume zerſplittert, dem Prälaten Ambros von Kloſterneuburg, der eben die Linie hinunter nach Hauſe fuhr, ein Pferd aus ſeinem Poſtzuge erſchoſſen, viele Häuſer im Lichtenthal, am Thury und Himmelpfortgrund zerſtört oder unbewohnbar gemacht, die ganze Stadt rund um die Wälle eine Sekunde lang wie von einem Erdbeben gehoben, und in der Stadt und allen umliegenden Ortſchaften Dächer, Fenſter und Thüren beſchädigt. — Nur der dicht am Thurme geſtandenen Schildwache wurde auf eine wunderbare Weiſe kein Haar gekrümmt; ſie wurde beim Aufſpringen des Thurmes nur umgeworfen, blieb aber durch ihre ganze Lebenszeit taub. Der Pulver-

thurm ſtand auf der Stätte der Häuſer (97, 108 und 109) am Thury, welche die nach ihm genannte Pulverthurmgaſſe bilden.

Pummerin (Die).

Von den im ausgebauten Thurme befindlichen fünf Glocken, iſt die Joſephiniſche eine der größten in der Welt. — Joſeph I. beſchloß, ſie zum ewigen Andenken der, in ſein fünftes Lebensjahr fallenden, zweiten Belagerung durch den Großweſſir Kara Muſtapha, aus dem eroberten türkiſchen Geſchütz gießen zu laſſen. — Johann Achammer, k. k. Stuckgießer, machte ſich am 18. Dezember 1710 verbindlich, gegen 7 Gulden für den Centner Glockenmetall, und für den Centner der vier Zuflaſchen 10 fl. Gußlohn, nebſt einer Belohnung von 100 Ducaten eine Glocke von 304 Centner zu gießen. Hiezu erhielt er vom Kaiſer 330 Centner Metall und 40 Centner Schlackenwerder-Zinn, wobei ihm ein Feuerabgang von ſieben Centner bewilligt wurde. Am 21. Juli 1711 vollbrachte er in Gegenwart vieler hohen Perſonen glücklich den Guß. Nachdem hierauf der Maurermeiſter Alexander Oebel auf Befehl des Magiſtrates vom rothen Thurm bis St. Stephan die Feſtigkeit der unterirdiſchen Gewölber unterſucht und ſie, wo es nöthig war, unterſtützet hatte, wurde die Glocke am 29. Oktober aus ſeiner Werkſtätte in der Leopoldſtadt auf einem beſonders dazu verfertigten Wagen und einer Schleife von mehr als 200 Menſchen herreingeführt und am 15. Dez. 1711 vom Biſchof Freiherrn v. Kumel mit vieler Feierlichkeit eingeweiht. P. Reifenſtuhl, der über den Stephans-Dom geſchrieben, und bei ihrer Einweihung gepredigt hat, gibt an, daß ſie etwas über 402 Centner ſchwer ſei, nähmlich ohne Helm 324 Centner 31 Pfund, der Helm 70 Centner, der Schwengel 7 Centner 75 Pfund. Dieſes ungeheuren Gewichtes wegen, ruhte die Glocke auf zwei eichenen Balken, die man, wenn ſie geläutet werden ſollte, abſchraubte. Die Höhe der Glocke ſammt der Krone beträgt 9 Schuh 8¼ Zoll, der Durchmeſſer 10′, der Umfang 30′; die Dicke des Anſchlages über 8 Zoll. — Sie wurde zum erſten Male geläutet bei Carl des VI. Heimkehr von der Kaiſerkrönung am 26. Jänner 1712. Sie hat in Allem gegen 19500 fl. gekoſtet. Dieſe Glocke, die „Pummerin“ genannt, hat folgende Inſchriften in lateiniſcher Sprache.

1.

Unter dem Bilde des heiligen Joſeph, bei welchem die Wapen von Ungarn und Böhmen angebracht ſind:

„Joſeph der I. römiſcher Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, ließ dieſe ungeheure Maſſe von Erz, auf daß ſie der Größe ſeiner Freigebigkeit angemeſſen ſei, verfertigen und in dieſen albertiniſchen Thurm zur beſondern Zierde deſſelben aufziehen, damit der mächtige Schall die Völker antreibe, mit ihm dem Allmächtigen für ſo viele und ſo herrliche Siege zu danken.“

2.

Unter dem Bilde der unbefleckten Empfängniß, wo neben das kaiſerliche und andere Wapen, ſteht:

„Der ohne Makel empfangenen Gottesmutter, Joſeph dem Nährvater Gottes auf Erden, dem heiligen Markgrafen Leopold, dieſen erhabendſten Namen weihte über das Ungewitter ſiegreiche Glocke, Franz Ferdinand Freiherr von Kummel, des heiligen römiſchen Reichsfürſten und Biſchof zu Wien.“

3.

Unter dem Bilde des heiligen Leopold mit dem Wapenſchild Öſterreichs:

„Im Jahre 1711, da Ferdinand Carl Graf von Welz Statthalter, Johann Franz Wenighofer Bürgermeiſter, Johann Sebaſtian Höpfer von Brandt Stadtoberkämmerer, und Georg Altſchaffer Baumeiſter war.“

4.

Rings um den mit Laubwerk künſtlich verzierten Rand:

„Das Erz der türkiſchen Kanonen, aus denen ſie 1683 durch 2 Monden gegen Wien wütheten, bis ſie durch Carln Herzogen von Lothringen und die verbündeten chriſtlichen Fürſten hinweggeſchlagen wurden, hat Johann Achammer, kaiſerlicher Stuckgieſſer, in dieſes, dem Dienſte Gottes geweihte Werkzeug von mehr als 30,000 Pfund mit Kunſt und mit Glück verwandelt.“

Beim großen Geläute den 28. Juni 1739 wegen des, den polniſchen Wahlkrieg endigenden Friedens, zerſprang der Schwengel. Es wurde daher zu Piſing hinter Neuſtadt vom Hammerſchmied Sebaſtian Wiener ein neuer, noch einmal ſo ſchwerer von 15 Centner 70 Pfund gegoſſen.

R.

Raben (Bierhaus zu den drei).

Das Bierhaus in der Rabengaſſe (im Sorgenthal'ſchen Haus 645) iſt uralt, denn es ſpielt ſchon zur Zeit der zweiten Belagerung Wiens durch König Matthias Corvin eine Rolle. Da demſelben an der ſchnellen Übergabe der Stadt Alles gelegen war, ſo wagte er ſich, kühn gemacht durch ſeinen groſſen Anhang, den er darin hatte, unter dem Schutz einer kurzen Waffenruhe als Wagner vermummt in die Stadt und ſprach einige Häupter ſeiner Partei im Geheimen in dieſer Schenke. Das im zweiten Stockwerke des Eckhauſes der Tuchlauben in die Landskrongaſſe, beim ſogenannten Winter-Bierhaus befindliche Standbild ſoll den König in ſeiner Verkleidung, wie er ſich in die Stadt ſchlich, darſtellen. Die Tracht des Bildes iſt ungariſch. Matthias ſei aber, erzählt die Sage, plötzlich erkannt worden und die kaiſerlichen Hauptleute beſchloſſen, ihn zu ergreifen. Mit genauer Noth, mit Hülfe eines von ſeinen Anhängern in der Nachbarſchaft erregten Auflaufs glückte es ihm aber, ein Rad vor ſich herrollend, zum Stubenthore hinaus zu entkommen, wo die Seinigen ihn in Angſt und Beſtürzung erwarteten.

Rabengaſſe (in der Stadt).

Sie hat von dem Hauſe zu den drei Raben den Namen und hieß vormals „am Steig“ von ihrer Lage; ſie gehört zu den kleinſten Gäſſen.

Rabengaſſe (auf der Landſtraße).

Im Jahre 1627 wurde für den Freimann und die Abdeckerknechte (Freimanns-Geſindel genannt) ein abgeſondertes Wohnhaus an der vormaligen Hirſchpeunt (vor dem Carolinenther) erbaut. Dieſe Gegend erhielt von dem Schwarme der Raben und Krähen, die ſich dort bei den Überreſten des abgehäuteten Viehes des Waſenmeiſters einfanden, im Verlaufe der Zeit den Namen der Rabengeſtätte, woraus in der Folge Rabengaſſe wurde. Die türkiſche Belagerung 1683 machte der Freimannsſchmölz und Wohnung dort ein Ende, ſie wurden in die Gegend der St. Marxerlinie verlegt.

Rabenſtein.

Der Rabenſtein ſtand bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vor dem Schottenthore nächſt der Dreimohrengaſſe bei der ſogenannten Krebſenhütte an der Holzgeſtätte. Matthias Corvinus verfügte 1488 die Ausbeſſerung des Rabenſteins, welches ſeit 1311 unterblieben war und das hohe Alter dieſer Richtſtätte bezeichnet. Als 1747 die Richtſtätte von der Spinnerin am Kreuze wegen der Nähe des Schloſſes Schönbrunn weggeſchafft, und nur jene nächſt der Roßau am Rabenſtein beibehalten wurde, erging auch die weitere Verordnung, alle Vollſtreckungs-Werkzeuge ſowol als die Leichname ſelbſt ſogleich aus dem Wege zu räumen. De Luca ſagt 1770 vom Rabenſtein: „Hier zeigt ſich eine von

Ziegeln erbaute Terrasse, die um und um frei steht, worauf sich eine viereckige Säule befindet. An diesem Orte werden die Brandmarkung, das Hängen, das Rädern und die Kopfabhauung vorgenommen."

Raimund (Ferdinand)

wurde den 1. Juni 1791 in Wien geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Handwerker, konnte ihm keine wissenschaftliche Bildung geben, weßhalb sich Raimund genöthigt sah, nach des Vaters Tode (1805) bei einem Conditor Lehrling zu werden. Allein schon 1808 entfloh er aus dem Hause seines Principals, ging nach Preßburg, und betrat die Bühne. Seine schlechte Aussprache, Folge eines organischen Fehlers, ließ ihn durchfallen, was ihn jedoch eben so wenig zurückschrecken konnte, als die tausend Verlegenheiten, in die ihn das unstäte Leben einer wandernden Schauspieler-Gesellschaft stürzte. Er ging nach Stein am Anger, kam 1809 nach Ödenburg und Raab, und erwarb sich durch unausgesetztes Bilden an sich selbst nach und nach die Anerkennung, die seinem angebornen Talente zukam. Endlich trat er 1813 zuerst auf dem Theater in der Josephstadt zu Wien auf, erhielt hier eine Anstellung für lokalkomische Rollen, und gab 1815 und 1817 sowol im Leopoldstädter-Theater, wie in dem an der Wien mit vielem Beifall Gastrollen. Dieß hatte zur Folge, daß er noch in demselben Jahre als ständiges Mitglied an dem Leopoldstädter-Theater engagirt wurde. Nachdem er sich mit vielem Glück ganz dem Fache der Lokalkomik gewidmet hatte, verheirathete er sich mit der Tochter des Theaterdichters Gleich, die als Schauspielerin und Sängerin beliebt war. Diese Ehe wurde jedoch bald wieder getrennt.

Er trat 1823 als Volksdichter auf in dem Zauberspiel: der Barometermacher auf der Zauberinsel, das auf dem Leopoldstädter-Theater mit so viel Beifall aufgenommen wurde, daß Raimund bald darauf den Diamant des Geisterkönigs folgen ließ. 1825 befiel ihn eine schwere Krankheit, sie ließ den Keim zu jener Hypochondrie in ihm zurück, die ihm das Leben raubte. Ungeachtet dieser Gemüthsverstimmung war er sehr produktiv und als Schauspieler der Liebling des Publikums. Schon 1826 entzückte er die Wiener mit dem Märchenspiel: der Bauer als Millionär. Dieß wie: Moisasurs Zauberfluch wurden mit vielem Applaus begrüßt. 1828 folgte die gefesselte Phantasie. In demselben Jahre übernahm er auch die technische Leitung der Bühne, die ihm jedoch so viel Verdruß machte, daß er sie nach 2 Jahren niederlegte. Der Alpenkönig und Menschenfeind und 1829 das tragikomische Zauberspiel, die unheilbringende Zauberkrone waren die nächsten Stücke, die er aufführen ließ.

Nachdem er viele Gastrollen im Theater an der Wien gegeben hatte, verließ er 1831 Wien und unternahm eine Kunstreise nach München, Hamburg und wieder nach München, 1832 nach Berlin und abermals nach Hamburg und erntete überall viel Beifall. 1832 nach seiner Rückkehr gewann ihn das Josephstädter-Theater, für das er auch sein letztes Stück: der Verschwender schrieb, das im Februar 1833 zum ersten Male und zugleich ununterbrochen 42 Mal aufgeführt wurde. 1834 kaufte er sich unweit Gutenstein ein kleines Landgut, wo er von nun an zurückgezogen lebte, wenn er nicht auf Reisen war, oder in Wien Vorstellungen gab. 1835 und 1836 unternahm er nochmals eine Reise nach Prag, München und Hamburg, die ihm aufs Neue Ehre verschaffte.

In sein Thal zurückgekehrt, ward er hier von seinem Hunde gebissen und seine Hypochondrie spiegelte ihm vor, der Hund sei toll gewesen. Man rieth ihm Zerstreuung an und vermochte ihn zu einer kleinen Er-

birgsreise; allein kaum zurückgekehrt, erfuhr er, daß der Hund für toll angesehen, was sich als ungegründet erwies, erschossen werden sei. Bis zum Wahnsinn erhitzt, machte er sich sogleich nach Wien, um sich ärztlich behandeln zu lassen, weil er fest überzeugt war, er trage den Keim zur Tollheit in sich. Ein Gewitter, das ihn nöthigte, die Nacht über in Pottenstein zu bleiben, überwältigte ihn mit solcher Verzweiflung, daß er sich durch ein Terzerol den Tod zu geben suchte. Die Wunde war zwar tödtlich, der Unglückliche mußte aber 8 Tage unter furchtbaren Qualen zubringen, ehe er seine allzuraſche That bereuend, starb. Bei seiner Beerdigung auf dem Kirchhofe zu Guttenstein, hatten sich viele seiner Verehrer und Freunde eingefunden, und Ludwig Löwe legte tief erschüttert einen Lorbeerkranz auf seinen Sarg.

Als Dichter und Schauspieler hat Raimund das Verdienst, daß er die fade Komik durch poetischen Humor zur Kunst erhob und dem Volke Sinn für das Poetische einzuhauchen wußte. Als Volksdichter steht er bis jetzt unerreicht da, und er würde, hätte er länger gelebt, noch Bedeutenderes geleistet haben. Obwol die Hauptcharaktere in seinen Märchendramen meist verkörperte Abstractionen sind, so haben sie doch durch den Humor so viel persönliches Leben, daß der Zuschauer wider Willen an sie zu glauben genöthigt wird. Unter andern Verhältnissen würde Raimund ein Shakespeare für das Volk geworden sein. Er besaß Tiefe des Gefühls, Bonhommie des Herzens und dabei Schärfe des Verstandes, Witz und Humor genug, um in den duftenden Gestalten einer reizenden Märchenwelt die Schwächen und Laster der Menschen zu geißeln. Raimund verstand meisterhaft zu charakterisiren, wodurch seine Gestalten, auch die in den phantastischen Boden wurzelnden, volle Lebenswahrheit erhielten.

Seine gesammelten Werke gab Joh. N. Vogl (4 Bde. Wien 1837) heraus. Raimunds Grab schmückt jetzt eine wohlgetroffene Büste des Dichters von Eisenguß.

Rathhaus.

Durch den Ankauf des Hauses Nr. 383, genannt „zum rothen Stiefel," welches das Eck der Salvatorgasse und des Stoß im Himmels bildete, und dessen Besitzer 1842 mit Tod abging, erhielt das Rathhaus 1843 seine gegenwärtige vergrößerte, arrondirte und gegen die Salvatorgasse um das dritte Stockwerk erhöhete Gestalt. — Bei dieser Gelegenheit erhielten auch sämmtliche städtische Ämter neue, sehr zweckmäßige Lokalitäten, welche durch breite, schöne Verbindungsgänge mit einander communiciren können. Das heutige Rathhaus ist ein Riesengebäude gegen dem Embryo, aus welchem es entstand, und bildet heute die ganze Halbinsel drei Straßen entlang. — Der Magistrat gelangte vor mehr als einem halben Jahrtausende zum Besitze des ersten Gebäudes, woraus nach und nach das heutige Rathhaus entstand. Es war dieses das Haus des reichen und einflußreichen Bürgers Otto Haim von Neuburg, der es gegen Friedrich dem Schönen mit Otto von Baiern hielt, und das Friedrich 1310 confiscirte, nachdem Haim sich durch die Flucht gerettet hatte. Friedrich schenkte dieses Haus mit der dabei stehenden Mariencapelle den 12. Mai 1316 der treuen Bürgerschaft der Stadt, und es verblieb derselben auch dann noch, als Haim in der Folge (1327) wieder in Gnaden aufgenommen wurde und seine übrigen Besitzungen zurück erhielt. — Die bedeutendsten Zubauten geschahen 1456 und 1457, und bis 1600 der erste Bau des durch einen gleichzeitigen Kupferstich erhaltenen Gebäudes in der Wipplingerstraße mit dem noch vorhandenen Wahlspruch an der Decke des äußeren Rathsaales:

„Semper Concordes (M. D. C.)

zu Stande kam. Im Frühling 1780 wurde das heutige Gebäude in der Wipplingerstraße erbaut, wobei das vorige Rathhaus-Gebäude gegen den hohen Markt vergrößert wurde, indem das daranstoßende sogenannte St. Salvators-Zinshaus angebaut wurde.

Der Hof besitzt an dem Brunnen eine herrliche Gruppe aus weichem Metall, Perseus auf dem Flügelrosse, die angeschmiedete Andromache von dem Ungeheuer befreiend, von Raphael Donner. Die Lage des ältesten Rathhauses ist unbekannt. Eine uralte Überlieferung setzt es in das Selbische Haus am Graben (1192), was jedoch nur zur Zeit Ottokars der Fall sein konnte; denn unter Herzog Albrecht und Friedrich dem Schönen stand es in der Wollzeile, am jetzigen Bischofs- und Zwettlhof. Seit Friedrich dem Schönen ist es vom heutigen Platze in der Wipplingerstraße (385) nicht gewichen. Es besteht jetzt aus sechs Gewähren: Ottheimens- oder Salvator-Capelle und Pfarre, — das alte Mauthaus, — das alte Rathhaus, — das ehemalige Prombauer'sche Haus und der obere und untere Theil der goldenen Muschel.

Rathhaus-Capelle (Salvators-Capelle).

Der alte Otto Haym, aus dem ritterlichen Geschlechte von Neuburg, starb zur Zeit, als Österreich an das Haus Habsburg kam. Er hatte drei Söhne, wovon Haymo Johanniterritter war, von Herrand ist nichts bekannt; Otto aber wurde seiner tapfern Thaten wegen von Herzog Albrecht mit einem breiten Kriegsgürtel geschmückt. Er hatte eine Breitenfelder zur Frau, welche ihm nur zwei Töchter, Gutha und Margaretha, gebar, darum vermachte er sein großes Vermögen seiner Vaterstadt und der Kirche. Sein großes Haus ist das heutige Rathhaus in der Wipplingerstraße, und ein Theil davon ward durch den Baumeister, Niklas Scheibenböckh, zu einer Marien-Capelle, oder der heutigen Salvatorskirche gestaltet. Zum Unterschied der nahen und uralten Kirche zu Maria-Stiegen wurde die Capelle am Rathhause die Marien-Capelle Otto Haymo's genannt, und daraus entstand mit der Zeit im Munde des Volkes die Benennung der Capelle in Ottenhayn, welches die Unwissenheit sogar zu einem Heiligen machte, so daß das hölzerne Salvators-Standbild auf dem Hochaltare als St. Ottenhayn vom Volke verehrt wurde. Diesen seltsamen Mißverstand zeigte Peter Hainfogel nach zwei Jahrhunderten, 1515 den 15. Juni dem Papste Leo X. an, der eine Bulle erließ, womit der Capelle der Name Salvators-Capelle verliehen und die vorige Benennung unter Androhung des Banns untersagt wird.

Im J. 1794 machte der Leopoldstädter-Richter, Ignaz Holzhauer und die dortigen Gerichtsbeisitzer dem Seitenaltare der Capelle im Rathhause, welchen die bürgerl. Innungen hatten neu erbauen lassen, sechs versilberte Leuchter von Gürtler-Arbeit zum Geschenk, welche die Aufschrift haben:

„Jesu dem Sohne Gottes" — — — „der Richter und die Gerichtsbeisitzer der Gemeinde Leopoldstadt."

Sie besteht aus zwei kleinen, durch einen offenen Bogen verbundenen Capellen, wovon die nördliche (links) viel niedriger ist und ein vielgurtiges Kreuzgewölbe hat; die südliche aber, ohne Zweifel späterer Zusatz, viel höhere Wände und ein einfacheres Gewölbe, aufweiset. Ihre Altarvorlage ist dreiseitig mit hohen und schlanken Fenstern.

Der Haupteingang in der Salvatorgasse, mit zierlichen Säulen und Steinbildern geziert, dürfte um 1520 entstanden sein. Das Bild auf dem neuen Salvatoraltar ist von Meidinger (1795).

Rauheneck.

Das älteste der Drillingsschlösser im Helenenthale bei Baden scheint das mächtige Rauheneck zu sein, zu dem sich, hart an der Rückseite des herrlichen neuen Schlosses Weilburg, ein schöner Steg durch den dunklen Föhrenwald zieht.

Hat man den Vorhof betreten, so verweile man auf dem freien Platze des Zwingers, wo zur Rechten die ganz verfallene Capelle, kennbar durch das in Stein gehauene Kreuz über dem Eingange, zur Linken die Wohnung des Priesters steht. Nichts übertrifft den Anblick, den auf diesem Standpunkte das Burgthor in das Innere des Gebäudes gewährt. Koulissen ähnlich, treten auf beiden Seiten die Querwände der Burgtheile hervor, und bilden eine sich immer mehr verengende Vertiefung von beträchtlicher Länge. Die Mauern längs des Thorweges sind zusammengestürzt und verschaffen durch den freien Einfall der Strahlen der Morgensonne eine magische Beleuchtung. Ganz im Hintergrunde erhebt sich in hoher Majestät der dreieckige, stumpfe Thurm. Wenn der Mond dieses Trümmerhaus bescheint, so glaubt man die Geister der einstigen Burgbewohner am alten Gemäuer dahin huschen zu sehen. Darunter glaubt man zarte Frauengestalten zu erkennen und eisenfeste Ritter; aus aller Mitte aber scheint eine hohe Greisengestalt hervor zu ragen, die mit sehnsuchtsvollen Blicken nach der Zinne des alten Thurmes hinauf sieht, wo noch vor Kurzem eine zwei Spannen dicke Föhre auf ihre unten stehenden Erzeuger hinab blickte. „Wie oft noch," so soll die Greisengestalt sich vernehmen lassen, „werde ich bei jedem Windstoß, bei jedem Blitzstrahl für dein zartes Leben zittern, das nur kärglich dem Mauerstein des Thurmes entsprießt. Noch ein langes Jahrhundert wird vergehen, ehe dein Stamm zum Fällen stark genug sein wird; dann noch ein Menschenalter, bis das Kind, das in einer Wiege aus deinem Holze geschaukelt werden soll, zum Manne reift, und nach des Schicksals Schluß den Fluch als Priester löset, der hier an dieser Schuttstätte mich ruhelos gefesselt hält." So sollen den Spukgeist oft die Holzbauern klagen gehört haben, die um Mitternacht hier vorüber gingen, und so lautet die Sage von der jungen Föhre auf Rauheneck.

Ehrfurcht erweckend ist der Bau dieses Thurmes. Er hat nur drei Seiten, wovon jede der äußeren über 6, die innere aber, die mit dem Schlosse in Verbindung stand, bei 7 Klafter ihrer ganzen Höhe nach breit ist. Er wurde ganz aus Quadersteinen erbaut. Die Mauern haben 8 Schuh in der Dicke. Man erblickt am Thurme bloß Schießscharten und einen einzigen Gang, der aus dem zweiten Stockwerke der Burg dahin geführt haben muß, und wohin man heute mittelst einer Holztreppe von 22 Stufen gelangt.

Die Aussicht von der Zinne, zu der man noch 77 Stufen zurücklegen muß, ist unvergeßlich und bezaubernd. Achtzig Ortschaften bedecken die weit ausgedehnte Ebene bis an das Leithagebirge. In der nächsten Umgebung liegt gegen Osten die Stadt Baden, hinter welcher sich der kahle Calvarienberg erhebt; etwas entfernter liegen Pfaffstätten, Trübuswinkel und Thalern. Wie ein gelber Faden zieht sich in grünen Flächen die Poststraße hin, woran man Neudorf und Traiskirchen liegen sieht. Auch die gegen Biedermannsdorf und Vösendorf hinlaufende, liniengerade Laxenburger-Allee ist deutlich zu erkennen. Gegen Westen erheben sich Schloß Leesdorf, die Lustschlösser und Parkanlagen zu Schönau und Vöslau; letzteres mehr gegen Süden. Im Norden öffnet das romantische Helenenthal seinen grünen Schoß, aus dem sich Rauhenstein's Trümmerburg, die Helenen-

kirche, die Häuser und die neue Durchfahrt des Urthelſtein's, die Klauſe und die Ruine von Scharfeneck empor heben.

Das Gebäude iſt von beträchtlichem Umfange; es hat drei innere Quermauern, und ſcheint vier Stockwerke hoch geweſen zu ſein. Die Ringmauern zogen ſich gegen den Thurm, ohne ihn ganz einzuſchlieſſen. Nebſt dem Thurme iſt nur noch die Capelle erwähnungswerth. Dieſe, durch wildwucherndes Geſträuch unbetretbar gewordene Stätte war im 15. Jahrhundert, als die berühmten Grafen von Waldſee die Burg beſaßen, weit im Lande berühmt, ihrer Pracht und Herrlichkeit wegen. Reiche Vergoldungen ſchmückten die Wände, den Altar zierte eines der ausgezeichnetſten Werke italieniſcher Kunſt, ein großes Kreuzbild von Alabaſter, durch die Familie von Rom hieher gebracht, und reiche geiſtliche Ornate füllten die Schränke. Bei dem Einfalle, welchen die berüchtigten, unter dem Namen der ungariſchen Brüder bekannten Räuber auf der Veſte machten, wurden alle dieſe Herrlichkeiten geraubt.

In geſchichtlicher Hinſicht iſt von Rauheneck Folgendes zu berichten. Das Haus der Turſo's erhielt von Carl dem Großen die ganze umliegende Gegend, um ſich hier anzuſiedeln und ſie von den Räubern zu reinigen. Turſo wählte zu ſeiner Anſiedlung den Eingang des nördlichen Gebirges bei Baden, deſſen Quellen damals ſchon beſucht waren, weil er von hier aus die weite Ebene frei überſehen und der Räuberhorden am beſten Meiſter werden konnte, welche aus dieſen Gebirgsthälern und der Thalſtraße vom Gute Sattelbach hervorbrachen. Die auf dem rauhen Eckfelſen erbaute Veſte erhielt den Namen Rauheneck, und ihr Erbauer, welcher der Stammvater der öſterreichiſchen Turſo iſt, nannte ſich nach ihr Turſo von Rauheneck. Das Jahr der Erbauung iſt unbekannt. 1136 beſaß Hartung der Turſo, einer der mächtigſten Dynaſten der Zeit, dieſe Burg. Er kommt im Stiftsbriefe von Heiligenkreuz als Zeuge vor. Nach ihm erſcheint 1231 Heinrich von Rauheneck als Beſitzer der Burg. Er iſt wegen ſeiner Streitſache mit dem Pfarrer von Mödling bekannt. Otte der Turſo von Rauheneck, welcher eine Rapottenſtein zur Frau hatte und 1331 ſtarb, liegt im Capitelgange zu Heiligenkreuz begraben. Ihm folgte ſein Sohn Bunzel von Rauheneck, der ſich 1334 mit Berid, einer Tochter des Philipp von Pillichsdorf vermälte. Dieſem gelang es, ſeinem Schwiegerſohne die Veſte durch Liſt abzugewinnen. Der verſchlagene, kühne Mann nannte ſich ungeſcheut Herr von Rauheneck und trieb von dieſem Felſenſchloſſe aus Wegelagerung. Dieß zwang endlich die Wiener, deren Verkehr beſonders litt, mit Erlaubniß des Herzogs Rudolph gegen ihn auszuziehen und das eroberte Rauheneck zu zerſtören. Pillichsdorf, welcher bei dieſer Erſtürmung gefangen ward, wußte alle Schuld der Räubereien auf den Burgvogt Elias zu ſchieben, der ohne Auftrag dieſe Gräuel verübt haben ſollte, und ſein Leben als Gefangener im rothen Thurm in Wien beſchloß.

Im J. 1359 kommt wieder ein Johann Turſo, als Rauheneck's Beſitzer vor, und er und ſeine Nachfolger bauten die gegenwärtige Burg. Als Herzog Albrecht IV. am Montage nach St. Pantaleon 1400 gegen Heiligenkreuz auf die Jagd zog, beſah er den neu vollendeten Bau, und verweilte fünf Stunden im Schloſſe. Reinprecht von Wallſee beſaß die Burg 1413. Er errichtete am Fuße des Berges zwei Wachhäuſer, die er mit Mannſchaft beſetzt hielt. Unter ihm hielt ſich auf Rauheneck der geſchickte Waffenſchmied Euſebio aus Italien auf, deſſen Arbeiten lange Zeit im Stifte Heiligenkreuz als Seltenheiten aufbewahrt wur-

den. Da Wallsee sich später in geheime Verbindung mit Baiern einließ, so wurde er von Herzog Rudolph verfolgt, und Rauheneck (1431) vom landesfürstlichen Burggrafen von Mödling, Stückelberger, eingenommen. Dieser hauste aber arg auf der Burg, beraubte und verheerte die ganze Gegend bis an den Wienerberg. In diese Zeit fällt auch die Verwüstung der Burg durch die ungarischen Brüder, welche besonders die Capelle verheerten. Als diese Räuberherde mit ihrer Beute weiter in die Gebirge zog, wurde sie von einer zweiten Bande, welche das sogenannte Schelmenloch *) bewohnte, überfallen und ihrerseits rein geplündert. 1463 bemächtigte sich der Räuberhauptmann, Franz Haag, der Burg Rauheneck. Er war ein Böhme und am kaiserlichen Hofe erzogen worden. Er verband sich mit den zahllosen Räuberbanden, die in jenen Zeiten der Drangsale Österreich durchzogen, mit Henke, Rohrbacher, Ludwenko und den sogenannten Cruciaten, unter ihrem Hauptmanne Sluha, und eroberte nebst Rauheneck auch die kaiserliche Burg *) zu Baden. Dieser Besitz dauerte aber nur kurze Zeit. Schon 1466 zog der kaiserliche Anführer Georg von Pottendorf vor diese Vesten und bemächtigte sich ihrer. Haag und Sluha wurden sammt ihren Spießgesellen gehenkt, und das Schloß zu Baden bis auf den letzten Stein zerstört und wieder aufgebaut. Dieser Haag hatte auch das von Wallsee am Fuße des Rauhenecker-Berges angelegte Dörfchen, die Point, vergrößert. Bis 1528 sind die Besitzer der Burg oder kaiserlichen Pfleger unbekannt. In diesem Jahre kommt ein Christoph von Rauheneck vor, welcher ein Stück seiner Waldungen, der „Todtenkopf“ genannt, an die Stadt Baden verkaufte, um sich dafür eine, einem Ritter angemessene Rüstung anschaffen zu können, um damit an Carl des V. Hof zu erscheinen. Er starb 1529, liegt in Heiligenkreuz begraben und ist der letzte, welcher den Namen Rauheneck führte.

Im J. 1617 besaß Hans Paul Bayer von Weikersdorf Rauheneck, Rauhenstein, das bei Baden liegende Weikersdorf, die Veste Rohr, Wöslau, Weinzirl und Wieselburg. Er wurde am 1. Juli 1635 von Ferdinand I. in den Reichsfreiherrnstand mit dem Titel: von und zu Rauhenstein erhoben und starb 1657. Sein Sohn Johann Andreas starb 1660. Ihm folgte im Besitze der Güter seine Schwester Susanna Clara, welche Rauheneck, Rauhenstein und Weikersdorf an ihren Gemal, Carl Ludwig Grafen von Hofkirchen, k. Kämmerer, Hofkriegsrath und G. F. M. brachte, der als der Letzte seines Stammes 1692 zu Wien starb.

Seitdem blieb Rauheneck immer mit Rauhenstein vereinigt, und hatte dieselben Besitzer, wie unten angeführt wird. Die Zerstörungsepoche von Rauheneck ist eben so unbekannt, als die seiner Entstehung. Nach einer 150 Jahre alten Abbildung hatte es damals schon kein Dach mehr.

Rauhenstein.

Am diesseitigen Schwechatufer, beinahe in gerader Linie mit Rauheneck, an der Nordseite des Helenenthales liegt auf den grotesken Versprüngen einer steilen Klippe das 900jährige Haus der ritterlichen Rauhensteiner. Dicht hinter dem Hause des Meßners der Helenacapelle führt ein gut gebahnter Weg dahin.

Schon der Eingang in die alte Burg durch ein mächtiges Thor, dessen Gewölbe und Schwibbogen noch ganz erhalten sind, ist

*) Dieses Schelmenloch ist eine Felsenhöhle südlich im Gebirge von Rauheneck, wurde gegen dreißig Jahre von Räubern bewohnt, und nach vielen Kämpfen von Pottendorf durch einen Überfall gereinigt.

*) Sie stand auf dem Platze, welcher bis auf unsere Tage heraus „die Burg“ genannt wird.

impoſant. Zuerſt betritt man einen kleinen Vorhof, in welchem ſich rechts der Aufgang nach einem ganz verfallenen Vorwerke, und gerade aus das neue Hofthor der eigentlichen Veſte befindet. Durch dieſes Thor gelangt man über einen zweiten kleinen Hofraum in das Innere des Gebäudes. Rauhenſteins Überreſte ſind unter den drei Nachbarburgen am beſten erhalten, denn noch ſteht der große Wartthurm, das ganze Haupt- und mehrere Nebengebäude; nur der Dachſtuhl iſt allenthalben eingeſtürzt, und hat die Decke der Gemächer zerſchmettert. Vom Rücken allein angreifbar, wo ein höherer Waldberg das Schloß überragt, bedurfte es nur dort zur Vertheidigung des Zuganges bedeutender Außenwerke, die größtentheils noch beſtehen. Von den einzelnen Theilen Rauhenſteins erkennt man den Ritterſaal, die Capelle, ein gut erhaltenes Gewölbe zu ebener Erde, wo heute die Einſchreibbücher zur Aufzeichnung der Burgbeſucher liegen, die Verließe und den Eingang eines großen unterirdiſchen aber verſchütteten Ganges.

Seine Beſichtigung erinnert den Geſchichtsfreund an einen Ritter Hartneid von Popſtorf, der hier 1380 von Heinrich von Rauhenſtein, dem damaligen Herrn der Burg, gefangen gehalten und nur gegen das Verſprechen frei gelaſſen wurde, ſein Leben in einem Kloſter zu beſchließen, wofür die Familie der Popſtorf haften mußte. Die Urſache dieſer Gefangenſchaft und ſonderbaren Freilaſſung iſt unbekannt. Der intereſſanteſte Theil der Burg iſt der ungeheuere viereckige Wartthurm, bis zu deſſen Eingang man 81 Stufen, und von hier bis an die Zinnen 78 Stufen empor ſteigen muß. Das Mauerwerk dieſes Thurmes iſt rieſenhaft, die Ausſicht aber etwas beſchränkter als von der Rauhenecker-Warte.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Rauhenſtein völlig bewohnbar; ſodann überließ man es ſeinem Schickſale. Sein letzter Bewohner noch im Anfange dieſes Jahrhunderts war ein einſamer Rußbrenner, der für ſeine pittoreske Wohnung jährlich zehn Gulden bezahlte, und dabei den ſtillen Vortheil genoß, mehrere hundert Gulden aus dem Peche der umliegenden Nadelwälder zu ziehen, die er um Tauſende verdarb, und in Kienruß verwandelte. Von ihm ſchreibt ſich auch die Schwärze der Gemäuer her. Die ſchönen Anlagen um Rauhenſtein und die damalige Herſtellung der Burg ſelbſt verdankt man theils ihren Beſitzern, den Freiherren von Doblhof, theils anderen hohen Freunden dieſer Gegend und der Natur.

Rauhenſteins Erbauung durch Turſo iſt ſchon oben berichtet worden. Im 12. Jahrhundert erſcheint Siegfried von Rauhenſtein (1160) und nach ihm Heinrich von Rauhenſtein (1178). Im 13. Jahrhundert (1208) erbaute der im Capitelgang zu Heiligenkreuz begrabene Otto Turſo von Rauhenſtein in Wien ein Haus, unweit des oberen Grabens *). Nach ihm kommen viele Rauhenſteine in Urkunden vor, von welchen Heinrich von Rauhenſtein 1380 den Hartneid von Popſtorf, wie geſagt, im Verließe der Burg gefangen hielt. Nach ihm trifft man in den Geſchichtsbüchern des Landes keine Rauhenſteine mehr. 1466 beſaß es Wilhelm von Puechheim. Als in dieſem Jahre Kaiſer Friedrichs Gemalin, Eleonora, nach dem Gebrauche der Badner-Heilquellen Heiligenkreuz beſuchte, ward ihr Kammerwagen von den Knechten Puechheimers angehalten und beraubt. Hierauf erſchienen von Wien und Neuſtadt die kaiſerlichen Scharen, mit welchen ſich die Gebirgsleute vereinigten, und die Veſte wurde mit Sturm erſtiegen. Als Puechheim, welcher nach Oberöſterreich entflohen war, ſich dort zu dem Räuberanfüh-

*) Dort, wo heute das Haus zur ungariſchen Krone ſteht; es hieß damals zum Rauhenſtein. Von ähnlichen Beſitzungen erhielt wahrſcheinlich auch die Rauhensteingaſſe ihren Namen.

ter, Georg Stein, gesellte, und mit ihm verbunden raubte und mordete, auch auf die Vorladung 1467 nicht in Linz erschien, so wurde er in die Acht erklärt. Die dadurch dem Fiscus zugefallene Burg gab Maximilian I. 1495 pfandweise dem Grafen Prueschenk von Hardeck, der sie fünf Jahre später ganz an sich brachte. 1592 besaß sie Ägydius Gattermayer, Rath und n. ö. Kriegszahlmeister, Ahnherr der Grafen von Gatterburg. Zu den merkwürdigsten Besitzern der Burg gehört Georg Sauer, der die Helena-Capelle erbaute und zu seinem Erbbegräbnisse bestimmte. Nach Hofkirchens Tod wechselten beide Burgen schnell ihren Besitzer, bis sie an die Familie der Quarient-Roll gelangte, unter welchen Rauhenstein 1713 abgedacht und der Verödung preisgegeben wurde. Einige Jahre später kamen beide Burgen an die Freiherrn Doblhof-Dier, welche sie noch besitzen.

Rauhensteingasse.

Sie verbindet die Himmelpfortgasse mit der Weihburggasse und führte vormals in dieser Gegend den Namen „auf der Tafern“ (Tagken, Datken), und in jener die Traibetten- (Trabanten-, eigentlich Dreibeten-) Straße. Wir haben gesehen, daß sich dort einst das Gerichtshaus der Stadt und bis zu Joseph II. das Kloster zur Himmelspforte befand.

Rautenstrauch (Johann),

geboren den 10. Jänner 1746 zu Erlangen, war k. k. Hofagent in Wien, wo er den 8. Jän. 1801 starb. Er schrieb mehrere belletristische und politische Werke, worunter seine Biographie der Kaiserin Maria Theresia (Wien, 1779) auch von neueren Biographen benützt worden ist. Die unverhergesehene Wette (Wien 1771), der Jurist und der Bauer (Wien 1773) und die Vormundschaft, oder der Strich durch die Rechnung (Augsburg 1775) machten durch lebhaften Dialog und durch Lokal-Interesse Glück auf der Bühne, das zweite hat sich sogar durch seine derbe Komik und die Glanzrolle der Rosine bis heute erhalten. Er schrieb 1796 zum Besten der Wiener-Freiwilligen die Cantate: „der Retter in Gefahr,“ welche der Capellmeister Süßmayer in Musik setzte, von der deutschen Operngesellschaft mit dem Orchester beider Hoftheater im Redoutensaale viermal gegeben wurde und 9425 fl. einbrachte.

Folgende Begebenheit aus Rautenstrauchs Leben verdient aufbewahrt zu werden. Der Cassier des Haupt-Siegelamts zu Wien, Matthias R....., war wegen Stempel-Verfälschungen im August 1789 zum Tode durch den Strang verurtheilt worden. Seiner zahlreichen Familie und angesehenen Anverwandten wegen zeigten sich viele Fürbitter, unter welchen sich Personen von hohem Range befanden. Zwei und zwanzig Bittschriften wurden zu Gunsten des Verurtheilten eingereicht und blieben fruchtlos. Maria Theresia schien fest entschlossen, durch ein Beispiel strenger Gerechtigkeit, ähnlicher Vergehungen, die kurz aufeinander sich oft wiederholt hatten, zuvor zu kommen. Am 16. August ward der Unglückliche mit allen rechtlichen Formalitäten, nach damaligen Gebrauch auf der Schranne am hohen Markt aufgesetzt (oder nach heutiger Sprachweise aufgesetzt).

Johann Rautenstrauch, Lizentiat der Rechte und bekannter Tagesschriftsteller, ein edler Mann, dem nur ein etwas zu heißes Blut vorgeworfen werden konnte, war mit vielen Andern im Amtshause gegenwärtig, als dem Matthias R....., das Todesurtheil angekündigt wurde. An demselben Tage soupirte er in einem der ersten Häuser der Hauptstadt, in welchem bei der Tafel das Gespräch sich um dieses Tagesereigniß drehte. Man wünschte hier aus Humanität und in Berücksichtigung der Umstände, wie beinahe allerwärts in der Stadt

die Begnadigung des Verurtheilten. Einer der Tischgäste, ein Mann von sanftem Gemüthe, stellte an Rautenstrauch die Frage, ob er nicht glaube, daß es möglich sei, eine letzte Bittschrift mit so gearteten Gründen zur Begnadigung zu verfassen, daß die gute Monarchin bewogen werden könnte, hier Gnade für Recht eintreten zu lassen, und dem Verurtheilten das Leben zu schenken. Rautenstrauch gab die Möglichkeit der Sache zu, machte den Fragenden jedoch auf die Kürze der Zeit und auf die Schwierigkeit aufmerksam, das Gnadengesuch an die Kaiserin gelangen zu lassen. Nur ein Anwesender erklärte den Versuch für unschicklich; er ermangelte auch nicht, die Erfolglosigkeit aller früheren Versuche geltend zu machen.

Hiermit schien die Sache abgemacht. Nach dem Essen aber bat das Fräulein des Hauses den Rechts-Lizentiaten Rautenstrauch im Namen aller Menschenfreunde, den Versuch, dem Verurtheilten wenigstens das Leben zu erhalten, zu wagen. Dieser versprach es, und verfaßte in der folgenden Nacht nachstehende, hier mit Hinweglassung einiger weniger Ausdrücke wiedergegebene Bittschrift.

„Allerdurchlauchtigste u. s. w. Ein Augenzeuge der, dem Matthias N.....n gewesenen Haupt-Siegel-Amts-Cassier geschehenen Ankündigung des Todes — im Namen aller Übrigen, die bei diesem schrecklichen Auftritt zugegen waren — im Namen des Publikums, welches diesen Vorgang mit Schaudern vernommen, und durch Seufzer und Thränen den Wunsch zu erkennen gibt, daß diesem Unglücklichen das Leben geschenkt und sein Vergehen auf andere Art bestraft werden möchte; dieser wagt es hiedurch, in vollem Vertrauen auf Gottes und Theresiens unbegrenzte Gnade, fußfällig jene Gründe des Erbarmens vorzustellen, vermöge welchen man die Begnadigung dieses Missethäters möglich glaubt — und hofft. Der mit der Todesangst nunmehr schon ringende Matthias N....., von der Größe seines Verbrechens überzeugt, hofft auf keine Gnade und weiß nichts von dieser flehentlichen Bitte; seine Gattin, seine Kinder, seine Enkel und so viele schuldlose Anverwandte — alle — ringen trostlos die Hände und verzweifeln an seiner Begnadigung, nachdem sie alles Mögliche versuchten — — —; und selbst der Bittsteller wagt es nicht, seinen Namen zu unterschreiben, nachdem es stadtkundig, wie viele höchste, hohe und andere Personen umsonst für ihn gebeten haben; aber das Publikum, welches die unermeßliche Huld seiner angebeteten Monarchin aus tausend Beispielen kennt und sich in seiner Hoffnung noch nie getäuscht fand, dies — dies hofft Gnade für ihn, und zwar aus folgenden Beweggründen:

1. Weil das göttliche Herz Theresiens immer zum Verzeihen geneigt ist, am allermeisten, wenn das Verbrechen am höchsten Ärarium begangen worden.

2. Weil seit beinahe dreißig Jahren in ähnlichen eben so schweren Verbrechen keine Todesstrafe an irgend einem Schuldigen vollzogen worden.

3. Weil das höchste Ärarium, dem Vernehmen nach, bereits gänzlich entschädigt wurde, welches jedem Missethäter, zwar keineswegs den Nachlaß der Strafe, sondern unter Theresiens milder Regierung gewöhnlich eine Minderung derselben bewirkt.

4. Weil der Missethäter durch Gefangenschaft und die Trennung von den Seinigen eben so sehr, ja fast noch mehr, als mit dem Tode selbst, bestraft sein, hingegen

5. seine in namenlosen Jammer versenkte schuldlose Gattin, seine Kinder, Enkel und übrigen Anverwandten von der unauslöschlichsten Schande befreit würden, welche sie, die Überlebenden mehr treffen und stärker drücken dürfte, als den Schuldigen.

6. Weil der Verurtheilte die Qualen des Todes durch die schaudervolle Ankündi-

gung seines Endurtheils und durch die fürchterliche Zubereitung zu demselben, bereits ganz empfindet, folglich

7. der Endzweck der Strafe, das Beispiel für andere seines Gleichen, nicht verfehlt, sondern der strengen Gerechtigkeit schon ein großes Opfer gebracht worden.

Noch nie war man mehr von der Gewißheit überzeugt, daß der Verbrecher den Tod verdient habe, als bei diesem; aber — darf ich's sagen? — noch nie hat man zuversichtlicher der Gnade entgegen gesehen; Alles wünscht, Alles hofft — Erbarmen für diesen Unglücklichen!

Ein dankvolles Jubelgeschrei für Theresens höchstes Wohlergehen wird dafür durch die Wolken zum Throne des Ewigen dringen und Gott wird eine Handlung segnen, die eine Abbildung seiner ersten Eigenschaft ist." —

Am folgenden Morgen fuhr Rautenstrauch mit dieser Schrift nach Schönbrunn. Der 17. und 18. August waren für Theresen Tage der Trauer und des Gebetes; kein Kammerherr hatte Dienst, Niemand wurde vorgelassen. Es gelang dem Verfasser der Bittschrift dennoch, sie durch eine vertraute Person der Monarchin in die Hände zu bringen. Am Nachmittage desselben Tags kam die Schrift mit einem Handbillet an den Präsidenten der obersten Justizstelle; es wurde darin unter andern befohlen, die Gründe dieser Schrift schleunig zu untersuchen und den Verfasser ausfindig zu machen. Den 18. August, Vormittags, wurde das Gesuch berathschlagt, die Gründe triftig gefunden, hierauf gegen zwölf Uhr Mittags, der Thürhüter Weidner mit dem Vortrag im schnellsten Fuhrwerk nach Schönbrunn gesandt, und um ein Uhr, brachte ihn dieser schon zurück. Die gütige Fürstin hatte darauf geschrieben: „Placet, mir ist ein großer Stein vom Herzen."

Eine halbe Stunde später wurde das rothe Tuch, (damals ein Zeichen, daß jemand durch Henkershand sterben müsse), eingezogen und dem Verurtheilten (dessen Todesurtheil schon gedruckt war), die Entlassung der Todesstrafe durch den Stadt- und Landrichter von Wien eröffnet. Allgemeine Freude erfüllte die Stadt.

Als Rautenstrauch vernahm, daß der Verfasser der eingereichten Bittschrift ausfindig zu machen sey, begab er sich zum Vice-Statthalter, Grafen von Herberstein, und überreichte ihm schriftlich das Bekenntniß, daß er es sey, der diesen Schritt gewagt habe. Er wurde hierauf wegen unbefugter Einmischung in Angelegenheiten, die ihm fremd waren, mit einer dreitägigen Profosenstrafe belegt und man gab ihm den Wink, dagegen im Gnadenwege einzuschreiten, weil es ihm ein Leichtes sein würde, sich vom Profosen loszuschreiben, indem er den R..... vom Galgen losgeschrieben habe. Rautenstrauch that es nicht. Am 16. September 1780 ging er zum Profosen und gestand nachher, er habe sich im Bewußtsein einer guten That, nie besser, als während dieser drei Tage befunden. Getrübt wurde jedoch dieses edle Bewußtsein durch das Benehmen der Familie und der ganzen Verwandtschaft des am Leben erhaltenen R..... Diese hatten während des Processes zehntausend Gulden zu einer milden Stiftung für den Nachlaß der Todesstrafe zu bezahlen sich erboten, für Rautenstrauch aber, der sie zugleich von der Schande befreite, hatten sie nicht ein Wort des Dankes, sondern sie thaten, als ob sie in der ganzen Hauptstadt allein den nicht kennten, der Alles bewirkt hatte. Wahrlich! ein kolossaler Fall von Undankbarkeit, der geeignet ist, jeden Edlen, der sich auf eine ähnliche Art behandelt sieht, mit Trost zu erfüllen.

Inzwischen war dem guten Rautenstrauch ein würdigerer Lohn verbehalten, denn eine unmittelbare Folge der Begnadigung des R....., war auch jene des O.....,

der wegen Stempel- und Bancozettel-Verfälschungen eine Woche nachher ausgesetzt, und dem ebenfalls das Leben geschenkt wurde.

Ratzenkreuz.

Bei der Mariahilferkirche in der Nebengasse stand vormals bei einem Brunnen eine Steinsäule mit dem Bildnisse der unbefleckten Empfängniß Mariä, die den Namen des Ratzenkreuzes führte, und welche die Unwissenheit mit dem nahen Ratzenstadl (Magdalenengrunde) in Verbindung setzte, weil die dortige Gegend von den Ratten vormals so stark mitgenommen worden sein soll, daß die Menschen ihre Wohnungen verlassen mußten, welche Plage nicht eher aufhörte, als bis die Bewohner jener Gegend diese Säule der Muttergottes gelobt und errichtet hätten. Es ist merkwürdig, daß diese Fabel Jahrhunderte hindurch sich fortpflanzte, obgleich ein Blick auf die Inschrift der Säule den Urgrund der Sage an den Tag gelegt und gezeigt hätte, daß das Denkmal seinen unpassenden Namen von seinem Errichter erhalten hatte. Die Schrift lautete:

„Herr Ferdinand Ratz hat diese Säulen erbauet Anno 1668. Anno 1683 ist sie von dem Erbfeind ruinirt worden. 1699 ist sie von Herrn Erhardt Ulses wieder erbauet worden."

Realis *)

Pseudonym des Schriftstellers Gerhard Robert Walther Ritter von Coeckelberghe zu Dützele, geboren zu Löwen in Belgien den 9. Februar 1786. Er verließ als Kind 1794 mit seinem Vater in Folge der Zeitwirren (siehe den Artikel Coeckelberghe) sein Geburtsland und studierte zu Prag und Wien. Nach vollendeten Studien trat er 1806 in Staats-Civildienste, die er 1843 verließ, um sich ausschließend den Wissenschaften zu widmen *). Das erste Merkmal seiner schriftstellerischen Thätigkeit brachte das Jahr 1822, in welchem seine Novelle „der Helfer am Kreuze" mit dem Akzessit des Preises ausgezeichnet wurde, welchen der Herausgeber der Wiener Zeitschrift für Lit., Theater, Kunst und Mode, Joseph Schickh, für die beste Erzählung ausgeschrieben hatte, und womit in den Vorjahren der berühmte Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier, Hoffmann, und der beliebte Erzähler Prätzl betheilt worden waren. Seit dieser Zeit ruhte seine Feder für die Öffentlichkeit bis 1836, wo er als Mitarbeiter des von Nikolaus Österlein gestifteten österreichischen Morgenblattes, besonders mit historischen und erzählenden Aufsätzen beifällig auftrat. Seine Aufsätze sind nach dem Urtheil competenter Richter in einer ebenso bündigen als fließenden Sprache geschrieben; auch sind sie meistens nach einem moralischen Ziele gerichtet und verrathen eine Fülle von geschichtlichen, linguistischen, literarischen und wissenschaftlichen Kenntnissen. — Nach Österleins unerwarteten Tode (den 31. Dezember 1838) übernahm er ganz unvorbereitet mit dem nächsten Tage (den 1. Jänner 1839) aus ganz uneigennützigen Absichten, um die Subsistenz der Familie desselben zu sichern, die Redaction des Blattes unter der Firma „Gerhard Dützele," und hat demselben eine feste Richtung und große Verbreitung verschafft. Auch im österreichischen Zuschauer von Friedrich Ebersberg sind viele seiner Arbeiten erschienen, wovon vorzüglich, „die Blicke in die Tiefen und Höhen der Natur" so wie seine mit Severin unterzeichneten „Notizen aus Wien" genannt werden. Als selbstständige Werke sind bisher von ihm erschienen:

*) Bei der Wahl dieses Namens war dem Verfasser unbekannt, daß es einen älteren Realis de Vienna gibt, von dem Herder spricht.

*) An einem andern Orte werden des Verfassers aufbewahrungswerthe, Zeit und Zustände schildernden Geschicke und Erlebnisse mitgetheilt werden.

1. Ruinen, ein Taschenbuch für Freunde der Geschichte und Sagen. 1. Auflage, 3 Bde., Wien, bei Krammer und Kaulfuß, 1828 und 1829. 2. Auflage um 2 Bde. vermehrt. Wien, bei Michael Lechner 1839.
2. Heraldische Blumen. Wien, 1840 bei Rehrmann. (Enthält Wappenbilder und Schildsagen, wovon mehrere im österreichischen Morgenblatte erschienen.)
3. Schwertlilien. Wien bei Michael Lechner, 1840, 2 Bde. (Erzählungen, kleine Chronik und Schwänke.)
4. Curiositäten- und Memorabilien-Lexicon von Wien u. s. w. 2. Bde. gr. 8. In Commission bei Mayer und Compagnie. 1846 und 1847.
5. Ränke und Schwänke der heimatlichen Vorzeit. Wien 1846, bei Pfautsch und Compagnie.
6. Wanderungen durch Wien und seine Umgebung. Bei ebendemselben. a) das kaiserliche Lustschloß Belvedere. b) der Prater. c) Mödling und Liechtenstein. d) Baden.
7. Die kaiserliche Burg in Wien. 1846. Bei A. Pichler's Witwe.
8. Das k. k. Lustschloß Schönbrunn. 1846. Eben daselbst.
9. Das k. k. Lustschloß Laxenburg. Ebenso.
10. Die Juden und die Judenstadt in Wien. Wien 1846, bei Lechner.

Rector Magnificus.

Die Würde eines Rectors Magnificus war noch unter Carl VI. so angesehen, daß er in öffentlichen Aufzügen unmittelbar vor dem Kaiser ging, und den Rang vor allen hohen weltlichen und geistlichen Würdenträgern des Hofes behauptete. Es entstand daher ein Rangstreit zwischen den Rittern des goldenen Vließes und dem Rektor, welchen der Kaiser dadurch beilegte, daß die Toisonisten und der Rector mit den Professoren in öffentlichen Prozessionen neben einander gingen. Der Rector war auch Vorsitzer des Universitäts-Consistoriums, welches über Civil- und Criminalsachen abzusprechen hatte. Der Rector Magnificus führte in der Ansprache den Titel: »Eure Magnificenz« — den man spaßigerweise »Eure Großmacherei« verdeutschte und dabei anführte, diese Titulatur rühre daher, weil der Rector, als Repräsentant der Hochschule aus kleinen Leuten durch die Wissenschaft große Männer mache.

Redemtoristinnen (Die)

auf dem Rennwege, erhielten ihre Kirche und ihr Kloster 1834. Die erste ist im italienischen Styl erbaut und das Hauptaltargemälde, »Christus als Redemtor mundi, mit Gott Vater, der heiligen Maria mit den Patriarchen und vielen Heiligen,« ist in Öl vom Ritter von Hempel gemalt.

Redoutensäle.

Diese von Fischer von Erlach unter Maria Thereſia erbauten zwei Säle werden bald das Säcularfest ihrer Entstehung feiern. Ihr schönes Gebäude bildet die nordwestliche Fronte des Josephsplatzes. Dort standen unter Leopold I. und Carl VI. zwei Säle, in deren einem, dem kleineren, bei Vermählungsfesten des Hofes die Bankette gehalten wurden, während der andere das Hofopernetheater enthielt. Dieses war ausschließend der italienischen opera seria gewidmet. In dem kleinern Saale, welcher zur Carnevalszeit ebenfalls zum Theater vorgerichtet war, fanden zu dieser Periode italienische Komödien Aufführungen statt. Die Pracht der italienischen Oper unter Carl VI. übertraf alles, was man früher in dieser Art gesehen hatte. — Auch unter Leopold I. entfaltete sich großer Glanz bei den theatralischen Vorstellungen, welche bei den Hoffesten gegeben wurden. So z. B. bei dem Beilager des Kaisers mit der Infantin Marga-

reihe (1666). Carl VI. war ſelbſt ein großer Freund und Kenner der Muſik.

Unter ihm fanden die glänzendſten Opernvorſtellungen in dieſem Opernſaale Statt. Die berühmteſten Künſtler jener Zeit waren darin beſchäftigt. Die Meiſterhand der Brüder Bibiena ſchuf die Decorationen und die übrige Decorirung jenes Theaters. In der Regel wurden nur zwei Opern des Jahres aufgeführt, worunter beſonders jene am Namenstage des Kaiſers ſich durch Pracht auszeichnete. Jede dieſer Opernvorſtellungen ward gewöhnlich drei bis vier Mal wiederholt und es war dabei gegen Freikarten jedem anſtändig Gekleideten der Eintritt geſtattet. Eine ſolche Oper koſtete meiſt 50 — 60,000 Gulden.

Am 8. Jänner 1744, bei der Vermählungsfeier der Erzherzogin Maria Anna (Tochter Carl des VI., Schweſter der Kaiſerin Maria Thereſia) mit dem Prinzen Carl von Lothringen ward die letzte große italieniſche Oper (Ipermneſtra) auf dem alten Hofopernhaustheater gegeben. In den nächſten Jahren brach man es ab und der Theaterimpreſſar, Freiherr von Lopreſti verwandelte dieſe Localitäten in Redoutenſäle, bei welcher Gelegenheit auch die Speiſeſäle errichtet wurden. Der erſte Maskenball in den neuen Sälen ward im Carnevale 1748 abgehalten. Im J. 1752 wurden beide Säle nach neuer ſchöner Architektur durchaus von ſolidem Mauerwerk und Stein aufgeführt. Im J. 1767 wurde die Außenſeite des ganzen Traktes erneuert und in ihrer jetzigen Geſtalt hergeſtellt. Im J. 1788, bei Veranlaſſung der Vermählung des damaligen Erzherzogs Franz (Franz I.) mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Würtemberg wurden die beiden Redoutenſäle zu den Hoffeſten durchaus reſtaurirt. Daſſelbe fand zum Theile auch Statt 1816, bei der Vermählung des Kaiſers Franz mit der Prinzeſſin Carolina Auguſta von Baiern (gegenwärtig Ihre Majeſtät die Kaiſerin Mutter). Dieſe Reſtaurationen, ſo wie einige kleinere, welche in abwechſelnden Zeiträumen vorgenommen wurden, betrafen indeſſen ſtets nur die Decorirung der Säle, während die 1840 geſchehene in allen Theilen durchgreifend genannt werden darf. — Das Bedürfniß, die Redoutenſäle nach einer ſo langen Reihe von Jahren neu zu decoriren und in ſo ferne es mit ihrer urſprünglichen Bauart vereinbar iſt, dem Zeitgeſchmacke gemäß herzuſtellen, zeigte ſich immer dringender, die Widmung dieſer Säle zu den maskirten öffentlichen Bällen und zu verſchiedenen Productionen für wohlthätige Zwecke, ſo wie ihre Beſtimmung für Feſte des Hofes, alles dieſes iſt hinlänglich bekannt, und rechtfertigt den hohen Glanz, in welchem wir ſie heute erblicken. — Der große Saal hat 6966 □ Schuh Bodenfläche.

Regensburgerhof.

Dieſes Haus (751) beherrſcht das Lugeck, bildet einen Durchgang von der oberen in die untere Bäckerſtraße und gehörte urſprünglich den Kaufleuten von Regensburg, die darin ihre Niederlagen hatten. Später kam er an Private, und in ſeinen vorigen Räumen bewirthete 1470 Niklas Teichler, zu ſeiner Zeit ein eben ſo tüchtiger Kriegsmann als Diplomat, Friedrich III. und den König Matthias Corvin noch als Freunde bei einem feſtlichen Tanze. Dabei befand ſich 1408 ein Ziehbrunnen auf der Straße, deſſen runden Umfang Hirſchvogel 1547 mit dem Namen Marcus Curcius anzeigt. Unter einem Gemälde, die Stadt Regensburg darſtellend, ſtanden die Worte:

Mich Regensburgerhof bewahre allezeit
Die allerheiligſte Dreifaltigkeit.

Regierungsgebäude (K. K. n. ö.).

Die n. ö. Regierung befand ſich bis 1753 im Vicedom-Amtshauſe (564) in der Spänglergaſſe neben dem Haus zum Auge Gottes

und wurde dann in die Herrngasse rückwärts des Harrachischen Hauses (Landrechten-Haus) übersetzt, welches die im Gebäude in dem inneren Hof gesetzte Inschrift beweiset:

Franciscus et Maria Theresia
Justitiae Custodes et Vindices
hanc
Themidis Sedem
P. C.
A. O. R. MDCCLIII.

Nach Aufhebung des Minoritenklosters unter Joseph II. 1784 wurde dasselbe der Regierung zugewiesen.

Reichskanzlei-Gebäude.

Gegen Norden wird der innere Burgplatz durch das herrliche Gebäude der Reichskanzlei, eines der prächtigsten Europa's, geschlossen. Es wurde 1728 unter Carl VI. von Fischer von Erlach im erhabensten Style aufgeführt. Es hat vier Stockwerke, an beiden Seiten und in der Mitte Balcone von Marmor und am Giebel ist das Wapen des Erbauers angebracht.

Außer den beiden großen Bogen zur Rechten und zur Linken ist die Durchfahrt von dem Michaelsplatze und der Schauflergasse auf den innern Burgplatz. Bis 1728 stand an der Stelle dieses Prachtgebäudes ein ganz unansehnlicher Trakt, der, zu den alten Burggebäuden gehörig, verschiedene Bestimmungen erhielt und gewöhnlich zu Kanzleien verwendet wurde. An einem Ende dieses Gebäudes ward 1712 die Carolinische Triumphpforte erbaut. Wie über dem großen Mittelthore, befinden sich über die zwei Bogen ebenfalls Balcons und am Giebel Gruppen von Adlern mit Trophäen. Zu beiden Seiten dieser Bogen zeigen sich kolossale, von Sandstein gearbeitete, schöne Gruppen, die vorzüglichsten Thaten des Herculus darstellend; nämlich an dem Bogen, der auf den Michaelsplatz führt, der Kampf des gedachten Helden mit dem Antäus und dem Busiris, und an dem andern Bogen, welcher in die Schauflergasse führt, seinen Kampf mit dem Nemäischen Löwen und dem Cretensischen Stier. Diese Gruppen, ein Werk des geschickten Hofbildhauers Lorenz Mathielli, sind sehr gelungen.

Das Gebäude führte bis zur Aufhebung der deutschen Reichsverfassung (1807) seinen Namen mit der That, indem darin der Reichshofrath seinen Sitz hatte; er zählte nebst dem Präsidenten, Vicekanzler und Vicepräsidenten 7 Reichshofräthe vom Grafen und Herrenstande, und 8 Reichshofräthe vom Ritter und Gelehrtenstande. Von jeher waren strenge Gerechtigkeit in Rechtshändeln, zwischen Unterthanen und den Territorialherren und getreue Anhänglichkeit an die deutsche Constitution die Tugenden desselben. Seine noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts erlassenen entschiedenen Erklärungen zur Verwahrung der Gerechtsame der fränkischen Reichsritterschaft und anderer unmittelbarer schwächeren Landstände wider die wiederholten Angriffe von Seite des Stärkeren zeigen, daß es diesem Gerichte eben so wenig an rascher Entschlossenheit und ausharrendem Eifer, als an Einsicht und Gewissenhaftigkeit fehlte. Im Reichskanzlei-Gebäude wohnte 1809 der franz. Censur-Minister Bacher, worüber Franz Gräffer in seinen kleinen Wiener-Memoiren (1845) sagt, es sei merkwürdig, daß er seinen Sitz gerade im Gebäude des deutschen Reiches hatte, von welchem die Franzosen einmarschirend so gütig waren, auszurufen: ah que cette ville est jolie!

Im ersten Stockwerke befindet sich das äußerst merkwürdige geheime Hof-, Haus- und Staatsarchiv (S. Archiv). Im Mittelsaale des 2. Stockwerkes sind drei herrliche Wandgemälde auf Wachsgrund von dem österreichischen Künstler Peter Krafft, wovon zwei die Rückkehr Kaiser Franz des J. 1809 und 1814, und das dritte dessen erste Ausfahrt nach der schweren Krankheit 1826 vorstellen.

An diesem Gebäude stieg, um darin seine Wohnung zu nehmen, am 4. März 1810 der französische Großbotschafter Berthier ab, als er nach Wien kam, um für den Kaiser Napoleon um die Hand der Erzherzogin Maria Louise anzuhalten, und 1814 zur Zeit des Wiener-Congresses bewohnte der König Maximilian von Baiern und die Großfürstin Maria, Erbprinzessin von Weimar, Kaiser Alexanders Schwester, diesen Theil der Burg. Von Hofämtern befinden sich darin das Oberst-Hofmarschallamt, das Controleramt, die Hofstaatsbuchhaltung, das Hofzahlamt und die Hoftheater Direction.

Neil (Joh. Anton Friedr.),

im Thal Ehrenbreitstein den 2. Februar 1773 geboren, faßte, angeregt durch die Leistungen der Neuhaus'schen Schauspielergesellschaft in Coblenz und durch die Böhmschen und Koch'schen während der Kaiserkrönung Leopolds in Frankfurt, den Entschluß, dramatischer Künstler zu werden. Er begann seine Laufbahn 1794 in Brünn und auf den Bühnen zu Laibach und Innsbruck. Außerdem daß er als geachteter Schauspieler fungirte, war er auch mit den ersten Baßrollen der Oper beschäftigt, und dieses Wirken setzte er bis zur Zeit fort, wo er im k. k. Hofburgtheater am 21. April 1800 in der Rolle des Hans Buller auftrat. 1831 wurde er Kammerdiener bei Sr. Majestät dem Kaiser Franz. Als Schriftsteller war sein Wirken von eben so günstigem Erfolge wie als Schauspieler. Während er als Abbé de l'Epée, Advocat Wellenberger, Nathan der Weise, Heinrich Reuß, Amtshauptmann von Valberg, Stern im Spieler, Regulus, Hofrath Reinhold in den Hagestolzen, Stadtmusikus Miller, Theramen u. a. m. in Ansehen als Schauspieler stand, reussirte er als Schriftsteller mit seinem Bergsturz (Oper, Musik von Weigel, aufgeführt 1812 im Theater nächst dem Kärntnerthor), Baals Sturz (Oper, Musik von Weigel 1819). Nebst mehreren patriotischen Gedichten, vielen belletristischen Aufsätzen, welche in Journalen gedruckt wurden, erschienen noch: „der reiche Poet", Lustspiel in einem Act. — „der Wanderer im Waldviertel in Österreich", Brünn 1823. „Das Nachtlämpchen", Wien 1828 — und das „Donauländchen" der k. k. Patrimonialherrschaften, 1835 u. s. w. Das populairste seiner Gedichte ist wohl „die Schildwache am Pulverthurm", welches lange Zeit in dem Munde des Volkes gelebt hat. Er starb den 22. Juli 1843 zu Penzing.

Reimprechtsdorf (o. Ramersdorf),

mit 5 Gassen, 25 Häusern und gegen 800 Bewohnern, nach Sonnenhof zu Margarethen eingepfarrt, erkaufte der Magistrat zugleich mit dem Spitelberg (Kroatendörfel) am 1. November 1795 vom Bürgerspital, und es untersteht nun der Stadt in allen Zweigen der Personal- und der Real-Gerichtsbarkeit. Den Namen soll es seinem ältesten Herrn danken, der angesehenen Bürgerfamilie der Ramersdorfer, aus denen einer 1408 in dem unseligen Zwist um die Vormundschaft über Albrecht V., zwischen Leopold dem Stolzen und Ernst dem Eisernen mit dem edlen Bürgermeister Vorlauf auf den Schweinmarkt durchs Henkerschwert fiel, und die Gerichte des Himmels auf Leopolds Haupt herabrief. — Die älteste bisher vorgekommene Spur, daß Reimprechtsdorf in Urkunden genannt wird, ist 1368 daß Kathrein, die Witwe Jakobs des Zyß, ehemaligen Amtmanns von St. Stephan auf der Wieden, von ihren Weingärten zu Reimprechtsdorf, am Hungelbrunn und im Schöff, eine Stiftung den frommen Frauen grauen Ordens zu St. Niklas auf der Landstraße machte.

Reindorf.

Auf dem Wege nach Schönbrunn berührt man das südliche Ende der Schmelz

und durchschneidet Reindorf. Fünf Dörfer, welche sich westlich von Wien ohne scharfe Grenzscheide bis gegen Schönbrunn ausbreiten, machen das sogenannte Reindorf aus. Das ehemalige Meinhartsdorf, ein Eigenthum Klosterneuburgs; der aus einem einsamen, nahe an der Straße gelegenen Wirthshause entstandene Braunhirschengrund; — Fünfhaus, früher Hangende Lüsse, vor Hangendenließ genannt; das eigentliche Reindorf, welches sich bis gegen Meidling erstreckt, und Rustendorf, die Häuserbrücke, welche das Schönbrunner-Ufer mit der Stadt vereinigt, sind diese 5 Gemeinden, die über 12000 Menschen zählen, worunter die größte Verschiedenheit in Religion und Vaterland herrscht und größtentheils bei den dortigen vielen Fabriken Nahrung finden. Im Monat August 1846 wurde daselbst eine Kinderbewahr-Anstalt errichtet. In diesen Ortschaften fliegt häufig das Weberschiffchen, raspelt die Feile, tobt der Hammer, pumpert der Binderschlägel, pfeift der Hobel, kleppelt die Spitzentrommel, dreht sich das Stick-Tamburin, kurz was Leben und Odem hat, treibt hier das Lebenstriebrad.

Reitschulen (K. K.).

a) Sommer-Reitschule.

Sowohl die Sommer- als Winterreitschule befinden sich heute auf der Stätte des alten Lustgartens, welchen Ferdinand I. seiner Gemalin Anna zu Lieb anlegen und mit einem Labyrinthe oder Irrgarten ausschmücken ließ. Beide Reitschulen verdanken ihre Entstehung dem baulustigen Carl VI. Die Sommer-Reitschule befindet sich zwischen dem Gebäude der Winter-Reitschule und dem Schweizerhofe, und bildet ein offenes längliches Viereck. — Wenn die Erzherzoge sich hier im Reiten übten, so war es von jeher erlaubt, daran als Zuseher Theil zu nehmen, und unter der Landesmutter Maria Theresia war die Reitschule vorzugsweise der Ort, wo die alte Anhänglichkeit der Wiener sich an dem herrlich heranblühenden Geschlechte ihrer Söhne innig erfreute.

b) Winter-Reitschule.

Diese Reitschule wird für die schönste in Europa gehalten. Sie wurde nach dem Plane des berühmten Fischer von Erlach erbaut, unter der Oberaufsicht des Oberststallmeisters Gundacker Grafen von Althann und bildet gegen den Michaelsplatz den einen Flügel des neuen Burggebäudes, wie es nach dem Entwurfe Erlach's hätte vollendet werden sollen. Die Hauptfronte ist gegen den Michaelsplatz gerichtet, der Eingang ist aber vom Josephsplatz her. Der Bau fing 1729 an und war 1735 vollendet, wie die darin angebrachte Inschrift sagt:

Palatinam equestrem Palaestram
instruendae exercendaeque
Nobili Juventuti
Et equis
ad cursum bellumque formandis
Imp. Caes. Caroli Austrii
D. Leopoldi A. F. Aug.
jussu
Gundacarus Com. ab Althann
Supr. Aed. Caes. et Stabulo. Aug.
Praes.
A. CIƆIƆ. CCXXXV.

Das Innere sowohl als das Äußere dieses prächtigen Gebäudes gewährt einen imposanten Anblick. Jenes bildet ein längliches Viereck. An der innern Wand läuft eine große steinerne Gallerie mit einem steinernen Geländer rings herum von 46 Steinsäulen getragen. Am obern Ende ist die Kaiserloge, mit einem schönen Gemälde, Carl IV. zu Pferde darstellend, geschmückt. Des Vormittags werden hier die kaiserlichen Pferde zugeritten. Jedermann ist der Eintritt gestattet. Das schöne Gebäude ward seit seiner Gründung sehr oft bei feierlichen Gelegenheiten zu Bällen und Caroussels verwendet, von welchen wir

einige der vorzüglichsten in Erinnerung bringen wollen. — Am 2. Jänner 1743 feierte hier Maria Thereſia das Glück ihrer Waffen in Österreich und Böhmen Vormittags durch ein in ſeiner Art einziges prächtiges Frauen-Carouſſel, gleichſam eine großartige Anſpielung oder bittere Ironie des Sieges eines Weibes über die Wortbrüchigkeit und Schwäche der Männer ihrer Zeit. Das Carouſſel beſtand aus acht reitenden und aus acht Phaetons fahrenden Amazonen. Maria Thereſia führte die erſte reitende Quadrille und erhielt alle Turnierpreiſe. In ſeiner Art denkwürdig war auch das Kampfſpiel, welches in den erſten Tagen 1806, das neu entſtandene berittene Bürgercorps für wohlthätige Zwecke vorſtellte. Ein ähnliches Carouſſel ſchloß am 9. Jänner 1808 den Kranz der Feſtlichkeiten, welche bei der Vermählung Seiner Majeſtät Franz I. mit der Erzherzogin Ludovika von Österreich-Eſte, ſeiner dritten Gemalin, Statt fanden. Im Oktober 1808 machte Jakob Degen in der Reitſchule den erſten kleinen Verſuch mit ſeiner Flugmaſchine. Beflügelt und verbunden mit einem Luftballon ſtieg er bis an die Decke.

Im J. 1814, zur Zeit des Fürſten-Congreſſes in Wien, war die mit den beiden Redoutenſälen in Verbindung geſetzte Reitſchule die Hauptlokalität, worin der bekannte glänzende maskirte Ball von zehntauſend Theilnehmern abgehalten wurde. Zu den Glanzpunkten der damaligen Feſtivitäten gehört das kaiſerliche Carouſſel, wobei der Kaiſerhof vor den Augen Europa's alle Wunder des Luxus und alle Reſourcen des Reichthums entfaltete, und wodurch die glänzenden und poetiſchen Erinnerungen vergangener Zeiten heraufbeſchworen werden ſollten. In dieſer Reitſchule, in einem Theile des kleinen Redoutenſaals und den untern Abtheilungen des Hofbibliotheks-Gebäudes fand die erſte öffentliche Gewerbs-Produkten-Ausſtellung ſtatt, und zwar den 1. September 1835 unter dem beſondern Schutz des Kaiſers Ferdinand, der dieſe National-Anſtalt mit wahrhaft fürſtlicher Großmuth ausſtattete. Mehr als 500 vaterländiſche Fabrikanten hatten Einſendungen gemacht, welche den hohen Standpunkt der Induſtrie des Kaiſerthums glänzend beurkundeten.

Renngaſſe.

Dieſe Gaſſe läuft von der Freiung bis zur hohen Brücke, ſie hieß vormals Rennweg und ſoll ihren Namen dem Umſtande verdanken, daß an ihrer Stelle Anfangs die ritterlichen Übungen oder das Rennen gehalten wurde. Sie hieß auch Hochſtraße; am untern Ende, wo heute das untere Arſenal iſt, befand ſich der Salzburgerhof, der kurz nach der erſten türkiſchen Belagerung 1529 in das kaiſerliche Zeughaus verwandelt wurde. Hier war auch vormals der kleine Roßmarkt. In der Renngaſſe erhoben ſich die Häuſer der Stubenberge, der Habermann, des verbrannten Münzmeiſters Heſi und das große Manghaus der Perchanter. Heute zeichnen ſich darin das Graf Schönborn'ſche Palais, das neue Popper'ſche Haus, der Kloſterneuburgerhof, und das Fürſt Windiſchgrätz'ſche Haus aus.

Rennweg.

Er erſtreckt ſich vom Glacis bis zur St. Marxerlinie und bildet eine zweite Hauptſtraße der Vorſtadt Landſtraße. Die hier ſchon 1683 entſtandenen neuen Anſiedlungen ſollten unter Maria Thereſia den Namen der Römerſtadt erhalten, weil dort nebſt vielen merkwürdigen Conchylien der Vorwelt eine große Anzahl von Römermälern ausgegraben wurden, worunter ſich Legionsziegel, Waffen, Geräthe und Münzen der meiſten Imperatoren (Tiber, Nero, Gallen, Nerva, Hadrian, Marc Aurel u. A.) befanden. Die Gegend vom oberen Belvedere herunter, dem Canal bis über die Grasgaſſe herab, iſt die reichſte Fundgrube

dieſer merkwürdigen Reſte. Der Rennweg verdankt ſeinen Namen dem Scharlachlaufen (Rennen), welches dort im Mittelalter gehalten wurde. (Siehe Scharlachlaufen.) Hier ſteht auch die k. k. Feldapotheke. Dieſes Gebäude iſt das vormalige Sellier'ſche Gartenhaus und die erſte wiſſenſchaftliche Anſtalt, die ſich hier erhob. Joſeph II. kaufte es 1786 und ließ es zu einer praktiſchen Schule für die Apotheker einrichten, und erſt ſpäter entſtand daraus eine Haupt-Feldapotheke, in welcher alle Medicamente für die Militärſpitäler bereitet werden.

Revellis (Johann von)

war ein Burgunder und zuerſt zu Granada in Spanien, dann zu Wien Domherr, wie auch Dechant des hieſigen Domkapitels, Beichtvater und Almoſengeber des Erzherzogs Ferdinand; er wurde 1523 zum Biſchof von Wien ernannt. Seine Freigebigkeit gegen die Armen wird beſonders angerühmt. Er ſtarb 1530, nachdem er acht Jahre ſeine Kirche regieret und die erſte türkiſche Belagerung Wiens mit ausgeſtanden hatte. Da die Amtswirkſamkeit dieſes Kirchenfürſten in die erſte Zeit der Reformations-Wirren fiel, ſo konnte es nicht fehlen, daß er beſtimmt war, darin ſelbſt thätig einzugreifen. Ferdinand I. ſetzte in Wien zur Ausrottung der Irrlehren ein Glaubensgericht von Zwölfen nieder, zu deſſen Vorſitzer, Johann von Revellis, damals noch Beichtvater des Kaiſers, ernannt wurde. Der reiche Bürger Caſpar Tauber, Hans Voyſtler vom innern Stadtrath, Jakob Peregrin, Hülfspriester im Hoſpital, und Johann Väſel, Prieſter in der Neuſtadt, waren die erſten, die 1523 vor dieſes Gericht geſtellt wurden. Sie thaten den Widerruf und kamen mit Kirchenbuße davon. Da aber Tauber im folgenden Jahre wieder abfiel, ſo wurde er im September 1524 auf der Gänsweide dem Scheiterhaufen übergeben.

Richardskneipe.

Die Gefangennehmung des Brittenkönigs Richard Löwenherz im vormaligen Donau-Dorfe Erdberg erfolgte nach geſchichtlichen Angaben den 3. December 1192. Der Ort, wo Richard ergriffen wurde, iſt unbeſtimmt, indem er verſchieden angegeben wird. Nach der glaubwürdigen Chronik Ottos von St. Blaſien im Schwarzwalde ſoll es ein Diverſorium, eine Winkelherberge, und die Hütte eines armen Mannes geweſen ſein. Andere Nachrichten melden, daß der König in der Küche des dortigen herzoglichen Jagdhauſes ſelbſt, wo er die Dienſte eines Küchenjungen leiſtete, vom Koche erkannt, und dem Herzoge Leopold von Öſterreich verrathen worden ſei. — Der erſten Angabe folgt auch der Verfaſſer der nachſtehenden Strophen, welche dieſe Begebenheit im ſcherzhaften Volkstone erzählen:

Daß Richard Löwenherz im heil'gen Lande
Als einen Stänker ſich bewies,
Und Leopolds Panier mit Schimpf und Schande
In eine Pfütze werfen ließ,
Iſt weltbekannt. — Da er nach ſolchen Thaten
Zurück von ſeinem Kreuzzug kam,
Und ſeinen Weg durch Herzog Leopolds Staaten,
Den er beſchimpfet hatte, nahm;
Da fand ſich Seine Majeſtät gezwungen,
Vom Heer' entfernt, ſo nah' an Wien,
Sich in der Maske eines Küchenjungen
Des Herzogs Koche zu entzieh'n.
Kurz, Richard, ledig ſeines Herrſcherjochs,
Tauſcht in dem weiland Norikum
Die Krone mit der Mütze eines Kochs,
Das Zepter mit dem Löffel um.
Indem er einſt in dieſem Amt fungirte,
Und durch des Schickſals Schabernack
Statt ſeinem Schwert den Bratſpieß dirigirte,
An dem gerad' ein Brathuhn ſtack, —
Da roch der Küchenmeiſter gleich den Braten,
Er war's, der mit beim Kreuzzug focht,
Von ihm erkannt, ward Richard bald verrathen,
Da war's natürlich abgekocht. —
Nachdem man aus der Küche ihn genommen,

Wie jeder leicht errathen kann,
Ließ Herzog Leupold ihn vor sich kommen,
Und redet ihn, wie folget, an!
„Herr König Richard! Englands Landesvater!
Ihr seid zu vornehm und erlaucht,
Als daß Ihr einen schlechten Bratelbrater
In Öst'reich abzugeben braucht."
Worauf der König Vieles replicirt,
Und manche Ausflucht vorgebracht,
Doch ward er bald nach Dürrenstein spedirt,
Und ziemlich lange dort bewacht.
Von da ward er dem Kaiser zugesendet,
Und bis er zur gerechten Buß',
Nicht hundert fünfzig Tausend Mark gespendet,
Eh' kam er nicht auf freien Fuß.

Frägt man aber, in welcher der vielen Bierschenken Erdbergs Richard ergriffen worden sei, so verstummen alle Nachrichten. Dieses historische Dunkel haben sich aber zu verschiedenen Zeiten mehrere Erdberger Wirthe, oder Bierväter zu Nutzen gemacht, um ihren leichtgläubigen Gästen den Bären aufzubinden, ihre eigene Schenke sei der Ort gewesen, wo der Brittenkönig sich sein Huhn gebraten habe. Den Erdbergern wollte aber die Sache nicht recht gefallen; sie fingen daher an, sich über die vielen Richardskneipen lustig zu machen, und es kam so weit, daß obige Bezeichnung gleichbedeutend mit Winkelherberge und Sudelküche wurde, so daß die Wirthe dahin gebracht wurden, ihre frühere Behauptung geradehin zu wiederrufen, und feierlich gegen die Gefangennehmung Richards in ihren Häusern zu protestiren. Für eine solche Richards-Kneipe galt vor einem Säculum auch ein noch bestehendes Bierhaus, das einen etwas unfeinen Namen hat.

„Und sollt' es mancher Leser noch nicht kennen,
So muß ich nur damit heraus,
Man hört es ja in Erdberg täglich nennen,
Es ist das Bierhaus — bei der Laus."

Dieser Version scheint auch der Verfasser obiger Strophen gefolgt zu sein; er gibt sogar an, für die Richtigkeit der Sache in eigener Person einen Beweis aufgefunden zu haben:

„Auch Folgendes mag unsern Satz erproben:
Ich nahm einst dort ein Brathuhn ein,
Dies schien von Richards Zeit noch aufgehoben,
Wo nicht das seinige zu sein." —

Riemerstraße.

Diese Gasse läuft schlangenförmig von der Singerstraße bis zur Schulenstraße und hieß vormals „auf der Hülben", später Römerstraße, woraus sich ihr heutiger Name gebildet haben soll. Sie war der Hauptschauplatz des Aufstandes zwischen den Studenten und Bürgern 1451, und hier war es auch, wo sieben Studenten ergriffen wurden. (Siehe Studenten.) Am 21. April 1627 brach in dieser Gasse bei einem Seiler Feuer aus, und verbreitete bei heftigem Winde sich so schnell, daß 147 Häuser der Stadt in Asche gelegt wurden. Das Feuer hatte sich bei St. Jakob, dem heutigen Tabak-Apalto, über dem grünen Anger, durch die Schulerstraße nach St. Stephan, durch die Wollzeile, Bäckerstraße, den Köllnerhof und über den alten Fleischmarkt bis zum rothen Thurme verbreitet; der Wind führte dasselbe sogar über die Schlagbrücke in den Werd (Leopoldstadt), wo zehn Häuser und mehrere Schiffe auf der Donau verbrannten.

Riesenzähne.

Im Juni 1723 wurde eine seltene Antiquität entdeckt, wovon die Nachricht sammt dem damals heraus gekommenen Kupfer von Hrn. von Ghelen, kais. Hof-Buchdrucker, aus seiner zahlreichen Kupfer-Collection entnommen ist, und besteht im Folgenden: Wahrhafte Abbildung zweyer Zähne, nach der Größe, Länge und Breite abgemessen, von den Original-Zähnen eines Riesen, welche im J. 1723 im Monat Juni in der Roßau auf dem Thury, tief in der Erde, zwischen uralten Gemäuern gefunden worden, wovon die

Maurer und Tagwerker, den entſetzlich groſſen Kopf zerſchlagen, und nichts als nur einige Zähne davon behalten, die übrigen zerfallenen und vermoderten Gebeine aber wieder vergraben und darauf gebauet. Nr. 1 wiegt 5¼ Loth, Nr. 2 wiegt 5⁹/₁₀ Loth. Wovon die eigentliche Größe und Ausſehen Fuhrmann in einem Kupfer geliefert hat.

Ritter.

Da Wien der Hauptſitz des Adels des öſterreichiſchen Kaiſerthums iſt, ſo begegnet man obigen Titel in ſeiner doppelten Bedeutung, nämlich als Adelsſtufe und als den Beſitz eines ritterlichen Ordens anzeigend, aller Orten. Da von letzteren bei den einzelnen Orden geſprochen wird; ſo handelt es ſich bloß hier um den Rittertitel als Adelsgrad, wobei der Ritterſtand neuen Urſprungs von dem Ritterſtande alten Urſprungs wohl zu unterſcheiden iſt.

Der Kreis-Adels-Marſchall, Friedrich Freiherr von Fircks, hat in ſeinem (zu Mitau und Leipzig bei G. A. Reyher, 1843) erſchienenen Werke: „Über den Urſprung des Adels in den Oſtſee-Provinzen Rußlands u. ſ. w.“ urkundlich bewieſen, daß den alten Rittergeſchlechten daſelbſt das Prädikat Freiherr gebührt. So verhält es ſich auch mit den alten Rittergeſchlechtern des übrigen Deutſchlands und burgundiſchen Kreiſes. Der größte Theil der adelichen Geſchlechter, welche das Recht, den Barontitel zu führen, in Anſpruch nehmen können, leiten den Urſprung ihres Adels aus einer Zeit her, die älter als diejenige iſt, wo derſelbe durch Patente, Diplome und Adelsbriefe verliehen ward, aus einer Zeit, wo das Wort Baron oder Freiherr, lange vorher, ehe es ein durch Fürſtengnade ertheilter Titel wurde, einen gewiſſen erblichen Stand bezeichnete, der dort, wo er beſtand, ſeinen beſtimmten, bevorrechteten Platz einnahm. Dieſe alten Geſchlechter ſind daher von dem Brief- und Bullenadel wohl zu unterſcheiden, und ſie können für ihre Anſprüche nur heraldiſche, d. h. ſymboliſche, hiſtoriſche und grammatikaliſche Beweiſe (alte Wapen, Inſchriften, Siegel, Urkunden, Grab- und Denkſteine), nämlich ſolche Beweiſe führen, die nach dem Wortſinne und dem Sprachgebrauche der damaligen Zeit, den Umfang von Rechten bezeichnen, die ihnen ihre politiſche Stellung anwies. Dieſe Geſchlechter gehörten damals zu den liberi domini, zum Stande der Freien, der freien Herrn, der Freiherrn. Der Freiherrnſtand war, wie Fircks (Seite 1—34, 41—46) auseinander ſetzt, in ſeinem Urſprunge keineswegs ein durch Verleihungen und Diplome gebildeter höherer Rang, der aus dieſen documentirt werden kann, ſondern eine aus den Staatsverhältniſſen thatſächlich ſich geſtaltete Abſtufung in dem, ſeiner Geburt nach, ſich durchaus gleichen Adel.

Ritterſaal.

Das vorſpringende Gebäude, am oberen Ende des Leopoldiniſchen Burgflügels iſt der von weiland Kaiſer Franz I. erbaute Ritterſaal, ſeiner Hervorragenheit wegen vom Volke die Naſe genannt. Hier ſtand in früheren Zeiten einer der alten Burgthürme, der Widmerthurm, der 1753 und 1756 als ſtörend abgetragen wurde. Dabei ſtanden bedeutende Feſtungswerke, nämlich der Spanier oder die ſpaniſche Baſtei, welche die Stelle des Ritterſaales einnahm und vor derſelben die groſſe Burgbaſtei (Siehe daſ). Vor der Sprengung der Stadtmauer 1809 durch die Franzoſen befand ſich hier auch eine Auffahrt und eine kleine grüne Brücke verband beide Baſteien mit einander. Dieſes Alles wurde 1804 caſſirt, und von dem Hofarchitekten Montoyer dieſer mit ſchönen Säulen und hohen Spiegeln gezierte Saal aufgeführt, der zu den ſchönſten Theilen der Burg gehört und worin die meiſten Hoffeſte (Belohnungen, Ordensfeſte, offene Tafeln, groſſe Cercles, die Fußwaſchung u. a. m.)

gefeiert werden, der Saal wird daher auch der Ceremoniensaal genannt. Darin fand den 19. Dezemb. 1835 die Vertheilung der vom Kaiser aus Anlaß der ersten Ausstellung österreichischer Gewerbs und Fabrikserzeugnisse zur Belohnung und Ermunterung der Gewerbsbetriebsamkeit bewilligten Medaillen in Gold, Silber und Erz statt, wobei sich die Minister und die Chefs der Hof- und Landesstellen einfanden, und 27 goldene, 68 silberne und 102 bronzene Medaillen vertheilt wurden.

Rodaun

vor Alters Radaun, liegt in der Ebene des schönen Liesing-Thales, zwischen Liesing und Kalchspurg, eine Viertelstunde von Perchtoldsdorf entfernt. Auf der sanften Anhöhe des anstoßenden Hügels, eines Vorhügels der cetischen Gebirgskette, befindet sich das Schloß, die Kirche, die Wohnung des Seelsorgers und die Schule. Zur Herrschaft gehört auch Siebenhirten, mit der Engelsmühle (vulgo Teufelsmühle). Das schöne Schloß biethet eine Aussicht bis nach Wien dar. Es zählet bei 30 größere und kleinerne Wohnzimmer, und hat eine Haus-Capelle zu den heiligen Aposteln Philipp und Jacob, mit zwei über einander gebauten Oratorien.

In der Mitte der langen Ortsgasse sieht man ein Gebäude, mit einem alten steinernen Thurme. Es ist das Gemeinde-Haus mit seinem Thurme, in welchem zum Gebete geläutet wurde, ehe noch der Ort seine Kirche hatte. Das Bad, das seit undenklichen Zeiten vorhanden ist, befindet sich am Liesingbache im letzten Hause Nr. 7, gegen Kalchspurg, und gehöret dem jedesmaligen Eigenthümer jenes Hauses. Es ist kalt, und enthält Schwefel und Eisentheile. Die einst im Badhause befindliche Capelle zur heiligen Anna ist nicht mehr.

Die ältesten Nachrichten über Rodaun reichen in das 13. Jahrhundert. Als der früheste bekannte Besitzer des Ortes erscheint 1232 Hugo von Eckartsau, der sich von Radaun schrieb. Ein Radold von Eckartsau besaß es noch 1358. Wolf der Radauner, ein Anhänger Friedrich des III. befand sich bei demselben 1461 in der Burg zu Wien, in welche die Bürger der Stadt und Albrecht den Kaiser eingeschlossen hatten. Im J. 1496 hatte Maximilian der I. Rodaun sammt Siebenhirten und Kalchspurg dem Herrn von Jedungsspeygen verliehen; von 1500 aber erscheint (nach Hueber) die Familie Puchau im Besitze des Ortes, bis dieses durch den Tod des letzten männlichen Erben dem Landesfürsten heimgefallene Lehngut unter Ferdinand I. 1541 an Leopold Steger gelangte, welcher eine geborne Puchau zur Gemalin hatte. Etwa 30 Jahre nachher, kommt Joachim von Landau, Freiherr zu Haus und Napoltenstein, ein eifriger Anhänger der Reformation, zum Besitze von Rodaun. Unter seinem Schutze wurde 1580 auf dem Schlosse die dritte lutherische Kirchen-Visitation von Doctor Backmeister, Superintendenten zu Rostock, gehalten. Die Familie Landau fuhr durch 40 Jahre fort, der Reformation Vorschub zu leisten. Nicht zufrieden mit dem Privat-Exercitium ihrer Religion, welches die Capitulation des Königs Matthias von 1609 den protestantischen Herren auf ihren Schlössern zusicherte, öffneten sie, sammt den Besitzern von Inzersdorf und Hernals, ihre Schloß-Capellen zum freien Gebrauche des lutherischen Gottesdienstes, wodurch der Abfall der Katholischen befördert werden mußte. Endlich versagten sie sogar Ferdinand II. 1620 die Erbhuldigung, weßwegen sie als Rebellen ihrer Güter verlustig wurden.

1622 nun kam Rodaun an Christoph Urschenbeck. Etwa zehn Jahre später hat es Freiherr von Prandiß, welcher eine Urschenbeck zur Ehe hatte, von den Urschenbeck'schen Erben an sich gebracht. Im J. 1737 besaß es Philipp von Rüdersthal

von ihr durch Kauf. Außer der Schloßkirche befand sich bisher auf demselben Waldhügel eine Votiv-Capelle, welche wahrscheinlich im Pestjahre 1679 von der Gemeinde erbauet wurde. Caspar von Güßmann, Bürger und Rathsherr von Wien, und seine Gattin Katharina wünschten eine ordentliche Ortskirche hier zu gründen. Da sie aber der Tod 1738 an der Ausführung hinderte, so verband sie ihre Tochter Eleonora von Saubereskirchen als Universalerbin, dieses zu thun. Diese befolgte den Auftrag ihrer Mutter. Sie ließ die gegenwärtige schöne Kirche aufführen, welche der Jesuite Dolfing 1746 zu Ehren des heiligen Johann des Täufers benedicirte. Frau von Saubereskirchen war jedoch genöthiget, das Gut an einen Grafen von Romanov zu verkaufen, der es 1766 schon beseßen hat. Da aber dieser sich von Wien entfernte, kam es 1773 an den Freiherrn von Bender, welcher sein Wapen über dem Eingange der Kirche aufhängen ließ. Von ihm gelangte es 1778 käuflich an die gräflich Fuchsische Familie, bei welcher es sich noch gegenwärtig befindet. Freundlich erhebt sich auf dem sanften Hügel die Kirche mit ihrem Thurme, dessen Dachung mit Blechplatten gedeckt, und von der Sonne beleuchtet, schon von Ferne einen hellen Glanz um sich verbreitet. Die Kirche selbst ist im neuen Styl erbauet. Der Hochaltar ist einfach. Über demselben an der Wand erhebt sich ein gut gemaltes Bild, den heiligen Johannes vorstellend, wie er Christum im Jordan taufet. Der schönen Kanzel gegenüber befindet sich der (einzige) Seitenaltar mit der Statue des heiligen Johann von Nepomuk, welcher die Stelle des Altarblattes vertritt. Rohaun war der geheimnißvolle Wohnort des Goldmachers und Abenteurers Sehfeld, eines Oberösterreichers, der sich 1746 hier niederließ. Hier machte er im Geheimen Zinn zu Gold, seine Laborirung wurde verrathen, und er als Gefangener nach Temeswar geführt. Er behauptete standhaft, das Geheimniß der Goldtinktur zu beßzen und erbot sich öffentliche Proben davon abzulegen. Er erhielt zwar die Freiheit, wurde aber unter Aufsicht gestellt. Der Lustige wußte sich aber aus dem Staube zu machen und seitdem hat man von ihm und seiner Goldtinktur nichts mehr gehört.

Rohr (Bernhard von)

stammte aus einem österreichischen altadelichen und ausgestorbenen Geschlechte. Sein Vater hieß Andreas und seine Mutter Margareth, war eine Tochter des Herrn Chadelt von Zelking zu Schenek. In seiner Jugend trat er in das Kloster der regulirten Chorherrn des heiligen Augustin zu St. Pölten, ward nachmals zu Salzburg Domherr, endlich Erzbischof daselbst. Er resignirte nach der Zeit dieses Erzbisthum an Johann, Erzbischof von Gran und begab sich nach Wien, um die vom Kaiser Friedrich ihm angetragene Verwaltung des hiesigen Bisthums zu übernehmen, welches aber nicht, wie P. Schier schreibt, 1481, sondern erst nach dem Samstage vor heil. drei Könige 1482 geschehen sein muß, indem um diese Zeit laut eines kaiserlichen abschriftlichen Diploms, Johann Erzbischof zu Gran dieses Bisthum noch verwaltete. — Erst 1484 den 20. Dezember wurde er in diesem Bisthume vom Papste Innozenz VI. beßätiget. Weil er sich aber von dem ungarischen Könige Matthias, der 1485 Wien belagerte, und ihm abhold war, fürchtete, verfügte er sich nach Tittmaning, einer Stadt im salzburgischen Gebiete, wo er 1487 starb, und zu Salzburg in der Domkirche begraben wurde. Nach seinem Tode blieb das Bisthum über ein Jahr unbeseßt.

Rosenberg (Graf von).

Den ersten April 1685 wurde der Graf von Rosenberg von dem berüchtigten Rosen ermordet. Rosen sowohl als Rosenberg hin-

ten bei dem Kaiſer um ein Regiment an, weil aber der letztere dem Kaiſer ſchon lange gedienet und deſſen Familie um den Hof ſich längſt verdient gemacht hatte, ſo wurde ihm das Regiment zu Theil. Roſen wüthete hierüber und um ſeine Rache deſto ſicherer ausüben zu können, paßte er dem Grafen von Roſenberg auf, als er vom Hofe kam, und verſetzte ihm, als er aus der Kutſche ſtieg, einen Stoß, daß er in ſein eigenes Haus in der Herrngaſſe (heute Fürſt Bathyany Nr. 59.) todt niederſtürzte. Der Thäter wurde zwar in Verhaft genommen, allein er entſprang, um neue Unthaten zu begehen, bis er endlich zu Wittenberg in Sachſen ein ſchreckliches Ende nahm. Des Grafen von Roſenberg Andenken wird durch ein Monument bei den Schotten, wo er begraben liegt, erhalten.

Roßau.

Die Roßau iſt in vieler Beziehung eine der merkwürdigſten Vorſtädte, obgleich ſie eben nicht zu den eleganteſten gezählt wird. Die Esplanade, der Donauſtrom und der Alſerbach umgrenzen ſie von drei Seiten, und nur an der vierten iſt ſie der Währinergaſſe angebaut. Sie hat 17 Gaſſen und ihre Häuſerzahl beläuft ſich auf 176, die von 6200 Seelen bewohnt werden. Vor 40 Jahren belief ſich die Zahl der hier lebenden Menſchen auf 5500, und jene der Wohnſitze auf 138. Die Geſchichte dieſer Vorſtadt iſt intereſſant. — Vor einigen Jahrhunderten bildete ihr Boden eine freundliche grüne Aue, die vorzüglich den Pferden der Schiffleute zur Weide diente, und daher den Namen der Roß-Au, ſoviel als Pferdeweide, erhielt. Die vormalige Beſtimmung dieſer Gegend wird noch durch das Siegel der Vorſtadt, das eine mit Bäumen bewachſene Ebene vorſtellt und durch viele Hausſchildzeichen, wo die grüne Farbe vorkommt, erhalten: z. B. das Haus zum grünen Thor (81), worein auch eine Gaſſe den Namen erhielt; zum grünen Baum (93), zum grünen Kranz (95), zur grünen Säule (102) u. a. m.

Die nächſte Strecke vor dem Schotten- und Neuthore (ehemals Werder Thor) hieß bis zur erſten türkiſchen Belagerung (1529) der obere Gries und erſt ein hier durchlaufender Waſſergraben machte ſie zu einem Werd und zwar zum oberen Werd, zur Unterſcheidung von der Leopoldſtadt, oder des unteren Werdes. Hier auf dieſem Werde lag das Fiſcherdörfchen oder die alte Fiſchervorſtadt, die gerade bis zur Gegend reichte, wo die heutige Roßau beginnt. Vom Schottenthore in der Richtung der heutigen Dreimohrengaſſe zog ſich die alte Neuburgerſtraße hin; dieſe Straße hatte den Namen, weil ſie nach Kloſterneuburg führte, und weil darin ein Hof jenes Chorherrnſtiftes lag. In dieſer Gegend ſtand auch das Magdalena-Kloſter, wovon bei dem Magdalenengrunde Meldung geſchah, und welches ſchon unter Leopold dem Glorreichen vorkommt. Dieſes Kloſter mit dem Neuburgerhofe und der ganzen Fiſchervorſtadt wurden bei der erſten türkiſchen Belagerung in Aſche gelegt.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war die Roßau durch Schiff- und Handelsleute ſchon ziemlich volkreich. — Wegen ihrer niedrigen Lage iſt ſie, wie die Leopoldſtadt, den Überſchwemmungen des Donauarmes ausgeſetzt; auch der heute überbaute Alſerbach, der hier ſeine Ausmündung nimmt, und aus dem Gebirge hinter Dornbach kommt, richtete, obgleich er gewöhnlich nur ein unbedeutender Bach war, durch Regengüſſe angeſchwellt, ebenfalls große Verwüſtungen an. Einige Geſchichtsforſcher haben von dem, durch dieſes öftere Austreten der Als- und Donauwäſſer ſumpfig gewordenen Boden dieſer Vorſtadt die Behauptung aufgeſtellt, ſie Froſchau zu nennen, welcher Name in Grundbüchern gefunden werden ſoll. Zu den erwähnungswerthen Particularitäten dieſer Vorſtadt gehört der im Mo-

nat Juli jeden Jahres dort abzuhaltende große Markt von Töpferwaaren aller Art, und der Holzmarkt im September. Der erste botanische Garten in Wien lag in dieser Vorstadt und zwar in der langen Gasse; die drei Häuser (125, 126 und 127) nehmen seinen einstigen Boden ein. — In der Judengasse erhebt sich das Spital der israelitischen Gemeinde; es wurde 1793 von der Oppenheimer'schen Familie gestiftet. Auch der nach Währing verlegte Judenleichenhof und der Rabenstein waren bis 1786 in der Roßau; der Platz, wo der letztere stand, ist erst unlängst verbauet worden. Hier nahm die schreckliche Pest von 1713 ihren Anfang. Von Totis in Ungarn hatte ein in Schwaben gebürtiges armes Weib, Christine N. sich 1712 nach Wien begeben und einige Zeit in der Roßau, nahe an der Donau in einer sumpfigen Gegend Unterkunft gefunden. Da sie gesegneten Leibes war, wurde sie in das Bürgerspital gebracht, wo sie bald starb. Von der Roßau verbreitete sich das Übel nach dem Lichtenthale, hierauf in Erdberg, dann in der Josephstadt und endlich in die übrigen Vorstädte und in die Stadt selbst. Am 3. Nov. 1846 wurde auch in der Roßau eine Kinderbewahr-Anstalt eröffnet.

Roß-Ballet.

Das Beilager Leopold des I. mit der spanischen Infantin Margarethe Theresia ward 1666 vollzogen, und zwar mit solcher Pracht, daß man damals am kaiserlichen Hof ungeheuere Summen auf Kleidung, Feuerwerke, Ballete, Comödien, Jagden, Aufzügen und andere Lustbarkeiten verwendete. Die künstliche Oper, welche unter dem Namen Pomo d'Oro bekannt war, und damals vorgestellt wurde, wird für die kostbarste gehalten, die jemals auf Erden zum Vorschein kam, den Schluß derselben bildete das damals berühmte Roß-Ballet, welches mit den prächtigsten Aufzügen der Vorzeit verglichen werden konnte. Man mußte gestehen, daß selbst die Römer kaum etwas vortrefflicheres bei ihren Schauspielen aufgeführt haben mochten.

Rößel (Zum weißen).

Die Mitglieder der unter Maximilian I. entstandenen gelehrten Donaugesellschaft, an deren Spitze, nach Celtis, der gelehrte Cuspinian getreten war, hielten in dessen Hause in der Singerstraße (897), die linke Ecke des Liliengäßchens, ihre Versammlungen. Cuspinian ließ die Namen der bedeutendsten Mitglieder 1510 in eine Marmorplatte graben, welche an der Mauer im Hofe links unter den Fenstern des 1. Stockwerkes noch zu sehen ist. Das Haus hieß damals schon zum weißen Rößel, wie noch heute das Rößlein an der Ecke des Hauses besagt. Vor diesem Hause, wo damals der General Lauer wohnte, fand auch im Dezember 1800 nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden, ein Auflauf Statt.

Roßi.

Joseph Roßi, Sohn des Wiener Magistratsrathes Ludwig Engel Roßi, wurde den 9. Mai 1775 zu Wien geboren. Er wurde gegen Ende des Türkenkrieges an der Banalgrenze beim Rechnungs- und Verpflegsfache verwendet. Nach zwei Jahren trat er beim k. k. Ober-Kriegs-Commissariate als Practikant, und bald darauf beim Wiener-Magistrate im Kanzleidienste. Seit 1829 war ihm das Amt eines Sperrcommissärs anvertraut. Seine Anlage zur Poesie zeigte sich schon frühe. 1795 erschien von ihm: Etwas für Hypochondristen, sich die Grillen zu vertreiben, oder Sammlung ausgesuchter Anekdoten, Romanen und Erzählungen. Frankfurt und Leipzig. 8. Die Kunst in einer Stunde ein Taschenspieler zu werden. Blocksburg. Handbüchlein für Wein- u. Bierwirthe,

Hausmütter und Wirthschafterinnen. Teutschland.

Er schrieb ferner: Denkmal rühmlich erfüllter Bürgerpflichten in der Geschichte der Bürger und Bewohner Wiens, von den ältesten Zeiten bis 1803, nebst einem allgemeinen Bürgermiliz-Schematismus. Wien 1806, welches Werk irrig dem Landständischen Secretär von Bergenstam angeeignet wurde. Denkbuch für Fürst und Vaterland, (Wien 1814, 1815, in zwei Bänden mit Kupfern) dessen ganze, reine Einnahme er den durch Krieg verunglückten Bewohnern der Gegenden von Kulm und Töplitz widmete, auch 16500 Gulden und 30 Ducaten durch die Behörden dahin übersendete. Bei Übergabe dieses Werkes erhielt er von Kaiser Franz I. die große goldene Ehrenmedaille, von dem Könige von Dänemark die große goldene Verdienstmedaille, vom Könige von Preußen die kleine Ehren- und von dem Wiener-Magistrate die sechsfache goldene Salvator-Medaille. Er starb am 21. Mai 1838 im 62. Lebensjahre.

Rothe Haus (Das)

gehört dem Fürsten Esterhazy und liegt zwischen der Alser-Caserne und dem ehemaligen Kloster der Schwarzspanier, nach deren Aufhebung 1783 es durch ein dem Kloster gehörig gewesenes Haus vergrößert und 1810 in seinem gegenwärtigen bedeutenden Umfang hergestellt wurde. Es hat 4 Höfe, 20 Treppen, mehr als 150 Wohnungen, eine große Reitbahn, viele Stallungen und wirft an Zins gegen 25000 fl. ab.

Rothenthurm-Bastei.

Der Platz auf der Bastei über der heutigen Wachstube war noch 1819 mit einem Privathause bebaut, welches einige Zeit hindurch ein Kaffehhaus war und beim Baue des gegenwärtigen Doppelthores abgebrochen wurde. Am 7. Jänner 1597 wurde der Feuerwerker Franz Diano, welcher sich bei der damals drohenden Türkengefahr verrätherischer Weise anheischig gemacht hatte, die Bastei vom rothen Thurm bis zum Stubenthor zu sprengen, sobald ein türkisches Corps in der Schottenau sich zeigen würde, auf dieser Bastei enthauptet. Im März 1656 erhob sich ein so heftiger Sturm, daß einige Menschen von der Schlagbrücke gerissen, und eine Schildwache von dieser Bastei in den Stadtgraben gestürzt wurde. Bei der großen Überschwemmung 1744 verweilte Maria Theresia den 6. und 7. März den ganzen Tag auf dieser und der Stubenthorbastei, um die Hülfsanstalten für die unter Wasser stehenden Vorstädte zu ermuntern. Ihr Gemal der Großherzog Franz fuhr mit Lebensgefahr auf einem kleinen Schiffe zwischen die Häuser der Roßau, des Thury und der Leopoldstadt, um den in die oberen Stockwerke und auf die Dachböden geflüchteten Einwohnern auf Stangen Lebensmittel zu reichen.

Rothenthurm-Straße.

Sie erstreckt sich von der Adlergasse bis zum Haarmarkte, nannte sich vormals „auf dem Steig“ und war vermöge ihrer Steilheit und engen Beschaffenheit Jahrhunderte hindurch eine der gefährlichsten Stellen der Stadt. Ihre so lange und dringend gefühlte Erweiterung kam endlich von 1830 — 1837 zu Stande, das Haus zum goldenen Hirschen (729) am Haarmarkte, jenes zur goldenen Sonne (726) und die goldene Krone (725) räumten 1830. 1835 und 1837 ihren Platz drei großen neuen Gebäuden, wobei die Straße, die früher beim Hause 726 kaum 3 Klafter 3 Schuh breit war, durchgehends auf fünf Klafter erweitert wurde.

Rotherhof.

Er lag auf dem Grund der Grafen von der Rath, wo noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts ein an der Lerchenfelder

Hauptſtraße liegender, alter langer Trakt mit vielen kleinen Wohnungen den Namen des rothen Hofes führte, und deſſen Rauchfänge gegen die Gaſſe zum Namensgedächtniß roth angeſtrichen waren. In der Geſchichte der letzten türk. Belagerung war der rothe Hof ein wichtiger Punkt. Als am 14. Juli 1683 die geſammte türkiſche Macht mit einem Schwarm beladener Kameele, Ochſen und Büffeln, Pferden, Maulthieren und Eſeln, am frühen Morgen von St. Marx über den Wienerberg heranzog, faßte ſie zuerſt im Garten des rothen Hofes Poſto, gerade dem Burgthor und der Löwelbaſtei gegenüber; ſchon in der nächſten Nacht eröffneten die Türken von hieraus nicht nur längs der davor liegenden abgebrannten Häuſer ihre Approſchen und Laufgräben, ſondern errichteten hinter denſelben auch eine Batterie, von welcher ſie am 15. die Stadt zu beſchießen anfingen. Von keiner Seite wurde der Stadt ſo zugeſetzt, wie vom rothen Hofe aus, von wo aus alle Hauptſtürme ausgingen. Heute führt die dortige Sackgaſſe noch den Namen des rothen Hofes.

Rothenthurm-Thor.

Der rothe Thurm wird ſchon unter Albrecht dem Lahmen genannt, und beſtand in der Form, den er in den letzten Jahren der Regierung des den 12. Jänner 1519 geſtorbenen Kaiſers Maximilian I. erhielt, bis er unter Joſeph II. gegen Ende März 1776 mit dem darunter befindlichen Stadtthor, um die Durchfahrt zu erweitern, abgebrochen wurde. Der Aufbau Maximilians war die Folge eines von ihm am 10. März 1509 aus Mecheln in den Niederlanden an den Wiener Rath erlaſſenen Befehls, man ſolle die Stadtthürme vom dritten Theile der verfallenen Güter ausbeſſern. Da Wien ſonſt von dieſem Fürſten wenig aufzuweiſen hat, ſo verdient dieſer Bau ſchon deßhalb eine beſondere Erwähnung. Eine gleichzeitige Abbildung deſſelben zeigt daran neben den Schildern von Öſterreich und Burgund zwiſchen zwei ritterlichen Fahnenträgern auch das ältere und neuere Wapen der Stadt Wien, das weiße Kreuz im rothen Felde, und den ihr von ſeinem Vater Friedrich III. verliehenen Doppeladler mit der Jahreszahl 1511 und der Inſchrift:

Quam felix urbs est, quae pacis tempore bellum
Ante oculos ponit, et sua quaeque notat
Incassum vigilat, qui custodire putabit
Urbem armes, si non arma Dei afluerint,
Sed Deus et Virtus tutantur MAXIMILIANI
Caesaris hanc urbis moenia cum populo.

Der Thurm hatte überdieß die Aufſchrift:

Welcher kompt durch dieſe Port,
Dem rath ich mit getreuem Wort,
Daß er halt Fried in dieſer Stadt,
Oder er macht ihm ſelbſt Unrath.
Daß ihn zwei Knecht zum Richter weiſen,
Und ihn ſchlagen in Steck und Eiſen.

Ominöſer als die vorſtehende, war die alte Inſchrift auf der innern Seite des rothen Thurmes. Sie umgab eine Speckſeite, die, aus Holz geſchnitten, hoch auf demſelben aufgehangen war, und lautete:

„Befind ſich irgend hier ein Mann,
Der mit der Wahrheit ſprechen kann,
Daß ihm ſein Heyrath nicht gereuen,
Und fürcht ſich nicht für ſeiner Frauen,
Der mag dieſen Backen herunter hauen.“

Man erzählt, daß mehr als ein Jahrhundert vorübergegangen, ehe es ein Mann wagte, ſeine Anſprüche darauf geltend zu machen. Endlich aber erſchien Einer mit der Behauptung, daß er in ſeinem Hauſe unumſchränkter Gebieter ſei, und ſomit den Preis fordern könne. Der Magiſtrat wußte dagegen nichts einzuwenden; er bewilligte die Wegnahme und erließ dazu die nöthigen Befehle. Eine große Menge Volkes verſammelte ſich, um das denkwürdige Schauſpiel mit anzuſehen. Schon war die Leiter aufgeſtellt, welcher der Mann aller Män-

ner hinansteigen und das humeristische Denkmal früherer Zeiten als Siegeszeichen holen sollte; da weigerte er sich plötzlich, den Akt selbst zu vollführen, und bat um einen Stellvertreter, indem er hinzufügte: „Ich habe, um als Sieger würdig zu erscheinen, meine besten Kleider angezogen; wie leicht sind sie beschmutzt, und ich werde darüber zu Hause — von meiner Frau tüchtig ausgescholten.“

Das nahestehende Volk brach in schallendes Gelächter aus; der unumschränkte Gebieter aber zog sich beschämt zurück und verschwand unter der Menge. Wie früher soll sich auch später kein Mann mehr gefunden haben, der Ansprüche auf die Speckseite erhoben hätte.

Die gute alte Inschrift bestand so lange, als ihr Träger der rothe Thurm. Einige wollen behaupten, die aus Holz geschnittene Speckseite sei zur Erinnerung an eine Begebenheit aus der ersten türkischen Belagerung Wiens (1529) aufgehangen worden. Sie erzählten, unter den Feinden hätte sich die Nachricht verbreitet, daß es den Belagerten an Lebensmitteln fehle. Diese aber, davon in Kenntniß gesetzt, schritten zum Gegenbeweis und warfen mehrere Speckseiten in den Graben; andere hingen sie über die Mauer hinaus. Als die Türken abgezogen waren, habe man die erfreuliche Episode auf die bezeichnete Weise verewigen wollen. Wir lassen diese Ansicht dahingestellt sein, und bemerken nur, wie sich ähnliche mnemonische Darstellungen, ohne daß man für sie eine historische Grundlage hatte nachweisen können, früher in den meisten Städten Deutschland gefunden haben.

Dieses Thor war Zeuge einer zahllosen Menge glänzender Einzüge, durch welche die Hoheit der größten Fürsten Europas den Augen der Bewohner Wiens zur Schau gestellt wurde. Ein solcher Einzug aber, einzig in den Annalen der Stadt, gab ihnen ein trauriges Bild des Gegentheiles und zeigte ihnen die irdische Hoheit in ihrer Gesunkenheit. Es war jener des in die Grumbach'schen Händel verflochtenen Sachsenherzog's Johann Friedrich, den Maximilian II. in die Reichsacht erklärt, seiner Länder beraubt und gefangen genommen hatte. Der unglückliche Fürst wurde auf einem offenen hohen Wagen, einen Strohhut (damals das Abzeichen des niedrigsten Pöbels) auf dem Kopfe, von Reitern umgeben, im Monate Mai 1567 vom rothen Thurm in die Burg und endlich nach verschiedenem Hin- und Herschicken nach der Stadt Steyer in lebenslänglicher Gefangenschaft geführt, die seine herrliche Gemalin, die Pfalzgräfin Elisabeth, freiwillig mit ihm theilte und bis an seinen Tod, durch 28 Jahre dauerte. Dieses Thor war unter Carl V. der Schauplatz einer Meuterei. Als Carl und Ferdinand in Wien erwartet wurden, um sich zur großen Reichsarmee zu begeben, welche wider die Türken aufgeboten worden, und von Korneuburg und dem Bisamberg herunter bis an die große Donaubrücke gelagert war, sollten auch die Spanier und die deutschen Lanzenknechte aus der Stadt, das Lager beziehen. Sie weigerten sich dessen aber, rotteten sich bei St. Stephan zusammen, und zogen sich gegen den rothen Thurm, um die Schlagbrücke zu besetzen. Vergebens waren die Vorstellungen der Hauptleute, des Kardinal-Legaten von Medicis, des Marquis de Vasto, und des Generals Antonio da Leyva; diese Herrn mußten sich sogar in die nächsten Häuser der Wuth der Empörer entziehen. Freiherr von Roggendorf ließ nun die übrigen Truppen und die Bürger unter Waffen treten; das Geschütz mit Kettenkugeln und Traubenschüssen aufführen und die Aufrührer von allen Seiten so in die Enge treiben, daß sie das Gewehr strecken mußten. Das jetzige Thor wurde 1819 erbaut, bei den Arbeiten kam man schon in einer Tiefe von 14 Fuß auf das alte Rinnsal des einst viel stärkeren Donau-Armes, als er noch über den Salzgries floß.

Der Thurm hieß vormals Rottenthurm, weil sich die Rotten oder Compagnien der bewaffneten Bürgerschaft dabei versammelten. Das innere Rothenthurmthor befand sich noch unter Maria Theresia am Ende der Rothenthurmstraße zwischen dem Müller'schen Gebäude (648) und dem Hause (480), welches die Ecke der Kohlmessergasse bildet. Durch dasselbe kam man in einen Zwinger, der drei Ausgänge hatte, 1. beim oberen Fall, oder das heutige Fischerthor, 2. beim Wasser-Thörlein durch den Stadtwall in der Gegend des jetzigen Schanzelthores; und 3. beim unteren Fall, oder dem jetzigen Rothenthurmthor.

Ruedenhaus (zu Erdberg).

Die Rüden- (Rueden- oder Rieden-) Gasse ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig. Auf dem Platze, den sie einnimmt, hatten nach urkundlichen Nachrichten schon die babenbergischen Landesfürsten ihre Gärten, einen Meierhof und insbesondere die Fürstinnen dieses Hauses einen Sommersitz, der die Hirschpeunt genannt wurde. Diese Anlage erhielt sich mit einigen Veränderungen auch unter den habsburgischen Fürsten, und selbst noch im Anfange der Regierung Maria Theresiens stand hier das Rieden- (Rueden-) Haus, wovon die Gasse den Namen erhalten hat, in welchem Gebäude die verschiedenen Jagdhunde des Hofes dressirt und gepflegt wurden.

Das kaiserliche Jagd- oder Rüdenhaus war schon unter Maximilian I., der über die Jagd und Falkerei einige Bücher schrieb, im glänzendsten Zustande, und große Vogelhäuser und Kaninchenberge damit verbunden, worüber viele Urkunden vorhanden sind. So z. B. befiehlt Maximilian den 12. Okt. 1511 von der tirolischen Veste Heimfels aus, seinem Vice-Dom zu Wien, Lorenz Saurer, den Vogl- und Kinglwarter, Niklas Rot in dem Garten zu St. Paulus, sammt Rüdenhaus, Kingl- und Vogelwarterei wieder einzusetzen, und auf Lebenszeit unbeirrt darin zu belassen.

Das jetzt noch so genannte Rüdenhaus, ein Überrest des alten, und Eigenthum der bürgerl. Küchengärtner, ist Nr. 364 in der Gärtnergasse, ward nach der ersten türk. Belagerung bald wieder mit Mauern umfangen, der Wohnsitz der Jäger, die Schießstätte, die Stallung für die engl., für die Wind-, Leit- und Vorstehhunde. Sie mußten von den Fleischhauern und Flecksiedern ernährt werden; eine uralte Dienstbarkeit, die nach der Erbauung des Lustschlosses Schönbrunn, zum Theile auf den Hundsthurm überging. Auch das Stift Klosterneuburg hatte die Obliegenheit, für den Hof Jagdhunde zu halten. Der Sage nach zum Andenken, daß durch ihr Gebell der verlorne Schleier der Markgräfin Agnes wieder entdeckt und hiedurch zur Gründung der Canonie Neuburg der Anlaß gegeben wurde.

Als während der zweiten türkischen Belagerung Wiens, auch Klosterneuburg von den Türken gestürmt, von dem Laienbruder Marcellin Ortner aber heldenmüthig vertheidigt wurde, steckten die siegenden Barbaren, rachedurstig die Wienervorstadt sammt dem Hospital in Brand. Jene Hunde waren dort im Stall eingesperrt. Alles ringsum ging lichterloh in Flammen auf, sogar ein, hart an diesem Stalle stehender, grüner Nußbaum. Der Stall selbst blieb unversehrt. Dieser Umstand trug viel dazu bei, den Muth der Belagerten aufrecht zu halten, die sich hiedurch von der Stifterin Agnes selbst ein Wahrzeichen der Rettung und Erhaltung gegeben wähnten.

Im letzten Jahre Theresiens kauften die Erdberger Gärtner das Rüdenhaus für 10,000 fl. vom Vice-Dom-Amt und die Kaiserin schenkte ihnen den alten Donauarminsal mit dem stehenden Wasser. Nach der Sitte der Zeit waren der Hunde nicht wenige, gewöhnlich 200 vorhanden, wie man aus dem Stande des Personals ersehen kann,

das zu deren Wartung hier aufgestellt war. Um das J. 1740, als dieſes Riedenhaus, im Scherze auch Hundsſchule genannt, aufgehoben wurde, befand ſich dort noch ein Ober-Riedenmeiſter, ein Unter-Riedenmeiſter, neun Riedenknechte, vier Kleſterknechte, ein Pfiſterer und ein Thorwart. Von dieſem Riedenhauſe ſtammt auch ein altes, ſcherzhaftes Wiener-Sprüchwort her, das nicht ganz verſchollen iſt, obgleich wohl die meiſten Perſonen, die ſich deſſen noch bedienen, kaum ſeinen Urſprung kennen. Man ſagt nämlich von Menſchen, die in guter Geſellſchaft gähnen oder vulgo geſagt, das Maul aufreißen: „Sie machen's wie im Riedhauſe zu Erdberg die jungen Herren.“

Rudolph II.

Als Maximilian II. zu Regensburg 1576 geſtorben war, überbrachte ein Chronographenmacher ſeinem Sohne, Rudolph I°. dieſe Nachricht mit den geſchriebenen Worten:

RVDoLphVs IMperator AVgVstVs,

worin obige Jahreszahl enthalten iſt, und worin der abergläubiſche Fürſt eine Fügung des Himmels erblickte.

Rudolph hatte das lateiniſche Wort Adsit zum Symbol gewählt; man erklärte es mit

A Domino Salus In Tribulatione (von dem Herrn kommt Heil im Trübſale);

oder auch mit

Auxiliante Deo Cum Inimicis Terror (mit Hilfe Gottes bin ich der Feinde Schrecken).

Rudolph ließ eine Münze ſchlagen mit einem Adler, der einen Pfeil hält, wobei die Inſchrift war:

Adsit, d. i. der Herr ſtehe uns bei. An. 1598.

Man ſchätzte ſeine berühmte Wunderkammer in Prag auf 17 Millionen an edlen Metallen und edlen Steinen. Als er im Jahre 1594 zu Regensburg ſeinen Einzug zum Reichstage hielt, ſah man ſeinen engliſchen Kammerhund in einer mit 4 Pferden beſpannten Kutſche mitfahren.

Rumel (Franz Ferd. Freiherr von), in der obern Pfalz zu Weyden gebürtig, vollendete ſeine Studien auf der hohen Schule zu Ingolſtadt in Baiern und machte ſich mehrere Sprachen eigen. Im 35. Jahre ſeines Alters trat er in den Weltprieſterſtand und lebte in Einſamkeit, bis er 1681 auf Empfehlung des damals in Wien gegenwärtigen Pfalzgrafen von Leopold I. als Lehrmeiſter des Erzherzogs Joſeph angeſtellt wurde. Die Worte, mit welchen ihm der Kaiſer die Wichtigkeit ſeines Dienſtes vorſtellte, ſind merkwürdig: „Hiermit, ſagte er, übergeben Wir euch Unſern kaiſerlichen Prinzen und mit ihm das römiſche Reich, ſehet zu, daß ihr ihn wohl erziehet.“ Er wurde hernach Biſchof zu Tinnan, Probſt zu Altbunzel in Böhmen und zum heiligen Kreuze in Breslau, auch Scholaſtikus zu Großglogau, und dann Probſt zu Ardaker, bis ihm 1706 Joſeph I. aus Dankbarkeit die Wiener-Inſel verlieh. Unter der Begleitung der ganzen Kleriſei und Läutung der Glocken wurde er aus dem biſchöflichen Hofe in die Domkirche geführt, und hatte die Ehre bei dem Gottesdienſte den Kaiſer ſammt der Kaiſerin gegenwärtig zu ſehen.

Zum Kalvarienberge bei Hernals legte er den erſten Stein. Auf ſeine Verordnung wurde das hochwürdige Gut zu den Kranken mit mehreren Fackeln getragen und alle Sonntage Nachmittags die Chriſtenlehre in ſeiner Kirche gehalten. Zur Zeit ſeiner Verwaltung iſt das Zügenglöcklein bei St. Stephan eingeführt worden. Zur Hilfe des kranken Frauenvolkes ſind damals die Eliſabethinerinnen nach Wien gekommen. Die Verſammlung Philippi Nerii in Wien hat er 1707 beſtätiget und in ſeinen Schutz genommen. Man machte ſich Hoffnung ihn als Cardinal zu ſehen; allein er mußte 1711 Joſeph den I., ſeinen Gönner, ſelbſt begra-

ben helfen. Sein Spruch war immer: „Was Gott will.“ Fast das ganze letzte Jahr seines Lebens kam er in kein Bett, sondern mußte Tag und Nacht im Sessel sitzen. Man hörte ihn damals oft sagen: „Aus Liebe zu dir, o Gott! will ich entweder leiden oder sterben,“ welches letztere auch 1716 erfolgte. Er liegt bei St. Stephan begraben und sein Grabmal ist in der großen Frauencapelle an der ersten Säule des Musikchors zu sehen. In seinem Testamente vermachte er den Armen 1000 fl., der Kirche bei St. Stephan und der Bruderschaft des Frohnleichnams Christi 400 fl. In Tirol stiftete er eine ewige Messe und für sich befahl er 3000 zu lesen. Zu seiner Zeit und zwar den 22. Oktober 1713 begab sich Carl VI. mit seinem Hofstaate unter Begleitung der Klerisei, der Gerichtsstellen und aller Zünfte in einer feierlichen Prozession von St. Michael aus, nach dieser Domkirche, und legte allda zur Danksagung wegen abgewandter Pest das Gelübde zur Erbauung der Carlskirche (Siehe d.) ab.

Rumorknechte.

Die Rumorknechte oder Soldaten entstanden gegen Ende des 17. Jahrh. und wurden vom Regierungs-Präsidenten, dem Grafen Johann Quintin von Jörger, eingeführt. Diese Sicherheitwache der Stadt, stand unter einem Hauptmanne und hielt sowohl im Rumorhause im tiefen Graben (Siehe Diebsschergen-Haus), als bei den Capuzinern am neuen Markte in einem besondern Häuschen Wacht. Sie waren 200 Mann stark, wurden von Maria Theresia mit Ende Oktober 1775 aufgehoben und an ihrer Statt die Polizeiwache errichtet. Sie erhielten ihren Namen, weil sie bei jedem Rumor (Straßenlärm, Auflauf) Ordnung machen mußten.

Ruprechtskirche.

Die Sage macht dieses Kirchlein zum ältesten Gotteshause Wiens; des heiligen Rupert, des Glaubensboten Baierns Schüler, Cunald und Gisalrich werden als seine Erbauer schon um 700 genannt. Nach der am Bogen des Gewölbes befindlichen Aufschrift soll sie 740 erbaut worden sein. Nachweislich sind aber die zahlreichen Umwandlungen, welche der erste Bau bis 1426 erlitt, in welchem Jahre Georg von Auersberg die fast ganz verfallene Kirche wieder herstellen ließ. Sie besteht heute aus zwei abgetheilten Schiffen von ungleicher Höhe und Breite, wovon das nördliche oder linke dem Umfang, der Größe und den Grundmauern nach dem ältesten Gotteshause, welches hier stand, entsprechen dürfte, das südliche kleine Schiff aber sicher der Anbau von 1436 ist, wie schon der Eingang mit dem spitzigen Bogen andeutet. Die Fenster im älteren Theil haben ungleiche Größe und stehen ohne Symmetrie. Die schönen Glasgemälde zu beiden Seiten des Hochaltars sind von Gottlob Sam. Mohn 1821 gemalt. Das Hochaltarblatt ist von Rothmayr, die Gemälde auf den Seitenaltären von Adam Braun. Dieses alte Kirchlein war oft schon nahe daran, abgetragen zu werden; mehrmalen waren seine Pforten geschlossen. Die vielen neuen Bauten in seiner Nähe erschütterten 1826 es so gewaltig, daß es dem Einsturze nahe war. Aber Kaiser Franz erhielt es, wie er es auch 1809 gethan hatte. Die Kirche wurde fest hergestellt und 1829 neuerdings eingeweiht.

Die 1817 von St. Stephan dahin übertragene Statue der Gnadenmutter Maria-Zell wurde reichlich ausgestattet. Am 27. Sept. 1840 wurde in dieser Kirche die eilfhundertjährige Jubiläumsfeier durch eine durch eilf Tage fortgesetzte Andacht begangen. Da der heilige Bischof Ruprecht nach den bewährtesten Nachrichten für den Gründer dieser nach ihm genannten Kirche gehalten, und sein Hauptfest in Österreich und Baiern am 27. September gefeiert wird, weil an diesem Tage einst seine Reliquien

in der Peterskirche zu Salzburg beigesetzt wurden, so wählte man diesen Tag zum ersten des Jubiläums, wozu der heilige Vater auch einen vollkommenen Ablaß während der Fest-Oktave verliehen hatte. Der Fürst-Erzbischof von Wien hielt an dem ersten Tage, dem eigentlichen Hauptfeste zur Verehrung des heiligen Ruprecht daselbst ein feierliches Hochamt. Noch ist ein Taufstein mit einer altchaldäischen Aufschrift zu erwähnen, der anfangs zu so seltsamen Deutungen Anlaß gegeben hat, und den Fürst Lichnovsky seinen Abbildungen einverleibt hat.

Ruß (Carl),

Maler und erster Custos an der k. k. Gemäldegallerie im Belvedere, geboren in Wien am 11. Aug. 1779, ist ein Zögling der hiesigen Akademie der bildenden Künste, wo er vom Professor Maurer den ersten Unterricht erhielt, und mit Petter ein inniges Freundschaftsbündniß schloß. Im J. 1804 nahm Freiherr von Lützendorf ihn mit sich nach München, wo er ein reiches Portefeuille sammelte. Auf seiner Rückreise nach Wien, welche er mit einem Floß auf der Donau machte, scheiterte das Schiff; Ruß fiel ins Wasser, und in der Todesangst war die Rettung dieses Portefeuilles sein einziger Gedanke, er hielt es mit beiden Armen hoch über dem Wasser, bis er gerettet wurde. Ein gelungenes historisches Gemälde verschaffte ihm nach seiner Rückkehr eine Pensionärsstelle der Akademie, und die Auszeichnung von dem Erzherzoge Johann kaiserl. Hoheit bemerkt zu werden, durch dessen Anregung damals eine vaterländisch-historische Schule in Österreich sich zu bilden begann, welcher sich auch Ruß mit glühender Vorliebe zuwandte. Im J. 1806 vermälte er sich und 1818 ward er zum Custos der k. k. Bildergallerie ernannt, nachdem er schon 1810 von dem Herrn Erzherzoge Johann die Stelle eines Kammermalers erhalten, und als solcher eine reiche Suite von Darstellungen der Landschaften, Trachten, Volksfeste u. s. w. der Alpenländer entworfen hatte. Zu seinen besten Werken werden gezählt: Tiresias, Alkmene, wie sie die Schicksale ihres in der Wiege schon Schlangen würgenden Sohnes Herkules verkündet, und Hekuba, an der thrakischen Meeresküste zwischen den Leichen ihrer Tochter und ihres Sohnes den Untergang ihres Hauses betrauernd. Auch unter seinen zahlreichen in Öl ausgeführten Darstellungen aus der Geschichte der Babenberger und Habsburger finden sich sehr gelungene Arbeiten. In allen seinen Werken herrscht eine reiche Erfindungsgabe und ein tiefes Eindringen im Geiste des Gegenstandes; in der Form aber zeigt sich eine ihm eigene Manier und in vielen seiner Compositionen eine allzu specielle Behandlung des Beiwerkes, wodurch der Totaleindruck geschwächt wird. Man muß bedauern, daß Ruß nicht wissenschaftlich gebildet war und in seinen spätern Lebensjahren das hierin Versäumte nicht mehr nachholen konnte. Aus seinen Werken geht seine große Vorliebe für die altdeutsche Schule deutlich hervor. Der Tod ereilte ihn nach einem längeren kränkelnden Zustande den 19. September 1843 in seinem 65. Jahre. Von seinen 5 Kindern hat Leander Ruß sich bereits einen Namen in der Kunst erworben, und ist Kammermaler Sr. Majestät des Kaisers.

Ruttenstock (Jacob).

Er wurde am 10. Februar 1776 zu Wien geboren und starb am 22. Juni 1844 zu Klosterneuburg. Im J. 1795 trat er in den Orden des Stiftes, und bekleidete durch eine geraume Zeit das Amt eines Professors und k. k. Censors. Nach dem Tode des Propstes Gaudenz Dunkler, wurde er am 9. Juni 1830 mit der Infel geziert. Durch sein verdienstliches Wirken für den Staat und die Kirche, durch seine wissenschaftliche Bildung und einen Verein glänzender Tugenden hat er sich ein schönes Denkmal gesetzt.

Auf ſeine Veranlaſſung erfolgte die Verſchönerung der Stiftskirche und die Fortſetzung des Stiftsbaues, welcher unter dem Probſt Ernest Perger im Jahre 1730 begonnen, aber ſeit dem Jahre 1740 wieder gehemmt wurde. Als Kanzelredner und theologiſcher Schriftſteller war er gleich ausgezeichnet. Unter ſeinen im Drucke erſchienenen Werken verdienen eine beſondere Erwähnung: Institutiones historiae ecclesiasticae N. T. 4 Bände. Im J. 1832 wurde er von Kaiſer Franz zum k. k. wirklichen Regierungsrath erhoben. Außerdem war dieſer würdige Stiftsverſtand Doctor der Theologie, lateranenſiſcher Abt, Erbhofkaplan, Verordneter der niederöſterreichiſchen Landſtände, Beiſitzer der Studien-Hofcommiſſion, Referent über die Gymnaſialſtudien, und Mitglied mehrerer wohlthätigen Geſellſchaften. Seine Hülle ruht auf dem Gemeinde Friedhofe zu Kloſterneuburg, und der Leichenſtein enthält blos die einfachen aber vielſagenden Worte: Jacob Ruttenſtock.

S.

Salamimänner.

Die Salamimänner sind meistens Lombarden, Friauler und Venetianer, welche in den Straßen, Schenken und Wirthshausgärten Würste und Käse feilbieten; zur Marktzeit haben sie auch kleine Buden (Standeln). Nichts ist abstechender, als diese Abkömmlinge der alten Weltbeherrscher. Wohl gewachsen, munteren braunen Gesichts, laufen sie schnellen Fußes mit lebhaftem Blicke bald hierhin, bald dorthin, und rufen mit selbstgefälliger Miene in gebrochenem Deutsch ihre Waare (eine Art Würste) zum Kaufe aus. Ihr Lieblingsgeschrei ist das hundert Mal wiederholte, lustig sein sollende: Salamini, da bin i! — Salamoni, geh doni (hinweg)! Wo sie vorüber gehen, werden diese Reime mit lautem Gelächter empfangen und von den Kindern nachgeschrien.

Diese Salamiverkäufer erinnern an die sogenannte Salamilacke nächst der Erdberger-Linie; diese Donaugegend führt diesen Namen, weil dort die Gedärme gereiniget werden, welche zur Bereitung der Würste dienen, und sie wurde in unsern Tagen durch ein Ereigniß bekannt, wodurch einem Stadtgespräche ein Ziel gesetzt wurde.

Seit 8. Decbr. 1844 ward ein Bäckermeister Namens Joseph Suchan, vom Braunhirschengrunde, vermißt. Die Stadtklatscher verfehlten nicht, an dieses Verschwinden die schauerlichsten Begebenheiten zu knüpfen. Der Mann hatte eine Geldbörse und eine goldene Tabakdose bei sich. Genug, um ihn in die Hände von einigen Rinaldinis fallen zu lassen. Nun fand man aber Suchan's Leichnam am 3. Juni 1845 in der Salamilacke, und die Geldbörse und die goldene Dose in seinen Kleidern. Im Dunkel der Nacht dürfte er in die Donau gefallen sein, welche ihn bis zur Salamilacke mit fortriß, in welcher er unter dem Wasser an den dort befindlichen Holzgittern hängen blieb.

Salieri (Antonio),

geboren den 19. August 1750 zu Legnano im Venetianischen. Früh entwickelte sich in ihm die Anlage und Neigung zur Musik. Der Capellmeister an der St. Markuskirche, Pescetti, und Passini waren seine vorzüglichsten Lehrer. Unter Gasmann's und Gluck's Leitung widmete er sich in Wien später der Composition. Joseph II. ernannte ihn 1775 zum Capellmeister. Großes Glück machte S. in Paris, wohin er zu seiner weitern Ausbildung ging, zuerst mit der Oper: die Danaiden; sie galt lange für eine Arbeit Gluck's. Nachdem S. noch eine große Zahl von Opern, die sich lange auf dem Repertoire erhielten, für Paris geschrieben hatte, legte er 1800 die Direktion des Theaters nieder, und widmete sich bloß der Kirchenmusik. Dabei war er jungen, talentvollen Componisten, wie z. B. Joseph Weigl, förderlich. Er starb zu Wien

den 1. Mai 1825 und wurde auf dem Mäzleinsdorfer-Leichenhofe begraben. In früheren Jahren leidenschaftlich, soll er seine Nebenbuhler in Joseph's Gunst rauh und unfreundlich behandelt, und nicht unparteiisch gewesen sein in seinem Urtheil über fremdes Verdienst. Gewiß aber ist, daß er späterhin jeden, auch dem mäßigsten Talent, gern Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Seine erste Oper schrieb er ohne Vorwissen seines Lehrers Gaßmann, und am Tage, als man sie zum ersten Male aufführte, lief er an alle Thore und Straßenecken der Stadt, um seinen Namen auf dem Anschlagzettel zu sehen. Seine Opern, mit wenigen Ausnahmen, sind nicht über deutsche Texte geschrieben, sondern über italienische und französische, tragen dennoch einen deutschen Charakter, dem Geiste und der Behandlungsart nach, die dadurch einen eigenthümlichen Reiz erhält, daß S. deutsche Kraft und Würde mit italienischer Anmuth und Zierlichkeit zu vereinigen wußte. Von seinen Opern, deren er 52 geschrieben hat, fand den glänzendsten Beifall der geist- und seelenvolle Tarare, in Deutschland allgemein bekannt unter dem Titel Axur, König von Ormus. Es war die Lieblingsoper Joseph des II., der dem Componisten dafür 100 Dukaten, und eine lebenslängliche Pension von 300 Dukaten bewilligte. Wenig bekannt außerhalb Wien sind S. Kirchen-Compositionen, dem Geiste und der Schreibart nach mit denen von Haydn verwandt, doch weniger reich instrumentirt, und in Hinsicht auf Fuge und Contrapunct weniger kunstvoll ausgearbeitet. Für Instrumente hat S. nur in früherer Zeit einige gefällige Kleinigkeiten geschrieben.

Salvator-Medaillen (Die),

hießen vormals Salvator-Pfennige, sie wurden von jeher im landesfürstlichen Münzhause aus Gold und Silber geprägt und sind bloße Schaumünzen, die unter die Räthe und diejenigen Personen, welche sich um die Stadt verdient gemacht haben, ausgetheilt werden. Man hat ihrer von verschiedener Größe und Stempel. Der neueste Stempel ist von dem berühmten Matthias Donner geschnitten und stellt auf der Hauptseite das Brustbild des Erlösers vor, weil die Kirche im Rathhause zu dessen Ehren eingeweihet ist, mit der Umschrift: Salvator Mundi. Auf der Rückseite erscheint die Stadt Wien, über welcher das Auge der göttlichen Vorsehung strahlet. Zur Rechten der Stadt sitzt das Sinnbild der Donau in Gestalt eines Wassergottes mit der österreichischen Fahne, zur Linken wird der Wienfluß durch eine Nymphe vorgestellt, welche eine Fahne mit dem Stadtwapen, nämlich dem weißen Kreuze im rothen Felde, in der Linken, mit der Rechten aber den Erzherzogshut und Zepter hält. Unten befindet sich die Legende: Munus R (ei) P (ublicae) Viennis (a). Einer der würdigsten Männer, welcher sie erhalten hat, ist der letzte französische Kommandant der Stadt Wien 1809, Baron Denzel, der sich durch Menschlichkeit gegen die österreichischen Gefangenen und Verwundeten vor seinen Vorgängern ungemein auszeichnete. Eine Magistrats-Deputation überreichte ihm als schwaches Merkmal des Dankes die große Salvators-Medaille.

Salzgries.

Der Salzgries hat seinen Namen, weil er von jeher der Verkaufsplatz (veraltet Gries) des Salzes war. Bevor der Donau-Canal mehr gegen die Leopoldstadt abgeleitet wurde, floß sie über den Salzgries, wie es noch im vorigen Jahrhunderte die eisernen Ringe am Salzamts-Gebäude (siehe Pragerhaus), woran die landenden Schiffe befestiget wurden, und 1748 die beim Bau der Salzgries-Kaserne tief aus der Erde ausgegrabenen hölzernen Wehren beweisen. Auf dem Salzgries befindet sich

das Innungshaus der bürgl. Schuhmacher (208), jenes der bürgl. Schloſſer (210) mit dem Schilde zum groſſen Salzkübel und jenes der bürgl. Bäcker (211).

Sandwirth (Das Haus zum).

In den verhängnißvollen Tagen des Jahres 1809 kamen aus den tirolischen Bergen, dem alten Heimathlande mit verletzter Treue, heimlich Abgeordnete nach Wien (20. Jänner — 4. Februar 1809), um mit der österreichischen Regierung wegen des bevorstehenden Krieges sich zu besprechen. Unter diesen kühnen Männern befand sich auch Andreas Hofer, der berühmte Sandwirth am Passeir, dessen herkulische Gestalt und langer Bart Aller Augen auf sich gezogen haben und die ganze Unterhandlung verrathen haben würde. Darum verbarg ihn und seine Gefährten ein alter Freund der braven Tiroler und einer der eifrigsten Bürger von Wien, Andreas Duschel, Wirth zum goldenen Kreuz zu Mariahilf, der das Andenken jener Tage durch den Schild seines Hauses Nr. 269 in der Schmalzhofgasse in Gumpendorf mit Hofers Bildniß der Nachwelt aufbewahrt hat.

Saphir (Karl Friedrich Moriz),

früher Moses, — der in der Tagesliteratur bekannte witzige Plänkler, — wurde am 8. Februar 1795 in einem Dorfe unweit Ofen von israelitischen Eltern geboren, und verschaffte sich zuerst durch die Herausgabe seiner „Berliner Schnellpost“ und des „Berliner Couriers,“ die mit witziger Polemik in die Tagesinteressen der Literatur, des Theaters und des Berliner Volkslebens eingriffen, ein zahlreiches Lesepublikum. Später redigirte er, nachdem er in Folge mannigfacher, durch seine Satyre hervorgerufener Wirren Berlin verlassen, in München „den deutschen Horizont“ und „den Bazar für München und Baiern,“ mußte jedoch auch München bald wieder verlassen, kehrte aber später wieder dahin zurück und trat zur protestantischen Kirche über. Seit 1835 lebt er zu Wien in dem gewohnten Geschäftskreise der Journalistik, wo er Anfangs an Bäuerle's Theaterzeitung arbeitete, dann aber den Humoristen gründete, der in Betreff der Schärfe und Unparteilichkeit der Kritik eine der ersten Stellen in der Journalistik einnimmt.

Sarcophag (Friedrich des III.).

Dieser Fürst (der III., IV. und V. seines Namens, je nachdem man Friedrich den Schönen und Friedrich von Braunschweig als deutsche Kaiser anführt) starb den 19. August 1493 nach einer stürmischen Regierung auf dem Schlosse zu Linz, wo er unzugänglich für Jedermann der Andacht und seinen Lieblingswissenschaften lebte. Eine unbedeutende Beschädigung hatte die traurige Folge, daß ihm der rechte Fuß abgenommen werden mußte; während der Heilung stellte sich ein Fieber ein, welches ihn dahinraffte. Seine Leiche ward nach Wien gebracht, und bei St. Stephan in die Fürstengruft beigesetzt, bis das prachtvolle Grabmal bei dem Passions-Altare dieser Kirche von dem berühmten Straßburger Bildhauer, Niklas Lerch, vollendet war, in welches erst den 1. November 1513 der Leichnam feierlich übertragen wurde. Dieser Sarcophag ist das größte Meisterwerk der damaligen Zeit, aus roth- und weißaderigem Salzburger Marmor, mit mehr als 240 Figuren gezeert. Seine Länge ist 12' 8", die Breite 6' 4"; die Höhe 5'. Das den Sarg umgebende Geländer eingerechnet, ist die ganze Länge des Denkmals 19' 2" und die Breite 11' 2". Friedrichs Denkspruch A, E, I, O, U ist daran angebracht. Das große Basrelief, die Krönung Maria's von der heiligen Dreifaltigkeit ist besonders deßhalb merkwürdig, weil die drei göttlichen Personen im Äußeren ganz gleich abgebildet sind, eine in der Einheit Gottes

gegründete und keineswegs ungewöhnliche Darſtellung. Friedrich und Marim. I. ſollen für das Denkmal 40000 Duk. bezahlt haben.

Sartory (Johann),

geboren 1758 zu Prag, kam ſchon als Kind zu dem Ballet des Joſephſtädter-Theaters in Wien, ſpielte eine Zeit lang in Linz und kehrte dann nach Wien zurück, wo er von 1795 an als Regiſſeur fungirte, und 1821—28 technischer Direktor des Leopoldſtädter-Theaters war. Im Fache der humoriſtiſchen Alten war er ein ausgezeichneter Schauſpieler und dabei ein trefflicher Menſch. Wegen einer Reihe menſchenfreundlicher Handlungen, ſchenkte ihm die Stadt Wien 1818 das Ehrenbürgerrecht. 1832 feierte er ſein 50jähriges Jubiläum, wobei ihn ſämmtliche Schauſpieler Wiens mit einem Pokal beſchenkten. Seit 1838 penſionirt ſtarb er 1840 allgemein bedauert.

Savoien'ſche Akademie.

1749 ſtiftete die verwitwete Herzogin Thereſia Anna Felicitas von Savoien eine neue Akademie für adeliche Jünglinge, und ließ dazu das Stiftungsgebäude ober der Laimgrube, welches hievon das Savoien'ſche oder Emanuel'ſche Stift genannt wurde, vom Grund aus neu aufführen. Zum Rektor beſtimmte ſie einen Prieſter der frommen Schulen. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch die Chaos'ſche Stiftskirche herrlich erneuert und für die Zöglinge beider Stifte gewidmet. In dem Speiſeſaal war das aus Erz gegoſſene Bildniß der Stifterin aufgeſtellt mit folgender Inſchrift:

M. Theresia D. Sabaudiae
ex pr. de Lichtenstein
In Bonum reip. nata.
Athenaeum sapientiae extruxit,
Dotavit et legibus firmavit.

Sazberger (Gabriel).

Als Karl VI. nach ſeiner Kaiſerkrönung von Frankfurt am Main im Spätherbſte 1711 nach Wien zurückkehrte, faßte ein Gärtner-Jüngling, Namens Gabriel Sazberger, aus Patriotismus den kühnen Entſchluß, bis an die Spitze des St. Stephansthurmes zu ſteigen, ſich dort außerhalb zwiſchen Knauf und Roſe anzuklammern, und unter lautem Jubel eine Fahne zu ſchwingen. Er führte das Wagniß aus, doch ſein Geleitsmann, ohne deſſen Unterſtützung er weder hinaus noch herein gelangen konnte, vergaß auf den armen Gabriel, und ſo mußte dieſer an dem ſteinernen Maſt über dem Häuſermeer ſo lange hängen bleiben, bis ihm anderweitig Hilfe kam, was erſt am folgenden Morgen geſchehen iſt. Dieſen intereſſanten Stoff hat eben ein hieſiger Dichter dramatiſch bearbeitet.

Schabenrüſſel (Haus zum).

Das ſchöne Gebäude (482) am Bergel nächſt der Kohlmeſſergaſſe führt den ſpaßigen Namen „Schab den Rüſſel,“ und zwar von einem Bürgergeſchlechte der Stadt. 1534 kaufte Michael Schabenrüſſel am 7. März das nach ihm genannte Haus zum Schabenrüſſel nebſt einer Scheune von König Ferdinand I. für 800 Gulden an ſich. In ſeinem Wapen führte er einen Schweinkopf, in deſſen Rüſſel ein Weidmeſſer ſteckte. Noch 1785, ehe dieſes Haus wegen Baufälligkeit neu gebauet wurde, war oben an demſelben ein Mann, einem Fleiſchhacker ähnlich, der mit einem Meſſer einen Schweinskopf abſchabte, gemalet. Bei St. Stephan befand ſich neben dem untern Seiten-Eingang von der ehemaligen Wohnung des Meßners herüber, folgende in Stein gehauene Grabſchrift:

„Anno domini 1532 am 20. Januar ſtarb der Er. und Weiß Michael Schabenriſſel, Bürger zu Wien und Salzer allda, ꝛc.“

Dergleichen Benennungen der Häuſer von den Namen ihrer ehemaligen Hausinhaber haben wir in Wien mehrere.

Schallenberg'ſche (Das gräflich) Haus (569)

verſchwand 1840 — 1841 zur Erweiterung des Grabens, es erhob ſich auf der Kohlmarkts-Seite, begrenzte auf der einen Seite das Paternoſter-Gäßchens und an der entgegengeſetzten mit zwei Eckrondellen den Eingang vom Kohlmarkt auf den Graben. Es beſtand früher aus zwei Häuſer, nämlich gegen die Seite des Kohlmarkts aus dem Hauſe der Ritter von Ellerbach und gegen das Paternoſter-Gäßchen aus jenem der Bürgerfamilie Zuckſchwert.

Schanzel (Schänzel).

Es bildete vormals eine Reihe von Hütten, in welchen die ſeitdem vertheilten, einſt mit den Pariſer Fiſchweibern verglichenen Höckerinnen ihr Obſt verkauften; es iſt jetzt ein offener Platz, auf welcher alles ſo reinlich iſt, wie auf einer holländiſchen Küſte; im Jahre 1797 wurde darauf in Geſtalt eines halben Bogens eine weitläufige Bank zuſammengeſetzt, auf welcher Väter und Mütter mit ihren Kindern im traulichen Kreiſe ſich dem angenehmen Eindrucke der an der Donau ſchwebenden kühlen Abendlüfte überließen. In der Nacht am 26. Juli 1778 entſtand in einem Obſtkramerhütchen ein Brand, wodurch die Krämerin, welche in ihrer Hütte ſchlief, verbrannte, und weder alle übrigen Obſtkramer theils durch das Feuer und theils durch das Niederreißen der Hütten, ihren ganzen Obſtvorrath verloren. Das dahin führende Schanzelthor wurde von Ferdinand III. nach dem weſtphäliſchen Frieden (14. October 1648) eröffnet.

Scharlachrennen (Das) zu St. Marx.

In Wien wurden dieſe Beluſtigungen erſt durch Herzog Albrecht III. eingeführt, welcher bei Beſtätigung der den Bürgern ſchon 1296 eingeräumten Freiheit, zwei Jahrmärkte in der Stadt halten zu dürfen, 1381 dabei bewilligte, »auch ſoll man auf »yegleichen (jeden) derſelben jarmark zu ai»nem Scharlach rennen als wer der erſt »dartzu iſt, das deß der Scharlach ſey. Was »man auch darauf lauffer Pferd zu demſel»ben Jahrmärkten bringet, die ſullen maut»frey gen.« Dieſe Rennen wurden vom obigen Zeitpunkt an über 150 Jahre zweimal des Jahres, das erſte immer am Auffahrtstage des Heilandes im Mai, das zweite am Catharinentag im November (ein Feiertag des alten Kalenders) abgehalten.

Tags vorher hatte auf dem Altan der Schranne am hohen Markt das feierliche »Verneffen des Scharlachs« ſtatt; ein Ausrufer verfügte ſich mit einem Trompeter dahin, und kündigte das Abhalten des Rennens ſammt den zu gewinnenden Preiſen an, die »lauffunden Pferd« aber wurden im Rathhauſe in der Wipplingerſtraße aufgeſchrieben, und dabei die Gebühr für jedes mit einem ungariſchen Gulden erlegt.

Am Tage des Rennens ſetzte ſich der Zug von der Stadt hinaus nach St. Marx am frühen Morgen in Bewegung; »der Stadt-Trumetter mit dem Rueffer« zu Pferde, die laufenden Pferde in der Zahl von vier bis zehn mit ihren Führern, »die lauffunden Mannen oder knecht, und Frawen (Burſche und Mädchen), die jungen (erſt) aufgenommenen Bürger, Armbruſt-, Püchſen- und Hackenſchützen« in Reih und Gliedern mit ihren zwei »Vänneins«, dann Pfeifern und Spielleuten, die Träger der Preiſe, des ſcharlachrothen Tuches, mit einer weißen geldfranſen verzierten Leinwand auf einem Kreuze, der zwei Stücke Barchent, dann der »Eyen Saw«, für deren Tragen jederzeit der Hausknecht im Rathhauſe die Mühe und gute Bezahlung hatte, »dartzu (aber erſt 1485 als Preis) daz newe Armprust das von Alters her der Hannsgraf ſelle geben haben,« endlich der Bürgermeiſter und die Rathsherrn mit ihrer Begleitung zu

Pferde. In St. Marx waren die Vorbereitungen getroffen, die „Sewl“ (Stange) befestigt, an welcher das Scharlachtuch „aufgehecht“ (aufgehangen) wurde; daran die „Snür“ (Stricke) gespannt zum „Anlaßen“ (Loslassen) zu den „Rossen und auch den andern, die zu Fuessen geloffen habenn die Stren gericht“ (Futter für die Pferde).

Dann nahm der Bürgermeister mit den Rathsherren Platz an einem Tische; die Bürgerschaft stellte sich in Reih und Glieder; der Scharlach wurde noch einmal ausgerufen, das Zeichen gegeben, und das Rennen begann. Das Scharlachtuch war der Preis für das schnellste Pferd, gewöhnlich im Werthe in den ersten Jahren von 22 bis 25 Pfund Wiener Pfenning (bei 30 ungarische Gulden), später von 35 Pfund, dann die Spen Saw, und daz Armpruſt im Werthe von 2 Pfund 7 ß. Die Preise für die lauffunden Mannen und Frawen bestanden in zwey stuckh Parchant (Barchet).

Nach vertheilten Preisen setzte sich der Zug wieder zurück in die Stadt in Bewegung, wo bis 1447 in des Bürgermeisters Wohnung Erfrischungen, aus Wein und Brot bestehend, mit einem Kostenaufwand von eirca 2 Pfunden Wiener Pfenning, welche von der städtischen Casse bestritten erscheinen, eingenommen wurden. Nach diesem Jahre aber verwandelten sich durch den gestiegenen Luxus diese Erfrischungen in ein ordentliches Mittagsmal „zu (bei) dem Purgermeister,“ dessen Wohnung oft mit Laub ausgeschmückt wurde, und wo die Tafel auf 6 Tische mit des Kochs „lon“ von 18 bis auf 42 Pfund an Kostenaufwand stieg. Da die Mittagsstunde zu dieser Zeit in Wien selbst für den Hof noch um 10 Uhr Vormittags war, so läßt sich daraus abnehmen, daß dieses Volksfest um 10 Uhr schon ein Ende erreicht hatte, und in dieser Stunde schon überall die Freuden der Tafel gefeiert wurden.

Diese Rennen waren übrigens bloß Volksbelustigungen, an welchem die ausgezeichnetere Classe der Bewohner nicht Theil nahm. Das glänzendste Fest dieser Art wurde nach dem in der k. k. Hofbibliothek befindlichen gedruckten Programm 1515 bei der Anwesenheit der Könige von Ungarn und Polen in Wien am 11. April abgehalten, wo 39 Rosse liefen. Diese Lust hatte 1529 ihr Ende; zu schmerzhaft war die Wunde, welche die erste Türkenbelagerung der Stadt geschlagen hatte. Wer hätte in den öde liegenden Gemäuern der Vorstadtgebäude, durch die verwüsteten und zerstörten Wein-, Lust und Obstgärten ein Lustrennen abhalten mögen? In Schulden war die Stadt versunken, in Noth und Armuth die Bürger, das durch Jahre fortgewährte „Türckhengeschrey“, die Kosten der Landschaftsrüstungen für Erhaltung und Besoldung des „Kriegsvolckh und christlichen nothdurftigen Gegenwehr“ verscheuchten lange Zeit jeden Frohsinn in Wien.

Im J. 1534, wo eine vorübergehende Sonne des Friedens schien, findet sich die letzte Nachricht von diesem Rennen. Damals war schon weder von andern Preisen als dem Tuche, noch von dem Laufen der Mannen und Frawen die Rede, und die „lauffenden“ Pferde des Jahres 1534 waren der letzte Nachhall eines Volksfestes, welches bis dahin unter den öffentlichen Belustigungen der Wiener die erste Rolle gespielt hatte.

Schatzkammer (K. K.).

Sie befindet sich im ersten Stockwerke des Schweizerhofes, wo sie vier Säle und eine Gallerie einnimmt. Sie enthält nebst den kaiserlichen Kleinodien eine große Zahl von Gegenständen, die durch Stoff, Kunst und geschichtliche Bedeutung höchst merkwürdig und kostbar sind. Wir nennen daron nach Doctor Hebenstreits Handbuch nur folgende:

1. Die berühmte runde Schüssel aus

einem Stück Achat im Durchmesser 27 Zoll.

2. Das eben so ausgezeichnete Trinkgefäß aus einem Stück Smaragd, im Gewicht von 2532 Karat mit dem Deckel von 418 Karat.
3. Wallenstein's Talisman aus Krystall mit dem Zeichen des Löwen.
4. Die heiligen drei Könige und die Kreuzesabnahme in Holz geschnitten von Albert Dürer.
5. Die große Stockuhr mit herrlich getriebener Arbeit (500 Mark Silber), welche der Landgraf von Hessen-Darmstadt der Kaiserin Maria Theresia geschenkt hat.
6. Eine goldene, 642 Dukaten schwere Schale vom Großfürsten Michael Federowitsch.
7. Ein Lavoir von Silber und ein Crucifix von Elfenbein von Benvenuto Cellini.
8. Einige der berühmten Porzellangemälde Rafael's und Giulio Romano's.
9. Die Wiege des Königs von Rom aus vergoldetem Silber von Prüdhon, Regent, Thomire und Odiot in Paris verfertigt.
10. Timur's Säbel, den der persische Botschafter, Mirza Abul Hassan Chan, bei seiner Sendung nach Wien 1819 dem Kaiser Franz I. als Geschenk überbrachte.
11. Der berühmte Florentinische Diamant.
12. Ein sehr großer Diamant in Form eines Hutknopfes, und eine Garnitur Diamantknöpfe im Werthe von 300,000 fl.
13. Die Reliquien und Insignien des heiligen römischen Reichs mit dem Kaiserornate Carl des Großen.
14. Die kaiserlichen Kleinodien mit der sogenannten Hauskrone, unter Rudolph II. in Prag verfertigt, und den beiden Kronen JJ. MM. des Kaisers und der Kaiserin bei der Krönung in Prag 1836.

In der Schatzkammer werden auch die Schlüssel zu den Särgen in der Kaisergruft bei den Capuzinern aufbewahrt. Eintrittskarten werden auf schriftliches Verlangen im Schatzmeisteramte in der Burg am darauf folgenden Donnerstag ertheilt.

Schaumburgerhof.

Diese, 6 Gassen, gegen 100 Häuser und 2500 Seelen zählende Vorstadt gehört zu den neu angelegten, und ist ein Eigenthum der Grafen von Starhemberg, die hier ein herrschaftliches Schloß haben, welches vormals den Grafen von Schaumburg gehörte, deren Namen sich bis heute erhalten hat, und von welchem schon bei den Capuzinern in der Stadt Erwähnung geschah.

Schekl (Zum),

oder eigentlich zum Ochsenziemer, ist das Schildzeichen des Hauses (215) in der Feldgasse am Schottenfelde, dessen erster Erbauer ein großer Verehrer des vielzubeliebten Prügelsystems gewesen sein mag, denn unter einer andern Voraussetzung läßt sich die Wahl dieses Schildes kaum erklären. Der Prügelmann muß noch überdieß ein besonderer Anhänger der endlich einmal wenigstens im aufgeklärten Europa — verdammten Sclaverei gewesen sein, und sein Schild von jenem des Nebenhauses (244) „zur schönen Sclavin“ genannt, hergeholt haben.

Schellenhof (Der),

auch Schallhof genannt, liegt bei dem Dorfe Siebenhirten, von Atzgersdorf gegen Neudorf eine halbe Stunde entfernt. Er war früher ein Edelsitz und wurde 1770 von einem Bräumeister in Bestand genommen und in ein Bräuhaus verwandelt. Schon vorher befand sich eine Capelle in diesem Hofe, in Betreff dessen das Consistorium 1798 erklärte, daß sie für die Einwohner von Siebenhirten nicht als privilegirt anzusehen sei. In der Folge wurde der Hof das Eigen-

thum des Herrn von Reina. Vor zwei Dezennien lockte das gute Schellenhofer-Bier viele trunkliebende Wiener in diese — übrigens durch nichts anziehende Gegend.

Schenk (Johann),

geboren den 30. November 1761 zu Wiener-Neustadt, studierte in Wien Musik und debutirte, nachdem er bereits durch Kirchencompositionen vortheilhaft bekannt war, 1785 mit der Operette: die Weinlese, der bald „die Weihnacht auf dem Lande“, „im Finstern ist nicht gut tappen“, „das unvermuthete Seefest“, „das Singspiel ohne Titel“, „der Erntekranz“, „Achmet und Almenzine“, „der Dorfbarbier“, und „die Jagd“ folgten, die durch ihre wahrhaft heitere, melodiereiche und treffliche Musik den größten und dauerndsten Beifall erhielten. Der Dorfbarbier ist noch heute auf dem Repertoir und hat in einzelnen Städten, in Wien z. B. über 200 Aufführungen erlebt. Schenk starb den 29. Dezember 1836 in Wien, und wurde auf dem St. Marxer Kirchhof begraben.

Schenkenstraßen (Vordere und hintere).

Die erste hieß vormals die Mentler- oder Wendlerstraße, die zweite führte schon in den ältesten Zeiten den jetzigen Namen, der schon 1200 als Schenchenstrazze vorkommt, weil Heinrich von Liechtenstein unter Ottokar Erbschenk von Österreich war. In der Folge saßen hier die Althane, welche das Reichserbschenkeramt und die Sinzendorf (heute Siebenbürgische Hofkanzlei), welche das Erbmundschenkeramt von Österreich ob der Enns bekleideten.

Schiffamt (K. K. oberstes).

Die Leopoldstadt, durch ihre Lage an der Donau vorzüglich geeignet, Schiffs-Etablissements aufzunehmen, wurde auch der Sitz des kaiserlichen obersten Schiffamtes. Schon 1635 war dazu eine Hofmarch durch den Obristlieutenant dieses Amtes, Andreas Pichler, angekauft worden. Im J. 1688 wurde durch die kaiserliche Hofkammer auch der Kräutergarten des bürgerlichen Fischkäuflers Adam Heckner und ein Grund gegenüber eingelöst und darauf das Gebäude des obersten Schiffamtes und der Schiffs-Stadel aufgeführt. Das Wasserrecht oder Lerenbecheramt stand damit noch keineswegs in Verbindung. An dem neuen Gebäude wurde die Straße durch einen Schranken, vorzüglich zur Zeit der Arbeiten auf dem nahen Aufstellungsplatze der Schiffe und zur Nachtzeit geschlossen.

Schikaneder (Emanuel)

gehörte zu jenen Adams-Söhnen, welche Alles, was sie waren, sich selbst danken. Ohne alle wissenschaftliche Bildung widmete er sich der Schauspielkunst, spielte Anfangs seiner Laufbahn Helden und tragische Rollen, bis er nach Wien kam, dort seinen eigentlichen Beruf erkannte, komische Rollen spielte, und der entschiedene Liebling des Wiener-Publikums wurde. Schwerlich dürfte jemals ein Schauspieler so beliebt gewesen sein, als Schikaneder in Wien. Er schrieb eine zahllose Menge Lustspiele und Possen, welche, mit Beifall aufgenommen, hundert und mehrere Male wiederholt wurden; auch muß man bekennen, daß seinen Produkten ein gewisses dramatisches Leben nicht fehlte, und daß seine Gemälde aus dem Volksleben durchaus wahr und sehr ergötzlich waren. Sein Lustspiel: „die Fiaker in Wien“, gehört zuverlässig zu dem Besten, was je in diesem Genre geschrieben worden ist. Da aber diese, die seltsamsten Titel führenden Produkte (eines seiner Lustspiele hatte den Titel: „Lumpen und Fetzen,“ ein anderes: „Tsching, tsching, tsching,“ was das Geklirre der Schellen einer in dem Lustspiele vorkommenden Schlittenfahrt ausdrücken sollte), nur für Wien berechnet waren, so würde

ſein Name kaum das Weichbild dieſer Stadt überſchritten haben, wenn er nicht auch Opern, unter dieſen die „Zauberflöte“ geſchrieben, und ſo ſeinem Freunde Mozart Gelegenheit gegeben hätte, ſein unſterbliches Werk zu ſchaffen. Läßt ſich auch nicht läugnen, daß die Handlung dieſer Oper etwas dunkel und verwirrt iſt, daß ſelbſt kluge Leute nicht klug daraus werden können, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie der Phantaſie des Compoſiteurs ein weites Feld öffnet.

Wenige Menſchen verſtehen die Kunſt, Geld zu erwerben, ſo vortrefflich, als Schikaneder ſie verſtand; in der Kunſt, Geld mit Geſchmack zu verſchwenden, war er aber einzig und unübertrefflich. Seine Equipagen und ſeine Tafeln waren fürſtlich. Zu ſeinem Lobe muß auch erwähnt werden, daß er nie allein genießen konnte, ſondern ſtets die rüſtigſten Eſſer, die ſtandhafteſten Trinker um ſich her verſammelte, und nie vergnügter war, als wenn er luſtige und vergnügte Leute ſah. Schikaneder hatte nur unbedeutende muſikaliſche Kenntniſſe, doch beſaß er Muſikſinn, und war glücklich in Erfindung gefälliger Melodien. Die Melodie des Duetts: „Bei Männern, welche Liebe fühlen,“ hat Mozart von ihm erhalten, und in ſeinem berühmten Luſt- oder Singſpiele: „die beiden Anton,“ in ſieben Theilen, ſollen mehrere der beliebteſten Melodien von ſeiner Erfindung geweſen ſein. Wenn ſeine Diners auch ſich zuweilen in die Länge zogen, nicht ſelten mit dem Souper zuſammen floſſen, ſo ſprach er doch ununterbrochen, machte nie eine Pauſe, und das größte Stück eines Faſans oder kalekut'ſchen Huhnes, welches in den Mund geſtopft wurde, legte dem zu gleicher Zeit aus demſelben Munde fließenden Redeſtrom keine Hinderniſſe in den Weg. Seine zahlloſen theatraliſchen Abenteuer waren meiſtens das Thema, welches er mit ſo vieler Laune zu behandeln wußte, daß die Gäſte auch des herben Geſchäftes, die Späſſe des Wirthes pflichtſchuldigſt belachen zu müſſen, enthoben waren. Die Reſidenzſtadt verdankt ihm ihr ſchönſtes Schauſpielhaus, nämlich jenes an der Wien. Er fing 1797 den Bau nach den Entwürfen des Baumeiſters Herrn Jäger an, und vollendete ihn ſo ſchnell, daß er im Juni 1800 ſchon darin ſpielen konnte. Den Tag, bevor er hieher überſiedelte, gab er im alten Theater, welches ſich auf der Wieden im Freihauſe befand, ein Gelegenheitsſtück, betitelt: „Theſpis,“ den er ſelbſt ſpielte, und dann mit ſeiner ganzen Truppe, mit Sack und Pack über den Wienfluß herüber in den neuen dramatiſchen Tempel zog. So ſah man den bekannten alten Vers realiſirt:

„Dicitur et plaustris vexisse poëmata Thespis!“

Es hat zwei große Eingänge: den einen vorne gegen die Wien, den andern an der Glacisſeite. Über dieſes Thor ließ Schikaneder ſich ſelbſt als Papageno (daher der Name Papageno-Thor) ſetzen, wie er ſein Lockpfeifchen gegen die Stadt hinein bläſt, und neben ihm ein Paar pausbackige Buben, die ihre Netze ſchon voll Vögel haben. Er ſoll dieſes gethan haben, weil ihm die Zauberflöte, die er recht halb hundert Mal gab, vorzüglich emporgeholfen hat. Die Papageno-Figur iſt ſechs Fuß hoch, hat einen Speckhals, mißt eine gute Klafter in der Peripherie, und wiegt drittehalb Zentner; — das iſt allerdings für einen Papageno etwas ſchwerfällig.

Schikaneder gab hier Luſtſpiele, Schauſpiele und Trauerſpiele, mitunter auch ſogenannte, große heroiſche Opern, meiſtens von ihm gedichtet. Doch nach zwei Jahren ſchon mußte er das Privilegium auf das Theater und das Haus ſelbſt, dem Kaufmann Zitterbart, um 100,000 Gulden verkaufen. Schikaneder gab die Direction ab, ging auf das Land, und kam nur ſelten, um eine ſeiner alten Rollen zu ſpielen. Das ging aber in die Länge nicht an. Er war beim Publikum zu beliebt; dieſes vermißte ihn allenthalben, und äußerte ſeine Sehn-

ſucht nach ihm ſo laut, daß der unentbehrliche Mann die Direction wieder übernehmen mußte. Dieſe Leitung hatte aber keinen Beſtand. Im J. 1804 kaufte der Baron, Peter von Braun, das Theater an der Wien von Zitterbart an ſich, und entließ den bisherigen Director Schikaneder — jedoch nur, um ihn nach einem halben Jahre wieder zurück zu rufen. Doch auch dieſes war von kurzer Dauer.

Noch in gutem Andenken ſind in Brünn, wo Schikaneder darauf Director ward, die von ihm auf der dortigen Redoute veranſtalteten prachtvollen und abenteuerlichen Maskenzüge. Im J. 1808 erbaute er das Amphitheater auf der Wieſe zu Kumrewitz, in welchem zur Sommerszeit geſpielt wurde. Bald darauf kehrte er nach Wien zurück, wo er durch die zweite franzöſiſche Invaſion (1809) großen Verluſt erlitt, indem ſein Landhaus zu Nußdorf verwüſtet wurde. Er wurde nun tiefſinnig, verfiel in eine Geiſteskrankheit und ſtarb den 21. Sept. 1812.

Von ſeinen zahlreichen dramatiſchen Werken ſind wenige auf die neue Zeit gekommen. Die bedeutendſten ſind: „Die Tiranten. — Das Regensburger-Schiff. — Der dumme Gärtner (ein Singſpiel, welches ungeheueres Glück machte, und wovon Schikaneder ſieben Theile ſchrieb). — Der Stein der Weiſen. — Der redliche Landmann. — Der wohlthätige Derwiſch. — Der Spiegel von Arkadien (mit Muſik von Süßmayer). — Das abgebrannte Haus. — Die Poſtknechte. — Sarmats Feuerbär. — Philippine Welſerin. — Hans Dollinger. — Die Zauberflöte. — Babylons Pyramiden. — Sconthaw's Zauberthal. — Die Fiaker in Wien.“

Leider war das Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn nicht ſo glänzend als der Anfang. Er ſtarb in dürftigen Umſtänden, und in einem Zuſtande gänzlicher Geiſtesverwirrung. Er ſaß vom Morgen bis zum Abend unbeweglich, in ein Bettlaken gehüllt, welches auch den Kopf bedeckte. Erſchien ein Fremder oder alter Freund, ihn zu beſuchen, ſo ſtreckte er den Kopf aus dem Bettlaken hervor, ſtarrte den Beſucher an, und fragte: „Haben Sie Maria Thereſia und den Kaiſer Joſeph gekannt?“ fiel die Antwort bejahend aus, ſo ſprach er einige verwirrte Worte, zog ſich aber ſchnell unter ſein Bettlaken zurück; wurde die Frage mit „Nein“ beantwortet, ſo erfolgte der Rückzug in größter Eile, von keinem Worte begleitet.

Schießſtätte.

Der Schießſtätten gab es vormals mehrere nach Maßgabe der verſchiedenen Schützen-Geſellſchaften. Die eigentliche bürgerliche Schießſtätte in der Alſergaſſe an der Stelle des heutigen Criminalgerichts-Gebäudes entſtand 1684, wozu der Welliſche Garten angekauft wurde. Das Scheibenſchießen war ungemein beliebt; es theilte ſich zwiſchen die Armbruſt- und Büchſenſchützen; das Beſte beſtand wöchentlich in ein Stück Tuch, das Hoftuch genannt, welches die Stadt herbeiſchaffte. Die jetzige Schießſtätte befindet ſich auf der Wieden.

Schinderlinge

nannte man eine ſchlechte Münze, welche unter der Regierung Friedrich des III. eine Plage Wiens und des ganzen Landes war. Sie wurden zu Neuſtadt und Grätz geprägt und waren ganz gehaltlos. Gleichzeitige Nachrichten ſagen davon, „es waren Kreuzer und Pfenninge unter des Kaiſers Zeichen in aller Form und Maß, wie die alten ſchwarzen Wienerpfenninge zu Königs Albrechts Zeiten; es kamen ihrer ſo viele nach Wien, daß zuletzt die Kinder auf den Gaſſen ſie von ſich warfen.“

Den Rath zur Ausprägung dieſer ſaubern Münze hatten einige Wiener Bürger den Kämmerern des Kaiſers, Mörſperg, Schauer und Rohrbach gegeben. Der Graf von Pöſing, die Herrn von Ellerbach und Grafenegg, auch der berühmte Andreas

Baumkircher, welche große Forderungen an Friedrich hatten, erhielten statt der Bezahlung die Erlaubniß, zu Preßburg, Altenburg und Ortenburg solche Kreuzer und Pfennige von Kupfer ohne alles Silber zu schlagen. Diese Ausprägung trieb den Gulden von ein auf zwölf Pfund Pfennige hinauf und das Volk nannte die Ausgeburt dieser jüdischen Operation: »Hebrenke, oder Schinderlinge.« — Es ist erklärlich, daß die Münzmeister allein dabei sehr reich wurden; was endlich anerkannt wurde. Der Münzmeister von Neustadt floh nach Frankreich und lebte dort als reicher Prasser. Herzog Albrecht, ein Gleiches ahnend, nahm seinem Münzmeister zu Enns allen unrechtmäßig erworbenen Mammon bis auf den letzten Groschen säuberlich ab, und wies ihm dann die Thüre. Der Münzmeister Eggenberger zu Grätz machte sich mit ungeheueren Summen aus dem Staube und floh nach Venedig; man wußte ihn aber wieder ins Land zu locken, wobei man ihn zum ewigen Gefängnisse auf dem Grätzer Schloßberge verurtheilte, wo er auch starb, demungeachtet aber ward er der Ahnherr der reichen und mächtigen Fürsten v. Eggenberg, Herzoge zu Krumau und gefürsteten Grafen von Gradiska.

Schlagbrücke.

Hart an der Donau standen Anfangs die öffentlichen Schlagbrücken der Fleischhauer. Man brachte sie außer der Stadt an, nicht nur um die Luft darin rein zu halten, sondern auch der Bequemlichkeit der Fleischhauer wegen; ohne lärmenden Umtrieb konnten sie das auf dem Ochsengries an der Wien erkaufte Vieh hieher bringen, schlagen und die Eingeweide an die hier wohnenden Fleckſieder sogleich absetzen. Herzog Rudolph IV. machte diese Anstalt zum Gesetz und befahl 1364, daß nur vor dem Rettthurm (Rothen Thurm) auf der Schlagbrücken geschlagen werden soll. Man sieht hieraus, daß die Schlagbrücke ihren Namen von der Schlagbrücke der Fleischhauer hat. In dem Pfarr-Protokolle zu Brunn am Gebirg steht, daß 1621 ein boshafter Schiffknecht den beliebten Schulmeister von Brunn mit einem Haken über die neue Schlagbrücke zu Wien (damals ohne Geländer) herabriß, ausraubte und ertränkte.

Schleifmühle (Die)

oberhalb des Freihauses an der Wien ist eine eigene, aus 6 Häusern bestehende Gemeinde mit einem eigenen Richter. Im J. 1733 bestand dieser freie Grund aus einem weitläuftigen Gebäude, die Schleifmühle genannt, welches dem Herrn Kippo gehörte und 1200 Einwohner zählte. Von diesem Besitzer kam es an die Mühlfelde, sie hat der dortigen oberen und unteren Schleifmühlgasse, so wie der noch bestehenden Mühle den Namen gegeben und ist jetzt magistratisch. Das Haus (802) gehörte dem bekannten Jugendschriftsteller Leopold Chimani, der Gerichtsbeisitzer dieser Diminutivgemeinde war.

Schlittenfahrt (Seltsame).

Ein seltenes Beispiel von Volksbelustigung ging im 18. Jahrh. von der Rossau aus. Seit Menschengedenken war damals die Donau nicht so fest zugefroren gewesen, daß man darüber mit halbbeladenen Wagen hätte fahren können. Nach langer Zeit trat 1767, kurz nachdem der erste Schnee erschienen war, dieser Fall wieder ein. Die Fischer und Schiffer der Rossau, die vormals eine aufgeweckte und lebenslustige Menschenklasse waren, wie die alten Fischmarkt-Satzungen beurkunden, faßten den Entschluß, dieses so selten gewordene Ereigniß durch eine eben so seltene Festlichkeit zu feiern. Sie veranstalteten eine Schlittenfahrt ganz eigener Art. Sie setzten ein großes Kellhammerschiff, welches reichlich

mit Wimpeln und Bändern aufgeputzt wurde, auf Kufen und ließen es von zwei schöngeschmückten Zügen der stärksten Hochenauer-Rosse aus der genannten Vorstadt über das Glacis durch die Stadt in die Leopoldstadt ziehen. Die Lenker des Schlittenschiffes und der Rosse benahmen sich bei dieser abenteuerlichen Fahrt ganz so, als ob sie auf dem Wasser wären. Sie ließen denselben Ruf, und bei jeder Wendung dasselbe Geschrei hören, auch übten sie bei jedem Anhalten dasselbe Verfahren, wie bei dem Hufschlag an der Donaubahn. Auf einem großen Feuerherd an der Vorderseite des Schiffes wurde gekocht und auf den großen Plätzen der Stadt, auf der Freiung, dem Hofe und dem hohen Markte, das sogenannte Windfeiern nachgeahmt.

Groß war dabei das Jauchzen und das Freudengeschrei des zahllos zusammenströmenden Volkes, besonders wenn von den Schauspielern des Tags vom Verdecke die Becher geleert und Knödel ausgeworfen wurden.

Schlossergasse.

So heißt das finstere, krumme und schmale Gäßchen, welches den Graben mit der Goldschmidgasse verbindet, und vormals unter den Schlossern genannt wurde. Heute haben sich die Schuhmacher hier angesiedelt. Bekannt ist das alte dortige Kramer'sche Kaffeehaus. Am 14. März 1745 bei der Geburt des zweiten Prinzen der Kaiserin Maria Theresia, des Erzherzogs Carl, fand in Wien eine außerordentliche Beleuchtung statt, worüber ein eigenes, 496 Seiten enthaltendes Buch unter dem Titel: „Wienerische Beleuchtung“ erschien, welches bei Johann Peter von Ghelen verlegt wurde. Originell und im Sinn damaliger Zeit waren die Inschriften. Hier eine Probe am Kaffeehause im Schlossergäßchen:

Fort mit Zeitungen, ein Prinz, kein besserer
kunt nicht sein,
Jetzt kippert tummle dich, schenk' Allen Rosoli ein,
Die Königin soll leben, die zwei Prinzen von
Österreich,
Der höchste Mitregent, die Generalität zugleich.

Schmelz.

So heißt die Erhöhung des Erdreichs, welche zwischen Neu-Lerchenfeld, und Penzing liegt und vom Dorfe Breitensee beherrscht wird. Sie hat ihren Namen von mehreren Schmelzarbeiten, welche ehedem nur hier verrichtet werden durften, und sie ist ein bloßes Ackerfeld, aber so voll Kiesel, daß er den Schottergrund im Steinfelde gleicht. Da dieser große Hügel rund herum von reiner Lehmerde umgeben ist, so scheint er bloß durch eine große Wasser-Revolution hieher zusammen geschwemmt zu sein.

Jetzt befindet sich, außer einem großen Schmelzofen der Sterblichkeit, in welchem das Gold geläutert wird von den Schlacken, kein Gebäude mehr daselbst. Wunderbar ist die Aussicht, welche sich hier dem Auge von allen Seiten darbietet. Nach der Spinnerin am Kreuze und der Türkenschanze gibt es wohl keinen andern Punkt um ganz Wien, wo sich das unendliche Häusermeer erhebender zeiget als hier. Auf diesen Feldern sah man in der Osterwoche 1797 Hügel von Heu- und Holzvorräthen errichtet, Zelte aufgeschlagen und die Vertheidiger des Vaterlandes den Ruf zum Ausmarsch erwarten, während auf dem oberen Rande dieses Hochfeldes Scharen von Landleuten mit ihren Werkzeugen von Schanze zu Schanze umherzogen und Befestigungswerke aufwarfen.

Auf der Höhe der Schmelz steht das vor 40 Jahren gesetzte sogenannte Tischler-Kreuz zum Andenken, daß dort ein Tischlergeselle, Valentin Lang genannt, von seinen Kameraden erschlagen wurde. Die angebrachte Inschrift lautet:

Es ist bereits schon vierzig Jahr,
Daß dieses Kreuz errichtet war,
Die Ursach ist zu sehr bekannt,
Ein Tischlergesell Valentin Lang genannt,

Verlor ſein Leben hier bereits;
Darum heißt 's auch das Tiſchlerkreuz.
Das Denkmal iſt auf's Neue mehr
(unleſerlich)
Drum Freunde ehret dieſes Kreuz;
Beſchädigt es auf keine Weis,
Es iſt der echten Chriſten Ziel,
Nur glücklich, wer es lieben will.
Jener Leſer nicht zu vergeſſen
Ein Vater unſer beizumeſſen.
† † †

Schmelzel (Wolfgang)

war um 1540 Schulmeiſter bei den Schotten, und außer ſeinem von Hormayr (im 2. Bande ſeiner Geſchichte Wiens) mitgetheilten intereſſanten Lobgedichte über dieſe Stadt, iſt von ihm nichts bekannt. Er ſagt darin anſpielungsweiſe auf ſeinen Namen:

„Der Schmälzel kein beſſer Schmalzgrueb fandt,
Ich lob dies Ort für alle Landt."

Schmergrübl

auch Schmerhäusl, ſo hieß vormals das Haus zur ſilbernen Schlange am hohen Markte (825), woran das alte Stadtthor angebaut, und welches die älteſte Schranne war. Sie war mit einer Treppe von Außen verſehen, und in deren Nähe ſtand der Pranger. Dieſe Schranne brannte 1437 ab, und ſie wurde dann auf die andere Seite des Platzes verſetzt.

Schneider-Herberge.

Zunft-Herbergen beſtanden in Wien ſchon in den älteſten Zeiten, und jene der Schneider lag ſchon unter Maximilian I. (geſtorben den 12. Jänner 1510) in der Wildwerker- oder heutigen Wipplingergaſſe, an derſelben Stelle, wo wir ſie noch heute ſehen. Bei dem letzten, vor einem Jahrzehend ſtattgefundenen Überbaue des alten Herberghauſes trat die Veränderung ein, daß der Eingang des Hauſes, nach der letzten Numerirung mit 347 bezeichnet, in die Seitengaſſe (Fütterergaſſe) verlegt und der erſte Stock zum Herbergslocale verwendet wurde. Es herrſcht daſelbſt ein unausgeſetztes Kommen und Gehen, was nicht befremden kann, wenn man bedenkt, daß die Schneider-Innung die zahlreichſte der Hauptſtadt iſt, denn ſie zählt an bürgerlichen und befugten Meiſtern 2900 Individuen und, nach dem Durchſchnitte von zwei Lehrlingen und vier Geſellen für einen Meiſter, eine Legion von 5800 Lehrlingen und 11,600 Geſellen. — Eines der älteſten und wichtigſten Documente zur Geſchichte der Wiener-Schneiderei iſt der, dieſer Zunft von Albrecht dem Lahmen 1340 unterm 23. Auguſt ertheilte, ſogenannte Schneider-Brief, welcher einerſeits den unbefugten Arbeitern zum Vortheile der zunftmäßigen Meiſter Schranken ſetzte, und andererſeits dieſen befahl, ohne allen Zwang gegen die Tuchmacher und Bürger jedem ſeine Nothdurft zu leiſten. Mit dieſem Briefe wurden acht Zechmeiſter ernannt, welche berufen waren, alle Handwerkshändel abzuthun. Die Zahl dieſer Zechmeiſter zeigt, daß ſchon damals die Zunft ſehr kopfreich war. Auch wurde angeordnet, bei ſtrenger Ahndung Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, die vier Frauenfeſte Abend und Tag, ſo wie alle Sonntage und die Sonnabend-Abende zu feiern. Jeder Schneiderknecht (Schneidergeſelle), der vierzehn Tage vor einer Hochzeit ſeinen Meiſter verließ, den durfte kein anderer Meiſter mehr behalten. Neu gemachte Kleider durften nur die Befugten am Hofe feil haben, alte und getragene Wämſer aber Jeder und falſche Kleider wurden weggenommen. Jeder Sohn und jeder Schwiegerſohn eines Meiſters mußte ſich binnen vierzehn Tagen mit den Meiſtern in der Zeche einfinden, wo zur Bezeichnung des Ranges eine kleine und eine große Zechkerze beſtand. Starb ein Genoſſe des Handwerks, ſo war die ganze Zunft verpflichtet, die Leiche zu begleiten, und jeder Mitgehende mußte als Leidträger mit einem Trauerzeichen ver-

sehen sein. — In dieser Schneider-Herberge ging es aber nicht immer so ruhig und friedlich zu, wie heuer; es gab eine Zeit, in welcher dort Schlägereien nur zu häufig waren. Die vormalige Wildheit der Studenten wurde durch ihren abgesonderten Gerichtsstand nicht wenig gesteigert. Auch war vielen Tagrichtern das fahrende Studentenleben ein willkommener Deckmantel zu jeder Art von Ausgelassenheit. Die Musensöhne hatten daher zahllose Händel mit Handwerksleuten, welche ebenfalls das Vorrecht hatten, Waffen zu tragen. Von allen Gewerben waren jedoch die Studenten auf die Schneiderzunft erpicht, und es begab sich nicht selten, daß ein halb Dutzend solcher lateinischer Raufbolde sechzig bis achtzig Schneider und Schneidergesellen aus ihrer Herberge herausjagten und sich das für diese zubereitete Festmahl gut schmecken ließen. — Von diesen Vorfällen, schreibt sich unzweifelhaft der Ausdruck der Schneider-Courage her, welcher sich von einer Generation zur andern fortgepflanzt hat und der noch heut zu Tage nicht ganz verschollen ist, obgleich er zum bloßen Neckwort sich umgestaltet hat.

Schneider (Der politische).

Um dem Vorwurf der Feigheit gleichsam Lügen zu strafen, findet man in den Annalen der Schneiderzunft die Namen vieler Meister aufgezeichnet, die allerdings so gewichtig sind, jener Beschuldigung das Gleichgewicht zu halten. Besonders muß hiezu der Meister Berthold von Wien gezählt werden. Dieser Mann spielte einst nicht nur in Wien, sondern auch in der politischen Welt eine wichtige Rolle. Er war Schützenmeister, am Hofe des Herzogs Albrecht wohl gelitten und von vielem Einflusse im Rathe der Stadt; er soll nach Horneck sogar Stadtrichter gewesen sein. In seinem Hause fand Herzog Otto von Baiern, Kronprätendent von Ungarn nach König Wenzels von Böhmen im Juli 1305 erfolgtem Tode, eine geheime Zuflucht, die um so wichtiger war, weil Herzog Otto alle Reichs-Kleinodien Ungarns bei sich hatte. Meister Berthold verbarg die heilige Krone in eine Ledertasche, hielt zu Enzersdorf eine Fähre bereit, von wo Otto an die Leitha und zu dem treulosen Grafen von Güssing kam, der die Reichs-Insignien dem Lande zurückgab und den König Otto dem Woiwoden von Siebenbürgen überlieferte, der ihn in unwürdiger Haft hielt, aus der er endlich mit genauer Noth nach Schlesien und von dort heimzog. Meister Berthold erkaltete aber in seiner Anhänglichkeit an Otto nicht und wurde nach Albrechts Ermordung durch seinen Neffen, Johann von Schwaben, sogar zum Verräther an seinem Landesfürsten. Otto von Baiern hielt es mit dem österreichischen Landadel, welcher die Habsburgischen Fürsten zu verdrängen suchte. Kaum ein einziger Burgherr auf dem linken Donauufer hielt dem Herzog Rudolph, Albrechts Nachfolger, die Treue. Aller Augen waren auf Wien gerichtet, woselbst Meister Berthold eine Partei für Otto geworben hatte, welche von den Landesherrn baierische Kriegs-Fahnen erhielt, um sich unter diesem Zeichen zu erkennen und zu sammeln. Berthold wollte ihnen am frühen Morgen die Thore öffnen, um Stadt und Burg zu überfallen und aus dieser die zwei jungen Herzoge als Geißeln wegzuführen. Die Treue der Wiener blieb aber unerschütterlich. Der herzogliche Hubmeister Greif Zelm trat an die Spitze der treuen Bürger, welche die Mauern und Thore der Stadt besetzten und alle Thürme in Besitz nahmen, um die Rebellen zu verhindern, das verabredete Lärmzeichen zu geben. Die jungen Prinzen verbarg der Hubmeister in seinem Hause. Am folgenden Morgen mußten die Verschwornen mit langer Nase von der Stadt abziehen, worauf das Volk wüthend über die in der Stadt sich befindenden Verräther herfiel, wovon sich die meisten

durch die Flucht retteten; unter diesen befand ſich auch Meiſter Berthold, von dem ſeitdem nichts mehr verlautete.

Schneeberechnung.

Der Winter von 1783—1784 zeichnete ſich durch ſeine Kälte aus; am 7. Jänner 1784 ſtand das Thermometer bis auf 18·6 Grad Reaumur unter dem Eispuncte; auch fiel ungemein viel Schnee. Der Ingenieur-Oberſt und Waſſerbau-Director von Brequin, einſt Kaiſer Joſephs Lehrer, berechnete, daß der innerhalb der Linien gefallene Schnee auf einen Quadratfuß 14 Pfund 11½ Loth wog, welcher geſchmolzen 10 Maß 1½ Seitel Waſſer gab, daß folglich in den zwei Monaten Jänner und Februar 1784 auf die ganze Oberfläche der Stadt, wenn man ſelbe nach dem Nagelſchen Plan auf 367,500 Quadratklafter annimmt, ungefähr 189,819,492 Pfund Schnee gefallen ſind, die etwa 3,423,262 Eimer Waſſer geben. Am 24. Febr. begann mit Weſtwind und Regenwetter das Aufthauen. Der Eisſtoß war ſchrecklich; alle Bäche und Flüſſe ſchwollen an und verurſachten unſäglichen Schaden.

Schnürbrüſte.

Über die Schädlichkeit der einſt üblich geweſenen Steif-Mieder oder Schnürbrüſte von Fiſchbein erhoben ſich hundert warnende Stimmen, die aber alle wie die Stimme in der Wüſte an der Macht der Mode verhallten. Da erſchien im Jahre 1783 unter Joſeph des II. energiſcher Regierung eine Verordnung, welche den Gebrauch der Schnürleiber in allen öffentlichen Erziehungshäuſern der weiblichen Jugend ſtreng unterſagte. Hierdurch wurden dieſen nach den Regeln der Sanität und der Schönheit gleich verwerflichen Zwangsmiedern in Wien der Todesſtoß beigebracht; es waren aber gleichwohl noch zehn Jahre erforderlich, um ſie auch aus der Schule der großen Welt ganz zu verbannen.

Schön (Joſeph),

k. k. Münzamts-Graveur, geboren in Wien den 14. Aug. 1809, und geſt. den 5. März 1843. Er beſuchte die hieſige Akademie der bildenden Künſte und erhielt daſelbſt mehrere Preiſe. Im Medaillenfache machte er ſich durch die Medaillen auf die Thronbeſteigung unſers Kaiſers, auf den Dichter Grillparzer, auf die Hofſchauſpielerin Schröder, auf den Fürſterzbiſchof von Ollmütz, Freiherrn von Sommerau, auf den Fürſten von Dietrichſtein, auf den Hofſchauſpieler Korn, auf den Oberſten Kanzler Grafen von Mitrowsky und auf den Patriarchen-Erzbiſchof von Erlau, Porker bemerkbar. — Der König von Preußen verlieh ihm die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft.

Schönau.

Ein Dorf und Schloß an der Triesting, deſſen ſchöner Luſtgarten beſonders von den Gäſten des nahen Baden zahlreich beſucht wird. Schönau liegt in einer Ebene, und ſein vom Freiherrn von Braun angelegter Park gehört zu den ſchönſten des Landes. Er hat einen großen See, mehrere Canäle, herrliche Baum- und Wieſenplätze, ſchöne Waſſerfälle, einen Thiergarten, einen Tempel (einſt der phantaſiereiche Tempel der Nacht), ein merkwürdiges Fiſcherhaus, ein Denkmal des Dichters Alringer und andere Sehenswürdigkeiten. Die vielen Inſchriften, die man in dieſem Garten vormals fand, ſind von Kotzebue. Das Schloß ſelbſt iſt ein altes Gebäude, das man, ſo viel thunlich war, erneuert und verſchönert hat. Aus den Fenſtern des großen Saales überſieht man die ganze grandioſe Anlage des Parkes. — Im Jahre 1817 kaufte der Exkönig von Weſtphalen, Hieronymus Fürſt von Montfort, Schönau und entzog ſeinen Beſuch der Öffentlichkeit.

Schönborn'ſcher Pallaſt.

Dieſer in der Renngaſſe liegende Pallaſt (155) nimmt unter den Privatpallaſten

Wiens einen ausgezeichneten Platz ein. Er zeigt eine schöne Façade und ist nebst einem hohen Erdgeschoße zwei Stockwerke hoch. Der Mitteltract ist von besonders glänzender Architektur. Über dem mächtigen Thore, zu dessen beiden Seiten zwei kleinere Ausgänge sich zeigen, mit runden Öffnungen darüber, mit Vasen gezieret, hebt sich ein Balkon, zu beiden Seiten mit drei schönen Pilastern und im Fries mit wacker gearbeiteten Sculpturen gezeert. Oben prangen Bildsäulen. An dieser Stelle stand früher einer der alten Höfe der Stadt, der Schlegelhof genannt, wahrscheinlich von dem Stifte Schlegel in Oberösterreich. — Später brachten die Grafen von Batthyany und von diesen die Grafen von Schönborn diesen Hof an sich und erbauten dann durch Johann Fischer von Erlach diesen herrlichen Pallast, dessen Entstehungsperiode auch in die Regierungszeit Carl des IV. fällt, dessen grandiose Bauten einen so regen Geist auch in dem Adel und den reichen Privaten geweckt hatte, seinem Beispiele zu folgen. In den Sälen dieses Pallastes befindet sich eine der ausgezeichnetsten Gemälde-Gallerien der Hauptstadt. Sie enthält Kunstschätze des ersten Ranges.

Schönbrunn.

Ein großes kais. Lustschloß mit dem herrlichen Parke am rechten Ufer der Wien, mit seinen Nebengebäuden an Meidling und Hietzing anstehend. Das Schloß führt den Namen von der Gartenquelle, woraus das köstlichste Trinkwasser geleitet, der schöne Brunnen — (Brändel) genannt, mit der Marmorstatue der Egeria von Beyer, dessen Meisterstück sie ist. Dieses Wasser wird dem A. Hof während der ganzen Zeit, die er in der Stadt zubringt, in Flaschenkellern zugeführt. Hier befand sich schon unter Kaiser Matthias ein Jagdschloß, welches Maximilian II. 1570 vergrößerte. Maria Theresia gab demselben seine jetzige Gestalt und seitdem dient es dem Hofe zum Sommeraufenthalte.

Zwischen zwei Obelisken betritt man den Schloßhof, den zwei Springbrunnen mit Steingruppen von Zauner und Hagenauer zieren. Die Zahl aller Gemächer sammt den Nebengebäuden beträgt über 1441. Besonders sehenswerth sind:

1. Die Capelle mit Troger's Hochaltarblatt, die heilige Dreifaltigkeit über dem Hochaltar von Metall von Kohl, einem Schüler Rafael Donner's und dem Deckengemälde von Daniel Gran.

2. Der große Spiegelsaal mit dem Deckengemälde von Gregor Guglielmi.

3. Der Ceremoniensaal mit fünf Gemälden von Martin von Meytens.

4. Die Zimmer mit den Gemälden Hamilton's und Johann Rosa's.

5. Die Wohnzimmer Napoleons und seines hier den 22. Juli 1832 gestorbenen Sohnes, des Herzogs von Reichstadt.

Der Park hat drei große und mehrere kleinere Bassins; sein Parterre ist mit 32 Bildsäulen aus weißem Tiroler Marmor v. J. W. Beyer und anderen Künstlern besetzt. Von ihm ist auch das Modell zur Gruppe des großen Bassins. Die Entwürfe zum Gloriette, zur Ruine und zum Obelisk sind vom Architekt von Hohenberg. Hinter dem Gloriette liegt der große Fasangarten und zur Rechten gegen Hietzing das Tirolerhaus. Auf dieser Seite befindet sich auch die Menagerie mit beiläufig 500 Thieren und der botanische Garten mit sechs riesigen Gewächshäusern (Palmenhaus, Alpengewächse, Schmarotzerpflanzen, Neuholländerpflanzen u. s. w). Merkwürdig ist der Vermehrungskasten exotischer Gewächse und das reiche Camelienhaus. Östlich gegen Meidling liegt der große Obstgarten mit dem 100 Klafter langen Orangeriegebäude.

Schönbrunner-Haus (Das)

unter den Tuchlauben (562) war, bevor das Stadthaus in die Wipplingerstraße im Otto Heim'schen Hause versetzt wurde, das Rathhaus und die Schranne der Stadt 1380—99. Nach dieser Zeit kam es an die Familie Nessel und von dieser 1436 an die Stadtrichterstochter Barbara Schwab; damals stand schon ein Zierbrunnen mit einem künstlichen runden Eisengitter vor dem Hause, von welchem es später das Schild »zum schönen Brunnen« annahm. 1522 kommt es unter dem Namen des Zeugmeisterhauses vor, es war zweistockig, hatte in der Mitte ein Thürmchen und war mit Kriegsemblemen geziert. Der Brunnen wurde erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kassirt, um eine bessere Passage zu gewinnen. Weil zur Zeit, als sich darin das Rathhaus befand, es auch zum Verwahrungsorte der städtischen Armaturen diente, so erscheint es auch in alten Acten als das alte Zeughaus. Später kam es an den Grafen von Wissent, der es einer Studentenstiftung vermachte, die noch besteht.

Schönfeld'sches Museum.

Dieses vom Ritter von Schönfeld gegründete technologische Museum ist heute im Besitze des Freiherrn von Dietrich und in der Vorstadt Mariahilf (16) aufgestellt. Es enthält bedeutende Schätze aus Kaiser Rudolph des II. Kunst- und Wunderkammer in Prag. Es besteht aus mehr als 50,000 einzelnen Nummern, worunter 18000 Kupferstiche, 2000 Holzschnitte, 1700 Handzeichnungen, 4500 Münzen, 200 Ölgemälde, 1600 Bücher und Handschriften; dazu eine bedeutende Anzahl Kunstgegenstände und Waffen; besonders aus Rudolph des II. und Wallenstein's Zeiten. Ausgezeichnet sind zwei Bilder von Thomas von Mutina, Luther's Handschuhe, altslavische Waffen, Adam und Eva aus Lindenholz, angeblich von A. Dürer, der Reiherbusch des Corvinus; der berühmte mystische Todtenkopf von Gold, nußgroß, ein ½" langes Gerippe enthaltend; — Rudolph des II. selbst gedrehte Farbenbüchse, das Madonnenbild, worin die ganze Bibel hineingeschrieben ist, das größte Meisterwerk der Microgaphie.

Schottenbastei.

Sie erstreckt sich vom Schottenthore bis zum obern Arsenale, und es wird dazu auch die Berggasse, zu welcher man von der Schottengasse gelangt, gezählt, worin sich im Hause Nr. 134 die Herberge der Hufschmiede befindet. Sie besteht durchaus aus kleinen Häusern, deren linke Reihe ihrer schönen Aussicht auf das Kahlengebirg wegen sehr schön liegt und auf den Wall kleine Vorgärten hat. Am 14. August 1809, dem Vorabend des Napoleonstages, sprang um zehn Uhr Früh durch Unvorsichtigkeit das Pulverlaboratorium daselbst in die Luft. Der Knall und das Feuer setzten Stadt und Vorstädte in Schrecken und Niemand wollte löschen, weil mehrere gefüllte Granaten gesprungen, und in der Renngasse, auf der Freiung und bei den Schotten beschädigend niedergefallen waren.

Schottenfeld.

Diese ganze, zwischen der Mariahilfer- und der Lerchenfelder-Linie liegende, weitläufige, der Grundherrlichkeit des Stiftes Schotten unterstehende Vorstadt (mit 15 Gassen, 490 Häusern und mehr als 20000 Einw.) verdankt ihr Dasein Joseph II., welcher, um dem bedeutenden Ausflusse des einheimischen Geldes für fremde Fabriks-Waaren einen Damm zu setzen, den vaterländischen Kunstfleiß dadurch beförderte, daß er im Fabrikswesen erfahrene Ausländer auf eigene Kosten nach Wien berief, die bald von den Eingebornen verstanden, ja späterhin sogar in Erfindungen und in der Schönheit

der Arbeiten übertroffen wurden. So erheben sich da, wo noch vor sechzig Jahren gefüllte Kornähren ihr segenreiches Haupt senkten, allmälig jene Werkstätten des Kunstfleißes, welche die heutige Vorstadt Schottenfeld bilden. Ihre langen, breiten, seit 1814 bei Nacht beleuchteten Straßen, geziert mit großen und schönen Fabriks-Gebäuden, wozu auch der vormalige, in ganz Europa bekannt gewordene Apollo-Saal gehört, durchschneiden sich in rechten Winkeln und gewähren den freundlichen Anblick einer regelmäßigen, und in Rücksicht der hohen Lage, auch sehr gesunden Vorstadt. Nur Schade, daß man im Plane auf die Anlage eines Marktplatzes vergaß; denn der vor der Kirche mit einem Christina-Alberts-Brunnen 1805 gezierte kleine Raum verdient den Namen eines Platzes nicht.

Diese Vorstadt zerfällt in Hinsicht auf die verschiedene Zeit ihrer Erbauung in vier Haupttheile. Den ältesten Theil bildet der Antheil der Vorstadt Neubau, welche ihren Ursprung schon vom 17. Jahrhundert herleitet, und vorzüglich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. durch die Verlängerung der Hauptgasse gegen die Mariahilferhauptstraße, durch die aus dem vormals zur Pfarre St. Ulrich gehörigen Friedhofe gebildeten Leichenhofgasse, durch die Kron-, Ritter- und Mondschein- oder Spitalgasse, durch der bebauete, gegen den Holzplatz gekehrte Seite mit einem Theil der Schwabengasse und durch die eine Seite der Lamm- oder ehemaligen Steinmetzgasse vergrößert wurde.

Der zweite unter dem Namen des alten Schottenfeldes bekannte Theil begreift die um die Hälfte des 18. Jahrh. zum Theil bebauete Herren- und Rauchfangkehrergasse mit mehreren auf der Mariahilfergasse und in der ehemaligen Mönchenboden- und Pfauengasse gelegenen Häusern.

Der dritte, welcher seit 1780 erbaut wurde, aus mehr als 400 Häusern, meistens Fabriken besteht, und den Namen Neu-Schottenfeld führt, hat drei von der Mariahilferstraße nach dem Alterlchenfelde parallel laufende, breite Straßen: die Kaiserstraße, die Feld- und die Ziegelgasse, und die zwischen den beiden ersten in gleicher Richtung liegende, aber viel kleinere Halbgasse, deren jede (die letzte ausgenommen) in der Länge 1700 Schritt mißt, und welche von der Stadel-, Ritter-, Kandel-, Kirchen-, Fuhrmanns- und Zwerchgasse in rechten Winkeln durchschnitten werden. Und endlich der neueste und schönste, mit geschmackvollen Gebäuden gezierte Theil der Vorstadt Neubau, welcher theils am Ende des 18. Jahrh. an der Stelle des ehemaligen gräflich von Antler'schen großen Gartens mit dem Wohnhause und einer dabei gestandenen Capelle auf dem, dem verstorbenen Fabrikanten Ditscheiner eigenthümlich gewesenen großen Garten im Anfange des 19. Jahrhundertes erbauet wurde, besteht aus drei größeren Gassen; der Dreifaufer-, Herren- und der mit dem Taufnamen des erwähnten Fabriksinhabers bezeichneten Andreasgasse, dann aus einem Quergäßchen. In sechs Trivial-Schulen (nämlich: vier im Schottenfelde und zwei auf dem Neubau) und in einer von Michael von Zoller, k. k. Commerzien-Rathe, 1743 für den Unterricht armer Kinder auf dem Neubau gestifteten, von Maria Theresia zur Hauptschule erhobenen Lehranstalt werden mehr als 3000 Kinder unterrichtet. Zu dem sind in dieser Pfarre zwei Versorgungshäuser: das eine im langen Keller und das zweite zum heil. Ulrich, auch sonst zum Baren an der Mariahilfer-Linie genannt. Im ersteren werden gegen 100 und im zweiten halb so viel Arme beherbergt, Gesichtes mit Dach und Fach, Wäsche, Kleidung, Holz, Licht und täglich vier Kreu-

zer, die ſie für die Koſt auf die Hand erhalten, verpflegt. Das letztere, über welches der jeweilige Grundrichter von St. Ulrich die Aufſicht führt, wurde von der Gemeinde St. Ulrich zu Anfange des 18. Jahrh. für die Armen dieſer Gemeinde geſtiftet.

Schottenfelder-Kirche.

Ihr Bau begann 1781 und wurde ſo ernſtlich fortgeſetzt, daß dieſe Kirche, welche ſich durch ihr gleich einfallendes Licht, durch ſchöne Architectur, durch die verhältnißmäßig bedeutende Länge von 63 und Breite von 37 Schritten, durch die Höhe der Gewölbe und durch den ſchön geſpannten Bogen des Muſik-Chores auszeichnet, ſchon am Michaelstage 1786 durch den Biſchof von Teja, Edmund Maria, Grafen von Arzt und Waſſega, eingeweihet wurde, nachdem zwei Tage zuvor der Schottenabt Benno Pointner den Grundſtein, welcher hinter dem Hochaltare, dem Sacrarium gegenüber, in der mit einer Thür verſchloſſenen Blende, und zwar in der unterſten Eck- der Evangelienſeite angebracht iſt, gelegt hatte. Die im Tiſche des Hochaltares eingemauerten Reliquien ſind in der Kirche des, vorher in der Dorotheergaſſe beſtandenen, 1783 aufgelöſeten Königsklöſter vorgefunden worden. Die Kirche hat drei Altäre.

Den 52 Schuh hohen und 24 Schuh breiten Hochaltar kaufte der Schottenabt Benno 1782 gleich nach erfolgter Auflöſung des gedachten Chorfrauenſtiftes, mit dem das Presbyterium einſchließenden, ebenfalls marmornen Geländer und ließ beides 1786 aufſtellen. Die ganze Rückwand des Hochaltars iſt mit den Säulen und dem darüber geſpannten großen Bogen (41 Schuh Erdhöhe), worauf Gott Vater ſegnend, von zwei Cherubinen angebetet, in den Wolken ruht, aus Salzburger Marmor, der Tabernakel mit dem darauf ruhenden Tempel (7′ hoch) und der Altartiſch aus weißem Tiroler Marmor, die ſchönen Figuren aber mit den Verzierungen der Rückwand aus Gyps, nach der Zeichnung des Architekten Henrici, unter der Leitung des damaligen Direktors der Wiener Akademie, Johann Hagenauer, auf Koſten des Chorfrauen-Stiftes auf dem alten Fleiſchmarkte erbauet, und erſt 1781 in derſelben Chorfrauenkirche aufgerichtet worden. Das Altarblatt, von Freiherrn von Strudl gemalt, welches in der Höhe 19, und in der Breite 11 Schuh mißt, ſtellt den ſich in Wolken zum Himmel aufſchwingenden Märtirer Laurentius in jenem Augenblicke vor, in welchem er den durch den Märtirertod ihm früh entriſſenen Lehrer und Vater, den Pabſt Xyſtus unter den Verklärten erblickt. An der Vorderſeite des hohen Altartiſches iſt die von dem berühmten Prokop verfertigte, in Blei gegoſſene, halb erhabene und 1815 mit einem vergoldeten Rahmen gezierte Vorſtellung der Grablegung Chriſti bemerkenswerth. Die zwei Seitenaltäre, deren Tiſch, als Sarcophage geformt, aus Salzburger Marmor ſind, ließ Abt Benno im einfachſten romaniſchen Style, marmorirt aufbauen, und mit zwei von ihm aus der entweihten Friedhof-Capelle auf der Landſtraße erkauften, vom Hofkammermaler Paul Troger gemalten großen Altarblättern (wovon das eine den ſterbenden heiligen Joſeph und das zweite die unbefleckte Empfängniß Mariens vorſtellt) ſchmücken.

Mit den vier harmoniſch geſtimmten, auffallend ſchön tönenden, von dem Wiener Bürger Franz Scheichel 1765 gegoſſenen Glocken (deren größte 25, die zweite 13, die dritte 6 und die vierte 3 Zentner wiegt), welche in dem damaligen ſchönſten, aber nun abgetragenen Thurme Wiens, nämlich den der ſogenannten Schwarzſpanier oder Benediktinern de monte serrato gehörigen Kirche nur durch den kurzen Zeitraum von 21 Jahren die gläubigen Chriſten zum Dienſte des Herrn riefen, machte Joſeph II. (nach der

1782 erfolgten Auflösung des erwähnten Stiftes) dieser Pfarrkirche ein Geschenk. Der größte Schatz dieser Kirche bleibt die durch den berühmten Abbé Johann Friedrich Christmann, Musik-Compositeur und Mechaniker des Stiftes Schotten (1790) verfertigte Orgel mit 25 Registern, wovon 21 durchaus zinnerne Pfeifen haben, und unter welchen sich jene der Flöten, Cornetten, Viola da Gamba und die Vox humana mit dem Echo ganz vorzüglich auszeichnen. Der große Organist Albrechtsberger spielte sie in Gegenwart des unsterblichen Mozart zuerst an einem Nachmittage, vor einer zahlreichen, kunstverständigen Versammlung, und Beider einstimmiges Urtheil fiel dahin aus: „Diese Orgel „behaupte unter allen Orgeln Wiens den „ersten Platz, theils des überaus leichten „Spieles, und der besondern lieblichen Töne, „theils der eigenen, von der bisher gewöhn„lichen ganz abweichenden Structur we„gen, da z. B. ein siebenjähriger Knabe „mittelst eines einzigen leicht beweglichen „Hebels den Wind in die Orgel treiben „kann.“

Schottenkirche.

Die alte, von Herzog H[illegible]nrich Jasomirgott gegründete Schottenkirche, als deren Baumeister Michael Hueger, ein Steinmetz aus Augsburg genannt wird, steht nicht mehr; sie soll an der Stelle des sogenannten Priorathauses auf der Freiung gestanden haben. Darin wurde Jasomirgotts Hülle am 18. Jänner 1177 durch den gedachten Steinmetzmeister beigesetzt, welches 70 Jahre später Hanns Enichel in seinem Fürstenbuche besingt:

Sein Grab man dickh gesehen hat,
Als man noch hewt sichs zu Wien stan,
Als sit ich von ihm vernomen han.
Und noch hewt zu den scoten is begraben
Sein Schein in ein Stein erhaben,
Der Mitte in dem Muenster stat.

Diese erste Kirche wurde erst 1200 vollendet und vom Passauerbischof Wolfger eingeweiht. Hier nahm, unter Abt Felix, der letzte Sproße des Babenberger Heldenstammes, Friedrich der Streitbare, mit 200 edlen Jünglingen des Landes feierlich das Kreuz, und „alsdann pflegten sie ihrer „ritterspiel, freud und kurtzweil auff des „abbts von Schottenland zu Penzing.“ Auf den jetzigen Platz wurde die Kirche 1590 übertragen.

Die heutige Stiftskirche erbaute der Abt Anton Spindler 1643—1645, was die im Bogen vor dem Presbyterium angebrachte Inschrift:

Imperatore Ferdinando III. templum hoc erectum est

bezeugt. Sie wurde 1647 von dem Wiener Bischofe, Friedr. Philipp Graf v. Breuner consecrirt. Die vortrefflichen Gemälde, womit noch heute die Kirche geschmückt ist, ließ der Abt Petrus Heister, ein großer Schätzer der Künste, durch die damals ausgezeichnetsten in Wien lebenden Künstler malen.

Das Hochaltarblatt (19 Schuh hoch und 12 Schuh breit) stellt die Seele des Gerechten in jenem Augenblicke vor, in welchem sie sich, umgeben von Engeln und Heiligen, erwartet von Marien, zum Throne der Dreieinigkeit, die in einem höherstehenden, runden Bilde, vom himmlischen Glanze umflossen, dargestellt ist, und von welchem sich die Strahlen der Gottheit auf das untere große Blatt fortpflanzen, freudenvoll aufschwingt. Die unten angebrachten, durchaus sehr charakteristischen und schön gruppirten Figuren, die mit segnenden Blicken den sich aufschwingenden Gerechten begleiten, deuten die Tugenden an, welche er hiernieden geübt hat (gemalt 1653). Dieses Gemälde, so wie die zwei Seitenaltarblätter, nämlich der heil. Petrus und Paulus (1652) und Christus am Kreuze (1654) sind von Joachim Sandrat. — Maria Himmel-

fahrt, der heilige Sebastian (beide 1655) und der heilige Benedikt (1658) auf Kupfer, von Tobias Beck (demselben, der auch das schöne Hochaltarblatt der St. Stephanskirche, die Steinigung des heiligen Stephans, mit künstlichem Pinsel auf Zinn gemalt hat); der heil. Gregor (1652) von Georg Bachmann (auf Zinn), die heilige Anna und heilige Barbara (1659) von Hieronymus Jochmus. Die schöne Orgel von 52 Registern machte 1804 Franz Kober.

Außer diesen kostbaren Gemälden ist diese Kirche auch noch mit mehreren Denkmälern geschmückt, worunter die merkwürdigsten sind: 1. jenes des Ernst Rüdiger, Grafen und Herrn von Starhemberg, Stadt-Commandanten während der türkischen Belagerung Wiens 1683; — 2. des Ludwig Andreas des heiligen römischen Reichs-Grafen von Khevenhüller, Ritter des goldenen Vließes, General-Feldmarschalls, † den 20. Jänner 1744, und 3. das der Gräfin Windischgrätz, gebornen Gräfin von Erdöd, gestorb. 1777, 29 Jahre alt, aus grauem Marmor mit dem vortrefflich in Mosaik gearbeiteten Bildnisse der Gräfin vom Tiroler Koch.

Seit den Tagen des ersten deutschen Abtes der Schotten, Niklas von Respitz, wurde in deren Kirche ein steinernes Marienbild verehrt, welches der Laienbruder Johann gemeißelt hatte; mit diesem Bild hielt Ferdinand III. am 3. Mai 1645 wegen den damaligen Kriegsbedrängnissen einen feierlichen Umgang nach St. Stephan mit dem ganzen Hofe. Der päpstliche Nuntius mit dem Kardinal Harrach und mit dem Wiener Bischof Grafen Breuner wohnten demselben bei. Das Abbild dieser Prozession hängt noch in der dortigen Sakristei vom Bruder Oswald Hoyeck verfertigt.

Johann Rasch, Musikus und alter Klosterdiener dieser Abtei, erzählt als augenscheinlicher Zeug in seinem 1586 zu Wien gedruckten Werklein von den Schottnerischen Prälaten, folgende Begebenheit. Wo er in der Prälaten-Ordnung auf den 45. Abt Johann Schretel kommt, schreibt er: „Johannes Schretel von Kemnat aus der „Pfalz. — — — starb den 8. Juni, An. „1582; seine Epitaphia seynd neben dem „Sacramenthäusel und bei dem hohen Altar. „Am aufrichten dessen schenen stains, ist ai„nem zimmermanns-knecht, der da, ne„ben andern, zugeschaut, und ein pridster „mit dem Hochwürdigen Sacrament aus„ging, solcher berser Gedanken eingefallen, „daß er sich in der Kirchen versteckt, folgende „nacht das Sacramenthäusel aufgebrechen, „kapsen und Monstranz gestolen, den kälch „ausgetrunken, da er etlich tropffen auf den „rock zettet (schüttet), rote mail mach„ten, die sich nit wolten auswischen, noch „abwaschen lassen; er ward bald ergriffen „durch ainen Juden, mit dem schwerd und „brand den 17. December An. 1582 ge„richtet, auch der rock mit ihm verbrennt.“

Schottenschule.

Sie ist nach der St. Stephansschule die älteste der Stadt, und schon ihres Schulmeisters, Wolfgang Schmelzel, wegen erwähnungswerth. Schon in den ersten Zeiten ertheilten die Benedictiner aus freiem Antriebe der Jugend Unterricht, sowol in den Gegenständen der niederen lateinischen Schulen, als auch in der Philosophie und Theologie; allein der eigentliche Anfang dieser Schulen kann nicht genau bestimmt werden. Als man 1741 einen Einfall der Baiern und Franzosen in Wien befürchtete, hörte der Unterricht in den Humaniorен auf, weil in den Schulzimmern Soldaten einquartirt waren. Von dieser Zeit bestand hier nur eine deutsche Schule, bis den Schotten 1807 unter dem Abte Andreas Wenzel, der als Gründer so vieler kirchlichen und Schulanstalten, als thätiger Freund und Beförderer der vaterländischen Literatur und Kunst sich bleibende Verdienste erwarb,

das Gymnasium von St. Anna übergeben wurde, welches sie und zwar, nach den für alle Gymnasien gleich bestehenden Verordnungen, mit tüchtigen Professoren aus ihrer Mitte in ihrem weitläufigen Gebäude auf der Freiung noch besitzen, und welches sich zu jeder Zeit einer starken Frequenz zu erfreuen hatte.

Schottenstift.

Schon 1155 hatte Heinrich Jasomirgott den Bau eines Klosters und einer Kirche für Schotten und Irländer, außer den Mauern der Stadt Wien auf dem damals sogenannten Steinfelde begonnen und dem Augsburger Steinmetzmeister Michael Heger zur Ausführung übertragen. Diese Stiftung war von ihm bei dem Auszuge in das heil. Land beschlossen worden, weil die hilflose Lage der vielen pilgernden Schotten sein Mitleid erregte. Sie wurde mit Benedictiner-Mönchen besetzt, welche den Pilgern unentgeldlich Obdach und Pflege gewähren, und zugleich sich dem Unterrichte der Jugend widmen sollten. Kirche und Kloster wurden 1160 den Hyberner Mönchen unter dem ersten Abte Sanctinus eingeräumt; die Bestätigungsurkunde über die Rechte und Besitzungen des Klosters wurde 1161 gegeben. Der Stiftbrief wurde schon 1158 ausgefertigt. Das Stift erhielt nicht nur die Grundherrlichkeit, sondern auch allen pfarrherrlichen Dienst in der Gegend außer Wien, vom Stadtgraben (Heidenschuß) an, bis zur Kirche St. Johann an der Als (bei dem heutigen Thurybrückel) über die dortigen Bewohner und des Herzogs Hofgesinde in jener Gegend; die Capellen zu Laab, Krems, Tuln, und die Pfarren Pulka und Eggendorf; den von Klosterneuburg eingelöseten Zehent der herzoglichen Küche; einen Meierhof zu Wirchberg (Landstraße), die innerhalb der Stadt gelegenen Kirchen, St. Maria am Gestade, St. Ruprecht, St. Pankraz und St. Peter mit dem Patronatsrechte; Gerichts- und Blutbann über alle ihre Dienstleute und Leibeigenen, und die Asylsrechte für die nächste Umgebung des Klosters, welche daher die Freiung genannt wurde. Späterhin bestimmte Jasomirgott die Schottenkirche zur herzoglichen Ruhestätte.

Der erste infulirte Abt ist Philipp (1252), der einer der Landes-Abgeordneten war, welche den Markgrafen Heinrich von Meißen einladen sollten, Österreich, welches ihm durch den Tod seiner Gemalin Constantia, Schwester Friedrichs des Streitbaren heimgefallen war, in Besitz zu nehmen, und welche König Wenzel von Böhmen auffangen, und nicht früher freiließ, bis das Land seinem Sohne Ottokar II. gehuldigt hatte.

Abt Wilhelm II. wurde 1296 von den hart bedrängten Wienern auf den Kahlenberg zu Herzog Albrecht entsendet, um den gerechten Zorn des Landesherrn zu beschwichtigen und Amnestie zu erwerken, was dem klugen und beredten Manne, unter Mitwirkung der Herzogin Elisabeth auch gelang.

Als Wien und Österreich nach Friedrich des Streitbaren Tod vom Papste wegen ihrer Anhänglichkeit an Kaiser und Reich mit dem Interdikte belegt wurden, hielten die Schotten des Bannstrahles ungeachtet, muthvoll den öffentlichen Gottesdienst, worüber ihnen ihr Vorsteher, der Schotten-Abt zu Regensburg bei St. Jakob, das Vorrecht freier Wahl nach dem Tode ihres Abten Felix nahm, und ihnen den Fremdling Berian aus dem Kloster Ebersberg in Baiern vorsetzte. Erst im dritten Jahre darauf erhielten die Schotten ihr altes Recht zurück. Bis zur Zeit Albrecht des V. weigerten die Schotten beharrlich die Aufnahme österreichischer Unterthanen in ihr Kloster und sie ergänzten sich immer wieder mit »harten Köpfen« aus Schottland und Irland, die der Landessprache unkundig waren und zuletzt so verkehrt hauseten, daß sogar die Glocken im Thurme verpfändet

waren. Auf des Herzogs Begehren befahl ihnen Papst Martin V. auch Brüder von andern Nationen aufzunehmen. Der Abt Thomas und der Prior Lorenz erklärten aber im Namen des Conventes: „Sie gewahrten wohl, man wolle weder sie noch ihre Nation länger dulden; sie bäten daher um Zehrung und sicheres Geleit nach ihrem Mutterkloster zu den Schotten bei St. Jakob in Regensburg, woher sie gekommen. Neben Brüder anderer Nationen könnten und wollten sie nicht bleiben, denn entweder würden die Inländer sie oder sie die Inländer erwürgen.“ Hierauf verließen sie im August 1418 das Kloster, welches sie seit Heinrich Jasomirgott, gleichzeitig mit Wiens Wiederentstehen betreten und über 250 J. besessen hatten. Der gelehrte Meister Niklas von Respitz wurde, von Melk postulirt, der erste deutsche Abt und der Wiederhersteller des gesunkenen Stiftes. Der Schottenhof enthält außer dem großen, gegen 10000 fl. C. M. jährlich tragenden Zinshause, auch die Abtei selbst, das Gymnasium, die Pfarrschule und die stiftsherrschaftliche Kanzlei. Er hat 4 Stockwerke, 3 große und 4 kleinere Höfe und einen niedlichen Garten, den einzigen in der inneren Stadt. Den heutigen Bau führte Kornhäusel von 1827 bis 1832. Das vorige Gebäude hatte nur zwei Stockwerke, an der Ecke gegen die Teinfaltstraße eine Rundelle und wurde unter dem Abte Robert Stadler († 4. Jänner 1765) aufgeführt.

Von den vielen Grabmälern, welche den alten, gothischen Kreuzgang schmückten, wurden die noch am besten erhaltenen in einer, an die Kirche anstoßenden Halle aufgestellt. Der älteste davon trägt die Jahreszahl 1296 und bezeichnet die Ruhestätte eines Herrn Matthias von Dürrenbach. In dieser Halle befindet sich auch der architectonisch verzierte Eingang zur Kirchengruft, allwo die Gebeine der Stifter ruhen, deren Andenken jährlich am 13. Jänner durch einen feierlichen Trauergottesdienst mit vorangehenden Vigilien erneuert wird.

Den Heinrichs-Brunnen im großen Hofe des Zinshauses errichtete der Abt Petrus Haister 1652 aus weißem Marmor; Abt Benno stellte ihn 1770 wieder her. Im Capitel-Saale sind die Bildnisse der 62 Äbte aufgestellt. Die Abtei brannte 1276, und mit der Kirche 1410 ganz, so wie 1683 bei der zweiten Belagerung durch die Türken großen Theils ab.

Um die Bildersammlung der Abtei erwarb sich der Abt Carl Fetzer († den 28. Jänner 1750) durch ihre Bereicherung mit mehreren ausgezeichneten Gemälden vorzügliche Verdienste. Ein großer Theil hiervon wurde vom Abte Benno, auf den Wunsch Joseph des II. in die k. k. Bildersammlung im Belvedere abgegeben. Zur diese Bereitwilligkeit ließ der Kaiser dem Abte ein mit großen Rubinen besetztes Pectorale sammt einem kostbaren Ringe zustellen, und die Gemälde durch andere aus der kais. Gallerie ersetzen, worunter sich eine Madonna (nach Carlo Dolce) besonders auszeichnet. Noch sind in dieser Sammlung mehrere Gemälde von Rubens, Rembrandt, Titian, Lucas von Cranach, Brand, Seybold und anderen großen Meistern bemerkenswerth.

Der Bibliothek-Saal imponirt durch seinen hohen Bau. Massive Säulen jonischer Ordnung aus Stein, mit Kunst-Marmor überkleidet, tragen die zu beiden Seiten der Länge nach hinlaufenden Gallerien. Die durch einen kühnen Gewölbsausschnitt einfallende Oberlichte ist von guter Wirkung. Die ganze Breite der Wand oberhalb der Eingangsthür nimmt ein aus Sandstein gemeißeltes Basrelief, vom Director Klieber ein, und stellet die Künste und Wissenschaften in einer reichen Allegorie dar. Die Malerei ist einfach, grau in grau gehalten.

Die Bücher-Sammlung enthält, ungeachtet sie durch den Abzug der alten Schotten und die zweimalige türk. Belagerung einen

unersetzlichen Verlust an Büchern und kostbaren Manuscripten erlitt, durch die Bemühungen der nachfolgenden Äbte, namentlich des gegenwärtigen Herrn Prälaten Sigismund Schultes (erwählt den 26. Jän. 1832) wieder bereits über 30000 Bände, worunter außer dem Bibel- und Kirchenväter-Fache jenes der Geschichte am reichlichsten besetzt ist; auch fehlt es nicht an Manuscripten, Incunabeln und an Werken der schönen Wissenschaften.

Der Convent zählt gegenwärtig (1847) 72 Priester, 11 Kleriker und 8 Novizen. Die Seelenzahl der zu dem Stifte gehörigen 19 Pfarreien (darunter 4 in Wien), beläuft sich auf 99000, woron 82815 auf Wien entfallen. Seit dem Jahre 1700 ist dem Stifte auch die unweit Ofen in Ungarn gelegene Abtei Telky einverleibt, weßhalb der Schotten-Abt auch Sitz und Stimme auf den ungarischen Landtagen hat.

Schottenthor.

Das alte Schottenthor führte ursprünglich durch einen großen, viereckigen Thurm, der von vielen Schriftstellern, besonders von Fuhrmann, für ein römisches Überbleibsel gehalten wurde. Vor diesem Thore lag ein Ravelin, wo ein zweites, nach Hirschvogl's Plan erbautes Thor lag, welches nach Sprengung der Stadtmauer durch die Franzosen 1809 abgetragen wurde. Der erwähnte alte Thurm wurde im Anfange der Regierung Carl des VI. in ein schönes Haus verwandelt, welches einem Federschmucker gehörte, und das Schottenthorhaus hieß. Dieses 1837 abgetragene Wohngebäude gehörte damals dem Protomedicus Guldner von Lobes, und hat dem jetzigen Prachtthore Platz gemacht. Bei dieser Gelegenheit wurde die mit neun gemauerten Jochen versehene Brücke in einen Erddamm umgewandelt. Weil wegen der häufigen Frequenz die Aufdämmung nur theilweise geschehen konnte, so erfolgte auch die Verdichtung der Erdmaßen nicht gleichförmig. Da überdieß das Erdmateriale unentgeltlich zugeführt wurde, so hat dasselbe nicht gleichartig erlangt werden können, die vielen damals statt gefundenen Neubauten am Josephstädter-Glacis hatten das, zum Behufe von Kellern und Grundfesten ausgegrabene Materiale zum Dammbau geliefert, und es mußten 60,000 Fuhren binnen sechs Wochen herbei geschafft werden. Nun wurde bestimmt, daß, außer den Röhren der ersten Stadtwasserleitung, auch jene der neuen von Nußdorf in diesen Damm gelegt werden sollten, und man mußte schon 1841 dazu aus dem Grunde schreiten, weil die Röhren der früheren Leitung unter dem Fundamente des Schottenthores bedeutend schadhaft geworden waren. Im J. 1843 nahm man nur ganz unbedeutende Veränderungen am Horizonte des Dammes wahr. Am 25. September 1844 bei Tagesanbruch erfolgte aber plötzlich eine Senkung des Fahrpflasters, und dieser folgte bald eine zweite und dritte. Unter dem gesenkten Pflaster war das Erdreich theils vom Wasser ganz durchnäßt, theils mit aufquillenden Wassermassen bedeckt. Die Wasserleitungsröhren waren geborsten, und das Wasser mußte so schnell wie möglich abgesperrt werden. Durch successive Setzung der Erdmassen waren die Röhren allmälig aus dem Niveau gebracht, und dadurch der Unfall bewirkt worden. Die Erdschichten wurden bis zum gänzlichen Einsturz solcher Gestalt untergraben, und es läßt sich berechnen, daß bis 25,000 Kub. Fuß Wasser, mit der Gewalt eines Druckes bis zu 91 Schuh herausgeströmt waren.

Da die Weingärten um Wien am rechten Donauufer seit den unaufhörlichen Verwüstungen im Bruderkriege zwischen Friedrich III. und dem Herzog Albrecht, und am linken Ufer durch die Hussiten längst nicht mehr (wie es in Albrechts Handfeste heißt) „der Stadt Wien allermeister

Nutzen und Ehre“ war, so verschwand damit auch jenes altherkömmliche freudig-wilde laute Leben in der Lesezeit am Schottenthore, durch welches die Straße zu den Königen der Österreicher-Weine führt nach Nußdorf, Weidling und Neuburg, in die Halden von Grinzing und Sievering.

Der sonst so starkmüthige König Matthias von Ungarn fürchtete von den Wienern eine sicilianische Vesper und zeigte mehrmals bei unbedeutenden Anlässen eine wahrhaft läppische Furcht. Eines Tages war wegen der Viehweide ein Zank im Stadtgraben zwischen städtischen und schottischen Leuten vor dem Schottenthor entstanden. Die Marktzeit, der Feiertag und das viele fremde Volk machten einen Zusammenlauf. Ein der deutschen Sprache unkundiger ungarischer Hauptmann lief athemlos zum König und meldete den Ausbruch eines allgemeinen Aufruhrs. Er fügte noch hinzu, daß der Schottner Hofrichter der Anführer und die Schotten die heimlichen Aufwiegler seien. Matthias gerieth in wilden Zorn, befahl dem Zapolya, ihm den Abt und den Prior des Klosters zu bringen oder sie ins Wasser zu werfen, alle Truppen zusammenzutrommeln und das unruhige Volk niederzuhauen. — Allein bald kam ein zweiter Bote mit der Meldung: „einige gepfändete Kühe hätten den ganzen Lärm verursacht und Alles habe sich wieder friedlich zerstreut.“

Schranne (Die)

oder das ehemalige Stadtgerichtshaus befindet sich am hohen Markte gegen die Tuchlauben hinab in die Landskrongasse; es ist das alte Saithaus und erhielt von den Handwerkerstühlen oder Schrannen, welche vormals dort standen, den Namen: die Schranne. In diesem Hause hielt vormals der Stadtrichter seinen Rath von Zwölfen (Justiz- und Criminalsenat). Ging es um Leib und Leben, so saß der Stadtrichter allda öffentlich vor allem Volk am Söller, der noch da ist, mit der steinernen Statue der Themis, auf einem steinernen Richterstuhl, das Schwert der Gerechtigkeit in seiner Hand. Unwillkührlich wird man dabei an eine alte Gerichts-Instruction erinnert, welche sagt: „ein guter Richter solle da sitzen, den linken Fuß über den rechten geschlagen, die Feder hinter dem Ohre, und mit blitzenden Blicken, wie ein grimmiger Leu.“ — Seit der Erbauung des geräumigen Criminal-Gerichts-Hauses am Glacis nächst der Alserstraße, wird die Schranne zu polizeilichen Zwecken verwendet.

Die Schranne befand sich anfangs im Schönbrunnerhaus, welches zugleich das Rathhaus war, und wurde 1325 auf den hohen Markt in das Pauli'sche Haus (525) übersetzt. Da sie hier 1437 abbrannte, so erfolgte ihre Übersetzung auf die andere Seite des Platzes, wo sie 1440 neu erbaut wurde, wie wir sie in der Abbildung sehen; 1785 wurde sie mit Zuhilfenehmung des rückwärts gestandenen Debil'schen Hauses vergrößert. Ein Denkmal des Fanatismus aus späterer Zeit bewahrte die Schranne, nämlich ein Crucifix in rothem Marmor an der Mauer mit einer Inschrift, die besagt: „am 26. Aug. 1642 sei dem ehemaligen Rakonitzer Rabbiner Joachim Engelberger (in der Taufe Ferdinand Franz genannt), als man ihn wieder eines enormen Diebstahls

mit zwei andern Juden überführt, der Strang zuerkannt, und dieß Urtheil ihm hier verkündigt worden. Darauf sei derselbe, vor versammelten Stadtgericht und Volk unter den entsetzlichsten Verwünschungen des Christenthums, wieder zum Judenthum abgefallen, habe das nach der Weise der armen Sünder in Händen haltende Crucifix wüthend zur Erde geschleudert, wornach er in seine Haft zurückgeführt, von Neuem verhört und unter außerordentlichen Verschärfungen der Todesstrafe, zu Erdberg verbrannt worden sei."

Schrey'sche Schule.

Im J. 1801 vermachte Eleonora Schrey, geborne Erhard, die kinderlose Gattin des akademischen Bildhauers Johann Mich. Schrey, die, in früher Jugend verwaiset, die Überzeugung erlangt hatte, wie wohlthätig den Kindern der ärmsten Volksklasse der Unterricht ist, ihr Haus (89) in der Leopoldstadt in der neuen Gasse dem Normalschulfonde zu dem Ende, daß darin eine Schule errichtet, und 60 arme Kinder unentgeldlich unterrichtet werden, wofür von den Zinsen des Hauses dem Lehrer nebst freier Wohnung ein Gehalt von 200 fl. und 100 fl. für die Schulrequisiten der Kinder verwendet werden sollen. Diese Stiftungsschule, im August 1801 gegründet, wurde im Mai 1802 eröffnet und besteht noch.

Schreyvogel (Joseph)

bekannt als Schriftsteller unter dem Namen C. A. West, Thomas und Karl August, 1768 zu Wien geboren, widmete sich vorzugsweise schönwissenschaftlichen Studien. Er lieferte zuerst 1793 Beiträge zu der von Alringer herausgegebenen österreichischen Monatschrift. 1794 ging er nach Jena; von hier aus erschien von ihm anonym in Schillers neuer Thalia das Schauspiel: „die Witwe", in zwei Akten. Nach Wien zurückgekehrt lebte er als Privatgelehrter bis 1802, wo er die Stelle eines Hoftheatersecretärs erhielt, die er jedoch 1804 wieder niederlegte.

1807 und 1808 gab er das Wiener Sonntagsblatt heraus. 1814 erhielt er abermals eine Anstellung als Hoftheatersekretär und Dramaturg und bekleidete dieselbe bis vier Monate vor seinem 1832 erfolgten Tode. Obgleich dem Oberintendanten Grafen von Dietrichstein untergeordnet, beherrschte Schreyvogel doch fast allein das Burgtheater. Mit Begeisterung und Thätigkeit widmete er sich dieser Bühne und seine Umsicht und Unpartheilichkeit beweist die Auswahl der von ihm bearbeiteten dramatischen Werke; er brachte jedes dramatische Produkt von Kunstwerth zur Aufführung. Entschieden aber wies er jeden Versuch zurück, die Bühne mit Frivolitäten und flachen Tagsneuigkeiten zu überschwemmen. Er achtete den tüchtigen Schauspieler und ermunterte das aufkeimende Talent. Um so mehr schmerzte es ihn, als er in Folge mehrerer Zwiste 1832 pensionirt ward; er wurde das erste Opfer der Cholera in Wien.

Schreyvogel war ein achtungswerther Schriftsteller, der sich vorzüglich nach franz. Mustern gebildet hatte. Den Mangel einer reichen Phantasie suchte er durch Eleganz der Form und geistreiche Auffassung zu ersetzen. Er war Gegner der romantischen Schule, die er lange mit allen Waffen des Witzes und Geistes bekämpfte und erst später ihr Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er besaß schätzbare Kenntniße im Scenischen, wovon seine Bearbeitung des Calderonschen Schauspiels: das Leben ein Traum Beweis liefert. Von seinen zu Braunschweig 1828 in 2 Bänden gesammelten Schriften enthält der 1. seine Bilder aus dem Leben, eine Sammlung von Novellen und Erzählungen; der 2. seine kritischen Streifzüge im Gebiete der Literatur und des Theaters. Unter dem Titel Don Gutiere bearbeitete Schreyvogel das Calderon'sche Schauspiel:

der Arzt seiner Ehre (Wien 1821) und Moretos Lustspiel: Donna Diana (Wien 1819).

Schubert (Franz).

Die ernsten und düstern Tonstücke dieses Componisten, der, in dem lebenslustigen, heitern Wien am 31. Jänner 1797 geboren, leider ebendaselbst schon den 19. November 1828 in die Region der ewig heiteren Sphärenharmonien überging, haben einen hohen Kunstwerth, namentlich seine vielen Balladen und Lieder, unter denen die vorzüglichsten und allbekanntesten der „Erlkönig", „der Taucher", „die Bürgschaft", „die Forelle", „Hectors Abschied" und „die Rose" sind. Die seltene Tiefe seines Gemüthes gewann ihm die edelsten Gemüther. Als Jean Paul des Augenlichtes beraubt worden war, waren es Schuberts Balladen, welche ihm den süßesten Trost gewährten, und als der Tod endlich bei ihm anklopfte, wollte er nochmals seine Lieblingsballade hören. Jetzt erst wird Schubert immer mehr als großer Künstler anerkannt, und lange wird sein Name von der Zukunft genannt werden. Schade, daß noch keine seiner größeren Opern: „Alfonzo und Estrella", „Fierrobras" ꝛc. zur Aufführung kam! Seine sterbliche Hülle ruht auf dem Währinger-Leichenhofe neben Beethoven, in welchem er das höchste Ideal musikalischer Kunst verehrte.

Schuch (Franz)

der ältere, ein namhafter Schauspieldirektor des 18. Jahrhunderts, gebürtig aus Wien, stellte sich zuerst 1740 daselbst an die Spitze einer Gesellschaft, deren Mitglieder aber sehr oft wechselten, und mit der er lange in Deutschland herumzog. Er begünstigte vorzüglich die extemporirten Stücke; er selbst hatte in Wien den Harlekin gespielt. Um 1756 war seine Gesellschaft eine der besten in Deutschland; namentlich gehörte ihr der größte damalige Balletmeister, Carieni an. Aber schon 1758 schadete ihr das Zusammentreten der Kirchhoff'schen Truppe sehr. Schuch starb 1764. Sein ältester Sohn, Franz Schuch der Jüngere, geboren um 1741, übernahm die Leitung der Gesellschaft, bei welcher erst 1766 auf Döbbelins Veranlassung der Hanswurst abgeschafft wurde. Auch dieser Schuch starb schon 1771. — Über die Schuch'sche Truppe erschien 1755 zu Halle eine: „kritische Nachricht von der Schuch'schen Schauspielergesellschaft."

Schule (bei St. Stephan).

Sie ist die älteste Wiens; Kaiser Friedrich II. eröffnete oder erweiterte sie 1237. Er ernannte den Rektor, der das Recht hatte, mit Einstimmung des Stadtrathes die Lehrer zu wählen. Dieses Recht bestätigte Albrecht I. 1296 mit dem Beisatze, daß er das alte landesfürstliche Recht, den Schulmeister (Rektor) zu bestellen, der Stadt überlasse. Die Schule befand sich damals schon auf der Stelle, wo heute das Curatenhaus steht.

Der Unterricht erstreckte sich darin nicht bloß auf Kinder, denn Albrecht verbot den Schülern Schwert und Messer zu tragen, Gewand und Bücher zu verkaufen und zu spielen. Es müssen dort daher auch höhere Studien vorgetragen worden sein. Gewiß ist, daß nach Gründung der Universität durch Rudolph IV. 1365 verordnet wurde, daß in der alten Schule bei St. Stephan die freien Künste von vier Meistern öffentlich verlesen werden sollen und daß der Rektor das Recht hatte, auch die Schulmeister der übrigen Schulen zu ernennen.

Von nun an schweigen durch zwei Jahrhunderte die Urkunden von dieser Schule, bekannt ist nur, daß sich die Rektoren derselben zum Unterschiede von jenen der Universität, Rektores der alten Schule zu St. Stephan, und von 1500 an, Rektores der Bürgerschule nannten.

Nachdem 1552 die Jesuiten ihre lateinische Schule eröffnet hatten, nahm die

Bürgerschule bei St. Stephan eine andere Gestalt an, indem sich darin von nun an der Unterricht bloß auf die Religion, deutsche und lateinische Sprache beschränkte. Aus einer dem Rektor 1558 vom Stadtrathe mitgetheilten kaiserlichen Verordnung sieht man, daß ihm drei Collegiaten, mehrere Bakalauren und Kollaboratoren zugetheilt waren, die ebenfalls im Schulhause wohnten und besoldet waren. Damals bestanden hier 5 Classen. So wurde die Schule bis 1615 geführt.

Damals war das Schulhaus baufällig und es wurde neu gebaut. Der Besuch der Schule war jedoch schon sehr in Abnahme, so daß 1623 der neue Rektor sich bei dem Magistrate beklagte, daß er bei dem Antritte seines Amtes weder Schüler noch Collegen gefunden habe. Der Hauptgrund davon scheint gewesen zu sein, daß die Jesuiten, die alle Gegenstände vortrugen, die Schule bei St. Stephan überflüssig machten. Im Jahre 1635 wurde ein Theil des Schulhauses dem Bischof zur Unterbringung der Curaten abgetreten und damit kam diese Bürgerschule zu einer bloßen deutschen Schule herab, deren Schulmeister bis zur Errichtung der Normalschule (1770) nur den Vorzug hatte, der Rektor der übrigen bürgerlichen Schulen zu sein, und von ihrer vorigen Größe hat diese Schule in ihrem eigenen Hause nur als sogenannte Ausnahme ihr gegenwärtiges Lokale beibehalten.

Schuster (Ignaz),

geboren zu Wien den 20. Juli 1770; schon in früher Jugend, wo er Sängerknabe war, machte seine natürliche Anlage zur Komik großes Aufsehen; diese, verbunden mit einer guten Bussostimme, führte ihn später zum Theater; er spielte eine Zeitlang auf Provinzialbühnen, bis er 1801 nach Wien kam, am Leopoldstädter-Theater angestellt wurde, wo er am 11. Dezember 1801 zum ersten Mal als Johann Schneck in den Schwestern von Prag auftrat, und nun über 30 Jahre Liebling des Publikums blieb. Er gastirte in diesem langen Zeitraume auf vielen Theatern und wurde überall mit Beifall überschüttet. 1835 zog er sich von der Bühne gänzlich zurück, und starb wenige Wochen nachher den 6. November. Er war ein Komiker im wahrsten Sinne des Wortes, jedoch nur für das Volkstheater, für den niedrigen Genre von Stücken; Alles an ihm war beweglich und aus jedem Zuge seines Gesichtes und seiner Glieder lachte ein Schalk. Dabei machte er mit der Stimme ebenfalls die tollsten Sprünge und wirkte besonders mit Falsett zwergfellerschütternd. Er schrieb auch einige Operetten, die aber bald verschwanden.

Schüttel-Bad.

Das älteste Bad der Leopoldstadt ist jenes im Schüttl, welches der Chirurg Zechmayer vor ungefähr einem Jahrhundert eröffnete. Im J. 1810 brachte Fürst Johann Liechtenstein dasselbe käuflich an sich und ließ im J. 1811 rückwärts desselben ein Lustgebäude anlegen und mit einem Park umschließen. In neuerer Zeit wurden diese Realitäten vom fürstlichen Hause wieder veräußert.

Schutz-Verein (Wiener) für aus Straf- und Versorgungsorten entlassene Personen.

Dieser wahrhaft schöne Verein, dessen Statuten unterm 29. März 1844 die höhere Genehmigung erhielten, hat sich die Aufgabe gestellt, aus den Straf- und Untersuchungs-Gefängnissen und nach Zulänglichkeit seiner Mittel auch aus dem n. ö. Zwangsarbeitshause entlassene, nach Wien zuständige, erwerbfähige Personen, ohne Unterschied des Geschlechts oder der Religion, welche bei ihrer Entlassung keine anderweitige bleibende Hülfe haben, in Obsorge zu übernehmen, und durch Verschaffung eines Erwerbes und Einwirkung auf ihre moralische Besserung ihnen den Wiederein-

tritt in die bürgerliche Geſellſchaft zu erleichtern. Dieſen Zweck ſucht der Verein zu erreichen: a) durch Unterbringung ſeiner Schützlinge bei Arbeits- oder Dienſtgebern, b) durch Unterweiſung in Religion u. Kenntniſſen; c) durch Überwachung jedes einzelnen Schützlinges und d) durch Verabreichung der nöthigen Unterſtützung. — Dieſe Mittel werden im Wege der Subſcription, durch Sammlungen, öffentliche Aufforderungen u. ſ. w. bewirkt. — Der Verein beſteht aus wirklichen und aus Ehren-Mitgliedern. Die Erſtern ſind entweder nur beitragende (jährlich wenigſtens 2 fl. C. M. in Geld oder Geldeswerth) oder beitragende und wirkende Mitglieder, welche ſich noch überdieß verpflichten: a) einen Schützling bei ſich in Arbeit oder Dienſt zu nehmen, b) einem ſolchen zu überwachen, oder c) einem ſolchen Unterricht ertheilen oder d) denſelben ärztlichen Beiſtand zu leiſten. Das Vereinsvermögen mit Ende Dezember 1845 betrug 15742 fl. 33 ½ kr. C. M. und 2950 fl. in Obligationen.

Schwanthaler's Brunnen-Statuen.

Die Statuen am Brunnen auf der Freiung müſſen den beſten Werken Schwanthaler's beigezählt werden. Sie kamen am 4. Oktober 1846 um 2 Uhr von München in Wien an; ſie waren 15 Tage unter Wegs. Es ſind fünf über lebensgroſſe Erzfiguren, die den mittleren Theil eines aus Granitmarmor beſtehenden Brunnenkörpers umgeben, wovon die obere die Auſtria und die vier unteren die vier Hauptflüſſe des Kaiſerſtaates vorſtellen. Die Auſtria erſcheint im kaiſerl. Mantel mit Schild und Speer. Die Donau, welche mit ihrem Blick den eigenen weiten Lauf zu verfolgen ſcheint, ergreift mit der Linken ihr lang herabfließendes Haar; der Po hält als Pförtner Italiens den Schlüſſel; die Elbe erkennt man an Rübezahls Quellenmaske, die über dem Stamm einer Fichte ruht, und die Weichſel kündigt ſich als ſchiffbaren und fiſchreichen Strom an. Zu den Füßen der vier Figuren entſtrömen vier Quellen dem Brunnenfels. Die Enthüllung des Brunnens erfolgte Abends um 6 Uhr; er iſt ein würdiges Gegenſtück zu Donners Meiſterſtück am Neuenmarkte. Es iſt bemerkt worden, daß beide Künſtler dieſelben Ideen mit den vier Hauptflüſſen behandelt haben. Schwanthaler's Werk gewährt einen impoſanten Anblick. Aus dem Baſſin, von ſchönem Mauthauſer-Granit, erhebt ſich ein Felſen, auf dem ſymmetriſch die vier Figuren der Flüſſe ſich befinden; über ihnen auf einer Platte, welche von Baumſtämmen getragen wird, ſteht die würdevolle Geſtalt der Auſtria mit wallendem Haare. Die Inſchrift in Bronzebuchſtaben und deutſcher Sprache ziert die obere Linie des Sockels, und lautet:

„Unter der Regierung Kaiſer Ferdinands I. von Wiens Bürgern errichtet: MDCCCXLVI."

Schwanthaler hat ſich durch dieſes Kunſtwerk, für welches er kein Honorar, ſondern nur ſeine Auslagen von 3700 fl. anſprach, ein dauerndes Denkmal ſeiner Meiſterſchaft, und der Bürgermeiſter und Regierungsrath Czapka, Ritter von Winſtetten ein Erinnerungszeichen an ſeine Fürſorge für die Verſchönerung der Kaiſerſtadt geſetzt. Entwurf und Modellirung der Figuren ſind von Schwanthaler, der Guß unter der Leitung des Inſpektors F. Miller aus der k. bairiſchen Erzgießerei in München, die Steinmetz-Arbeiten von Pranter und Betz. Das Waſſer des Brunnens entſtrömt der Ferdinands-Waſſerleitung und gibt täglich 1000 Eimer. Die Geſammtkoſten betragen 53,243 fl. 30 kr. C. M.

Schwarzenberg'ſcher Gartenpallaſt.

Er gehört zur Vorſtadt Landſtraße am Rennweg. Vor Zeiten beſtand dieſe ganze

Gegend aus Weingärten, wie denn überhaupt, ehe die Vorſtädte ſo ſehr heranwuchſen, viele Weingärten um die Stadt herum lagen. Im Anfange des 17. Jahrhunderts legte der Graf von Mannsfeld auf dem Grunde eines ſolchen Weingartens einen eigentlichen Garten mit Luſtgebäuden an. Da der Graf vor gänzlicher Ausführung ſeines Werkes ſtarb, ſo verkaufte ſeine Tochter Eleonora und die Gräfin Maria Anna von Fels 1716 daſſelbe dem Fürſten Adam von Schwarzenberg. Doch waren dieſe Gebäude unbedeutend und wurden eigentlich im Laufe des gedachten Jahrhunderts nie vollendet. So blieb es bis der genannte Fürſt ſie an ſich brachte. Nun begann eine neue glänzende Periode dieſes Gartens. Durch die berühmteſten Hortologen ließ er den Garten nach einem großartigen Plane ausbilden. Fiſchers von Erlach Talent ward zu dem Baue des prächtigen Pallaſtes in Anſpruch genommen, und kaum waren zehn Jahre vergangen, ſo ſtand das Ganze in ſeiner jetzigen impoſanten Geſtalt da. 1726 war Palaſt, Garten und Waſſerleitung beendigt. Später erfuhr das Ganze noch Erweiterungen und Verſchönerungen; der Garten ſogar erſt noch in unſern Tagen, wo einige Abtheilungen deſſelben nach engliſcher Art hergeſtellt wurden. Die Güte des Fürſtenhauſes geſtattet dem Publikum den Eingang und er wird auch zahlreich von demſelben beſucht. Wirklich beſitzt er in jeder Beziehung große Schönheiten, herrliche, alte ſchattige Baumgänge, ſchöne Waſſerbaſſins und viele Gruppen von Statuen u. ſ. w. Merkwürdig iſt der Garten, weil darin ſchon vor mehr als 100 Jahren eine Dampfmaſchine gebraucht wurde. J. Emanuel Fiſcher Freiherr von Erlach, Sohn des berühmten Hofarchitekten, war 1721 nach Kaſſel berufen worden, wo der Landgraf von Heſſen-Caſſel die damals erfundene Dampfmaſchine bei ſeinen Bergwerken anbringen wollte. Die großen Auslagen aber hinderten die Ausführung. Fiſcher kehrte nach Wien zurück, und errichtete im Schwarzenbergiſchen Garten zum Getriebe der Waſſerkünſte ſeine damals allbekannte Dampfmaſchine, damals Feuermaſchine genannt, welche im Februarheft der im J. 1727 erſchienenen Merkwürdigkeiten Wiens beſchrieben iſt.

Es befindet ſich hier eine anſehnliche Orangerie, ein auserleſener Aurikel-, Hyazinthen- und Tulpenflor, eine ungeheuere Anzahl exotiſcher Bäume und Sträucher; die ſehr ſchönen Treibhauspflanzen, das Granathaus, das Feigenhaus u. ſ. w. verdienen die Berückſichtigung aller Gartenfreunde. Die Beſichtigung aller dieſer Schönheiten, ja des Pallaſtes ſelbſt, in welchem die herrliche Einrichtung der Zimmer, die ſchönen Gemälde (worunter jenes der Fürſtin Pauline, welche in Paris aus Mutterliebe den Tod in den Flammen fand, von Lampi gemalt, und Daniel Grans Decke des großen Saals beſonders anziehend iſt), die herrliche Ausſicht u. ſ. w. ſehr intereſſant iſt, wird anſtändigen Perſonen geſtattet. Seit mehr als 10 Jahren findet hier auch die Blumenausſtellung am 1. Mai ſtatt. Durch dieſes in vieler Beziehung anziehende und liebliche Feſt der Flora, wird alljährlich der Beweis geliefert, wie weit verbreitet und ausgebildet in unſerm Vaterlande die Kenntniß und Liebhaberei der Botanik iſt.

Den 10. Februar 1765 gab daſelbſt der baieriſche Botſchafter, Graf von Königsfeld, zur Feier der Vermählung Joſeph des II. mit der Prinzeſſin Maria Joſepha von Baiern eine große Beleuchtung mit einem glänzenden Maskenballe von 1400 Perſonen, und am folgenden Tage ließ derſelbe allda von 1 bis 5 Uhr Nachmittags dem Volke größere und kleinere baieriſche neue Münzen auswerfen, während welcher Zeit aus zwei Röhren eines künſtlichen Springbrunnens rother und weißer Wein floß. Am 4. März 1810 erſchien der franzöſiſche Mar-

schall Berthier als Großbotschafter in Wien, um die Hand der Erzherzogin Marie Louise, der ältesten Tochter weiland S. M. Franz des I. für Kaiser Napoleon zu werben. Am 5. hielt der Marschall seinen feierlichen Einzug von diesem Gartenpalais über die dortige Wienbrücke durch die Glacis-Allee und das Kärntnerthor in die Hofburg; worauf durch mehrere Tage glänzende Hoffeste Statt fanden. Am 11. wurde die hohe Braut durch Prokuration ihrem erlauchten Oheime, dem Erzherzoge Carl im Namen Napoleons angetraut. —

Schwarzenberg'scher Pallast (am Neuenmarkte).

Derselbe ist ein ansehnliches Gebäude (1054), dessen schöne Fronte in der Kärntnerstraße drei Stockwerke und auf dem neuen Markte nur zwei Stockwerke hoch ist. Vormals stand das Haus von allen Seiten frei, indem rückwärts von der Klostergasse zur Kärntnerstraße eine Gasse lief, welche das Gebäude vom Bürgerspitale trennte, und heute einen Hof des Hauses bildet, der in der Kärntnerstraße durch ein Thor geschlossen ist.

In diesem Hause gründete Ferdinand Weidner von Pillerburg 1586 eine Capelle, die der Wiener Bischof Hans Kaspar Neubeck weihte. — Das Brunnenwasser dieses Hauses und jenes der Capuziner war lange das beste in der Stadt, in vorigen Zeiten trank es sogar der Hof. — Noch unter Maria Theresia befand sich in diesem Palais die Hauptwache der Rumeknechte und vor demselben wurden die militärischen Straferkenntnisse vollzogen.

In diesem Hause befindet sich die Kanzlei des unter dem Protektorate des Fürsten stehenden allgemeinen Pensions-Instituts für Witwen und Waisen, errichtet 1823, und zur Aufnahme geeignet für jeden selbstständigen Mann, der seinen bleibenden Aufenthalt in den österreichischen Staaten nachweiset; die Statuten sind dort zu haben.

Schwarze Vorhänge (an den Kaufläden).

Am 27. Oktober 1753 erschien ein Befehl des Inhaltes: „Um die Übervortheilungen des Publikums, sonderlich in den Leinwandgewölbern hindanzuhalten, wird den Kaufleuten die unverlängte Abnahme der schwarzen Tücher und Vorhänge, oder anderen gestießentlichen Verdeckungen, die den Gewölbern das Licht benehmen, bei schwerster Ahndung aufgetragen.“ Man sieht hieraus, daß damals die Wiener-Kaufleute in ihren Läden saßen, wie die Nachteulen in ihren Höhlen und daß sie gegen ihre Kunden das Sprichwort: „im Dunkeln ist gut Munkeln“ eifrig in Anwendung brachten.

Schwarzspanierhaus (Kloster)

ist seit Kurzem das Besitzthum des Stiftes Heiligenkreuz, der ältesten Cistercienser-Abtei Österreichs. Das jetzige Gebäude hatte sich einige Jahre nach der türkischen Belagerung von 1683 erhoben. Von Leopold I. war den 21. Juli 1690 der Grundstein zur neuen Kirche gelegt worden, nachdem die frühere sammt dem Kloster Tags vor der Belagerung auf Rudiger Starhembergs Befehl in Asche gelegt worden war. Das Schwarzspanierhaus war das Kloster reformirter Benedictiner von Montserrat in Spanien, bis es 1780 aufgehoben und als Wohngebäude zum Vortheile des Religionsfondes an Weltliche verkauft wurde. — Kirche und Kloster waren eigentlich von der Schwiegertochter Ferdinand des II. gegründet worden, als ein Benedictinerstift der seligsten Jungfrau von Montserrat. Diese Prinzessin Marianna, Philipp des II. von Spanien Tochter, als Ferdinand des III. Braut, hatte 1629 von der wildromantischen Felsenspitze der Einsiedelei des Mont-

ſerrat den Prior Benedict von Pennalosa Mondragon mit nach Wien genommen, in der Abſicht, jene Congregation dahin zu verpflanzen. Ferdinand II. gab ſeine Einwilligung und legte den 15. November 1633 in Gegenwart ſeiner Gemalin, ſeiner Söhn Ferdinand III., Leopold, Wilhelm und der Erzherzoginnen Cäcilie und Marianna den Grundſtein. So entſtand das Kloſter in ſo unmittelbarer Nähe der Stadt, daß der Commandant derſelben gegen dieſe Gefahr für ihre Vertheidigung Einſpruch that. Zum neuen Baue wirkte der Noviz Anton Vogel von Krallern, ein Wiener, nicht wenig mit. Spaniſche Prieſter oder Novizen waren ſeit der turkiſchen Belagerung nicht mehr vorhanden. Anton ward Abt. — 1739 den 8. September wohnte ſeiner Jubelfeier Carl VI. bei. Dieſer um das Stift ſo hoch verdiente Gottesmann ging den 21. Septemb. 1751 zu Grabe, in einem Alter von 85 Jahren. Sein Nachfolger Herrand Erſamb, ebenfalls ein geborner Wiener, war der letzte Abt. — 1779 den 6. November überſetzte Joſeph II. dieſe Benedictiner in das Gebäude der Jeſuiten, den Dominicanern gegenüber. Nach dem Tode der großen Thereſia wurden ſie 1783 den 11. März mit den Schotten vereinigt, und das Kloſter ward aufgehoben. Einige Zeit nach der Überſiedlung in die innere Stadt, war noch eine kleine Anzahl Ordensgeiſtlicher in dem kleinen Gebäude rückwärts der Kirche verblieben, um den Gottesdienſt für das Militär in der Alſer-Caſerne zu halten, welchem die Kirche beſtimmt zu ſein ſchien. Dieſe wurde aber als militäriſches Magazin verwendet. Schwarzſpanier pflegte man die Benedictiner von Monſerrat von ihrer ſchwarzen Ordenstracht zu nennen, zum Unterſchiede der ſpaniſchen Trinitarier (Orden zur Erlöſung der Gefangenen aus den Händen der »Ungläubigen«) in der Alſergaſſe, deren Habit weiß war.

Zur Zeit der großen Peſt 1679 fand man am Zaune des Kloſtergartens einen eben verſchiedenen Prieſter, der ſein Brevier ſo feſt in den Händen hielt, daß man ihn mit demſelben begraben mußte. Am 15. September 1749 wurde auf dem neu erbauten, mit einer prächtigen kupfernen, zum Theil vergoldeten Kuppel verſehenen Thurm, der für den ſchönſten der Hauptſtadt gehalten wurde, das ganz vergoldete Kreuz (15 Schuh hoch, 9 Schuh breit und 9 Zentner ſchwer) mit vieler Feierlichkeit aufgeſetzt. Am 10. September 1755 um 2 Uhr Nachmittags ſchwebte über Wien ein ſchreckliches Gewitter, welches in zwei Kirchen, und zwar in dieſer und in der Kirche der Michaeler einſchlug. Im Schwarzſpanierkloſter fuhr der Blitz durch den Thurm bei dem Hochaltar herab in die Kirche und von hier in die Sakriſtei; in welcher nach verſchiedenen in die Wand geſchlagenen Löchern vier reiche Antipendia in Flammen geriethen, worauf das Feuer gelöſcht wurde. Nach der Aufhebung wurden vier große Wandgemälde in die Minoritenkirche in die Stadt gebracht.

Schwechat.

Ein Markt an dem gleichnamigen Fluß, eine halbe Stunde von Ebersdorf; der Fluß theilt den Ort in Groß- und Klein-Schwechat. Außer dem Markte auf dem Platze der Zuſammenkunft Leopold des I. und Johann des III. Königs von Polen wurde nach der Belagerung Wiens 1683 im freien Felde an der Landſtraße eine viereckichte, ſteinerne, 14 Fuß hohe Pyramide aus Sandſtein errichtet und mit folgender Inſchrift verſehen:

Anno GLorIosI IMperII LeopoLDI I.
XXVI. die XV. Septembris.
Duo Longe Maximi Europae Monarchae idem
Leopoldus Caesar Augustus et Joannes III.
Poloniae rex Libertate Prospere Obsidione
Vienna acto in fugam ingenti Barbarorum
exercitu occupatis Eorundem zenois Tor-

mentis Commentuque reportatis praeterea opimis spoliis hoc loco inter suorum Victricia arma invicem Gratulabundi Convenere magna Utrimque Electoris ducum Principum ac Magnatum Comitiae.

(Im 26. Jahre der Glorwürdigen Regierung Leopold des I. den 15. September sind die zwei großen Monarchen, besagter Leopold und Johann III. von Polen nach glücklichem Entsatz der Stadt Wien, als die große Türkische Macht in die Flucht getrieben, deren metallene Stücke und Kriegsgeschüz, Proviant, und anbei reiche Beute erobert worden, zwischen ihren siegreichen Armeen, unter großer Begleitung von Chur-Fürsten, Herzogen, Fürsten und großen Adel, glückwünschend hier zusammengekommen.)

Schweizerhof.

Daß der Babenberger Leopold VII. der Erbauer einer neuen Burg und zwar auf demselben Platze ist, wo heute der Schweizerhof, oder eigentliche alte Burg steht, wird allgemein angenommen, und daß dieser Bau vor 1221 zu Stande gekommen seyn muß, erhellt aus der Stiftungsurkunde der Michaeler-Kirche als damalige Burgpfarre, weil er darin von seiner neuen Burg spricht. Die neue Burg und die Kirche zu St. Michael lagen damals in der Vorstadt, weil der Umkreis der Stadt zu jener Zeit nur bis zum Peilerthor reichte. Im J. 1275 brannte diese Burg größtentheils ab; Ottokar von Böhmen, begann zwar den Bau aufs Neue; da jedoch dieser Fürst 1277 starb, so wurde das Schloß wahrscheinlich erst durch Albrecht I., den Sohn Rudolph von Habsburg vollendet. Dem Böhmenkönige verdankt die Burg jedoch den Vorzug, daß er sie mit der Michaelerkirche und dem Schottenkloster zur Stadt zog. Er ließ zwischen der Burg und dem Kloster viele neue Häuser anlegen und umgab diesen Anwuchs der Stadt mit Gräben, Mauern und Thürmen.

Die ersten Vergrößerungen und Verschönerungen hat die Burg Ferdinand I. 1536—1552 zu verdanken. Von ihm ist das alterthümliche, schöne Einfahrtthor, vom Burgplatze, dessen Deckengewölbe, Alters halber, schon sehr geschwärzt ist und worauf auch seine räthselhaften fünf Buchstaben A. E. I. O. U. angebracht sind. Wie die Inschrift sagt, entstand dieses Thor 1552:

Ferdinandus Rom. German.
Hung. Bohe. ꝛc. Rex. Infa.
Hisp. Archi. Austr. Dux. Burg
Und ꝛc. a MDLII.

Bei diesem Thore war vormals eine Aufzugsbrücke über den Burggraben angebracht, was durch die zwei Löcher in der Mauer zu erkennen ist; diese Brücke wurde noch zu Carl des VI. Zeiten täglich zur Abendzeit aufgezogen, wodurch die Burg völlig abgesperrt war. Bis zur Zeit der Belagerung Wiens 1683 durch die Türken blieb diese alte Burg in ihrer ersten Gestalt. Damals wurde sie durch das feindliche Geschüz beinahe ganz zu Grund gerichtet, so daß Leopold I. sich nach Aufhebung der Belagerung nach Linz begeben mußte, um seine Residenz wieder bewohnbar zu machen.

Diese alte Burg bildete beinahe ein regelmäßiges großes Viereck mit dem heutigen Hofraum. Sie hatte vier in Quadratform aufgeführte Eckthürme und rund herum einen tiefen Graben, wovon noch ein bedeutender Rest auf dem Burgplatze, so wie im Hofe der Sommer-Reitschule und gegen die Bastei vor dem Observatorium vorhanden sind. Auf der vierten Seite nahm dieser Graben den Raum des heutigen kleinen Hofes hinter der Capelle ein. Man kann von der ursprünglichen Beschaffenheit dieses ältesten Theiles der Burg sich noch eine klare Vorstellung machen, wenn man die Sommer-Reitschule betritt, und den noch in seiner Altersschwärze sich darstellenden Flügel mit der halbverwitterten Sonnenuhr betrachtet.

Diese alte Burg erhielt erst unter Maria Theresia den Namen des Schwei-

zerhofes, weil die damalige Schweizerwache unter dem alten Portale, wo heute die Wachstube der Hofburgwache ist, die ihrige hatte, woher das Thor vom Volke das Schweizerwachthor genannt wurde.

Die Hauptgebäude des Viereckes der alten Burg haben sich bis heute erhalten, nur die Eckthürme sind verschwunden. Wie schon bemerkt, wurde der Widmerthurm, der in der Gegend des Rittersaales und der ehemaligen spanischen Bastei stand, 1753 unter Maria Theresia abgebrochen; der zweite Thurm, welcher gegen die Sommer-Reitschule und den Bibliotheksplatz sich erhob, mußte im Mai 1756 beseitigt werden, weil er den unter ihm befindlichen Zimmern den Einsturz drohte; der dritte Thurm neben der Capelle in der Gegend der 1448 vom Kaiser Friedrich III. erbauten Bastei, zu der man im Schweizerhofe noch den Eingang sieht, wurde 1699 erniedriget und seine Grundmauer soll die Unterlage des heutigen Traktes mit dem Observatorium seyn. Wann der vierte, gegen die Reichskanzlei gestandene Thurm abgetragen wurde, konnte nicht erhoben werden. Im zweiten Stockwerke dieses Burgtheiles waren die Appartements des letzt verstorbenen Kaisers Franz I., wie denn Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter noch heute hier wohnet. Das Sterbezimmer dieses unvergeßlichen Landesvaters wird wie ein Heiligthum geehrt. In diesem Gebäude befinden sich auch: die Schatzkammer, die kais. Privatbibliothek, das geheime Cabinet, das niedliche astronomische Observatorium, das Oberst-Kämmereramt, die Mobilien-Direction und mehrere Offizen, als: die Küche, die Lichtkammer und das Viktualien-Magazin, vormals der Zehrgaaden, so wie dessen Vorsteher der Hofzehrgaadner genannt.

Zur Congreßzeit 1814 bewohnte der König von Preußen das erste Stockwerk gegen den Burgplatz, so wie auch der König von Dänemark daselbst.

Schwimmanstalt (K. K. Militär-).

Sie wurde 1813 errichtet, und befindet sich in einem Arme der Donau an der Nordseite des Praters. Sie ist bestimmt, allen Ständen im Schwimmen gegen Entrichtung eines Honorars von geprüften Schwimm-Meistern Unterricht zu ertheilen. Man kann den vollständigen Unterricht oder einzelne Lectionen nehmen, Zuschauer zahlen Eintrittsgeld und dem weiblichen Geschlecht ist der Eintritt nur an Sonn- und Feiertagen gestattet. Die Schüler müssen nach Vollendung des Schwimmkurses über einen Hauptarm der Donau schwimmen.

Sechshaus.

Als man das Gemeindehaus dieses vor der Mariahilferlinie liegenden Ortes 1845 wegen Baufälligkeit gänzlich abtrug, und als man in der Wohnung des Gemeindewächters den Fußboden aufgehoben hatte, kamen drei nebeneinander liegende menschliche Todtengerippe, etwas mit Erde bedeckt zum Vorschein. Es wurden von Seite der Orts-Behörde Nachforschungen angestellt, um das Räthsel dieser Erscheinung zu lösen, da die Auffindung der Gerippe an einer solchen Stelle allerlei Vermuthungen Raum geben mußte. Die Untersuchungen haben auf keine Spur geführt, indem seit mehr als Hundert Jahren niemand in dieser Gegend vermißt wurde. Dem Anscheine nach dürften diese Überreste höchstens einige dreißig Jahre hier unter dem Fußboden eines Zimmers gelegen sein, und daher von der Zeit der französischen Invasion 1809 herrühren.

Seilern'scher Pallast (Gräflich).

Der Pallast der Grafen von Seilern und Aspang in der hintern Schenkenstraße

(49), der sich bis in die Teinfaltstraße erstreckt, gehörte vorher dem Hause Althan und noch früher dem kais. Rathe und Obermünzmeister, Julius Camillus von Mildenheim, der darin 1591 eine, den Aposteln Peter und Paul gewidmete Capelle erbaute, die 1502 der Wiener Bischof weihete. — An der Fronte in der Löwelstraße erblickt man zwischen dem 5. und 6. Fenster des 2. Stockwerkes von der Ecke der Schenkenstraße einen eingemauerten, steinernen Türkenkopf mit der Jahreszahl 1683, von welchem das Haus das Türkenhaus genannt wird, und der die verhängnißvollen Tage der zweiten türk. Belagerung in das Gedächtniß zurückruft. Das Haus war damals die Wohnung des spanischen Botschafters und der Schauplatz der unglaublichen Bravour der Stadtvertheidiger. Nahe dabei erhob sich das innere Löwelthor, bei welchem Bollwerke, mit festen Gräben und dicken Balken versehen, aufgeworfen wurden, um die wüthenden Anfälle der Türken abzuschlagen. Dort standen auch spanische Reiter mit hölzernen und eisernen Spitzen, Pallisaden auf Räder, Fußtreppen mit starken Nägeln und dreispitzigen Fußeisen. Am heftigsten stürmten die Türken diesen Punkt den 6. Sept., an welchen es ihnen gelang, zwei Fahnen daselbst aufzupflanzen. Sie wurden aber neuerdings zurückgeschlagen; welchen Sieg noch heute der Türkenkopf und die reiche Kugelverzierung der Fenster beurkundet.

Seilerstätte (Seilerstatt).

Sie läuft von der Wallfischgasse bis zum Jakobergäßchen; ihr Name ist zusammengezogen aus Seilerspinnstatt, wie sie noch Pfeffel 1737 nennt, auf dessen Kupferstich man noch die Seiler auf freier Straße beschäftigt sieht. Sie erhielt ihren Namen von den während der Türkenkriege dort gewundenen Seilen für alle Kriegsschiffe auf der Donau, die in das Schiffsarsenal im Elend abgeliefert wurden. Die Seilerstatt ist einer der Hauptmärkte der innern Stadt für Lebensmittel und ausschließlich für Eier und Geflügel.

Seitenwundenthor

auch ehemals Singerthor genannt, bei St. Stephan, ist jenes beim Grabe Nidhards, weil dabei ein steinernes Bild des Erlösers mit der Seitenwunde stand, welches in den ersten Jahren des 30jährigen Krieges errichtet wurde. Heute ist dabei in einer capellartigen Nische ein hölzernes Christusbild mit der Seitenwunde angebracht.

Selbischer Grund.

In der Vorstadtgegend an der Wien, wo man rückwärts von der Mariahilferkirche oder dem sogenannten Kaunitzberg herunter geht, befand sich vormals ein öder Grund, wo in späteren Zeiten Bau- und Tischlerholzhütten und ein Ziegelofen stand. Dieser Grund wurde 1777 zum Verbauen abgegeben und mit Häusern besetzt, woraus die obere und untere Gestättengasse, die Kanal- und Gärtnergasse der Vorstadt Leimgrube, deren Eigenthum sie war, den Namen erhielten.

Servitenkirche und Kloster.

Die Aufnahme der Serviten in Wien fällt in das J. 1638 unter Ferdinand III. Dieser Orden hatte zwar schon unter seinem Vorgänger, Ferdinand II. sich bemühet, hier ein Kloster zu erhalten, jedoch vergebens. Damals war's Pater Sesteneus, der anempfohlen vom Herzog Leopold von Tirol, an den kaiserlichen Hof kam. Mit gleichen Empfehlungen kam Pater Johann Maria Suarez aus der Einsiedelei des Berges Sens in Frankreich hieher, der so glücklich war, beim Kaiser ein geneigtes Gehör zu finden. Suarez schlug den Petersplatz in der Stadt als den Ort vor, wo das Kloster

errichtet werden sollte; es erhoben sich gegen sein Vorhaben aber neue Hindernisse, welche erst nach zehn Jahren (1636) beseitigt wurden, indem erst dann der Wiener Bischof Anton Wolfrath seine Einwilligung zur Erbauung eines Klosters überhaupt gegen dem gab, daß die Ordensgeistlichen sich alles Almosensammelns enthalten sollen. Suarez wählte nun die Roßau zum Ansiedlungsorte, weil sich in dieser Vorstadt kein Kloster befand. Diesem widersetzten sich aber die Bewohner jener Stadtgegend, welche von vielen und angesehenen geistlichen Personen unterstützt wurden. Sie äußerten die Besorgniß, daß die Serviten trotz des Verbotes dennoch sammeln, und der Gemeinde zur Last fallen würden. Da in der Zwischenzeit Ferdinand II. (15. Februar 1637) starb, so gerieth die Sache neuerdings ins Stocken. Erst im folgenden Jahre erhielt Pater Cherubin Odaleus von Ferdinand III. die Erlaubniß, sich in der Roßau anzubauen, wozu ein der Witwe Katharina Quarin gehöriges Haus mit einem großen Garten gekauft wurde; das Haus wurde zu einem kleinen Kloster, und ein dazu gehöriger Stall zu einer kleinen Kirche gemacht; sie wurde in Gegenwart des Kaisers von dem päbstlichen Nuntius zu Ehren Mariä-Verkündigung eingeweihet.

Indessen wollte diese geistliche Ansiedlung nicht gedeihen; 1650 befanden sich darin nur sieben Väter, die in sehr dürftigen Umständen lebten. Sie baten den Kaiser daher um die Erlaubniß, sammeln zu dürfen, welches ihnen endlich für einen Zeitraum von 4 Jahren bewilligt wurde. Als eigentlicher Stifter der Servіten trat nun der Fürst Octavius Piccolomini auf, der ihnen nebst einer bedeutenden Geldsumme eine Herrschaft in Böhmen schenkte, welche sie verkauften und dann 1651 den Bau des neuen Klosters und der Kirche begannen, wie selbe noch heute bestehen. Die Kirche wurde erst 1668 von dem Wiener Bischof Wilderik von Waltersdorf eingeweihet. An der Kirche wurde 1728 die seitdem so bekannt gewordene Capelle des kurz zuvor in die Zahl der Heiligen versetzten Peregrinus erbaut. (Siehe Peregrinus-Andacht.) In der zweiten türk. Belagerung (1683) wurde diese einzige Kirche von den Flammen verschont. Wiederholtere, nachdrückliche Zerstörungsversuche wollte man nicht machen, weil man die Kirche der Vertheidigung der Stadt für weniger nachtheilig hielt. Auch würden die bereits überall herumstreifenden türkischen und tatarischen Reiterschwärme jedem solchen Versuch ein schnelles Ende gemacht haben. Der Hospodar der Walachei nahm dort sein Hauptquartier. Mit Erstaunen sahen die Türken das Deckengemälde, die Propheten des alten Bundes, die sie wegen ihrer langen Bärte und morgenländischer Kopfbedeckung, ohne weiteres zu den Ihrigen zählten und daher dem Gebäude die größte Achtung und Schonung bewiesen. — Der Bücherschatz des Hauses, von verschiedenen vaterländischen Gelehrten mit ansehnlichen Beiträgen beehrt, verwahrte auch mehrere wichtige Denkmale aus der babenbergischen Epoche, darunter Friedrichs des Streitbaren Stadtrechte für Heimburg aus der Servіten-Bibliothek herausgegeben durch den berühmten Reichshofrath von Senkenberg.

Sessi (Mariane),

geboren zu Rom 1776, bildete sich daselbst zur Sängerin und betrat bereits 1790 die Bühne mit glänzendem Erfolge. 1798 war sie in Wien engagirt, wo sie den Kaufmann Natorp heirathete und diesen Namen dem ihrigen hinzufügte. 1804 kehrte sie nach Italien zurück und führte von nun an ein künstlerisches Wanderleben, in Neapel, Madrid, Paris, London und den deutschen Städten (die sie 1816—18 zuletzt besuchte) wechselnd ihre Triumphe feiernd. Bis 1835 sang sie dann in Italien und kam 1836 — allerdings nur als Ruine ihrer sonstigen

künſtleriſchen Größe — noch einmal nach Deutſchland, von wo ſie jedoch bald wieder nach Italien zurückkehrte und dem fernern Wirken als Künſtlerin entſagte. Ihr Ruf war in der That ein europäiſcher und, was mehr iſt, ein verdienter; denn es gab keine Stimme, die an Fülle und Wohlklang, an Höhe und Kraft der ihrigen gleich kam, es gab keine Kehle, in der ſich ſo viel Fertigkeit mit einer ſo außerordentlichen Ausdauer vereinte; jede ihrer Verzierungen war ein Meiſterwerk, in dem ſich eine der begabteſten Naturen mit der höchſten Kunſtfertigkeit manifeſtirte. Als Darſtellerin war ſie nicht bedeutend. Sie ſtarb den 11. März 1847 in Wien, auf der Wieden in der Taubſtummengaſſe. Berühmter noch war die Schweſter

Seſſi (Imperatrice),

geboren zu Rom 1784, die große Seſſi genannt; auch ſie kam 1793 nach Wien, wo ſie 1804 die Bühne betrat, 1805 ging ſie nach Italien, wo ſie den ganzen Kunſtwahnſinn der Kaſtratenzeit wieder erweckte; ſie ſang an verſchiedenen Theatern, bis 1808, wo ſie in Florenz an der Schwindſucht ſtarb. Sie war faſt eben ſo reich mit allen Mitteln ausgeſtattet, wie ihre Schweſter, übertraf ſie aber an Innigkeit und tiefergreifender Gefühlswirkung des Vortrags, an Wahrheit der Deklamation und hinreißender Darſtellungsgabe bei Weitem. — Sie war das Vorbild für

Seſſi (Anna Maria),

geboren 1792 in Rom, die 3. der Schweſtern; auch ſie betrat in Wien und zwar ſchon 1805 die Bühne und ging 1806 nach Italien, wo ſie bis 1811 zu den gefeierſten Sängerinnen gehörte, und trotz ihrer zarten Jugend die ſchwierigſten Parthien ſang. 1811 kam ſie wieder nach Wien, wo ſie erſt der italieniſchen, dann der deutſchen Oper angehörte. Nach ihrer hier erfolgten Vermählung nannte ſie ſich Neumann-Seſſi. 1815 gaſtirte ſie in Karlsruhe, Frankfurt, Hamburg und Leipzig mit großem Beifalle, ſchloß in letzterer Stadt ein Engagement mit dem großen Concert ab, und ging von dieſem zum dortigen Stadttheater über, wo ſie durch eine Krankheit die Stimme verlor, vom Leipziger-Theaterpenſionsfond penſionirt wurde und ſeitdem theils in Hamburg, theils in Öſterreich lebte. Auch ſie war mit einer umfangreichen und ſchönen, in der Höhe aber etwas zu ſcharfen Stimme begabt, hatte eine große Gewandtheit und Kehlenfertigkeit, ſtand aber in der muſikaliſchen Ausbildung ihren Schweſtern nach; dagegen hatte ſie von Imperatrice die Kunſt der Darſtellung, die Leidenſchaftlichkeit der Deklamation ſich angeeignet. Durch Schönheit war ſie weniger als die beiden Vorigen unterſtützt.

Seſſi (Vittoria und Carolina),

beide geboren zu Wien 1796 und 1799, die jüngſten Schweſtern der Vorigen, ebenfalls Sängerinnen, die ſich jedoch nach ihrer jung erfolgten Verheirathung in Wien und Neapel von der Bühne zurückzogen. Noch iſt zu nennen

Seſſi (Maria Thereſia),

keine Schweſter der Vorigen, eine Sängerin, die in Wien ſtudirte, und dann an mehreren italieniſchen Theatern mit großem Beifall ſang. Um 1825—28 ſang ſie auch auf mehreren ſüddeutſchen Theatern, ſo wie in Paris und London, ſcheint jedoch ſeit jener Zeit weſentlich verloren zu haben, da ſie nur bei kleineren Geſellſchaften Italiens genannt wird.

Siebenhirten,

ein Dorf, liegt rechts der Poſtſtraße nach Graz von Atzgerſtorf gegen Neudorf eine kleine Stunde entfernt. Dieſer Ort erſcheint unter ſeinem heutigen Namen ſchon im 12. Jahrhunderte und zwar das erſte Mal in dem

Saalbuche des Stiftes Klosterneuburg, als 1178 Ulrich von Falkenstein, ein Ministerial Herzog Leopold des VI. aus dem Hause Babenberg, dem Stifte seine Besitzung zu Meinhartsdorf nächst Meidling (vermuthlich an dem Platze des heutigen Gaudenzdorfes) verkaufte; denn unter den daselbst aufgeführten Zeugen lesen wir Heinrich und Albert von Siebenhirti (Siebenhirten). Das Mölker-Archiv sagt, daß 1332 Ulrich von Siebenhirten zu Sieghartsdorf lebte, und Fischer erzählt, daß Johann Siebenhirter, erster Großmeister des von Friedrich III. 1468 gestifteten St. Georg-Ordens, und Fürst zu Müllstadt gewesen, welcher von eben diesem Kaiser das ehemalige Nonnenkloster bei St. Nicola in der Singerstraße zu Wien erhalten habe, und 1508 gestorben sei. Aus diesem scheint es, daß zu Siebenhirten ein herrschaftliches Schloß gewesen sei, und in demselben die adelige Familie gehauset habe, welche sich durch mehrere Jahrhunderte den Ortsnamen als Familiennamen aneignete. Heut gehört dieses Dorf zur Herrschaft Rodaun, und ist dem Grafen Fuchs unterthänig. Von Siebenhirten wird in dem Berichte über den Religionszustand von 1544 gesagt, daß es eine eigene Capelle habe, die vermuthlich bei der Türkenzerstörung 1683 zu Grunde ging. Die gegenwärtige Kirche, mit einem Thurme, der mit drei Glocken versehen ist, hat in ihrem Innern einen Hochaltar mit dem Bilde des Kirchen-Patrons, des heiligen Bischofes Martin, und zwei Seitenaltäre. Der Urheber dieser Kirche war ein wohlthätiger Müllermeister.

Siegenfelder's Grabstein.

Das vorzüglichste Bildwerk unter den zahlreichen Denksteinen und Grabschriften an den Außenwänden des hohen Chors der St. Stephanskirche, dem Alumnate gegenüber, ist der Grabstein des Riemermeisters Jörg Siegenfelder von 1517. Er stellt den Abschied Jesu von seiner himmlischen Mutter dar, von einem unbekannten Künstler. Die Darstellung zeichnet sich durch Einfalt und Tiefe der Empfindung aus. Man sieht die bekümmerte Mutter, dem Übermaße des Schmerzens erliegend, ohnmächtig in die Arme zweier Frauen zusammen sinken; alle kommenden Leiden ihres göttlichen Sohnes, dessen Ende ihr nicht verborgen ist, treten vor ihre Seele; der Heiland selbst, der ihr die eine Hand zum Abschied reicht, scheint mit der Andern sein feuchtes Auge zu trocknen. Hinter ihm sieht man Petrus, Johannes und einen dritten Apostel. Eine Abbildung dieses schönen Monuments lieferte Hormayr in seiner Geschichte Wien's.

Siegeswagen (Der) des Polenkönigs Sobiesky.

Wiener Bürger hatten nach ihrer Befreiung von der zweiten türkischen Belagerung dem tapfern Polenkönig Johann Sobiesky einen prachtvollen, reich mit Gold verzierten Siegeswagen, nach Art der römischen Triumphwagen geschenkt. Sobiesky sandte diesen Wagen auf eines seiner Güter in Schlesien. Hier fiel zu Ende des siebenjährigen Krieges der Wagen dem Feldmarschall Kleist in die Hände, der ihn als Beute auf sein Gut Raddatz in Hinter-Pommern abführen ließ. Mit Stolz zeigte er den Wagen jedem Gaste; wie groß war daher auch sein Schreck, als eines Abends ein Courier ihm den königlichen Befehl brachte, den Wagen, welcher keineswegs persönliche Beute, sondern eine Kriegstrophäe sei, abzuliefern. Der Feldmarschall war unglücklich über den bevorstehenden Verlust, aber er konnte nur gehorchen, und traf alle Anstalten, daß der Wagen am nächsten Tage in aller Stille nach Berlin abgehe. Die Gemalin des Generals aber, weniger an Subordination gewöhnt als ihr Mann, fand Mittel, den Wagen in Raddatz zu erhalten.

Sie rief, ohne daß ihr schlafender Mann etwas davon ahnte, den Schmied und Wagner des Dorfes zu sich, ließ den Oberwagen abheben, und nach der Kirche bringen; hier wurde auf ihren Befehl die Kanzelbrüstung abgerissen, und an ihrer Stelle der Obertheil des Siegeswagens befestigt, welcher einer Kanzel nicht unähnlich ist. Die Wagenthüren wurden als Gedenktafeln darüber durch große Thornägel an der Mauer angenagelt, und mit der den Frauen innewohnenden Geistesgegenwart ergriff Frau von Kleist einen Pinsel, und übertünchte das Sobieskyſche Wapen durch Wasserfarbe um das Kleist'sche Schild darzustellen. Hoch erfreut über ihre List erwartete sie den Morgen; der Feldmarschall mußte sich in das Geschehene finden, der Wagen war nicht mehr zusammenzusetzen, und mit Zittern, wenn gleich nicht ohne heimliche Freude über die Rettung des Kleinods, schrieb er mit Umgehung des Datums, daß der Oberwagen zu einer Kanzel in der Raddatzer-Kirche verwendet worden wäre, das Untergestell aber noch zu Befehl Seiner Majestät stände, wofür ihm Friedrich der Zweite ziemlich ungnädig dankte. Noch heute steht diese Kanzel wohlerhalten in der Raddatzer-Kirche, und trägt die Spuren der Eile, mit welcher die Errichtung vor sich gegangen ist.

Simmering

oder Simoning, ein ansehnliches Dorf mit einer alten, dem heiligen Lorenz geweihten Pfarrkirche, liegt gleich außer der St. Marxer-Linie, zum Theile auf einer Anhöhe, und zum Theile in einem Thale, in welchem einst die Donau von Erdberg her nach Ebersdorf floß, und wo sich noch eine sandige Heide befindet, welche der k. k. Artillerie [illegible]m Laboratorium für das im Neugebäude befindliche Pulver-Depot und zu ihren Kunstübungen verpachtet ist. Die Entstehung des Ortes und des Namens leitet man von einem altadelichen Geschlechte her, welches sich Simaningen oder Simoningen nannte. Damit stimmt auch die Volkssage überein, daß zwei Brüder, mit Namen Simoni, sich zuerst in dieser Gegend angesiedelt, die heute mit Nr. 64 und 136 bezeichneten Häuser erbauet, und so die Benennung und Entstehung des Ortes veranlasset hätten. Im 12. Jahrh. besaßen Simmering die Herrn von Capellen, deren Geschlecht 1408 erlosch, und deren Güter durch Heirath an das Haus Liechtenstein kamen.

Aus geschichtlichen Daten erhellet, daß Simmerings Bewohner einst eilf verschiedenen Herrn unterworfen waren. Helena von Ursenböck war 1636 die Besitzerin des Dorfes. Ihr folgte Maria Elisabetha von Fels, geborne von Scherfenberg, welche 1677 diesen Ort dem Jungfrauenkloster der Himmelpförtnerinnen in Wien schenkte, unter deren Herrschaft 1736, 63 Häuser abbrannten. Bei der Auflösung dieses Frauenklosters 1782 ward das Dorf dem Religionsfonde übergeben. In dem frühesten, bei der Hofbibliothek aufbewahrten Pfarren-Verzeichnisse aus dem 15. Jahrh. kommt Simmering bereits als eine Pfarre vor, welcher von 1440 bis 1646 Erdberg und die weitere Gegend von St. Marx, Rennweg und Landstraße untergeben war. Während der Einfälle der Ungarn und Türken wurde Kirche und Dorf durch Verwüstung hart mitgenommen. Bei der zweiten Belagerung der Hauptstadt 1683 war Simmering ein Opfer der grausamen Wuth des in die Flucht geschlagenen osmanischen Heeres, und nur die nacheilenden Rächer verhinderten die Barbaren an der gänzlichen Verwüstung der Kirche. Daher kam auch der vertriebene Pfarrer, Conrad Molitor, 1684 zu seiner Kirche zurück und stellte durch die Unterstützung des Himmelpfortenklosters und anderer Gutthäter sein Gotteshaus wieder her. Trotz dieser Verbesserungen wurde aber die Kirche von Tag zu Tage baufälliger. Man riß sie daher 1746 bis auf die Hauptmauern

zuſammen, und legte den Grundſtein zu einem faſt ganz neuen und merklich größeren Gebäude, das im folgenden Jahre vollendet wurde. Maria Franciſca Freiin von Engelshoffen ſorgte 1753 für eine Pfarrwohnung und beſtimmte dazu ihre eigene Behauſung, heut zu Tage Nr. 4, welche etwa 100 Schritte von der Kirche entlegen war. Da der Pfarrer Frinkhaus aber ſeine alte Wohnung, Nr. 25, der neuen vorzog, obſchon ſie beinahe in Mitte des Dorfes lag, ſo wurde das ererbte Haus 1754 dem Erben dieſer Wohlthäterin um 1500 fl. verkauft. Als jedoch Johann Georg Pachhoffer die Pfarre antrat, wünſchte er das Engelhoffiſche Haus, wegen ſeiner Nähe an der Kirche zu erhalten. Er vertauſchte 1767 den alten Pfarrhof gegen dieſes Gebäude, das noch gegenwärtig das pfarrliche Wohnhaus iſt.

Der heftige Sturmwind, der in der Nacht des 1. Octobers 1807 in den meiſten Gegenden Öſterreichs wüthete, richtete auch hier die fürchterlichſten Verheerungen an, und verurſachte vorzüglich großen Schaden an Kirche und Thurm. Bevor dieſe hergeſtellt waren, beſetzten 1809 die Franzoſen die Reſidenz, und die ganze Umgegend derſelben wurde ihres Muthwillens Schauplatz. Mehr als 100 Mann brachen bei Fackelſchein in die Kirche ein, und entwendeten alle Prätioſen und Paramente, die nicht in Wien verborgen worden waren. Sie ſprengten den Tabernakel, leerten das Ciborium und zerſtreueten die heil. Hoſtien in der Kirche. Nur mit Mühe konnten die beiden Pfarrgeiſtlichen des andern Tages dieſelben auffammeln, und ſie im Kamine unter der Aſche verwahren. Mehrere Wochen mußte nun der Gottesdienſt unterbleiben. Auch die Ruhe des Pfarrhofes wurde geſtöret, indem die wüthenden Soldaten die Sauvegarden nicht achteten, und ſo eine halbe Stunde ihr Unweſen forttrieben. Eine der letzteren feindlichen Einquartirungen war eine Compagnie Portugieſen, welche alle Sonn- und Feſttage Kirchenparade hier hielt, und einen eigenen Feldcaplan, einen Weltprieſter aus Liſſabon, Namens Philipp Braganza hatte, der ihre Meſſe las.

Im Innern hat die Kirche nebſt dem Hochaltare zwei Seitenaltäre und eine Taufcapelle. Der Erſte iſt im römiſchen Style; das Altarblatt ſtellt den heiligen Laurentius in einer zahlreichen Verſammlung des Volkes vor, als er eben zum Feuertode verurtheilt, und ganz entkleidet an den Roſt gebunden wird. Der Tabernakel iſt von weiſſem, reinem, polirten Marmor mit goldenen Verzierungen, und wurde erſt 1777 aufgeſtellt. Die beiden Seitenaltäre ſind gemauert und marmorirt, der erſte rechts, enthält das Bild der heiligen Franciſca Romana; der zweite jenes der heiligen Anna. Der Marſchall Lannes ſtarb den 31. Mai 1809 des Morgens um 5 Uhr in Simmering.

Sinellius (Emerich),

von Comorn aus Ungarn gebürtig, in welcher Stadt ſein Vater Fleiſchhacker war. Im 21. Jahre ſeines Alters trat er in den Capuzinerorden, worin er ſich zum Predigtamte beſonders geſchickt gemacht hatte. Er betrieb als Miſſionär in Unteröſterreich das Bekehrungsgeſchäft, und führte viele Lutheraner zum katholiſchen Glauben zurück. Hierauf wurde er nach Prag geſchickt, wo er mit großem Nutzen ſieben Jahre predigte. Er ward deßwegen zum Vorſteher der katholiſchen Miſſionen im ganzen Bezirke der Wiener'ſchen Nuntiatur gemacht, und vom Papſte Clemens X. mit einem Schreiben beehrt. 22 Jahre hat er die Predigten in der Schottenkirche zu Wien gehalten, und dies heil. Amt auch als Biſchof mit ſo vielem Eifer fortgeſetzt, daß er insgemein der beredſame Emerich genannt wurde. Er war eben mit dem Kaiſer Leopold zu Linz, als der Biſchof zu Wien 1680 mit Tod abging. Der Kaiſer wählte ihn dazu, und un-

geachtet ſeiner Weigerung, mußte er ſich auf Befehl des römiſchen Stuhls, und in Kraft des g. Gehorſams gefallen laſſen, daß man ihn als Biſchof, als Fürſten des h. röm. Reichs und als geheimen Conferenzminiſter des Kaiſers öffentlich erklärte. Seine Conſecration geſchah den 11. Mai an einem Sonntage 1681. Im folgenden Jahre den 25. Oktober legte Kaiſer Leopold bei St. Stephan auf die feierlichſte Art das Gelübde ab, die hölzerne Säule am Graben in eine marmorne umzugeſtalten, zu welchem er ſich zuvor zu Prag verbunden hatte, als er ſich dort einfand, um der großen Peſt in Wien auszuweichen.

Sinellius ſtarb 1685 im 63. Jahre ſeines Alters, eben als Leopold I. im Begriffe war, ihm die Cardinalswürde zu erwerben. Er hinterließ 45,000 fl., worüber er nichts anordnen wollte, ſondern ſagte, daß er auch als Biſchof immer ein wahrer Sohn des heil. Franziskus im Herzen geblieben ſei, dem es nicht zuſtünde, mit zeitlichen Gütern zu diſponiren. Dieſes Geld hat Leopold theils zur Beſtreitung der damaligen Kriegskoſten, theils zur Hilfe der Armen verwendet. Er liegt bei St. Stephan begraben; ſein Grabmal iſt aber nicht zu finden, wenn es nicht vielleicht beim Antonsaltare in der großen Frauencapelle unter den Stühlen verdeckt iſt.

Singerſtraße.

Sie wurde vormals auch Sunckinger-, Sychinger- und Singerſtraß genannt, und dieſe Variante brachte die Meinung hervor, der Name dieſer Straße rühre, wie jener der Pippingerſtraße von einem dort anſäßig geweſenen, reichen Bürgerhauſe her. Allein es fehlt an jedem Beleg dafür, und im Gegentheile iſt die offenbar auf die Sänger und Muſikanten der nahen Stephanskirche hindeutende lateiniſche Überſetzung: platea cantorum, ſehr alt, indem ſie abwechſelnd mit Deutſchherrngaſſe ſchon in Urkunden von 1328 vorkommt. Die Singerſtraße iſt eine der ſchönſten Gaſſen der Stadt, und ausgezeichnet iſt darin der Pallaſt der erloſchenen Grafen von Pollheim, heute Ritter Franz v. Czerny (895).

Sivering (Sievering, Sivring).

Unweit des romantiſch liegenden Heiligenſtadt, der erſten Pflanzſchule des Chriſtenthums in unſerer Gegend, hatte der heilige Severin zwiſchen lieblichen Rebenhügeln ein kleines Bethaus in einem wein- und ſteinreichen Gelände errichtet, von wo nun noch ſein Name in der Benennung des Ortes Severing (Sivering, Sivring) mächtig anklingt und wo noch heute, wie ein altes Vaterhaus ſeine durch Alter und Bauart gleich merkwürdige Kirche von der kleinen Höhe zwiſchen Ober- und Unter-Sivering herabſchaut. Sivering liegt am Fuße des ſogenannten Himmels, von deſſem Parke der dortige Steinbruch überwölbt wird und der ſogar von Wien aus ſichtbar iſt. Es beſteht aus zwei Dörfern, Ober- und Unter-Sivering, die beide in geringer Entfernung von einander an einem Gebirgsbache liegen, der ſeinen Namen von ihnen entlehnte; beide Ortſchaften bilden eigene Herrſchaften und haben ein beſonderes Grundbuch. Beide Herrſchaften gehören der k. k. n. ö. Appellationsraths-Gattin, Frau Thereſia Riedel. — Die Lage dieſer Doppelortſchaft in einem ſchlangenförmig fortlaufenden Hohlwege, an dem Wald- und Bergbache, der vorzüglich in den Jahren 1772 und 1785 große Überſchwemmungen verurſachte, umgeben von hohen Bergen, macht die dortige Temperatur viel kälter und rauher als in den benachbarten Ortſchaften, ſo daß im Vergleiche mit Döbling die Feldfrüchte dort um volle vierzehn Tage ſpäter zur Reife kommen. Dieſes abgerechnet iſt Siverings Lage nicht minder reizend und angenehm, als jene aller übrigen umliegenden Dörfer; ja ſie erhält ſogar

durch die nahe liegenden Gebirge und ihre wenig betretenen ſchönen Partien vor ſo manchen andern Ortſchaften einen beſondern Vorzug. Wenn übrigens der örtlichen Lage wegen, der Ackerbau daſelbſt unbedeutend genannt werden muß, ſo iſt der Wein, der hier erzeugt wird, um ſo vortrefflicher; er macht daher den größten Nahrungszweig der Dorfbewohner aus. — Sehenswerth iſt der im Orte liegende Steinbruch, gewöhnlich die ſteinerne Wand genannt, weil er ſich wie eine ſolche dem Auge wirklich darſtellt. Er gehört der Stadt Wien, welche ihn ſchon in früherer Zeit bearbeiten ließ. Sein Hauptbeſtandtheil iſt Schiefer-Sandſtein, der übrigens viel beſſer als der gewöhnliche iſt und zu Pflaſter- und Schleifſteinen benützt werden kann. Auf ſeiner Höhe befindet ſich ein Gaſt- und Weinhaus, welches eine ſchöne Ausſicht gewährt. In neuerer Zeit wurde die Lokalität dieſer Bergſchenke moderniſirt; ob dadurch ſich aber ihr Beſuch vermehrt habe, wird von Ortskundigen ſehr in Frage geſtellt; denn dieſe behaupten, die vorige niedrige Stube, in welcher ein großer Mann, wenn er nicht gebückt ſtehen wollte, den Kopf unbedeckt haben mußte, habe oft die Zahl der ſich einfindenden Gäſte und Trinkliebhaber nicht faſſen können. Daß dem Rebengotte auf dieſer Höhe tüchtig geopfert wurde, iſt eine ausgemachte Sache, ſo daß es Leute gab, die da behaupteten, der Lokalausdruck Siefling, womit man einen Trunkenbold bezeichnet, ſtamme vom Siveringer-Steinbruche her und die hartnäckig darauf beharrten, man mochte ihnen noch ſo begreiflich machen, das erwähnte Wort ſei nichts anderes als das verderbene, reindeutſche Säufling. Vom Geiſte der Siveringer Trauben erleuchtet drehten dieſe mund- und kehlenfertigen Schwätzer ſogar den gegen ihre Behauptung vorgebrachten Satz um und ſtellten die neue Lehre auf, das hochdeutſche Säufling ſei vielmehr aus dem echtöſterreichiſchen Siefling gebildet oder vielmehr verbildet worden. Dieſe etymologiſche Gloſſe führt uns auf die Bemerkung, daß ſelbſt die Entſtehung des Namens Sivering zu gelehrten Streitigkeiten Anlaß gegeben. Manche leiten ihn von dem beſprochenen Schiefersteinbruch ſelbſt ab, und wollen daher den Namen lieber Schiefering ſtatt Sivering leſen. Indeſſen iſt die Annahme, daß dieſer Ort ſeinen Namen dem heiligen Severin, dem Apoſtel der Noriker verdanke, überwiegend; dieſer fromme Mann ſoll in dieſen Gegenden gelebt und um 454 für ſich und ſeine Mönche ein Kloſter, oder wenigſtens eine Kirche erbaut haben. Alle Schriftſteller kommen jedoch darin überein, daß dieſe Ortſchaft ſehr alt und bereits unter den erſten Babenbergern gegründet worden ſei, unter denen er im 12. Jahrhunderte unter dem Namen Sauvingau, Sauveringen, Sufringen, Suiverin und Siefringen bekannt war. Auch die dortige Pfarre iſt uralt; ſie umfaßt heutigen Tages Ober-Sievering, Unter-Sievering und den Himmel. — Die Zierde des Ortes iſt unſtreitig die höchſtmerkwürdige alte, ſogenannte Steinkirche mit einem viereckigen Thurme. Sie ſtellt ſich unſeren Blicken noch ganz in der Geſtalt dar, wie ſie Viſcher abgebildet hat. Die gothiſchen Fenſter und das antike, kühn geſpannte Kirchengewölbe, das ungewöhnlich hohe Dach, die Strebepfeiler, verrathen unwiderlegbar die Bauart des zwölften Jahrhunderts, obgleich hie und da deutliche Spuren einer ſpäteren Vergrößerung bemerkbar ſind; das Presbyterium ſtammt aus neuerer Zeit und die ganze Kirche iſt, wahrſcheinlich des Einſturzes wegen, leider mit Pfeilern von moderner Art untermauert. Sie enthält vier Altäre, von denen der Hochaltar das Bildniß des heil. Severin, zu deſſen Ehre ſie ſpäterhin eingeweiht wurde, darſtellt. Der unlängſt verlautbarten Verſicherung, der beſagte Heilige habe hier wirklich ſeinen

urſprünglichen Aufenthalt genommen, und noch zeige man eine Zelle desſelben, die aber unverantwortlich zu verſchiedenen ökonomiſchen Zwecken benützt wurde, konnten wir nicht näher auf die Spur kommen. An der linken Seite des Presbyteriums befindet ſich ein Grabſtein von rothem Marmor mit der Inſchrift:

H. — Ducis Katharina obiit Die 5. Flora. — A. D. MCCCLVII.

Bis jetzt iſt unſeres Wiſſens dieſe Aufſchrift noch nicht entziffert worden; dieſer Stein dürfte aus einer andern Kirche zufällig hierher verſetzt und zum Bau verwendet worden ſein. Dieſes Gotteshaus beſitzt an ſeiner Außenſeite auch ein äußerſt kunſtvolles, leider halb verſtümmeltes Basrelief, in Betreff deſſen wir den Wunſch theilen, der „elegante Vandalismus der jetzigen Zeit“ möge ſich es nicht beikommen laſſen, dasſelbe zu übertünchen und zu modernisiren. — Um die Kirche herum liegt der alte, mit einer Halbruine von einer Mauer umfangene Friedhof und zunächſt daran das mit einem ſchönen Garten verſehene Pfarrgebäude, durch ſeine ſonderbare, alterund eigenthümliche Bauart auffallend ausgezeichnet. Sivering beſitzt auch zwei Statuen des heiligen Johann von Nepomuk, deren eine ſeit dem Jahre 1772 die Gemeinde in beſondere Obſorge nahm. Außerhalb des Dorfes ſteht ein 238 Jahre altes ſteinernes Kreuz mit der Inſchrift:

„Hans Daringer, Saurischer Unterthan zu Untern-Gehffringen hat Gott zu Ehren und den Seinigen zum ewigen Gedächtniß machen laſſen dieſes Kreuz den XXVI. Sept. Anno MDCVI.“

Wer würde heute noch von einem Hans Daringer etwas wiſſen, wenn dieſer Mann weniger fromm geweſen wäre. — In dieſer Pfarre befindet ſich auch eine Privat-Capelle mit einer Meß-Licenz, die im J. 1766 der Cardinal und Erzbiſchof von Wien, Chriſtoph Anton Graf von Migazzi ertheilt hat. Zu Unter-Sivering brach in der Nacht vom 9. auf den 10. Octob. 1843 eine Feuersbrunſt aus, welche in kurzer Zeit 32 Wohnhäuſer zum Opfer der Flammen machte.

Slatkonia (Georg von)

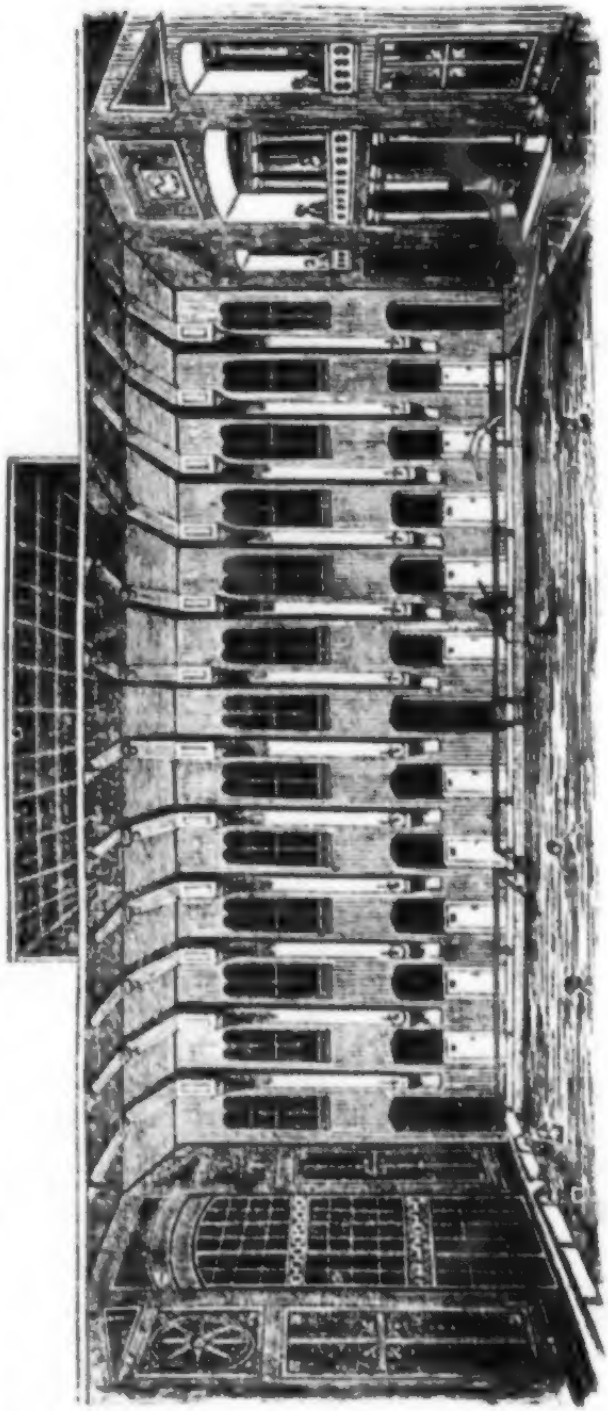
wurde zu Laibach geboren und von Maximilian I. 1513 zum Biſchofe von Wien ernannt. Papſt Leo X., als er ihn den 12. Auguſt 1513 in dieſer Würde beſtätigte, erlaubte ihm auf Anlangen des Kaiſers, zugleich ſein voriges Bisthum Piben oder Petina nebſt der Probſtei und dem Canonicat zu Laibach, die Probſtei St. Niklas in Rudersberg, die Pfarre St. Martin in Marautſch und ein erzherzogliches Beneficium in der Domkirche zu Laibach auf dem St. Georgialtare beizubehalten. Er war auch damals kaiſerl. Muſikdirector. Cuſpinian rühmet ihn als einen in dieſer Kunſt, beſonders aber in der Kirchenmuſik ſehr erfahrnen Mann an, zu deren Aufnahme er nach dem Zeugniſſe des Johann Raſch ſehr vieles beigetragen hat. In einem Briefe Jakob Spiegels an den Probſt zu Brixen vom 1. Jänner 1514, wird er Chriſippus genannt, weil in krainiſcher Sprache Slatkonia ein goldenes Pferd bedeutet, deßwegen auch im Wapen dieſes Biſchofs in der Stephanskirche an den Stühlen der Domherrn unter ſeiner geſchnitzten Abbildung ein goldenes ſpringendes Pferd im weißem Felde angebracht war. 1514 weihte er die Capelle im Meierhofe und verfügte ſich in eben dieſem Jahre auf Befehl des Kaiſers Maximilian nach Mauerbach, um daſelbſt den Leichnam Friedrich des Schönen, des Stifters dieſer Karthauſe zu erheben und in eine anſtändigere Grabſtätte zu überſetzen. Das darauf folgende Jahr ſegnete er in der St. Stephanskirche die Doppelheirath der Prinzeſſinen Maria und Anna mit Ludwig von Ungarn und einem Enkel des Kaiſers ein.

Nach dem Tode Maximilians, als in

Öſterreich die bekannten Empörungen und beſonders zu Wien die größten Unordnungen entſtanden, hatte der Biſchof vieles zu leiden. Dies, und ſein hohes Alter bewogen den Erzherzog Carl und den Papſt Leo, ihm einen Koadjutor zu geben, wozu 1520 den 22. Juni Konrad Renner, Probſt der Kirche bei St. Peter zu Löwen in Brabant, ernannt wurde. Georg wurde über 66 J. alt, und ſtarb 1522. Sein Grabmal, das er ſich bei Lebzeiten machen ließ, befindet ſich neben dem von ihm erbauten Briktius- jetzt aber erneuerten Antonsaltare in der Stephanskirche.

Sonnenfinſterniß.

Am 8. Juli 1842 erlebte Wien das großartige Phänomen einer ſichtbaren, totalen Sonnenfinſterniß. Der Anfang dieſer, von dem ſchönſten Wetter begünſtigten Ekliple trat um 5 Uhr 46 Minuten Früh ein, anfangs den oberen Rand der Sonnenſcheibe bedeckend, dann allmälig in der Richtung des, die Sehne des verfinſterten Segmentes halbirenden Durchmeſſers fortſchreitend, hatte ſie um 6 Uhr 49 Minut. ihr Maximum erreicht; nachdem nämlich um 6 Uhr 20 Minut. die Atmoſphäre ein immer matter werdendes Zwielicht angenommen hatte, ward ſie um die Zeit, als der Standpunkt Wiens mit dem Centralpunkte der Sonne und des Mondes in die gerade Linie kam, auf etwa 2 Minuten 40 Sekunden mit einer Dunkelheit



überzogen, welche ſich nur bei einer heiteren Nacht zur Zeit des Neumondes einzuſtellen pflegt, und welche allen lebenden Geſchöpfen ein ſchauerliches Gefühl einflößte. Die ganze Bevölkerung der Hauptſtadt nahm an dieſer merkwürdigen Naturerſcheinung den lebhafteſten Antheil.

Sophienbad.

Es befindet ſich unter den Weißgärbern in der Marxergaſſe (19), und gehört dem Franz Moraweß, der es errichtet hat, und obgleich des Augenlichtes beraubt, gleichwohl in den großen Räumlichkeiten, Alles ordnend und leitend, wie ein Sehender herumgeht. Die innere Beſchaffenheit, die herrſchende Reinlichkeit, die Badewannen von Porzellan, und die gute Bedienung machen es beſonders empfehlungswerth. Es beſteht ſeit 18[illegible] in Reinigungs-, Dunſt-, Schwitz-, Douche-, Sturz- und Regenbädern. Im J. 1845 iſt und zwar im erſten Stockwerke ein Schwimmſaal dazu gekommen, der im Winter in einen Tanzſaal verwandelt werden kann, und den nebige Abbildung darſtellt. Im Badhauſe befindet ſich ein Denkbuch mit ſchätzbaren Notaten von Beſuchern; auch hat Doctor M. J. Vogl (Wien 1845) über dieſes Bad, zu welchem am Stock-am-Eiſenplatz Geſellſchaftswägen zu 3 kr. C. M. für die Perſon beſtehen, eine Schrift herausgegeben.

Sophienbrücke (die erſte in Wien erbaute Kettenbrücke).

Sie verbindet die Landſtraße mit dem Prater. Den Plan derſelben entwarf der v. b. Waſſerbau-Direktor von Kubriaſſky; die Koſten (65,000 fl. C. M.) wurden von einer Aktien-Geſellſchaft vorgeſchoſſen, wofür ihr erlaubt iſt, durch 40 J. von jeder Perſon, welche die Brücke paſſirt, 1 kr. C. M. als Zoll zu erheben. Der Bau begann den 11. Sept. 1824 auf dem rechten Donauufer und war nach einer Verzögerung wegen Anſchwellen des Fluſſes am 4. Okt. 1825 vollendet, an welchem Tage, als dem Namensfeſt Franz des I. ſie eröffnet wurde. Sie iſt 40 Klafter lang; die 4 Tragketten, je zwei unter einander an beiden Seiten der Brücke, beſtehen aus 16 Stangen, jede zu 2 Zoll im Quadrat, welche eine Summe von 32 Zoll Eiſen im Querſchnitte halten. Sie ſenken ſich in der Mitte um 18 Fuß herab, und die horizontale, im Lichten der Geländer 12 Schuh breite Brückenbahn iſt mittelſt 90 vertikaler, zuſammen 64 Quadratzoll Eiſen im Querſchnitt haltender Tragſtangen, welche von der Mitte der Brücke gegen die Ufer verhältnißmäßig länger und länger werden, befeſtigt. Es erſchien darüber eine Beſchreibung unter dem Titel: „Die Sophienbrücke, oder beſchreibende Darſtellung der erſten Kettenbrücke in Wien u. ſ. w.“

Sorbait (Paul von)

war ein Niederländer von großen Verdienſten, der Leibarzt der Kaiſerin Eleonora, Gemalin Leopold des I. und Rector der Wiener Hochſchule war, als welcher er bei der Belagerung durch die Türken 1683 die Studenten anführte. Er ſtarb den 29. April 1691; ſein Grabmal befindet ſich in der Stephanskirche, und hat folgende merkwürdige, von ihm ſelbſt verfaßte Inſchrift:

De stercore erigens pauperum Ps. 112.
Paulus de Sorbait in Belgio natus, hic denatus,
Musicus, Orator, Philosophus, Miles,
Medicus, Professor, Archiater, Rector Magnificus,
Mendicus, Nihil.
Musicus fui, ut bonam vitae mensuram servare,
Orator, ut me ad bonum vitae epilogum dirigere,
Miles, ut dura tolerare,
Medicus, ut aliis serviendo me consummere,
Professor, ut alios promovendo, me deprimere,

Rector Magnificus, ut privilegia defenderem.
Aulicus, ut aliis, non mihi servire discerem;
At amara mors
Et ad Musici modulationes,
Et ad Oratoris persuasiones,
Et ad Philosophi argumentationes,
Et ad Militis comminationes,
Et ad Professoris lectiones,
Et ad Medici receptiones,
Et ad Rectoris defensiones,
Et ad Aulici mortificationes,
Surda, me rapuit.
Nunc Mendicus sum et Nihil,
Rogo te, ora pro me.
Obiit anno 1691 die 29. Mens. Aprilis.
Aetatis LXVII. Annorum.

Auch die Capelle im Stifthause des Goldberges (Siehe das.) verdankt ihm ihre Entstehung 1678; die Inschrift daran lautete:

Paulus Norbait annae artis Doctor,
Aedes has propriis aerariis erexit.
Orate pro ipso.

Spaliermacherhaus.

Es steht am Spitelberg gegen das Glacis und erhielt den Namen von dem reichen Kaufmanne, Martin Fritz, der ein Spaliermacher war und es erbaute. Es war zur Zeit seiner Entstehung das größte Haus jener Vorstadt und eines der größten der ganzen Stadt. Dieser Mann ist auch der Errichter der Dreifaltigkeitssäule in der Bretterstraße, die er im J. 1713 als Denkmal der damals geherrschten Pest aufgeführt hat.

Spänglergasse.

Sie hieß vormals untern Spanglern und läuft von der Wagnergasse bis zum Milchgäßchen. Eines ihrer vorzüglichsten Gebäude ist das Haus des Grafen Semegne von Medgyes (426); es gehörte vorher dem Hr. Ferdinand von Fechtig, geheimen Rath und Staatsrath, und hieß anfangs bei St. Niklas bei den Möhren. Einst standen die Todtenwagen darin, in welchen eine Dame mit ihrem Geliebten Zusammenkünfte hatte, deren Frucht ein verstorbener, berühmter Mime und Schauspieler war.

Spanischer Rath.

Unter Carl VI. bestand noch ein Spanischer Rath, welcher unter allen Behörden der Monarchie den ersten Rang einnahm; er führte die Geschäfte jener Provinzen, welche Österreich noch von der spanischen Krone in Italien besaß. Der spanische Rath bestand aus 12 Räthen, von welchen einer das Präsidium führte. Auch saßen darin einige Rechtsgelehrte, welche den Titel Regenten hatten. Der Rath zerfiel in 3 Departements, nämlich: in die Räthe von Neapel, von Sicilien und von Mailand. Jeder Rath hatte einen Gehalt von jährlich 12000 fl. und jeder Kanzlist von 3000 fl., was für jene Zeit ungemein viel war.

Spanisches Spital.

Carl VI. beschloß 1722 den Bau eines Spitals, das für kranke Spanier, Neapolitaner, Sicilianer, Mailänder, Niederländer und diejenigen Deutschen, welche Weiber von den genannten Nationen geheirathet hatten, oder von spanischen und dergleichen Eltern in Deutschland geboren worden waren, bestimmt war, und in der Währingergasse lag. Es wurde durch einen Major Domo, einen Aufseher über die Kranken, und durch drei Geistliche verwaltet. Auch waren zwei kais. Ärzte bestellt, welche in den Monaten abwechselten. Dieses Spital wurde von Joseph II. dem allgemeinen Krankenhause einverleibt, wo die genannten Nationen noch die stiftungsmäßige freie Behandlung anzusprechen haben. Das Gebäude wurde den Waisen eingeräumt.

Sparkasse (Erste österreichische).

Diese Kasse verwahrt kleine Kapitalien sicher und verzinset sie dergestalt, daß die

halbjährig angewachſenen und nicht erhobenen Zinſen nach dem Wunſche des Intereſſenten als neue Einlage behandelt werden. Sie zahlt dieſe Kapitalien oder Zinſen nach Verlangen jederzeit zurück. Sie zahlt ohne Rückſicht auf den Namen des Erlegers, welcher nach Willkühr eingetragen werden kann, an den Inhaber des ſogenannten Büchleins, den ſie ſo lange für den Eigenthümer anſieht, als das Gegentheil nicht rechtskräftig angezeigt iſt. Der Amtsort iſt am Graben im eigenen Inſtitutshauſe (5721) und die Erlagstage ſind Dienſtag, Donnerstag und Sonnabend. Die Einlagsbücher koſten 8 kr. C. M. — Die Sparkaſſe gibt 4% Zinſen und die kleinſte Einlage iſt 1 fl. 15 kr. C. M. — Sie wurde am 4. Oktob. 1819 in der Leopoldſtadt, vorzüglich durch dortige Gemeindeglieder eröffnet und am 5. Jahrestag ihrer Gründung (4. Oktob. 1824) wies dieſe Anſtalt, die mit 1. Nov. 1821 in die Stadt überſetzt worden war, einen Kaſſeſtand von mehr als einer Million Gulden C. M. nach. Nach dem Abſchluß am 31. Dezemb. 1835 verwaltete die Sparkaſſe damals 14,843,704 fl. 13 kr. Die Zahl der Intereſſenten belief ſich auf 57063 und das Kaſſe-Revirement wies während des Jahres 1835 einen Verkehr von 56,621,353 Gulden aus. Die Reſultate haben ſich ſeit dieſer Zeit verhältnißmäßig geſteigert. Ein weſentlicher Vortheil dieſer Anſtalt iſt, daß ſie Darlehen auf Realitäten in allen Provinzen der Monarchie gibt, in welchen das bürgerliche Geſetzbuch in Anwendung iſt, und in welchen Landtafel- und Grundbuchsordnungen beſtehen. Mit der Sparkaſſe iſt auch nach dem Plane des Hof- und Gerichtsadvokaten Ignaz v. Sonnleithner eine allgemeine Verſorgungsanſtalt (Siehe daſ.) verbunden, welche 1823 in das Leben trat.

Das ſchöne Gebäude wurde 1837 vom Architekten Pichl erbaut. Er bewies durch die Befeſtigungsmittel gegen Feuer und Einbruch ſein Beſtreben, der äußeren Sicherheit Genüge zu leiſten. Die Hauptkaſten wurden zwiſchen ſtarken Gewölben durch vergitterte, mit maſſivem Eiſenblech verkleidete Wände geſchützt untergebracht, und die Fußböden mit harten, durch Kitt überſalzten Steinplatten belegt. Das Gebäude hat von der Kohlmarktſeite eine geräumige Einfahrt und vom Graben, ſo wie rückwärts Seiten-Eingänge, die in einen geräumigen Hof ausmünden; auf dieſe Art wurde der früher beſtandene Durchgang beibehalten. Im Hofraum zeigen zwei geſchmackvolle Portale mit Stufen den Hauptzugang der beiden Treppen an. Von den zwei Treppen iſt die rückwärtige freitragend, im Halbkreiſe geformt, und hat in jedem Stockwerke zwei iſolirte Säulen mit Wandpilaſtern; die andere als Haupttreppe bildet ein längliches Viereck mit Ruheplätzen und wird auf acht leichten Steinpilaſtern getragen. Im zweiten Stockwerke iſt der große Sitzungsſaal; er erhält das Licht von zwei Seiten durch ſieben hohe Frontefenſter. Die geſchmackvolle Dekorirung beſteht aus Pilaſtern von grauem Marmor, mit weißen und goldenen Capitälern auf Giall' antico-Marmor. Die Steinmetzarbeiten lieferte die Waſſerburger'ſche Werkſtätte, die Skulpturen ſind von Lavigne und Köderl.

Sperl (Zum).

Der beliebte Tanzſaal zum Sperl in der Leopoldſtadt wurde den 29. Sept. 1807 zum erſten Mal von ſeinem damaligen neuen Beſitzer, Joh. Georg Scherzer, eröffnet. Im J. 1701 beſaß dieſes Haus Johann Sperlbauer, Hofjäger und Bürger von Wien, von welchen es den eigentlichen Schild zum Sperlbauer erhielt, woraus mit der Zeit durch Abkürzung „zum Sperl“ wurde. — Das Haus kam in der Folge an verſchiedene Beſitzer und wurde ſchon frühe mit einem Tanzſaale ausgeſtattet, welchen jedoch erſt Scherzer zu einem der erſten

Belustigungsorte der Hauptstadt zu erheben wußte.

Spielmann'ſches Haus.

Es erhebt ſich in der Mitte des Grabens, bildet die Ecke der unteren Breunerſtraße (1133), und verdankt ſeine jetzige Form dem Freiherrn Anton von Spielmann, einem merkwürdigen Manne. In Wien 1738 von bürgerlichen Eltern geboren, ſchwang er ſich 1791 zum Freiherrn, 1792 zum Commandeur des Stephansordens und 1801 zum Vicepräſidenten der vereinigten Hofkanzlei empor. Nachdem er auch das ungariſche und böhmiſche Indigenat erhalten hatte, ſtarb er den 27. Febr. 1813 mit Hinterlaſſung einer herrlichen Bibliothek. — Als 1804 Kaiſer Franz den Titel eines Erbkaiſers von Öſterreich angenommen hatte, wurde das Pragmatikalgeſetz den 11. Auguſt vom Balkon dieſes Hauſes durch den Regierungsſecretär Grafen von Kienburg im Beiſein dreier Magiſtratsräthe, und vom Balkon der Kirche am Hof durch den Regierungsſecretär Freiherrn von Heinke ebenfalls in Gegenwart dreier Stadträthe feierlich verkündet.

Spinnerin am Kreuze.

Den Unterſuchungen unſerer Zeit iſt es gelungen, die durch Jahrhunderte im Dunkel gelegene Urſprungsgeſchichte dieſes intereſſanten Denkmals aufzuklären. Hanns Purbaum (Burbaum, † 1454), der Vollender der Stephanskirche, iſt deſſen Erbauer und das Jahr der Entſtehung 1451, in welchem es der Stadtrath an die Stelle des uralten, ſogenannten Marterkreuzes am Wienerberg, das die verheerenden Scharen Hunyad's 1446 umgeworfen hatten, geſetzt wurde. Es vertrat damals gleichſam die Stelle des erſten Grußes, den Wiens Bürger ihrem geliebten jungen Landesfürſten Ladislaus mit echt chriſtlichem Sinn entgegen ſandten. Unerforſcht iſt noch die Entſtehung des auffallenden Namens dieſer ſchönen Säule. Es ſind darüber viele Vermuthungen vorhanden; Carl Unger leitet ihn von einem Baumeiſter des Denkmals, Spinner, andere von dem heiligen Criſpinus (Spinnskreuz, Spiner-Kreuz) ab, wozu Gaheis ſogar eine Urkunde geliefert hat. Den Ungrund dieſer Unterſchiebungen hat Geusau beſtritten; er iſt aber ſelbſt dabei in eine Spielerei verfallen, indem er die Erklärung der Benennung des Paſſionskreuzes an ſeiner Bauart ſucht, indem das doppelte Spitzkreuz durch ſeine haſpelförmige Form und durch das Spiel der zwei Querſtangen mit ihren vier Armen in einiger Entfernung dem Gewebe einer Spinne geglichen haben ſoll. Auch J. C. Schlager iſt dieſer Meinung, die er mit den Worten ſchließt: »Jetzt hat die Geſchichte, feſten Schrittes auf irdiſchem Boden wandelnd (wie J. Grimm ſagt), die blaſſe Mädchengeſtalt in langem blonden Lockenhaar, welches ſich über das weiße Gewand ringelt, wie ſie (der Sage nach) träumend am Kreuze ſitzt, und ſpinnend am Spinnenkreuze, ihren Geliebten aus dem Morgenlande erwartet, für immer unerbittlich verſcheucht, und das gelöſte Räthſel — gleicht dem Ei des Columbus.«

Die Sage, worauf oben angeſpielt wird, ſteht im zweiten Theile der öſterr. Volksſagen (Anton Doll). Bei dieſem Stande der Frage ſchien die Aufklärung Schweikhard's (in ſeiner Darſtellung des Erzherz. Öſterreich unter der Enns 1835 u. f. f.) aus Urkunden der Herrſchaft Inzersdorf, ſehr annehmbar. — Eine ſteinreiche Goldſpinnerin ſoll einſt ſo ſchweres Verbrechen verübt haben, daß ſie zum Tode verurtheilt wurde und ihr Körper aufs Rad gelegt werden ſollte. Aus unbekannten Urſachen, wahrſcheinlich durch Bezahlung großer Summen wurde ſie aber frei gelaſſen. Sie ließ daher dieſes Denkmal errichten, und weil ihr

Körper auf das Rad, oder nach dem damaligen Sprachgebrauche auf das Kreuz hätte gelegt werden sollen, so erhielt die Säule den Namen der Spinnerin am Kreuze. Gegen diese Annahme streiten viele Gründe. Insbesondere hat Schlager aus städtischen Urkunden bewiesen, daß die Säule diesen Namen erst zu Anfang des 18. Jahrh. erhalten hat; folglich gehören alle darüber bestehenden Sagen von früherer Zeit in das Reich der Fabeln. Die früheste von ihm aufgefundene Erwähnung des Namens geschieht in dem Situationsplane der dortigen Gegend, von F. Reichenberger 1720 — 1730 gezeichnet, wo die Säule Spinner-Kreuz heißt. In städtischen Akten von 1730 kömmt sie als Spinnerkreuz vor. In zwei Regierungserlässen von 1781 u. 1744 erscheint sie als Spinnerin-Kreuz und erst in den städt. Renovirungs-Verhandlungen von 1804 wird sie die Spinnerin-am-Kreuz genannt.

Merkwürdig ist, daß die schöne gothische Säule bei Wiener-Neustadt denselben Namen führt, und daß die Nachforschung, welche die Landesregierung zu Anfang dieses Jahrh., als das ehrwürdige Denkmal am Wienerberge dem Umsturze nahe war, vernehmen ließ, um zu erheben, wem die Erhaltung desselben obliege, erfolglos war. Die n. ö. Stände entschlossen sich endlich dazu. Da die Neustädter Säule schon im J. 1671 unter obigem Namen vorkömmt, so ist zu vermuthen, daß der Ursprung des Namens unserer Säule dort zu suchen ist.

Spitalplatz.

Diesen Namen führt die ganze Gegend vom Kärntnerthor-Theater bis zur Augustiner- und Spiegelgasse. Im gewöhnlichen Leben wird der Theil vor dem Lobkowitz'schen Palaste auch der Lobkowitzplatz genannt. Vormals hieß die Stelle beim Kärntnerthor der neue Roßmarkt und jene bei den Augustinern der Schweinmarkt. Der Platz war vormals so unrein, daß Pater Abraham, der im Augustinerkloster wohnte, die Klage führt: „daß er und seine Ordensbrüder gern mit David psalmiren, nicht aber mit Esau singen möchten.“ Bald darauf wurde der Schweinmarkt vor dem Kärntnerthore verlegt, und mit der Sache verlor sich auch der Name.

Spitelberg.

Diese Vorstadt hat ihren Namen, weil sie auf einem Berge liegt, der früher dem Bürger-Spitale unterthänig war. In den ältesten Zeiten war hier eine Viehweide, welche das genannte Spital einem Kirchberger überließ, der darauf einen Maierhof anlegte, welcher den Anfang der Ansiedlung machte. Mit der Zeit entstanden mehrere Häuser, welches das Volk das Kroatendörfel nannte, weil die Kroaten und Südungarn sich hier meistens aufhielten. Nachdem der Grund mehr bevölkert worden war, nahm das Spital davon wieder Besitz, und 1693 kommt der heutige Name zum ersten Mal vor. Heute besteht die Vorstadt, welche eine auf einem Hügel ruhende Weltkugel im Siegel hat, aus 12 Gassen, 146 größtentheils alten, einstockigen Häusern und zählt gegen 6000 Einwohner. Der Spitelberg war bis zu unserer Zeit durch seine große Anzahl Schenkstuben der niedrigsten Art bekannt, die besonders damals berüchtigt waren, als in den hiesigen Schenken noch Kellnerinnen bestanden. Eine zweite Eigenthümlichkeit dieser Vorstadt bietet die Breite Gasse dar, welche von jeher der Hauptsitz der Trödler (Tandler), welche mit Hauseinrichtung handeln, war, und noch ist. Von der Dreifaltigkeitssäule und dem Brunnen in der Breitengasse ist im 1. Theile (Seite 388) gesprochen worden.

Stadtgraben.

„Dich preise ich, mein Stadtgraben, als den einzigen Ort in ganz Wien, wo

man ſich ſammeln, wo man ungeſtört meditiren, ſich gehen laſſen kann, wie man will; wo der unermüdliche Zephyr uns nicht umwirft, die Staubwolken uns nicht verſchütten, das Wagengeraſſel uns nicht zur Verzweiflung bringt; wo es ländlich und einſam iſt; wo auf der einen Seite mächtige Mauern, auf der andern hohe grasige Erdwälle uns vor der müſſigen Geſelligkeit ſchützen. Geliebter Stadtgraben, von beiden Seiten überſehen ſie dich vornehm, wer da oben in gemeſſener Haltung einher ſchreiten; und das iſt dem Glück und das Heil derer, die in dir wandeln. Habe ich dich zum Freund, geprieſener Graben um die Stadt, mit deinem Sammtboden, ſo laſſe ich ihnen gern ihren tumultuariſchen ſteinernen Graben in der Stadt ſelbſt.“

So apoſtrophirt Gräffer den Boulingrins-Kranz, der die innere Stadt umgibt und dieſe Vorliebe theilen wir mit ihm. — Ganz zu etwas Anderem, als zum Luſtwandeln, diente dieſer Graben aber in der Vorzeit; als Theile der Befeſtigung konnte er in Zeiten der Gefahr unter Waſſer geſetzt werden. Die älteſte Verwendung deſſelben war Grasnützung, hierauf diente er von 1452 bis 1462 als Thiergarten (vorzüglich für Hirſche) zum Gebrauche des Königs Ladislaus, von dem Bruderzwiſte nach deſſen Tode an, wo er mit Waſſer angefüllt war, wurden Fiſche darin gehalten, was wieder in Grasertrag überging.

Am 13. September 1683, dem Tage nach dem Entſatze Wiens machte Starhemberg mit dem Könige von Polen und den andern Fürſten die Runde in den Feſtungswerken und dem türkiſchen Lager. Sie beſahen die tiefen und wohlverwahrten Gräben, Keſſel und Gallerien der Feinde, die faſt ganz in Schutthaufen verwandelten Baſteien, und drei daran angelegte ungeheure Minen, welche die Mauern vollends hätten niederwerfen ſollen. Zugleich bewunderten ſie die weiſen Gegenanſtalten der Stadtvertheidiger, und die Sorgfalt, womit dem Feinde jeder Schritt durch neue Verſchanzungen ſtreitig gemacht wurde. Ein Stein im Stadtgraben zwiſchen dem Burg- und Schottenthor bezeichnete die Stelle, wo der König von dem beſchwerlichen Gang und der Tageshitze ausgeruht hat. Dieſer Stein verſchwand, als Napoleon in den Monaten Oktober und Nov. 1809 nach geſchloſſenem Frieden die Werke vom Kärntnerthor bis zur Elendbaſtei ſprengte.

Stadt-Guardia.

Sie bildete ein Regiment, welches zum Theil von der Stadt Wien und zum Theil von den deutſchen Reichsſtänden unterhalten wurde. Sein Obriſt war ein Feldmarſchall, der Obriſtlieutenant und die Majors waren Feldzeugmeiſter. Es hatte ſowohl eigenen Kriegs-, Gerichts- und Regiments-Schutzherr und verſah nicht nur den Dienſt der Burgwache, ſondern ſorgte auch für die öffentliche Sicherheit.

Stallburg.

So heißt jener Theil der Burg, der mit der Winterreitſchule durch einen Schwibbogen verbunden iſt, und worin ſich die Hofapotheke befindet. Hier ſtand noch 1459 das Haus des Landmarſchalls von Ebersdorf und bis zum Ende des 17. Jahrh. führte die Stallburg den Namen des ſpaniſchen Stalls und der Zaumburg. Sie bildet ein Viereck und iſt ein ſtattliches Gebäude. Als Ferdinand I. 1556 den deutſchen Thron beſtieg, berief er ſeinen Sohn Maximilian nach Wien, und ließ ihm dieſes Gebäude zur Wohnung bereiten. Nach der Belagerung 1683 war die Burg ſo verwüſtet, daß Leopold I. die Stallburg beziehen mußte, wo er den 14. Sept. mit den Churfürſten von Baiern und Sachſen ſpeiſete. Unter Maria Thereſia bewohnten die kaiſerl. Edelknaben das erſte Stockwerk, und im zweiten ſtand die Bil-

be-gallerie, bevor ſie in das Belvedere überſetzt wurde.

Stallburggaſſe.

Sie läuft von der Dorotheergaſſe bis am Vogelmarkte. Sie hat von der dort liegenden Stallburg den Namen, und dies zwar erſt 1843 bei Gelegenheit des Abbruches einiger Vorgebäude erhalten, wodurch ſie in dieſer Gegend bedeutend erweitert wurde. Sie bietet die Eigenheit dar, daß ſie durch ihre ganze Vergangenheit namenlos war, weil ſie, ihrer bedeutenden Länge ungeachtet, keinen Hauseingang, die Hinterpforte der genannten Stallburg ausgenommen, aufzuweiſen hat. In ihr befindet ſich im rückwärtigen Theil des Kaunſchen Hauſes (1138) die Herberge der Lakaien und des Livréepersonals, ein zum Theil ſehr übermüthiges Völkchen, deren Charakteriſtik zu beobachten man hier hundertfältige Gelegenheit hat. Es herrſcht unter demſelben zum Theile noch immer eine alte ſonderbare Sitte, welche man gewiſſermaßen eine alte Unart nennen kann. Wenn ein Fremder dieſe Bier- und Weinhalle betritt, ſo ſtaunt er nicht wenig, wenn er rund um ſich herum nichts als die Namen der erſten Herrſchaftshäuſer Wiens, Eſterhazy, Liechtenſtein, Dietrichſtein, Pallfy, Harrach u. ſ. w. hört, ſo daß er ſich in die Antichambre eines fürſtlichen oder gräflichen Pallaſtes verſetzt glaubt, während er ſich unter Lakaien, Läufer, Büchſenſpanner, Kutſcher, Leibhuſaren, Hayducken u. ſ. w., die hier meiſtens in Civilkleidern erſcheinen, befindet. Dieſe Leute haben es ſich nämlich zur Gewohnheit gemacht, ſtatt bei ihrem eigenen, ſich bei dem Namen ihres Herrn zu nennen.

Starhembergſches Haus.

Vom Freihauſe auf der Wieden, und jenem zur weißen Lilie in der Krugerſtraße iſt bereits geſprochen worden. Das fürſtl. Fideicommißhaus (43) liegt in der verl. Schenkenſtraße mit der Hinterfronte auf dem Minoritenplatz; vormals war es das Windiſchgrätz'ſche Freihaus und hängt mittelſt eines Schwibbogens mit dem Fürſt Liechtenſtein'ſchen Majoratshauſe zuſammen, mit deſſen herrlicher, grandioſer Geſtalt ſeine veralteten Formen einen merkwürdigen Contraſt bilden.

Starhemberg (Guido Graf von).

Nach dem wackern Vertheidiger Wiens gegen die Osmanen 1683, Ernſt Rüdiger von Starhemberg, gehört ſein Vetter, Guido von St. (geb. zu Graz 11. Nov. 1657, geſtorb. zu Wien 7. März 1737) zu den merkwürdigſten Männern des öſterr. Adels. Sein Vater war Graf Bartholomäus von St. und ſeine Mutter die Freiin Eſther v. Windiſchgrätz. Er fing als Gemeiner unter dem Regimente ſeines Vetters zu dienen an, und ließ ſich erſt nach 2 rühmlich zurückgelegten Dienſtjahren zum Hauptmann befördern. Er erhielt den Beinamen „El gran Capitano“ und machte ſich ſchon als unerſchrockener Krieger bei Wiens Vertheidigung, wo er das brennende Zeughaus in der Neungaſſe rettete, — bei dem blutigen Sturm auf Belgrad, wo ihn eine geſprungene Mine begrub, — und in der mörderiſchen Schlacht bei Salankemen, wo er tödtlich verwundet wurde, beſonders bekannt. Sieger über die Franzoſen und Spanier bei Almenara und Saragoſſa, ſtarb er als Feldmarſchall und Landcomthur des deutſchen Ordens der Ballei Öſterreich in dem Alter von 80 Jahren.

Guido war bei dem Sturm auf Belgrad, wie ſein berühmter Waffenbruder Eugen, unter den erſten Stürmenden. Während er mit der Fahne in der Hand vordrang, ſprang unter ihm eine Mine, die ihn ganz begrub. Mit Mühe arbeiteten ihn ſeine Gefährten wieder heraus. Zur Belohnung ſeiner Tapferkeit gab ihm der Chur-

fürst von Baiern den Auftrag, die Nachricht von dieser wichtigen Eroberung nach Wien zu überbringen. Als er dem Kaiserpaare die Geschichte des Sturmes erzählte, und die Kaiserin ihn bei dem Berichte seiner Versenkung mit Theilnahme fragte, wie ihm dabei zu Muthe gewesen sei, erwiederte er: »Ich war nur um meine Fahne und um meine — Ohren besorgt; um jene, damit sie nicht in einer Moschee als Siegeszeichen prange, um diese, damit ich die Janitscharen um den Preis bringe, der darauf gesetzt war.«

Guido stand in dem Rufe einer beispiellosen Unerschrockenheit und eines durch Nichts zu erschütternden Gleichmuthes. Die Herzogin Therese von Savoien, eine Nichte Eugens, hatte ein Fest veranstaltet, das aus wenigen aber vertrauten Personen bestand. Eugen setzte diese in Kenntniß, daß er in der Nähe von Guido's Sitz einige Pöller habe eingraben lassen, die auf das Zeichen eines Toastes losplatzen sollten, um zu sehen, ob Starhemberg dabei seine Ruhe behaupten würde. Der Toast ward ausgebracht, die Pöller entluden sich mit einem furchtbaren Gekrach und Guido verzog keine Miene.

Guido vertrat in Wien, in Eugen's Abwesenheit, dessen Stelle als Hofkriegsraths-Präsident. — Er baute den Haupttheil des deutschen Hauses in der Singerstraße, versetzte die Residenz der Landcomthur der Ballei Österreich nach Wien, und erwirkte 1723 die Errichtung der hiesigen deutschen Ordenspfarre.

Statue (Kaiser Franz des I.).

Am 16. Juni 1846, als dem Jahrestage des Einzuges Franz des I. in Wien 1814 nach der Einnahme von Paris, wurde das ihm auf dem Burgplatze (seitdem Franzensplatz genannt) gesetzte Denkmal feierlich enthüllt. — Auf dem Platze waren rings herum sehr geräumige Tribunen für den Hof, den Hofstaat, das diplomatische Corps, die Generalität, die Behörden und das Publikum eröffnet. Von der Tribune des Hofes führte eine breite Treppe auf den Platz herab; durch einen hoch in der Luft schwebenden Baldachin gegen die Sonne geschützt. — Alle Thore des Platzes wurden zur Zufahrt der Wägen und als abgesonderte Zugänge zu den verschiedenen Tribunen benützt. Auf dem Platze paradirten Abtheilungen der Garnison und der Bürgermiliz. Das Monument in des Platzes Mitte war durch Vorhänge verhüllt, welche zwischen vier an den Ecken des Denkmals angebrachte Standbäume aufgezogen waren. Um halb 11 Uhr wurde in der Hofburgpfarrkirche eine Predigt und ein Hochamt gehalten, wohin sich J. J. Majestäten und die höchsten Herrschaften unter Vortretung des Hofstaates in Galla begaben. — Dieser begab sich dann aus dem Appartement, wohin er sich zurückbegeben hatte, auf seine Tribüne. Die Generalität und Offiziers nahmen in der Nähe der Hauptwache ihren Platz ein. Die Leibgarden rückten aus dem Schweizerhofe aus und umringten das Monument von den 4 Seiten. — Der Fürst-Erzbischof endlich verfügte sich in zahlreicher Begleitung von Bischöfen, Prälaten und Geistlichen zu dem Altare vor dem Standbilde. — Als der Kaiser Ferdinand im Freien erschien, erhob sich ein allgemeiner Jubelruf, und es erschollen Trompeten, was so lange dauerte, bis die höchsten Personen ihre Plätze eingenommen hatten. — Der Kaiser allein war bedeckt. — Auf ein Zeichen schwiegen die Intraden und es trat der Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürst von Metternich vor den Kaiser, und hielt eine Anrede, die Se. Majestät beantwortete und worauf Graf von Goß, als Stellvertreter des 1. Obersthofmeisters, vom Kaiser den Befehl erhielt, das Monument enthüllen zu lassen. Der Graf gab dem Hofstatuarius Marchesi das Zeichen, auf dessen Wink die Hülle verschwand. —

In diesem Momente erhob sich der Kaiser und die kaiserl. Familie. Er entblößte das Haupt, Trompeten und Pauken ertönten, die bewaffnete Macht salutirte, eine dreimalige Salve erscholl vom äußeren Burgplatz und von den Bastein, und alle Kirchenglocken fingen zu läuten an. Nachdem der Fürst-Erzbischof das Te Deum abgesungen hatte, machte die Defilirung der Bürgerschaft und der Garnison den Schluß der Feierlichkeit.

Der Grundstein zu dem in Mailand grossenern Denkmale wurde am 18. Okt. 1843, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, in Gegenwart Sr. Majestät gelegt. Dasselbe ist vom Hofbildhauer Pompeo

Marchesi. Die kolossale Gestalt des Kaisers steht auf einem großen Oktogon, welches auf einer breiten Unterlage von vier sitzenden Statuen (die Gerechtigkeit, die Macht, den Frieden und die Religion vorstellend) umgeben ist. Die acht Seiten des

Piedestals sind mit eben so vielen Basreliefs versehen. Das Ganze ist 50 Fuß, die Figur des Fürsten 16, die vier Statuen 10, und die Basreliefes 8½ Fuß hoch. Der Kaiser ist in römischer Tracht und die Statue wurde ihrer Höhe wegen bei Cilly der Länge nach gelegt, um die Stadtthore passiren zu können. Auf der Façade stehen die aus des verewigten Fürsten Testamente entlehnten Worte:

„Amorem meum Populis meis“ (Meine Liebe meinen Völkern).

Auf der Rückseite ist die Dedicationsschrift und die Jahreszahl MDCCCXXXXV angebracht. Die Unterlage ist von Granit aus den Steinbrüchen von Mauthausen. Das Werk ist von großartiger Conception.

Stegmeyer (Matthias)

war Schauspieler in Wien, wo er 1820 starb. Er lieferte im Wiener Volksgeschmacke mehrere, etwas derb witzige, aber die Thätigkeit des Zwerchfells in Bewegung setzende Fastnachtspiele und Schwänke, wozu der ehemals viel gegebene Rochus Pumpernikel (musikalisches Quodlibet, 3. Auflage, Wien 1811) und die Familie Pumpernikel (musikalisches Quodlibet, ebenso 3. Auflage) gehören.

Steierhof.

Der alte Steierhof (727) am Hafnersteig mit einem Eingange in der Rothenthurmstraße ist ein weitläufiges, unregelmäßiges Gebäude, welches der Hauptschauplatz folgender denkwürdiger Begebenheit war:

Den 11. Juni 1595 machten die Soldaten des Schönberg'schen Regiments einen großen Auflauf. Sie gaben vor, die Hauptleute hätten das Geld und das Monturtuch für sich behalten, und ihnen nicht gegeben, was ihnen gebührte. Sie forderten ihren Lieutenant, der im Leikner'schen Hause wohnte, den 12. heraus, und drohten ihn sammt den Andern in Stücken zu hauen. Der Tumult dauerte bis 10 Uhr; da der Lieutenant sich versteckt hatte, so zogen sie ab, und versammelten sich zwischen 11 u. 12 Uhr im Steierhof, wo die übrigen Schönberg'schen Hauptleute an der Tafel saßen. Die Meuterer traten mit bloßem Gewehre vor die Tische, griffen die Hauptleute mit Schmähworten an, und machten mit Hauen, Schießen und Stechen einen solchen Lärm, daß der Quartiermeister und drei Gemeine erschossen und viele verwundet wurden. Als dieses der Bürgermeister Popel erfuhr, ließ er Sturm läuten, worauf sich die bewaffnete Bürgerschaft versammelte und dem Unwesen durch Gefangennehmung der Ruhestörer ein Ende machte.

Steindlbäck (Der).

Der sogenannte Steindlbäck (bäcker) auf der Landstraße (Hauptstraße 345) liefert einen neuen Beweis, wie hartnäckig sich im Munde des Volkes traditionelle Erinnerungen überhaupt, und insbesondere dann erhalten, wenn damit Personen oder Thatsachen verbunden sind, die zu ihrer Zeit Epoche machten. Der dortige Bäckermeister, dessen Gebäck sich zu jeder Zeit durch Güte auszeichnete, wird gewöhnlich noch immer der Steindlbäck genannt, obgleich das Gewerbe und das Haus schon 136 Jahre der bekannten, alten Bürgerfamilie Khun gehört; dieser Name rühret vom Großvater mütterlicher Seits des heutigen bürgerl. Bäckermeisters, Franz Khun, her, welcher Franz Steindl hieß. Das verdiente Geschlecht Khun gab der Innung drei Zechmeister oder Vorsteher, nämlich Franz Steindl, Johann Khun und der jetzige Besitzer Andreas Khun. Der Vater des jetzigen Gewerbsführers war ein um Staat und Stadt wohlverdienter Mann, der 1818 mit der mittlern goldenen Verdienstmedaille betheilt wurde. Beachtenswerth ist das tiefgelegene, alterthümliche und von Außen un-

anſehnliche Bäckerhaus ſelbſt, deſſen Inneres aber im Gegenſatze damit eine lange Reihe heller und geräumiger Gemächer enthält, welche durch die Tiefe des Hofes ſich hinziehen und deren eines im erſten Stockwerke mit einem niedlichen Schöpfbrunnen verſehen iſt, der gutes Waſſer liefert.

Stellwägen,

auch Geſellſchaftswägen genannt, ſind die Frucht des jüngſtverfloſſenen Vierteljahrhunderts und beſtehen in großer Zahl nach allen Umgebungen Wiens in jeder Richtung (ſo beſtehen z. B. für die Fahrt nach Hietzing allein acht Unternehmer mit 100 Wagen). Sie ſind im Grunde nur eine Veredlung der alten Zeiſelwägen, die noch immer, wie vor Jahrhunderten, an mehreren Linien-Eingängen aufgeſtellt ſind. Der Stellwägen bedienen ſich Perſonen jeden Standes und man kann ſie mit den an beſtimmten Tagen erſcheinenden Zeitſchriften vergleichen; ſie führen zuweilen gar nichts, zuweilen Narren, zuweilen vernünftige Leute, zuweilen Beides. Von mehreren Stellwagen kann man mit Recht ſagen, daß ſie ihren Namen erhielten, weil man mit ihnen nicht von der Stelle kommt. — Es gibt Leute, die verlangen, ein ſolcher Wagen ſolle, wenn ſie ſich ein Mal bequemen, ſich ſeiner zu bedienen, auf der Stelle aufbrechen, wenn auch die Fahrſtunde noch nicht geſchlagen hat. Die lateiniſche Benennung Omnibus deutet an, daß ſie Allen und Jedem zu Gebote ſtehen. Es beſtehen übrigens gedruckte Verzeichniſſe über die Standorte und Fahrzeit dieſer Wägen. Die neueſte Aufnahme enthält der Damenkalender v. 1847.

Stephanskirche.

Die Metropolitankirche zu St. Stephan iſt ein Meiſterwerk altdeutſcher Baukunſt, gegründet von Heinrich (II.) Jaſomirgott 1144, wahrſcheinlich durch den Baumeiſter Falkner aus Krakau. Der Bau in heutiger Geſtalt wurde 400 Jahre ſpäter vollendet. Die durchaus aus Quaderſteinen erbaute Kirche iſt 55 Kl. 3′ lang, und enthält in der größten Breite 37 Kl. 1′. Es ſteigen an ihr 31 Glasfenſter, jedes mit 192 Tafeln in 18 eiſernen Rahmen zum Gewölbe auf, deſſen Geſimſe mit ſeltſamen (auch menſchlichen) Köpfen umgeben iſt. Das Gewölbe der 19 Kl. 2′ breiten Unterkirche wird von hohen Pfeilern getragen, und von dieſen auch das freie, 14 Kl. 2′ hohe Schiff von den 11 Kl. 3′ hohen Abſeiten abgeſondert. Die inneren und äußeren Kirchenverzierungen ſind von Heinrich Kumpf aus Heſſen und von Chriſtoph Horn aus Dünkelsbühl.

Die Kirche hat fünf Eingänge; das Rieſen- (Haupt-) Thor an der Vorderſeite mit vielen, mitunter abenteuerlichen Verzierungen, in dem Portal mit dem Steinbild des Erlöſers und mit Sculpturen in den Vertiefungen; an jeder Seite ſind zwei Nebeneingänge. — Die beiden Thürme an der Vorderſeite (Heidenthürme genannt), ſind 33 Kl. 4′ hoch und aus der Mitte des 12. Jahrh. An der äußeren Umfangsmauer ſind beſonders beachtenswerth: Siegenfelders Grabſtein von 1517 und jener des Kirchenmeiſters Joh. Straub, geſt. 1540, beide den Abſchied Jeſu von der Mutter darſtellend; — der verſtümmelte Kreuzweg nach Golgatha von 1533, welcher der Grabſtein des Brückenmeiſters und Rathsherrn Johann Hutſtocker iſt, — die vor Kurzem erneuerte ſteinerne Kanzel Capiſtran's, und das Grabmal des Protucius Celtes (geſt. 1508). Auch ſieht man neben dem Eingange ein ſchönes Ecce-homo-Bild von 1625, im Innern der Capelle eine Geheimſchrift Rudolph des IV. (hier iſt begraben von Gottes Gnaden, Herzog Rudolph der Stifter), und ein treffliches Steinbild, der Tod und die Krönung Mariens.

Der Hochaltar ... vom Bildhauer, Joh. Bock 1640, das Altarblatt von seinem Bruder, Tobias Bock. Dem schönen Marmerportale der Sakristei gegenüber, zur Linken des Hochaltars, befindet sich die sehenswerthe Schatzkammer, an beiden Seiten des hohen Chors sind sehr künstliche Chorstühle, wahrscheinlich von Georg Syrlin (Sürlin) aus Ulm, der in Wien starb, oder seinem Sohn gegen Ende des 15. Jahrh. geschnitzt. Jede Chorseite enthält 20 Vorder- und 23 Rücksitze, bei welchen der architektonische Theil der Hinterwand ganz vorzüglich künstlich ist.

Die Kirche hat 38 Marmor-Altäre; jener des h. Carl Borr. hat ein Gemälde von Rottmayer; der große Frauenaltar, die Himmelfahrt Mariens von Tob. Bock; jener des heil. Anton von Padua, ein Bild von Mich. Aug. Unterberger, und der Passionsaltar, die Kreuzigung Christi, von Sandrat. — Neben dem Frauenaltar steht das Cenotaphium Rudolph des IV. und seiner Gemalin Katharina, aus Sandstein, von unbekannter Hand zu Anfang des 15. Jahrh., und vor dem Passionsaltar der herrliche Sarcophag Friedrich des III. — Die Wände und Pfeiler der Unterkirche enthalten mehrere Bilder von Rottmayer, Gries, Unterberger und Anderen. — Von besonderem Werthe sind Altomonte's Gemälde in der oberen und die Stucco-Arbeiten in der unteren Sakristei.

Dem Mittelpfeiler des Hauptschiffes links ist die herrlich verzierte Steinkanzel angebaut. Aus ihren vier zierlich durchbrochenen Vertiefungen sehen lebensgroß die vier Kirchenlehrer heraus, und die schlanken Zwischenpfeiler sind mit kleinen Heiligenbildern geziert. Zwanzig Statuen, 6 Zoll hoch, umgeben den Kanzelfuß, und in den Abtheilungen des spitzigen Daches sind die sieben Sakramente bildlich dargestellt. Die Höhe dieses bewundernswerthen Kunstwerkes der Steinmetzer Andreas Graber und Peter von Nürnberg ist 27' 6". Das unter der Kanzel befindliche Brustbild, welches vergrößert am Fuße des alten Orgelchors bei dem Peter- und Paulaltar nochmals erscheint, hält Tschischka, auf alte Kirchenrechnungen gestützt, für Hanns Puchsbaum (nicht Ant. Pilgram aus Brünn), unter dessen Leitung die Kanzel vollendet und der Bau des oberen Kirchtheiles gefördert wurde.

Von den vier Capellen enthält die Kreuzcapelle das Grabmal des Prinzen Eugen von Savoien († 1736) und des Gen. Feldm. Emanuel von Savoien († 1729); außerhalb des Capellengitters ist Cuspinian's Grabstein. — In der Barbara-Capelle ist das schöne Altarblatt von Altomonte; jenes in der Catharina-Capelle, neben dem ausgebauten Thurm, ist von Schmidt dem Alt. (Martin Joachim). In dieser steht der herrliche Taufstein von 1481. Die schönste Capelle ist die Clpgiuscapelle mit ihren großen Fensterbogen und dem Rosenfenster, sie hieß vormals die Taufcapelle. Über dem Riesenthore befindet sich der große Musikchor und die 1720 von Georg Neuhauser gestiftete Orgel mit 32 Registern. Von hier ist der Anblick der Kirche am großartigsten. Den zweiten, kleinen Musikchor, dem kaiserl. Oratorium gegenüber, ziert eine vorzügliche Orgel von Ferdinand Römer.

Rudolph IV., der Stifter, veranlaßte sowohl die Umgestaltung der Kirche in die jetzige Form, als auch den Aufbau des riesenhaften Thurmes, der einer der schönsten in Europa ist. Nach Tschischka's Untersuchungen entwarf dazu den kühnen Plan ein armer, kunsterfahrener Mann, Meister Wenzla von Klosterneuburg bei Wien; er schritt 1359 zur Ausführung und brachte den Bau bis auf 1/3 der Höhe. Nach seinem Tode 1401 arbeitete Peter von Brachawitz an der Vollendung des Thur-

mes bis 1429, und erst seinem Polier Hanns Puchsbaum (Buchsb.) gelang es am 4. Tage nach Michael 1433 die Spitze zu krönen. Der Bau hatte 74 Jahre gedauert. Die 1832 vorgenommene Messung zeigte, daß die höchste Spitze des Thurmes über dem Kirchenpflaster 71 Kl. 2' 7.104" Wiener Maß hoch war. — Über einem beweglichen Doppeladler auf der Spitze erhob sich ein, 6' 77" hohes Kreuz, im Gewichte von 120 Pfund, anstatt des am 14. Juli 1686 herabgenommenen Halbmonds, der sich jetzt im bürgl. Zeughaus befindet. Durch die Stürme der Zeit war die Spitze gebogen und so schadhaft geworden, daß sie abgetragen werden mußte. Die Abtragung begann am 19. Aug. 1839 und betrug 11 Klafter, 4 Schuh, 6 Zoll. Die Leitung des Baues besorgte der k. k. Architekt Baumgartner, und der Plan zur Wiederherstellung ist vom akademischen Professor Sprenger. Es wurden starke eiserne Schienen zu einer Pyramide verbunden, durch dergleichen Reife zusammen gehalten, dieses eiserne Gerippe vermittelst Eisenstangen in den Bau eingeschäftet und genau nach dem abgetragenen Vorbilde mit einer Steinumlagerung in gleicher Höhe, wie früher versehen. Der neue Knopf hat 3' 10" zur Breite, 4' 9" zur Höhe; der neue Adler ist zwischen den äußersten Flügelspitzen 4' 9" breit und 6' 8" hoch; das neue Kreuz ist 18" höher als das alte und vereinigt sich mit dem Adler zu einer Länge von 10' 5", und einem Gewichte von 279½ Pfund, wovon auf das Kreuz 57½ Pfund entfallen. Die Einweihung und Aufrichtung des Adlers und Kreuzes erfolgte am 20. Okt. 1842. Die Kosten der Wiederherstellung betrugen 132,877 fl. C. M. Weiter abwärts ist ein mit 12 Pyramiden gezierter Gang um den Thurm, von welchem Rüdiger von Starhemberg 1683 das Lager der Türken beobachtete, und wo sich heute eine Kegelbahn befindet. Sein Steinsitz ist noch zu sehen. — Die Thurmstiege hat 553 steinerne und 200 hölzerne Stufen. Die Spitze ist nur auf Leitern zu erreichen. — Der Durchmesser des Thurmes am Fuße ist 7 Kl. 4' 3", und die Dicke des Mauerwerks verhält sich zu demselben wie 1 zu 4. — Die Erlaubniß zum Besteigen des Thurms, von welchem man eine unbeschreiblich schöne und weite Aussicht genießt, ertheilt das in der Nähe sich befindende Kirchenmeisteramt (814). Von den fünf in diesem Thurm hängenden Glocken ist die größte von Johann Achamer aus erbeuteten türkischen Kanonen 1711 gegossen, sie wiegt 402 Zentner.

Den unterirdischen Theil der Kirche bilden 34 große, sehenswerthe Gewölbe, jedes 8 Kl. lang, 3 breit und 2 hoch, so wie die Fürstengruft. Mehrere andere Grüfte mögen mit Leichen gefüllt, auf immer verschlossen sein. Auch hier ist die Großartigkeit des Baues in seinen Verhältnissen zu den äußeren Theilen bewundernswerth.

Nach einem vom Meßner, Joh. Wachter, 1732 gedruckten Verzeichnisse haben im besagten Jahre in der Domkirche 407 Bischöfe, Pröbste und infulirte Prälaten pontifizirt, es sind darin 54558 Messen gelesen, 129,900 Pönitenten communicirt und 1095 Rosenkränze laut gebetet worden.

(Siehe auch Abnahme des Mondes u. s. w.; Adlerthor; altes Frauenbild; Angst; Armensleuten-Hilfsversammlung; Bahrausleiheramt; Bierglocke; Brautleutezug; Brod (größtes); Burbaum (Hanns); Capistran; Celtes (Conrad); Colomannsstein; Cunigunde (Heilige); Cuspinian's Grabmal; Dach; Fahnenschwingen; Freitags-Processionen; Fuchs (Otto Rudhart); Fürstengruft; Fürstenhügel; Gnadenbilder (Marianische); Hausmutter; Heilthumstuhl; Hirschauweihe; Hörnermann; Maria Pötsch; Meßnerthor; Meiraische Mädchen-Aussteuer; Palmumgang; Papst in Wien; Pilgram (Ant.); Primglöcklein; Pummerin;

Sarcophag Friedrich des III.; Sazberger (Gabriel); Seitenwundenthor; Siegenfelders Grabstein; Sorbait (Paul); Stephansplatz; Taufstein; Uhr; Verkauf (Conr.); Zügenglöcklein.)

Stephans-Orden.

Maria Theresia errichtete den 5. Mai 1764 zur Ehre des ersten ungarischen Königs, Stephan, und zur Belohnung für ausgezeichnete Verdienste von Staatsmännern den Ritterorden des heil. Stephans, aus Großkreuzen, Commandeurs und Kleinkreuzen bestehend. Das Ordenszeichen ist ein mit der ungarischen Krone bedecktes, goldenes, grüngeschmolzenes, achteckiges Kreuz. Auf dem rothen Schilde der Vorderseite zeigt sich zwischen den Anfangsbuchstaben der Stifterin, das ungarische Wapen mit der Unterschrift:

Publicorum meritorum praemium.

Der Schild der Rückseite ist weiß mit einer römischen Bürgerkrone geziert und den Worten:

S. Stephano regi I. apostolico.

Die Statuten sind vom 6. Mai desselben Jahres. Das Großmeisterthum ist mit der Krone Ungarn vereinigt; die Zahl der Großkreuze war früher auf 20, jene der Commandeurs auf 30, der Kleinkreuze auf 50, Geistliche ungerechnet, festgesetzt; jetzt ist sie größer und unbestimmt. Der Adelstand ist Erforderniß zur Erlangung des Ordens; die Mitglieder der letzten Classe werden, auf ihren Wunsch, tarfrei zu Grafen oder Baronen erhoben. Inländer werden durch das Großkreuz wirkliche Geheimräthe, durch das Commandeurkreuz Decretal-Geheimräthe. Das Ordensfest ist am St. Stephanstage (20. Aug.); es wird in der Capuzinerkirche am Neuenmarkte gehalten. Die Kaiserin hielt am 6. Mai 1764 das erste Ordenskapitel, wobei sie ihren ältesten Sohn, Joseph II., bei Gelegenheit seiner Krönung zum römischen Kaiser, zum Großmeister des Ordens ernannte.

Stephansplatz (Der),

oder Stephansfreidhof (Friedhof), war vormals von allen Seiten mit einer Mauer eingeschlossen. Mit der Brandstatt verband ihn ein mächtiger Bogen, Heilthumkuhl genannt. Noch in Joseph des II. Tagen waren vier Thore in dieser Mauer; das Meßnerthor an den Bischofhof stoßend, das Thor bei der Capellmeisters-Wohnung (beide wahrscheinlich 1466 unter Friedrich III. erbaut), das Thor gegen die Schulerstraße mit der Jahreszahl 1688 und das Singerthor gegen die Kur mit der Jahreszahl 1674.

Der eingemauerte Raum bildete den Begräbnißplatz der Kirche und war mit einer Unzahl von Denksteinen und Grabmälern aller Jahrhunderte besetzt, wovon der größte Theil in der Reformationszeit und später verschleppt, verbaut, oder zur Pflasterung verwendet wurde, ein Vandalismus, der noch heute Nachklänge findet. Graf Ernst v. Trautson ließ 1686 — 1688 alle diese Gräber verzeichnen; es waren deren sowohl in als um die Kirche, an den Capellen und auf dem Freidhofe noch gegen 450 vorhanden, wovon 1779 zu Ogessers Zeit etwas mehr als 200 bestanden. Auch dieser Rest hat sich bedeutend vermindert, weil auch die Josephinische Epoche wenig Achtung für solche Monumente hatte.

Auf dem Freidhofe standen mehrere Capellen und Beinhäuser (Carner). Die vorzüglichste Capelle erhob sich gegen dem Alumnate; sie hieß nach ihrer ober- und unterirdischen Abtheilung, und nach ihrer früheren oder späteren Einweihung, die Virgiliuscapelle, die Erasmuscap., besonders von der Bürgerfamilie der Kronöster reich begabt, die Helenenc., und zuletzt die Magdalenencap. (der Schreiberzech unter dem neuen Carner). Sie wurde

am 12. Sept. 1781 ganz von den Flammen verzehrt und ihr Schutt ganz weggeräumt.

Die erste Herstellung des Platzes bewerkstelligte Joseph II. nach diesem Brande. Den 9. Oct. 1783 befahl er trotz aller Vorstellungen der Familien, die dort Grabstätten hatten, die Entfernung des Leichenhofs, den 22. Sept. 1788 die Abbrechung der vier Freithofsthore und den 16. Juni 1789 die gänzliche Freimachung des Platzes von den fünf, vor der Kirchenfaçade stehenden Häusern. Zwei davon, der Heilthumstuhl und das Meßnerthor wurden 1792 abgebrochen; die übrigen drei, das Stadtcantorei-Capellhaus (Albrechtsberger's Wohnung) und die zwei kleinen Zinshäuser verschwanden 1803, und am 1. März 1804 war der ganze Platz frei. Dieser letzte Abbruch ist das Werk weiland Kaiser Franz II. (I.). Als dieser Fürst den 17. Aug. 1792 von der Kaiserkrönung in Frankfurt nach Wien kam, verordnete er, statt der sonst vom Magistrat, von den Großhändlern und Niederlegern errichteten Triumphpforten das dazu bestimmte Geld zur Herstellung des Platzes zu verwenden. Vom 2. Juli bis 17. Aug. war das Werk vollendet. Wenige Tage nach dem Einzuge überreichte eine städtische Deputation dem Kaiser einen schönen Kupferstich, die Ansicht des neuen Platzes vorstellend, mit der Aufschrift:

„Dem Andenken Franz des II., neu gekrönten römischen Kaisers, der durch Erweiterung und Verschönerung dieses Platzes, die Zierde seiner Hauptstadt, die Bequemlichkeit seiner Bürger Ehrenbogen vorzog, gewidmet von den Bürgermeistern, Räthen und der Bürgerschaft gemeiner Stadt Wien, im J. 1792."

Dieser Platz war 1809 während der feindlichen Invasion eine Art von Börse und zugleich ein Trödelmarkt aller erdenklichen Artikel geworden. Der Gouverneur Andreossy wendete dagegen eine heroische Cur an. Eines Tages, als ein dicker Klumpen Negozianten an diesem Herde des Wuchers, des Hehlens und Stehlens beisammen war, erschienen Gensd'armen mit einem Detachement Massauer und führte sie alle mit einander, Eingeborne und Fremde, Militärs und Civilisten, Schuldige und Unschuldige in das Gefängniß, wo sie sich über ihr Gewerbe ausweisen mußten.

Stern (Haus zum goldenen).

Das heutige schöne Gebäude (731 und 732) an der obern Ausmündung des Haarmarktes, dem Freiherrn von Sina gehörend, ist aus zwei Häusern gebildet worden; das eine war durch zwei Jahrhunderte, bis 1838, Eigenthum des Venediger Patrizergeschlechtes der Grafen Giovanelli, und durch die schönen Laubengänge und die alterthümliche Stiege im Hofe von besonderem Interesse für die Geschichte der hiesigen Baukunst; es war aber so weit in die Gasse vorgerückt, daß diese nur eine den starken Verkehr daselbst sehr störende Breite von 3 Klftr. 2½ Schuh hatte. Durch seine Hereinrückung und den Abbruch des gegenüber liegenden kleinen Waghauses erhielt 1842 die Gasse ihre jetzige Breite von 6 Klftr. 3 Schuh.

Sternkreuz-Orden.

Die wunderbare Erhaltung eines in einem Kästchen bewahrten Stückes von dem Kreuze Christi, als am 2. Febr. 1668 in der Hofburg Feuer ausgebrochen war, und seine Auffindung am 6. d. M. gab der Kaiserin Eleonora, Witwe Ferdinand des III., die Veranlassung, einen Orden für adelige Frauen, unter dem Titel des Sternkreuzes zu stiften, bestimmt dasselbe zu verehren, zur Tugend aufzumuntern und Werke der Barmherzigkeit auszuüben. Die Stifterin erklärte sich zur Schutzfrau des Ordens. Die Zahl der Mitglieder, welche aus dem Adelsstande sein müssen, ist unbestimmt;

sie hießen Anfangs Kreuzträgerinnen oder Frauen vom Sternkreuz, jetzt Sternkreuz-Ordens-Damen. Das Ordensfest wird jährlich zweimal, am Tage der Kreuzerfindung (3. Mai) und der Kreuzerhöhung (14. Sept.) begangen. Auf dem Ordenszeichen stehen die Worte: Salus et Gloria. Clemens IX. bestätigte den Orden den 28. Juni 1668; er wird nur verheiratheten Frauen des In- und Auslandes verliehen; die regierende Kaiserin ist Großmeisterin, und in ihrem Abgang die dem Throne nächste Prinzessin.

Stern (Das Haus zum weißen)

(452) nächst dem Polizeihause in der Sterngasse gab dieser Gasse den Namen. Sonderbarerweise hieß es vormals das Haus zum finsteren Stern, wahrscheinlich von seiner winkeligen, finsteren Lage in der Ecke des engen Gäßchens.

Sternwarte (K. K.).

Sie befindet sich im neuen Universitätsgebäude auf der Hauptstiege. Stifterin ist Maria Theresia 1753; sie erhielt 1825 durch Franz I. eine völlige Umgestaltung, dem neuen Standpunkt der Wissenschaft angemessen. Sie nimmt im vierten Stockwerke einen Raum von 37 □Klftr. ein, und besteht aus einem gegen Süden liegenden Saal für die beweglichen Instrumente, einem Zimmer gegen Norden für die fixen Instrumente und einer Terrasse. An beiden westlichen Ecken des Saals sind drei Thürme mit Drehdächern. Die Instrumente gehören zu den vorzüglichsten der neuen Astronomie; besonders merkwürdig sind: ein Meridiankreis nach Reichenbach, von 37" Durchmesser; — das Fernrohr von 4. 1' Öffnung, 63" Fokallänge, mit vier astronomischen Okularen, Hänglibelle, und einen Wagen zum Umkehren des Instruments, es kostete 4000 fl.; — ein Mittagsrohr von 4. 1' Öffnung, 75" Fokallänge, mit vier astron. Okularen und einer großen Hänglibelle, kostete 2200 fl.; — ein Äquatorial nach Reichenbach, die Achse 3. 0', Durchmesser der beiden Kreise: 2. 1', Fernrohr: 2. 0' Öffnung, 31. 0' Fokallänge, kostete 3600 fl.; — ein Refraktor von 6" Öffnung, 96" Fokallänge mit Kreis- und Lampen-Mikrometer und einer vollkommenen parallaktischen Aufstellung, kostete 6000 fl.; — Reichenbach's Universal-Instrument, Durchmesser des Azimuthalkreises 20", der beiden Vertikalkreise 12"; das unter einem rechten Winkel gebrochene Fernrohr: 1. 0" Öffnung, 22" Fokallänge, kostete 3700 fl.; — ein Höhenkreis von 24" Durchmesser; das Fernrohr 2. 0" Öffnung, 30" Fokallänge, kostete 1800 fl.; — ein 10- und ein 4zölliger Spiegelsextant von Troughton; — ein Reversions-Pendul nach der Construktion des K. Kater mit ganzem Apparat. — ein Chronometer von Arnold, derzeit in Geld gefaßt; ein anderer von Molineux.

Die Bibliothek besteht aus 1200 Werken mit 3000 Bänden. Der Direktor ist verpflichtet, die astronomischen Beobachtungen jährlich in Druck zu geben (Annalen der k. k. Sternwarte), und die meteorologischen Beobachtungen erscheinen täglich in der Wiener Zeitung. Von der Sternwarte wird mit einer Glocke täglich dem Thurmwächter des Stephansthurms das Eintreten der mittleren Mittagszeit bezeichnet, wornach er die Thurmuhr so stellt, daß der letzte Schlag des Signals auf der Sternwarte, oder der erste von St. Stephan für den Mittag gilt.

Der Zutritt ist täglich um 11¼ Uhr Vormittags, des Abends aber nur gegen vorläufige Meldung im Rechnungszimmer Jedermann unentgeldlich gestattet. Direktor ist Hr. K. von Littrow.

Stock-im-Eisen (Der).

Nebst der Speckseite unter dem rothen Thurm hat Wien in diesem Stock-

im-Eisen, der den Mittelpunkt der Stadt einnimmt, ein zweites, noch bestehendes Wahrzeichen. Die Entstehung und Bestimmung dieses sonderbaren, uralten Denkmals ist unbekannt. Der Stock-im-Eisen ist ein Baumstamm, der mit Tausenden von Nägeln beschlagen ist; ein dickes, eisernes Band befestigt ihn an das gegen die Kärntnerstraße liegende Ende des Hauses Nr. 1080, welches von ihm den Namen führt, und er ist mit einem Schlosse verwahrt, das dem Volksglauben nach bisher noch Niemand, auch der kunstgeübteste Schlosser nicht, hat öffnen können. Dieses Kunstschloß ist Ursache, daß der erste Gang eines jeden Schlossergesellen, der nach Wien kömmt, hieher ist.

Die älteste Tradition sagt, dieser Baumstrunk rühre aus den Zeiten Leopold des Heiligen her, und sei zum Andenken an die ehemalige Waldnis dieser Gegend stehen geblieben, und der Stock sei der letzte tausendjährige Repräsentant des großen Wiener-Waldes, der seinen dunkeln Schatten hier ausbreitete. — Die eigentliche Sage von der Entstehung des Stock-im-Eisen ist folgende: Ein armer Schlosserjunge, der sich in der Umgebung der Stadt verspätet und keinen Pfennig im Sacke hatte, um sich den Einlaß zu verschaffen, und die Züchtigung seines Meisters fürchtete, verschrieb seine Seele dem Bösen, der sich ihm in dieser Noth in Gestalt eines alten, rothgekleideten Männchens, als Retter zeigte. Der Junge machte die Ausnahme, daß der Vertrag nur dann gültig sein solle, wenn er eine Sonntagsmesse versäumen würde. Am andern Tage kam das rothe Männchen zum Meister des Jungen und bestellte für eine Eiche im nahen Wiener Walde einen Eisenring, und daran ein so künstliches Schloß, daß es keine menschliche Hand mehr öffnen könne. — Meister und Gesellen wagten sich nicht an die Arbeit, die ihnen zu kunstvoll war; der Lehrjunge aber, pochend auf den heimlichen Beistand des Bösen, übernahm die Verfertigung des Schlosses, das er glücklich zu Stande brachte. — Nachdem er Band und Schloß an den Baum und an das daranstehende Häuschen eines Holzschlägers gelegt hatte, ward der Junge zum Gesellen gemacht; das rothe Männlein aber nahm den Schlüssel des Schlosses mit sich fort. — Der neue Geselle ging nun auf Reisen, und kam nach Nürnberg, wo er so übernatürliche Proben von Kunstfertigkeit an den Tag legte, daß der Nürnberger Meister ihn entließ. — Nach Wien zurückgekommen, hörte er, es sei der Stadtrath sehr böse, daß der fremde, kleine, rothe Mann den Schlüssel zu jenem Schlosse mit sich genommen habe, und daß demjenigen das Meisterrecht zugesagt worden sei, der einen neuen Schlüssel dazu machen würde. — Das that nun der Geselle. — Damit war aber dem rothen Männlein nicht gedient; er schlich sich daher unsichtbarer Weise in die Werkstätte und verdrehte den Schlüsselbart. — Der Schlosser, der diesen Streich bemerkte, und gehört hatte, daß es auch dumme Teufel gebe, schob den Schlüssel noch einmal mit verkehrtem Barte in den Ofen hinein, so daß das rothe Männlein in blinden Zorn ihn wieder umkehrte, wodurch der Bart wieder gerade stand. — Der ganze Rath ging hierauf mit dem Schlosser zur Eiche, und war Zeuge, wie das Schloß wirklich geöffnet wurde. — Der Geselle ward nun zum Meister gemacht; er schlug dabei jubelnd den ersten großen Nagel in den Baumstamm zum ewigen Andenken und warf singend und springend den Schlüssel in die Höhe. Dieser fiel aber zu Jedermanns Erstaunen nicht wieder auf die Erde herab. — Der Ruf von des neuen Schlossers Geschicklichkeit stieg von Tag zu Tag, und so auch sein Glück und sein Reichthum. Oft und bitter bereuete er den Leichtsinn seiner Jugend und hüthete sich, des Sonntags die Messe zu versäumen. — Der Böse,

weit entfernt seine Beute fahren zu lassen, verwickelte ihn nach und nach in sündliche Neigungen zum Spiele und zu einem wüsten Leben, und als der Meister einen Sonntag in lustiger Gesellschaft im Keller zum steinernen Kleeblatt unter den Tuchlauben in Saus und Braus zubrachte, versäumte er die Stunde des Gottesdienstes. Als es bei St. Stephan 12 Uhr schlug, taumelte der Trunkene auf. Das rothe Männlein aber stand ihm hohnlachend zur Seite, begleitete, nur ihm sichtbar, alle seine Schritte und wurde dabei immer größer und furchtbarer. — Wie sie an das Riesenthor des Doms kamen, hatte der Priester eben den Segen gespendet und das Ite missa est gesprochen. — Da faßte das zum Riesen gewordene Männchen den zitternden Schlosser, und flog heulend mit ihm durch die Luft. —

Sonst schlug jeder Schlossergeselle, der nach Wien kam, in den Baum einen Nagel ein. Der Baumstamm ist 7 Fuß hoch. Die letzten Nägel hat angeblich ein 1839 zu Bonn gestorbener 90jähriger Schlosser als 16jähriger Geselle, folglich 1765, die Köpfe mit B bezeichnet, ganz unten, der Straße gleich, eingeschlagen.

Diese Nägelbekleidung soll auch den Namen des Stock-im-Eisen verursacht haben; was jedoch unrichtig ist, denn der Ausdruck ist aus Stock und Eisen entstanden. Der Schluß der unter der Speckseite des rothen Thurms angebrachten Inschrift lautete:

„Daß ihn (den Unruhestifter) zween Knechte zum Richter weisen
und schlagen ihn in Stock und Eisen.

Im Stock-im-Eisenplatz, der vormals den Namen des kleinen oder alten Roßmarkts hatte, bestand dort, wo der Baumstamm steht, der Pfahl, woran die Ränker und Störer des Stadtfriedens ausgestellt und nach dem Wortlaute des Strafbuches in Stock und Eisen gelegt wurden. Diesen Pfahl mögen die zahlreich nach Wien wandernden Schlossergesellen durch die nach und nach aufkeimende Volkssage eines kunstvollen, unter Mitwirkung der höllischen Macht zu Stande gekommenen Schlosses, das keine menschliche Hand öffnen könne, zum Denkmale ihres Besuches mit Nägel beschlagen und ihn in seiner Eisenrüstung in den Stand gesetzt haben, mehreren Jahrhunderten zu trotzen.

Storchenhaus.

So hieß bis zum Anfange dieses Jahrh. das Haus Nr. 281 am Graben neben dem Adlerhause. Es wurde damals aus zwei Häusern neu gebaut und hat seinen Namen von seinem ersten bekannten Besitzer und wahrscheinlich auch Erbauer, dem Wiener Domherrn Storch erhalten. Es ist seitdem durch eine Reihe von gelehrten und rühmlich bekannten Besitzern merkwürdig, denn nach Storch besaß es Hanns Öder, kais. Rath und Salzamtmann in Wien, und nach ihm 1524 sein Schwiegersohn, der bekannte Ritter Marx Treitzsauerwein von Ehrenreitz, Verfasser des merkwürdigen Weißkunigs, worin bekanntlich Kaiser Max des I. ritterliches Treiben erzählt wird. Nach Treitzsauerwein's Tod (6. Sept. 1527) trat seine Witwe und zweite Frau, Barbara Regkh in Besitz des Hauses und nach deren Ableben die Kinder seiner Schwester. Von diesen kaufte es 1539 Philipp Gundel, Doktor der Rechte, kais. Rath, Kammerprokurator und Besitzer des nach ihm genannten Gundelhofes. Durch dessen Tochter kam es an den Doktor und Ritter Brassicani von Kölburg, Rektor der Hochschule, u. k. Kammerprokurator († 1589), der längere Zeit hindurch an der Spitze der akatholischen Parthei in Wien stand, und seinen Grundsätzen getreu starb. — Das Haus erhielt im Laufe der Zeit einen wirklichen Storch

im Schilde und wurde zum weißen Sterchen genannt.

Stoß-im-Himmel.

Die Nebengaſſe am Rathhauſe, welche von der Wipplingergaſſe in die Paſſauergaſſe führt, wird der Stoß-im-Himmel genannt, welchen Namen auch das Graf Bucquoi'ſche Haus (364) führt, welches einſt der alten Bürgerfamilie der Stoß-am-Himmel gehörte, von welcher in der nahen Kirche zu Maria-Stiegen die Grabſchrift zu leſen war:

„Anno Domini 1529 am 2. December ſtarb der fürſichtig Erſ. Weiſe Hanns Stoß-am-Himmel, Burger zu Wien, hie begraben."

Im J. 1451 wurden die Kloſterfrauen des St. Clarenordens von der Buße von der Vorſtadt St. Theobald (Laimgrube) in dieſes Haus verſetzt. Von dieſer Zeit an findet man über dem Thore desſelben einen in einen Stein gehauenen Namen Jeſu, ſo wie ihn St. Bernardin, deſſen Jünger der h. Capiſtran war, zu malen und zu verehren pflegte.

Strobelgaſſe.

Sie hat ihren Namen vom Hauſe (866) zum Strobelkopfe genannt, der mit ſeinem verwirrten Haarwuchſe noch jetzt daran zu ſehen iſt. Dieſer Name iſt ſehr alt, und findet ſich auch in anderen Theilen der Stadt, wie z. B. in der langen Gaſſe der Joſephſtadt, wo das urſprünglich Schöllheim'ſche Haus (in der Folge Wetzlar'ſche Gartengebäude) noch heute zum Strobelkopfe heißt.

Strozzifcher Grund.

Im J. 1702 kaufte Graf Strozzi einen Grund nächſt dem rothen Hofe bei der Joſephſtadt, bauete ſich dort einen ſchönen Pallaſt und legte einen großen Garten dabei an. Den übrigen Theil gab er zum Häuſerbau ab, woraus die von der Reverenigaſſe bis in die Joſephſtädter Hauptſtraße reichende Hauptſtraße des Strozziſchen Grundes entſtand, der heute aus vier Gaſſen und 57 Häuſern mit beinahe 2700 Einwohnern beſteht. Das ſchöne Strozziſche Gebäude und ein Theil des Gartens kam in der Folge an die Grafen von Chotek, von welchen es vor einigen Jahren an das k. k. Civil-Mädchen-Penſionat überging.

Strudelhof.

Die rückwärtige Seite des ſogenannten Ochſenberges (eigentlich Schottenberges) gegen den Thury hieß vormals der Strudelberg und dort ſtand auch der Strudelhof, ſo genannt von den Freih. Peter, Paul und Dominik von Strudel aus Claß in Tirol, Kammermalern und Hofbildhauern Leopold des I. und Joſeph des I., ſo wie die erſten Stützen der Wiener-Akademie der bildenden Künſte. Peter, Freiherr von Strudel (geboren 1642, geſtorben 1714) iſt der Erbauer des Strudelhofes, worin ſeine Kunſtſchöpfungen entſtanden. Mit mehreren angrenzenden Häuſern wurde auch dieſer Hof (263—268) 1749 dem nahen ſpaniſchen unirten Dreifaltigkeits-Spital (heute das Waiſenhaus) auf Abſchlag einer Forderung dem damaligen Beſitzer, Grafen von Kufſtein, eingeantwortet. Der Name des Strudelhofes, deſſen Garten noch heute jener des Waiſenhauſes iſt, wird noch durch die, in die Carlsgaſſe einmündende Nebengaſſe erhalten.

Stubenthor.

Dieſes Thor, von welchem ein Stadtviertel und die alte Vorſtadt „vor dem Stubenthore," die diesſeits der Wien bis an den Stadtgraben lag, den Namen führten, befand ſich nach den Grundbüchern des 14. Jahrh. nicht an dem Orte, wo es jetzt iſt, ſondern in der Nähe des St. Ja-

kobskloſters (noch heute Jakoberhof genannt) und führte unmittelbar in beinahe gerader Linie in die große Schulerſtraße. Noch 1429 findet man im Schottengrundbuche, daß der herzogliche Koch, Hanns Martin Kren (ein beißender Name für einen Koch), am Stadtgraben und Hanns Marcheck neben ihm die Gewähr gelöſet haben. Dieſe zwei Häuſer ſind noch heute den Schotten dienſtbar. — Die Zeit der Überſetzung des Thors an das Predigerordenshaus, wo es noch iſt, konnte nicht ermittelt werden. Einige ſagen, ſie ſei um 1389 geſchehen, als Herzog Albrecht die hohe Schule in die Nähe des genannten Kloſters verlegte; Andere laſſen es erſt unter Ferdinand I. bei Gelegenheit der Erweiterung der Feſtungswerke geſchehen, was auch wahrſcheinlicher iſt.

Auch über den Urſprung des Namens Stubenthor, beſtehen mehrere Meinungen; die Einen leiten ihn von den Stuben (Bädern), oder von den Stuben (Wohnungen) der Studierenden ab; eine ſolche Stube, die philoſophiſche Stube genannt, war das Haus (715) der vorigen Conſcription. Wahrſcheinlicher iſt der Urſprung des Namens nach Schlager von der alten ſtadtiſchen Trink-Stube in der Nähe des Thores (Siehe Taferne). — Das Stubenthor wurde nach der erſten türkiſchen Belagerung nach Hirſchvogl's Plan erbaut und laut der Inſchrift von Sr. M. dem regierenden Kaiſer, Ferdinand I. erneuert und ſtatt der vorigen Brücke mit einem Erdwalle verſehen.

Durch dieſes Thor führte der Bürgermeiſter, Ulrich Holzer, um den Herzog Albrecht in der Burg aufzuheben und dem Kaiſer Friedrich auszuliefern, 400 kaiſerlich geſinnte Reiter unter dem Hauptmann, Auguſtin Triſtan, in die Stadt, die er am Hof aufſtellte. Er hatte viele Rathsherrn für ſeinen Anſchlag gewonnen, einige aber, welchen er nicht traute, eingeſchloſſen, wodurch ſein Unternehmen dem Volke verdächtig ward. Es lief zuſammen und griff, als die Rothglocke von St. Stephan erſcholl, und Rembert von Ebersdorf am Stubenthore die Fahne zum Schutze Albrechts ausſteckte, die Reiter wüthend an, erſchlug viele und nöthigte die übrigen, ſich zu ergeben. Nach kurzer Unterſuchung wurde Triſtan am 15. April 1463 auf dem Hohenmarkte enthauptet. Holzer's und mehrerer Rathsherrn gleichzeitiges Schickſal iſt bekannt.

Bei dieſem Thore fiel 1683 bei der zweiten türk. Belagerung Oberſt Dupigny, unmuthig, daß er mit ſeinen ſchweren Reitern noch keine Gelegenheit gefunden hatte, mit dem Feinde anzubinden, aus und wurde, ſein Leben zehnfach theuer verkaufend, mit allen ſeinen Gefährten erſchlagen. Auch wurde am 13. Sept. nach Abzug der Türken dieſes Thor zuerſt geöffnet, und durch daſſelbe ritt Starhemberg mit der ganzen Generalität dem Könige von Polen in das feindliche Lager entgegen, wo er ihn in des Großveziers Gezelt traf.

Zur Zeit der Unruhen Rakoczy's ging auch Alexander Karoly zu ihm über, von dem ſich die Sage erhalten hat, daß er am Stubenthore, als man ihm eine Mautgebühr abforderte, welche er bisher als ungariſcher Magnat nicht bezahlt hatte, trotzig einen Dukaten mit dem Beſatze hinwarf, er werde ſich denſelben bald wieder holen. Am 9. Juni des folgenden Jahres erſchien er wirklich in der Vorſtadt Landſtraße mit 5000 leichten Reitern, um ſeinen Dukaten zu holen, und trieb dabei eine Unzahl jammernder Landleute vor ſich her; er war ſo kühn, mit einigen Waghälſen bis zum Stubenthor zu kommen. Aber blitzesſchnell war die Bürgerſchaft bei der Hand, und jagte ihn bis vor die Linien hinaus.

Studenten.

Von den Wiener-Studenten ſagt Aeneas Sylvius: »In Wien iſt auch eine hohe,

mit Bewilligung Urban des VIII. errichtete Schule, auf welcher die freien Künste, die Gottesgelehrtheit, und das geistliche Recht gelehret wird, und wo eine große Anzahl Studenten aus Hungarn und Oberdeutschland zusammenkommen. Der größte Fehler auf dieser Schule ist, daß man sich zu viel auf die Dialektik verlegt und die meiste Zeit mit wenig nützlichen Gegenständen verliert. Die Beredsamkeit und Dichtkunst sind da ganz fremd, weil man sich nur mit eiteln Spitzfindigkeiten und mit nichts Gründlichem beschäftigt. Selten findet man dort die Werke eines Aristoteles oder anderer Weltweiser, weil sie sich nur mit deren Aushelfern behelfen. Die Studenten sind der Wollust, dem Weine und dem Fraß ergeben. Wenige werden gelehrt, weil sie unter keiner Zucht leben; sie laufen bei Tag und Nacht herum, und necken die Bürger auf mancherlei Art. Die Freiheit der Weibspersonen endlich verderbet ihr Gemüth ganz und gar."

Fünfzehn Studenten hatten in den Vorstädten eine Zeit lang hindurch viele schlechte Streiche begangen (geraubt, gemordet, Weiber geschändet u. s. w.). Der Rumorhauptmann bemächtigte sich einiger derselben. Einer davon, 25 Jahre alt, hatte schon 11 Personen zu Prag, Graz und in Wiens Umgebung ermordet; dieser verhärtete Bösewicht wußte sich aber seiner eisernen Bande zu entledigen und entsprang dem Gefängniße. Bald darauf brachte der Rumorhauptmann sechs andere Studenten ein, welche kurz vorher der Gräfin von Collalto am Hof 3000 Dukaten an Geld und Juwelen gestohlen hatten. Drei von ihnen hatten Sonntags vorher gegen 60 Schneider aus ihrer Herberge in der Wipplingerstraße gejagt, 6 davon verwundet und 20 andern den Degen abgenommen.

Als Ferdinand II. von den protestantischen Landständen 1619 in der Burg so hart bedrängt wurde, vereinigten sich 600 Studenten mit den Bürgern, um den Dampierreschen Reitern das Fischerthor zur Rettung des Kaisers zu öffnen.

Unter Ferdinand III. gab die Mode des allgemeinen Waffentragens Veranlassung zu steten Händeln. Die sogenannte Passions- und Bußprozessionen, die mit theatralischen Darstellungen aus dem alten und neuen Bunde, am Freitag vor dem Palmsonntag üblich, und schon lange wegen vorgefallenen Unfügen den Behörden ein Dorn im Auge war, gab 1674 Anlaß zu einem förmlichen Treffen zwischen den Studenten und der Stadtguardia, worauf jener Umgang abgeschafft wurde. Ein zweiter Studenten-Rummel fiel 1691 vor. Die Wildheit der Studenten wurde durch ihren abgesonderten Gerichtsstand und durch die nach einigen Todtschlägen an den Thätern geübte Gnade verstärkt. Zahllose Gefechte hatten sie insbesondere mit den Schneidern, und es begab sich nicht selten, daß 3 — 6 Raufbolde von Studenten 60 — 80 Schneider aus ihrer Herberge herausjagten, und sich das für diese zubereitete Mahl wohl schmecken ließen.

Einen guten Namen erwarben sie sich zur Zeit der Belagerung durch die Türken 1683. Sie traten 700 an der Zahl zur Vertheidigung der Stadt in drei Compagnien zusammen, über welche sich der Rektor Magnifikus den Obristentitel vorbehielt; der n. ö. Regierungsrath, Freiherr von Welz war Obristlieutenant, Doctor Sorbait Obristwachtmeister, Stanislaus Altmann, Johann Müller und Ignaz von Tribern Hauptleute. Dieser Studentenschaar wurden die Ravelinen bei dem Kärntner-, dem Schotten- und dem neuen Thore zur Vertheidigung angewiesen. — Als am 18. Juli die Altmann'sche Compagnie bei dem Burgthor mit Schanzarbeit beschäftigt war, trat ein kühner Student den sich immer mehr nähernden Türken mit einer kupfernen, mit Wein angefüllten Flasche entgegen und that einen guten Trunk. Kaum hatte er das

Gefäß aber vom Munde abgesetzt, so kam ein feindlicher Pfeil daher geflogen, der dasselbe traf und darin stecken blieb. Der Student lachte nun die Türken aus allen Kräften aus, und ging zu den Seinigen zurück. — Vier Tage darauf (22. Juli) machte eine Studenten-Abtheilung einen Ausfall und nahm dem Feinde vor seinen Augen einen Trieb von 20 Ochsen weg. — Am 3. Sept. fielen die Studenten mit einigen Dupigny'schen Reitern durch das Stubenthor aus, und erbeuteten 22 Ochsen, und ein zweispänniges Calesch, wofür ihnen der Stadtcommandant Starhemberg 900 fl. auszahlte, und das Fleisch unter die Kranken und blessirten Soldaten vertheilen ließ.

Auch bei der Thronbesteigung Maria Theresiens gegen Ende 1741 wurde an der Universität die gewöhnliche Fahne ausgesteckt und ihre Mitglieder aufgefordert, zum Schutze des Vaterlandes eine Compagnie von 150 Mann zu bilden, die in wenig Tagen vollzählig war.

Als am 12. Oct. 1789 die Nachricht der Eroberung von Belgrad bekannt wurde, blieben die Studenten in Manifestirung ihres patriotischen Sinnes nicht zurück. Die juridischen und medicinischen Hochschüler versammelten sich um 9 Uhr Abends in dem mit Windlichtern beleuchteten Universitätsgebäude und eröffneten die Feierlichkeit mit einer von ihnen selbst trefflich aufgeführten Musik. Dann zogen sie, 900 an der Zahl, in schöner Ordnung zwischen einer Doppelreihe von Fackelträgern und unter militärischer Bedeckung zu Pferde und zu Fuß mit abwechselnd spielenden Musikchören nach der Burg, wo sie eine Serenade gaben. An der Spitze des Zuges trugen adelige Hochschüler einen, mit Trophäen und Inschriften versehenen, beleuchteten Obelisk; von der Burg gingen sie nach Loudon's, des Eroberers von Belgrad, Wohnung in der Grünangergasse, und dann zur Universität zurück, wo mit Haydn's herzerhebender Harmonie die Feierlichkeit geschlossen wurde.

Beim allg. Aufgebote 1797 schaarten sich die Studenten mit Enthusiasmus unter dem Rektor, dem berühmten Leibarzte, Baron Quarin; am 11. April rückten ihrer 1000 auf das Glacis, und paradirten vor dem Kaiser und der Kaiserin. — Im J. 1809 standen abermals 1000 Studenten unter den Stadtvertheidigern.

Die Durchschnittzahl sämmtlicher Studierenden in Wien ist 7 — 8000, und jene der Graduirten in allen Facultäten 200. Die Arzneikunde liefert hiezu die meisten.

Styrum (Herrmann Otto Graf von), Obristlieutenant vom Dragoner Regimente Baireuth, ging die abenteuerliche Wette ein, während des heftigen, beispiellosen Sturmes, der sich den 13. Febr. 1678 über Wien erhob, der viele Häuser abdeckte, unzählige Schornsteine einstürzte, mehrere Thürme beschädigte, Landkutschen und Frachtwägen in die Donau warf, — binnen sieben Viertelstunden von Wien nach Neustadt zu reiten. Er gewann die Wette von 1000 Dukaten.

T.

Tabor.

Die Huſſiten pflegten ihre Feldverſchanzungen und Brückenköpfe Tabor zu nennen; dieſe Benennung für Schanzenreihen iſt nach ihnen lange beibehalten worden, und die Gegend zwiſchen den Donaubrücken, welche durch Schanzen gedeckt war, erhielt daher den Namen Tabor (am Tabor, Taborau). Dieſer Name wurde uneigentlich in der Folge auf den Standpunkt des Mauthauſes übertragen, weil das ältere Mauthaus gegen die Brücke in der Brigittenau hinter der Schanze ſtand. — Unter Friedrich III. und ſpäter leiſteten die Schanzen an den Donauufern und im Werd (Leopoldſtadt) der Stadt die wichtigſten Dienſte. Maximilian I. befiehlt in ſeinen Memorienbüchern, an geeigneten Stellen, an dieſen oder jenen Sperrpunkt oder Flußübergang »einen Tabor zu machen, oder einen aufzuwerfen.« — Eine aus leichfertigen Menſchen beſtehende Geſellſchaft beging 1756 in einem verſchloſſenen Hauſe am Tabor ein ausſchweifendes Bacchanalienfeſt. Die Behörde hatte von der Sache Kenntniß bekommen, überfiel die Bacchanten und führte ſie hinweg. Sonderbar und den heutigen Rechtsprinzipien ganz entgegengeſetzt war die Strafe, womit man die Schuldigen belegte, die Vornehmſten davon wurden an Bomben geſchmiedet, und an die Stadtthore gebunden, wo ſie einige Monate zum öffentlichen Schauſpiel dienten und ſich ihre Nahrung erbetteln mußten. Die Folge war, daß jeder Vorübergehende, der ihnen ein Almoſen reichte, auch um die Urſache dieſer ungewöhnlichen Strafe fragte, und ſo war in wenigen Stunden der ärgerliche Auftritt ſtadtkundig.

Taborbrücke.

Sie iſt die erſte über den großen Donauſtrom am Tabor, und war am 13. Nov. 1809 der Schauplatz eines erwähnenswerthen Kriegsereigniſſes. An dieſem Tage zog eine Abtheilung der wenige Tage vorher in Wien eingerückten franzöſiſchen Armee in Schlachtordnung mit geladenen Kanonen und brennenden Lunten durch die Stadt und Leopoldſtadt in der Abſicht, ſich der Taborbrücke zu bemächtigen. Dieſe war mit brennbaren Materialien belegt und ſollte beim Anrücken des Feindes abgebrannt werden. Das Gerücht eines Waffenſtillſtandes und des nahen Friedens führte zu Mißverſtändniſſen, wodurch es den Franzoſen gelang, ſich ſchnell der Brücke zu bemächtigen, die jenſeits derſelben ſtehende Abtheilung öſterreichiſcher Truppen gefangen zu nehmen, und eine nicht unbedeutende Artillerie-Reſerve zu erbeuten.

Taferne (Die alte).

Dieſen Namen führte das Haus (778) in der Wollzeile vom 14. Jahrhunderte an bis 1798 im ſtädtiſchen Grundbuche. Vormals reichte es in die obere Bäckerſtraße hinüber. Es übte darin der Stadtrath in zwei Trinkſtuben das Taffern- oder Weinhandlungsrecht aus, welches darin be-

ſtand, fremde Weine aller Gattung nicht nur auszuſchenken, ſondern auch über die Gaſſe zu verkaufen, deſſen ſich kein Bürger anmaßen durfte. Erſt 1571 leiſtete der Stadtrath auf das Taffernrecht Verzicht, und fing an, Befugniſſe auf die Gerechtigkeit „Süß- und Kräutelwein“ im Zapfen zu ſchenken, zu verleihen. — Daß dieſe Stadttaffern ſchon 1296 beſtand, geht nach Schlager aus dem Stadtrecht Herzog Albrecht des I. hervor, wo den Schülern der Bürgerſchule zu St. Stephan, die in der Tafferne ſpielten, das Vorrecht ertheilt wurde, nicht mehr Geld verlieren zu können, als ſie eben bei ſich trügen. — Nach demſelben Gewährsmann, ſoll das Stubenthor und das Stubenviertel nicht von Badſtuben, ſondern von dieſer uralten, einzig privilegirten ſtädtiſchen Trinkſtube und andern vor dem Thore gelegenen Schankhäuſern oder Trinkſtuben den Namen erhalten haben.

Taſchnerhaus.

Das Taſchnerhaus (526) verſchwand in ſeiner alten merkwürdigen Form 1842; es ſtand dort, wo man vom Hohenmarkte zum Lichtenſteg und ins Rothgäßchen ging, und verengte dieſe Paſſage ſo ſehr, daß ſie lebensgefährlich war; denn es ſtießen hier der Lichtenſteg, das Taſchner-, das Roth-, das Roſen- und Kochgäßchen zuſammen. Dieſer gefährlichen Lage verdankte das Haus wahrſcheinlich auch den ominöſen Namen des Saugrübels, welchen es unter Friedrich III. und Maximilian I. führte. Es hat ſeinen Stammnamen von der Bürgerfamilie Taſchner, und wird irrig für das einſtige Rathhaus der Stadt gehalten. Bis zu ſeinem Abbruche erblickte man daran ein uraltes Steinbild mit den Wapen des Landes und der Stadt Wien, welches einſt das Thor der Stadt, welches zu Jasomirgott's Zeit ſich hier befand, geſchmückt haben ſoll. In früherer Zeit war das Haus magiſtratiſch; es wurde aber 1579 wegen allzugroßer Abödung verkauft, und der Kaufſchilling fiel dem Bürgerſpital zu St. Marx heim. — Durch den Aufbau des neuen Hauſes hat dieſe Gegend ſehr gewonnen. Neben dem Taſchnerhauſe auf den hohen Markt befindet ſich das in den Jahrbüchern der Juſtiz oft genannte Haus zur ſilbernen Schlange. — Die uralte Engelsgeſtalt mit dem Doppelſchilde iſt heute an die Ecke des Rathhauſes in der Wipplingerſtraße und des Stoß-im-Himmels zwiſchen den Fenſtern des erſten Stockwerkes aufgeſtellt. Vor ſeiner Übertragung wurde das Steinbild vom akademiſchen Bildhauer, Franz Högler reſtaurirt, wobei ſich zeigte, es ſei urſprünglich ganz bemalt geweſen; auch entdeckte man dabei das Monogramm ⅄ an die Schlüſſelöffnung des Schloſſes, welches der Anfangsbuchſtabe des unbekannten Künſtlers ſein dürfte.

Taubſtummen-Inſtitut (K. K.).

Es verdankt ſeine Entſtehung Joſeph II., der dazu 1777 in Paris die Idee faßte. Es ward urſprünglich 1779 im Bürgerſpital errichtet, wo 6 taubſtumme Knaben und ebenſoviel Mädchen aufgenommen wurden. Hier blieb es bis 1782, wo es im April in das Stöger'ſche Haus (791, damals 832) beim Stubenthor im 3. Stockwerke überſetzt und die Zahl der Zöglinge auf 30 vermehrt wurde. Direktor und erſter Lehrer war der Weltprieſter, Friedrich Stork. — Joſeph II. beſtimmte 1782 das Seminarium der Pazmaniten für die Taubſtummen. Es beſtand aus drei Häuſern und einem Garten. Das erſte, welches ſie bewohnten, war (728) an der Schönlaterngaſſe mit der Aufſchrift:

Surdorum mutorumque
institutione et victui
Josephus II. Aug.
MDCCLXXXIV.

Das zweite befand sich an der Einfahrt in das Institut auf den alten Fleischmarkt (730), dessen Erträgniß zu dessen Besten verwendet wurde, und das dritte stand in der Leopoldstadt in der großen Stadtgutgasse (286) mit einem großen, anmuthigen Garten. — Das Institut erhielt 1803 sein dermaliges eigenthümliches Gebäude auf der Wieden (313) in der Favoritenstraße; es hat einen großen Garten und Raum für 70 Zöglinge. Der mittlere Stand ist 65, worunter 20 kaiserliche, und mehrere Stiftplätze begriffen sind. Das Capital der Anstalt übersteigt 100,000 fl. Die Zöglinge werden im Alter von 7 — 14 Jahren aufgenommen, genießen 6 — 8 Jahre die Versorgung und dürfen außer der Taubheit kein anderes körperliches Gebrechen haben. Jeden Sonnabend ist von 10 — 12 Uhr freier Zutritt; bei einer während dieser Zeit von dem Director mit den Zöglingen vorgenommenen Prüfung wird nicht nur das, was gelehrt wird, sondern auch die Art und Weise gezeigt, wie gelehrt wird.

Taufstein.

Der kunstreiche, in der oberen Abtheilung mit den Figuren der 12 Apostel und in der unteren mit jenen der 4 Evangelisten gezierte, zwölfeckige Taufstein von rothem Marmor, welcher in der Catharinencapelle der St. Stephanskirche steht, ist von vorzüglicher Arbeit und rührt vom Jahre 1481 her. Er hat am obern Rande die Aufschrift:

Ite in orbem universum et predicate Evangelium omni creature; qui crediderit et baptizatus fuerit, salvus erit; qui vero non crediderit, condemnabitur. Marci ult. cap. Completum est lapidis opus an. Dni. MCCCCLXXXI. (1481).

Dieser Taufstein hat 5 Schuh im Durchmesser und ist ein Werk des Meisters Heinrich aus Wien.

Technisches Cabinet (K. K.).

Diese herrliche Sammlung wurde 1819 vom regierenden Kaiser als Kronprinz errichtet. Sie wurde nach dem Plane des Direktors Stephan Ritters von Keeß geordnet, und ist heute dem verdienten Custos, Herrn W. C. Wabruschek-Blumenbach untergeordnet. Es sind darin alle in- und ausländischen rohen Stoffe, die in das Gebiet der Technik gehören, die inländischen Fabrikate, nützliche Erfindungen, technische Modelle u. s. w. systematisch geordnet. So blieb die Sammlung bis 1835 immer mit der Zeit fortschreitend. Beim Antritte seiner Regierung wurde von Sr. Majestät dem Kaiser die Sammlung in das vormalige Locale des k. k. physikalischen Hofcabinets übertragen und dem öffentlichen Besuche freigestellt. Ihre Übertragung in das polytechnische Institut mit der Bestimmung, stets ein für sich bestehendes Ganzes zu bilden, erfolgte 1841, wo sie nun in 8 Sälen aufgestellt ist.

Die Sammlung zerfällt in 4 Abtheilungen: 1. in die Aufstellung der rohen Stoffe, 2. der Fabrikate, 3. der technischen Modelle und 4. der militärischen Waffensammlung. Die 1. und 2. Abtheilung, welche eine systematische Darstellung des österr. Fabriks- und Gewerbswesens bilden, sind der Inhalt und Zweck des Cabinets, während die 3. und 4. mehr als Neben- oder Anhangs-Abtheilung zu betrachten sind.

Die Stoffe sind überhaupt nach den 3 Reichen der Natur, so weit es die Verhältnisse gestatten, geordnet. Die Zahl der rohen Stoffe bietet 4218 Muster dar, wobei man den stufenweisen Gang der Bearbeitung desselben sieht.

Die Fabrikate sind ganz nach dem in dem Werke des Herrn von Keeß angenommenen System geordnet. Die Zahl der Muster ist mehr als 54,000.

Die Modelle zerfallen in 8 Klassen:

1. Maſchinen und Vorrichtungen zur Sicherheit und Rettungen aus Gefahren, 2. in ökonomiſche Werkzeuge und Geräthe, 3. Maſchinen in Bergwerken und bei Benutzung mineraliſcher Stoffe. 4. techniſche Maſchinen, 5. hydrauliſche, 6. Fuhrwerke und Transportmittel, 7. Maſchinen zum Civil- und Waſſerbau, 8. verſchiedene Modelle. Dieſe Abtheilung beſitzt 290 Stücke, das hervorragendſte iſt das von Samuel Vollinger verfertigte Locomotiv.

Die Waffenſammlung iſt eingetheilt: 1. in eigentlichen Waffen (zu Schutz und Trutz), 2. Artillerie oder ſchweres Geſchütz, 3. Werkzeuge für andere Militär-Zweige, 4. Pionirs-Fuhrwerke, 5. Pontons-Fuhrwerke, Schiff- und Floßbrücken und 6. Seeſchiffe. Alle dieſe Modelle, 403 an der Zahl, ſind vollſtändig, bis auf die kleinſten Theile hergeſtellt. Da dieſe Sammlung ſeit 1822 beſteht, ſo iſt Alles nach dem damaligen Syſteme bearbeitet.

An jedem Mittwoche iſt dieſes Cabinet zur Beſichtigung geöffnet, und zwar gegen Karten, die Montags und Dienſtags im Bureau des Cabinetes ausgegeben werden.

Teinfaltſtraße.

Den Namen dieſer, die Freiung mit der Löwelſtraße verbindenden Gaſſe hat der Verlauf der Zeit von dem Hauſe eines alten Domvogts und vom alten Lokalnamen der Freiung, Steinfeld, aus Tumvoit-, Tunwalt-, Tainfalt-, Teinfeld-, Steinfeldſtraße gebildet. Der alte Teinhaltshof (Tuemveitshaus) kommt ſchon 1302 vor. In dieſer Straße ſaßen vormals die Kinsky, und die erloſchenen Geſchlechter der Cobenzl und Crilli. An merkwürdigen Gebäuden findet man dort den ſogenannten Klepperſtall (74), weil vor Carl VI. darin Hofpferde ſtanden; wie der kaiſerliche Senftenſtall ſich in der Kumpfgaſſe im heutigen Adelpodinger'ſchen Hauſe (826) befand. — Im Klepperſtall wohnte im 3. Stockwerke (auf der Baſtei im 2.) der berühmte Hofrath von Gentz; ſein Studierzimmer hatte das ſchmale Seitenfenſter gegen Weſten mit einer herrlichen Ausſicht.

Teppichfabriks-Niederlage (K. K.).

Sie befindet ſich in der Schauflergaſſe, im Lokale der k. k. Porzellan-Manufactur. Die Linzer Wollenzeugfabrik iſt noch immer die vorzüglichſte der Monarchie; ſie liefert eine bedeutende Anzahl der herrlichſten Teppiche, von welchen der 1828 für das kaiſ. Appartement in Wien gemachte Fußteppich der größte iſt, denn bei einer Länge von 32 und einer Breite von 28 Schuh iſt ſein Flächeninhalt 896 □ Schuh. Sein Gewicht iſt 500 Pfund und ſein Kolorit ausgezeichnet ſchön. Dem verſtorbenen Fabrikschef, Ignaz Gros von Ehrenſtein verdanken die Linzer-Teppiche ihre Vollkommenheit, die ſie den engliſchen Muſtern gleich ſtellt.

Teufelsmühle.

Dieſes hinter der Spinnerin-am-Kreuz am Fuße des Wienerberges einzeln liegende Haus hieß vormals im grellen Gegenſatze ſeines heutigen Namens die Engelsmühle nach einem ſeiner vormaligen Beſitzer. Nach den Sagen der öſterr. Vorzeit hatte hier ein Müller gelebt, ein Mann von einfachen, doch rohen Sitten, welcher mit mehreren Böſewichtern im Bunde ſtand, und durch ihre Beihülfe ſchreckliche Greuelthaten an den Vorüberreiſenden ausübte. Allein nach Verlauf einiger Zeit fingen die Geiſter der Gemordeten an, dieſe Schandthaten auf die fürchterlichſte Art zu rächen, und es gelang ihnen, den Müller dahin zu bringen, daß er ſeine Verbrechen dem Gerichte ſelbſt anzeigte und ernſtliche Reue fühlte. Von dem nächtlichen Teufelsſpuke der Geiſter der Gemordeten ſoll

der Name der Teufelsmühle entstanden sein.

Theater.

Erst unter Leopold I., (um 1671) kam in Wien das Schauspiel in Aufnahme, und seit dieser Zeit hatte der Hof stets eigene Opern- und Schauspielhäuser. In der Stadt wurden damals die öffentlichen Schauspiele im alten Ballhause in der Himmelpfortgasse gehalten; als dasselbe aber vom Prinz Eugen zur Erbauung seines Palastes erkauft werden war, traten von 1700 — 1707 große hölzerne Theater oder Hütten an verschiedenen Orten, auf der Freiung, dem Neuenmarkte und dem Judenplatze; auch bestanden zwei Privat-Ballhäuser, im heutigen Ballgäßchen für italiënische, und in der Teinfaltstraße für deutsche Vorstellungen. — Von 1707 gibt es keine Ball-, sondern nur Theaterhäuser mehr, nämlich das neue städtische beim Kärntnerthore, welches 1708 der Magistrat mit Zuhülfenahme eines alten Hauses auf dem damaligen Steinmetzplatz erbaute, und worauf seit 1720 einzig und allein vermög seines Privilegiums gespielt wurde. Die ersten öffentlichen Komödien begannen damals, wo noch keine Straßenbeleuchtung bestand, um 4 Uhr und mußten um 6 höchstens 7 Uhr beendigt sein. Nach der 1688 eingeführten Illumination trat im Anfang des 18. Jahrh. die Bewilligung ein, „daß die Oper nicht bis in die späte Nacht dauern dürfe."

Der Theaterhütten-Eintrittspreis, ursprünglich obrigkeitlich festgesetzt, steigt von einem Groschen zu ebner Erde und zwei auf den für das adeliche Frauenzimmer und Cavalierrn zugerichteten erhöhten Penkhen (Gallerien); im Ballhause aber auf 2 und 4 Groschen, weil hier bloß die Leidentlichkeit im Einlaßgeld bei den Bewilligungen bedungen ist. Über die Preise der Plätze im Kärntnerthortheater zur Zeit der städtischen Administration fehlen nähere Nachweisungen, 1728 heißt es bloß, daß Beresini und Sellier das Eintrittsgeld mit Vorwissen der Behörde umb etwas geringes erhöhen können.

Lady Montague mußte nach ihrer Reisebeschreibung von 1712 einen Dukaten für die Loge bezahlen; über die Preise von 1772 gibt Burney's musikalische Reise folgendes an: 41 Kreuzer im Parquet, 22 kr. im Parterre und 16 kr. auf der Gallerie. Nikolai spricht 1781 schon von der Zehnkreuzer-Gallerie im Kärntnerthor-Theater.

Theater (K. K. Hof-) nächst der Burg.

Das erste Hoftheater und Opernhaus stand nach Nuttingers perspectivischer Abbildung Wiens (zum Behufe der Belagerung von 1683 gestochen) im Stadtgraben vor dem Trakte des heutigen Antiken-Cabinets. Von hier wurde es nach obiger Belagerung auf dem Tummel- (Josephs-) platz (Siehe Komödienhaus) und für die Sommermonate in die Favorite auf der Wieden verlegt. — Der eigentliche Gründer des deutschen Schauspiels in Wien ist der als Hanswurst bekannte und sehr beliebte Jos. Stranitzky; zu seiner Zeit beschränkte sich dasselbe vorzugsweise auf extemporirte Burlesken (Fratzen), die 1705 mit den italienischen Opern zu kämpfen hatten, welche sich des Schutzes des Hofes erfreuten. Erst 1747 gelang es dem Schauspieler Weidner durch Gottsched's Theater-Reformen ermuthigt, ein regelmäßiges metrisches Schauspiel von Krüger: „die alemannischen Brüder" auf die Bühne zu bringen, welches, obgleich ohne Werth, doch der Neuheit wegen, das Publikum anzog. Der damalige Director Sellier sah sich dadurch veranlaßt, die Bühne auf einen regelmäßigen Fuß zu setzen, und mehrere Mitglieder der berühmten Neuber'schen Gesellschaft mit der Contrakts-Klausel „für studirte Stücke" zu engagiren.

Noch immer behauptete sich aber die Vorliebe für Stegreif-Possen, und Stranitzky's Nachfolger, die in ihrem Fache ausgezeichneten Hanswurste, Prehauser, Weißkern und Kurz (Bernardon) dem regelmäßigen Schauspiel alle erdenkliche Hindernisse in den Weg zu legen, bis sich endlich der Hof der deutschen Schaubühne annahm. Maria Theresia hob 1752 die Theaterprivilegien auf, und warf eine bedeutende Summe zur Erhaltung der Theater aus, deren Leitung dem Grafen Durazzo anvertraut wurde. Durch seine und seiner Nachfolger Bemühung hob sich das deutsche Theater immer mehr, hatte aber noch immer mit der Vorliebe des Publikums an extemporirten Possen zu kämpfen, obschon bereits Hafner, Klemm und Heufeld Lokalstücke schrieben, die allgemein gefielen.

Ein gefährlicher Feind gegen das deutsche Schauspiel stand um 1770 unter Affligio's Leitung in dem französischen auf, welches jenes ganz zu verdrängen drohte. Zu guter Zeit erschienen daher Sonnenfels und der Freiherr von Bender als Retter der Nationalbühne, deren glänzendste Epoche 1776 eintrat, als Joseph II. das Theater unter seinen Schutz nahm. Die italienische Oper, das französische Schauspiel und das Ballet wurden entlassen *), und das Burgtheater unter der Benennung: Hof- und Nationaltheater, für Rechnung des Hofes fortgeführt. Für jedes aufgeführte Stück erhielt der Verfasser den reinen Betrag der Einnahme der dritten Vorstellung als Honorar, und wenn sich ein Schauspieler in einer Rolle vorzüglich auszeichnete, geschah es nicht selten, daß der großmüthige Fürst ihm den ganzen Betrag der Tageseinnahme schenkte.

Den 17. Febr. 1788 wurde das erste deutsche Singspiel: „die Bergknappen" von Umlauf mit allgemeinem Beifalle gegeben. Von dieser Zeit an wechselten deutsche Opern mit Schauspielen ab; erst mit Beginn des jetzigen Jahrh. wurden jene ausschließlich dem Theater nächst dem Kärntnerthore zugewiesen. — Unter Leopold II. wurden die deutschen Hofschauspieler nach dem für die k. k. Beamten bestehenden Normale pensionsfähig erklärt, was aber gegenwärtig nicht mehr der Fall ist. Im J. 1794 übernahm Freiherr von Braun die Leitung des Burgtheaters und 1814 Graf Ferdinand Palffy jene der beiden Hoftheater auf eigene Rechnung, was bis 1817 währte, wo Franz I. diese auf Rechnung des Ärars führen ließ, und zwar das Burgtheater unter der Leitung des Hofrathes von Füljod. Im J. 1821 wurde das Hofoperntheater nächst dem Kärntnerthore vom Burgtheater getrennt und in Pacht gegeben. Graf Moriz von Dietrichstein erhielt die Oberleitung des Burgtheaters, an dessen Stelle 1824 der Oberstkämmerer Rudolph Graf von Czernin trat.

Als Sekretäre führten die innere Geschäftsleitung: 1794 der Dichter Alxinger (Siehe daf.); 1797 Kotzebue, der deutsche Scribe; 1802 Joseph Sonnleithner; 1814 Schreyvogel (Siehe daf); 1833 Deinhardstein als Vicedirektor; 1841 Franz von Holbein.

Das heutige Burgtheater-Gebäude macht Fronte gegen den Michaelsplatz, und ward auf Befehl Maria Theresiens nach dem Plane Weißkern's 1741 erbaut, 1748 erweitert, und 1760 in seiner jetzigen Gestalt hergestellt. Im Innern erfuhr es

*) Nach Müller's Theaterkalender beliefen sich die Besoldungen des Hoftheaterpersonals im J. 1772 ohne Kleider, Dekorationen, Beleuchtung u. s. w.

für die deutschen Schauspieler	21344 fl.	— kr.
„ „ französischen „	41494 „	— „
„ „ Opernsänger	20878 „	45 „
„ „ Tänzer	49519 „	45 „
„ beide Orchester	18790 „	— „
„ die Offizianten u. Arbeiter	20392 „	— „
„ „ die Hetze	5000 „	— „
Zusammen	183,718 fl.	30 kr.

auch in der letzten Zeit bedeutende Verschönerungen. Die neueste fand im Juli 1837 Statt. Damals ward auch ein neues Foyer bei dem Haupteingange erbaut und auf dem Michaelsplatze ein neues Eingangsportal errichtet. In dieser erneuerten schönen Gestalt ward es den 11. Aug. eröffnet. Es ist dem Range nach die erste Schaubühne Wiens und seiner künstlichen Mittel nach, eine der ersten Deutschlands. Es hat zwei Parterre und vier Gallerien, deren erste und zweite aus jährlich gemietheten Logen besteht.

Es befindet sich darin eine eiserne Courtine, welche bei Feuersgefahr den Schauplatz von der Bühne scheiden soll. Die vielen Feuersbrünste, durch welche so manches Schauspielhaus zerstört wird, veranlaßten weiland Kaiser Franz I. eine Vorkehrung treffen zu lassen, ein solches Ereigniß für das Publikum möglichst unschädlich zu machen. Es wurde dazu die eiserne Courtine gewählt, die im Augenblicke der Gefahr herabgelassen werden kann und wodurch die Bühne als der feuergefährlichere Ort von dem Zuschauerplatze völlig abgeschlossen, und dem Weitergreifen der Flamme wenigstens so lange Einhalt gethan wird, bis sich das Publikum entfernt hat. Die aus starkem Eisenblech verfertigte Courtine wurde den 8. Jänner 1825 nach beendigtem Schauspiele in Gegenwart des Publikums zur Probe herabgelassen, und sie entsprach vollkommen der Erwartung, indem nach Verlauf einer Minute die gänzliche Absenderung der Bühne von den Zuschauern bewirkt war.

Theater (K. K. priv.) an der Wien.

Der Bau dieser nach dem Plane des Hofarchitekten Aman gebauten Bühne währte 1799 — 1800. Die Kosten wurden von Emanuel Schikaneder (Siehe das.) und dem Kaufmanne Zitterbarth bestritten. Das Theater wurde den 13. Juni 1800 eröffnet und hier kam Mozart's Zauberflöte zuerst zur Aufführung. Graf Ferd. Palffy übernahm 1810 dieses Theater, und führte es mit den zwei Hoftheatern, deren Mitglieder auch darauf verwendet wurden, bis 1814. Von 1816 — 1820 blühte diese Bühne durch die ungemein beliebten Kinderballete Horschelt's und sank nach deren Einstellung immer mehr; der bedeutendste Versuch, sie zu heben, war ihre Umgestaltung zur Opernbühne, der aber scheiterte. Seit 1821 stand ihr Hr. Carl (Siehe das.) als Direktor vor, welcher sie zu Spektakelstücken (zum Theil mit sogenannten lebenden Theatern) und Volksstücken benutzte. In der neuesten Zeit ist sie an Franz Pokorny gekommen.

Theresianische Ritterakademie (K. K.).

Die Jesuiten kauften 1740 von der k. k. Hofkammer die Favorite auf der Wieden, um darin eine Erziehungsanstalt für die adelige Jugend, nach dem Vorbilde einer in Rom bestandenen, zu errichten. Nach dem ersten Plane sollte Unterricht ertheilt werden: in den ersten drei Jahren katholische Religion, deutsche und lateinische Sprache, Tanzen, philosophische Wissenschaften, bürgerliche und Militär-Baukunst; in den folgenden drei Jahren militärische Übungen, Rechtswissenschaft, Geschichte, Geographie, Heraldik, Genealogie, Reiten, fremde Sprachen und Musik. Zehn Zöglinge sollten unter Aufsicht eines geistlichen Vorstehers zusammen wohnen; alle Wochen sollten sie an Ruhetagen zwei Stunden Vor- und zwei Stunden Nachmittags spazieren geführt werden. Für Erziehung, Kost, Licht, Bücher, Bedienung, Reinigung der Wäsche, u. s. w. waren 100 Kremnitzer Dukaten zu bezahlen. Die Uniform bestand in einem dunkelbraunen Rock mit einer silbernen Epaulette, rother Weste und dergleichen Beinkleidern.

Das Institut gedieh so gut, daß ein neuer Flügel angebaut werden mußte. Maria

Theresia, die Beschützerin desselben, setzte den Jesuiten jährlich 4000 fl. aus, stiftete am 30. Dec. 1749 Plätze für adelige Jünglinge und besoldete überaus freigebig Lehrer aus allen Zweigen der Wissenschaften. So erhielt Christian Wolf, Professor der Rechte 3000 fl. u. s. w. Sie schenkte der Akademie die Garelli'sche Bibliothek, und ließ 1750 die Reitschule erbauen, die mit 20 Pferden versehen wurde. Bald darauf folgte ein Theater, es war unter freiem Himmel und die Anlage eines botanischen Gartens. Endlich befestigte sie die Anstalt am 15. Dec. 1750 mit einer Anweisung auf das Camerale von jährlich 36,000 fl. Am 30. Oktober 1751 folgte ein Stiftbrief, womit die Kaiserin dem Institute die Herrschaft Wattaßek in Ungarn, die Probstei in Zwettl, die Pfarreien Eggenburg, Groß-Außbach und Kreuzstetten in N. Oe. zum ewigen Eigenthum einräumte. Die Inschrift über dem Haupteingang erhält das Andenken der großen Stifterin.

Als 1755 ein neuer Bau geführt wurde, soll man bei Aufgrabung des Grundes Münzen von Severus mit der Aufschrift »Spes publica« gefunden haben. Im J. 1760 waren die Zöglinge so zahlreich, daß man sie in die Savoien'sche Akademie auf der Laimgrube versetzen mußte. Diese Akademie wurde 1778 mit der Theresianischen vereint. Joseph II. hielt 1782 die Aufhebung aller Erziehungshäuser für ersprießlich, weil durch Ersparung der Regiekosten von derem Vermögen mehrere Handstipendien errichtet werden konnten. Diese bestanden für die theresianischen Stiftlinge in jährlichen Beträgen von 3 — 500 fl. Für die in Wien befindlichen jüngeren Stipendisten wurde im Barbarastifte in der Stadt ein Convict errichtet.

Leopold II. errichtete 1791 die Anstalt neuerdings unter dem Namen: Theresianisch-Leopoldinische Ritter-Akademie, vereinigte die Savoien'sche Teuffenbach'sche, Kirchberg'sche, Kielmannsegg'sche u. a. Stiftungen damit und übergab sie den Piaristen. So bestand die Akademie bis 1797, wo Franz II. (I.) sie so herstellte, wie sie unter Maria Theresia war. Zum Andenken daran ist oberhalb der mittleren Einfahrt eine marmorne Gedenktafel angebracht und am 31. August wurde im großen Saale die Büste des Kaisers auf einem 8 Schuh hohen Piedestale zum ewigen Andenken aufgestellt.

Die Anstalt steht gegenwärtig unter der Oberleitung S. E. des Grafen Ludw. von Taaffe, dessen Bild aus freiem Antriebe der Zöglinge darin den 7. Juni 1842 aufgestellt wurde. Die Akademie hat eine Reitschule, eine Bibliothek (bestehend aus 28000 Bänden, 4000 Broschüren), eine kleine numismatische Sammlung, ein physikalisches Cabinet, eine Sammlung mechanischer Instrumente und Modelle, ein chemisches Laboratorium, eine Sammlung exotischer Pflanzen, eine zoologische und mineralogische Sammlung und eine von landwirthschaftlichen Modellen. In neuerer Zeit wurde eine Schwimmschule und ein Saal zu gymnastischen Übungen errichtet.

Theresien-Orden (Maria-).

Maria Theresia stiftete diesen Orden den 18. Juni 1757. Sie faßte in Folge des Ausbruches des siebenjährigen Krieges 1756, am 13. Mai 1757 den Entschluß, einen Militär-Orden zu errichten. Als am 18. Juni die Schlacht bei Kollin erfolgt war, wurde dieser Tag als der Stiftungstag angesehen, und Franz I. übernahm die Großmeisterwürde. Die Statuten vom 12. December 1758 sind durch einen Anhang vom 12. December 1810 von Franz I. von Österreich erweitert worden. Nur wirkliches militärisches Verdienst berechtigt zu diesem Orden, und weder hohe Geburt, noch Religion, noch Dienstalter dürfen dabei in Frage

kommen. Die Zahl der Mitglieder ist unbestimmt; sie sind in drei Klassen getheilt: Großkreuze, Commandeurs und Ritter. Jeder Ritter, der nicht schon den Ritterstand besitzt, wird auf Begehren darin erhoben. Für die Klasse der Großkreuze sind 8 Pensionen zu 1500, für die Commandeurs 16 zu 800, für die erste Abtheilung der Ritter 100 zu 600, für die zweite 100 zu 100 Gulden bestimmt, dergestalt, daß die später Ernannten den Früheren im Genuße der Pension folgen. Die Witwen, sowohl der pensionirten als der nichtpensionirten Mitglieder erhalten die Hälfte der Pension des Grades des Gatten. Das Ordensfest wird jährlich am 15. Oktober gefeiert. Auf der Vorderseite des Kreuzes steht als Vorschrift des Mittelschildes: Fortitudini.

Theseustempel.

Er ist die Zierde des Volksgartens und ein schönes Gebäude, worin Canova's Meisterwerk, die Gruppe des den Centaur besiegenden Theseus aufgestellt ist. Canova vollendete die Gruppe 1819 und erhielt dafür 80000 Francs. Da der Kaiser Franz die Art ihrer Aufstellung dem Künstler überließ, so wählte dieser einen Tempel, jenem nachgebildet, den die Athener ihrem Nationalheros errichtet hatten. Nur die Länge des Tempels wurde um drei Säulen abgekürzt. Diese sind von dorischer Ordnung, im Durchmesser von 3 Fuß 2 Zoll 8 Linien und es sind deren 10 an den langen und 6 an den kurzen Seiten angebracht. Die Länge des Gebäudes von Aussen beträgt 76 und die Breite 43 Fuß. Aus den Steinbrüchen von grauem, feinkörnigen Granit bei Mauthhausen im Mühlkreise wurden die Piedestale des Theseus wie zu Joseph's Statue gebrochen. Die Gruppe ist von carrarischem Marmor, und stellt den Halbgott in dem Augenblicke dar, als er den Centaur zu Boden wirft und die Keule des Periphetes schwingt, um ihn zu tödten, während seine linke Hand die Kehle des Ungeheuers zusammenpreßt. Die hohe Kunst Canova's zeigt sich in diesem Werke, welches mit dem Fußgestelle 18 Fuß Höhe und 12 Fuß Breite hat, im vollen Glanze. Der Eintritt in den Tempel ist täglich und in jeder Jahreszeit gestattet.

Unter demselben befindet sich eine unterirdische Halle oder Katakombe, welche mit römischen Denkmälern (Büsten, Altäre, Grabsteine u. s. w.) in Marmor angefüllt sind, die größten Theils in Österreich und zwar zu Petronell und Stix-Neusiedel gefunden wurden, und worin das berühmte Mithras-Relief (im Mai 1816 bei Stix-Neusiedel ausgegraben), und der große Untersatzstein mit der Figur des Genius der Stadt Carnuntum besonders merkwürdig sind. Der Eintritt in diese Hallen ist an den Freitagen von 9—12 Uhr gestattet.

Thierarznei-Institut (K. K.).

Dasselbe liegt in der Rabengasse der Landstraße, mit der Hauptfronte gegen den Canal. Unter Maria Theresia wurde das erste Augenmerk auf die Verbesserung der Pferdezucht gerichtet, und 1764 eine Pferde-Cur-Operations-Schule errichtet, in welcher der Professor und Doctor Scotti, unter der Oberaufsicht des Fürsten Carl von Liechtenstein, die Militär-Fahnenschmiede unterrichtete. — Joseph II. vereinigte den Unterricht für die Cur der Pferde und jene der nützlichen Hausthiere in eine Professur. Er schickte früher den Professor Wollstein nach England, Frankreich, Holland und Hanover, um sich nach dem Muster der dortigen Schulen zu bilden. Nach seiner Zurückkunft wurde ihm der Jesuitengarten auf der Landstraße in der Rabengasse eingeräumt, wo er 1776 das Thierspital errichtete, worin öffentliche Vorlesungen über die Krankheiten der Thiere, die Arzneien für Pferde, Horn- und Wollenvieh gehalten wurden. Das Spi-

tal erhielt 1795 einen Professor der Anatomie und einen Apotheker. Die oberste Aufsicht hatte der Hofkriegsrath. Das Institut wurde 1812 der Universität, der Regierung und Studien-Hofkommission untergeordnet. Das neue schöne Gebäude wurde 1823 nach dem Plane des Hofarchitekten, Joh. Aman, aufgeführt. Das Institut besitzt:

1. Die Beschlagschmiede, wo jährlich mehr als 5000, Civil-Partheien gehörige Pferde gegen Entrichtung der Taxe beschlagen werden.
2. Die Hufeisen-Sammlung; sie enthält über 250 Stücke in drei großen Kästen, und Eisen fast aller Nationen; auch Modelleisen für Krankheiten und Abnormitäten des Hufes.
3. Das zoologisch-anatomische Museum faßt in vier Sälen 3000 Präparate, so wie auch eine Sammlung theils natürlicher, theils künstlicher Skelette der nutzbarsten Hausthiere, worunter [illegible] ein schönes Exemplar eines in Schönbrunn abgestorbenen [illegible] einer [illegible] an der Ansteckung abgegangenen Giraffe, merkwürdig in pathologischer Hinsicht durch die krankhafte Knochen-Porosität (Osteomalacia). Ebenso findet man dort anatomisch physiologische u. pathologische Präparate, viele Mißgeburten und Abnormitäten der Eingeweide in Weingeist; — Knochen, Vorder- und Hinterkiefer zur Bestimmung des Alters der Thiere aus den Zähnen; die Bänder- und Nerven-Präparate und endlich die zoologische Abtheilung oder Sammlung ausgestopfter Hausthiere.
4. Das physikalische Cabinet in Verbindung mit der Arzneimittel-Sammlung.
5. Ein kleiner botanischer Garten mit einheimischen Arznei- und Futterkräutern.
6. Ein reichhaltiges Herbarium.
7. Eine Sammlung von veterinär-chirurgischen Instrumenten.
8. Eine Bibliothek mit 4000 Bänden.

Thury.

Diese Vorstadt gleicht ihrer Ausdehnung nach dem kaum zusammenhängenden Leib einer Spinne; sie besteht aus zwei Theilen, die so abgesondert sind, daß sie kein Ganzes zu bilden scheinen. Der größte und älteste Theil wird vom Liechtenstein'schen Garten durch den nunmehr verdeckten Alserbach geschieden; es besteht aus kleinen, einstockigen, alterthümlichen Häusern und beherbergt ein reges Menschengewimmel. — Der obere oder neue Theil liegt zwischen der Nußdorfer-Linie und dem Himmelpfortgrunde, und ist erst 1815 durch die Zertheilung und den Aufbau des Kühtreiber'schen Ziegelofengrundes entstanden. — Diese Vorstadt zählt 9 Gassen, 118 Häuser und mehr als 3000 Seelen, es entfallen daher 33 Personen auf 1 Haus.

Die Gegend war schon in den frühesten Zeiten bewohnt; es stand hier ein Dorf, Siechenals, wie aus dem Stiftbriefe Jasomirgotts an die Schotten von 1158 erhellt, worin die Johanneskirche in Als genannt wird. Daraus führt die Vorstadt auch den heil. Johann den Täufer, in der linken Hand eine Capelle haltend, im Siegel. Um diese Kirche herum wurden mehrere Häuser und ein Siechenhaus gebaut, von welchem die Ufergegend des Flüßchens Als den Namen Siechenals erhielt. — Kirche und Spital gingen im Türkeneinfall 1529 zu Grunde. Da bei der 1532 und später mehrmalen eingetretenen Feindesgefahr Niemand Lust hatte, sich dort anzusiedeln, und das Stift St. Dorothea in der Stadt, welchem Friedrich III. dieses Siechenals mit allen Nutzungen geschenkt hatte, diesen Grund zu Weingärten verwendete, so baute der Stadt-Magistrat das

Hospital von Neuem auf, und Ferdinand I. schenkte diese Gegend 1540 der Stadt. Sechs Jahre später begann der Anbau. Johann Thury, Hofbedienter und Ziegelschaffer, war der vorzüglichste Beförderer der Ansiedlung; er war auch der erste, der dort ein Haus baute, worauf er die noch vorhandene, aber von vandalischer Hand mit Kalk überzogene Inschrift setzen ließ:

„Wer Alters hie ein Dorf stand,
Welches Siechenals genannt.
Als man zählt 1529 Jahr
Von den Türken zerstöret war.
Anitzo, als man 1546 sagt,
Johann Thury dies Haus erbauet hat."

Von ihm erhielt daher die Vorstadt den Namen „Thury". Zur Zeit der Invasion 1683 wurde sie abermals zerstört; sie stieg aber schnell aus dem Schutte empor, und gewann ungemein, als sie 1703 in die Linien Wiens eingezogen wurde.

Beim Baue des an der vormaligen Alserbrücke (Thurybrücke) gelegenen Hauses stieß man auf die Trümmer einer Capelle, die nach Aussage der ältesten Anwohner dem Vorläufer Christi gewidmet war. Auf diesem Platze wurde 1713 die Johanneskirche erbaut, die 1764 vergrößert wurde. — Fast jedes Haus der Vorstadt hat ein Schild, bei dessen Wahl das edelste der Metalle vorherrschend ist. Es kann der Vorstadt daher zugerufen werden:

„Du Thury, scheinst vom Midas abzustammen,
Dir sind, wie ihm, die Götter hold,
Denn aller deiner Aushängschilde Namen,
Verwandeln sich bei dir in Gold."

Die Vergoldung ist aber nicht immer gut angebracht: eine goldene Schere (5) mag hingehen, weil schon mancher Scherenführer zu Haus und Hof gekommen ist; auch ein goldenes Lamm (35) und ein goldener Ochs (52) kann gestattet werden, weil durch Lämmer und Ochsen Viele Gold und Geld erlangt haben; nicht zusagen will uns aber ein goldenes Rößel (6) und die zwei goldenen Hirschen (63 und 92), weil Pferde und Jagd eher vom — als zu Geld verhelfen; einen tapfern Ritter denkt man sich in Eisen und ein goldenen Ritter (26) ist ein Petit-Maitre der Chevalerie.

Tiefer Graben.

Er war im alten Wien, was sein Name sagt, und was seine örtliche Beschaffenheit noch andeutet, nämlich: ein Theil des Stadtgrabens, so daß die Häuserreihe gegen den Hof die Stelle der alten Stadtmauer einnimmt. In dem untern Theile durchkreuzet ihn der hohe, alte, mächtige Schwibbogen der hohen Brücke mit der Johannescapelle, welche eine interessante alterthümliche Ansicht gewährt. Erst 1811 verschwand die steile Stiege, mittelst welcher man im Hause Nr. 172 vom tiefen Graben auf die hohe Brücke gelangte, welche Verbindung heute noch auf der anderen Seite im alten Hause (173) besteht, einst „beim Bachus" genannt, weil der Gott des Weines über dessen Thür auf einem Faße reitend abgebildet war.

Tivoli.

Auf dem Grünberg, einer anmuthigen Höhe bei Ober-Meidling in Schönbrunns Nähe entstand 1828 ein, den Namen Tivoli führender, großartiger Belustigungsort, nach dem Muster des Pariser- und Berliner-Tivoli, vom Erbauer des Letzteren, Gericke und Wagner gegründet. Er bestand aus einem großen, mit Hallen und Gallerien versehenen Gebäude, von dessen Zinnen man einer herrlichen Aussicht über Wien genießt, und aus einem reizenden Garten mit einer Rutschbahn, dem Hauptattribute der Anstalt. Es fanden dort, der Entfernung und hohen Preise ungeachtet, oft Versammlungen von 3000 Personen statt. J. Junge brachte 1831 diesen Belustigungsort an sich, und suchte durch

Herabsetzung der Eintrittspreise zu 20 kr., und der Rutschwagen für zwei Personen zu 8 kr. den damals schon bedeutend abgenommenen Besuch zu steigern. Doch vergebens, die Besitzung kam nun durch einige Jahre in Privathände und erst 1813 schlug darin der Tiroler Lechner seinen Meierhof auf, der früher in Neu-Waldegg sich befand.

Todten-Bruderschaft.

Sie wurde 1783 von Joseph II. mit allen Bruderschaften, unter welchen sie eine der ersten Stellen einnahm, aufgehoben. Sie bestand bei der Augustiner-Hofkirche, wo ihr, nach Aufhebung des St. Georgsordens Ferdinand III. die Georgscapelle übergeben hatte. Sie ward 1643 der Erzbruderschaft gleichen Namens in Rom einverleibt. Nebst mehreren Andachten für die Verstorbenen, mußten die Todten-Brüder die mit Todesstrafen belegten und hingerichteten Übelthäter, die früher auf der Richtstätte oder an einem andern ungeweihten Ort begraben wurden, auf die Vorbitte der Kaiserin Eleonora, Gemalin Ferdinand des II., vom Richtplatze wegtragen und ehrlich auf einem geweihten Gottesacker begraben. Bei diesen Funktionen erschienen die Brüder in Prozession, oft sehr zahlreich, mit Vortragung eines Crucifixes, in langen, schwarzen Kleidern, bis auf die Ferse verkappt, und mit kleinen ledernen Mänteln, worauf der kaiserl. Adler, das Zeichen der Bruderschaft, angebracht war. Papst Urban VIII. hatte die Bruderschaft 1643 den 18. Febr. bestätigt und mit vielen Privilegien und Ablässen begabt.

Todtenkopf (Der). Haus und Bierschenke.

Unter den Häusern der Bognergasse ist Nr. 315 vorzüglich beachtenswerth. Es führt den Namen zum Todtenkopf, und soll nach einer uralten Überlieferung seinen Ursprung dem Umstande verdanken, daß zur Zeit, als die Bogner diese Gasse noch in Besitz hatten, ein gemalter Todtenkopf das Ziel war, nach welchem die Bogen- und Armbrustschützen schossen, um die eigene Geschicklichkeit und die Güte der Waffenstücke zu erproben. Es ist zwar dem Geiste jener Tage, an welchen man sich mit Freund Hein und seinen verschiedenen Erscheinungen mehr und lieber befaßte, als dies heute der Fall ist, ganz angemessen, die Tüchtigkeit solcher tödtenden Werkzeuge an den Tod selbst, oder wenigstens an einem ihn repräsentirenden Schädel zu versuchen; wir können nichts destoweniger jedoch die Richtigkeit dieser Erklärung nicht verbürgen, weil uns nur bekannt ist, daß in dem erwähnten Hause sich beinahe durch ein halbes Jahrhundert hindurch, und zwar in jenen ebenerdigen Gewölben, in welchen heute der Zuckerbäcker seine süßen Spielereien, seine eßbaren Helden und candirten Bogenschützen (oder Amoretten, die einzigen, welche noch heute dem Namen der Gasse entsprechen) zur Schau gestellt hat, eine Nürnberger-Handlung befand, welche den Schild »zum Todtenkopf« führte. Ob nun dieser Kaufladen sein düsteres Schildzeichen vom Hause oder dieses seinen Namen vom jenem entlehnt hat, ist ungewiß. — Gewiß aber ist, daß die im anstoßenden Hause Nr. 314 ihre winkeligen wirthlichen Räume öffnende, uralte Bierschenke, »zum Todtenkopf« genannt, ihre Benennung vom Nachbarhause erhalten hat. — Ein bedeutsamerer Name ist für eine Schenke kaum denkbar; ein Kopf ist überhaupt ein passender Gegenstand für eine Trinkstube, denn der Kopf ist es, welcher die ersten Wirkungen des Trinkens empfindet. Wir wundern uns daher nicht, einen Strobelkopf, einen Türkenkopf, einen weißen Kopf und andere Köpfe in der Gallerie unserer Bierhausschilder figuriren zu sehen, aber einen Todtenkopf kann man darin nicht erblicken, ohne

ſich ernſten Betrachtungen überlaſſen zu müſſen, denn dem Übermaße im Genuſſe des Reben- und Gerſtenſaftes kann wahrlich kein kräftigeres memento mori, als ein Todtenkopf vor Augen gehalten werden. — Doch kehren wir zum muthmaßlichen Stammhauſe dieſes Namens, welches uns der Denkwürdigkeiten noch mehrere darbietet, noch einmal zurück. Seiner Außenſeite nach dürfte es gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts und zwar in einem gefälligen und ſoliden Styl erbaut worden ſein, und die Fronte zeichnet ſich unter allen Häuſern der Stadt durch die Eigenheit aus, daß die Fenſterreihen der drei untern Stockwerke mit lebensgroßen, nicht werthloſen Steinbildern geziert ſind. Im erſten Stocke ſehen wir die heilige Jungfrau, im dritten eine Gruppe der heiligen Dreifaltigkeit, und im zweiten wahrſcheinlich eine ſymboliſche Figur, einen römiſchen Kriegsmann vorſtellend, der in der rechten Hand einen Palmzweig emporhebt und in der linken eine goldene Wagſchale hält. Dieſe Figur dürfte ſich auf die Handthierung eines ehemaligen Beſitzers oder des Erbauers des Hauſes, oder auf irgend ein Zeit- oder Vaterlandsereigniß beziehen. In der Beſchießung der Stadt Wien im J. 1809 durch die Franzoſen, in der Nacht vom 11. Mai, fiel kurz vor Mitternacht eine Haubitz-Granate in den Boden dieſes Hauſes, wo ſie zerſprang und ein Stubenmädchen ſchwer am Kopfe verwundete. Dieſes Mädchen hatte ſich beim Beginne des Bombardements mit ihrer im vierten Stocke wohnenden Herrſchaft in die Keller geflüchtet, konnte aber dem Drange, ſich auf den Boden zu begeben, um einige ihrer Habſeligkeiten in die unterirdiſchen Behältniſſe des Hauſes in Sicherheit zu bringen, nicht widerſtehen, ſo ſehr man auch bemüht war, ſie auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, welcher ſie ſich ausſetzen wollte. Trotz der erhaltenen tödtlichen Wunde gelang es dem Mädchen doch, ſich bis ins erſte Geſchoß herabzuſchleppen, wo es niederfiel und von den Bewohnern jenes Stockwerkes mit edler Bereitwilligkeit aufgenommen und ſo lange gepflegt wurde, bis man ſie ohne Gefahr ihren Dienſtgebern überliefern konnte. Es gelang der angewendeten Kunſt, die Bleſſirte vollſtändig zu heilen, ſo daß ihr von der erlittenen Verletzung nur noch die Erinnerung geblieben war, als nach mehr als Jahresfriſt neue Schmerzen ſich einſtellten, welche durch einen Kammzahn verurſacht wurden, den die zerſprungene Granate ihr in den Kopf hineingeſchlagen hatte und der erſt jetzt nach vollſtändiger Heilung der erſten Wunde, bei deren Unterſuchung er den Blicken der Ärzte entgangen war, zum Vorſchein kam. Glücklicher Weiſe wurde das Mädchen auch dieſes Mal vollkommen geheilt. — Eine andere Singularität des Todtenkopf-Hauſes beſteht endlich darin, daß die dortige Hausmeiſters-Behauſung entweder eine der beſchränkteſten, wenn nicht die allerbeſchränkteſte der Stadt iſt. Der Länge nach kann in dieſem Mauerkaſten nur eine Bettſtätte hingeſtellt werden, deſſen Benützer aber keineswegs das Grenadiermaß haben darf. Vor einigen Jahrzehenden traf es ſich, daß der hausmeiſteriſche Bewohner dieſes Menſchenkäfigs zu ſeinen Vätern gegangen war. Am Abende des Sterbetages, als das Weib des Hingeſchiedenen ſich zu Bette begeben wollte, ſah ſich die gute Frau genöthigt, ihren verblichenen Mann wegzuheben und ihn einſtweilen in einen Winkel des Kämmerleins an die Wand zu lehnen. Als am folgenden Tage die Todtenträger gekommen waren, ſtaunten ſie nicht wenig, als ſie eine leere Kammer, und keine Leiche fanden; denn dieſe wurde ihren Blicken durch die offene Thüre entzogen. Schon waren die Leute im Begriffe, unverrichteter Dinge und murrend abzuziehen, als ihnen noch zur gelegenen Zeit der Beſcheid gegeben wurde, der Todte ſtände hinter der Thüre.

Trabanten-Leibgarde.

Die erste Trabanten-Garde errichtete Carl VI. — Maria Thereſia ſetzte ſie 1745 auf 40 Mann herab, und berief an ihre Stelle aus Florenz die Schweizergarde nach Wien. Dieſe beſtand aus 173 Mann, war im Stallgebäude vor dem Burgthore einquartirt und diente bis 1767, wo ſtatt ihrer zwei neue Garden aus Unterofficieren der Armee, die Leibgarde zu Fuß und die Schloßgarde errichtet wurde. — So zählte man unter der genannten Fürſtinn ſechs Garden unter drei Garde-Capitäne:

1. Die adelige Arcierenleibgarde, 80 Mann.
2. Die alte Arcierenleibgarde, 50 Mann.
3. Die alte Trabantenleibgarde, 40 Mann.
4. Die neue Leibgarde zu Fuß, 60 Mann.
5. Die adelige ungar. Leibgarde, 120 Mann.
6. Die Schloßgarde, 200 Mann.

Die Schloßgarde war theils im Stallgebäude und theils im Fokanedischen Hauſe an der Wien einlogirt. Ihre Uniform war hechtgrau mit ſchwarzſammtenen Aufſchlägen und weißes Lederwerk. Dieſe 6 Garden ſammt den Zugehörigen betrugen 800 Köpfe.

Tragſeſſel.

Sie wurden 1703 eingeführt. In der Verordnung waren die Preiſe feſtgeſetzt und verboten, dabei Ausländer zu brauchen; auch durften in den Seſſeln nicht „etwa Kranke und Livreeperſonen, viel weniger noch Juden“ getragen werden. Noch im Anfange dieſes Jahrh. waren deren 80 vorhanden, die heute auf 27 geſchmolzen ſind; die Träger werden an den rothen Röcken erkannt und waren vormals ihrer Rohheit wegen berüchtigt; auch kam ihr Warnungsruf „Aufgeſchaut!“ meiſtens zu ſpät, nachdem ſie den Vorbeigehenden ſchon tüchtige Püffe gegeben hatten; Grob ſein, wie ein Seſſelträger iſt daher zum Sprichworte geworden. Heute haben ſie keine Taxen mehr, ſie werden auch nur von kränklichen Perſonen und in der Faſchingszeit zur Transportirung von Damen benutzt. Übrigens iſt den Trägern nicht erlaubt, Kranke in die Spitäler zu bringen.

Trattnerhof.

Er iſt eine Zierde des Grabens. An ſeiner Stelle ſtand vormals der alte Freiſingerhof, entſtanden in der erſten Periode des Mittelalters, wahrſcheinlich unter Leopold dem Heiligen und Heinrich Jaſomirgott. Hormayr glaubt, daß dieſer Hof und ſeine uralte St. Georgscapelle von dem berühmten Chroniſten, Otto von Freiſingen, Bruder Jaſomirgotts herſtammt. Schon die älteſten Urkunden ſprechen von dem Freiſingerhofe, und Abbildungen desſelben zeigen in den Bauformen ſein hohes Alter. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kaufte der Hofbuchdrucker von Trattnern denſelben nebſt fünf kleinen anſtoßenden Häuſern, ließ 1773 alle niederreißen und begann den Bau des heutigen Gebäudes, welches 1776 vollendet war. — Beim Baue fand man viele römiſche Ziegeln mit dem Zeichen der XIV. Legion, ſo wie zahlreiche Münzen von den Imperatoren bis Conſtantin, auch Waffen und Geräthe. — Der Architekt Mollner führte den Bau; die an den Portalen angebrachten Bildſäulen ſind von Tobias Kögler. Das Gebäude hat fünf Stockwerke, vier Höfe und viele Kaufmannsläden. Er trägt mehr als 50,000 fl. Miethe. Bekannt iſt die Schenke „zur großen Tabakspfeife“ im hinteren Theile des Gebäudes, die dort einſt in Natura vorhanden war, heute aber nur noch abbildlich zu ſehen iſt. Die Pfeife wog 227 Pfund, hatte ein Haupt- und 24 elaſtiſche Nebenröhre und verdankte ihr Entſtehen der Lederzunft, für welche ſie ausſchließlich beſtimmt war. Sie beſtand von 1777 bis 1814, die Abbildung wurde 1828 gemacht. — Im

Trattnerhofe wohnte auch Jaroſchinsky, und hier erfolgte ſeine Verhaftung. (Siehe eiſerne Birne und Blank.)

Trautſon (Erneſt Graf von),

war ein Sohn des Grafen Johann Franz von Trautſon und Falkenſtein, geheimen Rathes und Landmarſchalls in Oſterreich unter der Enns, und ſeiner zweiten Gemalin, Walburga Maximiliana, Tochter des Fürſten Joh. Georg von Hohenzollern. Leopold I. wählte ihn 1685 zum Wiener Biſchofe, nachdem er Domherr zu Salzburg und Straßburg geweſen war. Er war ſehr freigebig, beſonders verwendete er viel zur Ausſchmückung der Altäre in der Domkirche. Zum Gnadenbilde Maria von Pötſch ſchaffte er ſechs große ſilberne Leuchter und Meßkleider an, die auf 6000 fl. geſchätzt wurden. Die Trautſon'ſche Capelle aller Heiligen in der Breunerſtraße beſchenkte er mit vielen Reliquien, die ihm der Churfürſt von Sachſen verehrt hatte. Er ſtarb den 17. Jänner 1702, und wurde vor den Stufen der großen Frauencapelle begraben. — Er ließ alle in Wien vorhandenen Epitaphien mit vieler Mühe ſammeln und niederſchreiben.

Trautſon (Joh. Joſ. Graf von).

Er widmete ſich frühe dem Herrn, wurde Domherr zu Salzburg, Paſſau und Breslau, Probſt zu Ardacker und Abt zu Serard, hierauf paſſauiſcher Offizial im Lande unter der Enns. Der Cardinal Kollonitſch nahm ihn 1750 zum Koadjutor und konſekrirte ihn am Weihnachtsfeſte zum Biſchof. Ein Jahr ſpäter wurde er Wiener-Erzbiſchof. Im J. 1753 wurde er zum Beſchützer der erneuerten Studien bei der hieſigen Hochſchule ernannt, und 1756 von Benedikt XIV. zum Cardinal erhoben. Er erhielt das Baret aus den Händen Maria Thereſiens in der Hofkirche bei den Auguſtinern. Er genoß dieſe Ehre nicht lange, denn kurz darauf wurde er vom Schlagfluſſe gerührt, an deſſen Folgen er 1757 ſtarb. Er wurde bei St. Stephan in der großen Frauencapelle begraben, wo ihm ſpäter, von ſeinem Bruder, dem Fürſten Wenzel von Trautſon ein prächtiges Grabmal errichtet wurde. — Dieſer Kirchenfürſt beſaß eine große Gelehrſamkeit; er verſtand die hebräiſche und griechiſche Sprache und war Doctor der heil. Schrift und hinterließ eine herrliche Bibliothek, wovon er einen Theil der erzbiſchöflichen Bücherei vermachte. Auf ſeinem Gruftſteine befinden ſich die Buchſtaben:

J. S. R. E. P.
C. T. C. I.
F. A. E. V.
S. R. I. P.
A. 1757.

(Josephus sanctae romanae Ecclesiae Presbyter Cardinalis Trautson, Comes in Falkenstein, Archi-Episcopus Viennensis, Sacri romani imperii Princeps).

Trienterhof.

Dieſes in der kleinen Schulerſtraße liegende ſtattliche Haus (846) gehört dem Wiener Domkapitel. Es iſt der ſogenannte alte Domherrnhof, auch altes Chorherrnhaus und Domherrn hintern Bach Haus in alten Schriften genannt. Urſprünglich hieß es der Strudelhof. Der heutige, von Grund aus geführte neue Bau iſt von 1755, wie die Inſchrift daran ſagt:

Capitulum Metro. Vien. Has
Aedes Funditus Extruxit.
Ao. MDCCLV.

Trinitarier (in der Alſergaſſe).

Am 19. Nov. 1688 erhielten die Trinitarier die Erlaubniß in Wien ein Kloſter zu bauen. Schon im Jahre vorher war Pater Johann vom h. Anton in Lemberg hieher gekommen, um dieſe Bewilligung zu erwirken. Der ſpaniſche Geſandte, Burgomain, der päpſtliche Legat Benviſius und der Cardinal Kollonitſch unterſtützten ihn.

Selbſt Innocenz XI. erließ deßhalb ein Breve an Leopold I., und der Jeſuitengeneral, Tyrſus Gonzalez, ſchrieb zu Gunſten der Trinitarier Briefe von Rom an die zwei Jeſuiten, Chriſtoph Stettinger und Balthaſar Müller, wovon der erſte der Beichtvater des Kaiſers und der zweite jener der Kaiſerin Eleonora war, worin vorkommt, daß der genannte Orden ſtets die Sache der Geſellſchaft Jeſu als ihre eigene verfochten hätte. Allein alle dieſe Bemühungen blieben lange fruchtlos, weil die Regierung und der Magiſtrat Einwendungen machten. Endlich wurde im Staatsrathe beſchloſſen, dem Orden zu geſtatten, außer der Stadt ein Kloſter zu bauen; das Dekret wurde am 19. Nov. 1688 am Vorabende des Gedächtnißtages des zweiten Ordensſtifters, Felix von Valois ausgeſtellt. Die in Wien anweſenden Ordensbrüder, die bisher in der Rogergaſſe gewohnt hatten, fingen nun an, einen Ort zum Kloſterbaue aufzuſuchen. Anfangs verfielen ſie auf die Kirche in Hernals, welches aber nicht gelang. Durch die Unterſtützung des Grafen von Harrach, geweſenen Geſandten in Spanien, kauften ſie 1689 außer dem Schottenthore an der Straße nach Hernals ein Haus mit einem großen Garten. Aus einem Theile dieſes Gebäudes wurde eine Capelle gemacht, worin am 30. April durch den Cardinal Kollonitſch das Altarsſacrament beigeſetzt wurde. Die Gräfin Harrach ſchaffte die erſten Kirchen-Ornamente herbei; dem übrigen Theil des Hauſes gab man die Geſtalt eines Kloſters, wohin am 18. Juni noch vier neue Väter kamen.

Der erſte Vorſteher war Pater Alfons von Sancta Maria, der in Kurzem eine kleine Kirche herſtellte, deren Hochaltar jene hölzerne Statue der h. Dreifaltigkeit zierte, welche vor Errichtung des ſchönen Monuments am Graben deſſen Stelle einnahm. Neben der Kirche erhob ſich ein mittelmäßiger Thurm von Holz mit zwei Glocken im Gewichte von 324 und von 100 Pfunden. Die Einweihung geſchah am 21. Auguſt durch den Fürſtbiſchof Ernſt von Trautſon, wobei der Cardinal Kollonitſch mit einer ſilbernen Schüſſel außer der Kirche zur rechten, und die Gräfin Harrach innerhalb zur linken Hand Almoſen zur Erbauung eines größeren Ordenshauſes ſammelten. Gegen Ende 1689 betrug die Zahl der Brüder 13, und Leopold I. ſchenkte ihnen einen angrenzenden Grund, worauf am 24. Mai 1690 der Grundſtein zu einem Kloſter gelegt wurde.

In dieſem Jahre unternahm der erſte Erlöſer gefangener Chriſten des Trinitarierordens, Pater Maurus, von Wien aus die erſte Reiſe nach der Tartarei, wo er mit Anfang des folgenden Jahres ankam und 16 Gefangene frei machte, mit welchen er am 10. Juni in Wien den erſten feierlichen Einzug hielt.

Am 2. Nov. 1694 um 3 Uhr Nachmittags wurde der Anfang zur Grabung der Grundfeſte des neuen Kloſters gemacht, und am 18. April 1695 legte Leopold I, begleitet von ſeinem Sohne, dem römiſchen König, Joſeph I., den Grundſtein zur Kirche, der bei dem Altare der h. Anna liegt. Wegen Mangel an Mitteln war man erſt 1698 ſo weit gekommen, daß zwei Altäre im Gotteshauſe ſtanden und daß am 28. Dez. in Gegenwart des Hofes das Altarsſacrament aus der alten kleinen Kirche dahin gebracht werden konnte. Die Kirche ward erſt 1702 vollendet, und am 7. Mai wurde auch die ſpäter weggenommene Dreifaltigkeitsſäule am Platze vor der Kirche durch den letzten Willen des Bürgers Franz Lang errichtet, wobei bald noch andere Statuen kamen.

Am 30. Nov. 1708 wurde in der Kirche das große Crucifixbild (Siehe daſ.) zum erſten Mal mit einer dreitägigen Andacht aufgeſtellt und dann auf den Altar, wo es ſich noch befindet, geſetzt; er wird davon der Kreuzaltar genannt. — Bis Joſeph II. wurden kleine Schleier, die mit dem

Kreuze berührt worden waren, unter die Gläubigen ausgetheilt, und in vielen Nöthen für heilſam gehalten. Damals wurde den Ordensbrüdern auch am 21. Nov. 1783 bedeutet: »da ihr Orden bei der damaligen Verfaſſung und da man auf eine wirkſamere Art ihre heilſamen Abſichten (der Befreiung chriſtlicher Sclaven) erfüllen kann, nicht mehr nöthig und ſie deßhalben aufgehoben worden ſeyen.« Bis zu ihrer Aufhebung hatten ſie mehr als 3000 Chriſtenſclaven von allen Nationen befreit und nach Wien gebracht. Von allen zu ihrem Unterhalt geſammelten oder ſonſt einkommenden Almoſen wurde der dritte Theil zum Sclavenloskauf verwendet. Daß ihre Kirche und Kloſter den Minoriten in der Stadt eingeräumt wurde, iſt dort geſagt worden.

Tröſterin der Betrübten (Die).

In der Capuzinerkirche am Neuenmarkte, in der kaiſerlichen Capelle, wird ein, auf Leinwand gemaltes Bild der Gottesmutter, ihr göttliches Kind ſäugend und in den Schoß haltend, verehrt, wovon die Legende Folgendes berichtet:

»Als Pater Joſeph Anton von Trivigliano, Capuziner der römiſchen Provinz, dem Amte eines Miſſionärs in dem Scandrigliſchen Gebiet obliegend, in dem Hauſe des Herrn Pompejus Boccetti die Einkehr hatte, geſchah im Monat Dezember 1720, daß deſſen acht Monat altes ſäugendes Söhnlein, unter ein Bett kriechend, ein kleines, auf Papier gemaltes Bild der Mutter Gottes hervorbrachte, ſolches feſthielt, und Niemand laſſen wollte, als dem Pater Joſeph Anton, dem er es darreichte. Sowohl der Miſſionär als Andere nahmen dieſe Begebenheit für etwas Beſonderes auf, vorzüglich als im folgenden Jahre im Monat Auguſt erwähntes Knäblein von ſeinem Vater in das Kloſter geführt wurde, und gleich beim erſten Eintritt in die Zelle dieſes Prieſters in Erblickung des an der Mauer hängenden Bildleins zu ſeinem Vater ſprach: »Vater ſehet! hier iſt die Mutter Gottes!«

Der Pater, um die Andacht zum Bilde auch unter das Volk zu verbreiten, ließ es in Rom von einem frommen, jungen Maler, Gabriel Matthäus, in größerer Form auf Leinwand abcopiren. Aller Orten, wo dieſe Copie dem Volke zu Geſichte kam, geſchahen Wunder. Der Pater überließ dieſelbe daher der Collegiatkirche zu Aquila, ließ mehrere Copien machen und beſchenkte mehrere Gotteshäuſer damit. Benedikt XIII. befahl dem Pater Joſeph das Original und eine Copie nach Rom zu bringen, wo letztere in der päpſtlichen Capelle ausgeſetzt wurde. Nachdem der Papſt davor durch acht Tage die heil. Meſſe geleſen hatte, legte er dem Bilde den Ehrentitel: Tröſterin der Betrübten bei.

Doch iſt zu wiſſen nöthig, daß das kleine Bildlein kein Original, ſondern nur eine Copie jenes Bildes iſt, das zu Vallebona, einem dem Fürſten Borgheſe gehörigen Ort in der Diöces Sabina ſich befindet und vom heil. Lucas gemalt worden ſein ſoll. Das kleine papierne Bild und eine größere Copie brachte P. Joſeph nach Wien, als er den 15. Febr. 1727 hier als Miſſionär ankam. Er offerirte dem Kaiſer Carl VI. das kleine Original, und der Kaiſerin Eliſabeth Chriſtine die größere Copie. Dieſe wurde in die Kammercapelle öffentlich ausgeſetzt, und auf P. Joſephs Bitte wurde ſie den 20. April in die Capuzinerkirche auf dem Neuenmarkte übertragen.«

Tuchlauben.

Der obere Theil dieſer Stadtgegend gegen den Hohenmarkt hieß vormals vorzugsweiſe untern Tuchlauben und der untere gegen die Spänglerg. untern Sattlern; heute führt die ganze Strecke obigen Namen, der von den Lauben oder Bogengängen herrührt, unter welchen die Tuchhändler ihre Waare feilboten und ihren

Handel trieben; sie wurden deßhalb auch die Lauberherrn genannt, und waren die älteste, reichste und einflußreichste Innung der Stadt. An merkwürdigen Gebäuden sind hier das Schönbrunnerhaus (Siehe daf.), das vom Freiherrn von Sala ungemein schön neu erbaute Haus (437) zum großen steinernen Kleeblatt, seit 1846 dem Kleidermacher Gunkel gehörig, das Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde (Siehe Conservatorium der Musik), und die Sitze der Grafen v. Hoyos (440) und Erdödy (438).

Türkenschanze.

Die Türkenschanze sind mehrere, durch einen hohen Grund vereinigte Hügel, zwischen Döbling und Weinhaus, die früher der Hochenbart hießen, und ein städtischer Steinbruch war, dessen Sandsteine im 15. Jahrhundert bei den, von den Wienern zwischen der Stadt und den Vorstädten erbauten Thürmen, Bollwerken und gebesserten Ringmauern oft in Anspruch genommen wurden. Diese Anhöhe diente 1683 den Türken zu einer Schanze (daher der Name), die dem zum Entsatz der Stadt heranrückenden christlichen Heere einen harten Kampf kostete. Sie war, wie man noch jetzt bemerkt, ungemein wohl befestigt, und mit dem Kern der türkischen Truppen besetzt. Der König von Polen, welcher von Dornbach her diese Schanze zu überwältigen hatte, ließ seine Truppen mehrmals darauf stürmen; aber immer umsonst; die Feinde leisteten tapferen Widerstand, bis endlich General Dünewald mit seinem Regimente und den Dragonern von Starum in die Flanke fiel, und durch einen Feuerregen sie in die Flucht trieb. Dann erst begann die Schlacht auf diesem Flügel. Einige Schaaren Uhlanen, die bei den Polen den vorzüglichsten Theil der Reiterei ausmachten, stürzten sich zuerst mitten unter die Feinde und richteten keine geringe Niederlage an. Aber bald büßten sie ihr kühnes Unternehmen. Sie fanden sich plötzlich von vorne, im Rücken und in der Flanke von den Feinden eingeschlossen, so daß sie nicht mehr zurück konnten, und fast alle elend umkamen. Als der König die mißliche Lage seiner Reiterei erfuhr, begehrte er deutsche Infanterie zur Hilfe. Diese führte ihm Waldek mit Baiern, und General Rabatta mit kaiserlichen Truppen zu. Sie gaben der Sache bald eine andere Wendung, sie eroberten mit den Polen die mit vielem Geschütz versehene zweite Schanze und näherten sich dem türkischen Lager bis auf 100 Schritte. Auf dem linken Flügel stand ein anderer, wohl verschanzter Hügel dem Herzog von Lothringen im Wege. Er war vom Kern der Janitscharen besetzt und die tapfersten Paschen, entschlossen zu siegen oder zu sterben, standen dort. Hier dauerte die Schlacht am längsten. Man wendete alle Vortheile an, den Feind zu delogiren; endlich befahl der Prinz Ludwig von Baden den sächsischen Dragonern abzusitzen, und mit diesen, nebst zweien kaiserlichen Regimentern wurden gegen 5 Uhr die Türken geworfen, und der freie Weg nach der Neffau, und eine halbe Stunde später ins feindliche Lager war gebahnt.

Die Türkenschanze zeichnet sich durch eine botanische Merkwürdigkeit aus. Hier und sonst nirgends in diesen Gegenden trifft man in einer solchen Niedere das isländische Moos (Lichen islandicum) an. Dieses auf dem Schneeberg häufig zu findende Gewächs ist in Österreich unter dem Namen Gramperlthee bekannt.

In der neuen Zeit befanden sich auf der Türkenschanze die militärischen Pulver-Magazine. Im Anfange dieses Jahrhunderts flog dasselbe in die Luft, wobei 13 Artilleristen ihr Leben verloren, von welcher Zeit zwei Wachtstuben, eine oben und eine unten gelegen, bestehen. Hier wurde 1816 ein kolossaler Felsenkeller zur Aufbewahrung des

Biers vom Liechtenſtein'ſchen Bräuhauſe im Lichtenthal erbaut; er ſoll 6000 Faß enthalten.

Türkiſche Fahne.

Der Herzog von Lothringen lieferte 1684 den Türken bei Hamzabegh, unweit Ofen, ein Treffen, worin ſie geſchlagen wurden und mit mehreren Siegeszeichen eine der erſten Reichsfahnen verloren. Dieſe wurde nach Wien gebracht, und im St. Stephansdome gerade über der Fürſtengruft an dem Kirchengewölbe aufgehängt. Auf Veranlaſſung des Kirchenmeiſters, Andreas Fursmoſer, wurde ſie 1777 gereinigt und in eine Decke gehüllt. Jetzt befindet ſie ſich im bürgerlichen Zeughauſe. Sie iſt aus einem rothen, dicken, 8 Ellen langen und 4 Ellen breiten Seidenzeuge gemacht, worin nebſt verſchiedenen Zierathen in der Mitte ein zweiſchneidiges Schwert, und eine arabiſche Inſchrift mit Gold eingewirkt iſt, die nach der Überſetzung des Maraccius alſo lautet: „Im Namen Gott des Barmherzigen, des Erbarmers: Wir haben dir fürwahr eine bekannte Offenbarung kund gethan (d. i.: Wir haben Dir einen herrlichen Sieg wider die Mekkaner verliehen), damit Dir Gott deine Sünden verzeihe, welche Du vorher und nachdem begangen haſt, und ſeine Gnade in Dir vollkommen mache.“ Dieſe Worte, mit welchen das 48. Kapitel im Koran anfängt, ſind zweimal auf beiden Seiten wiederholt. Oben iſt viermal mit Gold eingewirkt: „Es iſt kein Gott außer Gott, und Muhamed ſein Prophet,“ welche Worte das Glaubensbekenntniß der Mahomedaner ſind.

Turniere.

Daß Wien in der Vorzeit in dieſen kriegeriſchen Spielen dem Auslande nichts ſchuldig blieb, iſt Jedem bekannt, der ſich in den vaterländiſchen Annalen nur etwas umgeſehen hat. Es ging bei dieſen Luſtkämpfen oft ſehr ſcharf zu. So wurde 1175 der junge Landgraf Conrad von Landsberg in einem hier gehaltenen Turnier erſtochen. Der Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg verhängte deßhalb über alle Turnierkämpfer, deren in dieſem Jahre bloß in ſeinem Gebiete 16 todt auf dem Platze geblieben waren, den Kirchenbann; er drohte ſogar denen damit, welche in Wien den jungen Landgrafen beerdigen würden. Er erlaubte das Begräbniß nur, nachdem des Landgrafen Bruder Dietrich angelobt hatte, in ſeinen Beſitzungen die Turniere zu verbieten. Hierauf erſt wurde Conrads Körper von Wien nach dem Petersberge gebracht.

Am Lichtmeßtage 1232 hatte in der Schottenkirche zu Wien die bekannte Feierlichkeit Statt, wobei Friedrich der Streitbare wehrhaft gemacht wurde, nachdem er den Kampf gegen die Brüder, Heinrich und Hadmar von Kuenring geendet und ihr Bündniß mit Böhmen und Ungarn zerriſſen hatte. Der Herzog empfing vom Biſchofe Gebhard von Paſſau den Ritterſchlag, den er dann 200 jungen Edelleuten ertheilte, mit welchen er ſich auf die Penz-Wieſe zum Turnier begab, wovon Penzing den Namen hat.

Man kann ſich die glänzende Tracht und Rüſtung mancher Ritter bei den Ritterſpielen kaum vorſtellen. In einem vorzüglich glänzenden Schmucke erſchien Herzog Wilhelm von Baiern 1515 in Wien bei dem Turnier, das Maximilian I. am St. Jakobstage hielt, und wobei in zwei Rotten getheilt, 62 Kämpfer die Bahn betraten. Reinhard (in ſeiner Bibliothek der Romane) ſagt von einem unter demſelben Kaiſer gehaltenes Wiener-Turnier Folgendes:

„Zum erſten rufften die Herrn Ritter die Ehrenholde und acht Trummeter, welche Trummeter gingen voran auf dieſe Weis; Ihnen folgten die drei Ehrenholde in ihrer gewöhnlichen Ehrenholdkleidung, nämlich der Römiſch, Hungariſch und Böhmiſch.

Nach den Ehrenholden folgten die Herrn Richter, welche ſich an ein Ort, das Tanzhaus, geſendert, und geſtellt mit einer ſchönen Jungfrauen, genannt Thurmin Ungerin. Nachdem giengen ſie All in erzählter Ordnung nach einander von einem Ort des Tanzhauſes bis zum andern herum. Alsbald darauf fingen der Trummeter an zu blaſen. Demnach rufet der Ehrenheld auch dreimal Herr Adam von Meidek. Nachdem er erſchienen und herfürtrat, hat er Adam von Meidek löblich angeſprochen: »Herr von Meidek, nachdem viel ehrlich und ritterlich Perſonen von Fürſten, Grafen, und Herrn auf dem Fußturnier erſchienen, ſich auch alle ritterlich, ehrlich und wohl gehalten, aber durch die Herrn Richter nach Laut des geruften Cartels Ihr einer Spieß am höchſten, und zierlichſten gebrochen habt, geben und ſprechen ſie Euch dieſen gulden Spieß für den erſten Dank, welchen Euch die ſchöne Jungfrau überantwortet.«

Auf dem Turnier, welches Maximilian II. als König ſeinem Vater, dem Kaiſer Ferdinand zu Ehren 1560 gab, kamen auch Kämpfe zu Fuß vor, nach deren Beendigung ein kurzweiliger Schalksnarr, Markolfus, in den Schranken erſchien, und zwar umgekehrt ſitzend auf einem ungeſattelten Eſel, und ſo ſeine Späße trieb. — An dem Tage, welchen Graf Luna, der ſpaniſche Geſandte gab, kam auf dem Kampfplatze ein künſtlicher Felſen vor, mit einem Thurme, mit Bäumen und Geſträuch geziert; auf den Schlag eines Stabes öffnete ſich der Felſ und ganz bewaffnet ritt hervor der wackere Ritter Caſpar von Felſ (Velo). Dabei befand ſich ein zierlicher Galgen, an welchem der gefangene Gott Cupido gehängt werden ſollte; er wurde aber durch die Tapferkeit der Ritter, und durch die Bitten der Damen befreiet. Hierauf flog der Thurm und der Amorsgalgen mit 1000 Raketen in die Luft.

Auch jenſeits der Schlagbrücke im Werd (Leopoldſtadt), wurde damals ein Kampfſpiel gehalten, wobei eine Fülle ſymboliſcher Darſtellungen, galanter Anſpielungen und ſinnreicher Deviſen entfaltet wurde.

U.

Uhr (am St. Stephansthurm).

Erst 1699 versah der Magistrat diesen Thurm mit einer Uhr, wofür Jakob Oberkircher 1200 fl. erhielt, und die so gemacht war, daß sie nur die Stunden auf einer Schelle schlug. Die ersten drei Viertel wurden vom Thurmwächter mittels eines Drahts an das Primglöcklein geschlagen. Der Umstand, daß die letzte Viertelstunde nicht geschlagen wurde, wurde von einigen Fabelfreunden dahin erläutert, es hätten die Türken 1683 erklärt, daß sie, bevor die Stephansuhr das letzte Viertel schlüge, die Stadt in ihrer Gewalt haben würden; um sie aber Lügen zu strafen, habe man aufgehört, dieses Viertel zu schlagen, was auch in der Folge beobachtet wurde. — Die Sache verhält sich jedoch anders, der Wächter schlug die drei ersten Viertel, weil das Uhrwerk dazu nicht eingerichtet war, und weil er dadurch bewies, daß er wachsam sei; das letzte Viertel schlug er nicht, weil es überflüssig war, und weil es sich hätte ereignen können, früher anzuschlagen, als die Stunde schlagen würde. — Die Höhe der Uhrtafeln ist 2 Klftr. 5 Zoll, wo des Stundenzeigers 1 Klftr. 4 Zoll; die Ziffer sind 2 Schuh lang und 2 Zoll breit. — Im Kasten des Räderwerkes wird eine türkische Stückkugel von 1683 und Bruchstücke einer französischen Bombe von 1809, welche in den Thurm fielen, gezeigt.

Ulrichs (St.) Pfarrkirche.

Die erste Kirche an dieser Stelle erbaute der reiche Dietrich, Bürger von Wien, auf seinem Grunde Zeismannsbrunn. Mangold, Bischof von Passau, weihte sie ein, und befreite sie den 16. Dec. 1211 von St. Stephan. Dietrich stiftete darin auch einen Caplan, und scheint kinderlos gestorben zu sein, weil sein reicher Nachlaß an seine Schwester, Kunigunde von Ringelberg kam, deren Kinder ihr Patronatsrecht und ihre Gründe bei St. Ulrich an den Ritter und angesehenen Bürger Greiffo verkauften, der 1302 diese Besitzung im Tausch um Mariastiegen an die Schotten abtrat, die es noch, über ein halbes Jahrtausend, besitzen. Dieser Dietrich war durch Kunstfleiß einer jener Bürger, die, wie Kurz Aff und Ulrich Permann, ihr Geld nicht zählten, sondern mit Schüsseln abwogen.

Den 29. Juni 1474 stürzte ein heftiger Sturmwind während des Gottesdienstes die Decke dieser Kirche ein, und erschlug den Pfarrer, Hieronymus Leiber, seinen Caplan und 30 Personen. — Im J. 1574 wurde das alte, kleine Gotteshaus abgetragen, und die Familie der Pachleb, damals im Besitz des Grundes, führten in der neuen Kirche evangelische Prediger ein, die sich darin bis 1614 behaupteten. — Hier wurde 1694 aus Dankbarkeit für die Abwendung der Türkennoth (1683) eine Bruderschaft unter dem Titel: »Maria-Trost« (Trösterin der Betrübten) errichtet. Dieses erfuhr der in Wien anwesende reiche Steiermärker, Franz Kanduzi Edler von Buchberg, der eine Copie des unweit Graz, in einem Paulinerkloster befindlichen Bildes »Maria Trost« dem Pfarrer zu St. Ulrich

1699 schickte. Dieſes Bild wurde am 2. Febr. in der Kirche aufgeſtellt, und die darnach aus Holz geſchnitzte Statue Mariä mit dem Kinde Jeſu auf dem linken Arme unter dem großen Altarblatte geſetzt. Von dieſem Bilde erhielt die Kirche den Namen Maria-Troſt, worin zu Fuhrmanns Zeit täglich 30 Meſſen geleſen wurden. — Die Kirche wurde wegen Baufälligkeit 1721 eingeriſſen, und der Schottenabt, Robert Stadler † den 4. Jänner 1763), erbaute die heutige und ließ alle darin vorhandenen Altarblätter, nämlich: St. Ulrich, Chriſtus am Oelberge, die heil. Anna, Maria-Tafel, die h. h. Peter und Paul, den h. Johann und die h. Thekla von dem Hofkammermaler Paul Troger malen.

Ulrich (St.), die Vorſtadt.

Am 17. März 180 raffte der Tod den großen römiſchen Kaiſer Markus Aurelius im 59. Jahre ſeines Alters und im 19. ſeiner Regierung dahin. Wien, wo er ſo oft mit Liebe geweilt hatte und wo ihm über ſeine Siege über die Markomanen, wahrſcheinlich in der Gegend der Vorſtadt St. Ulrich Denkmale geſetzt worden zu ſein ſcheinen, war auch der Ort ſeines Todes. Hier wurde ſein feierliches Leichenbegängniß gehalten, wobei Commodus, ſein unwürdiger Sohn, ſich in einer prunkvollen Rede dem römiſchen Heere als Herrſcher vorſtellte.

In den älteſten, urkundlich bekannten Zeiten lag dort, wo heute St. Ulrich ſeine Häuſerreihen ausbreitet, das Dörfchen Zeismannsbrunn, von deſſem Kirche ſchon oben die Rede war. Bis in unſerer Zeit war der Grund folgendermaßen abgetheilt:

1. St. Ulrich untern Guts, mit dem Bilde des heil. Ulrichs im Siegel, welches auf die linke Seite ſteht.
2. Neudeggerhof, hat ebenfalls den heil. Ulrich, jedoch rechts ſtehend, im Siegel mit der Umſchrift: Dorf St. Ulrich Sigill.
3. St. Ulrich obern Guts, beſtehend aus Neuſtift, Wendelſtatt, Neubau, Penzinger (jetzt Mariahilfer) Straße und Oberneuſtift (Schottenfeld). Dieſe führen ein Kreuz im Schilde, darunter befindet ſich der gehörnte Mond.

An der Stätte, wo 1619 Graf Thurn Tod und Zerſtörung in die Burg ſchleuderte, ragte hier 1683 das Zelt des Großvezirs Kara Muſtapha ſchimmernd empor, grün wie die Hoffnung des Sieges, in Gold und Silber prangend, Wände und Fußböden mit den koſtbarſten Tapeten bedeckt, abgetheilt in mehrere Gemächer zum Kriegsrath, zum Gebet und zum Bade. Edelſteine, in allen Farben blitzend, Perlen, edle Metalle, Sammet und Seide waren daran im Werthe von mehr als einer Million verſchwendet. Im innerſten Gemach war die heilige Fahne des Propheten aufgeſtellt. Es wimmelte in dieſem Zelte von Papageien, Kaninchen und fettigen Katzen; in ſeiner Nähe war ein niedliches Gärtchen mit Springbrunnen angelegt, dort fand man auch den ſchönen Strauß, den die Türken im Neugebäude bei Simmering gefunden hatten und dem der Großvezier im Fliehen noch im tollen Grimm den Kopf abhieb.

Der Grundtheil an der Mariahilferſtraße wurde 1777 von den übrigen Theilen des obern Gutes getrennt und erhielt den Namen Oberneuſtift. Die Vorſtadt zählt jetzt in 19 Gaſſen und 155 Häuſern mehr als 7000 Einwohner. Ein großer Theil der Häuſer trägt noch ein alterthümliches Gepräge, die Gaſſen ſind winkelig und eng und das Terrain ſehr uneben, indem die Vorſtadt größtentheils auf dem Abhang eines bedeutenden Hügels liegt. Ein beſonders reges Leben und Menſchengewimmel herrſcht auf dem ſogenannten Platzl, im

unteren Theil der Vorstadt, wo man die ungeschminkte Volkssitte besser als anderswo beobachten kann. Hier, wo jetzt die drei Häuser zum goldenen Schiff (4), zum schwarzen Rössel (5) und zum Teich (6) stehen, erhob einst der Neudeggerhof seine stolzen Zinnen. Es war ein mit Ringmauern, tiefen Wassergräben und Thürmen versehenes Schloß von viereckiger Form mit ebensoviel Eckthürmen. Im Hause Nr. 5 hat ein Hintergebäude einen Theil der alten Burg zur Grundmauer; es sind die Reste des alten Wartthurmes, der vormals in einem Teiche stand, welchen das Nebenhaus im Schilde führt. Im Neudeggerschlosse schlug Prinz Viktorin Podiebrad von Böhmen sein Hauptquartier auf, als er mit dem Heere seines Vaters herbeigeeilt war, um den in der Burg belagerten Kaiser Friedrich III. zu befreien. Von hier aus vereinigte er sich mit den Schaaren des tapfern Andreas Baumkircher, der bei St. Leonhard (auf der Laimgrube) sich gelagert hatte. Hierher begab sich auch der Kaiser, als er sich frei sah. In den Türkenzeiten 1529 und 1683 wurde diese Gegend ganz verheert. — Das Neudeggerschloß (Neudeggerlehen), dessen Name noch in der zum Strozzengrunde gehörigen Neudeggergasse fortlebt, war ein uraltes, vom Hochstifte Passau der Schottenabtei überlassenes Lehen. Seine Grenze begann bei den ehemaligen Capuzinern (heute Mechitaristen) und zog sich über die Kirche St. Ulrich hinaus bis an das Haus (38), zur großen Rundellen genannt. Der Schottenabt Sebastian Faber erkaufte den 24. Nov. 1694 und den 11. Februar 1695 vom Bischofe Johann Philipp von Passau dieses Lehen und den Hof zu St. Ulrich, „nämlich den ruinirten Thurm, Ansitz und Keller, 21 Häuser, die Dorfobrigkeit von der Säule vor dem Burgthore, welche die Türken niedergelegt (in der Folge aber wieder errichtet) gegen St. Ulrich herauf, rechter Hand gegen den abgebrochenen rothen Hof bis zum goldenen Sattel, links aber von der goldenen Rose zu den sieben Schwaben durch das Todtengässel an die steinerne Kreuzsäule am Weg und von da in die Stadt durch das Kravatendörfel (Kroatendörfel, Spitelberg) bis zu den zwei groß abgehackten Nußbäumen.“ Eine Steinsäule mit dem Bildnisse der Mutter Gottes zu Ehren der unbefleckten Empfängniß stand bei der Burg am Stadtgraben als Grenzstein. Die Türken hatten sie 1683 gestürzt und der Abt Faber richtete sie wieder auf. Durch die Sprengung der Wälle 1809 und beim Bau des neuen Burgthores wurde die heutige Säule durch den Abt Andreas Wenzel zwischen das Burg- und Franzensthor aufgestellt. Es ist eine obeliskartige Säule mit dem Bilde der heil. Jungfrau sammt dem Kinde, und aus Gußeisen auf den gräflich Salm'schen Werken in Blansko gemacht worden. Den Untersatz umfängt ein viereckiges, eisernes Gitter. Die Inschrift lautet:

„Terminus Beneficii Neudeg. Monast B. M. ad Scot.“

Ungarische Hofkanzlei (Königl.)

Sie erhebt sich in der vordern Schenkenstraße (47) auf der Stätte des alten Graf Windischgrätz'schen Hofes, und wurde in ihrer gegenwärtigen, imposanten Gestalt 1767 unter Maria Theresia erbaut, wie es die Inschrift bezeuget:

Aedes
Difundis et faciundis
Hungriae rebus,
Magnoque regis Sigillo
Sacrae,
Quae modernam induere formam
Dum
SaLVa AVgVsta RegIna MarIa
TheresIa sVIs restItVta
FeLIX LaetatVr popVLVs
GaVDet HVngarIa.

Die schöne Freicemalerei im Rathsaale ist von Maulbertsch.

Ungarischer Gardepallast.

Dieser prächtige Pallast mit ausgebreiteten Nebengebäuden und Stallungen gehört zu den schönsten Gebäuden der Hauptstadt. Er ist Nr. 1 der Vorstadt St. Ulrich, liegt hart am Glacis und macht Front gegen die Stadt. Früher war er der Gartenpallast der ausgestorbenen fürstlichen Familie Trautson und ward unter Carl VI. erbaut und zwar nach Plänen Fischers von Erlach. Als Maria Theresia 1760 die ungarische Adelgarde errichtete, erkaufte sie diesen, im Angesichte ihrer Burg liegenden Pallast für dieselbe. Diese herrliche Leibwache wird von den Ständen Ungarns unterhalten, und der Capitän ist immer ein Großwürdenträger des Reichs. Die Garden selbst sind junge Edelleute aus Ungarn und seinen Nebenländern. Sie haben Lieutenantsrang und werden nach einigen Dienstjahren in der Garde entweder in der Armee oder in der Civiladministration Ungarns angestellt. Ihre Uniform ist nationell und prachtvoll. Dolman und Beinkleider roth mit Silber, Schabrake grün mit Silber. Bei großer Gala erscheinen sie mit Tigerfellen über der Schulter. Am 23. Sept. 1760 leistete diese Garde in Preßburg den Eid, und paradirte am 1. Oct. d. J. bei Gelegenheit des Einzugs der Prinzessin Isabella von Parma, Braut Joseph des II., zum ersten Mal öffentlich. — Unter den ersten Garden befanden sich Männer, die ihrem Vaterlande auch in literarischer Beziehung Ehre machen, z. B. Abraham von Barcian, Alexander von Barczy und Georg von Bessenyi.

Unger (Caroline),

geboren in Wien 1800, wo sie ihre musikalische Bildung erhielt und 1819 als Cherubin in Mozart's Hochzeit des Figaro debutirte. Unter Barbaja ging sie zur ital. Oper über und folgte ihm auch 1825 nach Italien. Sie sang in allen großen Städten daselbst mit wahrhaftem Furore und kehrte 1837 nach Wien zurück, wo sie bei der ital. Oper mitwirkte und Enthusiasmus erregte. In Dresden sang sie 1840 und 1841, wo ihr eine gleiche Aufnahme zu Theil wurde. Sie verließ 1842, nachdem sie sich früher vermählt und den Namen Unger-Sabatier angenommen hatte, die Bühne gänzlich. Sie besaß eine schöne, reine und umfangreiche Stimme, eine Fertigkeit und Gewandtheit, die jede Schwierigkeit spielend überwand, einen eben so kunstgerechten als seelenvollen Vortrag; dazu war sie mit körperlicher Schönheit und mit dramatischen Talent gleich reichlich ausgestattet; früher vorzugsweise in der komischen Oper wirksam, ging sie in der letzten Zeit zur tragischen über, und entwickelte in der Darstellung hochtragischer Momente eine wahrhaft erschütternde Gewalt. Die Einwohner von Bologna verehrten ihr nach der Vorstellung der Oper la Straniera einen Ring, welchem das Anagramm ihres Namens eingegraben war:

„Regni al Cor, von-Caroline Unger."

Universität.

Über den ersten Platz, wo sich die Universität zur Zeit ihrer Gründung befand, herrschen seit Laz bis heute verschiedene Meinungen. Laz setzt sie neben die Augustiner; Andere, auf Herzog Rudolphs Stiftsbrief gestützt, neben die Minoriten zwischen die Burg und das Schottenkloster. Gewiß ist, daß Albrecht III. sie im 19. Jahre ihres Bestandes in die Nähe der Dominikaner verlegte; er kaufte dort für diese wichtige Anstalt drei weitläufige Gebäude (wovon eines der ältere Lilienfelderhof war), beiläufig an derselben Stelle, wo diese Hochschule seit einem halben Jahrtausend blüht.

Das Gebäude der heutigen Hochschule

ward unter Maria Theresia 1753 angefangen und 1755 vollendet. Die erste Vorlesung wurde darin 1756 gehalten. Es steht auf dem, von ihr genannten Universitätsplatz, hat aber auch schöne Fronten in die obere und untere Bäckerstraße. Es ist zwei Stockwerke hoch und in einem edlen Styl gebaut. An der Hauptfronte ist das Haupthor, doch sind auch Eingänge in die genannten Straßen. Die geräumige Halle des Erdgeschoßes tragen 29 Säulen. Hier sind die Hörsäle für die chirurgischen Wissenschaften, für einige Branchen der Medicin, das Versammlungs- und Prüfungszimmer der medicinischen Fakultät, das anatomische Theater, das chemische Laboratorium u. s. w. — Im ersten Stockwerke befindet sich der schöne, große, 3816 Quadratfuß Bodenfläche enthaltende Saal zu den höheren akademischen Feierlichkeiten. Die Fresken darin sind von Gregor Guglielmi. In diesem Stockwerke sind auch die Hörsäle der Rechtswissenschaften und der Physikalische. — Im zweiten Stockwerke ist der große medicinische Hörsaal mit den Broncebüsten Joseph II. und van Swietens von Messerschmidt. Hier befinden sich auch die Sammlungen der anatomischen Präparate u. s. w. Ganz oben ist die Sternwarte. Die Inschriften an dem Gebäude lauten:

1.

Franciscus I. Maria Theresia Augg. scient. et art. restitut. posuerunt MDCCLIIII.

2.

Deo victori triumphatori opt. max. tropheum hoc in memoriam B. Virginis SSq. Ignatii et Francisci Xaveri Ferdinandus II. Imperator mandav. MDCXXVII.

Die Wiener Hochschule ist eine der ältesten von Europa; gegründet ward sie von Kaiser Friedrich II. 1237, aber als eigentliche Hochschule durch Rudolph IV. 1365. Ferdinand I. übergab sie 1622 den Jesuiten, welche sie nach ihrem Lehrplan einrichteten. Die Sternwarte wurde 1755 beigefügt. Gerhard van Swieten reformirte die Universität unter Maria Theresia 1756. Unter Leopold II. ward sie unter die n. ö. Stände aufgenommen, wo sie der jeweilige Rector auf der Prälatenbank repräsentirt. Sie ist in vier Facultäten (theologische, juridische, medicinische, philosophische) und in vier Nationen (österr., rheinische, ungarische und sächsische) eingetheilt. Jede Fakultät hat ihren Schutzheiligen, die theologische den heil. Thomas von Aquin, die juridische den heil. Ivo, die philosophische die heil. Catharina und die medicinische die h. h. Cosma und Damian. Den 27. Sept. 1727 hielt der Medicuer Adam Jos. Bernecker zu Ehren seines Patrons eine Lobrede, worin er zu beweisen suchte: *quod aeterno veluti numinis decreto statutum sit, sanctorum inter consortium seu locandum, sive ex expletae sanctitatis vota condecorandum fore vix aliquem, quin saltem quodammodo medici obivisset munus.*

Universitätskirche.

Diese Kirche gehörte vormals den Jesuiten und Joseph II. übergab sie den Zöglingen des Seminariums für Weltpriester. Als dieses aufgehoben wurde, ward dieser Tempel vorzugsweise zum Gottesdienste der Universität bestimmt. Sie ist schön, groß, und wird den schönsten Kirchen Wiens beigezählt. Außer dem Hochaltar hat sie sechs Seitenaltäre, deren Gemälde, so wie die Fresken der Kuppel Kunstwerke des wackeren Malers Pozzo aus dem Jesuitenorden sind. Die Fresken wurden 1835 unter der Leitung des k. k. Bildergallerie Directors, Peter Krafft, restaurirt, und die ganze Kirche renovirt. Die Altarblätter sind: Maria Himmelfahrt am Hochaltar; an den Seitenaltären: der sterbende Joseph, St. Leopold, St. Anna, St. Catharina, St. Franziscus Borgia, der heil. Schutzengel und St. Ignaz von Loyola.

Am 29. Juni 1698, als dem Peterstage, hörte der Czar Peter in dieser Kirche die Predigt des Jesuiten Wolf in böhmischer Sprache, die mit dem Wunsch endigte: „wie der Allmächtige dem Apostel„fürsten Petrus die Schlüssel des Him„melreichs vertrauet hat, so wolle er auch „dessen ruhmbekrönten Namensverwandten „den Hauptschlüssel verleihen, das tür„kische Reich zu eröffnen.“

Die Kirche besaß viele Reliquien und Heiligthümer; dazu gehört ein wunderthätiges Frauenbild, welches in Westindien große Wunder gewirkt haben soll. Von dort kam es nach Spanien, und durch die Kaiserin Maria, Gemalin Ferdinand des III., welche eine spanische Infantin war, nach Wien. Sie schenkte es der Gräfin von Wallenstein, die es dem Pater Franz Menegatti, Leopold des I. Beichtvater, mit dem Beding verehrte, es zur öffentlichen Verehrung auszusetzen.

Unterstützungs- und Pensions-Verein (für Lehrgehilfen in Wien).

Dieser Verein trat mit Bewilligung der n. ö. Landesstelle vom 28. Dezember 1842 in Wirksamkeit; sein Begründer und erster Director ist Hr. Joseph Kaiser, fürsterzb. Consistorialbeamter in Wien, der so thätig war, daß der Verein laut dem dritten Jahresberichte 1846 schon ein reines Vermögen von 12575 fl. 20 kr. C. M. besaß und ein jährliches Einkommen von 200 fl gesichert ist, wovon nach den Statuten jährliche und bleibende Unterstützungen von 40 fl. C. M. und zeitliche Unterstützungsbeiträge in Krankheitsfällen geleistet werden. Präses des Vereines ist Hr. Joseph Piller, inful. Prälat und Domscholaster bei St. Stephan.

Ursulinerinnen (Kirche und Kloster der).

Diese Klosterfrauen sind älter in Wien als die Salesianerinnen. Sie wurden aus Lüttich, wo sie heimisch waren, 1664 von Ferdinand des III. Witwe, Eleonora von Mantua, eine der frömmsten Frauen ihrer Zeit, nach Wien berufen. Sie kamen, ehe noch ein Klostergebäude für sie ausgemittelt war; sie nahmen daher ihre Wohnung in einem Privathause in der Dorotheergasse. Erst 1675 bot sich die Gelegenheit dar, ihnen ihr jetziges Kloster mit der Kirche zu verschaffen; man hatte dazu sieben Bürgerhäuser in der Johannesgasse angekauft. Sie begannen sogleich den Unterricht der Mädchen, womit sie noch fortfahren. Auch nehmen sie Kostfräulein auf. Das Klostergebäude ist ein großes, mächtiges Haus, welches nebst der Kirche in der Johannesgasse Fronte macht, sich aber auch auf der Seilerstätte hinzieht. Die Kirche ist ziemlich groß, schön und reich verziert und strahlt von Reinlichkeit, worin keine andere Kirche sich mit ihr vergleichen kann. Besonders ausgezeichnete Kunstwerke in Sculptur und Malerei besitzt sie nicht; gleichwohl ist das Hochaltarblatt, ein Werk Spielberger's, beachtenswerth. Die übrigen sieben Altäre, die Marter der heil. Ursula, St. Angela, St. Ignaz, die unbefleckte Empfängniß, St. Jakob, St. Johann und der leidende Heiland sind von unbekannten Meistern und weniger beachtenswerth.

V.

Veit (St.).

Am rechten Ufer der Wien hinter Hietzing liegt in einer höchst malerischen Gegend das alte Dorf St. Veit, welches mit Lainz eine Herrschaft bildet, und das Wiener Erzbisthum, dessen Vorsteher auch Eigenthümer des dortigen Schlosses ist, als Grundherr anerkennt. Das Schloß und die mitten im Orte auf einer Anhöhe stehende schöne Pfarrkirche mit ihrem blechbedeckten Thurm fallen schon in der Ferne angenehm in's Auge. Unter der Kirche befindet sich eine unterirdische Kirche, in welche man aus dem Presbyterium hinabsteigt. — Die Veste oder das Schloß schenkte schon Rudolph VI. seinem neuen Dom bei St. Stephan; sie gehörte früher seiner Tante, der Königin Agnes von Ungarn, Tochter des von Johann von Schwaben erschlagenen Kaiser Albrecht des I. — Die Franzosen verheerten den Ort 1809 auf eine barbarische Art. Sie zerstörten, was nicht fortzubringen war; ihre Raubsucht grub sogar die bleiernen Röhren aus, welche das Wasser in den früher so herrlichen Springbrunnen des Schloßgartens leiteten. Der damalige Fürsterzbischof ließ zwar 1817 das zerstörte Schloß herstellen, dem Garten aber, welcher dem öffentlichen Besuche frei gegeben ist, konnte der großen Kosten wegen sein früherer Glanz nicht mehr gegeben werden. — Unter-St. Veit, gewöhnlich Neudörfel genannt, liegt gegen Hietzing, hart an der Straße, eine Viertelstunde von der Mutterkirche entfernt, und ist eine Schöpfung unseres Jahrhunderts; 1803 entstanden auf dem, auf 100 Häuser bemessenen Raum, die ersten Häuser. Die sogenannte Feldmühle ist das älteste Gebäude dieses Theils von St. Veit, sie steht gegen die Wien und war vormals das einzige Haus dieser Gegend. Zu den nächsten Ausflugspunkten gehört bei Ober-St. Veit das Gasthaus zur Einsiedelei. (Siehe das.)

Vels (Leonhard Freiherr von).

Zu den beachtenswerthesten vaterländischen Feldherrn des 16. Jahrh. gehört Leonhard II. aus dem tirolischen Geschlechte von Vels (Völs) oberhalb Botzen, der Oberstlhofmeister und Landeshauptmann an der Etsch war. Ein Sohn Michaels Freih. von Vels und der Regina von Cles wurde er um 1497 geboren und fing unter Georg von Freundsberg in Italien zu dienen an. Das Feld seines Ruhmes ist aber Wien und Ungarn in den Kriegen Ferdinand des I. wider den Gegenkönig Zapolya und die Türken. Schon im Treffen bei Szinyn in Oberungarn am 8. März 1528 war er nach Joh. Katzianer der erste Mann und übernahm, als dieser in Tyrnau krank war, im August das schwierige Interims-Kommando über die meuterischen Kriegsknechte. In Wien's Belagerung 1529 war ihm mit seinen 7 Fähnlein Veteranen der Posten bei der Burg und dem Burgthor bis

zu den Schotten anvertraut, den er auf das Tapferste gegen Suleiman vertheidigte. Später war Vels Obersthofmeister des Königs und mit Wiens Befestigung beschäftigt. Erst 1543 übernahm er wieder das Kommando, welches Joh. Freih. von Ungnad niedergelegt hatte. Er starb unvermält den 10. Nov. 1545. Er ruht wahrscheinlich im St. Stephansdome in Wien, wo er unweit des Grabmals Friedrich des III. ein sehr schön gearbeitetes Grabmal von röthlichem Marmor hat. Der Feldherr steht in nicht voller Lebensgröße, vorwärts gekehrt mit edler männlicher Miene in voller Rüstung, in der rechten Hand die Fahne, auf der Christus am Kreuze vorgestellt ist, zum Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit bereit haltend und die linke auf den Degengriff gesenkt. Auf einer der zwei Inschrifttafeln stehen auf seinen Namen anspielend die Disticha:

Ut Leo magnanimus confertum fertur in hostem,
In bello talis dux Leonarius erat;
Ac velut ingentes durissima negligit ictus
Petra, sic hostiles pertulit ipse minas.

Der poetische Graf Niklas von Arco (gest. 1546) hat den Tod seines Freundes mit einer lateinischen Ode und 18 Epigrammen gefeiert. Um Wien hat Vels das größte Verdienst, daß unter seiner Leitung die Stadt befestigt wurde. Ehedem war auf der Dominikaner-Bastei eine von Laz verfaßte lateinische Inschrift in Stein gehauen, welche die Verdienste des Vels rühmte. Die vom Palais des Erzherzogs Carl gegen das Glacis hinaus vorspringende Bastei nennt Hirsvogel (gest. 1553) auf seinem 1547 herausgegebenen Plane von Wien: „Herrn Linhart Freih. von Fels berathschlagte Pasthei.“

Versatzamt (K. K.).

Unter Joseph I. entstand 1707 das erste Versatz- und Fragamt. Es bestand Anfangs in der Annagasse im Hause des Statthalters, Grafen von Weltz, Freiherrn von Eberstein und Spiegelfeld, eines großen Menschenfreundes, der sein Haus dem 1693 zu Grunde gegangenen großen Armenhaus in der genannten Gasse vermachte. Unter Joseph II. erhielt das Versatzamt sein jetziges Lokal im aufgehobenen Dorotheerstifte (1112), dessen herrliche Kirche zum Magazin verwendet wird. Diese Anstalt leiht auf solche bewegliche Güter, die dem Zerbrechen und Verderben nicht unterworfen sind und deren Aufbewahrung leicht ist. Die Pfänder können 1 Jahr 2 Monate darin gelassen werden, nach deren Ablauf und vorhergegangener öffentlicher Erinnerung sie versteigert werden. Nach Abzug der Pfandsumme und der Zinsen (bei Pretiosen 6%, bei Effekten 5%) erhalten die Eigenthümer den Rest zurück. Das Amt ist an allen Wochentagen, Sonnabend ausgenommen, von 8 — 2 Uhr offen. Das Gebäude wurde 1840 durch Aufsetzung eines Stockwerkes vergrößert und die Zahl der Beamten vermehrt, um die Manipulation zu beschleunigen.

Versicherungsanstalt (Allg. wechselseitige Capitalien- und Renten-).

Das Bestreben dieser 1840 entstandenen Anstalt (hohe Brücke 355) geht dahin, allenthalben wohlthätig in's Leben einzugreifen. Ihr Vorzug liegt darin, daß sie auch Personen, die von den unbedeutenden Früchten ihres Fleißes leben, zugänglich ist. Diese können in der 2. Abtheilung oder dem Lebenversicherungs-Vereine ihren Angehörigen, die durch den Tod ihres Ernährers verlassen wären, ohne bedeutende Anstrengung namhafte Summen versichern. So kann ein 25 Jahr alter Mann, durch vierteljährige Einzahlung von 32 Kreuzern für den Fall seines Todes einen Betrag von 100 Gulden versichern. — Die 6. Abtheilung bildet eine wechselseitige Ver-

ſorgungs-Anſtalt, wo jeder Beitretende ſich für ſeine Lebensdauer jährlich ſteigende Renten durch die Einlage von 20 fl. ſichern kann. Die Rente wird dem Mitgliede erſt dann ausgezahlt, wenn ſie für eine Einlage 1 fl. (5%) beträgt; bis dahin wird ſie dem Stammkapitale der Klaſſe, zu welcher das Mitglied gehört, zugeſchrieben. Dieſe Rente ſteigt durch das Abſterben der Mitglieder immer mehr, bis alle noch nehmende Theilhaber für ihre Einlage von 20 fl. eine jährliche Rente von 50 fl. erhalten. Wenn ein Mitglied ſtirbt, ſo erhalten die Erben die Einlage nach Abzug aller der bereits bezogenen Dividenden zurück. Dieſe Einlagen können für eine Perſon beliebig vervielfältigt werden. — In der 1. Abtheilung kann man Kapitalien von 10 fl. bis 20000 fl. ſicher ſtellen, welche ausgezahlt werden, wenn eine Perſon nach Ablauf der bedungenen Zeit noch am Leben ſein wird. — Die Anſtalt erfreut ſich des Protektorates S. E. des Herrn Staats- und Conferenz-Miniſters, Grafen von Kolowrat.

Verſorgungsanſtalt (Allgemeine).

Sie iſt mit der öſterr. Sparkaſſe vereinigt. Alle Perſonen, welche im Laufe eines Jahres Einlagen machen, bilden eine Rentengeſellſchaft, welche mit den andern Jahresgeſellſchaften nur dadurch zuſammenhängt, daß bei dem Abſterben der Einen alle Übrigen in den Beſitz ihres Vermögens gelangen. Jede Geſellſchaft zerfällt in ſieben Claſſen, und zwar:

1. wenn der Einleger unter 10 Jahre,
2. " " " " 20 "
3. " " " " 35 "
4. " " " " 50 "
5. " " " " 60 "
6. " " " " 65 " und
7. " " " über 65 " alt iſt.

Wer eine volle Einlage von 200 fl. macht, hat ſogleich Anſpruch auf eine lebenslängliche, immer ſteigende Rente (Dividende), welche urſprünglich jährlich beträgt:

1. Klaſſe	4 %	—	8 fl.	— kr. C. M.
2. "	4½ "	—	8 "	30 " "
3. "	4½ "	—	9 "	— " "
4. "	4¼ "	—	9 "	30 " "
5. "	5½ "	—	11 "	— " "
6. "	6 "	—	12 "	— " "
7. "	6½ "	—	13 "	— " "

Jene, welchen es ſchwer fällt, 200 fl. auf einmal einzulegen, können es theilweiſe thun, und zwar in den 5 jüngeren Klaſſen wenigſtens zu 10 fl., in der 6. wenigſtens 50 fl. und in der 7. wenigſtens 100 fl.; dieſe Einlagen können dann durch Theileinlagen von wenigſtens 2 fl. ergänzt werden. Der Dividendengenuß fängt an, wenn die Einlage ergänzt iſt. Es ſteht jedem Theilnehmer frei, ſo viele volle Einlagen für ſich oder für Andere zu machen, als er will; theilweiſe Einlagen dürfen aber in einer Jahresgeſellſchaft nur für dieſelbe Perſon

in der 1. Klaſſe höchſtens 35,
" " 2. " " 30,
" " 3. " " 25,
" " 4. " " 20,
" " 5. " " 15,
" " 6. " " 10,
" " 7. " " 5

gemacht werden.

Die Dividende erhöht ſich nach Maßgabe des Zuſammenſchmelzens der Theilnehmer einer jeden Jahresgeſellſchaft immer, und ſie kann nach den Statuten für eine volle Einlage jährlich 500 fl. erreichen.

Verſuchsgarten (der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft).

Er befindet ſich in der Haltergaſſe auf der Landſtraße, iſt ein Theil des ehemaligen Kaiſergartens und wurde der Geſellſchaft von S. M. dem regierenden Kaiſer geſchenkt. Der Garten iſt eine ſehenswerthe Anlage, deren Beſuch Fremden je-

doch nur in Gesellschaft eines Vereinsmitgliedes gestattet ist. Diesen ist er täglich geöffnet.

Vicedomhaus.

Dieses stattliche Gebäude (564) bildet einen Durchgang vom Petersplatze in die Spänglergasse; es ist das alte Hubhaus, wo der landesfürstliche Hubmeister die herzoglichen Huben verwaltete. Es hatte früher nur zwei Stockwerke und an der Ecke gegen das nebenstehende Pfarrhaus (573) von St. Peter einen Thurm; in seiner vorigen Gestalt kommt es in Kleiner's Abbildungen (Theil V. Blatt 1) vor. Das Haus gehört dem Staatsschatze und dient zur Unterkunft der k. k. Polizei-Oberdirektion.

Vitez (Johann)

gehörte zu einem armen, adeligen Geschlechte in Sirmien, Andere sagen in Slavonien oder Dalmatien; er war Bischof zu Vesprim und erhielt um 1490 vom Könige Maximilian das Wiener-Bisthum, worin er vom Papste Alexander VI. den 8. Febr. 1493 bestätigt wurde. Als Bischof dieser zwei Sitze wird er unter andern Zeugen in Kaiser Maximilians Bestätigung der Freiheiten des Bisthums Sekau v. 14. Dez. 1493 angeführt. Da er das Bisthum Vesprim beibehielt, so pflegte er sich vom Wiener nur Commendator oder Administrator zu schreiben. Er erneuerte 1493 die Verordnung seiner Vorfahren, daß in der ganzen Wiener-Diöces das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä vom ganzen Volke mit Unterlassung aller knechtlichen Arbeit gefeiert werden soll. Seine Bemühungen für die Aufnahme der Kirche waren so groß, daß ihm sogar die Feinde des kath. Glaubens dieses Lob zuerkannten. Er starb 1499.

Vließ (Orden vom goldenen),

den 10. Jänner 1430 vom Herzog Philipp von Burgund, am Tage seiner Vermälung mit Isabella von Portugal gestiftet. Schutzpatron des Ordens ist der heil. Andreas. Die Statuten sind vom 27. Nov. 1431 aus Lille datirt. Als Carl der Kühne bei Nancy den 2. Jänner 1477 blieb, ging das Großmeisterthum in Gemäßheit der Statuten durch dessen einzige Tochter und Erbin, die Gemalin des Erzherzogs (nachmaligen Kaisers) Maximilian (I.) mit den burgundischen Niederlanden an das Haus Österreich über. Nach der Thronentsagung Carl des V. (1556) blieb die österr.-spanische Linie dieses Hauses im Besitze des Ordens; als diese aber den 1. Nov. 1700 mit Carl II. ausstarb, nahm sowohl Carl III. (nachmals Kaiser Carl VI.), als König Philipp V. das Recht auf den Orden in Anspruch. Carl nahm, als er Spanien verließ, das Ordensarchiv mit und erklärte sich, als Besitzer der Niederlande, zum einzig rechtmäßigen Oberhaupte des Ordens, dessen Erneuerung er den 30. Nov. 1712 zu Wien feierte, indem er mit allen Rittern in der Ordenstracht mit großem Gepränge nach St. Stephan zog. — Philipp V. von Spanien legte sich ebenfalls die Großmeisterwürde bei. Nach Carl des VI. Tod übertrug Maria Thereſia das Großmeisterthum ihrem Gemale, Franz I., wogegen Philipp wieder 1741 protestirte. Seitdem ernennen die Regenten beider Staaten, unter Ertheilung fast gleicher Ordenszeichen, Ritter des goldenen Vließes. — Die Zahl der Ritter ist unbestimmt; kein Ritter, mit Ausnahme regierender Häupter, soll neben diesem einen anderen Orden tragen. Das Zeichen besteht in einem goldenen Lamm- oder Widderfelle mit einem goldenen und blauemaillirten Feuerstein darüber mit den Worten:

Pretium laborum non vile.

Im äußeren Saume des Ordensmantels sind die Worte:

Je l'ay empris (ich habe ihn angenommen).

Das Fest wird am St. Andreastage oder am darauf folgenden Sonntage gefeiert.

Volksgarten.

Er befindet sich nächst der k. k. Burg, und besteht aus Alleen von Pappeln, Linden, Rüstern und Spitzahornen mit abwechselnden Rasenplätzen, wobei jede Steifheit der Form vermieden ist. Die Stelle dieses Gartens nahmen vormals die Befestigungswerke der Stadt und der alte Wallgraben ein. Er verdankt sein Dasein der 1809 von Napoleon angeordneten Sprengung der Stadtmauern. Die Höhe der Anschüttung des Gartenbodens ist gegen 24 Fuß und jene des ihn umschließenden Erdwalls 36 Fuß. — Den Mittelpunkt des Gartens ziert der Theseustempel; links erhebt sich das untere Cortische Caffehhaus, von Peter Corti 1822 erbaut. Es ist auf drei Stufen erbaut und bildet einen halbkreisförmigen, gedeckten Portikus, der an der Außenseite von 62 jonischen Säulen getragen wird, mit auf zwei Eckpfeilern und zwei ähnlichen Säulen ruhenden Fronten. Die Höhe einer Säule beträgt 13, der Durchmesser 1½ Fuß. Die inneren Wände sind mit den Ebenbildern JJ. MM. und schönen Spiegeln geschmückt. Der Plan des Gebäudes ist vom Hofbaurathe Peter von Nobile. Zur Abendzeit wird der Garten von mehr als 200 Laternen beleuchtet. Diese Anlage vertritt als Promenadeort die Stelle der ehemaligen Burgbastei (siehe das.) und ist ein abendlicher Vereinigungspunkt der eleganten Welt. Dem Caffehhause gegenüber an der Mauer des Stadtwalls befindet sich das Lokale des Kunstvereines und darunter die Brunnstube der kaiserl. Wasserleitung.

Vorlauf (Conrad).

Der 7. Juli 1408 war für Wien ein Tag des Entsetzens. In den Unruhen, welche wegen der Vormundschaft des jungen Herzogs Albrecht des V. herrschten, wurde zu ihrer Beilegung am Palmsonntag ein Landtag zu St. Pölten gehalten, wozu die Stände und die Städte Abgeordnete schickten. Als die Wiener Abgeordneten zurückkehrten, wurden sie bei Purkersdorf von einer starken Gegenpartei überfallen, wobei Conrad Vorlauf, Bürgermeister von Wien, ein erfahrener und in Waffen geübter Mann, Johann Rock, Niklas Unterhimmel, Conrad Rampersdorfer und andere Rathsglieder gefangen und Niklas Flußart erschlagen wurde. Am obigen Tage ließ sie Herzog Leopold, einer von den heftigsten Mitbewerbern um die Regentschaft, auf dem Schweinemarkt (Bürgerspitalsplatz) enthaupten. — Als der Scharfrichter den alten Rampersdorfer zuerst vornehmen wollte, trat der großherzige Bürgermeister Vorlauf vor und sagte: „Ich bin euer Rathgeber, Führer und Vorläufer für die Rechte unseres rechtmäßigen Fürsten gewesen, womit wir den Tod nicht verdient haben; da es aber doch mit uns so weit gekommen ist, so geziemt es sich auch, daß ich mich zuerst aufopfere, und auch, wie mein Name lautet, zu Tode vorlaufe.“ — Diese bedauerliche Begebenheit ist im Dome zu St. Stephan unter dem Grabe Friedrich des III. auf einem Marmorstein in folgenden Versen eingegraben:

Sta, te, plange, geme, mortalis homo, lege, disce
Quid labor atque fides, quid mundi gloria, quid spes
Prolis, divitiae, quid honor prosit, tributaque?
Ecce brevi sato tres cives cerne sepultos:
Conradum Vorlauf, Knux, Rompersdorfer et Hanns Rock,
Magnificos etenim cunctis hac urbe priores,
Officii celebres, quos ritus nomenque honoris
Emeritos vexit, fortunae sed rota fallax
Acephalos, furia dedit una, quos amor unus
Foedere civili conjunxit, sic quod utrique

Hic prior, ille prior, comendunt flectere colla.

Sustulit infaustum sed Vorlauff tunc prioratum.

Wösendorf.

In einer schönen Fläche außer dem Wienerberge zwischen den Schönbrunner- und Laxenburger-Alleen liegt dieses Pfarrdorf (auch Fesendorf), mit einem alten kaiserl. Schlosse und einer, den hh. Simon und Judas geweihten Kirche. — Das Dasein des Ortes ist durch ein halbes Jahrtausend erwiesen, denn 1269 schenkte der Münzmeister Chuno in Wien dem Johanniter-Orden in Wösendorf einen Hof und 1311 erscheint ein Wernhard de Vesendorf, Truchseß. Von den Türken wurde 1529 der ganze Ort so verwüstet, daß die Kirche 1545 noch eine Ruine war und die Gemeinde nach Brunn am Gebirge zum Gottesdienste gehen mußten. Seit dieser Zeit scheint die Pfarre eine Filiale von Atzgerstorf geworden zu sein. Zur Zeit der Reformation setzten sich protestantische Prediger hier fest, die unter dem Schutze der Herrschaftsbesitzer, das Schloß zu einem ihrer vorzüglichsten Sammelplätze machten. Caspar Erlbeckh, auch Herr von Schönau und Zwölfaxing war 1559 ihr eifrigster Unterstützer; ihm folgte 1571 Wilh. von Hofkirchen. Um seinen Prediger, Hanns Behemb zu erhalten, nahm er 1578 alle Kirchengüter an sich und beraubte das Gotteshaus aller Kostbarkeiten und priesterlichen Ornate. Unter seinem Schutze standen 1580 fünf protestantische Prediger. Obgleich Ferdinand II. der fremden Lehre 1625 Schranken setzte, so scheint sie demungeachtet sich hier länger, als anderswo erhalten zu haben, denn noch 1644 berichtete der Pfarrer, Georg Andreas von Strasoldo, daß in Wösendorf noch 187 Anhänger der neuen Lehre, meist Bauern, wären. — Erst 1673 entstand wieder eine eigene Pfarre; von der Herrschaftsbesitzerin, Margaretha Gräfin von Benquoy, gebornen Gräfin von Abensberg und Traun, wurde dem Pfarrer ein Bauernhaus angewiesen, das 1674 zu seiner Wohnung zugerichtet wurde. Die Türken legten den ganzen Ort 1683 in Asche und die neue Kirche wurde 1687 von dem Wiener-Bischof, Ernst Graf von Trautsen mit einem neuen Hochaltar und einer Kanzel geziert. Der Pfarrer Ubald Terry ließ 1717 den Hochaltar mit dem schönen Bilde der hh. Simon und Judas versehen und der Pfarrer Joh. Mich. Meschnigg 1746 den Thurm erbauen. Der vom Pfarrer Franz Ant. Holzhauser 1772 erbaute Pfarrhof wurde 1809 durch die Franzosen den Flammen Preis gegeben. — Die Kirche steht mitten im Orte auf einer Höhe und ist im modernen Style gebaut. Der Thurm ist mit Blech gedeckt und nebst dem Hochaltar sind darin noch zwei Seitenaltäre. In der Kirche befindet sich auch ein Sacramentarium und die Grabmäler eines Sohnes des David Ungnad Freiherrn zu Sonnegg, des Andreas Dadius und der M. Anna Freiin von Fleischmann. An der Außenmauer der Kirche, rückwärts des Hochaltars in einer Höhe von 7 Schuh ist der bekannte römische Grabstein, den Appia Cuma ihrem Vater Catejus und ihrem Bruder Verecundus setzen ließ, eingemauert. Er enthält zwei männliche Brustbilder und ist mit Laubwerk und kleinen Säulen verziert. Die Inschrift lautet:

Categus
Scali. F. et
Verecund
us. catei. F.
H. s. s.
Apia Cuma
Patri suo et
Fratri posui.

Das Schloß erhebt sich mitten im Dorfe von hohen, festen Mauern umgeben und mit einem ansehnlichen Garten versehen.

Seine Form beurkundet das hohe Alter des Gebäudes; die ersten Nachrichten davon aus dem 16. Jahrh. nennen 1545 den Herrn Hanns Matseber und 1559 Caspar Erlbeck als seine Besitzer. Nach ihnen kommen die Herrn von Hofkirchen. Als Adam von Hofkirchen den n. ö. Landschafts-Verordneten Freiherrn Niklas von Puchheim 1591 auf seinem Schlosse zu Mayd ermordet und sich geflüchtet hatte, trat sein Bruder Georg Andre v. H. im alleinigen Besitze von Vösendorf. Da er aber 1619 Ferdinand II. die Huldigung verweigerte, so verlor er all seine Güter, und Vösendorf kam an den Kaufmann von Krauseneck, der es an Lazarus Jenkel von Donnerswald verkaufte. Im J. 1683 war die Gräfin Margaretha von Longevel und Vouquoy Besitzerin. Unter ihr verheerten die Türken den Ort ganz. Sechs Bauernfamilien (Staufer, Weinknecht, Rauchenberger, Schmid, Stürmer und Knögl), die sich nach Steiermark geflüchtet hatten, fanden bei ihrer Rückkehr von den Bewohnern des Ortes nicht eine Person mehr am Leben. Diese Familien und fremde Ansiedler aus Schwaben, Baiern u. s. w. erhoben den Ort von neuem. — Vielfältig war seitdem der Wechsel der Eigenthümer. Unter der Gräfin Maria Josepha von Starhemberg, geborne Gräfin Jörger, wurde 1696 im Schlosse eine nicht mehr bestehende Capelle vom Wiener Bischof Kumel eingeweiht. In den ungarischen Unruhen 1705 — 1707 flüchteten sich alle Bewohner des Dorfes in das Schloß und Vösendorf wurde unter der Anführung des Müllermeisters Stauffer, durch aufgeführte Kanonen und Verhaue in solchen Vertheidigungsstand gesetzt, daß die ungarischen Völker es nicht anzugreifen wagten. Durch eine Feuersbrunst verlor der Ort 1738 63 Häuser. Die genannte Dame blieb 51 Jahre im Besitze der Herrschaft; diese fiel 1746 der Fürstin Maria Gabriela von Colloredo, und nach ihrem Tode 1793 ihren Erben zu. Ein großer Heuschreckenzug verfinsterte 1749 um Vösendorf die Sonne und konnte nur durch Glockengeläute, Schießen, Schreien und lautes Getöse vertrieben werden. Franz I. machte 1791 Vösendorf zur kaiserl. Patrimonialherrschaft, er verschönerte das alte Schloß, und widmete dasselbe 1811 und 12 der hier errichteten praktisch-ökonomischen Lehranstalt, welche der Regierungsrath, Peter Jordan zu leiten hatte. Im J. 1817 wurde ein neuer Meier- oder Kälberhof, eigends für die Zucht des jungen Rindviehes erbauet. Eine im Sommer 1820 zu Vösendorf gemachte Ausgrabung gibt Gewißheit über einen einstigen römischen Straßenzug von Wien über Carenburg gegen Odenburg. Die mehrere Fuß tief in der Erde aufgefundene, im k. k. Antikenkabinet befindliche Meilensäule gehört der Zeit der beiden römischen Imperatoren Philipp, Vater und Sohn (J. Ch. 244 — 249) an.

Imp. CaES. M. IVL.
PhilIPPUS PIUS felix
Aug. PONtifex MAXimus
Et M. JVL. PHILIppus
NOBILISSIMUS Caesar.

Vöslau,

im gemeinen Leben auch Feselau genannt, wohin auch die komischen Briefe des Hans-Jörgel von Gumpoldskirchen an seinen Schwager in Feselau addressirt sind, ist ein angenehmes Dorf, eine halbe Stunde südlich von Baden, ist bekannt durch seine Heilquelle, seinen herrlichen Garten und durch die köstliche Rebe, welche seine lieblichen Anhöhen bedeckt. Seit Errichtung der Eisenbahn hat sich die Zahl seiner Besucher sehr vermehrt. Der Ort ist sehr alt und wird schon im 12. Jahrh. genannt. Er gehörte abwechselnd verschiedenen Besitzern und kam 1764 an die Familie Fries. Nach einer

Veräußerung an den Freiherrn von Geymüller kaufte 1837 Graf Moriz von Fries dieſes Beſitzthum ſeiner Familie wieder an ſich. — Am Fuſe des ſogenannten Wöslauerkogels entſpringen zwei kryſtallhelle Quellen mit einer Temperatur von 20° R., welche ſich beſonders in vielen chroniſchen Leiden bei Kranken bewähren, welche entweder vollſaftig oder mit einer beſonderen Reizbarkeit des Blutgefäß- oder Nervenſyſtems behaftet ſind. Dieſe Schwefelquellen trieben früher eine Mühle; die eine füllt heute ein Baſſin, welches eine ſtark beſuchte Schwimmſchule bildet, die von 6 bis 11 Uhr Morgens und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr für die Herrn, und von 11 bis 2 Uhr für die Damen offen iſt. — Schloß und Garten ſind berühmt, und der letzte gehört zu den ſchönſten in Öſterreich. Er wird durch den von Gainfahrn herabfließenden kalten Bach und den Förnbach reich bewäſſert. Seine erſte Anlage geſchah 1780 — 1790 durch den Grafen von Fries, der auch das Schloß umſtaltete. Es war Anfangs eine kleine Waſſerburg. Auch der Freiherr von Geymüller hat viel für die Schönheit Wöslau's überhaupt gethan. Beſonders merkwürdig iſt im Garten die große Allee von herrlichen alten Fichten, ein künſtlicher Waſſerfall, eine zierliche Muſchelgrotte, die Ausſicht auf einer Erdhöhe und die ſchöne Blumenflora. — Weſtlich vom Dorfe liegt der Friedhof mit der Gruft der Grafen von Fries. Es befindet ſich darin das Grabmal des Grafen Johann v. F. und ſeines Sohnes Joſeph, aus Carrara-Marmor von Zauner und eine ſeiner beſten Arbeiten. Daneben ſteht die Büſte der Gemalin des Grafen Moriz, gebornen Fürſtin Hohenlohe-Schillingsfürſt. — Der Wöslauer Wein wird zu den vorzüglichſten des Landes gezählt. Herzog Carl von Lothringen verpflanzte hier zuerſt gegen Ende des vorigen Jahrh. die burgundiſche Rebe, welche trefflich gedieh. Nicht minder thätig waren die Grafen von Fries zur Veredlung dieſer Weine.

W.

Wagen-Luxus.

Wenn man die Menge und Verſchiedenheit der Wagen und Fuhrwerke ſieht, welche vom frühen Morgen bis tief in die Nacht in Wiens Straßen rollen, und ſich tauſendfach durchkreuzen, ſo muß man ſich wundern, daß auf den Trotteirs noch Fußgeher angetroffen werden und daß es überhaupt noch Leute gibt, die ſich in dieſes lebensgefährliche Durcheinander von rennenden Pferden und raſſelnden Rädern hineinwagen. — Cabriolets vom Lande und aus der Stadt, Fiaker, Geſellſchafts-, Zeiſel- und Steirerwagen, Tilburys, Caleſchen, Kutſchen, Coupés, Landaus, Berlinen, Diligencen, Einſpänner, Zweiſpänner, Poſtchaiſen mit vier Pferden, ſechsſpännige Hofequipagen — dies Alles fährt Tag und Nacht ineinander, untereinander, durcheinander, nebeneinander, aneinander und auseinander, bricht Achſen, Räder und Stangen, bleibt ſtecken, überfährt Menſchen und Thiere, wirft um, und verurſacht hundert Unfälle in unſerer ſehr belebten Hauptſtadt, welche ſchon der berühmte Aeneas Sylvius das Frauenparadies genannt hat, welche mit gutem Rechte aber ihren andern Namen „Pferdehölle“ verdient, und auch ganz füglich „Fußgängerhölle“ heißen könnte.

Der Fußgänger muß ein eigenes Studium daraus machen, wie er ſich durch die vielen engen Gaſſen und Gäßchen durchwindet, wobei er in ſteter Lebensgefahr ſchwebt, weil in Wien keine Bürgerſteige beſtehen, welche die Fuhrwerke hindern, bis an die Häuſer zu fahren. Was früher ein Gegenſtand des Luxus war, iſt gegenwärtig ein allgemeines Bedürfniß geworden. Die Zeiten ſind vorüber, wo mancher Fürſt zu Hauſe blieb, weil die Fürſtin mit der einzigen Kutſche ausgefahren war. Ein unbedeutender Wechſelmäkler an der Börſe und ein wohlhabender Bürger beſitzt heute zwei, drei Wagen, und zwar ſehr elegante.

Längſt verſchwunden ſind die alten Portchaiſen, die antiken, zweirädrigen Schiebkarren und Handwägelchen a la Rococo — „Vinaigrettes“ — genannt, worin ſich die rothbeabſätzten Damen noch zur Zeit Carl des VI. nach der alten Favorite auf der Wieden bringen ließen, um den Hofconcerten und Hof-Maskeraden beizuwohnen. Damals zählte man in Wien kaum 3000 Wagen; heutigen Tages gibt es deren zwanzig Tauſend. Vor Leopold I. hatte man faſt gar keine Wagen; die Straßen waren auch ſo eng, und in ſo erbärmlichem Zuſtande, daß die Wagen unmöglich hätten circuliren können. Die Reichen ritten damals auf Pferden oder Mauleſeln durch die Stadt, und alle Tage ſah man die ehrwürdigſten Amtsperſonen in dieſem Aufzuge vor die Gerichtsgebäude anlangen; von Überfahren und Niederführen wußte man noch nichts. Von dieſer Zeit an aber hat die Zahl der Wagen ſich jährlich vermehrt und es iſt heute damit ſo weit gekommen,

daß drei Viertheile der Straßen und öffentlichen Plätze von den Wägen in Beschlag genommen sind; sechstausend Privatpersonen haben eigenes Fuhrwerk und hundert Unternehmer stehen an der Spitze von ebensoviel Anstalten, welche das Befugniß der öffentlichen Miethwagen im Großen ausbeuten.

Wagen und Pferde — davon träumt und phantasirt jeder Großstädter. Dreißig Jahre mißt er in seinem Laden Perkal und Bänder auf dem Graben oder am Kohlmarkt, dreißig Jahre handelt er mit Syrop und Käse auf der Mariahilfer- oder Laber-Hauptstraße, blos um nach Verlauf dieser mittleren Dauerzeit des menschlichen Lebens das Vergnügen zu genießen, in eigener Equipage zu steigen und nach Hietzing oder nach Döbling zu fahren; denn er behauptet mit vollem Ernste auf dem Lande zu seyn, wenn er fünf und zwanzig Schritte von den Linien entfernt wohnt. Wagen und Pferde ist das erste, was ein durch glückliche Spekulation von gestern gleichsam auf der Dampfwagen-Eilfahrt reich gewordener Börsenmann sich anschafft, um nicht hinter seinen Collegen zurückzustehen. Wagen und Pferde verlangt jede Sängerin der Oper oder Ballettänzerin, die kaum den Augenblick erwarten können, in einem eleganten Schwimmer zur Probe zu fahren und die bescheidene Figurantin, welche zu Fuß geht, mit Koth zu bespritzen. Wagen und Pferde endlich wünscht sich das unschuldige Mädchen, welches aus Convenienz den ersten besten Mann nimmt, um die Modepromenaden des Praters im Monat Mai mitzumachen, und sich gemächlich in die Kissen eines zierlichen Landaus zurückzulehnen, auf dessen Hintersitz ein stattlicher Jäger mit langem wallenden grünen Federbusche eben so gemächlich die Arme kreuzt.

Der Satz, daß man in unsern Tagen schneller lebe als sonst, scheint nicht unwahr zu sein; die fieberhafte Thätigkeit, die uns beseelt, macht es uns unmöglich, den gemessenen und ruhigen Eierweibergang jener Transportmittel zu ertragen, welche der kalten phlegmatischen und abgezirkelten Vergangenheit, womit diese meinetene Langsamkeit in vollkommenen Einklang stand, genügten; daher will heut zu Tage alles fahren, und das dazu noch recht schnell und halsbrecherisch fahren.

So geschieht es, daß das Leben in Wien, wie in andern großen Hauptstädten, statt dahin zu fließen — pfeilschnell auf der Landstraße des Daseins fortrollt — bis endlich ein letzter, schwarz ausgeschlagener Wagen den unruhigen Reisenden aus seiner Wohnung abholt, und ihn auf die letzte Station bringt, wo er Zeit genug hat, sich von den, auf der holprigen Lebensstraße erlittenen Mühen und Rippenstößen zu erholen.

Wagram.

Dieser Ort liegt nördlich von Aspern und Rußbach und ist merkwürdig durch die Schlacht zwischen Österreich und Frankreich am 9. Juli 1809, auf welche ein Waffenstillstand und bald nachher der Friede folgte. Die genannten Orte sind die interessantesten Punkte des Marchfeldes, von dem Grenzflusse March so benannt, einer fünf Meilen langen und drei Meilen breiten Ebene, welche von dem Orte Bockflüß, der March, der Donau und der mittlern Kette des Hochleitengebirges begrenzt wird. Schon in der frühesten Geschichte (1267) war sie der Schauplatz des Kampfes zwischen Rudolph von Habsburg und Ottokar; eines Kampfes, den die vaterländischen Dichter Pyrker durch sein Epos Rudolphias, und Grillparzer durch seine Tragödie: Ottokars Glück und Ende, neuerdings in das Gedächtniß zu-

sen. — Das Jahr 1809 wiederholte den Kampf in riesigem Maßstabe.

Am 6. Juli wurde die Schlacht zwischen dem Erzherzog Carl und dem Kaiser Napoleon geliefert, in welcher mehr als 200,000 Mann und bei 800 Stück Geschütze einander gegenüber standen. Schon hatten die Österreicher auf dem rechten Flügel und im Zentrum große Vortheile erkämpft, und die Franzosen gegen die Donau zurückgedrückt, als der österreichische linke Flügel von Napoleon mit großer Übermacht umzingelt, und nach der tapfersten Gegenwehr zurückgedrängt wurde. Der Erzherzog zog sich auf der Pragerstraße in vollkommener Ordnung und unter immerwährenden Gefechten bis Znaim zurück, wo die Franzosen eine Niederlage erlitten und gleich darauf ein unerwarteter Waffenstillstand dem siebentägigen mörderischen Kampfe Einhalt that. Es ist bekannt, daß die sich zurückziehende, vom Platze verdrängte österreichische Armee mehr feindliche Gefangene und erbeutete Kanonen und Fahnen zählte, als die sie verfolgenden Franzosen.

Währing.

Dieser große Ort liegt knapp an der gleichnamigen Linie; er erkennt verschiedene Grundobrigkeiten an, und zählt 3000 Einwohner. Er besteht aus drei Hauptgassen, der Herrn-, Kirchen- und Feldgasse und einigen Nebengassen. Mitten hindurch fließt der Währingerbach. Die Kirche ist alt, sie wurde aber in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Grund aus neu erbaut. Der kaiserliche Rath Michael von Zollern, der sich durch verschiedene milde Stiftungen auszeichnete, legte im 89. Jahre seines Alters am 11. September 1753 den Grundstein dazu. Der Kirchthurm ist älter als die gegenwärtige Kirche. Er wurde 1528 erbaut und 1726 renovirt. Als eine Seltenheit bemerkt man dabei, daß die Kirche höher ist als der Thurm, den man auf der Feldseite gar nicht sieht, weil er von der Kirche verdeckt wird. An der Kirchmauer sind zwei eiserne Kugeln eingemauert, welche damals, als der Pulverthurm bei der Nußdorfer Linie in die Luft flog, hieher geworfen wurden. Die Kirche ist dem heiligen Laurentius und der heiligen Gertrud gewidmet, wovon Ersterer Pfarrpatron, Letztere aber Kirchen Patronin ist. Sie enthält fünf Altare. Währing ist ein alter Ort, man weiß aber weder von dessen Entstehung noch von der Herleitung seines Namens etwas anzugeben. Es war der Schauplatz kriegerischer Auftritte. Als Matthias Corvinus Wien belagerte, stand im Jahre 1485 eines von den drei Kriegsheeren hier, welche dazu bestimmt waren, von der Seite des Wienerberges bis gegen die Donau hin die Vorstadte einzuschließen und alle Zufuhr abzuschneiden. Dieses dritte Lager erstreckte sich von Währing bis zur Schanze am Sporkenbühel oder Himmelpfortgrund, und von da bis zur Donau.

Bei der zweiten türkischen Belagerung Wiens 1683 fiel in dieser Gegend ein sehr hitziges Gefecht vor, als am 12. September das christliche Heer den Ersatz von Wien bewirkte. Wahrscheinlich ist während der Belagerung Währing größten Theils zu Grunde gerichtet worden; es erholte sich aber bald wieder. Bei der großen Pest, welche in und um Wien 1713 herrschte, waren schon wieder 41 Häuser vorhanden. Seit dieser Zeit, also seit mehr als einem Jahrhundert, hat sich die Zahl der Häuser in Währing um mehr als viermal so viel vermehrt.

Waisenhaus.

Carl VI. hatte 1739 zum bessern Aufblühen aller Wohlthätigkeits-Anstalten in Wien eine eigene Hofkommission aufgestellt und den verdienstvollen Cardinal-Erzbischof

Grafen Kollonitz zum Präsidenten derselben ernannt. Ein Glied dieser Commission, der Domherr, nachmaliger Weihbischof, Anton Marxer, besuchte in der Charwoche 1742 das Arbeitshaus (dermalige Provinzial-Strafhaus) in der Leopoldstadt, welches damals zur Unterkunft der Waisen bestimmt war, und fand in einer abgelegenen finstern Kammer zwanzig Mädchen auf einer hölzernen Lagerstätte, krank, hülflos, und in Lumpen gehüllt. Durch diesen Anblick tief bewegt, eilte der alte Mann zu dem Wiener Kaufmanne (in der Folge Hofrath und Freiherr) Michael Kienmayer, einem eben so großen Menschenfreunde, welcher sich sogleich bereit zeigte, diesen Armen beizustehen. Er baute von Stunde an neben seinem Fabriksgebäude auf dem Rennwege noch ein zweites Haus, nahm die Waisen darin auf, verwendete sie zur Fabriksarbeit, und sorgte gegen einen Beitrag aus der Armenkasse für ihren Unterricht. Die fromme Bürgersfrau, Justina Sacher, erbot sich, die Kinder zu pflegen. Auf diese Art entstand in Wien das erste Waisenhaus, welches Pater Parhammer 1758 mehr ausbildete, und später der kais. Rath von Vierthaler zur Vollendung brachte.

Die Anstalt erhielt 1761 von Maria Theresia die kaiserliche Herrschaft Ebersdorf und ein Capital von 125000 fl. um Soldatenkinder zu erziehen und 1767 wurde die Chaos'sche Stiftung für 100 Knaben mit dem Waisenhause vereinigt. Theresiens Beispiel wirkte auf andere Wohlthäter so stark, daß schon 1768 700 Stiftlinge und 800 Waisen ernährt wurden.

Von 1742 — 1781 sind 25325 Waisen mit einem Aufwande von jährlich 600,000 Gulden verpflegt und unterrichtet worden. 1785 wurde von Joseph II. dieses Waisenhaus aufgelöset, und 1806 von Kaiser Franz I. in dem ehemaligen spanischen Spital unter Vierthalers Leitung wieder hergestellt.

Der Exjesuit und Frühprediger bei St. Stephan, Philipp Purtscher († 9. Decbr. 1795), bestimmte seine Verlassenschaft dem Waisenhause, damit die Kinder jeden 1. und 3. Sonntage eines jeden Monats eine vierte Speise (Braten oder Eingemachtes) bekommen sollen; sein Bildniß ist im dortigen Speisesaal aufgehängt.

Die heutige Waisenhauskirche zur heiligen Dreifaltigkeit wurde 1722 — 1724 erbaut, das schöne Seitenaltarblatt darin, St. Carl Boromäus, ist von Rothmayer, Es ist damit eine Hauptschule von 4 Klassen verbunden. Vorzüglicheren Talenten wird der Zutritt zu den lateinischen Schulen und in die Akademie der bildenden Künste gestattet. Das Gebäude faßt nur 350 Kinder und je nachdem das Bedürfniß wächst, werden bei 4000 außer dem Hause verpflegt, worüber zwei Aufseher bestehen. Im Hause selbst werden vorzugsweise jene Kinder aufgenommen, denen beide Eltern fehlen. Die andern erhalten bis an ihr 16. — 18. Jahr einen Verpflegungsbeitrag, worauf die Knaben zu Gewerbsleuten in die Lehre und die Mädchen in Dienste gegeben werden.

Wallnerstraße.

Sie läuft in beinahe gerader Linie vom Kohlmarkt bis zur Strauchgasse; diese Gegend hieß in der Vorzeit „wo der Wolf den Gänsen predigt," welche spaßhafte und bloß im Volkswitze der frühern Zeit gegründete Benennung sich noch im Schilde des Hauses Nr. 271 erhalten hat; man sieht hier, wie Meister Reinecke aus einem Buche von einer Kanzel herab einer Schaar Gänsen, die ihm mit offenen Schnäbeln anhört, einen Vortrag hält, womit er ihnen wahrscheinlich die Enthaltsamkeit an's Herz legte, wie aus dem Gegensatze eines im Hintergrunde an einer Tafel schwelgenden Rudels Füchse hervorgehen dürfte. Das Gemälde soll in der Reformationszeit entstanden sein, in welcher

das nahe liegende Landhaus weit vorzüglichere bildliche Vorstellungen aufzuweisen hatte. Die Wallnerstraße selbst hieß ursprünglich Wallichstraße von dem gothischen Worte Wallich, Fremd, weil hier meistens die fremden Fuhrleute ihre Einkehr nahmen. Von dem Worte Wallich stammt durch Corruption das Wort Wallisch, oder Wälsch, welches mit der Zeit vorzüglich auf die Italiener angewendet wurde und mit welchen es heute ganz gleichlautend ist. In dieser Gasse hatten vormals die Caprara (heute Geymüller), die Salm (später Khevenhüller, heute Palffy) und Lamberg (heute Czernin), und was noch heute der Fall ist, die Esterhazy ihre Herrensitze. Die Begebenheit, deren Schauplatz diese Straße den 13. April 1798 war, ist bereits bei den Geymüller'schen Häusern erzählt worden.

Waltersdorf (Wilderich Freih. von) war Domkapitular zu Mainz, 1667 Dompropst zu Speier und kais. geh. Rath; er verwaltete durch zwölf Jahre die Reichskanzlerstelle mit besondern Proben seines Verstandes. Wegen seiner Geschicklichkeit hat ihn Leopold I. zu dem Hirtenamte in Wien 1669 ausersehen. Eines seiner ersten Geschäfte war, die Einweihung der Servitenkirche in der Roßau, und des Xaverialtars in der akademischen Kirche. Anfangs vollzog er die bischöflichen Geschäfte selbst, doch öftere Krankheiten machten ihn bald unfähig hiezu; er mußte das Meiste durch seinen Weihbischof, Johann Schmitzberger, Abt zu den Schotten, verrichten lassen. Endlich nahm ihm eine langwierige Krankheit 1680 das Leben; sein Leichnam wurde bei St. Stephan in der großen Frauencapelle begraben.

Gegen die Armen trug er ein väterliches Herz und theilte ihnen viel Almosen aus; auch hat man bemerkt, daß die Neubekehrten vor andern seine mildreiche Hand erfahren haben. Die Kiesl'sche Stiftung im Convicte erneuerte er auf sechs junge Geistliche; sie ist 1758 auf die erzbischöfliche Kur übertragen worden. Unter ihm sind die Juden aus der Leopoldstadt abgeschafft und auf dem Platze der zerstörten Synagoge ist von Leopold I. 1670 der erste Grundstein zur Pfarrkirche gelegt worden. Von ihm ist auch die Bußprozession, die man jährlich am Freitage vor dem Palmsonntage hielt, 1674 wegen Unanständigkeiten abgeschafft worden. Sein Bruder und Erbe übergab dem Domcapitel 2000 Gulden auf einen Jahrtag, der noch gehalten wird, und 4000 Gulden der Kathedralkirche.

Walther von der Vogelweide.

Der Name dieses mittelhochdeutschen Lyrikers wird Vielen lieb und werth geworden sein, durch die vortreffliche Schrift Uhlands: „Walther von der Vogelweide ꝛc., geb. um das Jahr 1170 aus einer adeligen, doch wie es scheint, verarmten Familie, lebte er in der ersten Zeit seiner poetischen Thätigkeit am Hofe Friedrichs, des ältesten Sohnes Leopold des VI., Herzogs von Österreich, und er sagt in seiner naiven Ausdrucksweise, er habe in Österreich „singen und sagen“ gelernt. Als sein Gönner und Beschützer, von der religiösen Begeisterung seiner Zeit ergriffen, das Kreuz nahm und 1197 nach Palästina zog, um einem baldigen Tode zu erliegen, verließ W. den fürstlichen Hof zu Wien, zog singend und klagend über die Verwirrung des Reichs und der gesammten Zeit durch Deutschland, und fand später an dem prachtvollen Hofe Herrmanns, des Landgrafen von Thüringen, freundliche Aufnahme. Hier nahm er auch Theil an dem berühmten Sängerkriege auf der Wartburg. Als 1212 Friedrich II., der Hohenstaufe, nach Deutschland kam, brachten vielleicht ebensowohl Herrmanns Verwendung als

die ehrenhaften Gesinnungen Walthers, der stets auf Seiten der Hohenstaufen stand und laut über die Anmaßungen der Geistlichkeit Klage führte, den Dichter diesem Fürsten nahe, und er erhielt von ihm ein Reichslehen. Später wandte sich W. wieder nach Wien und nahm aller Wahrscheinlichkeit nach an dem Kreuzzuge Friedrich des II. 1228 — 1229 Theil. Bald nach Leopold des VII. Tode 1230, an dessen Hofe W. wohl gelitten war, scheint er sich nach Würzburg begeben zu haben und daselbst gestorben zu sein. Er war ungezweifelt der größte und gewandteste Lyriker seiner Zeit. Die Versmaße und Reimweise, in denen er eine bewundernswürdige Gewandtheit beurkundet, sind ungezwungen, natürlich und immer dem Gegenstande angepaßt, den sie besingen. Seine Sprache ist majestätisch und wieder sanft hinfließend in kosendem Geflüster. Namentlich zart und voll sprudelnden Witzes sind seine eigentlichen Minnelieder, die mehr gekannt zu sein verdienten, als es der Fall ist. Alle seine Zeitgenossen im Gesange preisen ihn, vorzüglich der liebenswürdige Gottfried von Straßburg in seinem Tristan. Neuerdings haben K. Lachmann, K. Simrock, W. Wackernagel und Uhland viel beigetragen, Walthers sinnvolle Gedichte auch unseren Zeitgenossen mehr ans Herz zu legen. Empfehlenswerth ist die höchst gelungene Übersetzung von Simrock, die 1833 in 2 Bdn. zu Berlin erschien.

Wasser-Glacis (Das)

befindet sich vor dem Carolinenthore und neben demselben geht der viel betretene Fußweg nach einem Theile der Vorstadt Landstraße. Man kann dieses Glacis ein grünes Vorhaus der Stadt oder den Hausgarten derselben nennen. Er ist auch der Lieblingsort von Groß und Klein, Alt und Jung; die bejahrte Welt begibt sich des Morgens dahin, um sich von Leber- und Milz-Verhärtungen zu befreien, die Kinderwelt Nachmittags, um auf den großen freien Plätzen sich in seinen Spielen zu ergötzen, und die elegante Welt des Abends, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Bequemlichkeit der Stadtbewohner, welche nur wenige Schritte vor das Thor zu setzen haben, und schon einen blumenduftenden, schattenreichen Garten, ein nettes Caffehhaus und eine erheiternde Musik finden, versammelt hier in der schönen Jahreszeit täglich zur Abendzeit mehrere tausend Personen.

Wasserkunst-Bastei.

Sie hieß ursprünglich die Heimersbastei und wurde 1551 nach Hirschvogls Plan aufgeführt. Man liest noch an ihrer Spitze die 1768 erneuerte Inschrift:

Ferdinandus Rom. Germ. Hung
Boe. ꝛc. Rex Inf. Hisp.
Aust. Dux. Burg. ꝛc. Sacri Rom.
Imp. Ord. et Statuum sumpt.
Constr^ui^ jussit
Anno Christi MDLI.

Sie hatte 1599 den Namen „Leiterungs-Bastei" von dem Thurme, der darauf stand, um das Wasser der Wien für den Hoflustgarten vor der alten Burg zu heben. Bei der türkischen Belagerung 1683 ging diese Wasserleitung zu Grunde. Heute, wo die Bastei von Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Carl als Gartenanlage benützt wird, hat sie noch den Namen der Wasserkunstbastei in Erinnerung an die bestandene Hebemaschine, deren schlanker Thurm vor einem Dezennium beinahe um die Hälfte abgetragen wurde. Angebaut ist das vormals Erdödy'sche, oder heutige Graf Kolowrat'sche Gebäude, welches früher das kais. Ingenieur-Staabs-Quartier war und auch so genannt wurde.

Weidling.

Auf der Nordwestseite des Kahlengebirges, eine halbe Stunde von Klo-

sterneuburg, liegt in einem ungemein lieblichen Thale das Dorf Weidling, dessen Ursprung sich in das hohe Alterthum verliert. In Urkunden wird es im 12. Jahrhundert zuerst genannt: es gehörte den Herrn von Wedenich (Weidling), welche Ministerialen der Babenberger waren, und im nächsten Jahrhundert erloschen. Mit ihnen hören bis 1596 alle Nachrichten von Weidling auf. In diesem Jahre erkaufte der Klosterneuburger Probst von dem Dorfmüller die dortige Mühle, deren großen Garten er zu einem Erholungsorte für die Stiftsgeistlichen bestimmte. Von hier an schweigt die Geschichte abermals bis 1713, wo in Weidling die Pest wüthete. Die Pfarre entstand im 15. Jahrhundert. Der Bürger, Andreas Lohner, von Klosterneuburg erbaute in Weidling 1407 eine Capelle, wozu der Probst Pierbaum den Grundstein legte, und die dem heiligen Petrus und der heiligen Catharina geweiht wurde. Aus dieser Capelle entstand die heutige Kirche, die Joseph II. 1783 zur Pfarre erhob. Der Hochaltar ist die Stiftung einer Frau Weigelmayer, welche ihn aus Dankbarkeit errichtete, als sie aus der türkischen Gefangenschaft durch die Trinitarier erlöset worden war. Das Altarblatt, Peter und Paul vorstellend, ist ohne Kunstwerth. Den Johannesaltar an der Epistelseite des Hochaltars stiftete der Dorfrichter Lorenz Lechner. Der Wienerbürger, Simon Kanessuth, stiftete die Kanzel, die Familie Managetta den Kreuzaltar an der Evangelienseite des Hochaltars, und Johann Knittl gab der Kirche die jetzige Größe und den zierlichen Thurm. Im J. 1817 wurde in diese Kirche das Madonnenbild des bekannten Jungfernbrünnels am Hermannskogel (siehe das.) gebracht, weil die Wallfahrten dahin zu ärgerlichen Auftritten Anlaß gegeben hatten. Der Ort besitzt mehrere schöne Landhäuser, wozu jenes der k.k. oriental. Akademie gehört.

Mehrere Wege führen nach diesem reizenden Dorfe. Der eine lenkt links von der Klosterneuburger-Allee ein; er heißt der untere Klosterneuburger-Weg. Man hat das Weidlingerthal nicht ohne Grund ein kleines Italien genannt; Rebenpflanzungen, üppige Wiesen, Bach und Hain wechseln hier in den angenehmsten Bildern ab. Der obere Klosterneuburger-Weg führt längs den Abhängen des Gebirges am jenseitigen Ufer des Baches nach Weidling; er ist sehr reizend, da er schöne Aussichten in das Thal herab gewährt. Auf demselben steht das merkwürdige Gablerkreuz (siehe das.). Auch von Heiligenstadt durch den Thiergarten zwischen dem Kahlen- und dem Leopoldsberg und von Döbling über einen Theil des Hermannskogels führen Wege nach Weidling.

Besondere Beachtung verdient der schöne Friedhof, der seit 1713 besteht. Die damals an der Pest Verstorbenen wurden der Ansteckung wegen, nicht auf dem gewöhnlichen Leichenhofe von Klosterneuburg, sondern auf der sogenannten Getreidemarktwiese, außerhalb Weidling, wo jetzt der Friedhof sich befindet, begraben, wo man eine Pestsäule von Holz errichtete, die 1725 so schadhaft geworden war, daß Frau Barbara von Managetta eine neue errichtete, die 1726 mit einer halbrunden steinernen Nische umgeben wurde. Dieses neue Kreuzbild wurde so eifrig verehrt und reichlich beschenkt, daß 1737 eine kleine Capelle, mit einem Thürmchen und zwei Glocken versehen, errichtet werden konnte. Es wurde darin 1738 der erste Gottesdienst gehalten. Von nun an fanden dahin zahlreiche Wallfahrten und Prozessionen aus den benachbarten Gegenden und von Wien Statt. Joseph II. ließ 1787 die Capelle entweihen und abbrechen, so wie das Kreuzbild nach der Pfarrkirche bringen. Demungeachtet ver-

sammeln sich die Bewohner von Weidling noch jährlich an einem Sonntage auf dem Friedhofe, und feiern das Andenken der Hingeschiedenen durch einen Gottesdienst daselbst.

Weidling ist dem Stifte Klosterneuburg unterthänig; sein Wein gehört zu den Besten des Landes und Weinkenner räumen dem alten Weidlinger den ersten Rang unter allen Weinen dieser Gegend ein. Verfolgt man den an schönen Wald- und Wiesenpartien überreichen Thalweg hinter Weidling, so gelangt man zum Dörfchen Weidlingbach und etwas weiter zu den sogenannten „Hütt-lern auf dem Steinriegel." Von Weidling ist das schöne Dorf Kierling nur durch die Berge geschieden, worauf die Bewohner beider Dörfer ihre köstlichen Reben bauen.

Weidlingau.

Dieses Dorf an der Poststraße zählt gegen 40 Häuser und wird von den Wienern stark besucht. Es befindet sich dort jenseits der Brücke ein kaiserliches Jagdschloß, der Auhof genannt, so wie ein kais. Forstamt mit 22 Forstdiensten. Durch den Theil des Hadersdorfer Parkes, welcher unmittelbar am Schlosse liegt, gelangt man auf einem schönen, mit Aussichten, Brücken und Bänken ausgestatteten Waldweg über einen Zweig des Rehgrabenberges in den Wirthshausgarten von Weidlingau hinab.

Bei Weidlingau nimmt der große kais. Thiergarten seinen Anfang. Er besteht aus einem Stücke vom Wienerwalde, welcher sich bis hinter Kalksburg und Breitenfurt erstreckt, drei deutsche Meilen im Umfang hat, und mit einer Mauer rings herum eingefaßt ist. Der weite Umfang dieses Thiergartens schließt mehrere Berge und Hügel und große schöne Wiesenplätze in sich. Alles übrige ist mit Waldung bedeckt, die größtentheils aus Buchen und Eichen besteht. Zu den Zeiten der jagdlustigen Regenten Österreichs war hier immer ein großer Vorrath von Hirschen und Wildschweinen. Von Gebäuden ist in dem ganzen Umfange nichts zu finden, als eine kleine Capelle bei Hütteldorf. Ein zweiter Eingang zum Thiergarten befindet sich unweit Schönbrunn bei Lainz, wobei ein kaiserlicher Jäger angestellt ist. Obgleich die Jagdbarkeit landesfürstlich ist, so ist die Grundherrschaft unter verschiedenen Eigenthümern vertheilt, zu welchen auch die landesfürstliche Herrschaft Burkersdorf gehört.

Weidmann (Joseph),

geb. 1742 zu Wien, wählte die theatral. Laufbahn aus Mittellosigkeit und trat 1757 als Greteskänzer zu Brünn auf. 1760 kehrte er nach Wien zurück, wo er bei der Prehauser'schen Truppe als Statist wirkte. Der Zufall lenkte die Aufmerksamkeit auf Weidmanns komisches Talent, doch Prehausers Eifersucht ließ ihn nicht aufkommen. Er ging also nach Salzburg und dann nach Prag, wo er Intriguants spielte, bis ein Todesfall ihm Gelegenheit gab, als Komiker zu wirken. Dies geschah 1765 in der von ihm selbst verfaßten Posse: „Lipperl, der verliebte Laternbube," die großen Beifall fand; die stereotype Figur als Lipperl erwarb ihm bald allgemeine Beliebtheit. 1766 ging er nach Linz, 1771 nach Grätz über und erhielt 1778 eine Anstellung am Wiener Hoftheater, wo er 1776 mit zur Leitung dieser Bühne berufen wurde; auch kam sein Bildniß in die Schauspieler-Gallerie, welche Joseph II. in der Burg errichtet hatte. Seit jener Zeit bis zu seinem 1810 erfolgten Tode genoß Weidmann volles Vertrauen und jede Auszeichnung. Gegen 30 Jahre war er im Besitz der ersten komischen Rollen; mit Kraft betrat er noch acht Tage vor seinem

Tode als Commiſſär Wallmann die Bühne. Chargirte Charaktere, Dümmlinge und dergleichen Rollen ſpielte er mit unvergleichlicher Wahrheit; in Rollen, wie Hippeltanz im Epigrame u. dgl. hat ihn kein ſpäterer Darſteller erreichen können.

Weihburggaſſe.

Sie verbindet die Kärntnerſtraße mit der Seilerſtatt, und kömmt ſchon in Urkunden 1277 unter dem Namen „in der Weihenburg“ vor. An vorzüglichen Gebäuden ſieht man dort den Gaſthof zur Kaiſerin von Öſterreich (906), von der Familie v. Buchberg erbauet, welcher 1809 durch die Franzoſen bei der Beſchießung der Stadt in Flammen gerieth; den ſchönen ehemaligen Lilienfelderhof (908), das neue Gebäude des Freiherrn von Arnſtein-Pereira (939), worin die Börſe ſich befindet, und gegen die Seilerſtatt den aus zwei Häuſern (916 u. 917) beſtehenden alten Ramhof, der bis auf die neueſte Zeit einen Durchgang in die Himmelpfortgaſſe bildete, und in deſſen ſchmalem Hofe über den Fenſtern des Erdgeſchoſſes noch drei türkiſche Kugeln von 1683 eingemauert ſind.

Weinhaus.

Knapp an Währing liegt Weinhaus, der Pfarre zu Hütteldorf unterthänig. Die Kirche iſt dem heiligen Joſeph geweiht. Sie war ehemals eine Filiale von Währing. Durch die Mildthätigkeit der Frau Clara und des Herrn Philipp von Schwab wurde das Kirchen-Beneficium ſo vergröſſert, daß dieſe ehemalige Hauskirche der Schwab'ſchen Familie 1788 in eine Pfarre verwandelt werden konnte. Sie iſt dem Decanate Kloſterneuburg zugetheilt. Das Haus, worin ſich die Kirche befindet, gehört jetzt dem Fürſten v. Czartoriszky.

Unter die bemerkenswerthen Gegenſtände gehört die Obſtbaumſchule. Sie wurde ſchon unter Joſeph des II. Regierung von Johann Kraft angelegt, und iſt nun mit der kaiſerlichen Pflanzung von Nußbäumen in dem Linengraben bei Währing verbunden. Weinhaus war im 17. Jahrhundert nichts anders als was ſein Name anzeigt, ein Weinhaus. Der kaiſerliche Hof pflegte ſich hier während der Weinleſe zu beluſtigen. Theils zu Weinhaus, theils zu Oberdöbling gehört auch die bekannte Anhöhe, die Türkenſchanze genannt. Sie enthält eine Hutweide der Gemeinde dieſer letzteren Herrſchaft. Den 9. Juni 1832 ſtarb daſelbſt in ſeinem Landhauſe der als Publiciſt bekannte Hofrath Fried. v. Gentz.

Weinmiller (Carl Fried. Clemens), geb. 1764 zu Dillingen, zeichnete ſich früh durch Neigung und Talent zum Geſange aus. Vom Fürſtbiſchof von Trier wurde er zu einer Reiſe nach Wien unterſtützt, wo er in den Kirchen ſang. 1783 nahm er ein Engagement bei einer Truppe, die in Wiener-Neuſtadt, St. Pölten und Hamburg ſpielte. 1788 ging W. nach Ofen und Peſth als Regiſſeur der Oper und erſter Baſſiſt. 1796 gaſtirte er zu Wien am Hoftheater und gefiel ſo ſehr, daß ihm ſogleich ein Engagement mit ſeiner Gattin angetragen wurde. Hier erhielt er ſich den Beifall des Publikums eine Reihe von Jahren, und nicht blos ſeiner kräftigen, klangvollen Stimme dankte er denſelben, ſondern auch ſeinem feinen, wohldurchdachten Spiel. In der erſten Zeit wirkte er auch in Wien im Schauſpiele. Er ward zum Hof-Capellſänger, hierauf zum Hof-Kammerſänger ernannt. Der Magiſtrat ehrte ihn durch das Ehren-Bürgerrecht. In höherm Alter penſionirt, blieb er noch immer bei der deutſchen Oper thätig, bis Kränklichkeit ihn nöthigte, ſich auf den Dienſt der Hofcapelle zu beſchränken. Er ſtarb 1828 bedauert

wegen seiner Talente und seines schönen Charakters. Auf dem Gottesacker zu Ober-Döbling, wo er sich einen Landsitz gekauft hatte, steht sein Denkmal.

Wein-Verfälschung.

Zu allen Zeiten überwachten in Wien die Behörden die Wein-Verfälschung. Eine der merkwürdigsten der hierüber erflossenen Verordnungen ist jene von 1727, von welcher ein Bericht jener Zeit sagt: „In diesem Jahre hatte die Regierung einige Zeit hindurch mit der Inquisition der in Schwung gewesenen Wein-Verfälschung und Wein-Kochung fortgefahren, und unter andern für nöthig erachtet, daß nachfolgende Verordnung nicht allein über den bereits geschehenen gewöhnlichen öffentlichen Ruf und der 23. Currentis vorgekehrter Exekution, Kraft welcher alle Keller, worinnen dergleichen mit einigen der menschlichen Gesundheit schädlichen Ingredienzen gekochtes Getränk unter den Namen eines Tokayer, Miskazer, Edenburger, Ruster und anderer ungarischer und ausländischer Weine sich befände, über die bereits wissentlich, und von der Regierung in die Sperre genommen, eröffnet, solche mit denen Fäßern im Beisein deren hier abgeordnet gewesten Commissären ausgezogen, in der Stadt auf dem Graben, sammt den Pressen und andern zum Weinkochen gebrauchten Werkzeug, auf Unkosten der Weinverfälscher geführt, allda dieses schädliche Getränke ausgeleert, oder die Fäßer sammt dem Werkzeuge zerschlagen und zu Jedermanns Wissen und künftiger Warnung allda vertilgt worden sind, publicirt; auch weiters vom 24. Juli datirt, die Verordnung erging, daß künftighin solch-Übertreter und Weinverfälscher nicht nur mit einer Geldsumme, sondern auch mit empfindlicher Leibesstrafe sollen belegt werden."

Weiskern (Fr. Wilhelm), ○ 1710 in einer kleinen sächsischen Stadt geboren, debutirte im 24. Jahre bei der extemporirenden Truppe in Wien und schwang sich durch Talent und Fleiß allmählig zum Fache der ersten Liebhaber empor, welches er in der Folge mit jenem der komischen Väter vertauschte. In beiden wirkte er mit Eifer und steigerte seine Verdienste noch durch die unerschöpfliche Erfindungsgabe, mit welcher er Programme für Komödien aus dem Stegreife lieferte; er soll deren nahe an 200 erdacht haben. Das geregelte Theater sprach ihn weniger an; doch bewies er auch in demselben Geschick und Anlage. W. mag einer der Ersten sein, welche sich in ihren Darstellungen die Würde der Haltung und das Studium des Charakters angelegen sein ließen; für seine Zeit war er eine bedeutende Erscheinung. Er starb 1768 als Regisseur der Hofbühne; auch sein Bild findet sich in der Gallerie der Wiener-Hofschauspieler. Sein hinterlassenes topographisches Werk über Österreich unter der Enns in 3 Bdn. ist bisher unübertroffen geblieben.

Weißgärber.

Die ersten Bewohner vor dem Stubenthore gegen die Donau waren Lederer, Gärber und Weißgärber, welche zwar Bürger der Stadt Wien waren, aber der Unreinlichkeit ihres Gewerbes wegen in der Stadt nicht geduldet wurden. Die Türken vertrieben sie 1529 von ihrem Herd, worauf sie sich theils im untern Werd (Leopoldstadt), theils diesseits des Wienflußes auf dem Gries niederließen, wodurch sie in die Nachbarschaft der Schlagbrücke, der Fleischhauer und Fleckſieder, so wie der am alten Donaurinnsal wohnenden Gärtner kamen.

Diese Gründe waren vicedomisch, schottisch und zur Domcuſtodie dienstbar; die neuen Ansiedler behaupteten aber geborne Bürger zu sein und diesen Grundherrschaften nur mit dem Reale, nicht aber perſön-

ſich zu unterſtehen, wodurch 1567 ein Streit entſtand, der erſt 1693 endigte.

Allein nicht bloß durch dieſe Rechtshändel bewieſen ſie ſich als unruhige Köpfe, ſie wurden auch durch ihren Hang zum Trunke und zu Eßgelagen ſo arge Tag- und Nachtpolterer, daß ihnen Ferdinand I. den 24. Aug. 1550 Schranken ſetzen mußte. Im J. 1679 ſtarben 700 von ihnen an der Peſt; ſie wurden dort begraben, wo die Capelle mit der Aufſchrift:

„Kommet, lobet den Herrn, 1797“

ſteht. Bald darauf 1683 vertrieben die Türken die wenigen, welche die Peſt verſchont hatte, von Haus und Hof, indem ihre Wohnungen zerſtört und wegen Erweiterung der Fortifikation nicht mehr hergeſtellt wurden. Sie erhielten neue Bauſtellen und vereinigten ſich mit der Gärtnergemeinde am alten Donaurinnſale, welche ſchon 1662 einen Richter hatte und 47 Häuſer zählte. Dieſe Gemeinde vertauſchte ihren Namen „am alten Donaurinnſale“ mit dem neuen der Weißgärber, und nahm in Folge deſſen in ihrem Siegel neben dem in der Mitte ſtehenden Fruchtbaum die zwei Ziegen der Weißgärber an. Dieſe Gärtner waren eine eigenthümliche Volksklaſſe. Mit Mühe hatten ſie durch Anhäufung der Steine öde Plätze in urbare Gründe umgeſchaffen und durch Jahrhunderte mit ihren Produkten die Wiener-Küchen verſehen. Demungeachtet blieben ſie unverdorben und führten ein patriarchaliſches Leben, bis die Weißgärber ihre Nachbarn wurden. Noch heute finden ſich unter dieſen Gärtnern die Krüger, Riederer, Moſer ꝛc., deren Uraltern dieſe Gegend urbar gemacht haben. Dieſe haben auch die frühere Geſchichte ihres Dorfes mündlich erhalten, und durch Sage vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt. Sie beſtimmen durch die Lebensjahre ihrer Voreltern die Zeit, wann die Donau ausgetreten und ihr Eigenthum verheert hat. Viele Familien führen auch ſogenannte Denk- oder Hausbüchel, welches kleine Chroniken jener Gegend ſind. Aus einem dieſer Hausbüchel iſt bekannt, daß 1673 der Wienerbiſchöfliche Vikar, Peter Vauthier den Grundſtein der Capelle zur heil. Margaretha gelegt hat, dabei wurde eine kupferne Platte dem Grundſtein beigelegt, die jetzt in der Gemeindelade aufbewahrt wird, und folgende Inſchrift hat:

„Anno MDCLXXIII sedente summo Pontifice Clemente X., regnante Rom. Imp. Leopoldo I., tenente cathedram Vienn. Wilderico Episcopo XVII per ejusdem Vicarium Gen. Petrum Vauthier praepositum ibidem positus est primus lapis hujus Capellae in honorem B. Virginis et Martyris Margarethae sumptibus accolarum erectae.“

Darin notirte unter Anderem auch 1683 ein Gärtner, „daß er zum erſten Male, als die Birnen und Pfirſiche reif wurden, militäriſche Einquartirung gehabt habe. Die Mannſchaft war vom Heuker'ſchen und Kaiſerſtein'ſchen Regiment. Sie fraßen ihm alles Obſt weg, und zündeten ihm im September bei der Nachricht, daß die Türken anrückten, das Haus und den Stadel an. Hierauf floh er mit ſeinen Söhnen und dem Richter, Jakob Tulbing, in die Stadt, und ſeine alte kranke Mutter fiel in die Hände der Türken. Am 13. Sept. kehrte er nach Hauſe zurück, und fand ſeinen Küchengarten von Pferdehufen ganz zertreten; aber im zurückgelaſſenen Dünger für ein ganzes Jahr Vorrath.“

Am Ende des 17. Jahrhunderts fing für die Weißgärber-Gemeinde eine neue Epoche an. Der Stadtrath bat den Kaiſer, die ſeit 1567 fortwährenden Streitigkeiten mit der landesfürſtlichen (vicedom'ſchen) Grundherrſchaft über die ſtädtiſchen Burgfriedsrechte zu enden. Die Stadt ſprach dieſen Grund als Entſchädigung für die bei der türkiſchen Belagerung (1683)

und bei der Aussteckung der vergrößerten Fortifikations-Linie verlornen bürgerlichen Häuser an. Der Kaiser bewilligte die Bitte und den 25. Sept. 1693 wurde der Weißgärber-Grund mit 60 Häusern und 2000 Einwohnern der Stadt gegen Erlag von 10000 fl. und Vorbehalt des Sandwerfens in der Donau, des kais. Holzlegstadels, und des Jägerhauses (1782 von der Stadt eingelöset) überlassen. Durch diese Verhandlung wurden die Weißgärber zu einer Vorstadt erhoben; eine nähere Verbindung mit der Stadt erhielt sie aber erst 1746 durch das von M. Theresia erbaute Theresienthor mit einem Stege über den Wienfluß, welchen Joseph II. 1782 in eine Fahrbrücke umänderte; ehedem konnte man nur über die Stubenthorbrücke in die Stadt kommen.

Diese Vorstadt hat einen Umkreis von 1810 Wr. Klft.; auf diesen stehen in 15 Gassen 125 Häuser mit 2000 Einwohner. Da sie größtentheils von Gewerbtreibenden (vorzüglich Fleischern) bewohnt wird, die am Charsamstag bis spät Abends beschäftigt sind, so findet hier die jährliche Auferstehungsfeier erst um 9 Uhr Nachts Statt, wobei die Häuser mit Blumen geziert und beleuchtet werden.

Weissenthurn (Joh. Franul v.).

Diese Frau, ebenso ausgezeichnet als dramatische Schriftstellerin, wie als Schauspielerin, in einer Zeit, wo die Productivität unserer dramatischen Literatur so arm war, um so schwerer wiegend, wurde 1773 in Koblenz geboren, verlor ihren Vater, fand aber, als sich ihre Mutter wieder verehlichte, durch ihren zweiten Vater, Teichmann, Gelegenheit auf einem kleinen Theater, das derselbe hielte, ihr Talent für die Bühne zu entwickeln. In der Rolle als Blondine von dem Intendanten des Hoftheaters in München bemerkt, engagirte sie dieser für das dortige Theater, wo sie bis 1789 blieb, dann aber nach Wien ging, und sich da, wie es das wahre Talent zu thun pflegt, alle Hindernisse bekämpfend, zu der gefeiertsten Künstlerin des kais. Hoftheaters emporschwang. Zwei große Männer ihrer Zeit, Joseph II. und Napoleon, huldigten ihrer Kunst. Letzterer sah sie in Schönbrunn 1809 als Phädra, und ließ ihr als Anerkennung ein Geschenk von 3000 Franken zustellen. Sie gehört zu den seltenen Künstlerinen, die ihren Stoff nicht allein verstehen, sondern auch beherrschen, und sich von demselben nicht so weit fortreißen lassen, daß der schönste Schmuck, Natürlichkeit und weibliche Zartheit, darüber verloren ginge. Allein nicht weniger beachtenswerth ist Frau v. W. als Schriftstellerin, was selbst das Ausland anerkannte, da mehrere ihrer Schauspiele in fremde Sprachen übertragen wurden. Die reiche Ausbeute ihrer dramatischen Muse ist bis jetzt gesammelt in 13 Bändchen erschienen. Merkwürdig ist, daß sie erst in ihrem 25. Jahre die Feder ergriff, wozu eine Wette die Veranlassung gab. Sie schrieb nach einem dazu bestimmten Plane das Trauerspiel: „Die Druiden" in Zeit von acht Tagen und lieferte seitdem jene zahlreichen Dramen, die sich mehr oder weniger durch Witz, Laune und treffliche Charakterzeichnung der Nebenrollen auszeichnen. Im J. 1839 feierte sie das 50jährige Jubiläum ihrer Wirksamkeit als Schauspielerin in Wien. Sie starb daselbst den 17. Mai 1847 und wurde im Friedhofe zu Hietzing begraben.

Welser (Philippine),

aus dem berühmten Patriziergeschlechte der Welser zu Augsburg, wurde 1530 geboren. Sie gehört zu den wenigen bürgerlichen Frauen, denen in früheren Jahrhunderten der Ehebund mit einem Fürsten nicht unheilbringend war, und verdiente diese Begünstigung des Geschicks noch mehr durch ihre hohen Geistesgaben, als wegen ihrer seltenen Schönheit. Aufgewachsen im Schooße des Reichthums ward sie gleich einer Für-

ſtin gehalten von Jugend auf. Lehrer jeder Art bildeten die hohen Anlagen des ſchönen Mädchens zu reifen Kenntniſſen, ſo daß ihr Vater, Franz Anton, die Freude hatte, ſie 1548 bei Gelegenheit eines großen Reichstags zu Augsburg vor allen Patriziertöchtern ausgezeichnet zu ſehen. Damals geſchah es auch, daß der Erzherzog Ferdinand, zweiter Sohn Ferdinand des I. und Neffe Carl des V. bei dem feierlichen Einzuge in die Stadt, Philippinen auf dem Balkon vor ihrem älterlichen Hauſe erblickte und von ihrer Schönheit ergriffen wurde. Ihm ſelbſt, dem Helden als Türkenſieger, flogen alle Herzen entgegen, und als er beim Feſtbanket an Philippinens Seite im Tanze einherſchritt, da geſtand ſich jeder Augsburger mit Stolz, daß die blonde Welſerin des Prinzen wohl werth ſei. Er ſelbſt hatte dieſelbe Bemerkung gemacht, und durch lebhaftes Geſpräch mit dem 18jährigen Fräulein ſich auch von ihrer geiſtigen Ebenbürtigkeit überzeugt. Kein Tag verging, ohne daß der hohe Gaſt nicht die Straße, auf welcher das Welſerſche Haus ſtand, auf und ab geritten wäre, um die Liebe zu ſehen und bald wagte er durch Botſchaft ihr ſeine Neigung zu geſtehen. Wohl hatte die bedeutende Erſcheinung des vom Volke vergötterten Kaiſerſohnes nicht verfehlt, auf Philippinen den mächtigſten Eindruck zu machen; aber ſtandhaft widerſtrebte ihr ſittliches Gefühl jedem Verhältniſſe, das ſie nur zur Geliebten desſelben gemacht haben würde, und als daher nach zweijährigem Widerſtand ihr Entſchluß ſich immer gleich blieb, ſchritt Ferdinand zu dem gewagten Unternehmen, ſich heimlich mit ihr zu vermählen. Beſiegt von der Liebe Allmacht willigte Philippine ohne Wiſſen ihres Vaters, nur von der Mutter geſegnet, in dieſen Bund, und lebte hierauf als Gattin des Erzherzogs in Verborgenheit. Mit großem Unwillen erfuhr der Kaiſer demnach, daß ſein Sohn, den er Jagd halber in Tirol glaubte, daſelbſt eine bürgerliche Ehefrau beſuche. Gekränkt als Monarch und Vater, beſchränkte ſich der Kaiſer nur darauf, den Schuldigen von ſeinem Angeſichte zu verbannen. Trauernd hierüber lebten die beiden Gatten mehrere Jahre auf dem Schloſſe Ambras in Tirol, wo der Erzherzog Künſtler und Gelehrte um ſich verſammelte, und die berühmte Sammlung von Gemälden und Seltenheiten anlegte, welche noch heute zu Wien unter dem Namen der Ambraſer gezeigt wird. Philippine theilte ihre Zeit nebſt den Studien, in die Erziehung der Knaben, die ſie dem Gemahle gegeben hatte, und würde glücklich geweſen ſein, wenn ſie ſich nicht als die Urſache der Verbannung ihres Gatten hätte anſehen müſſen. 1538 benützte ſie die Anweſenheit des Kaiſers zu Prag, erlangte Audienz unter fremden Namen und flehte um Vermittlung bei dem Monarchen gegen den Mann, der ſie und ihre Knaben nicht als Kinder anerkennen wollte. Gerührt von ihren Bitten, verſprach der Kaiſer Alles und brauchte unter andern die Worte: wer denn der harte Mann ſei, der ſolch liebe, wohlredende Frau nicht gern Tochter nennen möchte? In Thränen aufgelöſt, ſank ihm jetzt Philippine zu Füßen, und nannte ſich. Überraſcht, doch entwaffnet nahm der Kaiſer nun auch ſeinen Ausſpruch nicht zurück, hob ſie auf und verzieh um ihretwillen dem Sohne. Im Sept. 1561 wurde ihre Ehe für rechtgiltig erklärt, und wenn die Kinder auch gleich nur Herren von Öſterreich heißen durften, ſo ſollten ſie doch nach etwaigem Ausſterben der Deſcendenz des Kronprinzen alle Erblande, Böhmen und Ungarn ausgenommen, erhalten. Seit 1567 nach Innsbruck, in deſſen Nähe die Bergveſte Ambras liegt, zurückgekehrt, erhielt Philippine drei Jahre ſpäter den Titel einer Markgräfin von Burgau. In une

getrübtem Frieden floß hierauf ihr der Liebe und den Wiſſenſchaften geweihtes Leben dahin, und mit Jammer vernahmen alle, ihrer Herrſchaft unterworfenen Orte, vorzüglich Innsbruck, daß 1580, nach 30jähriger glücklicher Ehe, die geliebte Frau plötzlich verſchieden ſei. Die einſtens ſo ſehr Geliebte wurde aber von Ferdinand bald vergeſſen, indem er ſeine Hand einer italieniſchen Fürſtin reichte. Philippinens Reſte ruhen zu Innsbruck in der ſilbernen Capelle der Hofkirche. Ihr getreues Porträt bewahrt, nebſt dem ihres Gemals, die Ambraſer-Sammlung zu Wien. Es iſt das einer friſchgefärbten Blondine, mit edlem Profil und klugen Augen. Von der Zartheit ihres Teints ſpricht die alte Sage welche behauptet, man habe, wenn die Welſerin Burgunder getrunken, die Röthe des Weines durch ihres Halſes Haut ſchimmern geſehen. Von ihren Söhnen zeichnete ſich der Jüngere, Carl, als Krieger in Spanien und Ungarn aus, ſtarb jedoch ſchon 1618 ohne Erben, nachdem er die Markgrafſchaft Burgau neun Jahre regiert hatte. Der älteſte Sohn Andreas wurde Cardinal.

Weniggaſſel.

Das Weniggaſſel oder kleine Gaſſel verband ehemals den alten Roßmarkt, oder den Stock-im-Eiſenplatz mit der Singerſtraße, wo es zwiſchen dem Curatenhauſe und jenem zum rothen Apfel (878) ausmündete. Von dieſem, durch ſeine Schmalheit ausgezeichneten Gäßchen iſt noch ein merkwürdiger Reſt am Stock-im-Eiſenplatz zwiſchen dem von Mak'ſchen (vorher Baldauff'ſchen) Hauſe (875) und jenem, wo durch beinahe ein halbes Jahrhundert die verſchwundene ſchöne Wienerin, die eigentlich nicht ſchön war, ihre Toilette zeigte. Ein hölzernes Gitter ſchließt den Eingang des alten Gäßchens.

Werner (Friedr. Ludw. Zacharias),

geboren am 18. Nov. 1718 in Königsberg, frühzeitig den Vater verlierend, aber von einer geiſtreichen Mutter erzogen, gab er ſich Anfangs auf der Univerſität einem ausſchweifenden Lebenswandel hin, ward 1793 als Kammerſekretär in preußiſchen Dienſten angeſtellt, lebte in dieſer Eigenſchaft an verſchiedenen Orten, vorzugsweiſe aber in Warſchau, verheirathete ſich während dieſer Zeit zweimal, ließ ſich aber beide Male wieder ſcheiden, und ging endlich eine dritte Verbindung mit einer Polin ein. Der Umgang mit Hitzig, Hofmann und Anderen in Warſchau ſcheint den Keim ſeines dichteriſchen Talents zuerſt geweckt zu haben. Damals ſchrieb er ſeine „Söhne des Thales," und ſpäter 1804, als ſeine Mutter ſtarb, auf deren Todestag das berühmt gewordene Gedicht: „der 24. Februar." Er kehrte nach Warſchau zurück, ſchrieb „das Kreuz an der Oſtſee," kam dann nach Berlin, trat mit den geiſtreichſten Männern ſeiner Zeit in Verbindung, ſtürzte ſich aber neuerdings in ein regelloſes Leben, trennte ſich von ſeiner dritten Frau, gab 1806 ſeine „Weihe der Kraft" heraus, beſuchte dann Prag, Wien, München, Frankfurt ꝛc., kehrte 1808 abermals nach Berlin zurück, ging kurz darauf in die Schweiz, trat dort in Verbindung mit Frau von Staël, reiſte nach Paris, von da nach Weimar, ſuchte die Frau von Staël abermals auf, und ging endlich von da nach Rom, wo er 1811 zur katholiſchen Religion übertrat. Nun durchzog W. Italien, kehrte 1813 nach Deutſchland zurück, ließ ſich 1814 in Aſchaffenburg zum Prieſter weihen, und in Wien in den Redemptoriſten-Orden aufnehmen, verließ aber dieſen bald wieder, und zeichnete ſich bis an ſein 1823 erfolgtes Ende durch ſeine Predigten aus. Von ſeinen dichteriſchen Erzeugniſſen müſſen noch Attila,

König der Hunnen; Wanda, Königin der Sarmaten; Kunigunde, und sein letztes Trauerspiel, die Mutter der Makkabäer erwähnt werden. Mehr oder weniger tragen sie alle das Gepräge seiner schwankenden Lebensansichten, geben Zeugniß seines hohen Dichterberufs, ermangeln aber jener ruhigen Besonnenheit und Klarheit, die allein nur dem Meisterwerke den Stempel der Vollendung aufdrückt. Andreas Schuhmacher sagt in der Erinnerung an Werner im Album für Steyr von der Wirkung seiner Predigten Folgendes: „Ich seh ihn noch mit seinen langen, schwarzen Locken, mit den tiefgefurchten Zügen und hervorragenden Backenknochen, mit den dunklen Augenhöhlen, aus denen zwei blitzende Feuerräder, gleich Pechfackeln, aus dunkler Nacht hervorloderten. So denkt man sich den Prediger der Wüste, der in das Gewühl der Städte tritt und das Volk zur Buße mahnt. Und er mahnte das Volk zur Buße, und das Volk, das ihn verlacht und gelästert, hörte ihn und staunte und wußte nicht, was mit ihm geschehen, und die abgelebten Ungläubigen und die Wüstlinge und Witzbolde, die Lacher und Gaffer an den Straßenecken, die wahrlich nicht in die Kirche gekommen sich zu erbauen, hörten ihn und schienen versteinert, und das Volk von Wien brach in lautes Weinen aus und verließ den Tempel, den es so lebenslustig besucht, mit zerknirschten Herzen und rothgeweinten Augen.“ Er predigte bekanntlich in der Augustinerkirche, starb den 18. Jänner 1823 und wurde im Friedhofe von Enzersdorf am Gebirge bei Mödling begraben, wo ein Denkstein seine Ruhestätte bezeichnet.

Wertwein (Christoph),

von Pforzheim aus Elsaß gebürtig, wurde 1552 Bischof von Wien; er war früher des römischen Königs Ferdinand Gewissensrath und Bischof zu Neustadt. Er starb schon im folgenden Jahre im 41. seines Alters. Hierauf stand das Wiener-Bisthum 5 Jahre leer. Es wurde zwar gleich Anfangs dem berühmten Peter Canisius aus der Gesellschaft Jesu angetragen, welcher es aber ablehnte. Doch mußte er es sich gefallen lassen, dasselbe ein Jahr hindurch zu verwalten.

Wieden.

Diese in die alte und neue Wieden abgetheilte Vorstadt ist eine der ältesten Wiens, und sie nimmt heutzutage hinsichtlich der Häuser und der Einwohner den ersten Platz ein. Sie enthält 962 Häuser, die in 50 Gassen vertheilt, und von 38000 Menschen bewohnt werden. Vor 50 Jahren hatte sie nur 500 Häuser, worin 1796 16700 Menschen wohnten.

Die Wieden soll ihren Namen von den Weidenbäumen, die einst hier standen, erhalten haben, und darum eine Weide im Siegel führen. Hermayr hält dafür, daß das Wort Wieden nichts mehr und nichts weniger sei, als der etwas veränderte Name der Stadt Wien, die bei den Slaven Wjden heißt. Diese Vorstadt stand bis zur Zeit der türkischen Belagerung viel näher gegen die Stadt, sie reichte bis an den Stadtgraben und erstreckte sich nur bis in die Paniglgasse (siehe daf.); auch behauptete sie in der Geschichte der verzeitlichen Armen- und Krankenpflege einen vorzüglichen Rang. Durch die Menschenfreundlichkeit einiger Bürger wurde 1257 diesseits des Wienflußes in der Gegend der (nunmehr verschwundenen) steinernen Säule außer dem Kärntnerthore das eigentliche Bürgerspital erbaut. (Das heil. Geist-Spital lag jenseits der Wien.) Mit dem Edelmuthe der Bürger wetteiferte Gerhard, der von Otrekar eingesetzte Pfarrer zu St. Stephan; er sorgte durch Bäder (meistens Schwitzbäder) den, durch den Handel mit dem Morgenlande

entstandenen Krankheiten vorzubeugen; erbaute das Siechhaus „zum Klagbaum“ auf der Wieden (daher der Name Klagbaumgasse), und stiftete dabei eine Cavelle „zu dem guetenSand Job“ (siehe Klagbaum).

Hinter den Paulanern, beim sogenannten Paulanerhaus, stand ehemals mitten in der Straße (wie die St. Floriankirche) eine schöne Säule der Empfängniß Maria, welche später zur Erweiterung der Straße abgetragen wurde.

Am 31. Jänner 1796 beging die Gemeinde Wieden den glorreichen Schluß des letzten Feldzuges gegen Frankreich durch ein glänzendes Dankfest, das zugleich für den eben aus dem Felde zurückkehrenden und in dieser Vorstadt wohnenden Feldmarschall Grafen Clerfait, den Sieger von Mainz, ein rührendes Ehrenfest war. Wenige Tage darauf erhielt dieser immerfort kränkelnde Feldherr die erbetene Entlassung vom Oberbefehl der Armee, welche der damals erst 25 Jahre alte Erzherzog Carl übernahm.

Beachtenswerth ist das neue, den 30. Aug. 1846 eingeweihte Brunnen-Monument, welches die Gemeinde Wieden errichtet hat. Dasselbe steht vor der Paulanerkirche. Aus seinem Bassin erhebt sich eine Steinsäule, deren Gipfel mit dem Standbilde des heiligen Schutzengels mit dem Kinde geschmückt ist, und welche zu ihrer Basis vier Strebepfeiler hat, die ebensoviele Drachen tragen, deren zwei das aus der Ferdinands-Wasserleitung zufließende Wasser ausmünden. Fuß, Knauf und der Rautenkranz in der Mitte der Säule, so wie die an deren Kanten hinlaufenden Stäbe sind aus Zink gegossen und galvanisch verkupfert. Auch der Schutzengel und die vier Drachen sind aus gleichem Metalle. Das Ganze gestaltet sich zwar nicht so großartig wie der Freiungsbrunnen; allein auch in seinem geringern Maßstabe zeigt es sich als ein Beweis, daß Österreich nicht mehr nöthig hat, selbst in jenen Künsten, in denen man bis nun dem Auslande die Priorität einräumen mußte, heutzutage zu letzterm seine Zuflucht zu nehmen, wenn die Ausführung eines Kunstwerkes begehrt wird. Dieß gilt zumeist von der Metallguß-Arbeit, die von J. Glanz allhier geliefert wurde. Das Modell zum Standbilde war von Bildhauer J. Preleutner gefertigt. Die Entwürfe sind von den Architekten van der Nüll und von Sicardsburg.

Wien.

Da beinahe alle Artikel dieses Werkes von Wien handeln, so beschränken wir uns hier, die Zahl der Gebäude der Stadt, der Vorstädte und der nächstliegenden Ortschaften nach der neuesten Aufnahme von 1847 anzuführen.

	Häuser
Die innere Stadt zählt	1218
Die alte und neue Wieden	962
Die Leopoldstadt	742
Die Landstraße	733
Gumpendorf	552
Schottenfeld	511
Erdberg	419
Die Alservorstadt	352
Neubau	331
Alt-Lerchenfeld	239
Josephstadt	230
Lichtenthal	211
Laimgrube	203
Margarethen	190
Roßau	177
Hundsthurm	161
St. Ulrich	161
Mariahilf	158
Spittelberg	146
Magleinsdorf	131
Thury	128
Weißgärber	125
Windmühle	110
Schaumburgergrund	93

	Häuſer
Breitenfeld	94
Himmelpfortgrund	87
Jägerzeile	67
Strozzi'ſcher Grund	57
Nikolsdorf	48
Michaelbeuern'ſcher Grund	48
Althan	40
Magdalenengrund	38
Reinprechtsdorf	24
Laurenzergrund	17
Hungelbrunn	11
Zuſammen	8816

	Häuſer
Hernals zählt	301
Gaudenzdorf	249
Die Brigittenau (noch nicht alle gebaut)	234
Fünfhaus	220
Braunhirſchen	184
Währing	170
Neu-Lerchenfeld	166
Sechshaus	163
Ruſtendorf	63
Reindorf	63
Zuſammen	1818

Wilczek'ſches Haus (Gräflich).

Dieſes Haus (26) erhebt ſich, drei Stockwerke hoch, in ſeiner, dem Anfange des 18. Jahrh. angehörigen, impoſanten Bauform in der Herrengaſſe, zwiſchen dem Graf Dietrichſtein'ſchen Gebäude (25) und dem vormals Herzog Modeneſiſchen, ſeit 1843 aber ärariaſiſchen Pallaſte (27). Seine Grundfläche iſt beträchtlich, indem ſie, einen langen Hof bildend, und das ganze, die Ecke der Schaufelgaſſe einnehmende Dietrichſtein'ſche Haus umklammernd, ſich bis in die genannte Nebengaſſe erſtreckt, wo es eine ſchmale Hinterfronte hat, durch welche vormals ein Thor gebrochen war, welches die Durchfahrt von der Herren- in die Schaufelgaſſe unterhielt, und das heute zu einem Niederlagsorte benutzt wird. — In früherer Zeit war es das Braſſicaniſche Freihaus, weil es dem erloſchenen Geſchlechte der Braſſicani, aus welchem ſich beſonders Alexander Braſſicanus 1539 als Rechtsgelehrter einen Namen erwarb, angehört hat. Später kam es an die Familie der Freiherrn von Lembruck. Das ehrwürdige, altersgraue Gebäude gehört zum Majorate der gräflichen Wilczek'ſchen Familie, und iſt ein ehrwürdiger, dieſem uralten Adelshauſe angemeſſener Sitz.

Bekannt iſt, daß das Geſchlecht der Wilczeck (urſprünglich auch Wiczek, Wiczek, Welſeg, Welſeck, Welſeke u. a. genannt) aus Polen und Schleſien abſtammt, daß es im erſten Lande bereits im J. 1239 im Beſitz der anſehnlichen Woiwodenſchaft von Sandomir und im J. 1273 des Erzbisthums von Lemberg, ſo wie der Staroſtei von Krakau war, und daß es in Schleſien nicht nur lange zuvor die Standesherrſchaft Loslau, ſondern auch die große Hultſchinſche Halt beſaß, welche Kaiſer Maximilian I. ſchon 1500 unter Balthaſar

von Wilczek zu einer Herrschaft erhob, und nach welcher sich die Geschlechtsherren fortan Frei- und Pannierherren von Guttenland und Hultschin nannten. Dieser Balthasar von Wilczek besaß nebst der genannten Halt nicht nur die Herrschaft Leslau im Kreise Ratibor, sondern auch die Herrschaft Wickstein im Troppauischen.

Durch Gelehrsamkeit that sich Herr Friedrich von Wilczeck, Freiherr von Guttenland und Hultschin, Herr auf Groß-Kunzendorf, Kaschitz, Rudmile, Wirzbitz, Hermanitz und Mohlinow hervor, der 1610 Landrechts-Beisitzer des Fürstenthums Teschen war, der Judith von Bludowsky von Nieder-Bludowitz, Herrin auf Haslach, zur Gattin hatte, und dessen vier Kinder ohne Nachkommenschaft blieben.

Weniger allgemein bekannt ist aber, daß das altadelige Geschlecht der Wilczek, welches Joseph I. 1709 in den ungarischen, und Carl VI. 1714 in den deutschen Grafenstand erhob, mütterlicher Seits und zwar durch die Gemahlin des unten erwähnten ersten Grafen Heinrich Wilhelm, Marie Charlotte, Gräfin von St. Hilaire (1698 vermält) von dem berühmten, hochverdienten Obersten de St. Hilaire, einem lothringischen Grafenhause entsprossen, abstammt, der mit den Dampierre'schen Panzerreitern (heute Hardegg'schen Cürassieren) 1619 den hartgedrängten Ferdinand II. in der Burg zu Wien von den zudringlichen österreichischen protestantischen Ständen befreit hat, und der die Herrschaft und die von den Schweden zertrümmerte Veste Kreutzenstein jenseits der Donau besaß, die später an das Wilczeck'sche Haus kam. Der Graf von St. Hilaire erhielt von dem dankbaren Fürsten, um seine That der Nachwelt aufzubewahren, die Auszeichnung, den gekrönten kaiserlichen Doppeladler im goldenen Felde im Schilde führen zu dürfen, welches ehrenvolle Abzeichen in dem Wapen der Grafen von Wilczeck, wie die beifolgende Abbildung zeigt, übergegangen ist, worin es noch heutzutage prangt. Von den ausgezeichneten, um Staat und Fürst sich vorzüglich verdient gemachten Männern dieses Grafengeschlechtes werden hier genannt:

Der erste Graf Heinrich Wilhelm, geb. 1665, Besitzer der Herrschaften Königsberg, Groß-Pohlom, Poruba, Polnisch-Ostrau, Hruschau in Österreichisch-Schlesien, von Groß-Petrowitz, Roy, Zamarsch, Tschechen in Preußisch-Schlesien, von Kreutzenstein und Sebarn in Nieder-Österreich, k. k. geh. Rath, Kämmerer, General-Feldmarschall, 1712 Commandant der Festung Spielberg; 1713 setzte er bei dem ungarischen Landtage das wichtige Gesetz durch, welches dem regierenden Kaiserhause die Nachfolge im Reiche Ungarn der weiblichen Descendenz sicherte, 1717 wurde er Commandant von Groß-Glogau, wie auch commandirender General in Schlesien, 1723 Feldmarschall, früher Gesandter an vielen Höfen, wo er die wichtigsten Verhandlungen zu besorgen hatte, und 1729 Botschafter in Polen, wo er wesentlich beitrug, daß die Thronfolge dem Hause Sachsen verblieb. Bei dieser Gelegenheit erhielt er den weißen Adlerorden; — er stiftete in Schlesien zwei Familien-Majorate und starb zu Breslau den 19. März 1739 in einem Alter von 77½ Jahren mit Hinterlassung zweier Söhne:

a. Joseph Maria, Kämmerer, 1733 Reichshofrath, 1743 Ritter des h. Wenzeslaus, gestorben in Wien 1777; den 3. Aug. 1731 vermält mit Maria Friederike Theresia, Gräfin von Oettingen-Wallenstein-Spielberg, k. k. Hofdame; seine Descendenz blieb im Privatstande.

b. Joseph Balthasar; er machte in seiner Jugend 1733 den Krieg in Italien und 1738 jenen gegen die Türken mit; er resignirte als Oberstlieutenant, war Käm-

merer des Großherzogs Franz von Lothringen (nachmaligen Kaiser Franz I.) und wurde 1750 geheimer Rath und Präsident in Kärnten, als welchen er sich und seinen Erben das Indigenat dieses Landes verschaffte. Im J. 1752 wurde er Feldmarschall Lieutenant, 1753 Feldzeugmeister, 1756 machte er den Feldzug bei der kaiserlichen, und 1758, 1759 und 1760 jene bei der Reichsarmee als Ober-Kriegs-Kommissarius mit, führte dann in Wien das Präsidium bei mehreren Hofcommissionen. Er vermälte sich an demselben Tage, wie sein Bruder, mit Maria Antonie, Gräfin von Kottulinsky, k. k. Hofdame, und starb den 10. Juni 1787 im 77. Jahr, wie sein Vater. Derselbe hatte zwei Söhne, welche sich beide im Staatsdienste hervorthaten, nämlich:

1. Joseph Johann, geboren den 18. Juni 1736, wurde 1759 Kämmerer, 1766 Finanzrath in Mailand, 1771 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Florenz, 1772 innerer Kämmerer und Hofrath bei der obersten Justizstelle und 1773 Gesandter in Neapel, 1777 geheimer Rath und Oberstkämmerer bei der Erzherzogin Beatrix von Este, Gemalin des Erzherzogs Ferdinand (Gouverneurs der Lombardie); 1778 Consultore des mailändischen Gubernums, 1782 Reichs-Plenipotentiarius und bevollmächtigter Minister in der Lombardie, 1792 Ritter des goldenen Vließes; den 7. Februar 1811 Oberstkofmarschall. Seine erste Gemalin war Theresia Gräfin von Clary, Stiftsdame zu Nivelles in Brabant, Tochter des Fürsten Franz Wenzel von Clary und der Gräfin Josepha von Hohenzollern-Hechingen. Zum zweiten Mal vermälte er sich 1799 mit der Gräfin Marie von Hardegg-Glatz, und starb in Wien den 2. Febr. 1819.

2. Joseph Augustin wurde zu Wien 1752 geboren, er erhielt seine erste Ausbildung in der Theresianischen Ritterakademie und trat 1768 als Kadet in den Militärstand. 1772 ernannte ihn Maria Theresia zum Hauptmanne, bald darauf zum Kämmerer u. 1777 zum Grenadier-Hauptmann. Als Major u. Flügeladjutant Joseph des II. machte er den baierischen Erbfolgekrieg 1778 u. 1779 mit. Nach Herstellung des Friedens wurde er im Regimente Lacy (nun Reuß-Greiz) 1780 erster Major, 1787 Oberstlieutenant und 1793 Oberst. In dem französ. Revolutionskriege focht er 1793 bei der Belagerung von Mainz, und bei Dinant, Mettie, Ham sur Leure, Courtray u. s. w., so wie 1794 bei Ypern mit. Hier gerieth er in Folge der von dem Festungskommandanten, Generalen Salis, mit Moreau abgeschloßenen Kapitulation in Gefangenschaft, worin unter Robespierre's Blutherrschaft sein Leben in stäter Gefahr schwebte. Nach 13 Monaten in Freiheit gesetzt, half er 1796 Kehl belagern und trat dann als Generalmajor in den Pensionsstand. Aber 1800 finden wir ihn wieder als Brigadier bei der Legion des Erzh. Carl, und 1803 in gleicher Eigenschaft in Chrudim; 1805 war er Stadtkommendant zu Prag, nach Beendigung des Kriegs trat er in den Pensionsstand zurück, widmete sich aber demungeachtet von 1809 — 1813 den Geschäften eines Präsidenten-Stellvertreters bei dem böhm. Jud. d. m. m. und dann bis 1826 bei dem n. ö. Jud. d. m. m. Graf Joseph Augustin starb zu Wien den 14. Juli 1828 und ist der Vater des lebenden, allgemein verehrten

Grafen Friedrich von Wilczek, Freiherrn von Hultschin und Guttenland, k. k. geheimen Rathes, der den 19. Juli 1790 zu Prag das Licht der Welt erblickte und sich ebenfalls dem Staatsdienste widmete. Er wurde 1813 wirklicher Hofconcipist bei der allgem. Hofkammer, 1814 Staatsraths-Official, 1816 Hofsekretär bei der Hofkammer, wo er dem Finanz-Ministe-

rium zugetheilt wurde, 1819 Gubernialrath und erster Vorsteher der damals neu errichteten vereinigten Gefällen-Verwaltung in Tirol, 1822 Hofrath bei dem Finanz-Ministerium, 1824 Gubernial-Vicepräsident in Tirol, 1825 Gouverneur und Landeshauptmann daselbst, 1827 zweiter Hofkammer-Präsident und 1840 Präsident des General-Rechnungs-Direktoriums. Von der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien wurde Graf Friedrich 1836 zum Ehrenmitgliede ernannt, und in demselben Jahre erhielt dieser ausgezeichnete hohe Staatsmann das Ritterkreuz der eisernen Krone erster Klasse. Der Graf ist seit dem Jahre 1818 mit der Gräfin Franziska von Chorinsky von Ledske vermählt, und erfreuet sich einer zahlreichen Nachkommenschaft, die den Fortbestand des uralten, um den Staat und das Regentenhaus hochverdienten Geschlechtes sichert.

Wind.

Der Wind war von jeher in Wien von großer Wichtigkeit, wie schon das alte lateinische Sprichwort „Vienna ventosa vel venenosa“ (in Wien herrscht entweder der Wind oder die Pest) sagt. Ihre Lage unterwirft diese Stadt fast fortwährenden Winden, welche ihr wohlthätig, aber auch nachtheilig sind. Sie kühlen oft tausend Lustwandelnde auseinander, verursachen Schnupfen und Katarrhe und erschlaffen unsere Nerven. Nach vieljährigen Beobachtungen sind die Ost- und Nordwinde meistens trocken, kalt, und heitern den Himmel auf. Nordwest, West und Südwest sind feuchte Winde, überziehen den Horizont mit Wolken und bringen im Sommer häufigen Regen, im Winter Schnee. Süd und Südost sind warme, feuchte Winde, sie machen im Winter Thauwetter, im Sommer warme, feuchte Luft, seltener aber Regen. Eine eintretende Windstille ist daher gewöhnlich die Verkünderin einer außerordentlichen Witterung. Der gewöhnlichste ist der West- und der seltenste der Ostwind.

Windhag'sche Stiftung (Die).

Hierzu gehört vorzüglich die Bibliothek, gebildet von ihrem Stifter, Grafen Joachim von Windhag. Er war in Schwaben von armen Ältern geboren, und hieß Enzmiller, dessen ungeachtet widmete er sich den Studien, und da er hierbei viele Fähigkeiten zeigte, so wurde er von Freunden unterstützt, um selbe fortsetzen zu können, und nach Vollendung der Studien Advokat. Nach der Zeit aber wurde er zum kaiserlichen Kammerrath erhoben und in den gräflichen Stand versetzt. Da er mittelst der Studien sein Glück gemacht, und durch dieselben sowohl Ehre als auch Reichthum sich erworben hatte, so war er stets ein Mecän derjenigen, welche denselben oblagen; daher verordnete er in seinem Testamente, daß seine zahlreiche Bibliothek nach seinem Tode zum öffentlichen Gebrauche offen stehen soll, um den armen Studenten, welche sich keine Bücher anschaffen konnten, vorzüglich behilflich zu sein. Es stand dieselbe in einem besondern Hause nahe bei dem Dominikaner-Kloster, welchem der Stifter in seinem Testamente die Aufsicht darüber aufgetragen hat. Die Anzahl der Bücher bestand im J. 1658 aus 23000 Bänden und stieg nach Aufhebung der Landschafts-Akademie 1764 durch Einverleibung ihrer Bücher auf 30000 Bände. Sie bestand meistens in juristischen Büchern. Nachdem dieselbe 1721 auch durch die schöne und zahlreiche Gschwindische Bibliothek (diese schenkte der Feldmarschall Johann Martin Gschwind, Freiherr von Pockstein, der Windhag'schen unter denselben Bedingungen des öffentlichen Gebrauches) vermehrt worden war, wurde sie nach der kaiserlichen die stärkste.

Kraft des Windhag'schen Testamentes war die Priorin des Frauenklosters Wind-

hag in Oberösterreich und der Prior des Dominikaner-Klosters in Wien, als Aufseher desselben bestellet, und ihnen die Sorge auferlegt worden, bedacht zu sein, daß alle Windhag'schen Stiftungen erhalten werden. Dem Land-Marschall-Gerichte war die Ober-Inspektion wegen Erhaltung dieser Bibliothek und des Alumnats anbefohlen worden.

Das Windhag'sche Stifthaus befindet sich in der obern Bäckerstraße (755), es wurde darin 1682 das von ihm gestiftete Alumnat eröffnet. Es ist ein altes Gebäude und gehörte vorher dem alten Geschlechte der Thau. Über dem Thore steht die aus zwei Distichen bestehende Aufschrift:

Motus Johannes de Thau Genitoris honore
Qui placida functus morte Gerhardus erat.
Condidit has aedes quas instauravit ut ista
Posteritas posset grata labore frui.
M.D.LIX.

Diese Schrift ist bis auf den ganz verschwundenen Buchstaben i im Worte placida gut erhalten und lautet auf deutsch:

Johann v. Thau hat zu Ehren seines selig in dem Herrn entschlafenen Vaters Gerhard dieses Haus gebaut und dasselbe hergestellt, damit die Nachkommen die Früchte dieses Werkes genießen können. 1559.

Windmühle.

Sie besteht aus 10 Gassen und 110 Häusern, die von beiläufig 8000 Seelen bewohnt werden; sie liegt zwischen der Laimgrube und Mariahilf und hat ein sehr unregelmäßiges Areal. Sie gehört zu den neuern Vorstädten und verdankt ihren Namen mehreren Windmühlen, welche sich auf diesen Höhen befanden. Daselbst befand sich der Bettelbühel, der sich in der heutigen Bettlerstiege erhalten hat, und die sogenannte Lauswiese, welche die abhängige Fläche vor dem Kaunitz'schen oder heute Esterhazy'schen Garten bildete.

Winter (Haus zum).

Das Haus zum Winter, auch Winterhaus genannt (552), in der Landskrongasse, ist des alten Steinbildes wegen beachtenswerth, welches in der Ecke gegen die Tuchlauben zwischen den Fenstern des zweiten Stockwerkes angebracht ist, und wovon schon bei dem Raben-Bierhause (siehe das.) Erwähnung geschah. Auch die Bierschenke im Winterhause selbst gehört zu den ältesten ähnlichen Anstalten der Stadt. Dieses Haus gehörte übrigens dem bekannten ersten Wiener-Buchdrucker, Hans Syngriener (Singrinius) von Altötting, welcher auch das erste Privilegium auf den Druck aller Verordnungen und Neuigkeiten oder der ersten Zeitung erhielt.

Wipplingerstraße.

Sie hieß vormals die Wildwerkerstraße von den Pelzhändlern (ehemals Wildwerker), die dort ansäßig waren, und hierauf die Wülpingerstraße. Sie läuft vom Hohenmarkte bis zur Schwertgasse, und ist mit den Prachtbauten der vereinigten Hofkanzlei und des städtischen Rathhauses geschmückt. Eines ihrer ältesten Gebäude ist das Baron Danklmann'sche Haus (363), vormals gelegen „im Gassel" und genannt bei den sieben Brunnen; es gehörte früher dem Fürsten Mannsfeld und dann dem Freiherrn v. Bartenstein. — Im J. 1493 wurde in dieser Straße im Keller des Hauses des Johann Gentner ein merkwürdiges römisches Denkmal der XIII. Legion ausgegraben. Es betraf einen Obersten derselben, der es dem Septimius Severus und seinem Sohne Caracalla weihte. In diesem Keller wollte damals der Bürger Heinrich Schrattauer und einige seiner Spießgesellen nach der Eingebung eines lebhaften Traumes nach Schätzen gra-

den, statt welchen sie den Römerstein fanden. Ein ähnlicher Fund geschah 1846 beim Abbruch des Hauses Nr. 386 neben dem Rathhause. Hier fand man 15 Fuß unter dem Straßenpflaster die Reste eines römischen Bades, dessen zwischen vier Marmorsäulen befindlicher innerer Raum 16 □ Schuh hielt. Es wurden nur zwei Ziegelplatten erhalten; eine von 17 Zoll □ mit dem Stempel der XIII. Legion, und der andere (ein Rinnenziegel) von 10 Zoll Breite und 22½ Zoll Länge mit dem Zeichen der X. Legion.

Wirthschaft (Kaiserliche).

Über diese vorzeitliche Art von Hofbelustigung sagt ein Annalist vom 17. Jahrhunderte:

»Wenn eine kaiserliche Wirthschaft passirt, so sind die kaiserlichen Majestäten Wirth und Wirthin, die übrigen Cavaliers und Damen werden alsdann zu solcher geladen, und die ganze allerhöchste und hohe Gesellschaft erscheint verkleidet, wozu einem jeden Paar die Kleidung, welche es tragen soll, vorgeschrieben wird. Wobei zu bemerken, daß ein Cavalier derjenigen Dame, die er zum Paare bekommt, die Kleidung zum Present machen muß. Bei dieser Gelegenheit geht es sehr lustig zu, und die kaiserl. Majestät gehen als Wirth den Gästen mit gutem Exempel vor, und es wird der Anfang bis zum Ende mit Tanzen und andern Vergnügungen fröhlich vollbracht. Der Eintritt zu einer solchen kais. Wirthschaft ist schwer, wie auch zu der Komödie, welche von den Edelknaben auf dem sogenannten kleinen Theater gespielt wird; die Ursache hierron mag sein, weil der Raum daselbst sehr beschränkt ist. Jedoch ist es nicht ganz unmöglich, vornemlich wenn man von einen Kammerherrn adressirt wird.

Wolfengasse.

Dieses am alten Fleischmarkte befindliche Sackgäßchen, dürfte mit dem naheliegenden Druhengäßchen Anspruch haben, die kleinsten und am wenigsten betretenen Theile der innern Stadt genannt zu werden. Es hat seinen Namen vom alten Hause zum weißen Wolfen (694), welches sich darin erhebt, und welches nicht nur den ältesten Gasthäusern der Stadt zugezählt wird, sondern worin sich auch vormals das Studenten-Collegium, die Löwenburs genannt, befand, die schon 1384 urkundlich vorkommt, und zu den ersten Wiener-Burschenschaften gehörte.

Wolfrath (Anton).

Dieser große Mann wurde 1582 zu Köln am Rhein geboren, fing dort seine Studien an, und endigte sie zu Rom. Als er, um das theologische Doktorat zu erlangen, seine öffentliche Disputation hielt, bestand er dabei so rühmlich, daß ihm der Kardinal Bellarmin, der damals sein Opponent war, seinen Kardinalshut aufsetzte und sagte: »Überhebe dich nicht, wenn dir einst ein solcher Hut zu Theil wird.« Nach der Zeit begab er sich in das Cisterzienserkloster zum heil. Kreuz bei Baden in Österreich, und wurde in das Noviziat nach Klaravall in Frankreich geschickt, kam hernach in das Bernardinerkloster nach Rein in Steiermark, wo er der Pfarre Gradwein unweit Grätz eine Zeit lang verwaltete. Von da aus wurde er in das Kloster Wilhering in Oberösterreich übersetzt, und dort zum Prälaten erwählet; 1613 haben ihn die Benediktiner zu Kremsmünster auf Verlangen des Kaisers Matthias zum Abte begehrt, wo er auch auf eben dieses Kaisers Begehren durch die päpstliche Dispensation aus einem Cisterzienser ein Benediktiner wurde.

Wegen seiner Wirthschaftskunst wurde er vom Kaiser zum geheimen Rathe und obersten Hofkammerpräsidenten gemacht und zu wichtigen Gesandtschaften gebraucht. Im J. 1631 ernannte ihn der Kaiser zum Bischof von Wien und er wurde vom Kardinal

Dietrichstein bei St. Stephan dazu gewerbet. Im J. 1632 konsekrirte er die Kirche der Kapuziner am neuen Markte, welche Ferdinand durch 10 Jahre sammt der Gruft für die österreich. Fürsten erbaut hatte. Er war der erste Wiener-Bischof, dem der Kaiser den Titel eines Fürsten des heil. röm. Reiches öffentlich gab, welche Ehre nach ihm auch seinen Nachfolgern zu Theil wurde.

Nebst der jetzigen bischöflichen Residenz, die er von Grund aus aufführte, hinterließ er dem Bisthume eine kostbare Bibliothek. Die Andreaskapelle im bischöflichen Hofe hat er 1638 erweitert, und verschönert. In seinem letzten Jahre sind die 7 Stationen nach Hernals zum h. Grabe errichtet worden. Er würde zur Kardinalswürde erhoben worden sein, wenn er nicht plötzlich 1639 gestorben wäre. Sein Spruch war: Alles ist vergeblich, wenn Gott nicht will." Er hat zu Wels den Kapuzinern Häuser und Gärten zu einen Kloster gekauft, und ihre Kirche eingeweiht. Er liegt bei St. Stephan in der Mitte der Catharinakapelle und hat sich selbst die Schrift auf den Grabstein verfertigt:

„Ich war Abt, Bischof, Fürst. Ich bin Staub, Schatten und Nichts."

Das dort an der Wand befindliche Epitaphium ließ ihm sein Nachfolger errichten.

Während seines Hirtenamtes besuchten 1635 am Festtage der heil. Magdalena folgende hohe Personen die St. Stephanskirche und nahmen dort die Heiligthümer und andere Merkwürdigkeiten in Augenschein, nämlich: Kaiser Ferdinand II.; seine Gemalin Eleonora; Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen; Erzherzog Leopold, Maximilian, Herzog von Baiern, und seine Gemalin Anna Maria, Erzherzogin von Österr.; Cäcilia Renata, Erzh. v. Österr., nachher Königin in Polen.

Wolfs-Segen.

In der Nacht, in welcher man das Andenken der Geburt des Heilandes begeht, wurde bei St. Stephan nach dem musikalischen Hochamte, wozu der Weihbischof von Preuenbücher 1749 eine stärker besetzte Musik gestiftet hat, von einem mit Stola und Vespermantel gekleideten Geistlichen vom Heilthumstuhle das Evangelium Matthäi zuerst in einem besonderen Tone abgesungen, welche Ceremonie der Wolfssegen genannt wurde und ihren Ursprung den häufigen Raubzügen der Wölfe verdankt, welche gefräßige Thiere in der Vorzeit im Winter die Stadt Wien und ihre Vorstädte gleichsam als ihre Proviantkammer betrachteten und von deren ungeladenen Besuchen noch die vielen Hausschilder „zum Wolfen in der Au," sowohl in den Vorstädten, als am Salzgries (214) und unweit davon jenes „zum grünen Jäger" in der Zeughausgasse (219), so wie jenes „zum weißen Wolfen" (694) im Wolfengäßchen und in weiterer Beziehung auch jenes in der Wallnerstraße, „wo der Wolf den Gänsen predigt" (271) Zeugniß geben, welches letzte den Stadtbewohnern die Aufstellung tüchtiger Schützen zur Abwehr der ungebetenen Wintergäste vorzudemonstriren scheint. Noch im kalten Winter von 1729 griffen die Wölfe nahe um Wien Menschen und Vieh an; in der Au gegen Steckerau fand man die Füße eines Mannes noch in den Stiefeln und von einer Frau Beine und Schuhe. Zu den neuesten Besuchen Meister Isegrimm's gehört jener vom 13. Febr. 1838, wo bei Neulerchenfeld um ½3 Uhr Nachmittags ein Wolf erlegt wurde. Das Thier ging auf der Schmelz auf einen Schweintreiber los, dessen Hund das Unthier festhielt, bis es mit Kantelschlägen getödtet wurde. Den 15. darauf gegen 8 Uhr Morgens ließ sich ebendort ein zweiter Wolf sehen, der von mehreren mit

Stöcken versehenen Personen gegen Breitensee getrieben wurde, von wo er sich über den grünen Berg, wo auf ihn geschossen und wo er verwundet wurde, durch die Larenburger-Allee über den Steinhof nach Inzersdorf flüchtete. Hier wurde er am 16. von einem Bauer durch einen Schuß erlegt.

Wollzeile.

Die Wollzeile, ursprünglich auch Wollstraße genannt, ist die älteste Lokal-Bezeichnung Wiens, denn sie kommt schon im Schotten-Stiftbriefe von 1158 (linea lanarum) vor, welchen Hormayr ganz richtig das Buch der Genesis der Hauptstadt nennt. Ursprünglich war die Wollzeile eine von Heinrich Jasomirgott angelegte Vorstadt, die erst später mit der Stephanskirche u. s. w. in die Stadt gezogen wurde. Sie enthält eine Fülle bemerkenswerther Gebäude; jenes zur goldenen Weintraube (770) durch sein Alter, der 1847 abgebrochene Schwarzenberg'sche Witwensitz (771), heute dem Freih. v. Sina gehörig, durch seine schöne Architektur ausgezeichnet; den anstoßenden neuen kleinen Federlhof (767), der einen neuen Durchgang in die Bäckerstraße bildet; den altenschmeckenden Wurmhof (772), das noch ältere de Pauly'sche Stifthaus (782), jenes zum schwarzen Bock (Siehe das.); das schwarze Nadel (789) nächst dem Stubenthore, welches die Sage mit dem geheimen Besuche des Matthias Corvinus in Verbindung setzt, der in seiner Verkleidung als Wagner bis dahin sein Rad gerollt haben soll, als er sich erkannt sah und sich fortmachte; das fürstlich Paar'sche Palais (792) auf der Stätte der ehemaligen Jacoberinnenkirche erbaut; das der armen Bürgerlade gehörige scharfe Eckhaus (793), von seiner Lage also genannt; das schöne Henikstein'sche Haus (863) oder vormals der Mädelsbergerhof, später auch das Lebzelterhaus genannt, und den uralten Zwettlhof (868), den wir verjüngt vor uns sehen.

Wrbna'sche Freihaus.

Dasselbe liegt in der Spiegelgasse (1096), es ist ein mächtiges, obgleich durch keine architektonische Schönheit sich bemerkbar machendes Gebäude, wohin sich den 19. Jänner 1806 die Bürgerschaft Wiens zum Oberstkämmerer, Grafen Rudolph von Wrbna in feierlicher Deputation begab, und ihn wegen seiner während der feindlichen Invasion von 1805 sich erworbenen Verdienste um die Stadt, wie die Bürgerschaft es einst mit Graf Rüdiger v. Starhemberg that, dadurch ehrte, daß sie ihm das Bürgerrecht und auf ewige Zeiten die Steuerfreiheit für sein Haus übergab. Heute gehört das Gebäude dem Grafen T. v. Trautmansdorf.

Wunderkreuz.

Dieses wunderbare hölzerne Kreuz befand sich durch viele Jahrhunderte in der Minoritenkirche am Landhause zu Wien, und seine Geschichte, wie sie uns alte Urkunden berichten, ist merkwürdig.

Eines heitern Morgens wurde die an den Ufern der hochströmenden Donau in der Vorstadt Rossau des Verkehrs wegen zahlreich versammelte Volksmenge nicht wenig überrascht, als sie in der Gegend des Hauses zum goldenen Lamm plötzlich aus der Tiefe des Wassers ein riesengroßes Holzkreuz auftauchen sah, dessen Form, Färbung und Goldverzierung ganz morgenländisch war, und dem Kenner einen griechisch-byzantinischen Ursprung verrieth.

Nachdem dieses Kreuz eine Strecke lang stromabwärts geschwommen war, machte es auf der Oberfläche des Flußes Halt, und alle Bemühungen des Volkes, es mittels Seilen und Stangen an das Land zu ziehen, waren vergebens. Unbeweglich und felsenfest

behauptete das Kreuz seinen festen Standpunkt auf seinem beweglichen Lager.

Die Kunde dieses Wunders durchlief mit Blitzesschnelle die Hauptstadt und ihre ganze Umgebung, so daß am Morgen des folgenden Tages Tausende und Tausende die Donauufer bedeckten. Auch der Clerus erschien in feierlichen Prozessionen, wobei sich ein frommer Klosterbruder aus dem Hause der Minoriten am Landhause befand, dem es endlich, nachdem alle Versuche, das Kreuz an das Land zu ziehen, abermals vergebens geblieben waren, gelang, dasselbe mit seinem darnach ausgeworfenen Ordensgürtel und mit leichter Mühe an das Ufer zu ziehen.

Das Kreuz wurde hierauf nach St. Stephan gebracht, und daselbst unter Gebet und Glockengeläute öffentlich aufgestellt.

Neues Erstaunen bemächtigte sich aber der Stadt, als das Kruzifix des andern Morgens aus diesem Dome verschwunden war, und sich bald darauf die Kunde verbreitete, es habe sich an einer Wand der Minoritenkirche, und zwar über der sogenannten buchheimischen Kapelle wiedergefunden, wohin es durch unbekannte Kräfte in der Nacht hingestellt worden sei.

Von diesem Standpunkte wurde es jedoch abgenommen; denn in den Tagen Königs Ladislaus und Kaisers Friedrich III. war es bereits auf dem Hochaltar derselben Minoritenkirche ausgesetzt, wo es bis 1569 verblieb, in welchem Jahre die Protestanten sich dieser Kirche bemächtigten.

Nach der Aufhebung des Ordenshauses der Minoriten im Jahre 1783 kam das Kreuz nach Windpassingen die Klosterkirche desselben Ordens, wo es von den Gläubigen noch verehrt wird.

Die Länge desselben ist 22 Wiener-Schuh, die Breite des Querholzes 14 Schuh 6 Zoll. Nebst dem Bilde des Erlösers sind auch die Figuren Mariens und des heil. Johannes angebracht. Außer dem braunen Kreuzstamm, des Querholzes, des Fußschemmels und der Figuren ist alles übrige Holzwerk mit feinem Golde bedeckt.

Wutka (Antonie)

gehört zu jenen stillen Dulderinnen, die in der Schule des Unglücks nur zu erstarken scheinen, und welche nicht weniger unsere Achtung und Bewunderung in Anspruch nehmen, als jene Glücklichen, denen es vergönnt ist, gleich glänzenden Meteoren, auf den Höhen des Lebens ihrem Berufe zu folgen. Geboren am 7. Sept. 1763 in Wien, ward sie im 6. Jahre bereits zur Waise, genoß bis ins 11. Jahr fast gar keine Erziehung, hatte mit Nahrungssorgen zu kämpfen, war von der Natur nicht mit jenen Körperreizen ausgestattet, die in der Welt so oft als einziger Empfehlungsbrief dienen, brachte es aber durch eisernen Fleiß, Beharrlichkeit und eine gewinnende Bescheidenheit dahin, daß sie 1784 in die Kostschule der Ursulinerinnen zu Laibach aufgenommen und bereits das Jahr darauf als Lehrerin daselbst angestellt wurde. Ungerechte Klagen nöthigten sie diesen Posten nach 8 Jahren zu verlassen, sie fand aber eine neue Anstellung zu St. Veit in Kärnthen, und errichtete bald darauf eine eigene Mädchenschule zu Klagenfurt. Die Kriegsunruhen 1797 zerstörten auch dieses Asyl und W. lebte von nun an in Prag, Znaym und Wien, während welcher Zeit sie ihre Encyklopädie für die weibliche Jugend in 12 Bändchen herausgab. Sie starb am 5. Jänner 1824 in Wien.

Z.

Zedlitz (Christoph von).

Der schlesische Edelmann, Junker Christoph von Zedlitz (Zetlitz), war zur Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken 1529 Cornet im Hardegg'schen Reiterregiment, und gehörte zu den Vertheidigern der Stadt. Er war ein schöner, wohlbeleibter Mann von kühnem Wesen, und ein Meister in allen ritterlichen Übungen. Am Morgen des 23. Sept. 1529, wo sein Regiment bei einem Ausfall einen harten Kampf zu bestehen gehabt hatte, wanderte Zedlitz, nachdem er bei der Rückkehr die Fahne dem unter ihm stehenden Fahnenträger Wilhelm Oberdeck übergeben hatte, zu seiner Erholung in einen außerhalb der Stadt gelegenen Weinberg. Unglücklicherweise hatten mehrere Türken, in Hoffnung Beute zu machen, sich auch dahin geschlichen, und drei Muselmänner fielen plötzlich über ihn her. Muthig schlägt er sich mit ihnen herum und hat bereits zwei Feinde zu Boden gestreckt, als andere hinzukamen, und er trotz seiner Tapferkeit, da einige ihn von hinten angriffen, überwannt, und in voller Rüstung zum Sultan Soliman in das türkische Lager gebracht wird.

Der Sultan richtete verschiedene Fragen an ihn, die Zedlitz kühn und unerschrocken beantwortete. Soliman fand daran Gefallen und theilte seinem Vezier Ibrahim Bassa, den Wunsch mit, er möchte wohl die Stärke des deutschen Ritters im Kampfe mit einem wohlgerüsteten Türken sehen. Zedlitz, obwohl vom Schwertführen erschöpft, nahm die Aufforderung doch an, und mehrere der tapfersten Muselmänner drängten sich heran, den Kampf mit dem stolzen Deutschen zu bestehen. Zedlitz wurde auf ein Maulthier gesetzt, während sein Gegner auf einem herrlichen Araber ihm entgegensprengte. Trotz dem besiegte er nicht nur diesen, sondern auch mehrere andere, die sich mit ihm messen wollten.

Der Sultan befahl den Umstehenden, ihm den Harnisch zu öffnen; da aber dieses Niemand vermochte, so erbat sich Zedlitz Sicherheit für sein Leben und zeigte nun zwei Schrauben, welche den Harnisch festhielten. Die Türken konnten nicht begreifen, daß er sich in dieser schweren Rüstung sollte bewegen können. Zedlitz legte sich auf die Erde, sprang im ganzen Harnisch rückwärts frei in den Sattel, sprengte sein Roß mit großer Geschicklichkeit umher, schleuderte einen Wurfspeil hoch in die Luft, und fing ihn wieder in vollem Rossestauf auf. Er fand Gnade vor den Augen des Großherrn, durfte frei im Lager herumgehen, der Großvezier beschenkte ihn mit einem sammtnen Kleide und ließ ihm von seiner Tafel täglich Speisen und Getränke bringen.

Soliman konnte über des deutschen Ritters Kraft, er hatte ihn lieb gewonnen,

und bot ihm eine hohe Ehrenstelle an, wenn er Kriegsdienste bei ihm nehmen wollte; aber Zedlitz antwortete: „ich bin ein Christenmann, und will ein Feind aller Christenfeinde ersterben.“ Der Sultan war keineswegs erzürnt über diese freimüthige Antwort, sondern verehrte ihm zwei kostbare Kleider von Goldstoff, zu denen der Vezier noch eine schwere goldene Kette fügte; und somit wurde er frei aus dem türkischen Lager nach Wien entlassen.

Die Erzählung, was sich im türkischen Lager mit ihm zugetragen, erregte in Wien allgemeines Erstaunen, und aus jedem Munde erschallten Lobpreisungen des jungen Helden. Eben dieser Ruhm hatte aber einige Mißgünstige wieder ihn aufgereizt, daß sie ihm heimlich Gift beibrachten, von welchem er ganz abzehrte und nach kurzer Zeit starb.

Zeitungen.

In Europa sollen zuerst in Italien Zeitungen erschienen sein, denn schon 1536 gab es in Venedig regelmäßig geschriebene Blätter mit Neuigkeiten. Man bezahlte für das Lesen derselben eine kleine Münze, Gazetta genannt; daher erhielten sie in der Folge ähnliche Namen in allen romanischen Töchtersprachen. Aber früher und zwar schon unter Maximilian I. 1488 wurde in Wien eine gedruckte Hofzeitung unter dem Titel: „Vermerkht die Hofmär aus dem Niederland,“ in unregelmäßigen Fristen ausgegeben. Diese bestand jedoch nur aus einem Blatte nach der Art der späteren Extrablätter, und erschien blos bei besonderen Veranlassungen, z. B. wegen Türkengefahr, über den venetianischen Krieg, über die Entdeckungen in fremden Welttheilen, über die lutherischen Angelegenheiten ꝛc.

In Wien erschien bis Anfange des 18. Jahrhunderts noch keine regelmäßige gedruckte Zeitung, erst mit dem 31. Januar 1703 erschien eine solche, alle Mittwoch und Sonnabend ein Bogen in Quart, unter dem Titel: „Postäglicher Merkurius, oder eine ganz besondere Relation von denen wichtigsten in Europa fürgegangenen Novellen mit curieusen Raisonnements und politischen Reflexionen untermengt, den geneigten Neubegierigen zur beliebigen Vergnügung zusammengetragen.“

Schon den 8. August desselben Jahres erschien neben diesem Blatte, das noch einige Jahre fortging, an denselben Tagen die noch jetzt bestehende „Wiener Zeitung“ anfänglich unter dem Titel „Wienerisches Diarium: Enthaltend alles dasjenige was sich von Tag zu Tag sowohl in dieser Residenz-Stadt Wien Denkwürdiges und Neues zugetragen, Als auch, was dergleichen nachrichtlich allda eingeloffen, sammt einem Anhang jedermaligen Verzeichnuß; Erstlich deren täglich allhier Ankommenden: Zweitens deren in und vor der Stadt getauften Kinder: Drittens deren Verehlichten und Viertens deren verstorbenen Personen. Mit Ihre Römisch kaiserlichen Majestät Freyheit, Gedruckt in der kaiserlichen Reichs- und Hof-Buchdruckerei, Zu finden im roten Igel.“ Später wurde diese Zeitung das Organ der officiellen und amtlichen Verlautbarungen, was es noch heut zu Tage im nämlichen Verlage ist. Anfangs dieses Jahrhunderts nahm sie den Namen: k. k. priv. Wiener-Zeitung an; seit 1813 erscheint sie im Folio-Format, erst in neuerer Zeit täglich mit Ausnahme der drei hohen Festtage des Jahres. 1722 — 1726 erschien: „Das merkwürdige Wien“ ein schätzbares und ziemlich selten gewordenes Blatt mit interessanten Kupferbeilagen, Portrait, Maschinen ꝛc.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien das „Wienerblättchen“ gemischten, politischen sowohl als literarischen Inhalts, das mehrere Jahrgänge erlebte. In der Folge, besonders in der Josephini-

schen Zeit, tauchten mehrere Zeitschriften und Schriftchen auf, die nun vergessen und verschollen sind. Der österreichische Beobachter erschien zuerst 1810 unter der Redaction des berühmten Gelehrten Fried. v. Schlegel, seit 1811 aber wird er von dem k. k. Regierungsrathe Edlen von Pilat redigirt. Die älteste gelehrte Zeitung im österreichischen Kaiserstaate ist: „Monatliche Auszüge alter und neuer gelehrter Sachen" Olmütz 1744 bis 1749. In Wien erschienen zuerst 1755 „Wienerische gelehrte Nachrichten", denen 1758 die „gelehrten Anzeigen" folgten. Bereits 1799 erschien ein Theater-Journal unter dem Titel: „Wiener Theater-Kritik" in Octav und in Heften, die wieder den Separattitel: „Kritisches Journal der k. k. Hof und priv. Vorstadttheater" hatten, und deren sechs einen Band bildeten, welcher mit einer Porträtbeigabe eines Schauspielers oder Dichters versehen war. Am 1. Juli 1806 begann bereits Bäuerle seine „Theaterzeitung", welche bis heute fortbesteht, und sich unter allen belletristischen Blättern des Inlandes des überwiegend größten Absatzes erfreut.

Zernecke (Julius Eduard).

Dieser namhafte Architekt starb den 26. Sept. 1844 im 29. Lebensjahre. Ein Schüler und Landsmann Schinkels, begann er seine künstlerische Laufbahn 1834 bei seinem Onkel, dem Stadtbaurathe Zernecke in Danzig, und führte später unter des berühmten Knoblauchs Aufsicht die prachtvollen Bauten des russischen Gesandtschaftshotels zu Berlin aus.

Nachdem er kurz vorher, seiner schon damals wankenden Gesundheit halber, einen ehrenvollen Ruf nach St. Petersburg ausgeschlagen hatte, kam er im Spätherbst 1840 nach Wien, und trat nach dem Plan des Professors Förster, die Ausführung des Baron Pereira'schen Börsenhauses in der Weihburggasse. Bauten wie die des Grafen Toreca in Czech, des Gutsbesitzers Parzfrieder in Wetzdorf, des neuen Saales im Sperl zu Wien, so wie die Decorirung des sogenannten Wagnerschen Caffeehauses an der Ferdinandsbrücke u. s. w. stehen als die ehrenvollsten Zeugnisse seines gediegenen Kunstsinns da.

Zeughaus (Bürgerliches).

Bei der Wichtigkeit, welche die Stadt Wien bereits im Mittelalter erlangt hatte, und bei den damaligen kriegerischen Zeiten, wo man noch von stehenden Heeren nichts wußte, war es natürlich, daß die zahlreiche und muthige Bürgerschaft einer so reichen und bevölkerten Stadt auf ihre Bewaffnung bedacht war. Die Waffe war ja in jenen Tagen ohnedieß des Mannes liebste und schönste Zierde. Außer den, jedem Privaten eigenthümlichen Waffen war daher schon in den frühesten Zeiten für ein Arsenal der Bürger Wiens gesorgt. Wir finden auch ein solches schon urkundlich im 15. Jahrhundert (1444) unter dem Namen des „Zeughabels", welcher dort stand, wo heute am alten Fleischmarkte das Hauptmauthgebäude sich erhebt. Im J. 1564 ward zu dieser Bestimmung ein ordentliches Gebäude errichtet. Das gegenwärtige am Hof entstand aus dem alten Fleischhofe und erhielt seinen Ursprung, wie die Inschrift am Giebel bekundet, 1732 unter Carl VI. Der Bau begann im Mai 1731, wobei die Arbeitsleute beim Graben der Grundfeste viele kleine silberne, sehr dünne Münzen fanden, die man für römisches oder gothisches Geld hielt. Es ward auf Kosten der Bürgerschaft erbaut, ist geräumig und zweckmäßig eingerichtet. Die schöne Façade ist von dem Hofbildhauer Mathielli, der geräumige Hof ist mit einem Springbrunnen versehen, worauf sich

das eherne Bild der Bellona befindet. Im oberen Stockwerke befinden sich in mehreren Sälen Gewehre für 25.000 Mann. Im Erdgeschoß ist die Artillerie aufgestellt. Kaiser Franz I. beschenkte die Bürgerschaft für ihr treffliches Benehmen bei den beiden französischen Invasionen 1805 und 1809 mit sechs Kanonen, deren jede die Aufschrift trägt: »Franz I. den Bürgern der Stadt Wien für erprobte Treue, Anhänglichkeit und Biederſinn, 1810.« Bereits früher hatte Leopold I. den Bürgern sechs Kanonen während der Türkenbelagerung 1683 gegeben. Da aber 1809 die Franzosen das Zeughaus geleert hatten, so ersetzte sie der Kaiser durch dieses ehrenvolle Geschenk. 1821 wurden die Waffensäle nach der Anleitung des Stadtoberkammerers F. X. Embel neu eingerichtet. Es sind eigentlich drei Säle, welche aber, da sie nicht durch Mauern unterbrochen werden, gleichsam nur einen einzigen bilden.

Die zahlreichen Waffen alter und neuer Art, die Flinten, Küraße, Harnische u. s. w. sind zu sehr geschmackvollen Verzierungen hier geordnet. Auch zahlreiche eroberte Türkenfahnen aus den beiden Belagerungen von 1529 und 1683 befinden sich hier. Mitten im Saale zeigt sich die Büste Kaisers Franz I., des Erzherzogs Carl und des alten Helden Laudon. Sie sind Arbeiten Fischers aus carrarischem Marmor. Außerdem sieht man noch die Büsten des Herzogs Ferdinand von Würtemberg und des (damaligen) Regierungspräsidenten Grafen von Saurau zum Andenken an das allgemeine Wiener Aufgebot von 1797, welches diese beiden Männer vorzüglich leiteten; dann jene des Grafen Rudolph von Wrbna, Hofkommissärs im verhängnißvollen Jahre 1805. Letztere ist von Metall, von Zauner gearbeitet, die beiden ersten von Carrara-Marmor und von Fischers Hand gefertigt. Unter den besonderen Merkwürdigkeiten befinden sich der Kopf und das Todtenhemd des Vezirs Kara Mustapha, welcher 1683 Wien belagerte und den 23. December in Belgrad strangulirt wurde. Als dieses fünf Jahre darauf überging, schickte der Herzog von Lothringen Mustaphas Kopf dem Bischof Kollonitz, dessen Haupt Mustapha dem Sultan zu senden versprochen hatte. Dieser Kopf war vormals mit der rothen seidenen Schnur, mit seinem Bildnisse und mit folgenden erbaulichen Knittelversen über seine Blutgier und seinen blutigen Ausgang zu sehen:

Das Sprichwort bleibet jedesmahl:
Die Hoffarth kommet vor den Fall;
Bezeuget's auch der Augenschein,
Was er verlangt und nicht kan seyn,
Auf dieses lang man harren muß.
Dem Groß-Vezier beliebt die Lust,
Sein Hoffarth Wien bezwingen wollt,
Es ging ihm nicht wie hätt gefollt;
Weil er muß ziehen ab mit Schand,
Zum Trink-Geld er den Strang empfand.
Zu Belgrad ihm der Gnaden-Lohn
Von seinem Kaiser ward angethan:
Wenn solche Gnaden lauffen ein,
Mag Groß-Vezier der Teufel seyn.
Er ward begraben zu Belgrad,
Da wir erobert diese Stadt,
Ward er gegraben aus der Erd,
Ihr Eminenz sein Kopf verehrt,
Sie haben Ihn hier eingeschenkt,
Weil er die Bürgerschaft gekränkt.
Er hat einen Blut-Begierden Gram,
Kara Mustapha war sein Nahm.
Sein Bitt hat Mahomet erhört,
Und ihn in Wien zu seyn begehrt,
Wer andern nun ein Gruben grabt,
Fällt selbst darein, die Prob ihr habt.

Die Mehrzahl der Waffenstücke ist ein oder mehrere Jahrhunderte alt, darunter 3500 Feuerwaffen, 7000 Stangengewehre, 2000 Stich- und Hiebwaffen, 1000 Harnische und Küraße, 700 Helme und Bickelhauben, 80 Fahnen. Der Saal ist zwei Stockwerk hoch und 410′ lang. Es bestehen darin beinahe 100 ganze Rüstungen, worunter jene von St. Hilaire und von Philipp

Pfalzgrafen am Rhein; die Degen Clerfayts und Unterbergers; Laudons Uniform; Rouvroys Hut; die Fahne des 1. Bataillons des 5. franz. Infanterie-Regiments, die Erzh. Carl 1805 selbst bei Caldiero eroberte; jene des Wiener Freicorps, die Anton Richter 1797 bei Mantuas Fall rettete; jene des 4. Landwehr-Bataillons vor Ebersberg 1809; die Flagge des Malteser Großpriors Joh. Gr.'n v. Herberstein; die große türkische Fahne, 1684 von Carl von Lothringen bei Ofen erbeutet, die sich früher in der Stephanskirche befand. Im Zeughaus liegt ein Denkbuch, worin hohe fremde Personen sich einzuschreiben ersucht werden. Fremde, welche das Zeughaus zu besehen wünschen, wenden sich deßhalb an den daselbst wohnenden Stadtzeugwart. Hier versammelt sich auch, wenn es im Dienste aufzieht, das Bürgermilitär.

Zeughaus (Kaiserliches).

Die erste Nachricht dieses Hauses reicht bis zum Schottenabte Wilhelm, der um 1303 als Grundherr bekräftigte, daß Otto Hager Bürger zu Wien, sein Haus auf dem alten Roßmarkte (die heutige Rennggasse) hinter dem Schottengarten an den Erzbischof Conrad von Salzburg verkauft hatte. Dieses Haus wurde seitdem erweitert, und der Salzburgerhof genannt, der sich bis nach der ersten Belagerung Wiens durch die Türken erhielt. Das heutige, mit einem großen länglichen, ein ungleiches Viereck bildenden Hofe versehene einflöckige Gebäude erbaute Maximilian II. 1569. Die inwendigen Gänge in den langen Flügeln haben 52, in der größeren Breite 47, und in der kürzesten 44 Klafter. Was das äußerliche Ansehen betrifft, kann man niemanden Unrecht geben, von dessen Neugierde es unbemerkt bleibt. Allein desto vortrefflicher ist die innere Einrichtung; diese gewinnt desto mehr, je weniger der äußere Anblick verspricht.

Die unteren Gewölber strotzen von allen Gattungen Feldgeschützes, so wie auch in dem weitschichtigen Hofe dessen eine große Menge angetroffen wird. Gleich beim Eintritte in den Hof liegt ein ungeheuer großes türkisches Stück, welches in der eroberten Festung Belgrad gefunden, und den 9. Dezember 1717 nach Wien gebracht worden ist; es ist 22 Wiener Schuhe 10 Zoll lang, schießt 128 Pfund Eisen und wägt 179 Centner; es hat eine türkische Inschrift, sie heißt: „Nachdem der ruhmwürdigste und vortrefflichste des ottomanischen Hauses, jener heldenmüthigste und tapferste Bestreiter und Eroberer der Länder, Sultan Soleiman Chan, die Regierung angetreten, hat er dieses Stück, welches Festungen und Länder im bloßen Ansehen über einen Haufen wirft, zu gießen befohlen, im Jahre 928“ (das ist nach unserm Styl 1516). Diesem gegenüber liegt ein anderes, nicht so lang, aber stärker im Metalle; es schießt 60 Pf. Eisen und wägt 117 Centner. Darauf sieht man die Jahrzahl 1560. Gerade gegenüber am andern Thore sind 2 metallene türkische Steinbüchsen bei der Belagerung 1683 von den Türken zurück gelassen, ebenfalls von einer ungemeinen Größe: die eine schießt 400, die andere 240 Pfund Eisen. Unweit von diesem ein 12 pfündiges metallenes Stück, wegen seiner ungemein künstlichen und niedlichen Ausarbeitung sehenswürdig; welches Joseph dem I. an seinem Vermählungstage vom Herzog von Würtemberg geschenkt wurde.

Ferner befindet sich noch hier metallenes Geschütz, welches 75, 48 und 36 Pfund Eisen schießt; diese sind anderhalb, ganze und dreiviertel Kartaunen.

Noch verdienen angemerkt zu werden: ein eiserner Böller aus lauter zwei Zoll dicken eisernen Schienen oder Taufeln zusammen geschweißt, und mit eben so starken eisernen Reifen belegt, welcher in seinem Mündungsdurchmesser 36 Zoll hat, und 1800 Pfund

Steine oder 2080 Pfund Eisen schießt; dann ein metallener, welcher in seinem Durchmesser 25½ Zoll hat und 500 Pfund Steine oder 800 Pfund Eisen schießt, mit der Umschrift: Sigmund Erzherzog zu Oesterreich A. 1404. Die ganze inwendige Wand des Hofes ist schlangenförmig mit einem Theil der Kette umhängt, mit welcher einst die Türken bei Ofen die Donau gesperret hatten; sie ist über 200 Klafter lang und ein Glied davon wägt 22 bis 24 Pfund, ein Theil dieser Kette befindet sich im Ofner Zeughaus. Als nach der Schlacht von Aspern 1809 die Franzosen die Lobauer Brücke wieder herstellten, nahmen sie dazu auch den noch vorhandenen Theil dieser ungeheuren Kette.

Das ganze 1. Stockwerk enthält eine Reihe von Sälen, welche eben so sehenswerth sind durch die Waffenmasse, als durch ihre Aufstellung und die vielen historischen Reliquien. Die Waffen bilden in den Sälen fortlaufende Festungswerke, welche sehr sinnreich mehr als 150,000 Gewehre enthalten.

Die Decke ist durchaus theils mit neuen, brauchbaren, theils mit alten Armaturen eingelegt, und stellt die mannigfachsten Zeichnungen dar. Die Säulen bestehen aus Karabinern und ihre Kapitäler aus Pistolen. Unter den Trophäen befinden sich die Schlüssel der Stadt Lyon (1814.)

Am 6. Nov. 1632 schlug Wallenstein die heiße Schlacht bey Lützen, in welcher König Gustav Adolph fiel. Die goldene Kette und das blutbefleckte lederne Collet des Königs schickte der Sieger nach Wien; beide Stücke befinden sich im kaiserlichen Zeughause. Die Öffnung des Schusses, der dessen linken Ellbogen zerschmetterte, hat die Theilnahme reisender Schweden, wovon sich viele ein Stück als theures Andenken herausgeschnitten haben, sehr erweitert. Sehr deutlich ist daran auch der meuchlerische Schuß in den Rückgrad zu sehen, der dem Leben des großen Königs ein Ende machte. Es war eine Schwadron der pappenheimischen Kürassiere (später Schnelle Chevaux Legers), in derer Nähe Gustav fiel. Die meisten Stimmen jener Zeit beschuldigten den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg des Meuchelmordes an dem König. Der Herzog war in früherer Zeit General der Schweden und einer der Vertrauten desselben; er hatte aber seine Dienste verlassen, und war in die österreichische Armee getreten und erlitt am 31. Mai 1642 durch Torstenson bey Schweidnitz eine Niederlage.

Der Helm Rüdigers von Starhemberg, welchen er in Vertheidigung der Stadt Wien 1683 trug, ist 27 Pfund 12 Loth schwer. Als Denkmal der unansehnlichen Tracht des Prinzen Eugens von Savoyen sieht man hier seinen an so vielen großen Schlachten getragenen armseligen Überrock und ein Büschchen seiner Haare. Die Ehrensäule des Fürsten Wenzel von Liechtenstein ist vom Bildhauer Balthasar Ferdinand Moll.

Ziegel-Production.

Während 30 Friedensjahren hat sich die Bauluft in unserer Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung überaus gesteigert. Die immer mehr zunehmende Bevölkerung, großartige Bauunternehmungen von Seite des Aerars und der Privaten, und insbesondere der Bau der Eisenbahnen bedingen während dieses Zeitraumes eine weit größere Erzeugung von Baumaterialien und namentlich an Ziegeln, als dieß früher in einem ganzen Jahrhundert der Fall war. Im J. 1749 trat das erste Ziegelwerk in der Umgegend Wiens am Fuße des Wienerberges, im Bezirke des heutigen Inzersdorf ins Leben, welches in der Folge in das Eigenthum des Herrn Aloys Mißbach überkam. Es ist bis jetzt die großartigste Anstalt dieser Art in der ganzen Monarchie, aus ihr allein gehen jährlich über 50 Mil-

lionen Ziegeln hervor, welche rücksichtlich ihrer guten Eigenschaften als vorzüglich gelten.

Man nehme den Mittelpreis von 1000 Stück mit 16 fl. C. M. an, so stellt sich eine jährliche Erzeugungssumme an Ziegeln mit 500,000 fl. heraus, welche sich, durch Hinzurechnung und Verwendung der Erzeugnisse von Gewölb-, Pflaster- und Dachziegeln auf den runden Betrag einer Million erhebt. Seither sind in der Umgegend Wiens bei 30 Ziegelwerke entstanden, welche zusammen bei 115 Millionen Stück Ziegel jährlich erzeugen, deren größter Theil in der Hauptstadt und deren nächster Umgebung consumirt werden, wonach sich eine Verwerthung im Gelde von 2 Millionen Gulden in C. M. an diesem alleinigen Materiale ergibt.

Zollern'sche (von) deutsche Schule am Neubau.

Im J. 1743 stiftete der kais. Rath, Michael von Zollern auf dem Vorstadtgrunde Neubau, St. Ulrich obern Guts, eine deutsche Schule zum Unterrichte der armen Jugend, wozu er ein eigenes Haus erbaute. Es sollten darin zu allen Zeiten nur solche Knaben und Mädchen aufgenommen werden, welche auf diesem Grunde oder in der Nähe wohnen, das achte Jahr erreicht haben, und deren Eltern das Schulgeld nicht zahlen können. Er stiftete dabei einen Beneficiaten, der ein Tiroler sein und täglich um 10 Uhr eine Messe lesen soll, 8 Lehrer, 2 Lehrerinnen, welche alle im Hause freie Wohnung haben, und einen Zeichenmeister. Diese noch immer blühende Stiftung ist in unsern Tagen zu einer Hauptschule erhoben worden und befindet sich Nr. 216 in der Neubau-Hauptstraße.

Zollhalle (Neue).

Die neue großartige Zollhalle ist wie durch Zaubermacht entstanden. Seit beinahe zwei Jahren birgt schon die neue palastähnliche Magazins-Halle im linken Flügel des Zollgebäudes am Hafen des Wiener-Neustädter Canals, den Reichthum der Wiener Kaufmannschaft unter ihren geräumigen Säulenbogen und ihrem schimmernden Metalldache. Seitdem wurde nicht nur der Bau des rechten Flügels, sondern auch der Hoffronte, also die Vollendung des Gebäudes zu Stande gebracht. Die zur Lagerung benutzte Magazinshalle am linken Flügel wurde mit der Magazinshalle am rechten Flügel in der Rückfronte gegen die Weißgärber zu, durch einen Bau in Verbindung gesetzt, welcher unter einem Dache von eisernen Säulen getragen, die Packhalle bildet und den 52 Klafter langen Raum zwischen beiden Flügeln mittelst einer Mauer schließt. Das Haupt- und zugleich Mittelgebäude in der Vorderfronte, bildet — 12 Klafter von den beiden Flügeln vorwärts gerückt — die Façade gegen den Wienfluß und ist mit diesen Flügeln, nämlich mit den beiden Magazinshallen durch eiserne Gitter verbunden, und schließt mit der Packhalle den Haupthof und zwei Bassins ein, deren Bestimmung ist, durch ein Werk das Wasser im Falle der Noth in alle Theile des Gebäudes bis in die obersten Stockwerke zu senden.

Um ein Bild des riesigen Umfanges des Wiener Hauptzollamtes als des großartigsten Amts dieser Art in der Monarchie zu geben, mag hier folgende Schilderung Raum finden. Nach dem Inhalte der dieß jährigen Nachweisungen dieses Amtes, wo mehr als hundert Beamte und Angestellte beschäftigt sind, wurden im Laufe des Jahres 1844 in den Magazinsräumen desselben über 500,000 Colli mit mehr als einer Million 500,000 Ztr. Waaren aufgespeichert, welche 32,000 Güterwägen zuführten. An dieser Waarenmasse nahmen die Baumwolle mit 82,000 Colli und 74,000 Zentner; Juchten und ordinäres Leder mit 14,000 und 33,000 Ztr.; Kaffeh mit 23,000 Colli und 42,000 Ztr.; Zucker mit 11.000 Colli und 141,000

Ztr.; Öhl mit 5000 Colli und 14,000 Ztr.; Schafwolle mit 10,000 Colli und 31,000 Zentner; Wein, Branntwein, Rum, mit 14,000 Colli und 61,000 Ztr. Theil.

Zu Waſſer langten 62,000 Colli mit 170,000 Zentner an. An ämtlichen Ausfertigungen (Bölleten) wurden den Partheien bei 500,000 erfolgt. Im Transit paſſirten das Wiener Hauptzollamt 48,000 Colli mit 122,000 Zentner Waaren, worunter bei 5,500 Ztr. aus dem Süden, bei 31,000 Ztr. aus dem Weſten, bei 44,000 Zentner aus dem Norden und bei 19,000 Ztr. aus Oſten kamen. Im Packmagazine wurden 31,000 Colli mit 81,000 Ztr. verladen und auf 3,000 Wägen verführt. Von den inländiſchen Zucker-Raffinerien ſind zur Verarbeitung an ausländiſchem Rohzucker (Zuckermehl) mehr als 137,000 Ztr. bezogen worden. Zudem wurden von einheimiſchen Zucker-Raffinerien 64,000 Ztr. aus ausländiſchem Zuckermehl erzeugter Zucker und Syrup nach Wien gebracht. Die Menge der Zufuhr an inländiſchem Runkelrübenzucker und an Erdäpfel-Syrup betrug 16,000 Ztr. Die Zolleinnahme des Wiener Hauptzollamtes beläuft ſich im Jahre auf die Summe von 3 Millionen fl. C. M., den fünften Theil der ganzen Monarchie.

Zunftbecher (Der).

Unter den reichlichen Beiträgen, welche 1793 auf die Aufforderung Kaiſer Franz des II. zur Beſtreitung der Kriegsrüſtungen gegen Frankreich von allen Seiten dargebracht wurden, befanden ſich auch die ſilbernen Willkommensbecher ſämmtlicher Innungen und Zünfte Wiens. Da der Zunft ſelbſt nebſt vielen andern Opfern den großen goldenen Hoftafel-Service in die Münze geſchickt hatte, ſo iſt es kein Wunder, daß ein gleicher patriotiſcher Geiſt Paläſte und Hütten ergriff. Der Kaiſer, die ſchöne Gabe des Wiener-Bürgerſinnes ehrend, beſchied am 7. April das bürgerliche Officierskorps, den Bürgermeiſter Hörl und die Vorſteher aller bürgerlichen Innungen in die Burg, und ſie empfingen aus des Monarchen eigener Hand einen prächtigen ſilbernen, mit dem Bildniſſe des Kaiſers und reicher Vergoldung geſchmückten Becher, welcher die Aufſchrift hat:

„Zum ewigen Andenken der beſondern Liebe aller bürgerlichen Innungen Meiſter und Geſellen in Wien für Ihn und ihr Vaterland und zum Beweiſe ſeiner Gegenliebe und Erkenntlichkeit widmet Franz II. dieſen Becher allen ſeinen lieben Bürgern 1793."

Darauf wurde das bürgerliche Officierskorps und alle Innungs-Vorſteher im großen Redoutenſaale an einer Tafel von 250 Gedecken feſtlich bewirthet. Während der Tafel erſchien der Kaiſer mit der Kaiſerin Thereſia, welche zwölf Tage ſpäter zur allgemeinen Freude den Kronprinz (unſern regierenden Kaiſer Ferdinand) gebar. Das Ehrengeſchenk wurde hierauf dadurch eingeweiht, daß der Bürgermeiſter die Geſundheit des Herrſcherpaares und des geſammten Erzhauſes ausbrachte. Der Becher ward dann zum ewigen Andenken in das bürgerliche Zeughaus gebracht.

Zunft-Herbergen

beſtanden ſchon in den älteſten Zeiten und zwar dort, wo ſie noch beſtehen; jene der Tiſchler im Ballgäßchen (929), der Schneider in der Futtterergaſſe (346—347), am Salzgries jene der Schuſter (208), der Schloſſer (210) und der Bäcker (211), der Weber in Gumpendorf (176), der Riemer im Blutgaſſel (848), der Glaſer am alten Fleiſchmarkt (795) und der Hufſchmiede auf der Schottenbaſtei (131).

Zunft-Ordnung.

Wie die bürgerlichen Handwerks-Zünfte am Fronleichnams-Tage den 4. Juni 1744

bei der großen Processiun mit ihren Fahnen mitgegangen sind:

1. Die Zimmerleute mit ihrer Fahne, in welcher auf einer Seite der h. Joseph als der Zunftpatron, auf der andern die Arche Noe. 2. Die Maurer- und Steinmetzzunft, auf deren Fahne die h. h. Nicostratus und Simpherian. 3. Die Ziegeldecker, auf deren Fahne der Gnadenort Maria-Loreto vorgestellt ist einer Seits und der h. Schutzengel andererseits. 4. Die Tischlerzunft mit ihrer Fahne, auf einer Seite die Mutter Gottes, auf der anderen die Arche des Bundes. 5. Die Schlosser und Großuhrmacher mit ihrer Fahne, worauf einerseits die Mutter Gottes, anderseits der h. Leonardus. 6. Die Öler, Häringer, Greißler mit ihrer Fahne, einerseits der h. Oswald und andererseits der h. Eustachius. 7. Die Köche mit ihrer Fahne, worauf die h. Anna, andererseits aber die Hochzeit zu Canaan in Galliläa. 8. Die Kohlmeßer mit ihrer Fahne, auf welcher beiderseits die Mutter Gottes abgebildet ist. 9. Die Wagner mit ihrer Fahne, worauf auf einer Seite der Prophet Elias, wie er auf einem feurigen Wagen gegen Himmel fährt, auf der andern die h. Catharina mit dem Rad. 10. Die Drächsler mit ihrer Fahne, worauf das Jesuskind bei einer Drähbank, dann die h. Büßerin Maria Magdalena. 11. Die Schiffleute mit ihrer Fahne, worauf der h. Nikolaus und auf der andern Seite der Patriarch Noe mit der Arche. 12. Die Faßzieherzunft mit ihrer Fahne, worauf der h. Kirchenlehrer Augustinus, und auf der andern Seite der h. Dominikus. 13. Die Bader mit ihrer Fahne, worauf einerseits der Samaritan mit den zwei h. h. Ärzten Cosmus und Damianus, anderseits aber der h. Apostel Bartholomäus und die h. Catharina. 14. Die Sailer, welche auf ihrer Fahne die Mutter Gottes und den h. Augustinus haben. 15. Die Huterer mit ihrer Fahne, Christus in Emaus auf einer Seite und auf der anderen der h. Martin und die h. Barbara. 16. Die Hafner oder Töpfer mit ihrer Fahne, worauf einerseits der h. Florian, und andererseits der h. Martyrer Sebastian. 17. Die Leinweberzunft, auf ihrer Fahne der Sohn Gottes einerseits, und andererseits seine Gebärerin. 18. Die Körbelmacher mit ihrer Fahne, worauf der h. Kirchenlehrer Gregorius, und die h. Catharina. 19. Die Lebzelter mit ihrer Fahne, auf der einen Seite die allerseligste Jungfrau und auf der anderen der h. Ambrosius mit dem Bienenkorb. 20. Die Mehlmesser, deren Fahne einerseits die Mutter Gottes und andererseits die h. Clara hat. 21. Die Fütterer, deren Fahne die Geburt Christi und die h. Agnes zeigt. 22. Die Müllermeister, auf deren Fahne die Mutter Gottes einerseits, andererseits der h. Nikolaus zu sehen ist. 23. Die Böckenmeister mit ihrer Fahne, worauf auf einer Seite die Mutter Gottes, auf der andern der h. Augustinus und der h. Nikolaus von Toledo. 24. Die Sieb- und Käpelmacher, welche auf ihren Fahnen die h. Maria Magdalena und den Propheten Daniel führen. 25. Die Nadler mit ihrer Fahne, die einerseits die Dreieinigkeit und andererseits die h. Mutter Gottes hat. 26. Die Schneidermeister mit ihrer Fahne, darauf der H. Erzengel Michael. 27. Die Fleischhacker mit ihrer Fahne, worauf einerseits das Apocaliptische Lamm Gottes auf einem Berg und die 3 theologischen Tugenden, als der Glaube, die Hoffnung und die Liebe; anderseits das Salomonische Opfer im Tempel zu sehen ist. 28. Die Leinwandhändler, auf deren Fahne die Mutter Gottes mit dem Jesukindlein, auf der andern Seite die h. h. Petrus und Johannes bei dem Grab Christi sich zeigt. 29. Die Glocken- und Zinngießer tragen anstatt einer Fahne auf 2

Stangen 2 ſchön gearbeitete Blummkrüge und 2 Glocken. 30. Die Weißgärber mit ihrer Fahne, worauf einerſeits die Taufe Chriſti, andererſeits die h. Catharina zu ſehen ſind. 31. Die Taſchnerzunft führt auf einer Seite den Goliat mit dem David, auf der andern aber den in dem Tempel unter den Gelehrten ſitzenden 12jährigen Jeſus. 32. Die Handſchuhmacher mit ihrer Fahne, worauf die Dreifaltigkeit auf einer Seite, auf der andern das weinende Mariabild von Pörſch und der h. Udalricus angebracht iſt. 33. Die Lederer, welche auf ihrer Fahne die Mutter Gottes und den Erz-Martyrer Stephan führen. 34. Die Sattler mit ihrer Fahne, und darauf der h. Ritter und Martyrer Georgius und h. Auguſtinus. 35. Die Riemer mit ihrer Fahne mit dem Apoſtel Paulus mit dem Schwerte und deſſen Bekehrung. 36. Die Lang-Meſſerſchmiede mit ihrer Fahne mit der h. Barbara und wie David den Goliat überwindet. 37. Die Küfner oder Faßbinder mit ihrer Fahne, einerſeits ihr Patron, der h. Urbanus Pabſt, andererſeits zu ſehen iſt, wie ſie ein Faß beſchlagen. 38. Die Fiſcher, den h. Apoſtel Petrus in der Fahne führend. 39. Die Öbſtler mit ihrer Fahne, worauf die Mutter Gottes und die h. Anna zu ſehen ſind. 40. Die Gärtner mit ihrer Fahne, und darauf einerſeits Adam und Eva im Paradies, anderſeits der Welt Heiland, wie er nach ſeiner glorreichen Auferſtehung der h. Magdalena erſchienen. 41. Die Kuchelgärtner mit ihrer Fahne, worauf einerſeits die Dreifaltigkeit und andererſeits die h. Martha angebracht iſt. 42. Die Schuhmacher mit ihrer Fahne, mit der Mutter Gottes und dem h. Leopoldus. 43. Die Schmiede mit ihrer Fahne, den h. Biſchof Ludwig enthaltend. 44. Die Schnürmacher, auf ihrer Fahne die Mutter Gottes, das Jeſukindlein in Händen haltend, und den h. Johann den Täufer auf einer Seite, auf der andern den h. Paul habend. 45. Die Strumpfwirker, auf deren Fahne der gute Hirt und andererſeits die Freundſchaft Chriſti erſcheint. 46. Die Lederzurichter mit ihrer Fahne, auf der einen Seite den h. Michael und auf der andern den h. Bartholomäus zeigend. 47. Die Brandweiner, auf ihrer Fahne das Mariahilfbild, und den h. Florian auf der andern Seite habend. 48. Die Bierbrauer mit derſelben Fahne, wie die Brandweiner. 49. Die Kirſchner, auf ihrer Fahne einerſeits die Mutter Gottes, andererſeits den h. Rochus habend. 50. Die Glaſer, auf ihrer Fahne erſcheint Gott, wie er die Welt erſchafft und auf der andern Seite der h. Evangeliſt Lucas als Glaſer. 51. Die Goldſchmiede, dieſe tragen auf 2 Stangen die h. Barbara und den h. Goldſchmied Eligium, dann auf 2 anderen Stangen 2 ſehr koſtbar gearbeitete Kelche.

Hierauf folgen die Spitäler, nämlich: das h. Johannes Nepomucenus-Spital, das Armen-Haus in der Alſer Gaſſe, das kaiſerliche Hoſpital, mit den Stiftungen für Knaben und Mädchen. Nach dieſen kam die geſammte Geiſtlichkeit mit ihren koſtbar ausgezierten Kreuzen in folgender Ordnung: Die Trinitarier, die Carmeliter, die Serviten, die Auguſtiner Barfüſſer, die Paulaner, die Barmherzigen Brüder, die Capuziner, die Auguſtiner von der Landſtraße, die Minoriten, die Franziscaner, die Dominicaner.

Die Canon. Regul. S. August.; die Pfarrgeiſtlichen zum Schotten Ord. S. Benedicti; die Chaos'ſchen Stiftknaben auf der Laimgrube; die Pfarrgeiſtlichen aus dem Bürgerſpital, Knaben und Mägdleins von unterſchiedlichen Stiftungen. Von der Kaiſerlichen Pfarr v. St. Michael Cleric. Regul. S. Pauli. Von dem Äuſſeren Stadtrathe, Königlicher Stadt- und Landgerichte

und dem Innern Stadtrathe; die Königl. Hofbedienten. Die Königl. Hofstaat, Cavaliere, Kämmerer und Minister. Die Pfarr bei St. Stephan; die Herrn Curaten und Domherrn. Die Wienerische Universität auf der Seite; dann die Herren Ritter des goldenen Vließes vor, neben und hinter dem Baldachin, worunter das Hochwürdigste Altars-Sacrament von dem Cardinal Erzbischofen (Kollonitz) getragen, und von Ihrer Majestät der Königin (Maria Thereſia, als Königin von Böhmen und Ungarn) in Begleitung Ihrer königl. Hoheit dero Herrn Ehegemalen (Franz, Großherzog von Toscana, nachmaliger röm. Kaiser Franz I.) und von denen Hofdamen begleitet worden. Den Beschluß machete eine Trupp Mannschaft von der allhiesigen Besatzung."

Zügenglöcklein (Das).

„Im Jahre 1707 hatte man in Wien auf obrigkeitliche Verordnung zum Troſt und Hülfe der sterbenden Personen ein Glöcklein verfertigt, welches in der St. Stephanskirche den 2. Nov. des Morgens von 5 bis 6 Uhr geläutet wurde, um anzuzeigen, daß mit demselben künftig auf jedesmaliges Begehren, wenn ein Mensch in den letzten Zügen liegt, ein Zeichen dreimal gegeben werden soll, damit die, welche es vernehmen, für den in Todesnöthen Liegenden zur Erlangung einer seligen Sterbstunde, ihr Gebet und Fürbitte verrichten können. Dieß ist gewiß eine merkwürdige Verordnung, die als ein aller Orten nachzuahmendes Exempel angesehen werden kann, auch vorhin war dieſes schon an anderen Orten üblich gewesen." So lautet eine gleichzeitige Nachricht vom Ursprunge dieser Glocke. Auch in früheren Jahrhunderten findet man manche Züge von Humanität, die uns heute noch zur Nachahmung dienen können. So untersagte Herzog Albrecht V. 1436, als eine gefährliche Seuche herrſchte, das Läuten des Sterbeglöckchens, „damit den Leuten davor keine Furcht und Grauen aufersteh."

Zweikämpfe.

Groß war der Unfug, der ehemals in Wien vorzüglich unter Ferdinand III. mit Zweikämpfen getrieben wurde, der so weit ging, daß die Gegner sich ohne Herausforderung auf offener Straße banditenartig anfielen.

Im J. 1681 wurden zwei vornehme Franzosen, der Graf von Francheville und der Maltheserritter Chevalier Machour, der erste durch den Baron Gera, der zweite durch den Piemonteser Marchese Fleri getödtet.

Ein Streit im Hazardspiele brachte dem Obersten Braida den Todesstoß von der Hand des schwedischen Grafen Horn. Der Kaiser setzte, um dem Unwesen abzuhelfen, über die Duellanten und den Secundanten die Strafe der Enthauptung, und für Inländer noch überdieß die Güter-Confiscation. Die aus falscher Ehre auch nur den Degen zum Zweikampfe entblößten, sollten am Pranger stehen.

Der Graf Rosenberg fiel unter dem Dolchstich des Abenteurers Rosen, seines Rivalen um ein Regiment, wie er eben von der Danksagung bei Hof nach Hause kehrend, aus der Kutsche stieg. Rosen entkam aus dem Gefängniße.

Noch unter Carl VI. waren diese Kämpfe sehr häufig. An diesen blutigen Streitigkeiten pflegten nicht nur die nach den Rauf-Satzungen beigezogenen Secundanten, sondern meistens auch alle Vorübergehenden Theil zu nehmen, so daß oft förmliche Kämpfe entstanden. Die unter Carl VI. zahlreich nach Wien gekommenen Spanier, Portugiesen und Niederländer waren es vorzüglich, welche solche Zweikämpfe veranlaßten und die wilde Lust daran erhielten. Bekannt ist auch die Ermordung des Grafen von Hallwyl durch den portugiesischen Bothschafter. Endlich

war die Duellomanie so hoch gestiegen, daß einst ein nicht unrühmlich bekannter General bei hellem Tage den Wagen eines fremden Gesandten anhielt, und ihn nöthigen wollte, sich alsogleich mit ihm zu schlagen, was nur durch den zufällig vorbeigehenden Hauptmann der damaligen Rumörwache (Polizei-Mannschaft) verhindert wurde, und daß sogar die Studenten und Handwerksburschen ihre Händel mit dem Degen schlichteten. Dieses Unfuges wegen wurde den Letztern das Tragen der Waffen bei schwerer Strafe untersagt.

Wenn es nicht durch historische Zeugnisse bewiesen wäre, so könnte man es kaum glauben, daß eine Wanderung in die Gegend der Kofrauengasse, beinahe im Angesichte der kais. Burg, vor 100 Jahren mit Lebensgefahr verbunden war. Allein anderwärts sah es in Sachen des Duellirens noch toller als in unserer — heute so friedlichen Stadt aus. In Frankreich z. B. war die Duellsucht fast zur Raserei gestiegen, so daß ganze Geschlechter gegen einander auftraten, und der Kampf nur mit der gänzlichen Niederlage einer Parthei endete. Bei solchen Gelegenheiten fielen oft die besten Freunde auf einander und brachen sich einer eingebildeten Ehre halber den Hals.

Zwettlhof.

Das runde einstöckige, unscheinbare, uralte Haus hat einem stattlichen vierstöckigen nach dem Plane des Baumeisters Leop. Mayer aufgeführten, 1841 vollendeten Gebäude weichen müssen, welches den gegenüberstehenden Domherrnhof, ebenfalls dem Wiener Erzbisthume angehörend, noch bei Weitem übertrifft. In unsern Tagen, wo die Wohnungsmiethen besonders in der Stadt von Tag zu Tag steigen, erhalten sie auch darin einen höhern Werth; man baut in den neuen Häusern höher Zimmer an Zimmer und in dem Grade, als die neuen Gebäude zunehmen, nehmen die Höfe ab, weil man mit jeder Quadratklafter Raum Wucher treibt. Anders verhält es sich mit diesem sogenannten neuen Domherrnhofe. Sein Hof bildet ein sehr geräumiges lichtes Oblong von vier Fenstern Breite, und da das ganze ebenerdige Geschoß zu Gewölbern verwendet wurde, versprechen diese bei der lebhaften Passage und bei ihrer lichten und großen Beschaffenheit den Miethern vielen Vortheil.

Der vorige Bau gehörte zu den ältesten Gebäuden der Stadt. Nach urkundlichen Nachrichten gründete der Protonotar Leopold des Glorreichen zwischen St. Stephan und seinem in der Wollzeile gelegenen Hause 1214 die nun verschwundene St. Catharina Capelle im Zwettlhofe. Eine in der Capelle angebracht gewesene Tafel lautete:

Anno ab incarn. Christi 1214 dominica proxima post festum S. Viti martyr. consecrata est haec capella in honorem S. Catharinae virg. et martyris, a venerabili patre Domino Manegoldo pataviensis ecclesiae episcopo.

Auch ein altes merkwürdiges Gemälde von einem unbekannten Meister war darin zu sehen; es stellte den Domherrn Joh. Gries, gestorben 1400, vor, in der von Rudolph IV. für das Domkapitel zu St. Stephan vorgeschriebenen Kleidung.

Dieses Haus war, so weit die Nachrichten reichen, das Eigenthum der alten ritterlichen Familie der Greifensteiner, von welchen es an Gundacker, Bischof zu Pasau und hierauf an den Abt Ebro von Zwettl gelangte. Als Herzog Rudolph der Stifter die von ihm 1339 errichtete Probstei von der Burgkapelle nach St. Stephan übertragen hatte, wohnte der Probst im dortigen Pfarrhofe (der heutige Bischofshof); die Dignitarien hatten eigene Häuschen auf dem Stephans-Freithof gegen die Schulenstraße und das deutsche Haus und die übrigen Domherrn bezogen

insgesammt den Zwettlhof, worin jeder eine Stube und eine Kammer hatte.

Herzog Rudolph ließ diesen Hof von dem Bürgermeister der Stadt, Hannold, von dem Rathsherrn Schuchler und andern Sachverständigen schätzen und da sie ihn auf 500 Pfund Pfennige anschrieben, so gab er 1361 den Zwettlern ein Haus gleichen Werthes auf dem Graben mit allen Gerechtigkeiten des alten Hofes.

Dieser Zwettlhof hatte, wie gesagt, die 1844 abgebrochene Capelle, der heiligen Catharina geweiht, welche der Passauer Domherr Ulrich, der Leopold des Glorreichen Kanzler war, gestiftet, und die Bischof Mangold im Jahre 1214 eingeweiht hatte. Sie war die älteste Capelle Wien's und ihr Caplan war auf einen Weingarten zu Grinzing und auf Grundzinse von Häusern am hohen Markt und in der Wehburggasse gestiftet.

Zwiebel (Baron), der Wiener-Volksnarr.

Unter allen Gebräuchen der Vorzeit gab es in mancherlei Hinsicht nichts Zweckmäßigeres als die Hofnarren, die bevorrechteten Spaßmacher oder Possenreißer von Amtswegen; heute aber sind die Laster und Schwachheiten der Menschen zu reizbar geworden, und Niemand hat mehr Lust seine Fehler unter der Geißel des Spottes zu büßen. Es gibt daher nichts gefährlicheres mehr in der Welt, als ein satyrisches Talent. Wer es besitzt, kann wohl noch Bewunderung erregen, wird aber selten geliebt und Niemand wird diese für jene hingeben. In früheren Zeiten konnte nur ein Witzling ein Narr sein, aber heute kann nur ein Narr noch ein Witzling, nämlich im Verstande der alten Narrheit ex officio sein wollen.

Ein Seitenstück zu den Hofnarren bildeten, ja bilden noch heute die sogenannten Volksnarren, welches meistens lustige Kauze sind, die eine bunte Jacke anziehen und mit der Schellenkappe jedem Gassengeher etwas vorklingeln, um irgend einen verborgenen Zweck zu erreichen. Einen Matador dieser lustig derben Menschengattung besaß die Hauptstadt vor einigen Dezennien in dem bekannten Narrenbattel, einem spekulativen Werth in Lichtenthal, dem seine Zoten und seine gegebenen und erhaltenen Stiche und Püffe stets Überfluß an Zuspruch verschafften.

Ein Volksnarr anderer Art war zur Zeit der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken ein gewisser Thanon (auch Tanon) gewöhnlich der arme Thanon genannt. Dieser Scherzmann lebte in Wien von der öffentlichen Wohlthätigkeit, er war Alt und Jung bekannt, und wurde zu vielen Adels- und Bürgerhäusern als lustiger Tischrath gespeiset, weil man sich in jenen verhängnißvollen Tagen durch Schnurren und Possen aufheitern wollte. Thanon besaß bei aller Dürftigkeit ein gewisses Schamgefühl, oder vielmehr einen Hang zum Großthun, der ihn bewog, seine Armuth zu verbergen. Oft bestand seine ganze Tagesnahrung in einem Stück Brod und einer Zwiebel, die er der Freigebigkeit und Mildherzigkeit einer Garköchin verdankte. Das hinderte den arglosen Windbeutel aber nicht, dem ersten besten Bekannten, der ihm auf der Straße aufstieß, eine pomphafte Beschreibung von einer reichbesetzten Tafel zu machen, welcher er bei diesem oder jenen Gönner beigewohnt habe. Wenn man ihm dann erinnerte, wie es denn komme, daß der Zwiebel aus seinem Munde heraus rieche, nachdem er so kostbare und aromatische Speisen genossen habe, so unterließ er nicht zu antworten, daß er nach jeder eingenommenen tüchtigen Mahlzeit etwas von dieser Erdfrucht zur Beförderung der Verdauung zu sich nehmen müsse, wenn sein Athem daher nach Zwiebel rieche, so könne man es ohne Weiters für eine entschiedene Sache annehmen, daß er mit dem großen Löffel gegessen

habe. Diese kindische Prahlerei verschaffte nun dem armen Thanon den Spitznamen des Herrn v. Zwiebel, woraus nach einiger Zeit sogar durch Alliteration seines Namens Thanon ein Baron Zwiebel wurde, worauf er sich nicht wenig zu Gute that. Eines Tags, als Thanon sich wieder einmal mit einer frugalen Zwiebel-Mahlzeit hatte begnügen müssen, zog ihm ein Bürger mit einer Stichrede auf, heute habe Thanon wieder einmal mit dem großen Löffel und zwar dort gespeiset, wo Schmalhanns Küchenmeister sei. Der Gefoppte blieb aber die Antwort nicht schuldig, und entgegnete dem Spötter, daß dieses allenfalls bei ihm gewesen wäre, bei dem die Kapauner Hufen trügen, und wo der Wein gepumpt und nicht gehoben werde; übrigens, fügte er noch hinzu, kann man ja auch bei Meister Schmalhanns mit dem großen Löffel essen, was so viel sagen will, als gar nichts essen, und daß dieses bei mir nicht der Fall ist, sagt euch der Zwiebelgeruch, den mein Mund von sich gibt und von dem ich euch versichern kann, daß mein Magen heute nichts verdauen würde, wenn ich den Zwiebel nicht zu mir genommen hätte.

Der arme Thanon nahm jedoch ein höchst bedauerliches Ende. Von Spaß und Possen lebte er und durch sie fand er auch einen jämmerlichen Tod.

Im J. 1683 bei der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken, hätte der 14. Juli, der erste Tag der Belagerung auch der letzte sein können, indem eine aus der brennenden Vorstadt Rossau, die am vorigen Tage von den Kaiserlichen bei der Annäherung des Feindes angezündet worden war, durch die Gewalt des Windes in den Schottenhof gebrachte Feuersbrunst, nicht nur die Kirche und das Kloster der Schotten und die nahe liegenden Traun'schen, Auersperg'schen und Palffy'schen Paläste verzehrte, sondern auch das Haus zu den drei Hacken (heute zum römischen Kaiser), das Zeughaus und die dort aufgehäuften großen Pulvervorräthe zu ergreifen drohte.

In der Nähe der furchtbaren Brandstätte befand sich auch der arme Thanon, der wie damals die ganze Welt mit Pistolen und Hängegewehre bewaffnet war. Verlockt durch einen Anfall von Scherz ließ er sich es beikommen, eine Pistole in die emporlodernde Flamme abzubrennen, um dem Feuer mit Feuer, wie er sagte, den Garaus zu machen. Das aufgebrachte Volk, welches das Feuer für das Werk einheimischer Verräther hielt, ergrimmte über diese Handlung Thanons; es fiel über ihn her, schleppte ihn über den Hof, durch die Bognerstraße, zum Peilerthore, wo neue Schaaren sich zugesellten, welche den armen Mißhandelten schon halbtodt durch das Paternestergäßchen auf den Petersfriedhof brachten, wo er auf eine unmenschliche Art getödtet wurde.

Man erkannte zwar bald nach verübter Gewaltthat den Ungrund des gegen den armen Thanon aufgetauchten Verdachtes; das unglückliche Opfer war aber gefallen, und konnte nur noch bedauert werden.

Zwölferdichter.

Im letzten Jahrzehend (1770 — 1780), der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, in welchem bekanntlich die erste Morgenröthe am Horizonte der vaterländischen dramatischen Kunst aufging, zählte die Hauptstadt Wien gerade zwölf dramatische Dichter, welches zur Entstehung des Sammelnamens der Zwölferdichter Gelegenheit gab, mit welchem Ausdrucke übrigens damals durchaus kein unedler Nebenbegriff verbunden war. Wir wollen diese zwölf Dichter, und die vorzüglichsten ihrer damals erschienenen theatralischen Stücke hier aufzählen, und bemerken dabei blos, daß die mit einem * bezeichneten auf dem hiesigen Hoftheater aufgeführt worden sind. — 1.) Hafner, Stadtgerichtsbeisitzer. (1. Die reisenden Komödianten, in einem Aufzuge. 2. Die dra-

mische Unterhaltung unter guten Freunden, in einem Aufzuge. 3. * Megära, oder die fürchterliche Hexe, zwei Theile, jeder in drei Aufzügen. 4. * Die bürgerliche Dame, in drei Aufzügen. 5. * Etwas zu lachen im Fasching, in drei Aufzügen. 6. * Der Furchtsame, in drei Aufzügen. 7. * Evakathel und Schwandi, ein lustiges Trauerspiel in zwei Aufzügen.) — 2.) Klemm, fürstl. Khevenhüller'sche Secretär. (1. * Philint und Cleone, ein Singspiel in zwei Aufzügen. 2. * Der Schuster ein Goldmacher, in drei Aufzügen. 3. Die seltene Zärtlichkeit, in zwei Aufzügen. 4. Der Besuch, in einem Aufzuge. 5. Alzimire, in einem Aufzuge. 6. Die Probe des Reichthums, in einem Aufzuge. 7. * Der Wettstreit, in zwei Aufzügen. 8. * Die Schule der Liebhaber, in drei Aufzügen. 9. * Die bürgerliche Heirat, in einem Aufzuge. 10. * Die Jagd, eine komische Oper in zwei Aufzügen. 11. * Die Recreation, in einem Aufzuge. 12. Daphne, in zwei Aufzügen. 13. Der Triumph Klarissens, in einem Aufzuge. 14. * Die Heirat wider die Mode, in drei Aufzügen. 15. * Die Wohlthaten unter Anverwandten, in drei Aufzügen. 16. * Die Frau, wie man sie selten findet, in fünf Aufzügen.) — 3.) Hoofeld, k. k. Rechnungs-Officier. (1. * Die Haushaltung nach der Mode, in drei Aufzügen. 2. * Die Liebhaber nach der Mode, in drei Aufzügen. 3. * Julie, in drei Aufzügen. 4. * Der Geburtstag, in zwei Aufzügen. 5. * Der Bauer aus dem Gebirge, in drei Aufzügen. 6. * Tom Jones, in fünf Aufzügen.) — 4.) Herr von Aprenhoff, Oberstlieutenant. (1. * Aurelius, Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. * Hermann und Thusnelde, Trauerspiel in fünf Aufzügen. 3. * Der Postzug, oder die neuen Passionen, Lustspiel in zwei Aufzügen. 4. * Die große Batterie, Nachspiel.) — 5.) Jester, Secretär des preußischen Gesandten. (1. * Das Duell, in einem Aufzuge. 2. * Vier Narren in einer Person, Parodie.) — 6.) Stephanie, der Jüngere, Schauspieler. (1. * Die Werber, Lustspiel in fünf Aufzügen. 2. * Die abgedankten Officiers, Lustspiel in fünf Aufzügen. 3. * Die Wohlgeborne, Lustspiel in fünf Aufzügen. 4. * Die Wirthschafterin, Lustspiel in zwei Aufzügen. 5. * Gräfin Freienhof, Drama in fünf Aufzügen. 6. * Die Kriegsgefangenen, Drama in fünf Aufzügen.) — 7.) Petzel, Secretär des Grafen Cobenzl. (1. * Die bedrängten Waisen, Drama in fünf Aufzügen. 2. * Die Hausplage, Lustspiel in fünf Aufzügen. 3. * Pariko, Trauerspiel in einem Aufzuge.) — 8.) Müller, Schauspieler. (1. * Der Ball, oder der versetzte Schmuck, Lustspiel in zwei Aufzügen. 2. * Stirbt der Fuchs, so gilt sein Balg, Nachspiel in einem Aufzuge. 3. * Die unähnlichen Brüder, Lustspiel in fünf Aufzügen. 4. * Gräfin Tarnow, Drama in fünf Aufzügen.) — 9.) Baron von Gebler, k. k. wirklicher Staatsrath. (1. * Das Prädicat, Lustspiel in drei Aufzügen. 2. * Die fünf Theresen, Nachspiel. 3. * Die Freunde des Alten, Lustspiel in drei Aufzügen. 4. * Die Kabala, oder das Lotterieglück, Lustspiel in einem Aufzuge. 5. * Die Witwe, Lustspiel in zwei Aufzügen. 6. * Der Stammbaum, Lustspiel in fünf Aufzügen. 7. * Der Minister, Drama in fünf Aufzügen. 8. * Clementine, Drama in fünf Aufzügen.) — 10.) Herr von Brahm, Secretär beim schwed. Gesandten. (1. * Emilie, in drei Aufzügen. 2. * Der ungegründete Verdacht, in einem Aufzuge.) — 11.) Stephanie der Ältere, Schauspieler. (1. * Die neueste Frauenschule, oder was fesselt uns Männer? Lustspiel nach dem Englischen, in fünf Aufzügen. 2. * Die Liebe in Corsika, Drama in fünf Aufzügen. 3. * Die Wahl, Vorspiel in einem Aufzuge.) — 12.) Herr von Kessler, k. k. Hofkammer-Concipist. * Hanchen, ein Orginal-Lustspiel in fünf Aufzügen.)

Druck von A. Pichler's Witwe.